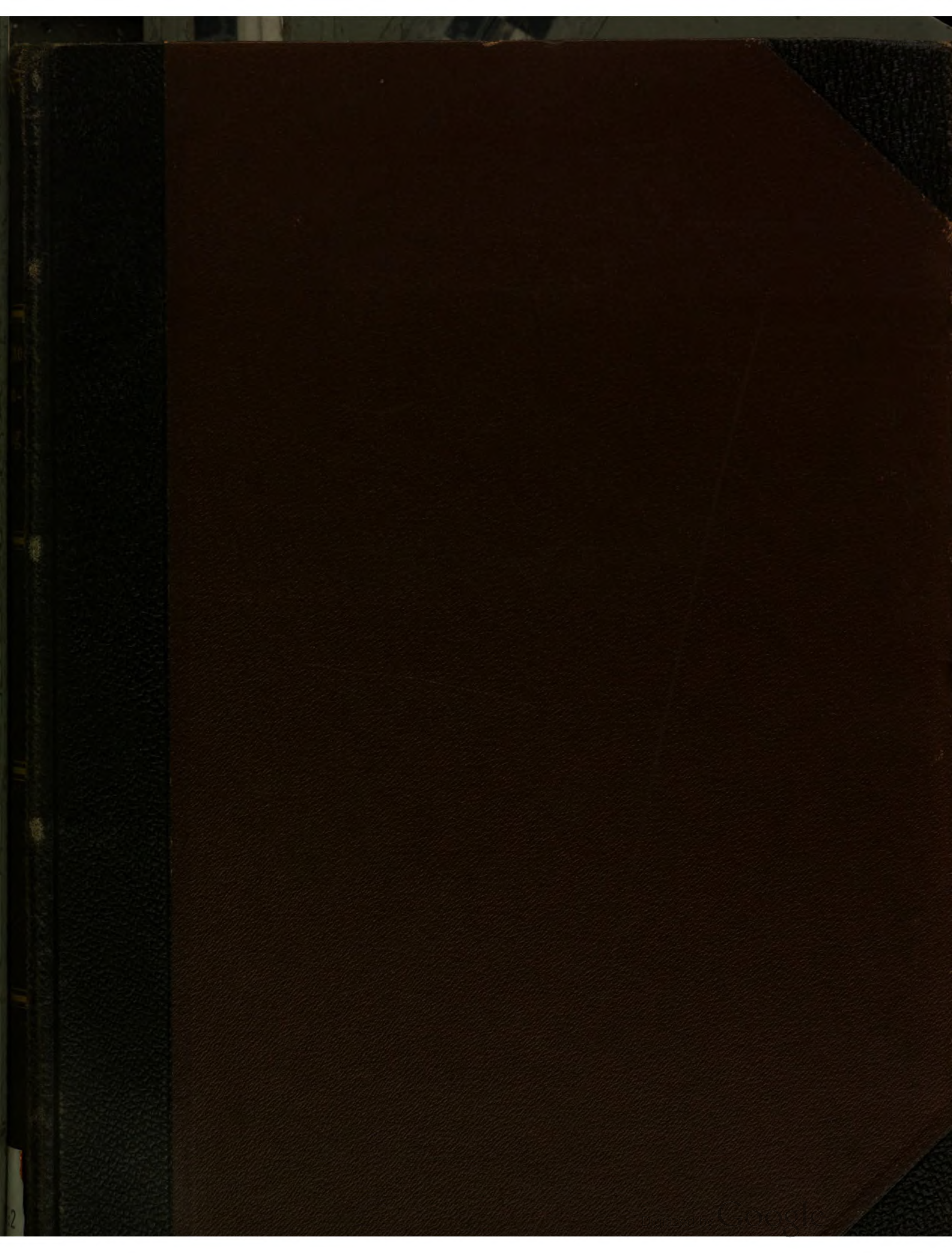
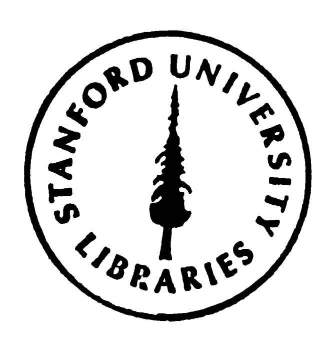



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

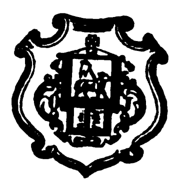


Deutsche

Roman-Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang. 1896.

Zweiter Band.



Berlin, 1896.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Litteratur.

Vermischtes.

Briefkasten.

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 14.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

Erstes Kapitel.

Ein Jakobiner am unrechten Orte.

„Er wird es nicht wagen —!"

„Aber seht doch, er kommt wirklich —!"

Die beiden dienstbeflissenen Geister, die am Eingang des Café Foy standen, stoben auseinander; der junge Mann, der hastig eintrat, und der schon etliche Zeit ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, schritt über die Schwelle und rief, sich an einen der kleinen Tische setzend, nach einem Kaffee und einem Liqueur.

Bei seinem Eintritt blickten sich die Gäste untereinander an, der Wirt sah seine Kellner an, und die Kellner musterten den Fremdling mit erstaunt ängstlichen Blicken.

Offenbar erregte diese neue Erscheinung hier allgemeines Befremden.

Der junge Reisende — denn daß er das war, sah man an dem eisengrauen Mantel mit rundem Kragen, den er übergeworfen hatte, sowie an dem Staub, der noch auf diesem Mantel und den eleganten, weichen Stiefeln lag — der junge Reisende trug ein braunes Gewand mit großen Knöpfen, ein Spitzenjabot, auf dem runden Hut die Kokarde mit den Nationalfarben, und einen roten Kragen, der von den kurz geschnittenen blonden Haaren abstach.

Wer in diesem Kostüm, das ihn als fanatischen Jakobiner dokumentierte, in den Maitagen von 1795 ins Café Foy trat, das wegen seiner contre-revolutionären Umgebung bekannt war, der konnte sich sehr bald auf äußerst unliebsame politische Auseinandersetzungen gefaßt machen.

Es konnte ihm leicht gehen wie dem Bürger Rapet, der neulich im Café de Chartres von den Muscadins ergriffen wurde, und dem mit einem Knotenstock der Schädel eingeschlagen wurde, so daß Gehirn und Blut auf den Boden spritzten, und man nachher Mühe hatte, den Estrich für die übrigen Gäste wieder zu reinigen — einfach deshalb, weil er einen roten Kragen trug.

Für derartige Unterbrechungen seines Geschäftes schwärmte der Wirt des Café Foy ebenfalls nicht.

Es war damals der Krieg der grünen und der roten Kragen in Paris. Der grüne Kragen — das ist die Jeunesse dorée, die contre-revolutionäre Jugend — der rote Kragen, das ist die seit dem neunten Thermidor besiegte und gedemütigte Partei, die Jakobiner.

„Die Muscabins werden wiederkommen! Vor einer halben Stunde erst — Sie sind nach dem Boulevard hinaufgezogen!" flüsterte der eine Kellner mit angsterfülltem Blick seinem Herrn und Gebieter zu.

Der Wirt zuckte ärgerlich die Achseln. „Geh auf den Platz hinaus und gieb acht," raunte er ihm zu, „damit man aufpassen kann, wenn sie wiederkommen."

Draußen auf der Straße wurden Zeitungen ausgerufen. Es war die Abendstunde, in der die noch druckfeuchten Blätter eben die Expedition verließen. Die warme Luft des Sommerabends lockte die Pariser scharenweise nach draußen, um sich von des Tages Last und Mühe zu erholen — und unter ihnen fanden die jungen und älteren Zeitungsausrufer, diese „Schmeißfliegen der Politik", zahlreiche und eifrige Käufer.

„Le Soir! Le Soir! Le Messager! Courrier de Paris!"

„Dacht ich mir's doch!"

Dieser Ausruf, der halblaut den Lippen des Patrons entschlüpfte, galt dem jungen Reisenden — er war aufgestanden und hatte den „Accusateur public" gekauft, das geistreiche Oppositionsblatt, das alle Maßregeln des Konvents aufs härteste mitnahm und das zwischen Brudermord und schwerem Einbruch kein Verbrechen wußte, das sie diesem nicht vorwarf. —

„Ihr findet die neueste Rede des Bürgers Boissy d'Anglas darin," sprach in einschmeichelndem Tone

der bedienende Geist, der das Blatt in der Hand des Reisenden sah, und der es für angebracht hielt, ihn ein wenig auszuforschen, „die Patrioten sind entzückt davon. Ihr werdet schon die Proklamation gelesen haben, die heute morgen an die Sektion St. Antoine erlassen ist.“

Der Reisende hob den Kopf und sprach in gleichgültigem Tone:

„Ich bin seit zwei Stunden in Paris. Ich weiß von nichts. In Melun, wo ich heute morgen mit der Post abreiste, erzählte man mir, es wäre endlich ruhig hier.“

Der Garçon sah ihn verständnisinnig an. „Ah, Ihr kommt aus der Provinz, Bürger — dann allerdings —“

„Was giebt es denn Neues?“ fuhr jener hastig fort, seine Tasse Kaffee schlürfend — er sprach kurz und abgerissen, wie einer, der gewohnt ist, daß andere ihm zuhören.

„Nun, die Haussuchungen nach den Tumulten neulich, Ihr wißt ja —“

Jener schüttelte nochmals den Kopf.

„Ich bin seit fünfzehn Monaten das erste Mal wieder in Paris. Ich finde es sehr verändert!“ Das letzte brachte er mit einem gewissen verbissenen Ausdruck wie unwillig zwischen den Zähnen hervor.

Der Garçon musterte ihn forschend. „O, seit fünfzehn Monaten, Bürger! Seitdem hat sich hier auch allerlei zugetragen!“

Das war richtig. In diesen fünfzehn Monaten hatte Paris zwei Revolutionen und drei Aufstände erlebt.

Wenn man seit fünfzehn Monaten nicht hier gewesen ist, dann erklärt sich allerdings auch das Gehaben des jungen Reisenden.

Dieser, den Kopf in die Hand gestützt, warf einen raschen Blick durch das Café und über die anwesenden Gäste. Sein Gehirn, das offenbar ermüdet war, überreizt von den Eindrücken der Reise und des langen Aufenthalts in der Fremde, schien mit Wohlgefallen bei der einfachen, vornehmen Eleganz zu verweilen, die dies Café auszeichnete ... Die Thüren waren offen, und die warmen Lüfte des Maiabends strichen ungehindert herein. Die Wachskerzen der beiden Kronleuchter bestrahlten die weißen Medaillons auf blauem Grunde, welche die Wände zierten, die schmalen Goldleisten der Spiegel, die kleinen Tische von Acajou-Holz, an denen die Gäste saßen und lasen oder spielten oder sich unterhielten. An der Wand rechts sah man noch eine Büste der Freiheitsgöttin, aber bereits ohne die rote Mütze, die noch bis vor zehn Monaten ihr Haupt geschmückt hatte. Die Freiheitsgöttin mußte auch allen Wandel der Politik mitmachen ... Und die rote Mütze war nicht mehr ganz zeitgemäß, ebensowenig wie die Kokarde, die der junge Jakobiner ostentativ an seinem Hute trug.

„Es hat hier noch heute morgen allerlei abgegeben,“ begann der Garçon von neuem, einem Winke seines Patrons gehorchend, „die Muscadins durchstreifen um diese Zeit die Gegend bis zum Jardin Egalité, Bürger —“

Der junge Mann lächelte spöttisch. Sein mageres, knochiges Gesicht, das einen auffallend frischen weißen Teint hatte, die lebhaften hellblauen Augen, der lange blonde Schnurrbart — alles das gab ihm einen Ausdruck von Sicherheit und Selbstvertrauen, der zu seinem übrigen Benehmen paßte.

„Ich denke, Ihr sagtet mir, daß jetzt alles ruhig wäre?!“

„O ja, aber trotzdem — Ihr wißt, wenn sie eine rote Kokarde bemerken —“

„Was treibt der Bürger Babeuf jetzt eigentlich?“ fragte jener, ihn ohne weiteres unterbrechend, „man hörte seit lange nicht von ihm sprechen.“

„Der Bürger Babeuf ist seit drei Monaten verhaftet,“ antwortete der Patron, sich ins Gespräch mischend — ihm kam die Frage des Fremden nach dem bekannten Terroristen verdächtig vor, „die Regierung ließ ihn erst nach Arras schaffen, glaub' ich, jetzt ist er aber wieder hier.“

„So, ist er wieder hier? Verhaftet?“ Ein Zucken der Ungeduld bewegte die Mundwinkel des jungen Mannes.

„Verhaftet!“ murmelte er halblaut vor sich hin. „Sie werden ihn sobald nicht wieder los lassen!“ Er stand da, sich leise auf den Sohlen wiegend, das Auge in die Ferne gerichtet, als ob er da etwas suche. Dies Auge hatte einen wilden, begehrlichen und zugleich verschlossenen Ausdruck, das wahre Auge des Fanatikers oder Eroberers.

„Ihr kommt aus dem Süden, Bürger?“ bemerkte der Patron, der allerhand Sprachanklänge bei dem Reisenden bemerkt und gehört hatte, daß er heute von Melun aufgebrochen sei.

Jener nickte. „Ich war vor elf Tagen in Aix,“ sprach er, „es sieht schauderhaft aus da. Die Leichen liegen auf den Straßen, werden nicht fortgeschafft und nicht begraben. Die Weißen ziehen in Banden umher und erwürgen die Patrioten, wo sie ihnen in die Hände fallen. Alle Gefängnisse im Süden werden erbrochen, und die Rhone strömt rot von Blut. In Toulon sind im vorigen Monate vierhundert Patrioten ergriffen, ans Meer geschleppt und von der Klippe hinabgestürzt worden, daß sie an den Felsen zerschellten.“

Die Gäste des Cafés horchten auf. Der Bericht des Ankömmlings begann sie zu interessieren. In jener Zeit war ein Reisender mit frischen Neuigkeiten dasselbe wie eine sensationelle Depesche heute.

„Hm! Erst haben die Roten die Weißen mitrailliert — jetzt versalzen ihnen diese die Suppe!“ bemerkte halblaut einer der Zuhörer mit bitterem Lächeln.

„Und hier berät der Konvent über Dankfeste und Leichenreden — als ob nichts anderes zu thun wäre!“

„Als ob die Nachricht von alledem nicht schon länger hier sein müßte!“

Der Ankömmling wandte sich mit sarkastischem Lächeln und mit einer halben Verneigung, die den Mann von guter Erziehung erkennen ließ, zu dem, der zuletzt gesprochen hatte.

„Ihr irrt Euch, Bürger,“ sprach er, „die Nachricht von alledem kann unmöglich schon hier sein. Es

sind drei Kuriere der Regierung ermordet worden seit zwei Monaten, so unsicher sind die Straßen. Vor Lyon blieb ich mit meinem Wagen stecken; alle Wege sind in einem derartigen Zustande, daß man nicht vorwärts kann. Ich bin mit Armeepferden gereist, die ich bei der Armee von Italien requiriert hatte. Die Zustände dort sind noch schlimmer als auf dem flachen Lande."

„Ah, Ihr wißt Neues von der Armee von Italien?" Der, der diese Frage that, war ein junger Mann, den der Reisende erst jetzt bemerkte. Er saß in einer Ecke, allein, halb hinter einer Zeitung verborgen, die er jetzt fallen ließ, und über die hinweg er ein Paar dunkle aufmerksame Augen auf den Ankömmling richtete.

Dieser musterte den Interpellanten schweigend. Seine Lippe kräuselte sich leicht geringschätzig, denn als etwas Besonderes kam ihm jener nicht vor. Der blaue Überrock, den er trug, war derartig abgenützt, daß er an mehreren Stellen glänzte, der Hut, etwas eingedrückt, hatte offenbar schon lange Dienste gethan. Das kastanienbraune Haar, das darunter hervorquoll, war zwar gepudert, aber schlecht in Ordnung; zwei lange Strähnen, die „Hundsohren", wie sie die Mode erforderte, fielen auf die Schulter herab, auf einen Kragen, der unordentlich war und schlecht saß, wie alles an der mageren und dürftigen Gestalt. Unter dem Überrock bemerkte man die dunkelblaue Offiziersuniform; eine schmale, gezackte Goldtresse verriet einen höheren Rang.

Das Gesicht dieses jungen Mannes, der sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, war mager, krankhaft blaß, seine Hände, die nervös den Rand der Zeitung zerknitterten, lang und ungepflegt; sie mochten lange keine Handschuhe gesehen haben.

„Ein verabschiedeter Offizier, wie sie seit dem Thermidor auf allen Straßen herumliegen," dachte der Reisende bei sich, „dieser scheint schon ziemlich heruntergekommen zu sein."

„Ihr wißt Neues von der Armee von Italien?" wiederholte jener seine Frage.

Er sprach mit stark italienischem Accente; sein dunkler Teint, seine kleine unscheinbare Figur ließen darauf schließen, daß er dem Lande Dantes und Ariosts angehöre.

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Ich kann Euch wenig Gutes sagen, Bürger. Die Weißröcke haben noch ihre alten Stellungen bei Ceva. Die Unserigen können nichts unternehmen, die Armee hat kein Brot, die Soldaten haben keine Schuhe, die Kanonen sind ohne Bespannung —"

„Ah!"

Ein halb unterdrückter, zorniger Ausruf. Jener warf das Zeitungsblatt auf einen Stuhl; es kam wie ein Blitz aus seinen tief dunkelblauen Augen.

„Ich kann Euch den letzten Armeebefehl des Generals Kellermann zeigen, worin das Kommando selbst eingesteht, daß es nicht mehr ein und aus wisse. Wartet einmal —"

Und der Reisende kramte, in seiner Rocktasche suchend, in allerlei Papieren, die er hervorzog. Der Patron und sein Angestellter warfen neugierige Blicke darauf. Es schien alles mögliche darunter zu sein, Drucksachen, amtliche Papiere, Siegel. Besonders ein etwas defekt aussehendes Bändchen in dem damaligen Paß-Format erregte ihre Aufmerksamkeit. Wären sie imstande gewesen, hineinzublicken und die erste Seite umzuwenden, so hätten sie da folgendes gefunden:

André Theurille,
28 Jahr, Advokat, Kapitän der Nationalgarde, 31. Regiment der Stadt Paris, Angehöriger der Sektion Contrat-Social. Reist in besonderer Mission.

Allen Civil- und Militärbehörden wird aufs strengste anbefohlen, ihm jeglichen Vorschub zu leisten.

Gruß und Brüderlichkeit.

Sicherheitsausschuß.

Folgten die Unterschriften der Mitglieder des Komitees — Namen, deren Träger seitdem fast sämtlich guillotiniert oder im Exil waren. Das Schriftstück war datiert vom Germinal des Jahres II, das heißt vom März 1794 alten Stils.

Der junge Mann wandte diesen Paß flüchtig mit den anderen Papieren um — er suchte die Proklamation, von der er dem Offizier gesprochen hatte —

In diesem Moment stürzte der Garçon herein, den der vorsorgliche Wirt auf Posten gesandt hatte.

„Die Muscadins! Die Muscadins kommen! Es sind dieselben, die schon da waren!"

„Um Gottes willen, Bürger — rettet Euch!"

Die Gäste des Cafés blickten sämtlich den jungen Jakobiner an. Sie waren gespannt, wie er sich aus der Affaire ziehen würde.

„Bürger, ich rate Euch, Euch in Sicherheit zu bringen," sprach der Offizier, der ihn angeredet hatte, kalt. „Es sind zwanzig auf einen."

„Sie schonen niemand — es ist um Euch geschehen, wenn sie Euch hier treffen," bemerkte der Wirt, dessen Furcht vor der bevorstehenden Scene sich auf seinem blassen Gesicht deutlich verriet.

Theurille hatte sich erhoben, die Hand auf den Säbel gelegt, den er wie fast alle Reisenden damals unter dem Mantel trug. Er stand einen Augenblick horchend da. Es schien, als wolle er in der That Widerstand leisten.

In der Gegend vom Faubourg Montmartre her hörte man Lärm, Zurufe, das Nahen eines größeren Trupp Menschen.

„Hm! Es sind zwanzig auf einen," murmelte er halblaut vor sich hin, „und zudem habe ich noch auf anderes Bedacht zu nehmen —" Und rasch zu dem furchtbebenden Kellner gewandt, rief er: „Die Rechnung!"

Kaffee und Liqueur — Er bezahlte 46 Livres, das heißt etwa 45 Franken nach heutigem Gelde. Man bezahlte damals in Assignaten. Für die einstündige Droschkenfahrt, die den jungen Reisenden vom Postgebäude nach dem Centrum der Stadt brachte, hatte er 200 Livres bezahlt.

Theurille warf hastig ein paar grauweißliche Scheine auf den Tisch, sah noch einmal nach dem Säbel, den er an einem Gurt um den Leib trug,

und verschwand eiligst unter dem Eingang, nachdem er dem Wirt noch zum Abschied zugerufen hatte: „Lebt wohl, Bürger — und besten Dank für Eure Warnung!“

Die Gäste blickten ihm nach — mit jenem Interesse, das unbeteiligte Zuschauer an einem voraussichtlich blutigen Drama immer nehmen.

Theurille eilte gerade um die nächste Straßenecke, als der Trupp der Muscadins ankam. Die meisten erblickten ihn noch. Etliche stürmten in das Café, wo sie ihn hatten herauskommen sehen, und wo sie vielleicht noch einige Gesinnungsgenossen des Jakobiners vermuteten.

Es waren lauter junge Leute, den besseren Ständen angehörig, in langen Gewändern, mit Kragen von grünem Sammet, in großen Stiefeln à la Leuthrand — etliche mit jener riesenmäßigen weißen Krawatte, wie sie der damalige Dandy trug — alle mit den Knotenstöcken bewaffnet, die zu ihrem politischen Glaubensbekenntnis gehörten — die „vollziehende Gewalt“ nannte das Witzwort des Tages diesen Knotenstock.

„Laßt uns ihm nach! Hier um die Ecke —!“

„Nieder mit den Jakobinern!“

Ein Haufe durchsuchte das Café, disputierte mit dem Wirt und sprach auf die Kellner ein, die angstbebend ihre Unschuld beteuerten. Sie wollten sich ihr edles Wild jedenfalls nicht entgehen lassen. Ein Jakobiner — das versprach eine interessante Treibjagd.

„Seit drei Tagen haben wir keinen Roten zur Ader gelassen, es ist Zeit, ihnen den Kragen ein bißchen aufzufärben!“ rief einer von ihnen unter wildem Gelächter, indem er seinen Stock schwang.

Sie verließen eiligst das Café, während der Wirt, der froh war, sie loszuwerden, sie unter tausend Höflichkeitsbezeugungen bis auf die Straße geleitete. Er achtete nicht viel darauf, daß der wilde Haufe im Eintreten zwei Porzellanvasen zertrümmert hatte, die auf Postamenten neben der Thür standen.

François, der ältere von den beiden Kellnern, fegte mit einem Seufzer die Trümmer der beiden Gefäße zusammen und sprach, während er den davoneilenden jungen Leuten nachsah, vor sich hin: „Was für eine schöne Sache wäre die Politik, wenn nicht immer so viel dabei zerschlagen werden müßte!“

Woraus man sieht, daß François wie viele seiner Kollegen entschiedene Anlage hatte, in seinem Berufe ein Philosoph zu werden.

Währenddem machten sich die Muscadins an die Verfolgung Theurilles.

Zweites Kapitel.

Medea oder Ariadne?

Der junge Jakobiner eilte in voller Hast die Rue du Faubourg Poissonnière hinab, bog in die Rue Richelieu ein und hoffte, indem er den Weg nach den Quartieren an der Seine einschlug, seinen Verfolgern zu entgehen. Diese blieben ihm jedoch immer dicht auf den Fersen. Ein Glück für den Flüchtling war, daß die Dunkelheit in diesen wenig belebten Straßen ihn schützte. Im damaligen Paris waren bei weitem nicht alle Straßen des Abends beleuchtet, und wo dies geschah, hatten die Bewohner auch oft wenig davon, denn bisweilen wurden in einer Nacht sämtliche Laternen einer Straße geraubt. Polizei gab es nicht mehr seit dem Aufhören der alten Regierung, und die Passanten waren dann auf das Licht angewiesen, das aus den zahlreichen Kaufmannsbuden kam, die noch des Nachts offen waren.

Die Vorübergehenden und die Anwohner der Straße kümmerten sich wenig um den Flüchtling und die Schar, die hinter ihm hereilte. Des Nachts war jeder nur auf seine eigene Sicherheit bedacht.

Es gelang Theurille, indem er, um eine Ecke biegend, in den Thorweg eines alten Hauses schlüpfte, einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Muscadins zu täuschen. Vorsichtig wartete er eine Weile, bis er sich wieder hervorwagte und seinen Weg, durch vorspringende Balkone, Thorfronten und altertümliche Anbauten hier gedeckt, fortsetzte. Auf dem Platz vor einem größeren Gebäude machte er Halt und orientierte sich. Er fand sich vor dem Elysée, demnach nicht mehr weit vom Revolutionsplatz entfernt.

Theurille stand erschöpft, Atem holend, eine Weile still. Er überlegte sich, ob dieser unvermutete Angriff am Ende gar kein so zufälliger sei.

„Sollten sie es sein? Sollte man wissen, daß ich —?“

Da belehrte ihn ein gellendes Pfeifen, daß seine Verfolger in der Nähe seien. Sie hatten sich in zwei Haufen geteilt, um ihn zu umzingeln. Der eine, der von der Rue St. Honoré her kam, stürmte mit lautem Geschrei auf ihn ein.

Der Flüchtling besann sich jetzt nicht länger, sondern floh in Eile die Champs Elysées hinauf.

Es war jedoch klar, daß diese Jagd nicht mehr lange dauern konnte. Theurille, von der Reise, die er hinter sich hatte, erschöpft, ermüdet, fühlte seine Knie wanken, seinen Atem keuchend aus der Brust gehen. Sein Auge, das die Mörder dicht hinter sich sah, durchirrte angstvoll die Gebüsche und Anlagen dieser Gegend, ob sich ihm nicht irgendwo ein Zufluchtsort böte.

Die Champs Elysées waren damals nicht das, was sie jetzt sind, das heißt, die prächtigste Promenade Europas. Die Stadt hatte hier bereits gänzlich aufgehört, villenartige Landhäuser unterbrachen von Zeit zu Zeit die Einsamkeit. Prächtige alte Bäume und dichtes Unterholz erweckten den Eindruck eines großen Parks, den man jetzt frei wachsen ließ, nachdem noch vor fünfzehn Jahren die Bäume sämtlich in der klassischen Weise Lenôtres zugeschnitten gewesen waren. Mitten hindurch ging die Allee des Veuves mit ihren Ziegeldächern, ihren epheubewachsenen Fassaden, ihren alten Baracken; man glaubte vollkommen auf dem Dorfe zu sein. Indessen war hier nichts von ländlicher Unschuld zu spüren, denn hier im Freien vor den Thoren logierte in den Sommernächten alles Gesindel der Hauptstadt, und ein Mord war hier eine Sache, die so wenig Aufsehen erregte wie eine zu Boden fallende Kastanie.

Theurille lief, so rasch ihm seine erschöpften

Kräfte erlaubten, zwischen zwei schmalen, weißen Gartenmauern dahin, die ihn kurze Zeit den Blicken der Verfolger entzogen, und die auf eine kleine Thür führten. Er stieß sie auf, ohne zu wissen, wo er war, zu wem er gelangte — nur mit dem Gedanken, hier Rettung, Schutz zu suchen, gleich dem gehetzten Wilde, das nicht mehr ein noch aus weiß.

„Rettet mich! Verbergt mich irgendwo! — Man ist mir dicht auf den Fersen!"

Eine junge Person, offenbar eine Dienerin, mit einem Licht in der Hand, die gerade von der Terrasse des kleinen Landhauses herabsteigen wollte, floh entsetzt, als dieser Mann auf einmal aus dem Dunkel so plötzlich vor ihr auftauchte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und stürmte ins Haus hinein.

Theurille eilte ihr nach.

„Madame! Madame!"

„Verratet mich nicht! Ich beschwöre Euch — Um Gottes willen, nehmt Euch meiner an! Ihr seht doch, daß ich kein Räuber bin!"

Hastig, drängend, mit Worten und Gebärden bemüht, ihr Vertrauen einzuflößen, stieß er sie vorwärts auf dem Vorplatz nach dem schmalen Flur hin, der in die inneren Gemächer des Hauses zu führen schien.

Auf einmal öffnete sich eine Thür; eine junge Frau erschien in langem, hellblauem Gewande, einen Leuchter in der Hand. Sie starrte betroffen auf diese unerwartete Scene.

„Was ist, Jeanette? Ich höre Lärm und Geschrei im Garten."

„Madame — hier —"

„Bürgerin, ich bitte Euch um Euren Schutz," nahm Theuriile selbst das Wort, mit einer bittenden Gebärde sich an die junge Frau wendend, „man verfolgt mich. Ein Haufe junger Leute, der schon in der Stadt hinter mir her war, und der mich bis vor Eure Thür gehetzt hat —"

Er hielt inne, er mußte Atem holen. Sein Blicke hefteten sich gespannt auf das weiße vornehme Gesicht mit den dunklen Augen, das, grell beleuchtet von dem massiven Leuchter, ihn ansah.

Seine Sprache und sein Aussehen überzeugten sie, daß es sich um keinen Verbrecher oder Übelthäter hier handele. Sie machte, das Licht in der Hand, eine Bewegung nach dem Fenster hin und sah in das Dunkel hinaus.

„Sie wollen Euch töten?" fragte sie mit gedämpfter Stimme, der Dienerin einen Wink gebend, die sich zurückzog.

„Ich bin verloren, wenn man mich findet. Ihr wißt, wie es jetzt in der Stadt ist; man schlägt einen Menschen tot, wenn einem sein Rock oder sein Hut nicht gefällt."

„So kommt mit mir!"

Sie ging ihm voran, nachdem sie noch einen Augenblick gelauscht hatte; Stimmengeräusch und die Rufe klangen gedämpft herüber — die Verfolger waren, wenn sie auch vor dem Hause Halt gemacht hatten, noch in der Nähe.

Theuriile folgte seiner Führerin durch den Vorsaal, über einen langen Gang, dann durch ein größeres Zimmer, das in sogenanntem etruskischem Geschmack ausgestattet war — er bemerkte Basreliefs, Tauneaux, die von Silber eingerahmt waren, Kandelaber von korinthischer Bronze, die in einer Ecke standen — eine gewisse öde und leere Pracht herrschte hier; die Einrichtung der Räume war dürftig, wenn auch elegant — es sah aus, als ob hier lange niemand gewohnt hätte.

Seine Führerin und ihre Zofe schienen die einzigen Bewohner des Hauses zu sein; es blieb alles totenstill, keine Spur anderer Bewohner machte sich bemerkbar.

Theuriile sah wie im Traum, wie im Bann eines seltsamen Abenteuers, immer vor sich diese weiße, kräftige Hand, die den Leuchter umspannt hielt, das halb im Schatten liegende Antlitz, das blonde Haar, das sich im Nacken kräuselte — er spürte den Duft einer eleganten Frau.

„Wer ist das?" fragte er sich, „und wo bin ich hier hingeraten?"

„So — hier seid Ihr in Sicherheit, Bürger!"

Sie stellte das Licht auf einen Tisch; er fand sich in einem kleinen Ecksalon, abseits, an der Hinterfront des Gebäudes gelegen; einfach möbliert, mit jener frostigen Eleganz, die er hier überall bemerkt hatte.

„Tausend Dank — Laßt mich Euch von Herzen danken! Ihr rettet mir vielleicht das Leben!"

Der junge Mann hatte ihre Hände ergriffen und preßte sie an seine Lippen.

Ein leichtes Lächeln ging um ihren Mund, wie wenn sie den Dank abwehre — zugleich etwas wie Betroffenheit über die Bewegung, über den leidenschaftlichen Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes.

„Sie müssen sich etwas entfernt haben —" sprach sie lauschend, „man hört sie nicht mehr. Ihr seid hier einstweilen sicher. Ihr kommt aus der Stadt, sagt Ihr?"

„Sie entdeckten mich im Café Foy," erwiderte Theuriile, „Ihr wißt, wie es jetzt überall ist — Seit den letzten Unruhen ziehen die Muscadins in der ganzen Stadt in Banden umher und belästigen all' und jeden."

„Ja, ja —" sprach die junge Frau unruhig. „Sie waren hier draußen auch — es hat hier schon oft Lärm genug gegeben. Darum wollte Euch meine Dienerin nicht einlassen — sie hielt Euch jedenfalls für einen Wegelagerer oder Unruhstifter —"

Sie richtete sich gerade auf, indem sie nochmals einen letzten, prüfenden Blick auf Theuriile warf. Ihre ganze Haltung, ihr Auge hatten etwas, was dem jungen Mann Reserve auferlegte.

„Eine Aristokratin — eine Aristokratin von reinem Blut —" das war sein erster Gedanke, als er sie jetzt genauer ansah. Die schlanke Gestalt mit dem hellblonden Haar, der Ausdruck leiser, geringschätziger Müdigkeit, der über dem ganzen Gesicht lag, und vor allem die Hände, diese Hände, die so weiß und so wohlgeformt waren, daß man jede feine blaue Ader daran durchschimmern sah — dies alles sprach allzu deutlich — Ihr Teint hatte etwas Undefinierbares, jenen Rosa-Anhauch, der so zart, so hingehaucht scheint, daß er dem ganzen Gesicht

bisweilen einen anderen Anstrich giebt — es war die Farbe, wie man sie im Westen, in der Bretagne, zuweilen findet — ein Meerhauch über dem dunklen, leicht erregbaren Blute der Französin. Nur die Augen paßten nicht dazu, diese großen, tiefen, dunkelgrauen Augen, die etwas Unruhiges, Flackerndes, Nervöses hatten, das man auch an dem raschen Zucken der Wimpern, an den Bewegungen der Hände bemerkte.

Sie schien sich ihrer Pflichten als Herrin des Hauses zu erinnern.

„Ihr müßt müde und abgespannt sein, setzt Euch! Ich werde dafür sorgen, daß Ihr etliche Erfrischungen erhaltet."

„Ihr übertreibt Eure Güte, Bürgerin. Aber ich werde Euch nicht lange hier zur Last fallen. Laßt mich nur eine Stunde warten, dann wird sich die Bande verlaufen haben — und ich kann ruhig in die Stadt gehen."

Sie warf einen Blick auf seinen Anzug. „Ah, Ihr kommt von der Reise?"

„Ich bin heute in Paris angekommen. Ich kam aus dem Süden, von der Armee von Italien. Unterwegs hatte ich schon allerlei gehört von der Stimmung hier, aber auf einen solchen Empfang hatte ich doch nicht gerechnet."

Wieder dies leichte, gleichsam nur hervorgesteckte Lächeln um ihren Mund.

„Wie kam es denn nur? Ihr waret im Café de Foy, sagtet Ihr?"

Theurille, der einen unruhigen Blick durch das Fenster geworfen hatte, kam zurück. „Ich saß im Café de Foy, um mich etwas zu erholen und die Zeitungen zu lesen. Ich wußte nicht, wohin ich mich gewagt hatte. Die Muscadins hatten kaum meinen roten Kragen bemerkt, gesehen, daß ich ein Jakobiner war —"

„Ah, Ihr seid ein Jakobiner?"

Leise, fast unhörbar hatte sie die Worte hervorgestoßen. Ihr ganzes Gesicht, ihre Mienen, ihre Augen veränderten sich plötzlich wie unter dem Eindruck einer lähmenden, abstoßenden Entdeckung. Sie erhob sich, ihre Hand streckte sich langsam, befehlend, nach der Thür aus.

Theurille starrte sie betroffen an.

Das war nicht mehr dieselbe Frau, die er eben gesehen hatte, diese blasse, elegante und vornehme Erscheinung, die ihn geleitet und geschützt hatte — aus ihren Augen strahlte es; eine wilde Energie des Hasses und der Rache, die wie eine dunkle Flut gegen den Unvorsichtigen, der diese Worte gesprochen hatte, heranschlug.

Sie stieß die Thür auf, sie rief das Mädchen, das betroffen mit dem Lichte in der Hand hereinkam — und dann eilte sie mit raschen, festen Schritten nach dem Fenster, als wollte sie die Verfolger Theurilles zurückrufen.

„Ah, Ihr seid ein Jakobiner?"

Mit einem gierigen Blick überflog sie seine Gestalt — sie sah alles, was sie in der ersten Überraschung dieses unerwarteten Abenteuers übersehen hatte: den roten Kragen, die Kokarde, das kurzgeschnittene Haar —

„Und Ihr sucht Schutz bei mir? Ihr sagt mir, daß Ihr ein Jakobiner seid?! Dies Wort, in dem ich alles zusammenfasse, was ich hasse und verwünsche! Ah, ich vergaß, Ihr wißt nicht, bei wem Ihr seid!"

Und mit einer raschen Bewegung vor ihm zur Seite tretend, enthüllte sie einen Teil der Wand, die bisher im Dunkel gelegen hatte — er sah zwei Porträts da, ein großes Pastellbild, das eines ältlichen Mannes in der Tracht des kleinen Lever von Versailles, das Ludwigskreuz an der Brust — und daneben ein kleineres, ein Medaillon beinahe, das einen jungen Mann darstellte, mit rosigen frischen Wangen und mit blondem Haar — er ähnelte der jungen Frau, die jetzt vor ihn hintrat und die Hand ausstreckend, zu ihrem Gaste sprach:

„Das da ist Viktor Amadée, Marquis von Savigny, Komthur des Ordens von Malta, den der Wohlfahrtsausschuß verhaftete, als er sich auf seinem Gute in Morbihan befand, im August des Jahres 1793. Er wurde nach Paris geschleppt und ihm der Prozeß gemacht, nach drei Wochen mußte er die Guillotine besteigen. Mir, seiner Witwe, nahm man alles, was ich hatte, meine Güter, mein Vermögen, meinen Rang und meinen Titel. Und dieser hier, der junge Mann ist mein Bruder Renée, der in der Armee von Belgien diente, bei Jemappes mitfocht und zum Dank für die Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte, auf eine Denunciation hin als Aristokrat verhaftet, eingekerkert und guillotiniert wurde — Ah, und Ihr bittet mich um Schutz, Ihr, die Ihr dieser Rasse von Mördern angehört, die mir alles genommen hat, was mir teuer war?!"

„Bürgerin — ich bitte Euch —"

Er versuchte vergebens, sie zu unterbrechen; er sah, wie sie außer sich, bebend vor Erregung, mit blitzenden Augen vor ihm stand.

„Ein Jakobiner! Also alles, was ich hasse — was ich verfluche! Ihr, die Ihr das Blut Frankreichs getrunken habt — an deren Namen sich Tausende und Abertausende von Flüchen heften —!"

„So hört mich doch nur an — Bürgerin —"

Sie war vor ihm zurückgewichen, wie vor etwas Verabscheutem, Unreinem — er sah sie durch das Fenster spähen.

Theurille begriff, daß es sich um sein Leben handelte. Von dieser Energie des Hasses, die Rache für die gemordeten Ihrigen verlangte, durfte er alles erwarten. Das war seltsam, das Gefühl, das ihn noch eben durchzuckt hatte. In der Stille der Nacht allein mit dieser schönen jungen Frau in dem halbdunklen Zimmer, beide erregt, daß sie das Klopfen ihres Herzens gegenseitig hörten — da hatte jene warme, beseligende Empfindung seine Adern durchströmt, die den Mann zur Frau hinzieht — der leise dämmernde Anfang vielleicht einer Welt von Gefühlen.

Und nun war das alles vorbei — plötzlich, mit einem Schlage, wie abgerissen. Es war, als ob auf einmal ein Strom von Blut zwischen ihnen flösse — etwas, das sie auf immer von einander scheide.

Wie viel Personen konnten sich treffen im

damaligen Frankreich, zwischen denen man diesen Strom von Blut nicht fließen sah!

Die Verbrechen und die Tyrannei der gestürzten Machthaber auf der einen Seite — der Haß und der Rachedurst der Gekränkten auf der anderen Seite —

Dazwischen gab es keine Versöhnung.

„Ihr könnt mich ausliefern, wenn Ihr wollt, Bürgerin," sprach Theurille, „aber hört mich an — Ihr könnt Euren Haß sättigen — aber laßt mich zwei Fragen vorher an Euch stellen!"

Er stand, die Arme über die Brust gekreuzt, an die Wand gelehnt da, in seinen Augen, die sich fest auf ihr Gesicht hefteten, schienen sich Flammen zu entzünden. Sie sah ihn stumm, überrascht an.

„Ihr sprecht von dem Blut, das vergossen ist," sprach er, die Stimme erhebend. „Ich frage Euch das, sind jene Toten schuldlos gestorben? War in alledem, was Ihr uns vorwerft, nicht die richtige Erkenntnis dessen, was wir Frankreich schuldig sind, der großen Mutter, die ein Recht hat, ihre Kinder zu segnen oder zu töten? Als das Land in Gefahr war, als der Feind von außen kam, und der König die verraten hatte, die er schützen sollte, hatte Euer Gatte, der am Hofe gelebt hatte, seine Pflicht gethan?"

Sie fuhr zurück — betroffen von dem Ausdruck seiner Stimme, seiner Mienen — von jener finsteren, dämonischen Energie, die aus dem hageren Gesicht sprach, aus seiner ganzen Haltung, der Haltung eines Mannes, der alles hingiebt für die Idee, die ihn beherrscht.

„Sagt, sind jene Toten wirklich schuldlos gestorben?" wiederholte er nochmals mit eindringlicher Stimme.

Héloise von Savigny warf einen durchdringenden Blick auf ihn. Ein leichter Schauer schüttelte sie. Ihr war, als läse dieser Mann in ihrer Seele. Es giebt Leute, denen man gehorchen muß, wenn sie das Innerste ihrer Seele preisgeben, wie es André Theurille eben gethan.

Sie fühlte einen übermächtigen Einfluß auf sich hinüberströmen, von seinen Augen, seiner Hand, von jedem seiner langsamen, gleichsam nachhallenden Worte. Und dann dachte sie in der That an ihren Gatten, diesen alten, bereits abgelebten Höfling von Trianon, dem man sie, das siebzehnjährige Kind, zugeworfen hatte, und der im Begriff war, nach England zu entfliehen, als man ihn verhaftete.

Der junge Jakobiner stand schweratmend, an die Lehne eines Stuhls gestützt da, er biß die Lippen krampfhaft aufeinander, und man merkte, wie ein leichtes Zittern über seine Glieder ging. Schon diese Minuten waren eine Tortur für ihn. Es ist so peinlich, so demütigend für einen Mann, sich in der Gewalt eines Weibes zu wissen. —

Auf einmal wandte sich Héloise zu dem Mädchen um, das noch immer stumm dastand, mit dem Licht in der Hand die ganze Scene beleuchtend:

„Jeanette, führe diesen Herrn hinaus," sprach sie langsam, mit leicht vibrierender Stimme, „die kleine Thür nach der Rue Ecolière zu — und sorge dafür, daß er unbemerkt an den Gärten vorbeikommt. Mein Herr!" wandte sie sich an den jungen Mann, „ich rette Euch das Leben, sagt Ihr — vielleicht — wenn wir uns wieder in zwei feindlichen Lagern treffen, könnt Ihr ja von Aristokraten" — ihre Lippe hob sich spöttisch bei dem Worte — „Großmut lernen!"

Theurille sah sie starr an. Es regte sich in seiner Brust ein seltsames, wildes Gefühl, das ihn zu überwältigen drohte.

„Lebt wohl — und glaubt mir, ich werde Euch das, was Ihr mir gethan habt, nie vergessen!"

Und noch ehe sie daran dachte, hatte er ihre Hand ergriffen, sie an die Lippen gedrückt und war hinausgestürmt, dem Mädchen nach, das ihm den Weg zeigte.

Auch dies Mädchen redete ihn, da sie ihn zwischen den Gärten durchführte und vorsichtig an einer kleinen, niedrigen Thür hinausließ, mit „Herr" an.

„In diesem Hause scheint der Titel Bürger wirklich nicht sehr geschätzt zu sein," murmelte Theurille vor sich hin, als er an der nächsten Ecke sich noch einmal zurückwandte und das Haus seiner Retterin musterte.

Der Kopf brannte ihm. Er nahm den Hut ab, um sich an dem kühlenden Winde der Sommernacht zu erfrischen. Seine Ankunft in Paris, der Überfall im Café, dies seltsame Abenteuer mit der schönen Frau, das einen so eigentümlichen Verlauf nahm — all das wirbelte in seinen Gedanken durcheinander. Eine Aristokratin — Es ging wie ein höhnisches Lachen durch sein Inneres. — Sie, die Aristokratin, hatte ihn, den Jakobiner, gerettet.

Er sprach schließlich mit einem Seufzer zu sich selbst:

„Pah, kann man denn heutzutage am Morgen wissen, wo man am Abend Zuflucht suchen muß?"

Dies brachte seine Gedanken in eine andere Richtung. Er sah sich um, wo er war. Die Gegend hier war öde und menschenverlassen, eine Vorstadtstraße, in der die nächtliche Stille durch nichts gestört wurde. In der Nähe blinkten Lichter; eines der städtischen Magazine, vor der ein Wachtposten auf und ab patrouillierte, war hier nur wenige Schritte entfernt.

André Theurille zog aus einer rotledernen Brieftasche, die er bei sich trug, ein Schreiben hervor, das mit einem kleinen, gelben Siegel versehen war, und dessen Adresse er beim Schein der nächsten Laterne sorgfältig prüfte. Sie lautete:

An den Bürger Gaston Valèze.

Rue St. Honoré 320.

Paris.

Dieser Brief war ihm vor vierzehn Tagen von dem Marseiller jakobinischen Klub zur Beförderung übergeben worden; wahrscheinlich handelte es sich darin um einen erneuten Insurrektionsversuch der letzthin im Prairial-Aufstand wiederum niedergeworfenen jakobinischen Partei.

Es war dieser Brief der Grund, mit dem Theurille sich den Angriff der Muscadins erklärte, die vielleicht wußten, daß er den Brief bei sich trug. Er kannte übrigens weder den Adressaten noch den Inhalt des

Briefes. Indessen beschloß er den Bürger Valèze gleich in den nächsten Tagen aufzusuchen, sobald er sich erst wieder in Paris häuslich eingerichtet hatte.

Als André Theuille langsam und mit gesenktem Haupte wieder den Quartieren der inneren Stadt zuging, um seinen Gasthof aufzusuchen, kehrten seine Gedanken noch einmal zu dem eigentümlichen Abenteuer zurück, das ihm das Leben gerettet hatte.

„Welch ein Weib! Wie ein Dämon des Hasses stand sie vor mir! Das war gefährlicher als die Muscadins. Aber sie ist nicht die erste Medea, die sich in eine Ariadne verwandelt hat — Und die Frauen haben stets unrecht, wenn sie sich in die Politik mischen."

Er liebte klassische Vergleiche, und wie alle jungen Leute von damals zwischen zwanzig und dreißig Jahren, kannte er Rom und Sparta besser als sein eigenes Vaterland, und verwechselte sie häufiger mit diesem als gut war.

Drittes Kapitel.

Palais Gomorrha.

Es kommt zuweilen vor, daß, wenn in einer Gesellschaft infolge politischer Stürme aller Glanz und alle Freude am Leben ausgerottet ist, diese zu Stätten flüchtet und bei einer Welt Zuflucht sucht, die man bis dahin verachtet hat, und die nun auf einmal zu stündlich wachsender Macht anschwillt. Die menschliche Natur ist so eingerichtet, daß sie sich in Extremen bewegen muß, die Nerven, die in den Zeiten der großen Krisen des Tags über von einer Überreizung zur anderen eilen, bedürfen des Abends noch einer weiteren Überreizung — der durch den Genuß und den Taumel.

Die Revolution, die Helden geschaffen hat wie Lafayette und Bailly, schuf auch Ungeheuer wie Hébert und Marat. Das Bindeglied zwischen beiden war die Guillotine. Der Tod schwebte über allen, und weil man so rasch starb, wollte man auch rasch leben — wollte man heiß, stark und viel leben. Die politischen und gesellschaftlichen Krisen drängten sich in so unglaublich kurze Zeit zusammen, daß man kaum über die nächste Stunde verfügen konnte, daß man die Lebensreize mit einer tollen Hast einschlürfen mußte, denn morgen konnte ein Bote des Wohlfahrtsausschusses kommen, mit jener unheilverkündenden Miene und jenen Worten, die die Römer Neros und Caligulas kannten:

„Cäsar will, daß Du diese Welt verläßt!"

Nun wohl, es gab einen Ort in Paris, wo alles zusammengehäuft war, was diese Gesellschaft an Glanz, Genüssen und Luxus, an Verbrechen, Ausschweifungen und Unthaten kannte, wo Worte der erhabensten Größe gesprochen waren neben unflätigem Cynismus, wo der menschliche Charakter alles enthüllt hatte, was er an Gemeinem und Großartigem in sich barg. Dieser Ort war das Palais Royal.

Es ist zwischen acht und neun Uhr abends. Um diese Zeit beginnt das Leben in dem Maëlstrom von Paris zu erwachen, schmückt sich das gewaltige Gebäude mit den unzähligen Lichtern und Lampen, mit denen es die große Stadt anzulocken scheint. Die Menge drängt sich in den Galerien, im Garten, wo in der Mitte sich ein Springbrunnen erhebt, vor dem Cirkus, dessen Wunder- und Akrobatenkünste immer Bewunderer finden, vor den Restaurants, auf deren Spiegelscheiben in goldenen Buchstaben die Namen der Vatels jener Epoche prangen, die Namen: Beauvilliers, Robert, Véry und vor allem Méot, der berühmte Méot, dessen Rôtis und Pâtés nicht ihresgleichen haben. Der zerlumpte Mann aus dem Volke, der diese ausgesuchten Delikatessen da hinter den Scheiben auf blitzenden Krystallplatten ausgelegt sieht, und der von einem Viertelpfund Brot täglich leben muß, das ihm die Commune von Paris als tägliches Almosen hinwirft, der fragt sich, warum ihm Freiheit und Gleichheit immer noch nicht zu solchen Leckerbissen verholfen haben, und warum er nicht satt wird, während andere schwelgen.

Ja, ja, man sagt nicht ohne Grund jetzt Palais Egalité und Jardin Egalité — Der alte Name Palais Royal ist streng verpönt. Wenigstens Illusionen muß man dem Volke verschaffen!

In den Gängen, auf den gepflasterten Höfen und vor dem Trottoir der Cafés treiben die Décrotteure ihr Wesen, die dem Vorübergehenden Kleider und Schuh putzen. Andere bieten Zeitungen aus, verkaufen Bücher, Broschüren. Ganz in der Nähe, wenn man die Treppe hinaufgeht, liegen die Bücherläden, vor denen die Menge sich am meisten drängt und schiebt. Es sind hier Sachen, die kein junges Mädchen der besseren Klassen ansehen dürfte — Diese gelben, dürftigen Einbände, diese schmalen Hefte in kleinem Format — zu 10 Sous der Band — bieten das Ärgste, was ein Volk, das alle Zügel abgeworfen hat, sich erlauben kann. Man sieht hier Voltaires Pucelle und Sades Justine illustriert. Und davor wird am meisten gefragt und gelacht und werden Bemerkungen ausgetauscht.

Wie schwül und erhitzt die Luft hier ist. — Daneben sind Drucke und Holzschnitte ausgebreitet, auf denen die Hinrichtung Ludwigs XVI. zu sehen ist. „Der alte Veto unter dem Rasiermesser der Nation". „Große Verschwörung Pitts und Koburgs im Bunde mit den Föderalisten". Karikaturen über Karikaturen, für und gegen die Revolution, eine papierene Flut mit ihrem eigentümlichen Dunst von Blut und Wollust, von Tollheit und Ausgelassenheit, die man bisweilen dem Narrenhause entsprungen wähnt, die aber seit sechs Jahren über das Wohl und Wehe von fünfundzwanzig Millionen Menschen entscheidet.

Wie schwül und erhitzt die Luft hier ist! Da kommt eine Schar Mädchen die Galerien des ersten Stocks hinauf — sie tragen große schwarze Hüte mit goldenen Eicheln, und ihre Kostüme lassen fast nichts von den Formen zu erraten übrig. Ihre blitzenden Augen heften sich fest auf die Gesichter der Vorübergehenden, die Blicke, die Gesten, die lauten Ausrufe, mit denen sie begrüßt werden, schmeicheln ihrer Eigenliebe — sie fühlen sich zu Hause hier, sie wissen, daß sie hier die Herrinnen sind, und sie machen

gleichsam die Honneurs hier, wo sie ganz Paris empfangen.

O, die Republik, die die allgemeine Freiheit begründet, durfte doch die Freiheit der Sitten nicht beeinträchtigen! Man ist auch darin immer weiter gegangen. Mit den Kostümen fing das an. Erst kleidete man sich à la romaine, dann à la grecque, schließlich à la sauvage. Und wenn man das noch übertreffen könnte —

„Sieh, sieh, da ist der kleine Husar wieder, weißt Du, Juliette, von neulich —“

„Nimm den Husar — Ich gebe nichts auf die Armee von Grenelle!“

„Und der dicke Präfekt, mit dem man Dich neulich sah? Nimm Dich in acht vor den Beamten der Republik!“

„Bah, sie mögen mich in Ruhe lassen mit ihrer Republik!“ erwidert die große Brünette mit spöttischem Lachen.

Diese ganze eigentümliche Welt, die hier lebt, verachtet die Republik und zuckt die Achseln über die Revolution. Hier werden die Assignaten nicht genommen, und nirgends wird die Armut unbarmherziger verspottet als hier. Es ist, als ob die alte Monarchie, als sie sterben mußte, der Republik diesen Herd des Luxus und des Verderbens hinterlassen habe — wie ein Nessusgewand, dessen Wirkungen sie mit höhnischem Lachen abwarten kann. Die, die sich hier amüsieren, sie spotten über das Elend des Volkes und zucken die Achseln über die tugendhafte Republik Robespierres und Saint-Justs.

Palais Gomorrha —

Wie das rauscht von langen, schleppenden Gewändern, von dem Vorbeiströmen dieser schwatzenden, lachenden, erregten Menge — von halblauten Worten, unterdrückten Ausrufen, leisem Kichern auf den Treppen der Spielsäle, der Restaurants, hinter den Spiegelscheiben der Cafés, um den Springbrunnen, wo sich die Promenierenden drängen! Wieviel Intriguen, galante Abenteuer, zärtliche Unterhaltungen und lichtscheue Niederträchtigkeiten hier abgemacht werden in zwei bis drei Worten während des Zusammenstehens unter einer Laterne im Halbdunkel des Sommerabends! — All diese jungen Leute, die hier promenieren, diese ernsthaften Karikaturen des Jahrhunderts mit ihren langen Fräcken, die so eng sind, daß sie einer Wespentaille gleichen, ihren riesigen Krawatten, die den Hals so einschnüren, daß der Kopf wie aus einer Dachluke daraus hervorsieht — die „Incroyables“ mit den langen Haarsträhnen, die über die Ohren herabfallen, der Lorgnette in der einen und dem kurzen bleigefüllten Stock in der anderen Hand, all diese jungen Leute haben seit fünf Jahren die Welt so blutig ernsthaft gesehen, sind aufgewachsen unter so viel Thränen und Elend und Jammer, daß sie jetzt erst lernen wollen, was Leben heißt, daß der Genuß und die Freude sie förmlich berauschen und sie sich ihm hingeben mit der ganzen zitternden tölpelhaften Neugier des Neophyten.

Es geht sich hier so angenehm in der warmen, weichen Luft des Sommerabends, während der Wind die Zweige der Ulmen leise bewegt, und die Lichter überall aufblitzen und man das Rauschen und Wogen der Menge um sich fühlt.

Und der lachende Philosoph, der hier umhergehen wollte unter der Menge und sammeln wollte, was er an Thorheiten, Lächerlichkeiten und Niederträchtigkeiten fände, würde am Ende sich achselzuckend wegwenden und fragen, ob dies Volk die Helden und Märtyrer auch nur wert sei, die sich für die Freiheit aufgeopfert haben auf diesem blutgetränkten Boden.

Vorbei, vorbei! — Was vorbeigerauscht ist, das existiert nicht mehr für uns, und die Freiheit ist am Ende auch schon eine Mode von gestern.

Manch einer, der hier vorübergeht, bleibt vielleicht ein oder zwei Minuten stehen, und es fällt ihm allerlei ein, wenn er auf den Garten, die Bänke unter den Bäumen, die Kaffeetische im Freien sieht — allerlei, was ja schließlich erst ein paar Jahre her ist.

Palais Royal! — Wenn deine Bäume, deine Hallen reden wollten! —

Dort drüben, bei Robert, der jetzt behäbig mit dickem Bauch und feistem Gesicht hinter dem Büffett steht, ist einst Camille Desmoulins auf Tische und Stühle gesprungen und hat über Freiheit und Gleichheit gepredigt — und seine Worte zündeten wie ein Funke, der ins Pulverfaß schlägt — dort im Restaurant Février wurde Lepelletier St. Fargeau ermordet, weil er für den Tod des Tyrannen votiert hatte — hier oben in der alten Galerie der Herzöge von Orléans wurde in den Märztagen von 93 die Verschwörung vorbereitet, die Robespierre zu Fall brachte, und die den „Bürger Egalité“ aufs Schafott lieferte — drüben im Café Corazza wurde der 31. Mai insceniert, der die Gironde stürzte — die Gironde, von der nur ein einziger übrig blieb, Louvet, der jetzt Buchhändler ist und seinen Laden in Nr. 24 der Galerien hat — und dort auf jener Bank hat Robespierre gesessen, an dem sonnigen Apriltage, als man Danton das Haupt abschlug. Er sah düster und griesgrämig aus an diesem Tage, der Bürger Robespierre, und er streichelte so nachdenklich das Fell seiner großen Dogge, die ihm zu Füßen lag — ihm ahnte vielleicht, daß er in vier Monaten denselben Weg gehen würde.

Wo sind sie alle jetzt? Der Bürger Samson kann darüber Auskunft geben — und die Kirchhofsregister der Madeleine; dort liegt die Königin neben dem Radikalen, der Edelmann neben dem Proletarier, der Girondist neben den September-Mördern.

Die Sphinx der Revolution, die sie alle verschlungen hat, streckt noch immer murrend ihre Tatzen aus und fordert neue Opfer und neue Leichen — sie wartet noch immer mit höhnischem Lachen auf den Ödipus, der das erlösende Wort sprechen soll, dies Wort, das sie alle nicht gefunden haben. Vielleicht geht er schon umher unter dieser Menge, die hier promeniert und die so ungeduldig, so sehnsüchtig wartet auf diesen neuen Ödipus.

„Hé! Pardi! Germain, da seid Ihr ja! Ich hörte heute, daß Ihr entlassen wäret!“

„Alle Wetter, der Bürger Theurille!“ staunte jener, „welcher Wind hat Euch denn hergeschneit nach Paris?“

Theurille lachte kurz auf. „Ein guter, hoff' ich.

Ich sehe, daß es hier zu thun giebt. Noch mehr zu thun als damals, als ich wegging!"

„Da könntet Ihr recht haben — aber sprecht leiser. Es wimmelt hier nicht gerade von Patrioten, und ich kenne die Luft der Abbaye nur zu genau, um großen Geschmack daran zu finden!"

Der mit Germain Angeredete, eine stämmige, mittelgroße Figur, mit energischem, wenn auch rohem Gesicht, dem man trotz des Civilanzugs den ehemaligen Militär ansah, trat etwas beiseite und sah spähend die Kolonnaden hinunter.

„Ihr kommt aus dem Gefängnis?" fragte Theurille mit einem Hochziehen der Brauen.

„Du sagst es, Brutus," entgegnete jener parodierend, „am 10. Germinal nahm sich die Regierung meiner liebevoll an und gewährte mir für etliche Wochen Kost und Logis. Und ich habe da Bekanntschaften gemacht! Seht, so wahr ist es, daß das Gefängnis schon lange der Ort in Paris ist, wo man die beste Gesellschaft trifft!"

„Das könnte stimmen — aber —"

„Wollen wir nicht drüben ins Café de la Liberté treten? Es schwatzt sich da besser. Das heißt, ich sehe da den General Maillard — Ihr wißt, der voriges Jahr in der Vendée kommandierte, und der den reizenden Einfall gehabt hat, sein Zimmer mit den Ohren von erschossenen Chouans auszutapezieren, wofür er den Soldaten 20 Francs pro Stück bezahlte. Er gehört zu meinen Bekannten, und ich möchte nicht —"

„Wenn man die Ohren aller Chouans, die jetzt in Paris sind, zum Tapezieren verwenden wollte, würden die Wände des Louvre nicht ausreichen!" murmelte Theurille ingrimmig, der an sein Abenteuer von vorgestern dachte.

Der ehemalige Husar lachte.

„Bravo! Ich sehe, Ihr seid noch derselbe!" Dann aber plötzlich ernst werdend, fügte er hinzu: „Ach, wenn Ihr wüßtet, Freund, wie sich hier alles verändert hat seit einem Jahre! O, Thermidor, Thermidor, verhängnisvolles Datum!"

„Ja, Ihr waret hier, und Ihr habt es nicht verhindert," entgegnete Theurille. „Ich war im Süden unter einem Haufen von Rebellen, aufrührerischen Provinzen, vom Feinde überschwemmten Landschaften. Als ich davon hörte und begriff, daß alles verloren war, blieb ich klugerweise dort; ich wußte, was mich hier erwartete. — Aber lassen wir das. Sagt mir noch, was macht Babeuf?"

Germain zuckte die Achseln.

„Keine Aussicht, daß er bald freigelassen wird! Er ist mit Tallien und Fréron Todfeind. Ich werde in den nächsten Tagen nach Arras gehen. Vielleicht kann ich etwas für ihn thun!"

„Die Elenden! Aasgeier vom Thermidor!" murmelte Theurille. „Lebt wohl, ich muß gehen."

„Ihr kommt nächsten Decadi in die Versammlung unserer Sektion, nicht wahr?" rief ihm Germain nach. „Ihr werdet Rossignot und Santerre da treffen."

Theurille nickte schweigend und ging langsam die Treppe zu den Galerien hinauf, durchschritt die von spärlichem Lampenlicht beleuchtete Halle, wo um diese Zeit der Verkehr allmählich aufhörte, und wollte auf der anderen Seite des Gebäudes, die nach dem Louvre zu lag, wieder hinabsteigen.

In dem Moment, als er die erste Stufe der Treppe hinabstieg, wäre er beinahe gegen eine Gestalt gestoßen, die er nicht bemerkt hatte, und die halb im Dunkel verborgen an einem der großen Bogenfenster stand, von wo man in den Hof und die Gärten hinabsah.

„Entschuldigt — ich hatte nicht gesehen —"

Theurille wollte, indem er dies hastig vor sich hin murmelte, vorbeieilen — aber die Gestalt richtete sich plötzlich vor ihm auf und warf ihm einen aufmerksamen Blick zu, worauf sie mit einer Stimme, die ihm bekannt vorkam, sprach:

„Ah, Ihr seid es, Bürger — Ihr seid also den Muscadins neulich entkommen?"

„Sieh da — jener heruntergekommene Offizier aus dem Café Foy!" war Theurilles erster Gedanke, als er sich umwandte und den unerwarteten Interpellanten musterte.

Er war es in der That — eine kleine, magere Gestalt, die, die Hände auf dem Rücken gefaltet, an einem Fensterpfeiler lehnte, in denselben abgenutzten Überrock gekleidet wie neulich, die Hände ohne Handschuhe, das Haar nachlässig frisiert, in langen Strähnen herabflatternd — nur hinten waren etliche Locken mit einem Bande zusammengebunden.

Theurille reichte ihm die Hand.

„Wie Ihr seht, ja. Ich hatte mich rechtzeitig davongemacht, und ich danke Euch noch nachträglich für Eure Warnung —"

„Keine Ursache! Gegen das Gesindel, das jetzt die Straßen beherrscht, müssen alle anständigen Leute zusammenhalten. — Mich wundert, daß Ihr hier noch nicht belästigt seid!"

„O, hier sind zu viele von Euren Kameraden, die würden sich gleich ins Mittel legen!"

„Ja, ja — man sieht jetzt viel Militär hier," murmelte jener zwischen den Zähnen.

„Und wahrscheinlich alle zu demselben Zweck wie Ihr," fuhr Theurille lächelnd fort, „eine Frau — ein Rendezvous, verabredet oder nicht verabredet —"

„O, glaubt das nicht — ich habe nichts derartiges vor — Che, che! Was ist denn das schließlich, eine Frau?" sprach der Offizier halblaut und geringschätzig mit den Achseln zuckend — in jenem eigentümlichen Tone und mit der Verachtung des Südländers, der seine halb orientalische Anschauung gegenüber den Frauen nie los wird.

Theurille begann ihn überhaupt für einen Provençalen zu halten; seine dunkle Gesichtsfarbe, seine harte, gebrochene gutturale Aussprache, in die sich die italienischen Laute mischten (er sprach g für c und t für d) — die rasche und plötzliche Gestikulation aus unbeweglicher Ruhe heraus, alles das ließ darauf schließen.

„Nun, wenn Ihr das nicht liebt, sucht Ihr vielleicht andere Zerstreuung; es findet hier jeder seine Rechnung!" sprach er, mit einem Kopfnicken auf die große, glühende 17 deutend, die, von flammenden

Lichtern gebildet, über dem Portal eines der Spielsäle sichtbar wurde.

Jener sah ihn an.

„Und warum geht Ihr selbst dort nicht hin?“ fragte er.

Theurille schüttelte den Kopf.

„Ich spiele nie.“

„Ich auch nicht. Es ist dumm, sein Geld so zum Fenster hinauszuwerfen — obwohl . . .“

Er brach ab und warf einen spähenden Blick durch das Fenster nach unten, um nach einer Weile, auf eine Frauengestalt deutend, die dort promenierte, fortzufahren:

„Seht nur diese große Blonde dort — die in der grünen Robe; ich habe sie beobachtet, wie sie schon dreimal denselben Herrn anredete — Parbleu, er hat sie wieder abblitzen lassen! Findet Ihr nicht, daß diese Damen in letzter Zeit ungemein an Freiheit des Benehmens gewonnen haben?“

„Ich kann es nicht sagen, ich bin erst seit drei Tagen wieder in Paris —“

„Ach Ihr kommt —?“

„Aus Eurem Lande da unten — aus Marseille —“

„Ach ja, ich erinnere mich —“ sprach jener, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, „Ihr sagtet ja —“

Theurille beobachtete ihn aufmerksam. In dem Blick, den dieser junge, deklassiert aussehende Mann auf die schöne elegante Frauengestalt da unten warf, schien ihm etwas zu liegen, was seinen geäußerten asketischen Grundsätzen widersprach. Unterdrückte Sinnengier, Heißhunger nach Schönheit, Eleganz und Luxus, während man einen an den Ellbogen abgeschabten Rock trägt und sich am Ende nicht einmal satt ißt — das glaubte Theurille in den Augen seines Gegenüber zu lesen.

„Er wird wohl vergebens irgend eine Bekanntschaft haben machen wollen,“ dachte er bei sich, „sie sehen ihm ja an, daß er kein Geld hat — und schon Jupiter war gescheit genug, nicht mit leeren Händen bei Danae einzukehren —“ Laut bemerkte er: „Wenn ich nicht irre, fragtet Ihr nach der Armee von Italien, Bürger — wart Ihr dort vielleicht aktiv?“

Jener warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Ja, eine Zeitlang. — Ich war bei der Artillerie beschäftigt — darum interessierten mich Eure Neuigkeiten — obwohl sie mich nicht überraschten.“ Er machte eine geringschätzige Handbewegung. „Ich weiß ja, daß jetzt nichts wie Dummheiten da unten gemacht werden —“

„Und nicht bloß da unten —“ murmelte Theurille, „überall — alles, was seit dem 9. Thermidor geschehen ist.“

„Thermidor — hm — das Datum kenn' ich auch —“ ein leichtes, kaum bemerkbares Lächeln schwebte um seine Lippen — eine Ironie, die Theurille häufig in seinen Worten bemerkte. Nur war sie fein, schneidend, diese Ironie, wie ein kleiner italienischer Dolch — Etwas Unnachahmbares lag darin. — Er skandierte dann die Worte eigentümlich und ließ die langen Silben nachschleppen wie jemand, der mit Betonung und nach langer Überlegung spricht.

„Ah, Ihr also auch! — Nun, ich blieb damals im Süden, um nicht hier guillotiniert zu werden,“ sprach Theurille, „und wer weiß, wenn ich länger dort gewesen wäre —“

Nun warf sein Begleiter, sich langsam umwendend, einen Blick — den ersten Blick wirklicher Aufmerksamkeit auf ihn.

„Dann sind wir wirklich Leidensgefährten, Bürger! In der That ist seit drei Jahren wohl jeder anständige Mensch in Frankreich einmal eingekerkert worden. — Ich wurde nach dem Thermidor zu Antibes auf der Feste interniert — scheußliches Loch. — Aber was ist das da unten für ein Auflauf —?“

Sie sahen beide durch die Bogenöffnungen in den Hof hinab, wo die Menschen sich drängten, durcheinanderliefen.

Theurille blickte unwillkürlich nach der Seite, wo er seinen Säbel nicht mehr vorfand.

Sein Begleiter bemerkte das.

„Seid unbesorgt! — Es wird irgend ein Ausrufer sein, der Lärm macht, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Oder,“ fügte er in etwas gesenktem Tone hinzu, „es ist jemand vor Hunger umgefallen. Man sieht das ja jetzt zu häufig in den Straßen. Gestern hat man drei Menschen auf dem Boulevard du Temple aufgelesen, die einfach umgefallen waren —“

„Nur drei —“

„Ein ganzes Volk, das hungert —!“ wiederholte der Militär mit einem finsteren Gesichtsausdruck.

Theurille lachte schneidend auf.

„Ihr irrt Euch — ein Volk, das sich amüsiert!“ rief er höhnisch, auf die Lichtöffnungen der Höfe, die glänzenden Schaufenster, die illuminierten Fassaden der Spielsäle und Restaurants zeigend.

Der Lärm da unten war schon wieder vorbei. Ein Militär hatte mit einem Zeitungsausträger Streit angefangen, der ihm sein Blatt, die „Opinion nationale“, unter allzu gellenden Ausrufen vor die Nase hielt, und da er kein Freund der Politik des Bürgers Melisson war, hatte er das Blatt mit seinem Stöckchen gerade durchgerissen, worauf die Kameraden des Geschädigten herbeieilten und sich ein allgemeines Handgemenge entspann.

Theurille hatte die Stirn in Falten gezogen bei diesem Anblick.

„Diese Troupiers da unten fühlen sich schon,“ sprach er halblaut; „früher war das auch nicht. — Sie wissen, daß die Regierung auf sie hält.“

Sein Begleiter hatte spöttisch aufgelacht, indem er die Arme über der Brust kreuzte.

„Deshalb giebt sie uns ebenso wenig Brot und Schuhe wie den übrigen. — All die gerühmten Armeen, die Carnot an die Grenze geworfen hat, gehen barfuß und nähen sich ihre Rockärmel mit Bindfaden zusammen. — Aber sucht die Leute, die an den Lieferungen verdienen, und die in den Deputationen und Komitees sitzen — hier könnt Ihr sie finden — hier wird das Geld verpraßt, das sie Frankreich aus der Tasche stehlen —“

Und an einer Ecke der Galerien stehend, wo man das Innere des Palais fast in seiner ganzen Aus-

dehnung übersah, wies er mit der Hand hin auf dies Meer von Lichtern, von Menschen, von Lärm und Geräusch, das in tausend verschiedenen Accorden zum Himmel emporstieg. All diese Flammen in Rot und Weiß und Gelb, die ihren trüben, schwelenden Dunst mit der lauen Nachtluft mischten, diese schreienden, gestikulierenden, sich aneinander stoßenden Menschen in grell bunten Gewändern, in phantastischen Toiletten, zwischen denen hindurch man weiße Frauennacken, entblößte Arme, dekolletierte Schultern schimmern sah — über alle diesem ein Hauch verzehrender Sinnlichkeit, verkappten Elends, vermengt mit dem Blutgeruch, den diese Stätte ausströmte, das alles war ein Bild, würdig des Hexensabbaths auf der Walpurgisnacht — es war die Vision eines Volkes, das, verzehrt von einer furchtbaren Krisis, sich zu betäuben sucht, zu vergessen um jeden Preis — um das Fieber in seinen Adern nicht mehr zu spüren —

Und dieser junge Offizier mit dem hageren, knochigen Gesicht, der hier im Halbdunkel des Bogenganges auf all dies Flimmern und Glänzen einen gierigen Blick herabsandte, den Blick dessen, der entbehren muß, und der ausgeschlossen wird von der Gemeinschaft der Glücklichen, diese düstere Figur schien zu passen in das wilde Gemälde — Elend hier und Elend da —

Plötzlich wandte er sich mit einer brüsken Bewegung zu seinem Begleiter um:

„Ihr sagt, Ihr wüßtet nicht, weshalb die Muscadins jenen Anfall auf Euch machten?"

Theuriller zuckte die Achseln. „In der That, nein. Ich glaube, nur meines roten Kragens wegen. Oder vielleicht, weil sie wußten, daß ich einen Brief des Jakobinerklubs in Marseille bei mir trug —"

„Des Jakobinerklubs in Marseille? Ihr?!" Es lag ein seltsames Erstaunen in dieser Frage, der Offizier sah ihm scharf ins Gesicht.

„Ja, warum nicht? Er wurde mir vom Bürger Vihier daselbst gegeben."

„Und an wen? Verzeiht meine Fragen — aber ich müßte mich sehr irren, oder es liegt hier eine verborgene Niederträchtigkeit vor."

„Der Brief ist adressiert an den Bürger Gaston Valèze, dessen Bureau hier im Palais Royal ist — ich bin im Begriff ihn aufzusuchen."

„An Gaston Valèze, den Bankier? Den Freund Barras?"

Jener trat einen Schritt zurück, dann sprach er mit einem eigentümlichen Lächeln: „Nun ist die Sache nur allzu klar. Jetzt erlaubt mir eine letzte Frage. Wann ist das gewesen?"

„An dem Tage, an dem ich Marseille verließ, am 12. Floréal, den 2. Mai!" antwortete Theuriller.

„So — und ich habe Marseille am 15. Floréal verlassen — Und am 14. sprach die ganze Stadt von der Entdeckung einer royalistischen Verschwörung, deren Herd der Jakobinerklub gewesen war —! Der Bürger Vihier, der an der Spitze stand, war ein Agent Artois', von dem er monatlich 6000 Livres bezog, und er stand in genauesten Beziehungen mit den Chouans in Paris. Und Ihr habt wahrscheinlich ahnungslos diese Beziehungen geknüpft und irgend ein wichtiges Schreiben des Auslandes befördert, dessen Bekanntwerden für gewisse große Leute hier sehr gefährlich werden kann. Und den Botenlohn solltet Ihr neulich Nacht mit ein paar Säbelhieben erhalten!"

Theuriller stand wie vom Blitze getroffen bei diesen unerwarteten Eröffnungen, die jener ihm mit der düsteren, spöttischen Kälte, die ihm eigentümlich schien, gemacht hatte.

„Aber ist denn das überall hingedrungen, diese Flut von Schande, die Frankreich wieder unter die Tyrannei der Bourbonen zurückbringen will?"

Er stieß das laut, fast schreiend hervor, im jähen Ausbruch seiner Entrüstung.

Der junge Offizier zuckte die Achseln: „Mein Lieber, Ihr wißt nicht, was hier seitdem passiert ist!" sprach er sarkastisch. „Ihr habt noch zu viel Erinnerungen aus der Zeit vor dem Thermidor."

Theuriller fuhr zusammen. Er sah immer noch den Brief an, den er in der Hand hielt.

„Wenn Ihr recht hättet —! Sie haben mich also nicht ohne Grund gesucht! Aber wenn etwas im Werk ist gegen diese elende Regierung, seid versichert, daß ich —! Und Ihr müßt dabei sein, denn Ihr gehört zu uns, Ihr seid einer der Unserigen —!"

Jener schaute ihn eine Weile ruhig an mit seinen klaren, dunkelschimmernden Augen, die so wenig von dem verrieten, was hinter der Stirn vorging . . .

Dann sprach er halblaut: „Ich bin es wenigstens gewesen —!"

„Ihr könnt es wieder sein!" rief Theuriller ungestüm. „Sagt mir, wo ich Euch treffen kann und wir können über diese und andere Dinge sprechen?"

„Hm — wenn Ihr mich aufsuchen wollt —" sprach jener zögernd und wie es schien widerwillig, „kommt des Nachmittags gegen vier in das Café Gretry in der Rue Feydeau, ich wohne da in der Nähe."

„Und Euer Name?"

„Mein Name? Ich bin der General Bonaparte, verabschiedet seit dem 9. Thermidor, ehemaliger Kommandant der Artillerie der Küstenarmee!" entgegnete jener in düsterem, mehr zu sich gekehrtem Tone, als ob er damit sagen wolle, wie viel bittere Enttäuschungen, Entbehrungen und Zurücksetzungen diese paar Worte schon in sich schlössen.

Theuriller reichte ihm die Hand.

„Zunächst muß ich diesen Brief an seine Adresse befördern," sprach er kurz, „darum verzeiht, wenn ich Euch jetzt verlasse! Seid versichert, ich werde mir den Adressaten ansehen!"

Bonaparte nickte. „Ich würde es an Eurer Stelle auch thun," sprach er mit unverkennbarer Ironie.

Theuriller machte sich nach flüchtigem Abschied von seinem neuen Bekannten los. Er durcheilte rasch, ohne sich viel umzusehen, die unter den Arkaden und vor den Schaufenstern sich stauende Menge.

„Gaston Valèze — Galerien des Palais 33—34." Hier sollte der Adressat seines Briefes wohnen. Man hatte ihn in der Rue St. Honoré, als er dort vor-

sprach, verständigt, daß der Bürger Valèze am besten in seinen Geschäftsbureaus im Palais Egalité zu sprechen sei, wo er sich jeden Abend bis nach acht aufhalte.

An dem Tone, mit dem ihm der Concierge das gesagt hatte, konnte Theurille sehen, in welch hoher Achtung der Mann, an den der Marseiller Klub jenen Brief gerichtet hatte, stehen müsse. In der That besaß Valèze drei Häuser in der Rue St. Honoré, und er war das, was man damals im eigentlichen Sinne „Entrepreneur" nannte — das heißt Spekulant in Emigrantengütern. Das war in jener Zeit das einzige Metier, das reich machte.

Da — da war's — Theurille, der einen der Durchgänge musterte, die vom Palais nach der Gegend des Théâtre français hinführte, fand auf einer eleganten Tafel von buntem Marmor die Inschrift:

„Gaston Valèze. Bankgeschäfte — Wechsel."

Er trat in zwei große, schlecht erleuchtete Bureaus, in deren einem ein junger Mann, offenbar ein Angestellter, eben im Begriff war, verschiedene Schränke zu schließen und Bücher einzupacken. Auf der Schwelle des anderen trat ihm der Hausherr entgegen, der Hut und Stock in der Hand hielt und sich eben zum Ausgehen fertig gemacht hatte.

„Der Bürger Valèze?" fragte Theurille.

„Der bin ich. Was wünscht Ihr, Bürger?" fragte jener, den späten Besuch scharf fixierend.

„Ich habe Euch diesen Brief zu überbringen — vom Klub in Marseille!" fügte er halblaut hinzu.

Valèze fuhr leicht zusammen — aber wie ein Mann, der gewohnt ist, sich zu beherrschen, nahm er sogleich mit gleichgültiger Miene das Schreiben in Empfang und besah, es umwendend, aufmerksam das Siegel, das an der Rückseite angebracht war.

Währenddem hatte Theurille Zeit, sein Gesicht scharf zu betrachten — und es dauerte eine Weile, bis er sich von seinem Erstaunen, seiner Betroffenheit beinahe, erholt hatte.

„Ich würde diesem Manne nicht trauen, wenn ich ihm nachts allein begegnete," das war sein erster Gedanke.

Nie in seinem Leben hatte er ein solches Gesicht gesehen. Es war schön, klassisch schön sogar — in den regelmäßigen Linien, in dem scharfen Profil der Nase, in den blassen, beinahe marmornen Zügen. Aber etwas Kaltes und Böses lag in dieser Schönheit, eine schlangenglatte Weichheit, die jedes Vertrauen, jede Offenheit ausschloß, diesem Gesicht gegenüber, das für einen Mann zu weibisch und für eine Frau zu bedeutungsvoll war. Dabei zählte dieser Mann nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre. Was in dieser Erscheinung sich von Charakter zeigte, verriet sich höchstens in dem kalten, stahlgleichen Blick des Auges, der von Zeit zu Zeit unter den gesenkten Wimpern hervorschoß, in der langen, mageren und trockenen Hand, die der Kralle eines Raubvogels glich, und die wie alles an Valèze dem jugendlichen Alter dieser eigentümlichen Persönlichkeit widersprach. Eine frühzeitige, abgekürzte, überreife Jugend, eine höhnische Verachtung alles dessen, was er nicht als „positiv" und „real" erkannte — das war das Nächste, was man allenfalls diesem Gesicht ablesen konnte.

Theurille sagte sich, daß diese mit nachlässiger Eleganz gekleidete Persönlichkeit mit den weichlichen Manieren und der affektierten Sprache der Incroyables wie geeignet dazu wäre, die Unterhandlungen zu führen, die fast alle Chefs der „Thermidorianer" mit den bourbonischen Prinzen im Ausland angeknüpft hatten. Er beschloß also die Warnungen Bonapartes nicht außer acht zu lassen. Übrigens entsann er sich, daß Valèze im Frühjahr 94 als Sekretär die Konventskommissäre begleitet hatte, die mit Saint-Just die Sambre-Armee „purificierten", wie man sich damals ausdrückte. Dabei hatte er auch den Grund zu seinem Reichtum gelegt. Denn das war ein sehr einträgliches Geschäft, als Abgeordneter des souveränen Volkes zu wirtschaften wie ein persischer Satrap. Man sog die rebellischen Provinzen aus bis aufs Blut. Damals hatte Straßburg zwölf Millionen, Rouen zehn Millionen, Marseille vier Millionen bezahlen müssen. Und von all diesem Golde bekam natürlich der Konvent keinen Heller zu sehen. Es verlor sich in den Taschen der „Patrioten", in dem Siebe der fünfzigtausend jakobinischen Komitees, die über Frankreich ausgebreitet waren. —

Währenddem betrachtete Valèze noch immer schweigend das ihm eingehändigte Schreiben. Plötzlich hob er den Kopf und sah, daß Theurille ihn ebenso durchdringend beobachtete.

„Ihr habt dies Schreiben gelesen, Bürger?" fragte Valèze scheinbar unbefangen.

„Ich? Nein. Indessen weiß ich, daß es Dinge von Wichtigkeit enthält, denn es wurde mir vom Präsidenten, dem Bürger Vihier, dringend empfohlen."

Während Theurille diese Antwort absichtlich langsam gab, prüfte Valèze nochmals aufmerksam jeden Zug, jede Linie seines Gesichts. Er schien sich vergewissern zu wollen, was an dieser Antwort Wahres oder Erkünsteltes sei.

Theurille beschloß, ihm eine Falle zu stellen. Vielleicht war Valèze selbst an jenem Angriff der jungen Leute von neulich beteiligt.

„Und Ihr würdet gut thun, vorsichtig zu sein, Bürger," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „denn die Regierung ist vielleicht von der Sendung dieses Briefes benachrichtigt — ein Haufe Muscadins machte vorgestern einen Angriff auf mich, dem ich nur mit Mühe entkam."

Er sah, wie Valèze zusammenfuhr.

„Muscadins? Auf Euch?"

Das klang ganz abrupt — beinahe hervorsprudelnd — diese Frage. Theurille glaubte jetzt Gewißheit zu haben. Dieser Mann war ohne Frage ein royalistischer Agent . . .

Jener schob hastig das Schreiben in die Tasche seines Rockes — ohne es aufgebrochen zu haben, wie Theurille bemerkte — und dem jungen Manne die Hand reichend, sagte er in wärmerem Tone als bisher: „Ich danke Euch, Bürger — Ihr habt da vielleicht eine große Sache übernommen — eine Sache, die Euch Anstrengungen und Gefährlichkeiten genug auf den Hals ziehen mußte —"

Theuville nahm die Hand nicht. Er verneigte sich etwas spöttisch, indem er der Thür zuschritt. „Ihr schuldet mir keinen Dank, Bürger,“ sprach er mit Betonung. „Ich weiß nicht, was Ihr gute Sache nennt. Und ob Eure Gesinnungen der Zugluft des Thermidors standgehalten haben —“

Valèze hatte begriffen. Er sah, daß dieser Mann ihm offen mißtraute. Mit einem hochmütigen Lächeln antwortete er:

„Ich will das dem Urteil anderer Leute überlassen, Bürger!“

Sie trennten sich beide, indem sie sich sehr kühl voneinander verabschiedeten. Indem Theuville von Valèze wegging, nahm er die Überzeugung mit sich fort, daß dieser Mann als Freund sehr unzuverlässig und als Feind sehr gefährlich sein müßte.

Und eine Ahnung sagte ihm, daß er sein Feind sein werde.

Als der junge Jakobiner an diesem Abend nach Hause kam, zog er beim Scheine der Wachskerzen, die auf seinem Tische aufgestellt waren, unter einem Haufen von Papieren, die er aus seinem Reisesack hervorsuchte, zwei Briefe hervor.

Der eine war unterzeichnet: Antoine St. Just. Er war geschrieben am Morgen des 9. Thermidor, im Zimmer des Wohlfahrtsausschusses oben im Pavillon de Flore, in dem Moment, als der schreckliche Kampf begann, der am folgenden Tage nachmittags um fünf Uhr mit der Fahrt nach der Guillotine endete. Der gestürzte Triumvir hatte an seinen Freund im Süden geschrieben:

„Soeben verläßt mich Robespierre — er sagt mir, daß sich im Konvent für heute etwas vorbereite. Bleibe fest, vergiß Deine Aufgabe nicht, höre nicht auf die Worte jener weichherzigen Thoren, die die Menschheit mit Lavendelöl umtaufen wollen. Triff besonders die Reichen auf den Kopf, sie sind alle mehr oder weniger Verräter, die mit dem Ausland konspirieren. Frankreich muß einem Felde gleichen, auf dem alle Köpfe, die die anderen überragen, abgemäht sind; eher wird die wirkliche Gleichheit nicht hergestellt. Und besonders, denke daran . . .“

Hier brach der Brief ab, der Schreiber hatte keine Zeit mehr gehabt, ihn zu vollenden. Er war mit anderen Papieren, die ein Mitglied des Jakobinerklubs rettete, an Theuville übergeben worden.

Der andere Brief war etwas älter, er schien beschmutzt und mehrere Male gefaltet. Er stammte aus dem Nachlasse Augustin Robespierres, der zusammen mit seinem Bruder Maximilian am 10. Thermidor hingerichtet war, und war aus derselben Quelle an Theuville gelangt.

Das Schreiben war in sehr mangelhafter Orthographie und mit fast unleserlicher Handschrift geschrieben, datiert vom 3. Ventôse des Jahres II. Unterzeichnet war dasselbe: „Napoleon Bonaparte.“ Es begann folgendermaßen:

„Ihr, die Ihr meinen Eifer für die Sache der Patrioten kennt, Ihr begreift, mit welchem Abscheu ich von dem Handstreich hörte, den die Föderalisten in Nîmes versuchten. Die Hydra der Gironde, deren Köpfe gleich der lernäischen Schlange immer von neuem nachwachsen, muß mit Stumpf und Stil ausgerottet werden —“

Und so weiter — Nicht ohne Grund war Theuville heute abend der Name dieses Generals Bonaparte aufgefallen. Er entsann sich aus den Berichten Augustin Robespierres, welch ein eifriger Jakobiner dieser Militär gewesen war, den die Thermidorianer abgesetzt hatten.

Dieser Brief gab den Beweis dafür. Bonaparte sprach darin wie ein wahrer „Enragé“ vom Jahre II. Man durfte ihn nicht aus den Augen verlieren.

Theuville nahm den Brief Saint-Justs, dies letzte Vermächtnis eines Toten, der ihm seine Aufgabe zur Vollendung giebt, und las ihn noch einmal. Dann sprach er, die Arme kreuzend, zu sich selbst, während eine rücksichtslose Entschlossenheit in seinen Augen aufblitzte:

„Ich bin hierhergekommen, um zwei Dinge zu thun. Ich will die Toten vom Thermidor rächen und ihren Manen ein Opfer bringen, wie es kein König gehabt hat. Und dann will ich ihr Werk vollenden und das Gebäude der Gleichheit aufrichten in diesem Lande, wo die alte Tyrannei von neuem anfängt!“

(Fortsetzung folgt.)



Im Lande der Sonne.

Roman
von
B. Clément.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Ein glühend heißer Tag neigte sich dem Abend zu. Die Sonne war verschwunden, nur ein goldener Schein am westlichen Horizont verkündete ihren Niedergang. Drückende Schwüle lagerte noch über Baum und Strauch, kein Lüftchen regte sich, den verschmachtenden Blumen Kühlung zuzufächeln.

Auf dem flachen Dache der Regentschaft von Lucknow lehnte eine weiß gekleidete Mädchengestalt an der Balustrade und ließ die Blicke träumerisch in die Weite schweifen. Es war Amarasanthi, die sehnsuchtsvoll nach Osten schaute, wo die traute Heimat lag. Wie lange hatten Elisabeth und sie nichts von den lieben Eltern gehört! Seit dem 10. Juni hatte alle Verbindung mit der Außenwelt aufgehört. Die Schiffahrt war eingestellt, Telegraphen und Bahnen waren zerstört, man erfuhr nichts weiter als was man durch heimliche Botschafter erforschen ließ.

Es war Ende Juni. Die Engländer hatten jede Station in der Provinz verloren. Die brittische Macht beschränkte sich auf Lucknow und die nächste Umgebung. Die sämtlichen einheimischen Regimenter waren entwaffnet, und die Soldaten bis auf zweihundertundfünfzig in ihre Heimat gesandt. Wie mochte dieser unglückliche Aufstand noch enden? Amarasanthi empfand die Treulosigkeit ihrer Landsleute tief, und ihr Herz jauchzte bei jedem Zug von Treue und Freundschaft für die Engländer, denen sie selbst so viel dankte. Nur einem nicht! Der hatte sie tief empfinden lassen, wie hoch er über ihr stand, was sie, das braune Kind des Landes, ihm galt. Helle Röte stieg in ihr Antlitz, sie preßte die Hand auf das Herz. Ob er überhaupt noch unter den Lebenden weilte? Die letzte Nachricht, die sie von daheim empfangen, verkündete den Aufstand und seine Verwundung. Zwar hatte der gute Vater hinzugefügt, daß sie nicht gefährlich sei, würde er sie aber vor der Zeit ängstigen? Seitdem mochte sich vieles verändert haben. Der Vater ahnte ja nicht einmal, daß sie in banger Sorge um den Verwundeten war. Ja, war sie das wirklich? Ihr Herz schlug höher, ihr Atem ging schneller — was war er ihr noch? Nichts, gar nichts, sie durfte, sie wollte nicht mehr an ihn denken, um ihn sorgen. Fort mit diesen Gedanken, die sie peinigten und ihr den Frieden ihrer Seele raubten. Sie sah trübe umher.

Wie verändert alles um sie herum war. Die Regentschaft mit ihrer sonst so friedlichen Umgebung war zur Festung geworden, bereit, eine Belagerung auszuhalten. Was war aus den herrlichen Anlagen geworden, die jedes Auge entzückt hatten! Die prächtigen Bäume, die blühenden Sträucher, welche die Luft sonst mit berauschendem Duft erfüllten, waren niedergehauen, die farbenprächtigen Beete in den Boden getreten. An Stelle der zarten Kinder der Natur standen jetzt Kanonen, und neben ihnen lag aufgehäuft Kugel an Kugel. Die Häuser, welche der Regentschaft am nächsten lagen, und die hauptsächlich von höheren Offizieren bewohnt waren, sowie die Kirche, das Krankenhaus und die Offiziersmesse waren in die Verschanzung gezogen. Es war eine mühselige Arbeit gewesen, das große Gebiet mit Wall und Pallisaden zu umgeben, die englischen Soldaten hatten jedoch tapfer gearbeitet, und man konnte dem Feinde mit Ruhe entgegensehen. Sir Henry hatte Lebensmittel aller Art, Wein, Bier und Porter in der Regentschaft unterbringen, Ställe und ein Schlachthaus errichten lassen, Ochsen, Kühe, Schafe und Hühner in großer Anzahl angekauft. Er hatte das Seine gethan, die vielen Menschen, die unter seinem Schutze standen, zu schirmen, den Ausgang stellte er als frommer Christ Gott anheim!

Amarasanthi sah über die Verschanzung hinweg auf die Stadt. Der Blick war köstlich, weit über das Häusermeer bis in das offene Land. Die vielen verschiedenen Gebäude, die vergoldeten Kuppeln und Türme der Moscheen und Tempel, die eleganten Paläste, alles umgeben vom tiefen, dunklen Grün der Bäume, gewährten ein Bild großer Schönheit. Seitwärts schimmerte der Fluß silbern in seinem ruhigen Laufe und spiegelte die Mondscheibe wieder, die immer leuchtender an dem abendlichen Himmel hervortrat. Welch friedliches Bild! Ob die Ruhe und der Friede bald durch den Feind gestört ward? Amarasanthi fröstelte trotz der drückenden Luft, und sie wollte sich seufzend abwenden, um das Dach zu verlassen, als hinter ihr Schritte erklangen. Es war John, der im nächsten Augenblick vor ihr stand.

„Elisabeth sendet mich, Dich hinunterzuführen, Cousine, Deine lange Abwesenheit beunruhigt sie.“

Das junge Mädchen lächelte. „Dazu ist freilich kein Grund vorhanden, ich folge aber gerne ihrem Ruf. Glaubst Du, John, daß die Rebellen bald hier sein werden?“

„Das unterliegt keinem Zweifel, da sie sich Lucknow bis auf acht Meilen genähert haben. Wir erwarten sie morgen.“

Sie erbleichte. „So bald schon?“ fragte sie leise.

Er sah sie nachdenklich an. „Amarasanthi,“ begann er nach einer Weile, „ich glaube, daß mein Regiment während der Nacht ausrückt, dem Feinde ent-

gegen, wirst Du ein wenig um mein Leben zittern? Seit meine gute Mutter gestorben ist, giebt es keinen Menschen auf der Welt, dem ich unersetzlich wäre."

„Aber John," rief sie bestürzt, „Du hast Deinen Vater, Deine Schwestern."

Er lächelte bitter. „Glaubst Du, daß sie trostlos über meinen Verlust wären? Du weißt, daß unser Familienleben leider nicht ist, wie es sein sollte."

Sie sah ihn überrascht an, sie hatte nie geglaubt, daß der kühle, besonnene John das so tief empfinden könnte.

„Du hast keine Antwort für mich?" fragte er leise.

Sie reichte ihm die Hand. „Zieh mit Gott hinaus in den Kampf, Vetter John, ich werde beten, daß er Dich unversehrt zu uns zurückführt."

Ein trübes Lächeln flog über seine ausdrucksvollen Züge, stumm führte er die kleine Hand an seine Lippen. „Ich danke Dir," sagte er ruhig wie immer. „Darf ich Dich hinunterführen, Cousine?"

Da stürmte es die Treppe herauf, ein braunes Lockenköpfchen kam zum Vorschein, dann eine zierliche Kindergestalt. „Onkel John, da bist Du," rief die Kleine jubelnd und lief mit ausgebreiteten Armen auf den jungen Offizier zu. „Ich habe Dich überall gesucht, da sagte mir Tante Elisabeth, daß Du Tante Amarasanthi vom Dache holen wolltest."

„Wie oft habe ich Dir verboten, Mabel, allein umherzustreifen, Du weißt, ich kann es nicht leiden."

„Ja, Onkel John. Aber ist es wirklich wahr, was Frank sagt? Er behauptet, die bösen Sepoys kämen, ja, Onkel John, ist es wirklich wahr?"

„Wir müssen es abwarten, Kind. Du brauchst Dich indessen nicht zu ängstigen, wenn sie wirklich kommen, kleine Mag."

Sie lachte hell und fröhlich. „Ich fürchte mich niemals, wenn Du bei mir bist, Onkel John, und nicht wahr, Du ziehst nicht hinaus, wenn so gräßlich gekämpft wird, wie in Seatapoor, wo sie meinen lieben Papa totgeschossen haben?"

„Du kannst doch nicht glauben, Kind, daß ich zurückbleibe?" fragte der junge Offizier mit ernstem Lächeln.

Die Kleine sah ihn bestürzt an. „Dann schießen sie Dich auch tot, und ich habe keinen Onkel John mehr! Ach, bleib doch hier, ich habe Dich ja so furchtbar lieb."

Gerührt strich er über die glänzenden Locken. Doch ein Herz, wenn auch nur das eines Kindes, das für ihn zitterte. „Ich kann nicht zurückbleiben, Kind, aber sei ruhig, nicht jede Kugel trifft. Ein Soldatenkind darf sich übrigens gar nicht fürchten, weißt Du das nicht, kleine Maiblume?"

„Das thue ich gewiß nicht, Onkel John," rief sie mit blitzenden Augen, „wenn ich ein Junge wäre, zöge ich gleich mit Dir."

Er ergriff lächelnd die kleine Hand, bot dem jungen Mädchen den Arm und geleitete beide hinunter in Janes Zimmer, wo er auch Mrs. Dorin mit ihrem Knaben traf. Mabel riß sich los und stürmte zu ihrer Mutter.

„Mama, die bösen Sepoys kommen, und Onkel John geht mit."

Sie sah ihn fragend und erschrocken an.

„Wir gehen jedenfalls einer ernsten Zeit entgegen, dennoch bitte ich die Damen, sich nicht zu ängstigen," entgegnete er freundlich und nahm auf eine Aufforderung Janes Platz.

Der junge Offizier hatte so viel aufrichtige Teilnahme für das traurige Schicksal der armen Witwe gezeigt, daß diese ihn gebeten hatte, die Vormundschaft für ihre beiden Kinder zu übernehmen. John hatte diese Pflicht gern übernommen, und den ernsten klugen Knaben, sowie das immer fröhliche kleine Maienkind, wie Elisabeth die kleine Mabel nannte, recht lieb gewonnen. Beide Kinder hingen leidenschaftlich an ihm und Jane, und letztere ward durch den Verkehr mit ihnen eine ganz andere.

Die Nacht brach herein, still und ruhig wie immer. Gegen Morgen erwachte Amarasanthi durch Pferdegetrappel, was hatte das zu bedeuten? Sie huschte aus dem Bette und lugte hinter der Gardine hervor. Da hielten die tapferen Krieger, bereit, hinaus in den Kampf zu ziehen, um Frauen und Kinder zu schirmen. Ein wehmütiges Gefühl beschlich das junge Mädchen. Wie viele von diesen frischen, jungen Kämpfern würden nicht zurückkehren? Ihr Blick suchte John. Er sprach mit einem anderen Offizier, jetzt aber wandte er das Haupt, und ein sehnsuchtsvoller Blick flog nach ihrem Fenster hinauf. Errötend wich sie zurück und wagte erst wieder hinauszusehen, als sich das Militär in Bewegung setzte. Die aufgehende Morgensonne blitzte auf den Waffen und Helmen, die Augen der jungen Krieger leuchteten vor Kampfeslust, die Pferde wieherten freudig, so zogen sie voller Hoffnung hinaus. Eine Thräne perlte über die Wange des jungen Mädchens, sie faltete die Hände, ein stummes Gebet zu dem Lenker der Schlachten emporzusenden, dann suchte sie ihr Lager wieder auf.

Der Auszug der Truppen war aber nicht allein von Amarasanthi gesehen worden, so ward es heute früher als sonst lebendig in der Regentschaft und ihrer Umgebung. Jeder wartete mit Spannung auf etwaige Nachrichten von dem Kriegsschauplatze, denn, daß es zu einer Schlacht gekommen, kündete das Gewehrfeuer und der Kanonendonner an. Oberst Wilson war mit mehreren Offizieren und einigem Militär zum Schutze der Regentschaft zurückgeblieben, und erstere wichen kaum von dem Dache, um den Kampf jenseits der eisernen Brücke zu beobachten. Es war eine unerträgliche Hitze, und die Herren konnten bald nur abwechselnd ihren Beobachtungsposten behaupten. Kein Wölkchen zeigte sich am tiefblauen Himmel, kein Luftzug erfrischte die vor Hitze zitternde Atmosphäre.

Oberst Wilson schüttelte das graue Haupt, als er an die Qualen der Soldaten dachte, und nach einer Beratung mit den übrigen Offizieren befahl er, die Elefanten, welche vor wenigen Tagen, auf Befehl von Sir Henry, von den Landherren in die Regentschaft geführt waren, bereit zu halten. Die Diener waren noch beschäftigt, die Tiere aus ihrer

Behausung zu führen, als atemlos ein Soldat auf keuchendem Rosse durch das sogenannte Wasserthor hereinsprengte, dem Oberst Sir Henrys Degenscheide brachte und berichtete, daß dieser unverletzt sei, aber um schnelle Hilfe für seine erschöpfte Mannschaft, die auf dem Rückzuge sei und von großer Feindesmacht verfolgt werde, bitten lasse. Sofort ritten eine Anzahl Elefanten hinaus, die ermattete Infanterie hereinzubringen.

Es dauerte nicht lange, so erschienen die ersten Truppen und nach und nach die andern unter Sir Henrys Führung. Es war ein trauriger Anblick, die entkräfteten, teilweise verwundeten Menschen zu sehen, die, mit Staub und Blut bedeckt, fast zusammenbrachen. Sir Henry ließ sofort eine Kanone bei dem Wasserthore auffahren, um die Einfahrt zu der Regentschaft verteidigen zu können, und wies der Mannschaft, die zurückgeblieben war, ihre Plätze an.

Oberst Wilson vermißte unter den Heimgekehrten seinen Sohn. Sein Antlitz ward blaß und seine Stimme zitterte, als er Sir Henry nach ihm fragte. Er sei freiwillig mit einem Teile der Infanterie bei der eisernen Brücke geblieben, den Feinden den Übergang zu wehren, bis seine Landsleute alle glücklich in der Regentschaft geborgen und die ersten Vorbereitungen zur Verteidigung getroffen seien, erklärte Sir Henry. Der Oberst verhehlte sich nicht die Gefahr, in der sein Sohn sich befand, dennoch erfüllte ein freudiger Stolz sein Herz, es ward ihm aber schwer, seinen Töchtern und Nichten diese Nachricht zu bringen.

Jane erbleichte, sie war aber zu sehr Offizierstochter, um nicht des Vaters Gefühle zu teilen. Franzis jedoch rief mißmutig: „Weshalb mußte es gerade John sein, der sich dazu hergiebt, sich für die andern totschießen zu lassen? Es konnte ebenso gut ein anderer sein. Wir haben wirklich genug an einem Todesfall in der Familie."

Keiner antwortete auf ihre herzlosen Worte, nur Frank, der zugegen war, sagte: „Onkel John ist ein Held, ich würde ebenso handeln wie er, Du auch, Tante Jane?"

„Gewiß, mein Junge, ich würde meinen Bruder nicht halb so achten, wenn er anders gehandelt."

Franzis zuckte die Achsel und sagte vor sich hin: „Jeder ist sich selbst der Nächste."

Frank sah sie nachdenklich an und entgegnete dann: „Mein Papa dachte auch nicht an sich, als er sich töten ließ, damit wir entfliehen konnten."

Jane strich über des Knaben blondes Haar. „Suche ihm nachzustreben, Frank, so wirst Du ein ganzer Mann werden. Vergiß nie, daß ein braver Soldat in der Gefahr nicht an sich denken darf." —

Der Kampf an der eisernen Brücke dauerte bis Mittag fort, dann kehrten auch die letzten tapferen Truppen vollständig erschöpft zurück. Die Offiziere hatten jeder einen der erschöpften Männer mit auf ihr Pferd genommen, einige kamen mit den Munitionswagen, andere hatten Platz in den Krankenwagen gefunden, die leider sehr gefüllt waren. Die Engländer hatten schwere Verluste zu beklagen. Außer zahlreichen Offizieren waren 102 Mann gefallen, 40 verwundet. Auch das letzte eingeborene treugebliebene Regiment war sehr zusammengeschmolzen, viele waren gefallen oder verwundet, viele aber auch zu dem Feinde übergegangen.

Unverletzt, nur blaß und äußerst erschöpft, trat John zu den Seinen ins Zimmer. Sein Vater trat ihm feuchten Auges entgegen und wechselte einen stummen Händedruck mit ihm, der dem jungen Manne deutlicher als Worte verriet, was in seinem Herzen vorging. Auch die jungen Damen drängten sich lebhaft herzu, den jungen Helden zu begrüßen, und John fand Gelegenheit, Amarasanthi zuzuflüstern: „Dein Gebet hat mich behütet, Amaranth, ich danke Dir."

Sie entzog ihm verwirrt die Hand, wie konnte er ihr sein Leben danken?

Sobald der junge Offizier sich etwas erholt hatte, eilte er wieder hinaus, galt es doch jetzt die Verteidigung der Regentschaft und ihrer mit in die Befestigung gezogenen Umgebung. Das ganze Revier war in verschiedene Viertel geteilt, jedes von einem Hauptmann und seiner Kompagnie besetzt.

Man hatte bisher versucht, den anstürmenden Feind auf der sogenannten Redan-Batterie, die sich nach der eisernen Brücke zu an der nördlichen Seite der Verschanzung befand, zurückzuhalten, es war jedoch vergeblich. Auch die Bemühungen von der Festung Muchee Bhowam aus, die sich westlich von der Brücke befand, schlugen fehl. Es gelang dem Feinde, die Brücke zu nehmen, und am Nachmittage legte sich feindliche Infanterie und Kavallerie um die Regentschaft und eröffnete ein heftiges Musketenfeuer auf dieselbe.

Das alles war so plötzlich gekommen, daß hier anfangs große Verwirrung herrschte. Die Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, welche noch an der Verschanzung der südwestlichen Seite arbeiteten, flohen entsetzt bei der Ankunft des Feindes. Eingeborene, die bis dahin treu geblieben, flüchteten heimlich, da sie für ihr Leben fürchten mochten.

Hauptmann Fulton, ein Ingenieur-Offizier, der den Befehl über die noch unfertige Verschanzung führte, versammelte am Abend seine Leute um sich und versprach ihnen doppelten Lohn, wenn sie unter seiner Leitung die Nacht hindurch arbeiten wollten. Alle zeigten sich willig, sahen sie doch ein, daß ihre eigene Sicherheit von der Vollendung der Verschanzung abhinge.

Als die Nacht anbrach, begaben sie sich an die mühevolle Arbeit, nicht allein Soldaten, sondern auch Offiziere, unter ihnen auch John, ein persönlicher Freund des Hauptmanns. Glücklicherweise gab der Feind keine besondere Achtung auf dieses Viertel, so gelang es den vielen fleißigen Händen, Pallisaden zu errichten und die Wälle zu erhöhen.

Als sich die Offiziere abends an ihre schwere Arbeit begaben, sagte Mrs. Dorin zu ihren jungen Freundinnen: „Was meinen Sie, meine Damen, wenn auch wir nicht zurückständen hinter unsern tapfern Kriegern? Ich denke, wir könnten ihrem Wohle wohl eine Nacht opfern?"

„Was können wir thun, Mrs. Dorin?" fragte Jane gespannt.

„Den Offizieren von Zeit zu Zeit starken Thee,

den Leuten Branntwein mit Wasser vermischt bringen."

„Ein herrlicher Gedanke," rief Franzis aufspringend und in die Hände klatschend. „Auf, laßt uns eilen, den Mut unserer Getreuen durch einen Trunk und unseren Anblick zu heben."

Eifrig begaben sich alle ans Werk, Mrs. Dorins Vorschlag auszuführen und wurden mit Freuden von den Offizieren und der Mannschaft begrüßt. Selbst Hauptmann Fultons strenge Züge heiterten sich einen Augenblick auf, als Franzis' keckes, hübsches Gesicht sich ihm mit übermütigem Lächeln zuneigte. „Ein Gläschen Thee gefällig, Mr. Fulton?"

Seine Antwort klang nicht so begeistert wie die seines jungen Kameraden, Mr. Hardinge, der ein Glas Thee von Elisabeth in Empfang nahm und ausrief: „Ein Trunk von so schöner Hand ist doppeltes Labsal!" Er sagte ruhig: „Sie sind sehr gütig, Miß Franzis, ich danke Ihnen."

Franzis mußte aber doch zufrieden sein, denn sie überbot sich an munteren Einfällen und ließ sich sogar herbei, den Offizieren Handreichungen zu leisten, wußte es aber immer so einzurichten, daß sie in Hauptmann Fultons Nähe blieb. Ihm galt während dieser Nacht ihre größte Sorgfalt, und sie lächelte kindlich unschuldig zu ihm auf, wenn sein ernstes Auge das ihre traf. Sie wußte, daß der Hauptmann sich für sie interessierte, so wenig aber der ernste, fast streng denkende Mann im Grunde nach ihrem Sinne war, so konnte sie sich doch eine kleine Koketterie mit ihm nicht versagen, ja, sie dachte sogar an eine Heirat, wenn sich kein anderer fände, der ihr besser zusagte.

John sah sich vergeblich nach Amarasanthi um, sie näherte sich ihm nicht, sondern versorgte die Mannschaft, und seine Stirn umwölkte sich, je weiter die Nacht fortschritt, obgleich die Arbeit erfreulich gefördert ward.

Dieselbe wurde drei Nächte unbehelligt fortgesetzt, am vierten Abend merkte der Feind jedoch die Beschäftigung der Engländer und unterhielt ein fortwährendes Musketenfeuer, was die tapferen Offiziere und Soldaten jedoch nicht abhielt, ihr Werk zu vollenden. Selbst die Damen zogen sich nicht zurück, und als die Verschanzung glücklich fertig war, erklärte Franzis, sie hätten ebensowohl wie die Herren einen Orden verdient, was sogar Hauptmann Fulton ernsthaft bestätigte.

Die Rebellen, welche Tag und Nacht die Regentschaft beschossen, begannen jetzt auch Bomben in dieselbe zu werfen, und da sich in dem Gebäude zahllose Fenster befanden, kamen sogar die Frauen und Kinder in Gefahr. So verlegte Sir Henry ihre Wohn- und Schlafräume nach unten und ließ die Soldaten in den oberen Stock ziehen; mancher brave Soldat, mancher tapfere Offizier ward durch die feindlichen Kugeln und Bomben getötet oder verwundet. Die Frauen und Kinder durften das Gebäude nicht mehr verlassen, und bald verstummte selbst das fröhliche Kinderlachen, das sonst auf Flur und Treppen gehallt und die Herzen der Krieger erfreut hatte. Eine trübe, schwere Zeit war für alle angebrochen. Sir Henry erkannte, daß er ein Versehen begangen, als er die Festung Muchee Bhowum mit in den Verteidigungsring gezogen. Nun sandte der dort stationierte Offizier, Oberst Palmer, einen Boten und ließ sagen, daß die Lebensmittel und die Munition auf die Neige gingen, und er sich nicht lange mehr halten könne.

Nach einer Beratung mit seinen Offizieren ließ ihm Sir Henry sagen, daß er die Festung um Mitternacht in die Luft sprengen und mit seinen Truppen nach der Regentschaft kommen solle. Große Spannung und Erregung bemächtigte sich aller, als das bekannt wurde. Die bange Frage: „Wird es den Unseren gelingen, glücklich und unbemerkt zu entkommen?" bewegte jeden.

Um die Aufmerksamkeit des Feindes von der Festung abzulenken, ließ Sir Henry kurz vor Mitternacht nach der entgegengesetzten Richtung ein heftiges Feuer auf diesen eröffnen. Seine List gelang vollständig. Unbemerkt verließen die Truppen unter Oberst Palmers Leitung die Festung, führten ihre Kriegskasse sowie einige Kanonen und etwas Munition mit sich und erreichten unbehelligt das Wasserthor, mit Jubel von ihren Landsleuten begrüßt.

Sie mochten sich eine halbe Stunde in der Regentschaft befinden, als plötzlich eine Feuergarbe zum Himmel stieg. Ein furchtbarer Krach, dann folgte eine Wolke schwarzen Rauchs und zertrümmert lag die alte Festung, deren Erbauung unendliche Kosten und unendliche Arbeit erfordert hatte. Die Stätte war noch lange Zeit wie mit einem Trauermantel von der düsteren Wolke umgeben, und mit Bedauern blickte Sir Henry nach derselben hinüber. Er hatte sie nicht in Feindes Hand fallen lassen dürfen, da sie viele große Kanonen, Bomben und Vorräte an Korn barg, die nun aber auch den Seinen verloren gingen. Es blieb ihm jedoch keine andere Wahl, da er das Leben der dort liegenden Truppen nicht aufs Spiel setzen durfte.

Am nächsten Tage traf ein eingeborener Bote ein von dem alten General Wheeler aus Cawnpoor, der dringend um Hilfe bitten ließ. Mit blutendem Herzen muße Sir Henry sie verweigern. Er führte den Boten ans Fenster, deutete auf die Heeresmacht der Rebellen und sagte: „Sage Deinem Herrn, was Du gesehen hast, ich kann auch keinen einzigen meiner Soldaten entbehren."

Der Feind fuhr indessen fort, die Regentschaft Tag und Nacht zu beschießen. Die Hitze ward immer unerträglicher, und unter den vielen eingeschlossenen Menschen stellten sich schwere Krankheiten ein. Es zeigten sich einzelne Fälle von Cholera und Pocken, viele starben an schleichendem Fieber. Es verging keine Nacht, daß sich nicht unter dem feindlichen Gewehrfeuer ein stiller Zug nach der Kirche bewegte, neben der ein freier Platz als Kirchhof benutzt wurde. Nicht allein diese traurige Pflicht ward erfüllt, dann galt es auch die Schäden an den Wällen und Pallisaden, welche die feindlichen Kugeln angerichtet, auszubessern. Mancher tapfere Soldat ward trotz aller Vorsicht dennoch getroffen und sank tot oder verwundet zu Boden, mancher Offizier mußte auf die

Weise sein Leben lassen oder ward zum Krüppel geschossen.

Am zweiten Juli saß Sir Henry in seinem Zimmer, das in dem ersten Stockwerke der Regentschaft lag, arbeitend mit mehreren Offizieren. Schon am Tage zuvor war eine Bombe durch eines der hohen Fenster geflogen und zerplatzt, ohne dem General Schaden zu bringen. Da fiel abermals eine Bombe ins Zimmer und zerplatzte. Minutenlang verfinsterte ein dichter Rauch das Gemach, daß keiner den andern sehen konnte.

„Sir Henry, sind Sie verwundet?" rief sein Adjutant voller Besorgnis und wiederholte seine Frage, als er keine Antwort erhielt.

„Ich bin tödlich getroffen," entgegnete endlich Sir Henry mit schwacher Stimme.

Bestürzt umdrängten die Offiziere ihren Befehlshaber, während einer zum Arzt stürzte. Sir Henrys Ausspruch erwies sich leider als wahr. Die Verwundung an der rechten Hüfte war derartig, daß keine Hoffnung blieb, sein teures Leben zu erhalten.

Er ließ seinen ganzen Stab, alle Offiziere sich um sein Sterbebett versammeln, nahm Abschied von jedem einzelnen, bat sie, ihre Gedanken auf jene bessere Welt, zu der er jetzt gehe, zu richten, da menschliche Größe nichts wert sei. Zu seinem Nachfolger bestimmte er Major Banks; wiederholt bat er seine Offiziere, treu auszuharren, lieber mit der Waffe in der Hand zu sterben, als sich und die hilflosen Frauen und Kinder dem Feinde zu überliefern. Unter entsetzlichen Qualen lebte er noch zwei Tage, immer die Worte wiederholend: „Rettet die Frauen und Kinder."

Am Morgen des vierten Juli starb er, tief betrauert von allen. Es blieb kein Auge trocken, als die Kunde seines Todes die Regentschaft durchlief. Mit ihm verloren sowohl seine Landsleute wie auch die Eingeborenen viel. Er hatte viel für diese gethan und war sehr beliebt bei seinen eingeborenen Truppen gewesen, für deren Kinder er Schulen auf dem Himalaya-Gebirge und dem Berg Abor an den Nilgiris hatte errichten lassen. Am aufrichtigsten aber trauerte sein brauner Diener Ungud um ihn, der seinem gütigen Herrn treu bis in den Tod ergeben war, und der als Überbringer aller geheimen Botschaften und als Kundschafter den Belagerten wichtige Dienste leistete.

Mitte Juni erreichte eine traurige Botschaft die Regentschaft, die nicht dazu diente, den Mut der Eingeschlossenen zu heben. Cawnpoor war in die Hände der Rebellen gefallen. Die Belagerten, die sich nicht mehr halten konnten, hatten einen Vertrag mit dem verräterischen Rajah Nana Sahib geschlossen, der ihnen freien Abzug und die nötigen Boote auf dem Ganges versprochen hatte. Schweren Herzens verließ der General mit seiner Besatzung, den Frauen und Kindern das Lager, die Boote zu besteigen. Kaum waren diese jedoch vom Ufer abgestoßen, als ein mörderisches Feuer auf sie eröffnet wurde. Wer nicht getötet ward, wurde gefangen in die Stadt geschleppt, umgebracht und alle Leichen in einen tiefen Brunnen geworfen.

Tags darauf traf ein englisches Heer unter General Havelock ein, der tief erschüttert auf das schreckliche Blutbad blickte. Er hatte vier große Schlachten liefern müssen, um bis zu seinen Landsleuten hindurchzubringen und fand nun nichts weiter, als ihre Leichen, die aus dem Brunnen herausragten. Da verhüllten auch bärtige Männer ihr Angesicht und weinten. Der Brunnen ward zugemauert, und ein Kreuz aus weißem Marmor mit einem Engel, der traurigen Blickes hinabsieht, bezeichnet noch heute die Stelle, wo so viel unschuldiges Blut geflossen ist.

Trotz dieser Trauerkunde hob sich allmählich der Mut der armen Belagerten in Lucknow wieder, hatte ihnen doch General Havelock sagen lassen, daß er versuchen wolle, mit seiner Heeresmacht sich durchzuschlagen, um sie zu befreien.

Doch Woche auf Woche verging, kein Erretter erschien, statt seiner aber kehrte ein bitterer Feind bei den Engländern ein: der Mangel für Menschen und Tiere. Viele der kleineren Kinder erlagen demselben und jede Nacht wurden kleine Leichen in die Erde gebettet; aber auch zarte Frauen starben dahin. Wer Angehörige hatte, blickte mit geheimer Sorge auf seine Lieben und flehte zu Gott, ihr teures Leben zu erhalten.

Zu einem der ersten Opfer gehörte Mrs. Jones, die Mutter der jungen Braut, die immer noch auf ihres Verlobten Rückkehr hoffte. Das arme Mädchen stand jetzt vollständig verlassen in der Welt und hätte sich völlig vereinsamt gefühlt, wenn Elisabeth und Amarasanthi ihr nicht schwesterliche Liebe und Teilnahme entgegengebracht hätten.

Zu früher Morgenstunde trat Elisabeth eines Tages — es war der neunte August — in ihr kleines Zimmer, das sie mit der Schwester teilte. Sie sah so blaß, traurig und abgespannt aus, daß Amarasanthi, die auf dem Lager ruhte, erschrocken aufsprang und sie in die Arme schloß.

„Was fehlt Dir, mein Liebling?" fragte sie zärtlich.

Elisabeth lehnte das Antlitz gegen der Schwester Schulter. „Die beiden kleinen Mädchen von Mrs. Brice sind während der Nacht gestorben; die arme Mutter."

„Und Du bist allein bei ihr gewesen und hast mich nicht gerufen?"

„Jane war da und ist auch noch bei Mrs. Brice. Du, meine Amaranth, hast Dich schon nächtelang der Pflege der Kranken und Verwundeten gewidmet und bedurftest dringend der Ruhe."

„Und jetzt legst Du Dich nieder und versuchst zu schlummern, Schwesterherz, ich kann es bei den Eltern und einem gewissen Jemand nicht verantworten, daß Du Dich überanstrengst."

Gehorsam streckte sich Elisabeth auf ihr Lager, und wehmütig blickte Amaranth in das süße blasse Angesicht, das von Tag zu Tag schmäler ward.

„Meine arme Lilie, ich wollte, ich könnte Dich nach der Heimat zaubern, dort würdest Du genesen."

Elisabeth lächelte trübe. Wie mochte es in der trauten Heimat, von der sie seit Anfang Juni nichts gehört hatte, aussehen? Lebten Vater und Mutter

noch? Und er? Sie wandte das Haupt zur Seite, um der Schwester die aufsteigenden Thränen zu verbergen. Das tapfere Mädchen, das für Kranke und Gesunde ein freundliches Lächeln, ein teilnehmendes Wort hatte, war nach dieser schweren Nachtwache zu Ende mit ihrer Kraft. Amarasanthi, die sie eingeschlafen wähnte, verließ geräuschlos das Zimmer, und Elisabeth lag regungslos und ließ die Gedanken arbeiten.

Das Feuer war diese Nacht so ziemlich verstummt, wahrscheinlich ruhte sich der Feind nach dem gestrigen Angriff auf das südwestliche Viertel aus. Es war dies nicht der erste Angriff, den er gewagt, bis jetzt waren aber alle glücklich zurückgeschlagen. Bis jetzt! Konnte die entkräftete, sich immer mehr lichtende Mannschaft der ungeheueren feindlichen Übermacht noch lange widerstehen? Und dann? Das junge Mädchen faltete die Hände und sagte ergeben: „Herr, wie Du willst.“

Sie konnte nicht den ersehnten Schlaf finden, das Schreien und Toben der Rebellen, die einen Heidenlärm mit ihren Pauken und Trompeten vollführten, ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Sie schauderte bei dem Gedanken, in die Hände dieser Unmenschen zu fallen. Ob das für sie alle das Ende war? Wie glücklich waren dann diejenigen, welche friedlich auf ihrem Lager entschlummert waren, von liebender Hand gepflegt.

Da machte sich eine Bewegung im Hause bemerkbar. Elisabeth richtete sich auf und horchte. Hatte der Feind irgend etwas unternommen? Da tönte der freudige Ruf. „Ungud ist da,“ an ihr Ohr. Helle Freudenröte flog über ihr liebliches Antlitz. Sie sprang auf und eilte auf den Flur. Keiner wußte ihr jedoch Näheres zu sagen, so ging sie in das gemeinschaftliche Wohnzimmer der Familie Wilson, wo sich bald alle Glieder derselben, auch Mrs. Dorin mit ihren Kindern und Miß Jones versammelten. Voller Spannung harrten sie der Herren, die ihnen mitteilen würden, welche Nachricht Ungud gebracht.

Vor vierzehn Tagen schon hatte dieser heimlich die Regentschaft verlassen, um ein Schreiben an General Havelock zu überbringen, mit der Bitte, so schnell wie möglich zur Hilfe seiner erschöpften Landsleute herbeizueilen. Sehnsüchtig hatten die Eingeschlossenen täglich nach dem treuen Boten ausgeschaut, doch Tag auf Tag verging, ohne ihn zu bringen, und schon fürchtete jeder, daß der Getreue von Feindes Hand gefallen sei, da erschien er plötzlich wieder. Schon sein Anblick, das Bewußtsein, daß er Nachricht brachte, belebte jeden.

„Mama, ist nun der schreckliche Krieg aus?“ fragte die kleine Mabel Dorin ihre Mutter und kletterte auf ihren Schoß.

„Mit Gottes und General Havelocks Hilfe erreicht er nun bald sein Ende,“ entgegnete sie seufzend.

„Ich mag auch gar nicht mehr,“ klagte die Kleine und lehnte das bleiche Gesichtchen gegen die Schulter der Mutter, „ich möchte so gerne einmal wieder draußen spielen und Blumen pflücken und — und mich mal ganz furchtbar satt essen können.“

Eine Thräne trat in Mrs. Dorins Auge, zärtlich strich sie über die weichen Locken ihres Kindes. „Das kommt auch wieder, meine kleine May, wir dürfen nur die Geduld und das Vertrauen auf den lieben Gott nicht verlieren.“

„Ja, ich weiß,“ entgegnete die Kleine matt.

Während nun Mrs. Dorin mit den andern Damen sprach, drängte sich Frank an sein Schwesterchen und sagte leise und vorwurfsvoll: „Du mußt nicht so sprechen, May, siehst Du nicht, daß es Mama traurig macht?“

Es zuckte verräterisch um den kleinen Mund, da öffnete sich die Thür, und John trat ein. Mit einem Jubelruf sprang die Kleine von ihrer Mutter Schoß und ihm entgegen.

„Was sagt Ungud, Onkel John? Kommt der gute General morgen und jagt alle die bösen Sepoys fort?“

Sein Blick glitt ernst und kummervoll über das Kind hinweg und blieb an Amarasanthis schönem Antlitz haften.

„John,“ stammelte Jane, und „John,“ schrie auch Franzis auf, „Du bringst schlechte Nachricht. Großer Gott, will uns denn keiner beistehen? Sind wir denn von Gott und Menschen verlassen?“

„Franzis,“ bat Elisabeth und faßte beschwichtigend nach ihrer Hand. Diese stieß sie jedoch von sich, sie war außer sich, daß diese Hoffnung, die letzte, fehlschlagen sollte.

„Ich ertrage dies Leben nicht länger, lieber fliehe ich. Ich will nicht in die Hände dieser schrecklichen Sepoys fallen und mich hinmorden lassen.“ Sie warf sich in die Sofaecke und brach in hysterisches Weinen aus.

„Erzähle, John, welche Nachricht Ungud gebracht hat,“ bat Jane den Bruder.

„General Havelock hatte den Ganges bereits überschritten und sich uns bis auf vierzig Meilen genähert, als er auf ein Heer Rebellen stieß, das er glücklich zurückschlug und seinen Marsch fortsetzte. Er hatte jedoch starke Verluste gehabt, dazu kommt die große Hitze, die Anstrengung, der Mangel an guter Nahrung, kurz, es sind schwere Krankheiten, vor allem die Cholera unter seinem Heere ausgebrochen, die viele dahingerafft hat. Er sah ein, daß er sich mit seiner zusammengeschmolzenen, ermatteten Armee nicht bis Lucknow durchschlagen konnte und hat sich nach Cawnpoor zurückgezogen, wo er auf Verstärkung wartet, um von neuem vorgehen zu können.“

Keiner entgegnete ein Wort, selbst die Kinder schwiegen und sahen die Erwachsenen ängstlich forschend an, da sprach eine süße Mädchenstimme die tröstenden Worte: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, und ob ich gleich wanderte im finsteren Thal, so fürchte ich kein Unglück, sein Stecken und Stab trösten mich.“

Mrs. Dorin erhob sich und reichte Elisabeth unter Thränen die Hand. „Haben Sie Dank, Elisabeth, das schöne Gotteswort belebt von neuem meinen Mut und meine Hoffnung. Laßt uns nicht verzagen, meine Freunde, der alte Gott lebt noch.“

„Sie haben recht, Mrs. Dorin,“ erwiderte John, sich hoch aufrichtend, „noch ist nicht alles verloren.

Wenn die Damen uns mit so schönem Beispiel vorangehen, sollten wir da verzagen?"

„Gut, so laßt uns zu unsern Kranken gehen, die gewiß, wenn sie die Nachricht hören, des Trostes bedürfen."

„Recht so, Jane, wir wollen unsere Pflicht bis zum letzten Augenblicke —" das Wort erstarb auf Mrs. Dorins Lippen, eine Kugel hatte den Weg durchs Fenster gefunden und streckte sie zu Boden.

Einen Augenblick waren die Damen wie gelähmt vor Entsetzen, während John sofort zu ihrer Hilfe herbeistürzte. Mit Jane vereint, hob er die Verletzte auf und legte sie aufs Sofa. Ellen wollte die laut schreienden Kinder hinausführen, Mrs. Dorin winkte jedoch mit schwacher Hand.

„Laßt sie mich — noch einmal — sehen. Gott segne Euch — meine Lieblinge — bleibt brave, gute Kinder — fromme Christen — ach — wer wird für Euch sorgen?"

„Ich," sagte Jane mit fester Stimme und schlang die Arme um die jammernden Kleinen, die noch gar nicht begriffen, was eigentlich geschehen war.

„Und ich," fügte John hinzu und legte die Hand auf Mabels Köpfchen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Mrs. Dorin, die Kinder, wenn ich am Leben bleibe, nicht zu verlassen, so lange sie meiner bedürfen."

Ein seliges Lächeln breitete sich über das fahle Antlitz der Sterbenden. „Dank, tausend Dank, Gott wird es — Ihnen — lohnen — nun kann ich — ruhig — heimgehen." Ihre Stimme ward mit jedem Worte leiser, ein tiefer Seufzer noch, dann war alles vorüber.

Erschüttert standen alle an dem Sterbebette. Jane beugte sich, einen leisen Kuß auf die kalte Stirn zu drücken, forderte die Kinder auf, dasselbe zu thun und führte die armen kleinen Waisen, die ihren schweren Verlust noch gar nicht begriffen, in ihr eigenes Zimmer.

Der plötzliche Tod der allgemein beliebten und stets hilfsbereiten Dame erregte große Bestürzung und Teilnahme. Major Banks ließ zur größeren Sicherheit der Frauen und Kinder sämtliche Schränke vor die Fenster stellen, auch einige Damen, da die höher gelegene Regentschaft den feindlichen Kugeln besonders ausgesetzt war, in die befestigten Offiziershäuser übersiedeln.

Unter drückender Hitze schlichen den armen Belagerten die nächsten Tage langsam hin. Der Feind unterhielt ein fortwährendes Feuer, das die Engländer jedoch nicht beantworteten, da die Munition anfing ihnen knapp zu werden und sie dieselbe für den Fall eines Angriffs, der hin und wieder stattfand, sparen mußten.

Die Familie des Oberst Wilson, der sich auch Ellen Jones angeschlossen hatte, war mit vielen anderen Damen und Kindern nach der Offiziermesse übergesiedelt.

„Ich weiß nicht, woher es kommt, ich fühle mich hier aber weniger sicher, als in der Regentschaft," erklärte die junge Waise, als sie mit den Freundinnen und den beiden Herren, die hinübergekommen waren, bei dem einfachen Frühstücke saß

„Wo ist jetzt überhaupt Sicherheit," brummte der Oberst und rührte mißmutig in seiner Tasse Thee und blickte über den Tisch, auf dem Brot, Butter und kalter Braten in sehr geringen Quantitäten stand. „Ist ein ganz erbärmliches Dasein."

„Wir halten es wohl noch aus, Vater, aber unsere armen Damen."

John verstummte erschrocken. Ein furchtbarer Krach ertönte in nächster Nähe, dicker Rauch stieg in die Luft und ließ für Augenblicke die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen. Alle eilten bestürzt ans Fenster, der Oberst und sein Sohn ins Freie, um zu sehen, was geschehen war. Es war schlimm genug. Trotz aller Wachsamkeit Hauptmann Fultons und anderer Ingenieur-Offiziere war es dem Feinde dennoch gelungen, eine Mine nach dem Quartier des Sigh-Regiments zu legen, das sich neben der Messe befand. Das Gebäude lag in Trümmern und unter ihnen begraben viele der braven Soldaten. Einige Offiziere, die sich in der Nähe des Hauses befanden, waren in die Luft geschleudert, jedoch mit geringen Verletzungen davongekommen. Ein Soldat hingegen war über die Verschanzung hinweggeschleudert und unter dem Triumphgeheul der Feinde niedergemetzelt.

Die jungen Mädchen waren unter die Veranda der Messe getreten und sahen zu ihrem Schrecken, daß die Verschanzung schwer gelitten und der Feind in dichten Scharen heranstürmte. Da sprang eine schlanke, kraftvolle Männergestalt auf die rauchenden Trümmer — „Onkel John," schrie Mabel entsetzt auf — ihr nach andere und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer auf die Rebellen.

„Gehen Sie ins Haus, meine Damen," rief der vorbeistürzende Hauptmann Fulton, „seien Sie vollkommen ruhig, wir streiten für Ihre Sicherheit."

„Mr. Fulton," schrie Franzis und streckte flehend die Hände nach ihm aus.

Er wandte ihr sein Gesicht noch einmal zu. „Mein letzter Blutstropfen gehört Ihnen, Franzis," rief er, dann war er verschwunden.

Elisabeth und Amarasanthi leiteten die halb ohnmächtige Franzis ins Zimmer, wo alle in banger Erwartung auf den Ausgang des Kampfes warteten. Mabel kletterte aus Janes Schoß, schlang beide Arme um ihren Hals und schmiegte den kleinen Körper fest gegen sie.

„Es ist so gräßlich, Tante Jane, tot geschossen zu werden," flüsterte sie.

„Sei ruhig, mein Liebling, diese Gefahr geht auch vorüber, und dann kommt General Havelock und befreit uns," entgegnete Jane mit weicher Stimme, zog das Kind näher an sich und legte den andern Arm um Frank, der stumm und blaß neben ihr stand. Was hatten diese Wochen aus der kühlen, gleichgültigen Jane gemacht! Sie war zum tief empfindenden, thatkräftigen Weibe geworden. Ihre ruhige Besonnenheit und furchtlose Energie blieb auch auf andere nicht ohne Einfluß.

Inzwischen waren alle englischen Truppen alarmiert und so viele als möglich nach dem gefährdeten

Viertel kommandiert. Die Rebellen zogen sich in die Häuser der Eingeborenen, die sie sämtlich außerhalb der Verschanzung besetzt hatten, zurück, und die Engländer begannen schnell, die Schäden auszubessern. Das Feuer jedoch, das der Feind von den Häusern aus auf sie eröffnete, riß solche Lücken in ihre Reihen, daß Hauptmann Fulton einen Ausfall vorschlug und schnell entschlossen mit einem Regimente gegen die Rebellen vorging.

Nach kurzer Zeit waren die Häuser genommen, doch hiermit noch nicht zufrieden, ließ Hauptmann Fulton einige Fässer mit Pulver bringen und sprengte sie in die Luft. Nun konnte die Arbeit mit größerer Ruhe wieder aufgenommen werden, denn der Feind wagte nicht, ohne Deckung sich den feindlichen Kugeln auszusetzen.

Der Hauptmann hatte eine leichte Verwundung am Arm davongetragen, blieb aber, nachdem er verbunden, ruhig den ganzen Tag auf seinem Posten. Es war eine schwere, mühselige Arbeit, die aber glücklich gelang.

Die darauf folgende Nacht war unerträglich heiß. Mehrere Kinder starben vor Erschöpfung, und trübe blickte Jane bei dem Frühstück auf ihre beiden blassen Schützlinge. Sie konnte die Qual eines Mutterherzens bei dem Anblick der dahinschwindenden Lieblinge vollkommen verstehen. Die Rebellen hatten während dieser Nacht ein besonders lebhaftes Feuer unterhalten, das nun endlich etwas nachließ. Sie brachte die Kinder, die fast gar nicht vor Hitze, Unbehagen und Furcht geschlafen hatten, zur Ruhe und legte sich selbst noch ein Stündchen nieder. Die übrigen jungen Mädchen folgten ihrem Beispiele, und lagen bald in süßem Schlummer, der sie für kurze Zeit ihr Elend vergessen ließ.

Elisabeth allein konnte nicht schlafen, eine unerklärliche Unruhe hielt die Ruhe fern von ihr. Endlich konnte sie das stille Liegen in dem schwülen Zimmer nicht mehr ertragen. Sie erhob sich leise, um die Schwester und Ellen nicht zu stören und ging in die Veranda, einen Augenblick frische Luft zu schöpfen. O Wonne, es regnete! Ein frischer Wind, der Gewitterschauer herübergebracht hatte, umfächelte ihr Antlitz; mit Entzücken atmete sie die balsamische Luft ein. Sinnend blickte sie in den fallenden Regen, und ihre Gedanken wanderten aus der trüben Gegenwart in das liebe, elterliche Heim. Ob sie die Ihren jemals wiedersehen würde? Die armen Eltern, mit wie banger Sorge mochten sie ihrer fernen Kinder gedenken.

Da schlug plötzlich eine Stimme an ihr Ohr, die sie lange nicht gehört, die sie aber unter Hunderten erkannt hätte. Alle Farbe wich aus ihren Wangen, als sie sich lauschend vorneigte. War es denn möglich? Sie preßte die Hände fest auf das heftig pochende Herz und schalt sich eine Thörin, der Sehnsucht und Phantasie Dinge vorzauberten, die im Bereiche der Unmöglichkeit lagen. Konnte denn aber noch ein Mensch auf Erden eine so klare, klangvolle Stimme haben? Jetzt antwortete sie auf eine kurze Bemerkung Johns.

Da erschien dieser unter der Veranda und neben ihm — war es denn Wirklichkeit? Gab es noch solche Seligkeit auf Erden? Wie ein Schleier legte es sich vor Elisabeths Augen, sie hörte noch Johns Worte: „Dort ist sie, Hochehrwürden," dann sank sie langsam zu Boden.

In demselben Augenblick aber fühlte sie sich von kräftigen Armen emporgehoben und hörte eine leise Stimme an ihrem Ohr. „Elisabeth, mein Liebling, ich bin bei Dir, sieh mich an."

Mit Anstrengung hob sie die Lider und sah wie im Traume das geliebte Angesicht, an das sie im Wachen und Träumen gedacht, in die dunklen Augen, die mit der alten Liebe in tiefer Bewegung auf sie niedersahen.

„Elisabeth, darf ich Dich so nennen? Hast Du mir verziehen?"

Selig lächelnd, stumm lehnte sie das blonde Haupt an seine Schulter und schmiegte ihre Hand fest in die seine. Sie fragte nicht, woher er so plötzlich komme, er war da, das genügte ihr; sie fühlte sich nach aller Sorge geborgen wie ein Kind.

Gerührt blickte er in das süße blasse Antlitz und berührte leise die weiße Stirn mit seinen Lippen. „Mein Liebling, die Eltern lassen Dich grüßen, sie sind wohl und gesund," sagte er sanft.

Sie richtete sich auf, die blauen Augen begannen zu strahlen, helle Röte flog über ihre Wangen. „William," rief sie jauchzend und schlang die Arme um seinen Nacken, „die Seligkeit ist zu groß." Dann brach sie plötzlich in leidenschaftliche Thränen aus.

Sorgsam geleitete er das tief erschütterte Mädchen ins Zimmer und setzte sich an ihre Seite, ihre Hand leise streichelnd.

Nachdem er ihr Zeit gelassen, sich zu sammeln, sagte er: „Es war nicht meine Absicht, Elisabeth, Dir so unerwartet entgegenzutreten. Ich wollte mir Amarasanthi rufen lassen und sie bitten, Dich auf mein Erscheinen vorzubereiten."

Sie sah unter Thränen lächelnd zu ihm auf. „Es war viel schöner so," flüsterte sie.

Er blickte ihr tief ins Auge. „Kannst Du mich noch lieben wie vordem, Elisabeth?"

„Besser, mein William, bis über den Tod hinaus; ich fühle mich eins mit Dir."

Im stillen Glück saßen sie eine Weile, dann fragte Elisabeth: „Und die Eltern? Erzähle mir von ihnen, liebster Freund."

Er teilte ihr alles mit, was während ihrer langen Abwesenheit geschehen war und schloß mit den Worten: „Meine Gemeinde steht unter Vaters Schutz, sie bedurfte meiner augenblicklich nicht so dringend, wie ich glaubte, daß Du meiner bedürfen würdest, Geliebte. Der Gedanke an Dich ließ mich Tag und Nacht keine Ruhe finden, und als ich erst die Möglichkeit, zu Dir zu bringen, ins Auge gefaßt hatte, war es bis zum festen Entschlusse nicht mehr weit. Mutters Augen leuchteten, als sie hörte, daß ich es wenigstens versuchen wollte; Vater wollte zwar anfangs nichts davon wissen, weil er meinte, mein Leben gehöre in erster Linie meiner Gemeinde, dann Dir. Der gute Vater hat freilich recht, und ich versprach ihm, umzukehren, sobald ich die Unmöglichkeit einsähe, vor-

zubringen; so zog ich aus, von dem Segen der Eltern begleitet, und Gott hat mich sicher hergeleitet. Habe ich unrecht gethan, meine Gemeinde Deinetwegen zu verlassen, so bitte ich Gott, mir zu verzeihen; ich konnte nicht unthätig in ruhiger Sicherheit daheim bleiben, während Du, mein Herzensliebling, Dich in so großer Gefahr befandest."

Sie sah bewegt zu ihm auf. „Und wenn Du nur gekommen wärst, um mit mir zu sterben, Geliebter?" fragte sie leise.

„Wenn es Gott gefällt, so gehe ich mit Dir in den Tod; aber, Elisabeth," seine Augen leuchteten freudig auf, „ich hoffe Dich mit Gottes Hilfe aus dieser Stadt zu erretten."

„Du? Wie willst Du das anfangen?"

„Würdest Du mir nicht mit Vertrauen folgen, Elisabeth?"

„Ja, William, zu jeder Stunde, wohin Du mich auch führst."

„Ich danke Dir, mein Liebling, und nun höre meinen Plan. Ich habe Dir noch nicht erzählt, daß ich zwei Begleiter auf meinem Wege gehabt habe. Den einen kennst Du, es ist der junge Gopâl, dessen Augen vor Kampfeslust blitzten, als er hörte, daß ich zu Deiner Errettung auszöge. Der andere — Du wirst staunen, mein Herz — ist Boharidâs."

„Margarets Mörder," rief sie erschrocken, „o, William, wie konntest Du den bösen Menschen mit Dir nehmen!"

„Er ist nicht mehr böse, mein Liebling, unsere Religion hat großen Eindruck auf ihn gemacht, er ist bereit, ein Christ zu werden, wenn wir glücklich heimkommen."

Sie sah ihn ängstlich an. „Ist es ihm wirklich ernst, William? Bist Du sicher, daß er Dir keine Falle gestellt hat?"

Er lächelte. „Ich bin ja bei Dir, Kind."

„Ja, aber Du sagtest, Du wolltest mich fortführen. Ich fürchte mich vor dem wilden Menschen."

„Wenn ich bei Dir bin, Geliebte? Seit wann weist meine Elisabeth einen Menschen von sich, der sich nach der Heilslehre sehnt?"

„Du hast recht, Teurer, verzeih mir, ich will meine Scheu vor Boharidâs zu überwinden suchen. Und nun sprich, William." Sie lehnte das Köpfchen an seine Schulter und lauschte aufmerksam seinen Worten.

„Du kannst Dir denken, Elisabeth, daß wir nur langsam vorwärts kamen, da wir Städte und Dörfer möglichst vermeiden mußten. Die guten Eltern hatten uns so reichlich mit Proviant versehen, daß wir es wagen konnten, uns tagelang durch Wälder und Dschungeln zu schleichen. Freilich haben wir auch hier manche Gefahr zu bestehen gehabt mit Menschen und wilden Tieren, doch der Herr war mit uns. Einige Male mußten wir vor uns verfolgendem Gesindel Zuflucht in Dörfern suchen, und ich muß den Bewohnern, die teilweise Christen waren, nachsagen, daß sie uns selbst mit Gefahr des eigenen Lebens beschützt haben. Wir hatten uns Lucknow schon bis auf wenige Meilen genähert, und mein Herz schlug höher, als ich die Türme im Sonnenglanze schimmern sah. Da wurden wir von einer bewaffneten Macht erblickt und verfolgt. Glücklicherweise befanden wir uns in der Nähe eines Dorfes, das wir noch erreichten, und wo wir uns in einem ausgetrockneten Brunnen verbergen konnten, bis unsere Verfolger, nachdem sie das Dorf vergeblich nach uns durchsucht, verlassen hatten. Wir kamen nun aus unserem Versteck hervor, und es zeigte sich, daß die Dorfbewohner uns freundlich gesonnen waren. Sie rieten uns, unseren Marsch nicht sogleich fortzusetzen, da die Gegend unsicher sei, sondern uns an den Rajah von Mithowlee, der in der Nähe wohne und große Sympathien für die Engländer habe, zu wenden. Ich kann sagen, daß ich selten einen interessanteren und sympathischeren Menschen kennen gelernt habe, als diesen heidnischen Fürsten. Er beherbergte und pflegte uns mehrere Tage und ließ uns dann unter sicherer Bedeckung nach Lucknow führen. Heute nacht langten wir hier an, und da weder Mond noch Sterne schienen, war es möglich, uns nahe heranzuschleichen und uns unter den Feind zu mischen, ohne das er Verdacht schöpfte. Gopâl und Boharidâs thaten ganz, als gehörten sie zu ihnen, und ich hatte nichts weiter nötig, als mich in ihrer unmittelbaren Nähe zu halten. So drangen wir allmählich bis zu der nordöstlichen Verschanzung vor, die, wie Boharidâs erkundet hatte, am niedrigsten sein sollte. Boharidâs kletterte gewandt, und von dem Feinde unbemerkt, hinüber. Der Wachtposten, der natürlich einen Feind in ihm vermutete, wollte ihn niederstoßen, er schwenkte jedoch schnell ein weißes Papier in der Hand und rief ihm zu, daß er eine wichtige Botschaft bringe."

„Und Du?" fragte Elisabeth atemlos.

Er lächelte. „Ich war als Junge ein ziemlich guter Turner; obgleich ich diese Kunst nun ziemlich lange nicht geübt, kam ich doch ganz leidlich hinüber und nach mir Gopâl. Man war nicht wenig erstaunt, einen Landsmann in mir zu erkennen und führte mich auf meinen Wunsch vor Major Banks. Zu meinem Bedauern erfuhr ich Sir Henrys Tod."

„Und Du bist schon so viele Stunden hier, und ich wußte es nicht?" fragte Elisabeth mit leisem Vorwurf.

„Ich wollte Dich nicht so früh stören, mein Liebling, erfuhr auch von Deinem Onkel, daß seine Damen sich alle noch einmal niedergelegt hätten. Mein Herz zog mich zu Dir, das weißt Du, ich konnte mich jedoch, ohne rücksichtslos zu sein, nicht früher von den Herren trennen, die nicht genug von der Außenwelt, von der Ihr armen Eingeschlossenen ja so lange nichts gehört, erfahren konnten. Du glaubst nicht, wie interessant ihnen auch die kleinste Kunde war."

„Das kann ich mir denken, Du bist ihnen gewiß wie ein Held erschienen," sagte sie und sah ihn bewundernd an.

„Ich glaube, daran hat kein einziger bei meinem Anblick gedacht, das bringt nur meine Elisabeth fertig," entgegnete er scherzend.

„Mir erscheinst Du so," versicherte sie, „ich fürchte nichts mehr, selbst nicht den Tod, seit Du bei mir bist."

Er strich gerührt über ihr schimmerndes Haar. „Mein Liebling,“ sagte er weich, „Gott helfe mir, Dich zu retten. Sage mir aufrichtig, Elisabeth, fühlst Du Dich kräftig genug, mich zu begleiten?“ fragte er, nach einem prüfenden Blick in ihr zartes Antlitz.

„Ja, William, ich fühle Kraft und Mut, sage mir nur, was ich thun soll.“

„Der Rajah von Mithowlee hat mir seinen Beistand zugesichert, unsere nächste Sorge muß sein, die Regentschaft unbemerkt zu verlassen und in die Vorstadt, nahe der eisernen Brücke zu gelangen. Dort wohnt ein früherer Diener des Rajahs, der Auftrag erhalten hat, uns zu jeder Zeit aufzunehmen und seinem Herrn unsere Ankunft zu melden, damit er uns nach Mithowlee holen lasse. Nach einigen Tagen der Ruhe daselbst will uns der Rajah unter sicherem Geleit den Gamtei hinunterfahren lassen, bis wir unweit Patna den Ganges erreichen. Von dort haben wir nicht mehr weit bis zu unserer Heimat, das weißt Du noch von unserer Ankunft?“

Sie nickte und sah gedankenvoll vor sich nieder, dann entgegnete sie: „Eins muß ich Dir sagen, William, ich kann nicht ohne die Schwester gehen.“

„Das sollst Du auch nicht, Kind, ich rechne bestimmt auf Amarasanthi, und wollen noch andere Damen uns begleiten, ich nehme sie gerne unter meinen Schutz.“

„Glaubst Du, daß wir ungehindert an dem Feinde vorüberkommen?“

„Ich hoffe es. Wir müssen den Augenblick eines Gefechtes benutzen, wo seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen ist oder eine dunkle Nacht. Auf der nördlichen Seite soll der Feind am schwächsten sein, vielleicht gelingt es uns von dort zu entkommen. Ich werde Deinem Onkel und anderen Offizieren meinen Plan mitteilen und hören, ob er ausführbar ist.“

„Erzähle mir von den Eltern, William,“ bat sie.

„Elisabeth, darf ich Dir erst Deinen Ring wiedergeben?“ fragte er leise.

Errötend reichte sie ihm die Hand hin, und er schob tief bewegt das glänzende Kleinod auf ihren Finger. „Bis daß der Tod uns scheidet.“

Elisabeth aber drückte den einfachen Reif an die Lippen und flüsterte: „Bis in alle Ewigkeit.“

Stumm, überwältigt von dem Glück des Augenblicks saßen sie nebeneinander, dann begann er leise von der trauten Heimat zu erzählen.

So traf sie Amarasanthi, die unbemerkt von ihnen ins Zimmer trat. Regungslos verharrte sie und starrte auf das junge Paar. Wachte oder träumte sie?

Da bemerkte Elisabeth sie. Mit einem Jubelruf sprang sie auf und eilte auf sie zu. „Er ist da, Amaranth, er ist da, nun ist alles, alles gut.“

William folgte seiner Braut. „Heißt Schwester Amaranth mich willkommen?“ fragte er weich.

Mit strahlendem Lächeln streckte sie ihm beide Hände hin. „Von ganzem Herzen, Bruder William. Den Gedanken, zu uns zu kommen, muß Gott Dir ins Herz gegeben haben. Wie ist es aber möglich? Es scheint mir wie ein Wunder.“

„Alles sollst Du wissen, Schwesterherz,“ rief Elisabeth fröhlich, „warte aber, ich benachrichtige die andern und dann erzählt William.“

„Ich will die große Neuigkeit wohl verkünden,“ erbot sich Amarasanthi und eilte aus dem Zimmer.

„William,“ begann Elisabeth und stockte errötend.

„Nun, Kind, ist irgend etwas nicht in Ordnung? Was ist Dir?“

„Du hast von allen gesprochen, nur nicht —“

„Von Vetter Reginald,“ vollendete er ruhig, legte ihren Arm in den seinen und wanderte mit ihr auf und nieder. „Ich habe ihn noch nicht wiedergesehen, obgleich ich einige Male in den Baracken bei den Verwundeten war. Er ist völlig wiederhergestellt, jedoch noch nicht wieder bei den Eltern gewesen, wahrscheinlich erlaubt es ihm sein Dienst nicht. Ich bedaure es, ich hätte ihn gern gesprochen.“

Elisabeth schwieg, es bedrückte sie, dem Geliebten etwas verschweigen zu müssen, aber später, das gelobte sie sich, sollte er alles erfahren.

Da traten der Oberst und sein Sohn ein. Ersterer rieb sich vergnügt die Hände. „Das nenne ich eine Überraschung, wie, Lissy? Schaust auch gleich aus ganz anderen Augen, Mädel. Da haben wir ja auch unsere anderen Damen. Nun, Kinder, was sagt Ihr zu dem so plötzlich hereingeschneiten Bräutigam unserer kleinen Lissy? Jane, sollten sich nicht noch einige Flaschen Wein finden, damit wir dies Wiedersehen würdig feiern? Habe auch Fulton aufgefordert, herüberzukommen, wird sich aber fragen, ob die verwünschten braunen Halunken uns eine gemütliche Stunde gönnen. Ist Dir doch nicht unangenehm, Kleine, daß Fulton kommt, was?“ fragte er, Franzis in die Wange kneifend.

„Ach, Du böser Papa, danach fragt man doch nicht,“ entgegnete sie schmollend; als nun aber der Hauptmann erschien, begrüßte sie ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln.

In der Familie war es längst bekannt, daß Elisabeth heimlich verlobt war, so ward der junge Missionar mit aufrichtiger Freude und großer Herzlichkeit willkommen geheißen. Auch die Kinder drängten sich neugierig ins Zimmer, und als Jane sie hinausschicken wollte, bat Frank: „Bitte, Tante Jane, laß uns hier, ich möchte gar zu gerne hören, wie der Herr hergekommen ist.“

„Laß die Würmer hier, Jane, ist für sie ebenso gut ein Freudentag, wie für uns. Kommt her und begrüßt Tante Elisabeths zukünftigen Gatten.“

Die Kinder gehorchten, und William strich freundlich über Franks blondes Haar und sah lächelnd in Mabels leuchtende Augen, die ihn neugierig musterten. „Wie heißt Ihr denn?“ fragte er gütig.

„Er heißt Frank und ich bin May,“ erklärte diese. „Ist es wahr, Tante Elisabeths Mann, daß Du von da draußen aus der Welt kommst?“

„Wenn Du die Welt außerhalb Lucknows meinst, ja, daher komme ich, kleine May.“

„Ist es da schön? Spielen da die Kinder? Blühen da die Blumen?“ fragte sie atemlos.

„Nein, Kind, davon habe ich nichts gesehen,“

entgegnete William seufzend und dachte an die traurige Verwüstung allerorten.

„Ach, dann ist es da auch nicht schöner als hier," entgegnete die Kleine enttäuscht — „aber —"

„Nun kein Aber mehr," gebot John und zog die Kleine an seine Seite, „jetzt schweige und höre zu, was Mr. Walker erzählt."

Alle lauschten nun mit gespannter Aufmerksamkeit Williams Bericht. Sie erfuhren, daß Delhi sich noch immer in der Macht des Großmoguls befand, daß dadurch die Anarchie noch wuchs, da viele eingeborene Fürsten, die bisher treu geblieben, anfingen zu zweifeln und zu wanken, sich auch hier und da in den verschiedenen Provinzen Könige aufwarfen. Sie hörten aber auch zu ihrer Freude, daß täglich Militär aus Madras, Ceylon, Bombay, Burmah und China eintreffe und schon manche Festung zurückerobert, manche Stadt vom sicheren Untergange gerettet habe.

Nachdem die Herren längere Zeit über politische Verhältnisse gesprochen hatten, ging William zu seinen persönlichen Interessen über und teilte den Herren seine Absicht mit, seine Braut, deren Schwester und wenn sich noch einige Damen anschließen wollten, auch diese heimlich aus der Regentschaft zu dem Rajah von Mithowlee zu führen, der ihm seinen Beistand zugesagt. „Ich möchte jedoch nichts unternehmen," schloß er, „ehe ich den Rat der Herren gehört."

„Eine unausführbare Idee, Mr. Walker," rief Hauptmann Fulton, „wie wollen Sie es anfangen, die Damen sicher durch den Feind zu bringen?"

William teilte ihm seinen Plan mit, der Hauptmann schüttelte jedoch den Kopf, und auch John stimmte seiner Ansicht bei. Seltsamerweise trat Oberst Wilson auf seine Seite, als dieser ihn um seine Meinung befragte und hinzusetzte: „Ich möchte nicht gegen Ihren Willen handeln, Mr. Wilson, da die jungen Damen unter Ihrem Schutze stehen."

„Ich habe kein Recht, Ihnen Ihre Braut vorzuenthalten, Mr. Walker, vielleicht thut sie auch besser daran, mit Ihnen zu entfliehen, als hier langsam Hungers zu sterben."

„Vater, wie kannst Du so düster sehen? dafür stimmen, daß sich die Damen den Gefahren einer Flucht aussetzen?" fragte John vorwurfsvoll, „denke an General Havelocks Versprechen."

„Es thut mir leid, meine Herren," sagte William zögernd, „Ihnen sagen zu müssen, daß General Havelock, nach des Rajahs und auch nach meiner Ansicht, nicht so bald hier sein kann."

„Wann meinen Sie denn ungefähr?" fragte Hauptmann Fulton hastig.

„Vielleicht gegen Ende September."

Allgemeine Bestürzung ließ alle eine Weile verstummen, dann rief Franzis: „So lange halte ich dies schreckliche Leben nicht mehr aus, nehmen Sie mich mit sich, Mr. Walker, ich bitte Sie."

Hastig fuhr Hauptmann Fulton herum, dunkle Röte flog über seine Stirn. „Sie wollen Ihren Vater, uns alle verlassen?" fragte er.

Sie beachtete seinen beschwörenden Blick nicht, in ihrer Seele fand nur ein Gedanke Raum: „Benares — Reginald", ungestüm rief sie aus: „Weshalb nicht? Meinen Sie, daß ich wahnsinnig werden soll vor Angst und Entsetzen, oder Hungers sterben, wie Papa sagt? Keinen Tag länger bleibe ich, als ich muß. Lieber Mr. Walker, sagen Sie bitte, daß Sie mich mitnehmen wollen?"

„Darüber habe nicht ich, sondern Ihr Herr Vater zu entscheiden, Miß Wilson," entgegnete William, der wohl bemerkte, was in der Seele des jungen Offiziers vorging. Dieser lehnte sich scheinbar ruhig in seinen Stuhl zurück, preßte die Lippen aufeinander und folgte schweigend der weiteren Unterhaltung.

„Du darfst es nicht zugeben, Vater," rief John erregt. „Verzeihen Sie, Mr. Walker, ich bin Ihnen aber volle Offenheit schuldig."

Elisabeth sah den Verlobten ängstlich an, er entgegnete jedoch freundlich: „Bitte sehr, Mr. Wilson, ich habe Sie ja darum gebeten. Ich beharre durchaus nicht auf der Ausführung meines Planes, wenn die Herren ihn für unausführbar halten. Vielleicht wollen mir die Damen gar nicht folgen?" Er wandte sich seiner Braut zu, die einfach entgegnete: „Du weißt, daß ich jede Stunde bereit bin, William."

John sah unruhig forschend zu Amarasanthi hinüber und erbleichte, als sie mit fester Stimme erklärte: „Ich verlasse meine Schwester nicht."

„Onkel John," fragte Mabels helle Kinderstimme, „gehst Du auch mit?"

„Nein, ich bleibe."

„Ich auch," erklärte die Kleine mit großer Entschiedenheit, „ich bleibe, wo Du bist."

Ein bitteres Lächeln flog über sein Antlitz. „Und Du, Jane?" fragte er rauh.

„Ich habe kein Recht, die Kinder den Gefahren einer ungewissen Flucht auszusetzen, und da ich mich auf keinen Fall von ihnen trenne, auch Vater nicht verlassen würde, ziehe ich vor, hier auszuharren."

„Und Sie, Miß Jones?"

„Ich bleibe gleichfalls. Dies ist der einzige Ort, wo mein Verlobter mich sucht, wenn er noch am Leben ist."

„So bleiben also nur drei mutige Seelen, Mr. Walker, die bereit sind, Ihnen zu folgen," rief Franzis mit bezauberndem Lächeln.

Hauptmann Fulton sprang auf. „Verzeihung, meine Herrschaften, der Dienst ruft."

John erhob sich gleichfalls und schloß sich dem Kameraden an.

„Kinder," sagte Oberst Wilson, „ich denke, wir besprechen die ganze Angelegenheit mit unserem Kommandeur, ist es Ihnen recht, Mr. Walker?"

Dieser erklärte sich einverstanden, Franzis aber rief unmutig: „Weshalb, Papa? Dies ist eine Privatsache, die niemand etwas angeht, als uns allein."

„Ich will es aber und damit Punktum," rief der Oberst in alter Energie und verließ das Zimmer.

„Wie schön, daß Sie zu uns gekommen sind, Mr. Walker," bemerkte Ellen, „wie sehr haben wir uns schon nach geistlichem Zuspruch und einem Gottesdienste gesehnt."

„Ist denn kein Geistlicher anwesend?"

„Ach nein, der Garnisonprediger, ein älterer,

schwächlicher Herr, ist vor drei Wochen gestorben. Seitdem haben wir keine Predigt gehört. Wie werden sich die Kranken und Verwundeten freuen, wenn sie hören, daß wieder ein Geistlicher in unserer Mitte weilt." Williams und Elisabeths Blicke trafen sich, dann sah der junge Missionar schweigend vor sich nieder.

Wie groß das Bedürfnis nach geistlichem Zuspruch war, bemerkte er, als Elisabeth und Amarasanthi ihn im Laufe des Tages nach dem Lazarett führten. Wie strahlten die armen, blassen Gesichter, wie leuchteten die matten Augen, als er von Lager zu Lager schritt und für jeden ein freundliches Wort, einen tröstenden Zuspruch hatte. Er sah auch, daß die jungen Mädchen hier bekannt waren, und er wunderte sich nicht, als er vernahm, daß sie sich mit Jane und einigen anderen Damen in der Pflege der Kranken Tag und Nacht ablösten.

„Herr," sagte ein zum Krüppel geschossener Soldat zu ihm, „ich hätte diesem Elend längst selbst ein Ende gemacht, wenn die beiden jungen Damen nicht gewesen wären; sie sind unsere guten Engel."

William reichte beiden tief bewegt die Hand und blieb den ganzen Tag in nachdenklicher Stimmung.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, versammelte man sich wieder in der Kirche, deren Thür offen blieb, damit diejenigen, welche nicht Platz fanden, der Predigt folgen konnten. Alle, nicht nur die Engländer, sondern auch die braunen Soldaten aus dem Sigh-Regimente drängten herzu und lauschten andächtig. Später predigte William auch in dem Lazarett, und die Freude und der Dank der armen Kranken und Verwundeten bewegten sein Herz.

„Gott segne Sie, daß Sie zu uns gekommen sind," sagte ein Schwerverletzter, ihm die Hand drückend. „Nicht wahr, Herr, Sie verlassen uns nicht wieder, wir bedürfen Ihrer so sehr."

Der junge Missionar begegnete vielen ähnlichen Versicherungen, und er versprach, kurze Zeit zu bleiben. Zu seiner Freude sah er, daß seine Braut und Amarasanthi auch hier unter den eingeborenen Verwundeten Mission getrieben hatten; mit vollem Eifer übernahm er jetzt diese Arbeit.

So verfloß die nächste Zeit. Der Feind unternahm freilich nichts Besonderes, die Krankheitsfälle mehrten sich jedoch, und viele erlagen ihren Leiden. William war, einige Nachtstunden abgerechnet, unausgesetzt thätig. Mancher hauchte den letzten Seufzer in seinen Armen aus, ein friedliches Lächeln auf der Lippe; manche verzweifelte Seele lernte unter seinem milden Zuspruch stille sein. Die Damen standen ihm, soviel ihre Kräfte es erlaubten, treu zur Seite, nur Franzis schloß sich nach wie vor aus, indem sie erklärte, schon genug Elend sehen zu müssen, sie trage kein Verlangen, es noch besonders aufzusuchen. Ihre oberflächliche Natur lernte auch in dieser schweren Zeit der Trübsal nicht an andere denken, das eigene liebe „Ich" stand zu allen Zeiten im Vordergrunde.

„Sage mir endlich, was Dein Verlobter eigentlich über unsere Flucht beschlossen hat," rief sie eines Abends unmutig, als Elisabeth am Fenster stand und nach dem Geliebten ausschaute — „die Geschichte schweigt ja jetzt ganz."

„Ich weiß es nicht, Franzis, ich glaube, William hat gar keine Zeit, daran zu denken."

„Und das läßt Du Dir gefallen? Mr. Walker sollte nicht mein Verlobter sein, ich wollte ihm schon begreiflich machen, daß ich beanspruchte, sein erster Gedanke zu sein. Statt an Deine Sicherheit zu denken, hat er den Kopf nur voll von seinen Kranken, wirklich ein liebenswürdiger Bräutigam."

Elisabeth lächelte. „Ich wünsche ihn mir nicht anders, Franzis."

„Ja, Du bist ebenso langweilig wie er, statt Euch um Eure nächsten Angehörigen zu kümmern, lauft Ihr Fremden nach, die Euch gar nichts angehen und auch ohne Euch gepflegt werden." Sie brach in leidenschaftliche Thränen aus, stürmte aus dem Zimmer und warf die Thür krachend ins Schloß.

Elisabeth, zu sehr an so unbegründete Heftigkeitsausbrüche der Cousine gewöhnt, beachtete auch diesen nicht weiter, sondern schaute sehnsüchtig nach dem Geliebten aus. Sie hatte ihn heute nur während der kurzen Mittagsmahlzeit gesehen und ihn blaß und abgespannt gefunden. Da endlich erschien seine schlanke Gestalt. Mit strahlendem Lächeln nickte er ihr zu, als er zu ihr aufblickte. Eine Freudenthräne trat ihr ins Auge, unbewußt faltete sie die Hände. Wie glücklich war sie doch, daß sie diese schwere Prüfung mit dem Teuersten auf Erden teilen durfte.

Bewegt trat sie ihm entgegen, und er, von demselben Gefühle beseelt, schloß sie mit den Worten: „Wie danke ich Gott, daß ich bei Dir sein darf," in seine Arme.

In ruhigem Gespräch schritten sie dann auf und nieder, Elisabeth bemerkte aber, daß er von Zeit zu Zeit, wie auch in den vorigen Tagen, in Nachdenken versank. Sie kannte den Grund wohl, hatte sie doch gelernt, in seiner Seele zu lesen. Innig sah sie zu ihm auf.

„Willst Du mir nicht mitteilen, was Dich bedrückt, Geliebter?" fragte sie sanft.

Er blickte ihr tief ins Auge. „Kind, ich habe Dir versprochen, Dich von hier fortzuführen, was wirst Du sagen, wenn ich ein Wortbrüchiger werde?"

„Daß Du recht daran thust, William. Sieh, ich habe schon seit Tagen Deinen Kampf beobachtet, wollte ihn aber nicht mit meiner Bitte, hier zu bleiben, stören, wußte ich doch genau, wie Deine Entscheidung ausfallen würde. Ich bin froh darüber, William."

„Gott segne Dich, mein Liebling. Auch ich wußte, daß Du eines Sinnes mit mir warst, doch fiel es mir schwer, Dein teures Leben weiteren Gefahren auszusetzen, deshalb schwieg ich noch. Ich kann aber diese armen Kranken, diese ganze verzweifelte Besatzung nicht verlassen, ich kann es nicht, selbst nicht, wenn es Dein Leben gälte, Elisabeth."

„Du darfst es auch nicht, teuerster Freund. Gott selbst hat Dich zu uns gesandt, nun laß uns auch auf unserm Platze ausharren und uns gegenseitig helfen, die Verzagten aufzurichten, die Sterbenden auf Gottes Herrlichkeit zu vertrösten. Und wenn

Gott es so beschlossen hat, Geliebter, so laß uns freudig miteinander in den Tod gehen."

Stumm zog er sie an seine Brust, eine Thräne schimmerte in seinem Auge, als er die Hand wie segnend auf ihr geliebtes Haupt legte, betend, daß Gott das teure Leben schützen möge.

Elftes Kapitel.

Nach langen trüben Tagen brach der vierundzwanzigste September klar und wolkenlos an. Zum ersten Male gelang es der Sonne wieder durch die düsteren Wolken hindurch zu dringen, doch ach, welch trauriges Bild beleuchteten ihre Strahlen. Die Regentschaft sowie die übrigen Gebäude wiesen deutliche Spuren der langen Belagerung auf. Die Außenwände waren von Kugeln durchbohrt, die Veranden teilweise niedergestürzt, die Säulengänge zertrümmert. Was die feindlichen Kugeln verschont, hatten die heftigen Regengüsse der letzten Zeit beschädigt. Hier war eine Mauer niedergestürzt, dort der Teil eines Daches. Es fand sich nicht ein Haus, das genügenden Schutz gegen die Unbill der Witterung geboten hätte. Blasse, abgemagerte Gestalten schlichen innerhalb der Verschanzung umher, bleiche Frauen mit todestraurigen Augen, stille abgezehrte Kindergesichter sah man hier und da aus einem besonders geschützten Fenster blicken. Tag für Tag war vergangen, ohne die heißersehnte Rettung durch General Havelock zu bringen, oder Botschaft von nahender Hilfe. Tiefe Mutlosigkeit ergriff nun auch die bisher Unverzagten, wilde Verzweiflung diejenigen, welche längst Tod und Untergang prophezeit und nur noch unbewußt eine leise Hoffnung im Herzen bewahrt hatten.

Die Zahl der Belagerten war immer mehr zusammengeschmolzen, mancher tapfere Offizier, manch junges hoffnungsreiches Leben, manche liebevolle Mutter war ins stille Grab gesenkt. Die Angehörigen hatten fast verlernt, um ihre Toten zu trauern; sie waren von ihren Qualen erlöst, und wie lange dauerte es, so folgte ihnen einer nach dem andern in jene lichten Regionen, wo weder Leid noch Elend herrscht.

Die Bewohner der Messe hatten sich wie allmorgentlich in dem Saale versammelt und harrten des jungen Geistlichen, der von Quartier zu Quartier schritt, die Morgenandacht zu halten. Hätten die Armen nicht Gottes Wort gehabt, das ihnen täglich gebracht wurde, mancher von ihnen hätte seinem Elend mit eigener Hand ein Ende gemacht. Trat jedoch der junge Missionar in ihre Mitte, mit seiner festen Zuversicht, seinem unerschütterlichen Gottvertrauen, so flößte sein Beispiel, seine Beredsamkeit den verzagten Seelen wieder Mut ein. Alle ohne Ausnahme, selbst die, welche bisher nicht an Gott und sein Wort gedacht hatten, waren dankbar für den Segen, der ihnen aus seiner Gegenwart erwuchs.

Wie lange er heute morgen zögerte zu kommen! Das dachte auch Elisabeth, als sie sich leise seufzend über Mabel niederbeugte, die mit geschlossenen Augen auf Janes Schoße ruhte. Was war aus dem lachenden, rosigen Geschöpfchen geworden! Sie glich aber nur den andern kleinen Jammergestalten, die sich blaß und hager gegen ihre Mütter schmiegten. Wie lange war es her, daß kein fröhliches Kinderlachen durch das Haus tönte!

„Tante Jane," flüsterte Frank, der zu ihren Füßen saß und sein Schwesterchen aufmerksam betrachtete, „glaubst Du, daß May stirbt? Sie sieht beinahe so aus wie Klein-Eddy."

Erschrocken beugte sich Jane über das Kind. „May, liebe kleine May," sagte sie mit heißer Zärtlichkeit.

Die schweren Lider hoben sich einen Augenblick, ein schwaches Lächeln glitt über die blassen Lippen, dann versank die Kleine wieder in ihren früheren Zustand.

„Fehlt Dir etwas, mein Liebling, sage es mir," flehte Jane.

„Ich bin nur so müde," flüsterte das Kind.

Ach, Jane kannte diese Müdigkeit. Klaglos, ohne Schmerzen war schon manches Kind hinübergeschlummert für immer. Jane, die starke Jane beschattete ihr Antlitz mit der Hand, um die Thränen nicht zu zeigen, die ihr heiß entströmten.

„Tante Jane, weine nicht," bat der blasse Knabe an ihrer Seite und strich mit seinem mageren Händchen leise über ihr Haar. „Onkel William sagt, der liebe Gott könnte uns jeden Tag Hilfe schicken, vielleicht thut er es schon heute."

Die rührende Kinderstimme lockte in manches Auge Thränen, und bald weinte hier und da eine Mutter über ihren blassen Liebling.

Da öffnete sich die Thür und herein trat William mit mehreren Offizieren. Seine Blicke flogen durch den Raum und blieben an der Braut haften, dann schritt er in die Mitte der Versammlung. Er sah die tiefe Mutlosigkeit, die Verzweiflung aus den bleichen Mienen sprechen, er sah aber auch, daß manches Auge ihm hoffend, flehend, ja schon getröstet entgegensah. Seine Brust hob sich mit tiefem Atemzuge, seine Augen begannen zu leuchten. Er streckte die Hand aus und wies auf die schnell vorübereilenden Wölkchen, hinter welchen ein tiefblauer Himmel hervorstrahlte.

„Seht, meine teuren Freunde," rief er, „die düsteren Wolken entschwinden, die Sonne leuchtet uns wieder. Kann es nicht auch so mit Gottes Gnadensonne sein? Kann sie nicht ebenso plötzlich durch die dunklen Wolken unseres Elendes hindurchleuchten und uns aus aller unserer Not erretten? Hoffet nur und glaubet an Gottes Vatertreue fest und unerschütterlich, seine Hilfe reichet, so weit die Erde gehet, und seine Barmherzigkeit kennt keine Grenzen. Ihm ist es ein Leichtes, uns noch in der letzten Stunde aus Feindesgewalt zu erretten, vertraut nur seinem mächtigen Arm, der uns schützt und führt, sei es in die köstliche Freiheit, sei es in den Tod. Laßt uns ihm vertrauen, der unser Schicksal zu unserm Besten lenkt."

Eine leise Bewegung machte sich bemerkbar, der

junge Geistliche hielt inne, und nun trug der frische Luftzug durch die offenen Fenster das Geräusch ferner Schüsse. Die Offiziere sahen sich gespannt, erwartungsvoll an, sie traten an die Fenster und lauschten hinaus.

„Kein Zweifel, es kommt aus der Richtung von Cawnpoor," rief einer der Herren, „sollte es —" die Rettung sein? wollte er sagen, wagte die köstlichen Worte jedoch nicht auszusprechen, aus Furcht, unerfüllbare Hoffnungen zu erregen.

Atemloses Schweigen herrschte in dem weiten Raume, jeder lauschte auf die fernen Schüsse.

Elisabeth war zu ihrem Verlobten getreten, er faßte ihre Hand mit festem Drucke. „Dies ist die Hilfe, mein Liebling," sagte er leise.

„O, William, glaubst Du das wirklich?"

„Ja, Kind, ohne allen Zweifel; Gottes Barmherzigkeit ist groß."

Das Feuern in der Ferne war inzwischen in der ganzen Verschanzung gehört worden. Eine grenzenlose Aufregung, Freude und Furcht bemächtigten sich der Besatzung, der Frauen, ja selbst der Kinder. War es wirklich die erflehte, die so heiß ersehnte Hilfe? Keiner vermochte es zu sagen, jeder hoffte und glaubte es jedoch.

Gegen Mittag tönten die Schüsse näher; kein Zweifel, es mußte englisches Militär sein. Unaussprechliche Freude herrschte in der Regentschaft, die jedoch immer noch von Furcht und Zittern getrübt ward. Da erklangen plötzlich gegen Abend die Schüsse wieder entfernter. Die Offiziere erklärten zwar, der Wind habe sich gedreht, tiefe Mutlosigkeit befiel jedoch alle. Konnte den Tapferen nicht ein unvorhergesehener Zufall zugestoßen sein? Konnten nicht unüberwindliche Hindernisse sie zurückgedrängt haben? Ach, es gab so viele Möglichkeiten, die Grund zur Verzweiflung boten.

Langsam schlich die Nacht, in welcher der Feind ein lebhaftes Feuer unterhielt, dahin. Klar und sonnig brach der Morgen des 25. an, und mit ihm, o Wonne, ertönten wieder von fern her die Schüsse. Gegen elf Uhr ward plötzlich alles still. Erwartung und Spannung erreichten ihren Höhepunkt. Trotz der feindlichen Kugeln stiegen die Offiziere auf das Dach, um nach den Rettern auszuschauen. Es war jedoch nichts zu sehen, nicht die geringste Spur nahender Hilfe zu entdecken. Welche Qual war doch diese Ungewißheit.

Bald machte sich jedoch eine Bewegung in der Stadt bemerkbar. Man sah eine ganze Anzahl Menschen, Bündel auf dem Kopfe tragend, über die Brücke fliehen. Nach einigen Stunden ward die Flucht allgemeiner. Auch von den Rebellen flohen ganze Trupps nach dem Flusse, einige über die Brücke, andere warfen sich ins Wasser, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Die Engländer eröffneten ein lebhaftes Feuer auf die Fliehenden, was indessen von den Belagernden ebenso lebhaft erwidert wurde.

Gegen zwei Uhr schallte lauter Kanonenbonner durch die Stadt, und nun — o Seligkeit — klang ein Ton zu den Belagerten herüber, der auch der verzagtesten Seele die bangen Zweifel nahm: laut und deutlich trug der Wind die Melodie der schottischen Schlachtmusik herüber. Das waren die Bergschotten, die ihren bedrängten Landsleuten diesen schönen Gruß sandten. Frauen sanken weinend und betend in die Knie, rauhe Krieger wandten sich zur Seite, ihre Thränen zu verbergen, die Offiziere schüttelten sich stumm die Hände und gedachten seufzend derer, die diesen weihevollen Augenblick nicht mit ihnen erleben durften.

Bald unterschied man europäische Truppen in den Straßen, und nun kam das tapfere Regiment der Bergschotten die Hauptstraße, welche zur Regentschaft führte, heruntergeschritten. Sie luden und schossen unter lautem Hurrarufen, und obgleich rechts und links fast bei jedem Schritte, den sich die tapfere Schar erobern mußte, zahlreiche Opfer niedersanken, so konnte das den Mut, die Begeisterung nicht dämpfen.

Beim Anblick ihrer Landsleute war alle Angst, alle Besorgnis der Belagerten dahin, lauter, jubelnder Zuruf erfüllte die Luft. Die Freude der einzelnen zu sehen war rührend. Aus jeder Vertiefung, aus jedem Laufgraben, hinter jeder Verschanzung hervor, aus den Häusern, selbst aus dem Hospital klangen den Näherkommenden begeisterte Zurufe entgegen. Einige der Verwundeten schleppten sich bis zu der Thür, andere krochen an die Fenster, ihren Hurraruf mit dem der Ihren zu vereinen. Es war ein großer, gewaltiger Augenblick.

Das große Thor, das von innen verbarrikadiert war, wurde schnell frei gelegt, die Flügel weit geöffnet, und bald ritten die Generale Havelock und Outram mit ihrem Stabe in die Verschanzung. Ihnen folgten im langen Zuge die tapferen Soldaten, erhitzt, ermüdet, mit Staub bedeckt, doch frisch und gesund im Vergleich zu den blassen, hageren Gestalten, die ihnen entgegentraten.

Welcher Jubel, welche begeisterte Begrüßung! Alle drängten sich herbei, den tapferen Befreiern die Hände zu drücken, ein Wort mit ihnen zu wechseln. Die Damen und Kinder waren vor die Thüren ihrer Wohnungen getreten, kaum erblickten die Krieger sie, als sie herbeieilten, den Damen die Hände drückten und küßten, die Kinder auf ihre Arme nahmen, sie zu liebkosen; über manches bärtige Antlitz rann eine Thräne beim Anblick der blassen kleinen Wesen.

Rührende Scenen spielten sich ab. Hier fand eine Mutter den für tot beweinten Sohn wieder, dort eine Frau den Gatten. Hier empfing einer Nachricht von teuren Angehörigen, dort verhüllte eine Frau ihr Angesicht, weil sie ihre letzte Hoffnung zertrümmert sah. Amarasanthi hatte angstvoll forschend zu den Offizieren hinübergeblickt, Gott sei gedankt, seine siegesgewissen blauen Augen begegneten den ihren nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Dem neuen Jahre!

Schicksalgefüllt,
Ein Rätselbild,
Kommst Du neues Jahr gegangen;
Ob in stolzen Glückes Prangen,
Ob in schmerzerblichnen Wangen, —
Gemach wird's enthüllt.

Stürmische Nacht
Hat Dich gebracht,
Und verweint bist Du gekommen;
Doch wir haben's gut genommen,
Heißen fröhlich Dich willkommen
Mit klingender Pracht.

Trage uns gut,
Du junges Blut!
Unsere Herzen stehen Dir offen.
Heile, wo Dein Ahn getroffen,
Gieb Erfüllung stillem Hoffen
Und fröhlichen Mut!

Ferdinand Franz Vogel.

Ein falscher Tritt.

Von **E. Ritter.**

Der Gerichtsrat Heimbach hatte kaum den letzten Bissen des Abendbrotes zu sich genommen, als er sich von seinem Platze erhob und, mit einem eiligen „Gutenacht“ sich von Frau und Kindern verabschiedend, der Thüre zusteuerte. Das war Abend für Abend so, und niemand fand etwas dabei oder suchte ihn zurückzuhalten. Deshalb war er sehr erstaunt, als jetzt seine Gattin ihm nachging mit den Worten: „Hast Du nicht noch eine Viertelstunde Zeit? Ich möchte gerne etwas mit Dir besprechen.“ — „Aber liebes Kind,“ war seine Antwort, „Du weißt doch, ich habe Skatabend“ — dabei sah er nach der Uhr — „und muß mich beeilen. Es ist schon acht vorüber und die Herren werden ungeduldig. Da hättest Du eher kommen müssen, vor dem Essen hatte ich Zeit, aber da warst Du natürlich nicht zu haben. Kaffeeklatsch — was?“ — „Aber Max, wie das klingt — als ob ich jeden Tag in Gesellschaft ginge! Ich hatte Vereinssitzung und konnte unmöglich fehlen, es handelte sich um —“ — „Na, dann nichts für ungut. Kann mir's schon denken. Weihnachtsbescherung für irgend welche wilde Völker. Ja, ich kann Dir nicht helfen, Kind, jetzt muß ich fort.“ Damit war der Rat zur Thüre hinaus, und Frau Minna kehrte an den Tisch zurück. Das Dienstmädchen trat ein, um abzuräumen; dann setzten sich die beiden jüngern Kinder, ein Junge von elf und ein Mädchen von dreizehn Jahren an ihre Schularbeiten. „Bitte, Ilse,“ wandte sich der Junge an die älteste Schwester, ein ungefähr siebzehnjähriges Mädchen, „hilf mir bei meinen Exempeln; sie sind so schwer.“ — „Unmöglich, Fränzchen, Lilli Dettmer wird gleich anschellen — wir müssen zur Singprobe.“ — „Ach, wie dumm; Mama, kannst Du's nicht?“ — „Du weißt doch, Franz, daß ich in der neumodschen Rechnerei nicht Bescheid weiß, Lotte muß es ja können.“ — „Um Gottes willen, ich habe selbst genug zu thun, um mit meiner Übersetzung fertig zu werden, ich hatte auch gehofft, Ilse würde sie mit mir durchgehen. Nun geht sie fort. Aber Du hilfst mir, Muttel, nicht wahr?“ — „Ich kann nicht, Kind, ich muß heute abend verschiedene Schreibereien für den Verein erledigen. Die Präsidentin will sie morgen mit frühestem in Händen haben. Helft Euch eben selbst.“

Es klingelte. Ilse, die sich inzwischen fertig gemacht, verschwand, und Frau Minna zog sich ins Nebenzimmer zurück, um dort am Schreibtisch für den Verein zu wirken. Die beiden Schulkinder saßen und rechneten und übersetzten, bis ihnen fast die Augen zufielen, dann zogen sie, nachdem sie der eifrig beschäftigten Mutter flüchtig „Gutenacht“ gesagt, ab, um zu Bett zu gehen. — Endlich war auch die Frau des Hauses fertig mit ihrer Schreiberei. Müde und abgespannt, wie sie war, hätte sie auch gerne die Ruhe gesucht, aber sie mußte doch Ilse erwarten. Die dumme Singerei! Aber es war nichts daran zu thun. Es war augenblicklich Mode, dem Singvereine anzugehören. Ilse hatte zwar so gut wie gar keine Stimme, aber es war doch so „bildend“, Musik zu treiben. Jetzt in der Stille fiel es Frau Minna noch einmal aufs Herz, was sie mit dem Gatten hatte besprechen wollen. Franz hatte, wie sie zufällig bemerkt, im Lateinischen schon seit längerer Zeit stets schlechte Arbeiten geliefert und hatte auf ihre Vorwürfe weinend erklärt, es fiele ihm so schwer und die andern hätten alle Hilfe, und er müsse auch Privatstunden haben, oder der Papa müsse ihm helfen. Andere Papas thäten das auch. Darüber hatte sie mit ihrem Manne sprechen wollen, aber er hatte keine Zeit gehabt. Keine Zeit! Weiß der Himmel, wie's kam, daß niemand mehr Zeit hatte, daß es gar nicht mehr zu einer ruhigen Stunde kam, in der man behaglich zusammen sitzen und dies und jenes besprechen konnte! Es war wohl überall so — fast alle ihre Bekannten klagten darüber. Aber sie wollte doch einmal ernstlich überlegen, ob dem nicht abzuhelfen sei. — Da schellte es. Ilse kam zurück und begann lebhaft auf die Mutter einzureden. Es war „himmlisch“ gewesen, das nächste Konzert des Singvereins würde großartig ausfallen, hatte der Dirigent gesagt. Und das war auch wünschenswert, denn es sollte einem edlen Zwecke dienen. Der Ertrag sollte dem „Verein zur Bekämpfung der Witwenverbrennung in Indien“ zur Verfügung gestellt werden. — Frau Minna hörte interessiert zu und vergaß über den indischen Witwen ihre Sorgen um das schlechte Latein ihres Sohnes. Als das Töchterchen mit seinem Bericht zu Ende, ging's zu Bett. Den Papa konnte man doch nicht erwarten, der kam erst um Mitternacht.

Der andere Morgen brachte eine wenig angenehme Überraschung: der Gerichtsrat hatte auf dem gestrigen Heimweg einen „falschen Tritt“ gethan, und sich am Knöchel verletzt. Er hatte nachts nicht stören wollen, nun war die Geschwulst bereits ziemlich stark, und er war nicht mehr imstande aufzutreten. Es mußte nach dem Arzt geschickt werden. Mühselig hinkte der Patient bis ins Wohnzimmer, wo er auf

die Chaiselongue gebettet wurde. Er hatte es nicht mehr im Bett aushalten können, und infolgedessen wohnte er nun ausnahmsweise dem Frühstück der Kinder bei. Sonst liebte er es, erst nachdem diese zur Schule waren, zu erscheinen und seinen Morgenkaffee mit der Zeitung zusammen zu genießen. Es mutete ihn ganz eigen an, daß er einmal so mitten darunter war, und die Kinder waren ganz starr über das Erscheinen des Vaters. Sehr gemütlich ging's gerade nicht zu beim Frühstück, das empfand der Gerichtsrat unangenehm. Ilse war noch nicht da; seine Frau lief eilig hin und her, um die Kinder zu befriedigen. Da wollte Franz einen Knopf angenäht haben, Lotte rief nach Geld zu Heften und Federn. Die Frühstücksbrote zum Mitnehmen waren im letzten Augenblick noch nicht besorgt — ach, Frau Minna stöhnte und seufzte über die Plackerei. „Da siehst Du nun, Max, wie mir's geht — man möchte zehn Hände haben frühmorgens — ich kann mich doch nicht zerteilen!“ — „Aber, ich bitte Dich, wie kannst Du auch Ilse so lange schlafen lassen. Ich denke, eine erwachsene Tochter soll der Mutter beistehen, das kann man doch verlangen.“ — „Ach, so junge Mädchen haben Schlaf nötig, Ilse ist etwas bleichsüchtig, da kann ich nicht verlangen, daß sie so früh aufsteht.“ — „Schick' sie abends zeitig zu Bett, dann ist dem abgeholfen,“ brummte der Rat, der, durch sein Leiden gereizt, in der unbehaglichsten Stimmung sich befand. Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, wer weiß wie lange stillliegen zu müssen, er kannte das gar nicht bei seiner robusten Gesundheit. So lange er denken konnte, war er, abgesehen von den Masern oder Schafblattern, die er als Kind gehabt, nur einmal ein paar Tage bettlägerig gewesen, und zwar in der ersten Zeit seiner jungen Ehe. Und damals hatte er das Kranksein gar nicht schwer empfunden. Da hatte sein junges Weib bei ihm gesessen fast den ganzen Tag, hatte ihn liebevoll gepflegt, ihm vorgelesen, ihm allerlei Leckerbissen bereitet — ach, er dachte mit wahrer Sehnsucht jener Tage. Es war doch schön gewesen damals. Diesmal würde es ihm nicht so gut werden. Er fühlte es mit einer gewissen Beschämung. Er war ja gar nicht mehr daran gewöhnt, mit den Seinen zu leben, trauliche Stunden im Kreis der Familie zu verbringen.

Woran das nur lag? Er sann und sann, noch als die Kinder fort waren, und er allein blieb. Er hatte zwar den Versuch gemacht, seine Frau im Zimmer zurückzuhalten mit den Worten: „Du wolltest gestern abend etwas mit mir besprechen, jetzt wäre wohl Zeit dazu,“ aber da hatte sie ganz empört ausgerufen: „Wo denkst Du hin, jetzt am Morgen, noch dazu am Waschtag. Du scheinst keine Ahnung zu haben, was auf mir liegt bei dem einen Mädchen.“ — „Und einer Aufwartefrau,“ schaltete er da ein. „Nun, mein Gott, ja, wie sollte es auch sonst gehen? Alle meine Bekannten haben zwei Mädchen, ich behelfe mich so, aber natürlich, wir armen Frauen können nie genug thun.“ Mit diesen Worten hatte sie tiefgekränkt das Zimmer verlassen, und er lag nun allein und hatte Muße, seinen Gedanken nachzuhängen. Wieder kehrten sie zurück in die erste Zeit seiner Ehe. Er war weich gestimmt. Wie fast allen sehr kräftigen, gesunden Menschen wurde es ihm schwer, ein verhältnismäßig kleines Leiden mit gutem Humor zu ertragen. Es machte ihn ganz sentimental, und er kam sich ungeheuer bemitleidenswert vor. Es reizte ihn, daß seine Frau nicht bei ihm saß und ihn pflegte, obgleich sie gar nichts zu pflegen hatte vor Ankunft des Arztes. Sie hätte Zeit haben müssen für ihren armen, kranken Mann. Früher, damals, als er krank war, da hatte sie doch auch Zeit gehabt. Aber freilich, da war der Haushalt klein gewesen, er, sie, das Dienstmädchen. Da hatte er mit seiner Frau, wenn die Bureaustunden vorüber waren, schöne Spaziergänge gemacht, und abends hatten sie heiter und guter Dinge zusammengesessen. Er hatte vorgelesen, seine Frau hatte dabei gestrickt oder sonst eine leichte Arbeit vorgenommen. Eine Ausnahme war's, wenn eins von ihnen allein ausging, und nach jedem solchen Ausgang war das Heimkommen um so schöner. Aber dann kam das erste Kind und von da an wurde es anders. Er war nicht mehr die Hauptperson für seine Frau, konnte es nicht mehr sein, wenn er sich ehrlich fragte. Denn so ein kleines Wesen verlangt gar viel Sorge und Pflege. Und das hatte ihm nicht behagt. Er hatte sich so ganz allmählich daran gewöhnt, Abend für Abend auszukneifen. Seine Frau sagte nichts dagegen, sondern gewöhnte sich nach und nach daran, ihren eigenen Interessen zu leben. Dann, als die Familie größer, als es immer unruhiger zu Hause wurde, ging er nicht nur des Abends weg, sondern verbrachte die meiste Zeit außerhalb. Morgens sofort nach dem Frühstück aufs Bureau, dann zum Essen nach Hause, Mittagsschlaf, Bureau, von da aus Spaziergang, abends in die Kneipe — das war der Lebenslauf. Sonntags war's etwas anders. Da ging er morgens zur Kirche — er war ein Pfarrerssohn und hatte die alte, fromme Sitte beibehalten — dann zum Frühschoppen in eine Weinstube, das war neue Sitte. Dann Essen, Mittagsschlaf — danach ein großer Spaziergang, aber allein. Einmal in der Woche mußte man sich tüchtig „auslaufen“. An anderen Tagen hätte er seine Frau gern als Begleiterin beim Spaziergang gehabt, aber da hatte sie immer keine Zeit. Bald Kaffeegesellschaft, bald Vereinssitzung, bald Schneiderei, bald Wäsche — es war jeden Tag etwas anderes.

„Wart' nur, bis Ilse groß ist, dann kann ich mehr Dir leben,“ hatte es da geheißen. Doch ach, jetzt war Ilse erwachsen, aber es schien ihm, als sei dadurch das Leben noch unruhiger. War das ein Gelaufe und Gethue! Alle Sentimentalität verflog beim Gedanken daran, und der Ärger gewann wieder die Oberhand. Jetzt war das Mädel noch nicht zur Stelle. War das eine Manier! Da trat sie eben ein, sehr erstaunt, den Papa auf der Chaiselongue zu finden, und noch erstaunter, mit Vorwürfen über Langschläferei empfangen zu werden. „Aber Papa, ich bin früh immer so müde. Denke nur, ich bin fast jeden Abend aus. Englisches Kränzchen, französisches Kränzchen, plattdeutsches Kränzchen, Singproben, Vortragsabend im ‚Verein für Frauenbildung‘ — jedesmal wird's spät, und dann muß ich früh ordentlich ausschlafen.“ — „So? Na, Ilse, das finde ich stark, das habe ich ja gar nicht so gewußt. Ich meine, eine erwachsene Tochter habe vor allen Dingen der Mutter beizustehen, anstatt solchen Firlefanz zu treiben.“ — „Gott, Papa, wie Du sprichst. Das sind ja ganz veraltete Ansichten. Heutzutage treten andere Anforderungen an uns Frauen heran, als früher. Wir müssen danach streben, uns zu bilden, um später eine selbständige Stellung einzunehmen, um, falls wir uns verheiraten, nicht die Sklavin des Mannes, sondern seine ebenbürtige Gefährtin zu sein, um —“ — „Um Gottes willen, Mädchen, schweig stille, mir wird's ganz schlecht. Was schwatzest Du da für heillosen Unsinn. Wenn das die heutige Frauenbildung ist — dafür danke ich. Glaubst Du, ich hätte was dagegen, daß Du etwas Ordentliches lernst? Keineswegs! Aber auf diese

Art lernst Du gar nichts, nicht den Haushalt führen und nichts anderes. Da muß ich doch mal zwischenfahren. Ich bitte mir aus, daß Du gleich heute der Mutter ordentlich im Haushalt zur Hand gehst. Vielleicht giebt's Strümpfe zu stopfen. Hol mir mal die Mama." — „Ach, lieber Papa, ich will ja gern — morgen oder übermorgen, wenn es meine Zeit erlaubt, aber heute unmöglich. Ich habe keinen Augenblick übrig. Wir haben Vorstandssitzung in Sachen unserer Lotterie zum Besten der Haushaltungsschule für Mädchen der untern Stände, und da ich Präsidentin bin, so — mein Gott, schon einhalb zehn Uhr — adieu, Papa, gute Besserung, ich muß fort." Damit war Fräulein Ilse sehr eilig, um nichts weiter zu hören, hinausgeeilt

Der Arzt kam, untersuchte den Fuß und stellte fest, daß der Gerichtsrat ungefähr vierzehn Tage sich ruhig verhalten müsse, eine Erklärung, die den Patienten fast zur Verzweiflung brachte. Wie sollte das gehen? — Nun, es ging, ging besser, als er gefürchtet hatte. Frau Minna war gegen Mittag endlich so weit, mit ihrem Manne über Franz' Latein zu sprechen, und wie erfreut war sie, als der Vater den Jungen gleich nachmittags — es war Mittwoch — vornahm und eifrig mit ihm studierte. Sie hatte eine Einladung zum Kaffee gehabt, aber in Anbetracht der Umstände hatte sie absagen lassen. Ilse, die am Vormittag ihren Pflichten zum Wohle der Allgemeinheit nachgekommen war, hatte große Lust, am Nachmittag mit einer Freundin einen Vortrag über den „jetzigen Stand der Frauenfrage" zu besuchen, mußte aber darauf verzichten, da der Vater ein energisches Veto einlegte.

Lotte war glücklich, daß die Schwester zu Hause blieb; sie hatte einen „furchtbar" schweren französischen Aufsatz auszuarbeiten, und den konnte sie nun erst mit Ilse durchsprechen. Der Gerichtsrat kam, je weiter der Tag vorschritt, in immer gemütlichere Stimmung, trotzdem der Fuß tüchtig schmerzte. Nur als das Abendbrot verzehrt war, und die Stunde des gewohnten Ganges in die Kneipe kam, wurde es ihm ein bißchen unbehaglich. Was sollte er nun mit dem langen Abend anfangen? Halt, hatte er heute morgen nicht mit einer gewissen Sehnsucht der Abende seiner jungen Ehe gedacht? Warum sollten ähnliche Abende nicht auch jetzt zu ermöglichen sein? „Ilse, hol' mal den Schiller und lies uns den ‚Wilhelm Tell' — der Franz kann ruhig dabei sitzen und zuhören, wenn er auch nicht alles versteht." — „Den Schiller, Papa? Aber, mein Gott, der ist ja heutzutage ein überwundener Standpunkt. Vorgestern erst sagte Fräulein Nachbeter, nachdem sie uns aus ihrer Gedichtsammlung ‚Blitzstrahlen und Donnerschläge' vorgetragen, Schiller wäre —" — „Bist Du toll, Mädel? Schnell, hol' den Schiller, oder ich werde böse." Es half nichts; Fräulein Ilse mußte sich bequemen, aus dem „überwundenen Standpunkt" vorzulesen, und es dauerte nicht lange, so wurde sie ganz warm dabei, und der Papa fragte und erklärte ab und zu dazwischen, und die Mama strahlte mit dem ganzen Gesicht, die jüngeren Geschwister lauschten, und als genug gelesen war, da rief der Gerichtsrat: „Minna, hol' uns eine Flasche Wein — einen solchen Abend muß man feiern!"

Als die Flasche geleert war, wurden die Kinder mit Einschluß der „großen Tochter" zu Bett geschickt, und das Ehepaar blieb allein. „Nun komm', Minna, setz' Dich zu mir. Ich will Dir beichten, und Du sollst mich absolvieren. Ich glaube, der vertretene Fuß hat kommen müssen, liebes Weib, damit wir uns wiederfinden. Ich bekenne es aufrichtig, daß ich meine Pflichten als Familienvater vernachlässigt habe — heute habe ich dies eingesehen. Aber ich bereue es von Herzen und frage Dich: Willst Du mich freisprechen?" — „Gewiß, Max, lieber Max, aber das muß auf Gegenseitigkeit beruhen. Mir scheint, auch ich habe gefehlt, habe zu sehr der Außenwelt gelebt." — „Still, still, Minna; Du bist wohl nur durch mein Fernbleiben dazu gebracht worden. Aber von nun an, liebe Frau, wird es anders werden. Es ist bei uns nicht, wie es sein sollte. Ich sehe dies besonders an Ilse. Das Mädchen wird mir zu modern. Noch ist es hoffentlich Zeit, das zu verbessern." — „Ach Max, wenn Du wüßtest, wie schwer es jetzt ist, eine Tochter zu erziehen! Unsere Mütter setzten uns ans Nähzeug und ließen uns Strümpfe stricken. Das besorgen jetzt größtenteils die Maschinen. Und ewig hört man: die Frauen müssen lernen und nach Selbständigkeit streben. Wie soll man's nur anfangen?" — „Das wollen wir in Zukunft zusammen überlegen, liebes Weib. Wenn unsere Ilse hervorragende Begabung zu irgend etwas zeigt, werde ich ihrem Bildungsdrang gewiß nicht im Wege sein. Aber vorerst soll sie im Hause sich tummeln, Dir eine Hilfe sein. Dabei körperlich kräftig und gesund werden, dann später wird sich zeigen, was in ihr steckt. Schiller ein überwundener Standpunkt! 's ist zu toll! Na, nun wollen wir auch zur Ruhe gehen, respektive humpeln. Das war ein schöner Tag trotz allem. Möchte er reiche Früchte bringen! Möchte der falsche Tritt, den ich gestern gethan, uns auf den rechten Weg leiten!"

Später.

So klopft in der tiefen Nacht
An das Herz die Frage:
Herz, mein Herz, hast Du vollbracht
Fromm auch Deine Tage? —

Sie erzählt von einem Schmerz,
Der zu Grab getragen;
Wehmutsvoll hängt noch ein Herz
An vergangnen Tagen. —

Still ist's, milde Sonne scheint
Auf das Laub, das nasse,
Mahnend, daß ein Aug', das weint,
Auch vom Schmerz noch lasse,

Daß Du lächelst aller Qual
Einst in sanfter Rührung,
Überblickst Du spät einmal
Deines Lebens Führung. —

Alex. Baumann.

Der Schillerkopf.

Humoreske von **Alfred Bock.**

I.

„Nä, so was! Der Hinkel Kommissionsrat! Lächerlich! ei(n)fach lächerlich!"

„Herr Schmidt, der Mann hat Verdienste," sagte der Kunsthändler Gurauer, der die große Neuigkeit soeben ausgepackt hatte.

die Chaiselongue gebettet wurde. Er hatte es nicht mehr im Bett aushalten können, und infolgedessen wohnte er nun ausnahmsweise dem Frühstück der Kinder bei. Sonst liebte er es, erst nachdem diese zur Schule waren, zu erscheinen und seinen Morgenkaffee mit der Zeitung zusammen zu genießen. Es mutete ihn ganz eigen an, daß er einmal so mitten darunter war, und die Kinder waren ganz starr über das Erscheinen des Vaters. Sehr gemütlich ging's gerade nicht zu beim Frühstück, das empfand der Gerichtsrat unangenehm. Ilse war noch nicht da; seine Frau lief eilig hin und her, um die Kinder zu befriedigen. Da wollte Franz einen Knopf angenäht haben, Lotte rief nach Geld zu Heften und Federn. Die Frühstücksbrote zum Mitnehmen waren im letzten Augenblick noch nicht besorgt — ach, Frau Minna stöhnte und seufzte über die Plackerei. „Da siehst Du nun, Max, wie mir's geht — man möchte zehn Hände haben frühmorgens — ich kann mich doch nicht zerteilen!“ — „Aber, ich bitte Dich, wie kannst Du auch Ilse so lange schlafen lassen. Ich denke, eine erwachsene Tochter soll der Mutter beistehen, das kann man doch verlangen.“ — „Ach, so junge Mädchen haben Schlaf nötig, Ilse ist etwas bleichsüchtig, da kann ich nicht verlangen, daß sie so früh aufsteht.“ — „Schick' sie abends zeitig zu Bett, dann ist dem abgeholfen,“ brummte der Rat, der, durch sein Leiden gereizt, in der unbehaglichsten Stimmung sich befand. Es war ihm ein schrecklicher Gedanke, wer weiß wie lange stillliegen zu müssen, er kannte das gar nicht bei seiner robusten Gesundheit. So lange er denken konnte, war er, abgesehen von den Masern oder Schafblattern, die er als Kind gehabt, nur einmal ein paar Tage bettlägerig gewesen, und zwar in der ersten Zeit seiner jungen Ehe. Und damals hatte er das Kranksein gar nicht schwer empfunden. Da hatte sein junges Weib bei ihm gesessen fast den ganzen Tag, hatte ihn liebevoll gepflegt, ihm vorgelesen, ihm allerlei Leckerbissen bereitet — ach, er dachte mit wahrer Sehnsucht jener Tage. Es war doch schön gewesen damals. Diesmal würde es ihm nicht so gut werden. Er fühlte es mit einer gewissen Beschämung. Er war ja gar nicht mehr daran gewöhnt, mit den Seinen zu leben, trauliche Stunden im Kreis der Familie zu verbringen.

Woran das nur lag? Er sann und sann, noch als die Kinder fort waren, und er allein blieb. Er hatte zwar den Versuch gemacht, seine Frau im Zimmer zurückzuhalten mit den Worten: „Du wolltest gestern abend etwas mit mir besprechen, jetzt wäre wohl Zeit dazu,“ aber da hatte sie ganz empört ausgerufen: „Wo denkst Du hin, jetzt am Morgen, noch dazu am Waschtag. Du scheinst keine Ahnung zu haben, was auf mir liegt bei dem einen Mädchen.“ — „Und einer Aufwartefrau,“ schaltete er da ein. „Nun, mein Gott, ja, wie sollte es auch sonst gehen? Alle meine Bekannten haben zwei Mädchen, ich behelfe mich so, aber natürlich, wir armen Frauen können nie genug thun.“ Mit diesen Worten hatte sie tiefgekränkt das Zimmer verlassen, und er lag nun allein und hatte Muße, seinen Gedanken nachzuhängen. Wieder kehrten sie zurück in die erste Zeit seiner Ehe. Er war weich gestimmt. Wie fast allen sehr kräftigen, gesunden Menschen wurde es ihm schwer, ein verhältnismäßig kleines Leiden mit gutem Humor zu ertragen. Es machte ihn ganz sentimental, und er kam sich ungeheuer bemitleidenswert vor. Es reizte ihn, daß seine Frau nicht bei ihm saß und ihn pflegte, obgleich sie gar nichts zu pflegen hatte vor Ankunft des Arztes. Sie hätte Zeit haben müssen für ihren armen, kranken Mann. Früher, damals, als er krank war, da hatte sie doch auch Zeit gehabt. Aber freilich, da war der Haushalt klein gewesen, er, sie, das Dienstmädchen. Da hatte er mit seiner Frau, wenn die Bureaustunden vorüber waren, schöne Spaziergänge gemacht, und abends hatten sie heiter und guter Dinge zusammengesessen. Er hatte vorgelesen, seine Frau hatte dabei gestrickt oder sonst eine leichte Arbeit vorgenommen. Eine Ausnahme war's, wenn eins von ihnen allein ausging, und nach jedem solchen Ausgang war das Heimkommen um so schöner. Aber dann kam das erste Kind und von da an wurde es anders. Er war nicht mehr die Hauptperson für seine Frau, konnte es nicht mehr sein, wenn er sich ehrlich fragte. Denn so ein kleines Wesen verlangt gar viel Sorge und Pflege. Und das hatte ihm nicht behagt. Er hatte sich so ganz allmählich daran gewöhnt, Abend für Abend auszukneifen. Seine Frau sagte nichts dagegen, sondern gewöhnte sich nach und nach daran, ihren eigenen Interessen zu leben. Dann, als die Familie größer, als es immer unruhiger zu Hause wurde, ging er nicht nur des Abends weg, sondern verbrachte die meiste Zeit außerhalb. Morgens sofort nach dem Frühstück aufs Bureau, dann zum Essen nach Hause, Mittagsschlaf, Bureau, von da aus Spaziergang, abends in die Kneipe — das war der Lebenslauf. Sonntags war's etwas anders. Da ging er morgens zur Kirche — er war ein Pfarrerssohn und hatte die alte, fromme Sitte beibehalten — dann zum Frühschoppen in eine Weinstube, das war neue Sitte. Dann Essen, Mittagsschlaf — danach ein großer Spaziergang, aber allein. Einmal in der Woche mußte man sich tüchtig „auslaufen“. An anderen Tagen hätte er seine Frau gern als Begleiterin beim Spaziergang gehabt, aber da hatte sie immer keine Zeit. Bald Kaffeegesellschaft, bald Vereinssitzung, bald Schneiderei, bald Wäsche — es war jeden Tag etwas anderes.

„Wart' nur, bis Ilse groß ist, dann kann ich mehr Dir leben,“ hatte es da geheißen. Doch ach, jetzt war Ilse erwachsen, aber es schien ihm, als sei dadurch das Leben noch unruhiger. War das ein Gelaufe und Gethue! Alle Sentimentalität verflog beim Gedanken daran, und der Ärger gewann wieder die Oberhand. Jetzt war das Mädel noch nicht zur Stelle. War das eine Manier! Da trat sie eben ein, sehr erstaunt, den Papa auf der Chaiselongue zu finden, und noch erstaunter, mit Vorwürfen über Langschläferei empfangen zu werden. „Aber Papa, ich bin früh immer so müde. Denke nur, ich bin fast jeden Abend aus. Englisches Kränzchen, französisches Kränzchen, plattdeutsches Kränzchen, Singproben, Vortragsabend im ‚Verein für Frauenbildung‘ — jedesmal wird's spät, und dann muß ich früh ordentlich ausschlafen.“ — „So? Na, Ilse, das finde ich stark, das habe ich ja gar nicht so gewußt. Ich meine, eine erwachsene Tochter habe vor allen Dingen der Mutter beizustehen, anstatt solchen Firlefanz zu treiben.“ — „Gott, Papa, wie Du sprichst. Das sind ja ganz veraltete Ansichten. Heutzutage treten andere Anforderungen an uns Frauen heran, als früher. Wir müssen danach streben, uns zu bilden, um später eine selbständige Stellung einzunehmen, um, falls wir uns verheiraten, nicht die Sklavin des Mannes, sondern seine ebenbürtige Gefährtin zu sein, um —“ — „Um Gottes willen, Mädchen, schweig stille, mir wird's ganz schlecht. Was schwatzest Du da für heillosen Unsinn. Wenn das die heutige Frauenbildung ist — dafür danke ich. Glaubst Du, ich hätte was dagegen, daß Du etwas Ordentliches lernst? Keineswegs! Aber auf diese

Art lernst Du gar nichts, nicht den Haushalt führen und nichts anderes. Da muß ich doch mal zwischenfahren. Ich bitte mir aus, daß Du gleich heute der Mutter ordentlich im Haushalt zur Hand gehst. Vielleicht giebt's Strümpfe zu stopfen. Hol mir mal die Mama." — „Ach, lieber Papa, ich will ja gern — morgen oder übermorgen, wenn es meine Zeit erlaubt, aber heute unmöglich. Ich habe keinen Augenblick übrig. Wir haben Vorstandssitzung in Sachen unserer Lotterie zum Besten der Haushaltungsschule für Mädchen der untern Stände, und da ich Präsidentin bin, so — mein Gott, schon einhalb zehn Uhr — adieu, Papa, gute Besserung, ich muß fort." Damit war Fräulein Ilse sehr eilig, um nichts weiter zu hören, hinausgeeilt

Der Arzt kam, untersuchte den Fuß und stellte fest, daß der Gerichtsrat ungefähr vierzehn Tage sich ruhig verhalten müsse, eine Erklärung, die den Patienten fast zur Verzweiflung brachte. Wie sollte das gehen? — Nun, es ging, ging besser, als er gefürchtet hatte. Frau Minna war gegen Mittag endlich so weit, mit ihrem Manne über Franz' Latein zu sprechen, und wie erfreut war sie, als der Vater den Jungen gleich nachmittags — es war Mittwoch — vornahm und eifrig mit ihm studierte. Sie hatte eine Einladung zum Kaffee gehabt, aber in Anbetracht der Umstände hatte sie absagen lassen. Ilse, die am Vormittag ihren Pflichten zum Wohle der Allgemeinheit nachgekommen war, hatte große Lust, am Nachmittag mit einer Freundin einen Vortrag über den „jetzigen Stand der Frauenfrage" zu besuchen, mußte aber darauf verzichten, da der Vater ein energisches Veto einlegte.

Lotte war glücklich, daß die Schwester zu Hause blieb; sie hatte einen „furchtbar" schweren französischen Aufsatz auszuarbeiten, und den konnte sie nun erst mit Ilse durchsprechen. Der Gerichtsrat kam, je weiter der Tag vorschritt, in immer gemütlichere Stimmung, trotzdem der Fuß tüchtig schmerzte. Nur als das Abendbrot verzehrt war, und die Stunde des gewohnten Ganges in die Kneipe kam, wurde es ihm ein bißchen unbehaglich. Was sollte er nun mit dem langen Abend anfangen? Halt, hatte er heute morgen nicht mit einer gewissen Sehnsucht der Abende seiner jungen Ehe gedacht? Warum sollten ähnliche Abende nicht auch jetzt zu ermöglichen sein? „Ilse, hol' mal den Schiller und lies uns den ‚Wilhelm Tell' — der Franz kann ruhig dabei sitzen und zuhören, wenn er auch nicht alles versteht." — „Den Schiller, Papa? Aber, mein Gott, der ist ja heutzutage ein überwundener Standpunkt. Vorgestern erst sagte Fräulein Nachbeter, nachdem sie uns aus ihrer Gedichtsammlung ‚Blitzstrahlen und Donnerschläge' vorgetragen, Schiller wäre —" — „Bist Du toll, Mädel? Schnell, hol' den Schiller, oder ich werde böse." Es half nichts; Fräulein Ilse mußte sich bequemen, aus dem „überwundenen Standpunkt" vorzulesen, und es dauerte nicht lange, so wurde sie ganz warm dabei, und der Papa fragte und erklärte ab und zu dazwischen, und die Mama strahlte mit dem ganzen Gesicht, die jüngeren Geschwister lauschten, und als genug gelesen war, da rief der Gerichtsrat: „Minna, hol' uns eine Flasche Wein — einen solchen Abend muß man feiern!"

Als die Flasche geleert war, wurden die Kinder mit Einschluß der „großen Tochter" zu Bett geschickt, und das Ehepaar blieb allein. „Nun komm', Minna, setz' Dich zu mir. Ich will Dir beichten, und Du sollst mich absolvieren. Ich glaube, der vertretene Fuß hat kommen müssen, liebes Weib, damit wir uns wiederfinden. Ich bekenne es aufrichtig, daß ich meine Pflichten als Familienvater vernachlässigt habe — heute habe ich dies eingesehen. Aber ich bereue es von Herzen und frage Dich: Willst Du mich freisprechen?" — „Gewiß, Max, lieber Max, aber das muß auf Gegenseitigkeit beruhen. Mir scheint, auch ich habe gefehlt, habe zu sehr der Außenwelt gelebt." — „Still, still, Minna; Du bist wohl nur durch mein Fernbleiben dazu gebracht worden. Aber von nun an, liebe Frau, wird es anders werden. Es ist bei uns nicht, wie es sein sollte. Ich sehe dies besonders an Ilse. Das Mädchen wird mir zu modern. Noch ist es hoffentlich Zeit, das zu verbessern." — „Ach Max, wenn Du wüßtest, wie schwer es jetzt ist, eine Tochter zu erziehen! Unsere Mütter setzten uns ans Nähzeug und ließen uns Strümpfe stricken. Das besorgen jetzt größtenteils die Maschinen. Und ewig hört man: die Frauen müssen lernen und nach Selbständigkeit streben. Wie soll man's nur anfangen?" — „Das wollen wir in Zukunft zusammen überlegen, liebes Weib. Wenn unsere Ilse hervorragende Begabung zu irgend etwas zeigt, werde ich ihrem Bildungsdrang gewiß nicht im Wege sein. Aber vorerst soll sie im Hause sich tummeln, Dir eine Hilfe sein. Dabei körperlich kräftig und gesund werden, dann später wird sich zeigen, was in ihr steckt. Schiller ein überwundener Standpunkt! 's ist zu toll! Na, nun wollen wir auch zur Ruhe gehen, respektive humpeln. Das war ein schöner Tag trotz allem. Möchte er reiche Früchte bringen! Möchte der falsche Tritt, den ich gestern gethan, uns auf den rechten Weg leiten!"

Später.

So klopft in der tiefen Nacht
An das Herz die Frage:
Herz, mein Herz, hast Du vollbracht
Fromm auch Deine Tage? —

Sie erzählt von einem Schmerz,
Der zu Grab getragen;
Wehmutsvoll hängt noch ein Herz
An vergangnen Tagen. —

Still ist's, milde Sonne scheint
Auf das Laub, das nasse,
Mahnend, daß ein Aug', das weint,
Auch vom Schmerz noch lasse,

Daß Du lächelst aller Qual
Einst in sanfter Rührung,
Überblickst Du spät einmal
Deines Lebens Führung. —

Alex. Naumann.

Der Schillerkopf.

Humoreske von Alfred Bock.

I.

„Nä, so was! Der Hinkel Kommissionsrat! Lächerlich! ei(n)fach lächerlich!"

„Herr Schmidt, der Mann hat Verdienste," sagte der Kunsthändler Guraner, der die große Neuigkeit soeben ausgepackt hatte.

„Schwätze Se doch kei(n) dummes Zeug," warf Herr Schmidt ärgerlich hin.

„Wahrhaftig, der Mann hat Verdienste," wiederholte Gurauer und über sein gelbes, pockennarbiges Gesicht flog ein boshaftes Lächeln.

„No, da bin ich doch wirklich gespannt?" forschte Herr Schmidt und sah sein kleines Gegenüber durchbringend an.

„Erstens hat Hinkel tausend Mark fürs neue Schlachthaus gezeichnet, zweitens hat er ein blühendes Geschäft, drittens verkauft er die billigsten Bücklinge und viertens ist seine Frau eine geborene Spitz!"

„Weiter nix?" höhnte Herr Schmidt und rieb sich die roten, fleischigen Hände.

„Ich meine, das sagt genug," bemerkte Gurauer trocken.

„Lächerlich, ei(n)fach lächerlich," rief Herr Schmidt und durchmaß in sichtbarer Erregung sein Privatcomptoir. Der kleine Gurauer trippelte mit behenden Schritten hinter ihm her und hatte Mühe, seine Schadenfreude zu verbergen.

„Was fehlt Ihnen denn eigentlich, Herr Schmidt?" begann der Kunsthändler wieder nach einer Weile.

„Anerkennung," schrie Herr Schmidt so laut, daß Gurauer entsetzt zurückfuhr und plötzlich, den großen Kopf vornübergeneigt, eine demütige Haltung annahm:

„Sehr richtig! Anerkennung, Herr Schmidt. Die fehlt Ihnen. Sie sind ein renommierter Kassenschrankfabrikant. Sie beschäftigen vierzig Arbeiter. Die Ruhe und das soziale Wohl des Herzogtums hängen mit Ihrer Existenz zusammen. Ihre Schränke sind dieb- und feuerfest. Ihre Fabrikate haben europäischen Ruf. Sie sind auf drei Ausstellungen prämiiert worden —"

„Rate Se mal," unterbrach Herr Schmidt den Wortschwall seines Lobredners, „wieviel Schränke ich seit meiner Etablierung in die Residenz geliefert hab'."

„Was kann ich wissen?" sagte Gurauer vorsichtig.

„Kei(n) Stück!" donnerte Herr Schmidt, und seine Augen schossen Wutblitze.

„Ja, lieber Gott, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland," meinte der Kunsthändler bedauernd.

„No, un so 'n Windbeutel schmeiße se mir nix dir nix en Titel an de Kopp?"

„Ich sagt' es Ihnen ja, seine Frau ist eine geborene Spitz. Der alte Hoffekretär Spitz schnuppert überall herum. Der kennt die Hofluft und hat den Teig für seinen Tochtermann gerührt."

„Ich bed mich bedanke for so'n Fürsprach. Der Spitz is der leibhaftige Sekretär Wurm. Ich seh den Kerl noch am Galge bammele."

Gurauer lächelte verschmitzt. „Herr Schmidt, Sie gehen immer gerade durch. Aber damit kommt man heutzutag nicht mehr weit. 'n bißchen Diplomatie, Herr Schmidt, Schachzüge und Verbeugungen nach rechts und links. Vor allen Dingen Taktik! Bei allen gemeinnützigen Unternehmungen vorne an. Und tüchtig die Lärmtrommel gerührt. Ja, das gehört dazu, Herr Schmidt!"

„Fällt mer doch gar net ei(n), mich auf so Sache ei(n)zulasse," brauste Herr Schmidt auf und wandte dem Kunsthändler den Rücken.

„Kommt Zeit, kommt Rat," beschwichtigte ihn Gurauer. „Auch Sie haben Ihre Freunde, warme Freunde, Herr Schmidt. Seh'n Sie mal, ich komme durch mein Geschäft überall herum, in Hütten und Paläste. Ich horche hier, ich horche dort. Ich bleibe auf der Wacht für Sie, Herr Schmidt. Den Hinkel müssen wir klein kriegen, so klein!"

„Lasse Se mer jetzt mit dem Hinkel mei Ruh," wehrte Herr Schmidt unwillig ab.

Gurauer war bereits an der Thür. „Sonst nix zu verdienen, Herr Schmidt?"

„Für heut wüßt ich nix," und Gurauer empfahl sich.

In verdrießlicher Stimmung nahm der Kassenschrankfabrikant seine Arbeit, die der Besuch des Kunsthändlers unterbrochen hatte, wieder auf. Während er bedächtig Posten für Posten aus dem Versandbuche in das Conto corrente übertrug, flogen seine Gedanken unwillkürlich all die Jahre zurück, die unter mancherlei Wechselfällen über seinen ergrauten Scheitel gegangen waren.

Die Glocken läuteten das Jahr 1860 ein. Da hielten zwei blutjunge Bürschchen, das leichte Ränzel auf dem Buckel, bei grimmiger Kälte ihren Einzug in die Residenz des kleinen Herzogtums. Beide kamen aus einem armseligen Dörfchen, beide waren armer Kleinbauern Kinder, aber beide waren entschlossen, ihr Glück zu machen. Bei dem Spezereiwarenhändler Adam Schimmel traten sie in die Lehre. Schimmel war ein verknöcherter alter Junggeselle, der sein Personal auf schmale Kost setzte und desto mehr Prügel und Schimpfworte austeilte. Die beiden Lehrbuben waren nicht auf Rosen gebettet Lorenz Schmidt, so hieß der eine, war glücklich, als er seine Lehrzeit überstanden und in einem Konkurrenzgeschäft Stellung gefunden hatte. Sein Kollege und Leidensgefährte Konrad Hinkel dagegen blieb der Firma Schimmel treu und erhielt bei kärglichem Gehalte den Vertrauensposten des ersten Commis. Als der alte Schimmel nach einer Reihe von Jahren das Zeitliche segnete, hatte der Commis Konrad Hinkel soviel zusammengespart, daß er mit einer beträchtlichen Anzahlung die Handlung seines verstorbenen Prinzipals übernehmen und in flottem Gange erhalten konnte. Auch Lorenz Schmidt hatte sich im Laufe der Zeit ein hübsches Sümmchen zurückgelegt und machte der Firma Schimmel Nachfolger schräg gegenüber ein Kaufgewölbe in Spezereiwaren auf. Nun begann ein Kampf, wie er erbitterter in den Mauern der Residenz noch nicht geführt worden war. Da jeder der Rivalen die gleichen Artikel verkaufte, so suchte der eine den anderen durch die größere Billigkeit der Waren zu übertrumpfen. Jeder hatte einen Lehrbuben als Wachtposten ausgestellt, um das feindliche Geschäft zu beobachten. Wehe dem Geschäftsreisenden, der dem einen seine Muster vorlegte, er ward ganz unfehlbar von dem anderen mit der schnödesten Grobheit abgewiesen. Das Publikum hatte sein Vergnügen an dem Schauspiel und wartete ungeduldig auf den Moment, wo Hinkel dem Schmidt, oder Schmidt dem Hinkel das Lebenslicht ausblasen werde. Sei es nun, daß die Kundschaft dem alten Hause Schimmel treu blieb, sei es, daß Herr Hinkel durch vorteilhafte Einkäufe in die Lage versetzt war, billiger als sein Konkurrent zu verkaufen: kurz, Herr Lorenz Schmidt liquidierte eines Tages sein Geschäft und erwarb, von seinem kapitalkräftigen Schwiegervater unterstützt, eine Kassenschrankfabrik, deren Besitzer sich geschäftsmüde ins Privatleben zurückzog. Das Etablissement war in vollem Betriebe und Herr Schmidt kam, ohne eigentlich etwas von dem Geschäfte zu verstehen, in ein gemachtes Bett. Er that weiter nichts als sich den vortrefflichen Werkmeister und die Arbeitskräfte seines Vorgängers zu sichern und gelangte sehr bald zu Wohlstand und industrieller Bedeutung.

Obgleich sich die Wege der einstigen Lehrkollegen fortan nicht mehr kreuzten, standen sie sich dennoch mit unverminderten Haß als geschworene Feinde gegenüber. Heimlich



belauerten sie einander und wachten ängstlich darüber, daß der eine an Rang und Ehren keine Linie höher als der andere steige. Herr Schmidt, der im Wirtshaus nach dem zweiten Schoppen zuweilen den Prahlhans hervorkehrte, hatte bei Gelegenheit im Kasino verlauten lassen, daß er in seiner Eigenschaft als Fabrikant Grund habe, sich mehr einzubilden als „der Häringsbändiger“ Hinkel. Herr Hinkel lächelte still vor sich hin, als ihm diese Bosheit hinterbracht wurde. Er war ein aalglatter Herr, der sich, ohne besonders hervorzutreten, in der Gesellschaft zu bewegen und beliebt zu machen verstand und dabei durch seine Heirat an einer alteingesessenen Beamtenfamilie festen Rückhalt fand. Man begreift die Wut und den Schmerz des Herrn Schmidt, als ihm der Kunsthändler Gurauer mit der Hiobspost ins Haus fiel, der „Häringsbändiger“ Hinkel sei durch die Gnade des Herzogs zum Kommissionsrat erhoben worden. —

An diesem Tage war wahrlich niemand zu beneiden, der zur näheren Umgebung des Kassenschrankfabrikanten zählte. Seinen beiden Commis und dem Lehrling schleuderte er die unglaublichsten „Ehrentitel“ an den Kopf. In der Fabrik hetzte er alle Arbeiter durcheinander und hatte mit dem Werkmeister, der sich übrigens nichts gefallen ließ, eine unangenehme Auseinandersetzung. Bei Tische rührte er die leckersten Speisen, die ihm seine Gattin vorsetzte, kaum an. Dem ältesten Jungen gab er eine schallende Ohrfeige, weil er die Suppe so unanständig laut „wie ein Jagdhund herunterschlappte“, dem zweitgeborenen diktierte er für den Nachmittag Hausarrest, weil er das Tischgebet ohne Andacht hergeleiert hatte. Schließlich begann er mit seiner Frau einen kleinen Disput, bei dem er freilich den kürzeren zog. Frau Schmidt war durch ihre Friseuse unterrichtet, welche Auszeichnung dem Hause Hinkel zu teil geworden war.

„Du hast kein Ehrgeiz,“ sprühte sie giftig heraus. „Du wirst's Dei(n) Lebtag zu nix bringen.“

Herr Schmidt war außer sich. „Wer macht dann immer en Mordsspektakel,“ keuchte er, „wann ich for'n gute Zweck e paar Mark gewwe will? Wer hat dann wochelang e Gesicht geschnitte, wie ich in de Johanneskirch e buntig Fenster stifte wollt?“

„Hätt'st Du nur Deiner Frau ihren Verstand,“ entgegnete Frau Schmidt mit erhobener Stimme. „Mer sollte net emal unsern Name auf das Fenster male lasse. Geh mer doch eweg. Ich will geseh(n) werde for mei(n) Geld!“

„Ewe darum steht der Hinkel vorne an auf jeder List.“

„Nach dem Schwindler hast De Dich net zu richte. Ich erleb's doch noch, daß das Kartehaus bei dem zusammekracht.“

„Un wann er der größte Lump is, den hält sei(n) Frau. Die is e geborene Spitz.“

„Willst De vielleicht auf mei Familie anspiele?“ fragte Frau Schmidt gereizt.

„Net im geringste.“

„Das wollt ich Der auch gerate hawwe,“ drohte Frau Schmidt. „Wo kommst Du dann her? Mei(n) Vatter stand vorm Ökonomierat wie er starb.“

„Er is awwer devor steh(n) gebliwwe,“ platzte Herr Schmidt heraus.

Frau Schmidt traten die Thränen in die Augen. „An Deiner Stell ded ich mich schäme, mit dem ehrliche Name von mei'm Vater Spott zu treibe. Hast De so e schlecht Gedächtnis? Wer hat Der dann auf die Bei(n) geholfe, wie De net mehr steh(n) un geh(n) konntst? Wer hat dann Dei(n) Schulde bezahlt in Dei'm Spezereikrämche? Wer hat Dich dann in die Fawrik ei(n)gesetzt? Net wahr, davevon willst De nix wisse?“

Frau Schmidt hatte mit diesen Worten eine Epoche im Leben ihres Mannes berührt, an die er schlechterdings nicht erinnert sein wollte. Darum schwieg der zerzauste Kassenschrankfabikant, griff zu Hut und Stock und begab sich ins Wirtshaus, den Ärger und die Galle mit einem guten Tropfen hinunterzuspülen. —

Vier Wochen nach diesem denkwürdigen Tage trat der Kunsthändler Gurauer früh sieben Uhr in das Privatcomptoir des Herrn Lorenz Schmidt. Er wußte, daß dieser eine Stunde eher als sein Comptoirpersonal am Pulte stand. „Was treibt Se dann so früh aus de Feddern?“ fragte Herr Schmidt, von seiner Arbeit aufsehend und den kleinen Gurauer mit erstaunten Blicken musternd. Der Kunsthändler befand sich in einem Zustande seltsamer Aufregung, sein fahles Gesicht schien um einen Grad blässer und aus seinen katzengrünen Augen flackerte ein unheimliches Feuer. Ohne dem Fabrikanten zu antworten, steckte er zunächst den Kopf in den größeren Comptoirraum, der an das Kabinett des Chefs stieß. Obgleich er sah, daß niemand darin anwesend war, schob er dennoch mit kräftigem Ruck die Verbindungsthür zu. Dann strich er mit seinen spindeldürren langen Fingern das wirr über die Stirn hängende Haupthaar zurück, räusperte sich und hob an: „Herr Schmidt! Sie wissen, voriges Jahr saß ich in der Klemme, das Geschäft stockte, eine längst erwartete Zahlung blieb aus, ich sah mich außer stande, ein fälliges Accept zu decken. Ich lief von Pontius zum Pilatus. Ich wurde überall sehr liebenswürdig empfangen, aber kein Mensch rückte einen Groschen heraus. Die Not war groß und der Protest unvermeidlich. Da kam ich zu Ihnen. Ihre Frau war eben nach Schwalbach abgereist. Der Abschied hatte Sie etwas angegriffen. Aber mich anhören, den Kassenschrank aufschließen und zweihundert Mark auf den Tisch zählen, war das Werk einer Minute. Ich war gerettet. Herr Schmidt, so etwas vergißt man nie, niemals! Und heute zahle ich Ihnen meine Schuld zurück —“

Der Fabrikant sagte mit dem Dünkel eines Großkapitalisten, der über Millionen verfügt: „Mit dem Geld, das hat ja gar nix zu eile. Un Zinse nemm ich kei(n) von Ihne.“

„Verstehn Sie mich nur recht, Herr Schmidt. Das Beste kommt noch. Ich bin seither nicht müßig gewesen. Ich habe für Sie agiert. Ich habe die Stimmung in der Residenz belauscht, unten und oben. Ja, ich bin bis in die nächste Umgebung Seiner Hoheit vorgedrungen.“

Herr Schmidt lachte laut auf. „Unverschämt genug finn Se dezu.“

„Der Herzog,“ sprudelte der Kunsthändler weiter, „kennt das Adreßbuch seiner Haupt- und Residenzstadt sozusagen auswendig. Er würdigt jeden seiner Unterthanen nach Stand und Verdienst —“

„Darum hat er den Hinkel wohl zum Kommissionsrat gemacht?“ spottete Herr Schmidt.

„Was heißt Kommissionsrat? Wir wollen höher hinaus!“

„No, no langsam,“ ermahnte der Kassenschrankfabrikant den hitzigen Händler.

„Jawohl, Herr Schmidt, wir wollen höher hinaus,“ und dabei zog Gurauer die Stirne in gewichtige Falten. „Soviel weiß ich jetzt: wer etwas für die Kunst übrig hat, der ist bei Seiner Hoheit fein heraus! Der Herzog ist

übrigens ein sehr kunstverständiger Herr. Da hat er vor zwei Jahren ein Schillermuseum angelegt —"

„Ich mein', ich hätt' devon gehört," unterbrach ihn Herr Schmidt.

„Der Herzog," setzte Gurauer seinen Bericht fort, „hat die ganze Schillerlitteratur, alle Ausgaben, alles, was über Schiller zusammengeschrieben ist. Er hat ein Paar Höschen, die Schiller als Schuljunge getragen hat. Er hat den Schiller in Öl, Pastell und Aquarell. Aber seit zwei Jahren fahndet er vergeblich nach einem Jugendporträt des Dichters. Und er gäbe wer weiß was drum —"

Herr Schmidt begann ungeduldig zu werden und bearbeitete mit dem linken Fuß den Comptoirbock, auf dem er thronte.

„Nun denken Sie," schloß Gurauer, „spielt mir gestern der Zufall so'n Kabinettsstück in die Hand."

Der Kassenschrankfabrikant horchte auf, ein sublimer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf: „Sage Se mal, Gurauer, glaube Se, daß der Herzog etwas geschenkt nimmt?"

„Herr Schmidt," triumphierte der Kunsthändler, „Sie sind ein kluger, Sie sind ein genialer Mann! Da haben Sie die Sache schon erfaßt."

„Da müßt mer ja e Brett vorm Kopp hawwe," stieß Herr Schmidt selbstgefällig heraus und führte einen Schlag gegen seine Stirne, dessen kräftiger Widerhall allerdings auf eine sehr solide Schädelkonstruktion schließen ließ!

„Ich habe einen förmlichen Schlachtplan gemacht," sprach Gurauer mit gedämpfter Stimme. „Sie bringen das Porträt dem Hofmarschall von Harthausen. Sie spielen den Kunstmäcen. Sie sagen, Sie wollen dem Herzog die Rarität zum Geschenk machen. Sie wollen das Bild Seiner Hoheit selbst überreichen. Die Audienz bekommen Sie. Der Herzog sieht das Bild, ist entzückt und macht vor allen Hofschranzen einen Freudensprung. Er fragt Sie nach dem Preis. Sie verneigen sich und sprechen: Hoheit, das Kunstwerk ist mir nicht um Tausende feil, aber wenn Hoheit es von Dero unterthänigstem Diener als ein kleines Zeichen seiner Treue und Verehrung annehmen wollten —"

„Das müsse Se mer e bißche aufschreibe, das kann ich net auswendig behalte," rief Herr Schmidt, ganz Feuer und Flamme, und sprang mit einem Satz von seinem hochgeschraubten Comptoirstuhle herunter. Auf seiner Stirne erschienen zwei thalergroße rote Flecken, ein untrügliches Zeichen bei ihm, daß das Räderwerk seiner Gedanken in fieberhafter Thätigkeit war. Der Kunsthändler fuhr fort: „Der Herzog zögert, das kostbare Geschenk anzunehmen. Sie bringen in ihn. Endlich läßt er sich erweichen. Er drückt Ihnen die Hand, er wird kordial, er erkundigt sich nach Ihren Privatverhältnissen, er wundert sich, daß man einen Mann Ihrer Reputation noch nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Er entläßt Sie in Gnaden und Huld. Und ich, Jacob Gurauer, laß mich hängen, wenn Sie nicht vier Wochen später Kommerzienrat sind!"

(Fortſ. folgt.)

Eislauf.

Sonne wie golden,
Himmel wie blau,
Demantgleich funkelt
Schneeig die Au,
Und von der Ferne
Duftigem Rand
Schimmert der Berge
Bläulich Gewand!
Doch nicht nach ihnen
Sehnt sich mein Sinn,
Gleiten in Weiten
Laßt mich dahin! —
Sehet ohn' Ende
Locket durchs Land
Strahlend des Stromes
Gefesseltes Band, —
Ha, und ich wieg' mich,
Schwebend vor Lust,
Kühn auf der Wogen
Erstarrter Brust,
Denk' nicht der Tiefe,
Schau' nicht zurück,
Ewiges Vorwärts —
Stolzestes Glück! —
Kummer und Sorgen
Schwinden besiegt,
Wie sich im Grunde
Das Fischlein verkriecht,
Hohem und Höchstem
Biet' ich den Gruß,
Göttliche Flügel
Am irdischen Fuß!
Eisige Lüfte
Kommt nun herbei,
Stärket die Glieder
Freudig und frei,
Rötet die Wangen,
Küsset das Haar,
Machet die Augen
Mutig und klar, —
Nichts kann mir folgen,
Greift ihr mich auf,
Nur meine Sehnsucht
Waget den Lauf,
Denn nicht in fernen,
Trügenden Schein —
Nein, in den Himmel
Will sie hinein!

Ilse von Helldorff.

Neue Dramen.

Angezeigt durch **E. von Haken.**

II.

Eine noch traurigere Spielerei ist eine Komödie von Friedrich Löhr: **„Oberförster Schöne"** (Hamburg 1895, Verlag von M. Glogau jun.). Allerdings traurig in einem ganz andere Sinne. In dem Sinne nämlich, daß ein unverarbeiteter sauberer Stoff zu einem pikanten Sittendrama, ohne irgend welchen tieferen Wert, ohne innere Begründung, oberflächlich zusammengeheftet, sich in die Kette der deutschen Bühnendichtungen einzureihen wagt. Da laß ich mir doch lieber die tollste naturalistische Quälerei gefallen, denn sie zeugt doch wenigstens stets von dichterischem Kämpfen und, wenn sie auch noch so widersinnig oder mangelhaft ist, von künstlerischem Gestaltungsdrange. In dieser „Komödie"

findet sich von solch einem Streben keine Spur. Die an sich nicht unglückliche dramatische Idee, daß eine natürliche Tochter, von deren Existenz ihr Erzeuger kaum etwas weiß, sich plötzlich bei ihm meldet und ihn bittet, sie aus der sittlichen Verkommenheit, in die sie geraten, zu retten, von ihm aber aus leicht begreiflichen, selbstsüchtigen Gründen in ihren Schmutz zurückgestoßen wird, hat vielleicht dem Verfasser vorgeschwebt, aber es ist geradezu eine „Komödie“, was er aus ihr gemacht hat. Genug über dieses Machwerk!

Fleißig bearbeitet hat Hans Ferdinand Gerhard sein Trauerspiel aus der Gegenwart: **„Medea“** (Neuhaldensleben, Verlag von C. A. Eyraud), aber es ist ihm doch nicht gelungen, die Giftigkeit des kleinstädtischen, engherzigen Krämergeistes genügend glaubhaft zu machen. Man kann sich nicht vorstellen, daß der jämmerliche Fritz, der Sohn eines reichen kleinstädtischen Rosinenhändlers, wirklich die Künstlerin Eva-Medea so geliebt habe, daß er von ihr zu einem höheren Geistesleben erweckt worden war, ebensowenig, daß diese Eva-Medea ihn lieben kann. Weil sie aber ihre großen Gefühle auf diesen Schwächling überträgt, können wir für ihr tragisches Geschick das richtige Mitgefühl nicht empfinden. Es beschleicht uns das Gefühl, daß sie sehr thörichter Weise sich opfert, weil ihr Held gar zu jämmerlich ist. Gründlich umgearbeitet, könnte dieses Stück ein ganz interessantes Drama werden.

Die kleinstädtische, engherzige Moral satirisch zu behandeln, hat Josef Ruederer in seiner Komödie: **„Die Fahnenweihe“** nicht ohne Glück versucht. Er stellt diese pharisäische, im Grunde genommen unmoralische Moral in Gegensatz zu der spitzbübischen Sittenlosigkeit heruntergekommener großstädtischer Elemente. Die Satire ist beißend für beide Teile — aber sie ist nicht genügend von belebendem, prickelndem Humor durchzogen. Die Geißelhiebe fallen nicht mit jenem lustigen flotten Peitschenknall nieder, sondern treffen dumpf und schwer auf. Aufrichtig gestanden, habe ich mich bei der Lektüre etwas gelangweilt. Was der Verfasser mit seiner langen Einleitung bezweckt, ist mir wirklich ganz unverständlich. Er beruft sich auf Plautus, Aristophanes u. s. w. Warum? Weil er mit seiner Komödie eine Komödie für sich erlebt hat, „in der Theaterdirektoren, Polizei und ein gut Teil jener Menschheit, die man gemeinhin in den Begriff Publikum zusammenfassen mag, ganz hervorragende Rollen spielen. Er scheint etwas sehr sanguinisch vorzugehen, wenn er seiner Komödie eine so große Bedeutung beilegt. Doch das ist manchmal Dichterart.

Mit großem Interesse habe ich nachträglich das bereits im Februar v. J. im Berliner Theater aufgeführte Schauspiel von Fedor von Zobeltitz: **„Ohne Geläut“** gelesen, das in Piersons Verlag (Dresden und Leipzig 1895) in Buchform erschienen ist. Je mehr man sich mit dem Stücke vertraut macht, desto mehr wird man darin finden. Zobeltitz charakterisiert wahr, ohne dabei aufdringlich zu sein. Er hält sich möglichst an die Wirklichkeit, ohne indessen, wie es oft beliebt wird, ein Stück von ihr aus der allgemeinen Weltidee herauszureißen. So baut er das Stück auf, so gestaltet er die Charaktere. Diese sind einfach und natürlich nachgebildet und führen doch in ihren Adern des Dichters eigenes Herzblut mit. Zu sehr idealisiert, namentlich aber nicht genügend von innen herausgestaltet, erscheint nur die Figur des edlen Pastors, dessen große, reine Liebe so viel zu tragen vermag. Wenn man sich nun fragt, warum dieses Drama, das doch als echtes Kunstwerk bezeichnet werden muß, keinen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, so dürfte sich die Antwort von zwei Seiten her ergeben, die schließlich doch zusammenstoßen. Der Aufbau des Stückes ist zwar durchaus planmäßig und dramatisch durchgeführt, stets Spannung hervorrufend und neue Höhepunkte für das Interesse des Publikums schaffend, dem ein immer tieferer Einblick gewährt wird. Aber die Art, wie diese Spannung hervorgerufen wird, erinnert zu sehr an den Roman, das eigentliche Feld Fedors von Zobeltitz. Die Thatsachen bereiten sich in gemächlicher Aneinanderreihung ruhig vor, der Zuschauer erhält genau so viel im voraus zu wissen, als der Romandichter dem Leser geben würde. Nun verlangt aber der Zuschauer eine kraftvollere, beweglichere Gruppierung von Thatsachen, als der Leser eines Romans. Er trägt ein lebhafteres Bedürfnis nach mehr grotesker Farbenauftragung — wenn man dieses Bild hier gebrauchen kann — als dieser. Auch benutzt Zobeltitz Thatsachen, die sich im Roman noch immer gut gebrauchen lassen, im Drama aber als bereits veraltet beiseite bleiben müssen. Als Beispiel sei hier die Erbschaft erwähnt, die dem gesinnungslosen Möller zufällt und eine neue Wendung herbeiführt. Vom künstlerischen Standpunkte aus ist dieses Mittel zur Herbeiführung einer durchaus statthaften neuen Wirkung gewiß nicht zu tadeln, vom rein praktischen aber wohl. Denn die hübsche Wirkung wird durch das alte Mittel für die Zuschauer sehr beinträchtigt. Die zweite Seite von der die Antwort herrührt, ist in der Behandlung der Charaktere zu suchen. Sie sind zu subtil, zu korrekt herausgemeißelt. Auch hier verlangt der Zuschauer anderes, als der Leser. Die großen kräftigen Züge, welche die Charaktere zu dramatisch wirksamen gestalten, die Urkraft des menschlichen Fühlens ahnen lassen und dadurch den Zuschauer mit sich fortreißen, haben hier an Wirkung für den Zuschauer stark eingebüßt, weil sie statt in rücksichtsloser Weise hervorzutreten, in sanfter Entwicklung sichtbar werden. Das genügt wiederum dem Leser einer Erzählung, nicht aber dem Zuschauer einer Aufführung. Beide Ursachen zur Verminderung des Erfolgs dieses Dramas treffen sich also in der Gewohnheit des Dichters, für den Leser, nicht aber für den Zuschauer zu schreiben. Man kann sich aber bei den sonstigen Vorzügen des Stückes der Ansicht nicht verschließen, daß dieser Mangel nicht an Zobeltitz' Unvermögen liegt, sondern nur aus leicht zu überwindender Gewohnheit herstammt.

Zum Schluß sei für heute noch eines historischen Schauspiels Erwähnung gethan: **„Paul und Katharina“** von Emil Mirring (Berlin, Verlag von Eduard Rentzel). Der Verfasser schildert die bekannten Vorgänge beim Tode Katharinas der Großen von Rußland und bei der Ermordung ihres Sohnes und Nachfolgers, des unglücklichen Zaren Paul. Ist das Drama gerade nicht sehr groß aufgebaut und in kräftigen dramatischen Farben ausgeführt, so besitzt es doch eine wertvolle Eigenschaft, die es durchaus lesenswert macht. Es ist die Stimmung vorzüglich getroffen. Wenn die Charaktere auch gerade nicht abgeschlossene, von innen heraus gebildete, selbständige Schöpfungen des Dichters sind, so läßt dieser doch die historischen Thatsachen genügend reden, um die Eigenartigkeit seiner Figuren in das rechte Licht zu setzen. Es ist ein gut Teil russischen Nationalcharakters, der sich in ihnen ausprägt, und in der Handlung ein Stück russischer Geschichte wiedergegeben, wie sie, mutatis mutandis, in einer durch die fortschreitende Civilisation

etwas entrohten Weise noch zu jeder Zeit sich abspielen könnte. Natürlich ist dabei zu berücksichtigen, daß die guten Eigenschaften des russischen Volkes in der Atmosphäre, in welcher sich das Drama abspielt so gut wie gar nicht zum Ausdruck kommen, obwohl es ganz wirksam gewesen wäre, die anerkannte russische Gutmütigkeit oder richtiger Herzensweichheit, die unbegrenzte, unterwürfige Liebe des Russen zur geheiligten Person des Zaren und zu seinem heiligen Vaterlande als wirksamen Kontrast hineinzubringen.

Vermischtes.

Die **Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins** schreibt in ihrer Novembernummer d. J.:

Durch eine beträchtliche Reihe von Zeitungen ging jüngst unter der Überschrift „das Höchste der Sprachreinigung" folgende Mitteilung: „Ein Konzert, welches kürzlich in St. Avold (Lothringen) stattfand, wurde folgendermaßen angekündigt: ‚Großes Streichgetön, ausgeführt von der Streichbande des zweiten hannoverschen Lanzenreiterhaufens 14 unter Leitung des königlichen Spielwarts Herrn B. Stüber.' Aus der ‚Spielfolge' seien noch folgende Merkwürdigkeiten hervorgehoben: Schwärmerei aus ‚Der Postknecht von Lonjumeau' von Adam; ein Lied auf der Schnabelflöte mit Klappen (Klarinette) von Neibich; Vierertanz nach Gedanken aus dem ‚Pariser Leben' von Offenbach; ‚Ein Zick-Zack', Durcheinander (Potpourri) von Schreiner; ‚Der Thunichtgut', Eiltanz von Faust." Diese puristische Wut, die im schärfsten Gegensatze zu dem maßvollen Vorgehen des Sprachvereins steht, wäre wohl geeignet, Spott und Hohn hervorzurufen, sofern die „Spielfolge" ernst zu nehmen ist. Daß dies vielfach geschehen, beweisen Zuschriften an die Schriftleitung und spöttische Bemerkungen über diesen „Erfolg der Bestrebungen des Sprachvereins", die sich in gegnerischen Blättern finden. Wir haben die Sache von vornherein für einen Scherz gehalten und erfahren nun auf Erkundigung bei dem Musikdirigenten des 14. Ulanenregimentes, Herrn Stüber, daß in der That die ganze „Spielfolge" lediglich die Ausgeburt einer heiteren Stimmung am Biertische ist und s. Z. am Konzertabend ohne Wissen und ganz gegen den Willen des Konzertgebers in einigen Abzügen unter die Zuhörer verteilt wurde. Einer dieser Abzüge wurde dann an die „Forbacher Zeitung" gesandt, und von dort aus fand der meist mißverstandene Scherz seinen Weg in andere Blätter. Herr Stüber ist mit vollem Rechte über den Mißbrauch entrüstet, der hier mit seinem Namen getrieben worden ist, zumal er ihm Zuschriften aus allen Weltgegenden mit mehr oder weniger boshaften Bemerkungen eingetragen hat. Der Sprachverein hat keine Veranlassung, die Sache ernst zu nehmen, doch wäre es wünschenswert, wenn die Zeitungen, die sie erwähnt haben, nun auch eine Erklärung des Thatbestandes brächten und unseren Einspruch gegen alle Übertreibungen in der Sprachreinigung verzeichneten.

Epigramm.

Manchen Dichtern.

I.

Sind denn der Tiefe nächtig dunkle Gründe
Die Heimstatt nur des Schmutzes und der Sünde?
Wo alle Quellen doch, die uns aus ihnen speisen,
Zum goldnen Sonnenlichte aufwärts weisen?

II.

O, wollt dies vornehmste Gebot
Ihr Künstler nimmermehr verlernen:
Die mißverstandne Kunst allein
Kann von der Schönheit uns entfernen.

E. Hansing.

Briefkasten.

Herrn A. v. R. in Sch. Ich kann Ihnen Adolf Weigels Antiquariat, Leipzig, Wintergartenstraße 4, warm empfehlen. Es giebt auch einen monatlichen Anzeiger, den „Bücherfreund" heraus, der auch ausländisches Schrifttum berücksichtigt und jährlich nur 3 Mk kostet. Die Preise sind viel mäßiger als in den zwei von Ihnen genannten Geschäften. — F. H. München. „Die blauen Schuhe" zu meinem Bedauern nicht verwendbar. — Herrn Fritz H. Berlin W., 30. Leider noch nicht druckreif. Da Gedichte nicht zurückgesendet werden, ist der Betrag von 10 Pf. in eine Sammelbüchse des Vereins für Kinderheilstätten eingeworfen worden. — Herrn Fr. H. in L. Nicht ohne Begabung. Sie können gelegentlich neue Proben senden. — Herrn F. N. Kreckler in B. Ich habe von Ihnen Gedichte nicht erhalten. — Herrn R. St. in Br. Diesen Anschauungen könnte ich meine Feder nicht leihen. Wohl vertrete ich gute gesunde Überlieferungen auch in sozialen Fragen gerne, aber was Sie vorschlagen, erscheint mir nicht nur alt, sondern greisenhaft überlebt. Auch der Bauer von heute ist nicht mehr der von früher; er empfände als unerträglichen Druck, was noch sein Großvater als „Notwendigkeit" hingenommen hat. „Gesund konservativ" ist nur, wer Raum läßt für ruhige Entwickelung, die das innerlich lebendige Alte in den Gang des Werdens aufnimmt; nicht aber, wer einfach 100 Jahre ausstreichen will, als wären sie nicht gewesen. — Herrn Dr. A. Pf. in H. Ich kann das Werk nicht empfehlen, da es in seiner ganzen Auffassung von platt materialistischen Gedanken bestimmt ist. — Herrn G. v. St. in M. 1. Das Buch ist nüchtern, aber sehr reich an Thatsachen, die übersichtlich geordnet und in klarer Sprache vorgetragen sind. 2. Ich habe das Werk nicht gelesen und kann also darüber nichts sagen. — Herrn Th. W. in O. Über den Shakespeare-Bacon-Streit bilde ich mir überhaupt nicht eine Überzeugung. Ich begnüge mich mit den Werken. Und wenn Bacon der Verfasser wäre, was ich nicht glaube, so blieben die Dichtungen dennoch, was sie sind. — Frau Bar. F. in G. Ich kannte diese hämische Äußerung nicht. Aber sie regt mich nicht im geringsten auf. Ich habe nie auf den Beifall hin gearbeitet und werde weiter streben den Gesetzen meines Wesens gemäß, so lange die Kraft reicht. Ihnen aber besten Dank für die wohlwollende Gesinnung. — Frl. P. St. in W. Daß Sie „glühend nach Ruhm streben" und die Welt zu Ihren Füßen sehen wollen, kann ich nicht hindern. Sie sind ja Herrin Ihrer Wünsche. Aber ich rate Ihnen, es auf einem andern Weg zu versuchen. Die Gedichte sind schwülstig, innerlich leer und formlos. Nur an einigen Stellen blitzt es, aber von fremdem Geiste; da haben Sie unfrei nach Nietzsches „Also sprach Zarathustra" Bd. I gedichtet. Wenn man so wie Sie über die „Ermattung der männlichen Phantasie" spricht, darf man auch nur Frauenwerke ausschreiben.

Inhalt der No. 14.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 15.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Bei Aspasia.

„Und wißt Ihr, schöne Freundin, was Garat darauf geantwortet hat?"

Madame Hamelin beugte sich weit vor — der Fächer in ihrer Hand schob sich vielsagend auseinander, und ihre blitzenden schwarzen Augen — die berühmten Augen der Hamelin! — leuchteten in dem nachträglichen Vergnügen der pikanten Details, die sie eben mitgeteilt hatte.

„Nun, was denn?"

„O, eine Antwort, die nur Garat geben kann! Es waren also die drei Grazien des Salons Trénis, wie Ihr wißt —"

„Ah, die berühmten Freundinnen! Chloe, Amaranthe und —"

„Und Juliette, ganz richtig. Sie schickten ihm alle drei ein Billet, worin sie ihn einluden zu — zu —" Der Fächer machte nochmals eine Bewegung — „Und da läßt Garat sagen, daß das Urteil des Paris wohl einmal ganz verdienstlich wäre, daß es aber in der Wiederholung nur verlieren könne —"

Jetzt flogen die Fächer mit leisem Rauschen auseinander, leises Rücken der Stühle, die anmutige Bewegung der geschmeidigen Frauenkörper — dann klingt es wie unterdrücktes Kichern und Lachen —

„O, o, dieser Garat —"

„Man merkt, daß ihn eine Königin geliebt hat —"

Sie sprechen von Garat, dem berühmten Sänger der Konzerte Feydeau, den die Pariser vergöttern, und der einst der Liebling einer Königin gewesen ist — der armen Marie Antoinette, die jetzt ohne Krone und ohne Kopf in der gemeinsamen Grube liegt —

„1500 Livres hat er neulich bekommen für zwei ganz kleine Lieder, die er sang."

„Es ist ein Skandal —"

„Ein Skandal — da weiß ich noch ganz anderes — und so neu — so neu, daß es voraussichtlich Schule machen wird."

Man lacht von neuem, man weiß, Madame Hamelin hat es gern, wenn man ihre „mots" beachtet. Und das muß wahr sein, daß der Skandal in diesem neuen Frankreich ein Gesprächsstoff ist, der nie ausgehen kann. Seit die Revolution die Sitten „regeneriert" hat, zählt Paris vier- bis fünftausend Scheidungen jährlich, und seit man den unehelichen Kindern zu ihren „natürlichen Rechten" innerhalb der Familie verholfen hat, herrscht in diesen eine Konfusion, die den Molières der Epoche genug zu lachen giebt. —

„Man hat sie in Idalie gesehen, Frau von Montluc — das ist es, alle Welt spricht davon."

„Aber das ist unglaublich —"

„Nun, und warum sollte man nicht nach Idalie gehen?" sprach eine blonde, schmachtend aussehende Person neben Mme. Hamelin, „alle Welt encanailliert sich — Man geht doch nach Tivoli und Marbeuf."

Die junge Frau, die neben der Sprecherin sitzt erhebt sich und geht schweigend zu einer Gruppe hinüber, die an der Thür des Nebenzimmers steht.

Man bemerkt das. Die Köpfe werden zusammengesteckt, man macht Bemerkungen über diesen eigenwilligen blonden Kopf mit den marmornen Zügen, dem das Gespräch offenbar nicht paßte.

„Die arme Héloise! Sie sieht noch immer so leidend aus."

„Sie war immer so. Der Tod ihres Bruders hat sie zu sehr mitgenommen."

„Ihres Bruders?"

„Ja, ja, Sie wissen nicht? Eine anonyme, kleine Denunziation, unterzeichnet ‚Léanor,' als der junge Savigny bei der Sambre-Armee war, lieferte

ihn ans Messer. Man beschuldigte ihn, Emigranten über die Grenze geholfen zu haben."

„Mein Gott, wen hat man damals nicht denunziert?" murmelt die Brünette, die ihr zugehört hat, nachlässig; die Geschichte interessiert sie offenbar nicht weiter.

Héloise de Savigny hat, als sie sich enfernte, noch gehört, wie man von ihr sprach. O ja, das alles ist richtig. Der Name „Léanor" unter dieser zerknitterten, unleserlichen Schrift, die ihren Bruder auf die Guillotine brachte. — sie wird ihn nie vergessen, diesen Namen. Und wenn sie seinem Träger jemals begegnet —

„Da kommt ja Barras. Wie? Im Gespräch mit Cambon?"

„Ah, der Bürger Barras!"

In der That, der Eintretende, das ist der Bürger Barras, der Mann vom 9. Thermidor, der den Konvent vor der Armee Henriots und Robespierres gerettet hat, der ehemalige Offizier Sr. Majestät Ludwigs XVI. im Regiment Languedoc, dann Terrorist, Volksrepräsentant, Konventskommissär, General — und der durch alle diese verschiedenen Metamorphosen stets Paul Barras geblieben ist, das heißt, der galante Roué des alten Hofes, der Liebling der Frauen, der Epikuräer, der mit der gleichen Indifferenz eine monarchische wie eine republikanische Konstitution unterzeichnet, wenn sie ihn nur nicht in seinem Diner stört.

Dieser Mann ist dazu geboren, die Pariser Gesellschaft zu beherrschen. Er tritt ein — und aller Blicke richten sich auf ihn, die der Männer mit ernster, erwartungsvoller Aufmerksamkeit, die der Frauen mit zärtlichen, aber nicht minder erwartungsvollem Lächeln. Für alle hat er ein Bonmot, ein nachlässig hingeworfenes und doch anscheinend ernst gemeintes Kompliment, eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Trotz seiner vierzig Jahre scheint seine Gestalt, die über Mittelgröße erreicht, noch jugendlich gewandt und biegsam, seine Züge, männlich und anziehend zugleich, haben den Reiz jener frischen, nicht abgenutzten Reife, der mit der Zeit der Dubarry und des Grafen Artois dahingegangen scheint. Der Teint, ein leichtes, fahles Braun, verrät den Provençalen, ebenso wie die Sprechweise das Volltönende, Abgerundete des Südländers, der sich gern an seinen eigenen Worten erhitzt. Paul Barras hört sich gern reden, er weiß, daß seine Stimme mit ihrem einschmeichelnden langsamen Wohllaut nicht minderen Reiz für die Frauen hat als seine glänzende Uniform und seine interessante Vergangenheit. Er spricht mit Cambon, dem Volksrepräsentanten, mit dem er eine Zeitlang entzweit war.

In diesem Moment begrüßt er Madame Tallien, die an ihn herantritt, — und schon an dem Blick, den er mit der schönen Hausfrau tauscht, an dem Lächeln, der halb vertraulichen Geste, könnte man die Entente cordiale merken, die zwischen ihnen besteht, und die auf dem Gemeinsamen beruht, das sie beide verbindet, nämlich auf der Hinneigung zum alten Hofe, auf dem Wunsche, seinen Luxus, seinen Geschmack und seine Eleganz wieder heraufzuführen in dies verödete Frankreich.

„Ah, schöne Freundin, Ihr Thee vereinigt wieder alles, was einen vor der leidigen Göttin Politik retten kann, an die wir nun einmal gebunden sind! Der große Perikles hatte recht, wenn er sie das Verhängnis unseres Lebens nennt."

Madame Tallien sieht ihn an und ein feines Lächeln bewegt ihre Lippen.

„Indessen weiß man, General, daß das nicht die einzige Göttin ist, der Sie gehuldigt haben."

„Das war, als ich Sie noch nicht kannte," entgegnete Barras schlagfertig.

„Und auch Perikles, General, ist ein Vorbild, das ich Ihnen nicht ohne Bedenken empfehlen könnte."

„Ja, aber er hatte das Gute, daß er immer wieder zu Aspasia zurückkehrte," rechtfertigt sich Barras, indem er zärtlich die Hand der schönen Frau küßt.

„Dieser eine Vorzug wiegt doch wohl manches wieder auf?"

Madame Tallien neigt den Kopf. Vielleicht ist das ein Eingeständnis.

Aspasia — Er hat ihr diesen Namen gegeben, diesen Namen, der in der Pariser Gesellschaft umgelaufen ist. Und an die schöne Milesierin muß man in der That denken, wenn man sich umsieht in diesem Kreis, in diesen lichterglänzenden Sälen, deren Duft und Schimmer und Farben zum ersten Mal wieder seit Jahren die Pariser daran erinnern, daß bei ihnen einst die Heimat des Lachens, der guten Lebensart, der sinnlich verführerischen Eleganz gewesen ist.

Aspasia — Sie würde sich wohl fühlen hier. Denn in diesem neuen Frankreich, das zu entstehen beginnt, ist alles antik; der Tisch, auf dem die zierlichen Tassen von japanischem Porzellan stehen, die Sphinxe unter den Ruhebetten, welche die Wände zieren, die Büsten über dem geäderten Marmor der Thüren, die Coiffuren der schönen Frauen, die sich in den hohen Spiegeln besehen, die langen schleppenden Gewänder, die sie über den halbnackten Füßen zusammenwerfen, diesen Füßen, die mit Sandalen oder dem Kothurn bekleidet sind. Wie eine Vision aus den Tagen Aristipps und Epikurs sieht das alles aus — Nur über diese graziösen blassen Pariser Gesichter mit den tiefdunklen Augen und den marmorweißen Zügen fliegt es bisweilen wie ein nervöses Zucken, wie die quälende Erinnerung an ein Gespenst, das noch vor kurzer Zeit in diesen glänzenden Sälen hauste und alles Lachen und Plaudern unmöglich machte — das Gespenst des Schreckens. Das ist gar nicht klassisch antik, es paßt so wenig zu der vornehm stilvollen Einrichtung dieser Räume.

Niemand in Paris thut es Madame Tallien an Geschmack zuvor. Das sieht man an dem prachtvollen Lüster von vergoldeter Bronze, der in dem mittleren Salon hängt, an dem Kamin in rosarotem Marmor, auf dem eine Pendule sich befindet in Form eines griechischen Tempels. Auf Konsolen stehen Vasen von Sèvres, in rot und blau und grün. Ein Piedestal von schwarzem Marmor trägt die bekannte Statue eines antiken Läufers. Man bewundert die geschmeidige

Eleganz seiner Haltung, die Kraft und Harmonie seiner Muskeln . . . Korinthische Säulen mit reichgegliedertem Kapitäl tragen die Decke, und der Plafond, in Kassetten eingeteilt, strahlt in dem matten Lichte der Kronleuchter wieder. Kleine Guéridons, Ruhebetten, Stühle von tiefschwarzem Holz, die mit gelber Seide überzogen sind, längliche Tische von Karyatiden getragen, die beiden Bacchantinnen von Terracotta, die jene Ecke so niedlich ausfüllen — alles erinnert an die klassischen Tage von Hellas und Rom, an eine Nation, die sich wiedergebären will, durch die Erinnerung an die Blütezeit der Menschheit.

Und dann diese Frauen, die hier plaudern und lachen! Coiffuren à la Venus, à la Titus, à la Caracalla, blonde Perücken, wie die Römerinnen der Kaiserzeit sie trugen, Gold- und Perlenketten im Haar, die Roben à la Flore, à la Diane, à la Cérès, die eleganten Kothurne von gelber und blauer Seide, die mit einer Agraffe in Eichelform zusammengehalten werden! Das ist die Flut der Antike, die höher und höher steigt, die die Pariserin vollständig in die schlanke nervöse Griechin der Décabence verwandeln will.

Allerdings, die Kenner der Schönheit finden ihre Rechnung dabei — Man zeigt immer mehr. Erst war der Arm nur bis zum Ellbogen entblößt, dann bis zur Schulter — Das Halstuch, das Mieder, das Korsett, die Weste, alles, was die Frau zur Zeit des alten Hofes noch trug, ist gefallen. Die Mode hat ebenfalls von dem allgemeinen Enthusiasmus für Freiheit profitieren wollen. Jetzt liegen die Stoffe überall eng an und zeigen die verführerischsten Formen — alles, wie es der Stil der Antike erfordert. — Und Madame Tallien kann sich rühmen, die maßgebendsten, die hervorragendsten und elegantesten Schönheiten von Paris bei sich zu sehen. Bei ihr treffen sich Madame Thelusson und Madame Hamelin, Madame Devaines und die kleine, brünette Kreolin, Frau von Beauharnais. Sie fürchtet keine Rivalin, sie öffnet ihnen allen ihre glänzenden Salons. Sie zuerst ermutigt die verbannten Künste wieder, sich in in der Gesellschaft zu zeigen, sie führt den geächteten Luxus wieder an den Herd des Hauses zurück. — Wie gesagt, sie fürchtet keine Rivalin — denn das schönste, was man hier sehen konnte, war doch diese Frau selbst, Madame Tallien.

Unsere liebe Frau vom Thermidor nennen sie die Pariser, weil sie die Haupturfache war, daß Tallien am 9. Thermidor auf die Tribüne stürzte, um Robespierre zu Falle zu bringen. Sie saß damals gefangen in La Force und sollte am anderen Tage aufs Schafott. Man kann sich wohl denken, daß man um ihretwillen alles riskiert — Der reizendste kleine Mund, Züge von klassischer Regelmäßigkeit, entzückende braune Haare, dunkle Augen und vor allem der Teint, dies matte, fahle Weiß, das der Atem förmlich zu beleben scheint. Nicht die kalte, helle Farbe der Nordländerin. Madame Tallien gleicht einer Büste aus der Zeit Hadrians und Antonins; es ist derselbe rötlich warme, goldene Ton der Römerin, jener Hauch, den die Sonne des Mittelmeers in ihr Blut geworfen hat. Sie trägt eine Robe von weißem Musselin; prachtvolle antike Kameen halten auf den Schultern ihre Ärmel zusammen, und ein Armband, eine goldene Schlange darstellend, deren Kopf ein Smaragd bildet, schmückt einen ihrer Arme, die sie stets bloß trägt — sie weiß, daß sie die schönsten Arme von Paris hat. Und nicht ohne Grund zeigt sie ihre Fertigkeit im Harfenspielen so gern —

Neben ihr steht Tallien, ihr Gemahl, der ehemalige Prokonsul des Konvents; er sieht finster und zerstreut aus, sein blasses, nervöses Gesicht mit den zerrauften Haaren darüber erscheint viel älter, als es in Wahrheit ist. Wenn ein Mensch von den Leidenschaften jener unseligen Zeit mitgenommen scheint, so ist es Tallien. Er horcht gleichgültig auf das Gespräch der Gruppe, die bei ihm vor dem großen venetianischen Spiegel sich befindet, auf Frau von Beauharnais, die sich eben mit Héloise von Savigny und zwei jüngeren Damen zusammengefunden hat.

„Also denken Sie sich, eine Robe ganz in Rosa und Weiß, Ärmel von schwarzer Gaze und Schuhe von gelbem Maroquin — es giebt nichts Verführerisches! Madame Thelusson trägt, wie man versichert, diese Ärmel schon seit vierzehn Tagen."

„Ist das wahr?"

„Ich bitte Sie — Kein Zweifel möglich!"

„Und die Coiffure?"

„O natürlich, à l'étrusque. Oder auch das Haar in einem Netz von purpurner Seide! Aber dazu gehört ein Gesicht, das sehr blaß ist."

„Haben Sie den reizenden Hut à la Primerose gesehen, den Mlle. Lange neulich trug? Ah, das ist wunderbar, versichere ich Ihnen! Nur die Federn darauf, das kann nicht jeder tragen."

„O, eine Schauspielerin!"

„Was mich betrifft," entgegnete Madame Hamelin, die gerade vorübergeht, mit einem feinen Lächeln „so würde ich mich nicht bedenken, mit einer Schauspielerin öffentlich zu rivalisieren — schließlich wird man doch vielleicht einmal mit der verwechselt!"

„Sie gehen zu weit, teure Freundin," bemerkt Frau Tallien der geistreichen Spötterin, der so leicht nichts heilig ist, „es passieren in dieser Welt Dinge, die —"

„Die sogar heute noch Aufsehen erregen? Das glaube ich nicht."

„Haben Sie von der neuen Einrichtung gehört, die sich die Raucourt in ihrem Hotel in der Rue Royale gegeben hat? Ein prächtiges Vestibule, große Freitreppe, ein Stall mit sechs Pferden — Ihr Boudoir ist in grünem Taffetas, der Kamin von blauem anatolischem Marmor; die Salons sind mit Spiegeln ausgestattet, von einer Höhe —! speziell aus Venedig bezogen. Und dabei sind ihre Eltern arme Hausmeistersleute in Chantilly und haben nicht das tägliche Brot. Gestehen Sie selbst —!"

„Und Mlle. Contat? Ihre berühmten Soupers zu vierundzwanzig Couverts —!"

„Mlle. Contat verübt auch gute Handlungen," versichert Barras ernsthaft. „Es ist auf ihre Verwendung geschehen, daß neulich mehrere Emigranten von der Liste gestrichen sind. Sie muß sich sehr dafür interessiert haben."

„Weil man sich früher für sie interessiert hat."

„O ja, früher! Zur Zeit des alten Hofes! Das ist eine Liebe, die noch späte Früchte trägt."

„Ach ja, früher — Als die Guimard noch spielte und die Arnoult. Ah, das waren noch andere Zeiten!"

Und man kommt auf Anekdoten vom früheren Hofe, vom Théâtre français, vom Palais Royal, von Trianon, von Versailles selbst. Es hat einen beinahe komischen Anstrich, mit welchem Behagen all diese Republikaner ihre kleinsten Erinnerungen aufwärmen an den Hof, den sie ausgemordet haben, an jene Zeit, der sie ein so grauenhaftes Ende bereitet haben. Da wird keine Vorstellung in den Tuilerien, keine Beziehung zu hochgestellten Persönlichkeiten vergessen. Man lebt ja nicht mehr unter dem Regiment Robespierres, und um einen zurückgekehrten Emigranten reißt man sich gegenwärtig in den Salons von Paris.

Barras hat sich zu Frau von Beauharnais gesetzt, die einen jungen Menschen neben sich sitzen hat, einen ihrer Vettern, dessen Zurückberufung und Restituierung sie bei den Machthabern des Konvents durchgesetzt hat.

Madame Devaines und Madame Hamelin beobachten sie mit der freundschaftlichsten Malice. Sie tuscheln ohnehin so viel über diese graziöse Creolin, die sie nicht für voll ansehen, deren bescheidene Mittel, die ihr nicht das Geringste erlauben, sie ganz genau kennen, und der sie gleichwohl das Ärgste nachsagen.

Wie oft hat man in diesen Kreisen gespottet über die ärmliche Einrichtung der Beauharnais! Über den kleinen Eßtisch aus Acajouholz mit den vier schwarzen Stühlen, über ihr weniges Silbergeschirr — vierzehn Löffel im ganzen und ein Suppenlöffel! Über das Porzellangeschirr von im ganzen zwölf Tellern, die nur auf den Tisch kommen, wenn Besuch da ist. Über ihre Garderobe, worin es nur zwei Dutzend Taschentücher, vier Dutzend Hemden, zwölf Paar Strümpfe giebt — Man weiß das alles ganz genau — man weiß, wie ärmlich Josephine von Beauharnais in ihrem kleinen Hotel in der Rue Chantereine wohnen muß. Die große Angelegenheit ihres Lebens ist ja jetzt, ob sie durch Barras die versprochene Entschädigung für das konfiscierte Vermögen ihres Gatten erhalten wird. Wenn das nichts wird, weiß sie in der That nicht aus noch ein. Sie hat sich ja schon genötigt gesehen, ihren Sohn Eugen bei einem Tischler in die Lehre zu geben, nur um ihm Brot und Unterkunft zu sichern. Der 9. Thermidor, dieser allgemeine Rettungstag, hatte sie ja auch aus dem Gefängnis geholt —

Und doch ist diese Frau schön, und es giebt viele, die an Jüngeren und Frischeren vorbeigehen und bei Frau von Beauharnais stehen bleiben würden. Der ganze Reiz ihres kreolischen Teints, dieser matten dunklen Haut, die rosig erschimmert unter dem Puder, ihrer hellen kastanienbraunen Haare, großer blauer Augen und vor allem einer Stimme von langsamem, bestrickendem Wohllaut — das giebt dieser Frau einen Fond, den sie nicht übel zu verwerten versteht. — Eine von ihren Rivalinnen, — und schöne Frauen haben immer nur Rivalinnen, die sich Freundinnen nennen, eine von diesen hat gesagt, „ihre Specialität seien die nachlässigen Posen". Das mag sein. Niemand legt sich so elegant wie Josephine von Beauharnais auf das antike Ruhebett oder die zierliche Couchette von gelber Seide, oder plaudert, den Faublas in der Hand, so anmutig mit jener eigentümlichen kreolischen Aussprache des Französischen, jenem „zézaiement créole", die in den Salons einen so originellen Eindruck machte.

Ah, diese Frau könnte noch andere verführen als den ehemaligen Vicomte Alexander von Beauharnais. Dieser anmutigen müden Nachlässigkeit darf man nicht allzusehr trauen. Unter den langen Wimpern schießt es plötzlich hervor wie ein sengender Blitz, wie der versteckte Ausbruch einer vollblütig sinnlichen Natur — gleich jenen Vulkanen ihrer Heimat, die lange erloschen scheinen, und in denen verborgenes Feuer noch unablässig thätig ist.

Auch ihre Toilette verrät den Geschmack der Eingeborenen von Martinique, die in sechszehn Jahren allmählich zur Pariserin geworden ist. Sie trägt eine Robe von indischem Musselin, zwei Löwenköpfe, die schwarz emailliert sind, halten das Gewand auf den Schultern zusammen, ihr schönes Haar ist in ein Netz zusammengedrängt, das sie von Zeit zu Zeit schüttelt, wie unter dem Druck einer Last.

Sie plaudert in diesem Moment mit Héloise von Savigny.

„Haben Sie Dugazon neulich gesehen, meine Liebe? Ich muß gestehen, die Vollkommenheit selbst, dieser Schauspieler —"

„Ich gehe nie ins Theater jetzt," erklärt Héloise ruhig.

Die bewegliche Kreolin sieht sie erstaunt an.

„O, Sie sind in der That zu ernst. Sie müssen sich wirklich etwas zerstreuen —"

Héloise lächelte.

„Sie wissen, teure Freundin, daß man das nicht immer kann, wie man will — und daß einen Erinnerungen überall hin verfolgen —"

Ihre dunklen grauen Augen, deren fester Blick schon so oft manchen in Verlegenheit gesetzt hatte, irrten nach der Thür hin, als ob sie in dem eben Eintretenden einen Bekannten begrüßte.

Es war der Bürger Valèze, der da eben eintrat, der als langjähriger Bekannter Talliens und als einflußreicher Geschäftsmann hier ein- und ausging.

„Ah, ich könnte wirklich nicht so zurückgezogen leben wie Sie," bemerkt Frau von Beauharnais mit einem Seufzer. „Ich brauche Menschen um mich herum, Gesellschaft, die mich zerstreut. Auch Ihr Haus in den Champs Elysées liegt so einsam, ich würde mich fürchten, da zu wohnen — Aber woran denken Sie, meine Liebe?"

Woran dachte Héloise? Auf dem prächtigen Triklinium sitzend, neben dem korinthischen Kandelaber, der sein volles Licht über sie ausgoß, hatte sie eben Valèze mit einem Kopfnicken begrüßt — sah sie, wie

er, auf Barras und Tallien zugehend, ein Gespräch mit ihnen anknüpfte. —

O, es war ein eigentümlicher Gedanke, der ihr beim Anblick all dieser eleganten, liebenswürdigen und lächelnden Menschen, die sich hier trafen, durch den Kopf ging — Der Gedanke, was für Tiger und Wölfe doch hinter dieser anmutigen Maske steckten, die sie untereinander vorbanden. Wieviel Blut doch an diesen schönen weißen Händen klebte, die sie so sorgfältig pflegten! Wieviel Todesurteile zu Hunderten und Tausenden diese schmalen, feinen Lippen ausgesprochen hatten, die so anmutig in der süßlichen gezierten Sprache des Incroyable plauderten —! Man mußte wissen, wie Barras und Fréron in der Provence gehaust hatten, wie Tallien in Bordeaux die Guillotine hatte vor seinen Fenstern aufstellen lassen, sechzig bis achtzig Hinrichtungen pro Tag — „die nationale Regenerierung geht viel zu langsam", schrieb sein Kollege Carrier aus Nantes. —

Daran dachte diese schöne, junge Frau. Wahrlich, diese Leute waren des gestürzten Robespierre würdig, den sie aufs Schafott geschickt hatten — die Meute, die sich gegen den Jägermeister empört —

Madame Tallien begrüßt Valèze mit besonderer Liebenswürdigkeit.

„Sie bringen mir also nicht jene Scarabäen, die Sie mir versprochen haben —?" rief sie. „O, und ich hatte so fest darauf gerechnet —"

Valèzes feines, geschmeidiges Antlitz lächelt — er küßt die Hand der Allmächtigen.

„Es ist nicht meine Schuld, Madame. Sie wissen vielleicht nicht, daß die Auktion des Hotels Conti aufgeschoben ist. Ich hatte meinen Agenten hingeschickt, um auf jene Scarabäen bieten zu lassen, die Ihnen so am Herzen liegen — aber an der Thür fanden sie eine Affiche: Verkauf suspendiert —"

„Und die Emigrierten, deren Zurückberufung Sie wünschen?" spricht Madame Tallien etwas spöttisch.

Valèze beginnt ihr eindringlich die Bitte darzulegen, die er an sie hat. Er nennt zehn bis zwölf Namen der alten Aristokratie, für deren Zurückberufung man sich an ihn gewandt hat . . . Es ist ja nicht die erste derartige Bitte, die man an sie richtet. Beim Anblick des lebhaften interessierten Gesichts des Bankiers meint sie lächelnd:

„Man sollte glauben, Bürger Valèze, Ihre Spesen hierbei müßten sehr hoch sein!"

Der Geschäftsmann beißt sich auf die Lippen, unwillig darüber, sich etwas verraten zu haben. Er murmelt etliche unverständliche Worte. — Er darf ja nicht zeigen, ein wie großes Interesse er an der Zurückberufung der von ihm genannten Emigranten hat — was für Pläne er dabei verfolgt — wie sehr ihm daran liegt, daß alle diese fanatischen Royalisten und ergebenen Anhänger der Bourbons an einem bestimmten Tage in Paris sind.

„Ich halte Wort, Madame," spricht er am Schluß, als sie ihm die Gewährung seiner Bitte zugesagt hat, „ich verschaffe Ihnen anstatt der Scarabäen etwas anderes, etwas, was keine Pariserin trägt, was Sie von neuem zur Herrscherin der Mode machen wird, — Ihnen das Scepter geben wird, dessen nur Sie würdig sind!"

Sie lächelt, halb zerstreut, halb geschmeichelt — O, dieser junge skeptische Menschenkenner weiß ganz gut, womit man Aspasia gewinnt. Ihre Eitelkeit an der richtigen Stelle fassen, ihr die Bewunderung von tout-Paris verschaffen, dies Gefühl nicht einschlummern lassen, daß man von ihr sprechen müsse, sprechen um jeden Preis — und müßte man das mit einem wahnsinnigen Luxus, mit einer noch so extravaganten Tollheit erkaufen —

Héloise von Savigny hat das ganze Gespräch von fern mit etwas spöttischem Lächeln verfolgt.

Und dies Lächeln verschwindet auch nicht aus ihrem Gesicht, als Valèze mit zärtlich unterwürfiger Miene, mit dem Lächeln eines Vertrauten an sie herantritt und ein Gespräch mit ihr anknüpft, ein Gespräch, bei dem seine Miene, sein Ausdruck, seine Worte selbst einen ganz anderen Klang haben als eben. Denn die anderen, das, was er mit Tallien, mit Barras verhandelt, das ist Geschäft, Politik — hier aber, zu dieser jungen blonden Frau zieht ihn etwas ganz anderes, hier ist er nicht der indifferente Spötter — hier ist er der begehrende, bald leidenschaftliche, bald zärtliche, aber bis jetzt noch immer nicht erhörte Liebhaber.

Sie kennen sich schon sehr lange, Héloise von Savigny und Gaston Valèze. Er hat dem kleinen Edelfräulein oft Pfirsiche und Trauben von den Spalieren geholt, damals als seine Eltern noch Verwalter auf dem Gute ihres Onkels, des Marquis von Montmirail, in der Beauce waren.

Jetzt sind der Marquis und seine Gemahlin tot, beide gefallen im Vendeerkriege, Gaston hat das Gut seiner ehemaligen Herren aufgekauft, und als er nachher Héloise als Witwe in ziemlich beschränkten Vermögensverhältnissen in Paris wiedertraf, war er bereits ein reicher und vielvermögender Geschäftsmann . . . Das ist der Lauf der Revolution. „Die Liquidation der Gesellschaft", wie der Bürger Saint-Just sagte.

Und darum darf es dieser Parvenu wagen, sich offen um die schöne junge Witwe zu bewerben, die ihn kaum anhört, für die er in Gedanken immer noch der Untergebene von früher ist und die sich seine Anbetung nur gefallen läßt, weil er ihr schon zahlreiche und wichtige Dienste erwiesen hat.

„Ihr seid sehr guter Laune heute, Bürger," beantwortete sie mit leichtem Spott seine Komplimente, „sollten die Assignaten wider Erwarten gestiegen sein?!"

„552 Livres steht der Goldlouis heute," rief er seufzend. „Und kein Absehen, wie das enden wird — Frankreich wird ertrinken in dieser Papierflut — und wahrscheinlich," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „wird gegen Mitte des Monats der Louis in barem Gelde 1000 Livres kosten —"

„Warum das?" fragt Héloise erschreckt, die nervös wurde, wie jedermann damals, wenn man auf Geldsachen kam.

Valèze zuckte mit den Achseln. „Weil die Contrerevolution ausgeblieben ist, auf die man rechnete," sprach er halblaut, „das hätte das Papier gerettet — Und nun der Tod des jungen Louis vor etlichen

Tagen! Das Land ist in Verzweiflung darüber. Es kann ja auch nicht mehr so weiter gehen —"

„Sie sagen das selbst?" bemerkt Madame Hamelin, indem sie ihn ansieht.

Valèze zuckt die Achseln. — „Warum nicht? Sie wissen doch, was im Lande vorgeht —" Er lächelt eigentümlich.

Madame Devaines, die hinzugetreten ist, entfaltet mit einer leichten Bewegung ihren Fächer; auf der Innenseite desselben, die mit Lilien ausgemalt ist, sieht man die Porträts des gemordeten Königspaares, Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens — das Zeichen, an dem die Royalisten sich damals erkannten.

Valèze hat unterdessen in seiner Brieftasche gesucht und zieht einen Brief hervor, den er mit Interesse überfliegt.

„Ah, meine Damen, ich habe da einen Bericht meines Korrespondenten aus Toulon," spricht er, „eine köstliche Geschichte in der That, wie sie jetzt da unten im Süden mit den Jakobinern umgehen —! Wenn es Sie interessiert, gebe ich Ihnen das Wichtigste daraus zum Besten —!"

„Ach ja, bitte, bitte!" — „Reizend, in der That!" — „Sie sind wirklich charmant, Bürger Valèze!"

„Hat man recht viele umgebracht?" fragt eine blonde, junge Frau mit zarten, beinahe ätherischen Zügen.

„Seien Sie unbesorgt, Bürgerin, Sie werden zufrieden sein," entgegnet Valèze ernsthaft.

Madame Tallien und Frau von Beauharnais sind auch hinzugetreten — es hat sich ein ganzer Kreis um ihn gebildet, der mit Aufmerksamkeit seinem Berichte zuhört.

Das übrige Gespräch stockt — dies ist interessanter. Valèze erzählt, wie die „Sonnenbrüder", so nannten sich die royalistischen Banden, die gegen die Jakobiner wüteten, die Gefängnisse in Tarascon und Nimes erbrochen und die Gefangenen teils erschossen, teils niedergesäbelt hätten. Auf einige hätte man zur Belustigung der Bevölkerung eine Hetzjagd in den Straßen eröffnet. —

In Aix waren zur Vergeltung für die „Noyaden" Carriers dreihundert jakobinisch „Verdächtige" auf ein Schiff geladen und in die Rhone versenkt worden —

„Das ist reizend —!"

„Wenn man das hier nachahmen könnte —"

Das Umfassendste war aber in Toulon selbst geschehen. Man hatte die Hafenbevölkerung und die Bagnosklaven auf die Gefängnisse losgelassen. Mehrere Hundert Gefangene ließ man in diesen zurück, die anderen wurden nach den Hafenquais oder an die Uferklippen geschleppt und dort unter dem Jubel der Bevölkerung ins Meer geworfen —

„Wie interessant!" — „Ein kleines Bad, um den Eifer der Patrioten abzukühlen —!"

„Und was ist aus den übrigen geworden?" fragt Madame Devaines.

Valèze faltet lächelnd seinen Brief zusammen. „Die übrigen? Ich weiß es nicht —"

„Aber ich weiß es," entgegnet auf einmal eine Stimme, die seltsam tief, wie grollend klingt, hinter ihm.

Alle wenden sich um. — Sie sehen einen hochgewachsenen jungen Mann mit blondem Haar und Schnurrbart, mit festen, energischen Zügen.

Sie kennen ihn nicht. Er ist eben in Begleitung des Volksrepräsentanten Fréron eingetreten.

Nur zwei Personen machen bei seinem Anblick eine unwillkürliche Bewegung.

Héloise erkennt in ihm den jungen Jakobiner, der sich nachts in ihr Landhaus flüchtete.

Valèze erkennt in ihm den Überbringer jenes Briefes aus Marseille.

Er hat sich sofort erhoben.

„Ihr sagtet, Bürger —?" fragt er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„Ich sage, daß ich weiß, was aus den Gefangenen geworden ist," entgegnete Theurille kalt. „Ich weiß es, denn ich war selbst dabei."

„Ihr?!"

„Jawohl, ich. Der Municipalbeamte entläßt uns aus dem Gefängnisse, unter dem Vorwande, man wolle uns ein anderes anweisen. Wir werden durch eine enge Gasse geführt, die am anderen Ende verbarrikadiert ist. Der Zug stockt; da fängt man an, aus den Fenstern auf uns zu schießen, von den Hausthüren über uns herzufallen. Es war eine Bande, die die Stadt, hört Ihr wohl, die Stadt! dort in den Hinterhalt gelegt hatte. Ich springe beiseite, stürze mich in das nächste Haus. Zufällig wohnte dort ein früherer Bekannter, dem ich Wohlthaten erwiesen hatte. Er rettete mich. — Die anderen wurden sämtlich niedergemetzelt, dank dem Verrat, der Niederträchtigkeit der Behörden und der Regierung." — Er hatte das letztere mit vor Wut blitzenden Augen, mit Gesten, deren Erregung sich immer mehr steigerte, seinem Gegenüber ins Gesicht geschleudert.

Valèze steht noch immer lächelnd, mit dem vollendeten Ausdruck verächtlicher Geringschätzung da.

„Ah, Ihr seid ein Jakobiner, Bürger?"

„Ein Jakobiner!?"

„Unerhört —! Und er wagt sich hierher —?"

Alles ist in Bewegung gekommen. Die seltsame Scene hat jedes andere Gespräch aufhören lassen.

André Theurille steht furchtlos, die Arme über der Brust gekreuzt, inmitten des Kreises. Er sieht, mit welchen Blicken man ihn von allen Seiten mustert.

Er hat sich nicht ohne Absicht von Fréron, dem Freunde Barras und Talliens, hier einführen lassen. Er wollte das Terrain sondieren. — Was er beobachtet hat, übertrifft seine schlimmsten Erwartungen.

Alle starren ihn an. Inmitten dieser glänzenden und eleganten Gesellschaft taucht dieser junge Mann plötzlich auf wie eine Mahnung an früher, an die Verbrechen, die sie begangen haben, wie einer, der von all ihrem Glanz den Schleier herunterreißen kann.

Er weiß das, und das ist seine Stärke.

Aspasia faßt sich zuerst — sie geht mit Würde auf Theurille zu.

„Bürger, Ihr glaubt ohne Zweifel, daß Ihr auf diesem Terrain hier das fortsetzen könnt, was früher —"

Er unterbricht sie lächelnd.

„Wenn ich Sie an die Zeiten von früher erinnern darf, Madame!“ spricht er, „das war, glaube ich, in Bordeaux, wo wir uns sahen, nicht wahr? Ich war bei den Kommissären des Konvents —“

Madame Tallien verstummt. Sie ist blaß geworden. Noch jetzt darf sie niemand an diese schreckliche Zeit erinnern.

„Oder Euch, Bürger Valèze,“ fährt Theurille unerschütterlich fort, „der Bürger Saint-Just hinterließ mir interessante Notizen, in welcher Weise Ihr die belgischen Städte regeneriert habt?“

Valèze fährt drohend auf.

„Mein Herr!“

„Oder Euch, Bürger Barras,“ spricht der junge Mann weiter, sich an den Mächtigen selbst wagend, „ich weiß, als Ihr unter dem Namen ‚Léanor‘ die Sambre-Armee inspiziertet —“

„Léanor!“

Ein halblauter Schrei, den eine Frau ausstößt — Héloise von Savigny hat sich erhoben —

Barras, der die Stirn in Falten gezogen hat, ist einen Schritt näher getreten —

Theurille, der den Zusammenhang nicht begreift, sieht erstaunt von einem zur anderen —

„Es waret doch Ihr, Bürger, den die Ausschüsse beauftragt hatten, alle verdächtigen Offiziere zu überwachen, nicht wahr?“ fuhr er sarkastisch fort. „Zu solchen Zwecken braucht man ein Pseudonym —“

„Bürger Theurille —“ fällt ihm jetzt Fréron ernst ins Wort, „Du mißbrauchst die Geduld der Gesellschaft — Du weißt, daß wir nicht mehr in den Zeiten von früher leben —“

„Verzeih’, die Erinnerung des mir Widerfahrenen hat mich fortgerissen —“

„Du solltest versuchen zu vergessen —“

Theurille zuckt mit den Achseln.

Während dieser ganzen Scene hat Héloise kein Auge von ihm verwandt. André Theurille machte einen seltsamen Eindruck auf sie —

Er erschien ihr größer, stärker als alle übrigen hier — das „Festgehärtete“ in seinem Charakter, in seinen Gesichtszügen hob sich seltsam ab von der weichlichen Eleganz, dem heuchlerischen Luxus der andern. — Und dann der Name „Léanor“. — Wenn das wahr wäre, daß Barras selbst jene Denunziation eingereicht hätte — Barras — der schöne Barras, der Liebling der Damen — der Abgott jeder Gesellschaft, in der er verkehrte —

Die junge Frau stand da, mit fliegendem Atem, die Hände ineinander gepreßt, die Augen in einem tiefen Feuer erglühend —

Er, der Mörder, war also derselbe, der noch eben so liebenswürdig mit ihr geplaudert hatte — er hatte jene Episode damals offenbar gänzlich vergessen. — Wie konnte man auch den einzelnen zählen in dieser Zeit der Fusilladen, der Noyaden, der großen „Lieferungen“ —!

Héloise von Savigny warf einen wilden Blick um sich in diese lichterfüllten Räume. Sie mußte Gewißheit darüber haben. —

Währenddem hatte sich Theurille, der die Gesellschaft noch einmal mit der spöttischen Verachtung eines Richters, eines Anklägers überblickte, in den mittleren Saal zurückgezogen.

Er sah wohl, daß seines Bleibens hier nicht länger war.

Fréron, aufs peinlichste berührt von der Scene, auf die er nicht vorbereitet war, redete lebhaft auf ihn ein. — „Bürger, Du wirst Dir selbst schaden — man wird Dir das nie vergessen —“

„Ich hoffe, Bürger Fréron, Ihr mutet diesem Bürger nicht mehr zu, meinen Salon zu besuchen —“ spricht Aspasia, die an die Gruppe der beiden herantritt, mit ruhigem Hohn. „Die Reinheit seiner Grundsätze könnte darunter leiden —!“

André Theurille verneigt sich stumm und wendet sich dem Ausgang zu.

In diesem Moment erhebt sich Héloise. — In der Gruppe der Elegants um sie herum hört sie, wie man sich noch viel unzweideutiger ausdrückt.

„Seht doch, diesen kleinen Roten! Ein Degenstich zwischen der sechsten und siebenten Rippe wäre eine heilsame Lektion für ihn —“

„Der Degen für dies Gesindel —?! Der Stock ist schon zu gut für ihn —“

„Den haben sie mit Unrecht da unten in Toulon vergessen —“

Barras und Valèze beteiligen sich nicht an dem allgemein drohenden Aufruhr. Für sie hat dieser eigentümliche Interpellant einen andern Gesichtspunkt. Sie haben sich in eine Nische zurückgezogen und sprechen ernst und eindringlich miteinander, wie Leute, die etwas sehr Wichtiges verhandeln.

In der That, selbst das Gesicht Barras’ ist ein anderes geworden; er sieht unruhig und nervös aus, und seine Stirn hat sich in Falten gelegt, während er zu Theurille hinübersieht.

„Und Ihr seid nicht sicher, daß —?“ murmelt er leise, mit der Hand seinen Schnurrbart streichend und dabei beobachtende Blicke auf die Umgebung werfend.

Valèze zuckt die Achseln. Ein sardonisches Lächeln umspielt seine Lippen. — „Soweit ich den Mann in fünf Minuten beurteilen kann, glaube ich, er hat nichts gelesen,“ spricht er langsam, „aber wer kann dafür bürgen? Dieser Theurille scheint mir ein hartnäckiger Charakter und zu allem fähig —“

„Theurille — Theurille — ich habe doch den Namen schon gehört!“ bemerkt Barras nachsinnend.

„Ein alter Bekannter Saint-Justs. Er soll dessen Papiere besitzen —“

„Es wäre ein verwünschter Streich, wenn er den Brief des Prinzen gelesen hätte, oder auch nur den Inhalt kennte,“ wiederholt Barras, sich auf die Lippen beißend, indem er das kleine, blau chiffrierte Papier, das er in der Hand hält, verstohlen betrachtet.

Und die edlen Republikaner würden in der That sehr überrascht sein, wenn sie die ersten Zeilen dieses Briefes lesen könnten:

An den Sieur Paul Vicomte de Barras.

„Ihr, dessen Ergebenheit für unsere Sache allen Eingeweihten längst bekannt war . . .“

Dieser Brief war von niemand anders als von

Seiner Majestät in partibus Ludwig XVIII., dem Grafen von Provence, der sich damals in Italien aufhielt und der mit einer weitverzweigten Partei in Frankreich in Verbindung stand, welche die Wiederherstellung der Bourbons beabsichtigte.

Der Wortführer dieser Partei war Paul Barras. Schon seit vier Monaten korrespondierte er mit dem Grafen von Provence durch Vermittelung der angeblichen jakobinischen Klubs im Süden, die in Wahrheit auch Brutstätten des Royalismus waren.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, hatte Theurille den Brief des Prinzen an die Adresse des bourbonischen Agenten befördert . . . Daher die Besorgnis der beiden, die von ihm alles fürchten mußten.

Barras raffte sich schließlich mit einem energischen Ruck auf.

Er geht langsam auf die Gruppe der jungen Leute zu, die immer noch drohend André Theurille umringt, der sie mit verächtlicher Ruhe mustert.

Barras wendet sich an einen eleganten brünetten jungen Mann in der Kapitänsuniform der 21. Halbbrigade und flüstert ihm ein paar Worte ins Ohr.

Jener nickt, indem er den Jakobiner ansieht.

Als André sich wendet, um die Schwelle zu überschreiten, fühlt er auf einmal seine Hand ergriffen, einen heißen Atem dicht an seinem Gesicht, und eine Frauenstimme, die ihm zuflüstert:

„Kommen Sie Mittwoch abend um 6 Uhr nach der Statue Rousseaus auf der Terrasse der Feuillants. Ich muß Sie etwas fragen —“

Es ist Héloise von Savigny, seine Retterin. Sie nickt ihm noch einmal flüchtig zu, während sie schon in der Thür verschwindet — er hat kaum Zeit, ihr mit einem tiefen, leuchtenden Blick zu danken.

Dann wendet er sich rasch, begrüßt noch einmal die Herrin des Hauses, die seinen Gruß nicht erwidert, und durcheilt den Vorsaal.

Er weiß jetzt, was er wissen will. Er ist sich im klaren über Valèze, Barras, Tallien, über die ganze Meute, die Robespierre gestürzt hat, die aber seine Allgewalt zu gern an sich reißen möchte.

In dem Moment, als er den ersten Fuß auf die Treppe setzt, die nach unten führt, sieht er einen jungen Mann in Offiziersuniform neben sich, der ihn mit höhnischem Lächeln mustert, indem er seinen Säbel über Theurilles Mantel streifen läßt.

„Pardi — es scheint, man kann sich heute niemals in anständiger Gesellschaft befinden,“ spricht er halblaut in schnarrendem Tone, wobei er mit dem Handschuh über den Säbelkorb fährt, als wollte er ihn reinigen.

Theurille fühlte sein Blut aufwallen.

„Wissen Sie, daß Ihr Schnurrbart mir mißfällt, mein Herr?“ spricht er, an jenen herantretend.

„In der That?“ fragt der Offizier höhnisch.

„Und daß Ihre ganze Physiognomie mir mißfällt! — Vielleicht könnte ein kleiner Aderlaß Ihnen von Vorteil sein.“

„Wenn Sie glauben — Ich stehe Ihnen zur Verfügung, mein Tapferer.“

„Ihr Name?“

„Kapitän Lanvers, von der 21. Halbbrigade in Grenelle. — Paßt es Ihnen morgen abend um acht im Weiler von Klein-Trianon?“

„Ich werde zur Stelle sein — jeder von uns bringt seinen Sekundanten mit. Abgemacht.“

„Abgemacht!“

Die beiden Gegner grüßten sich militärisch, dann kehrte der Kapitän in den Salon zurück, wo Barras mit Befriedigung seinen Bericht anhörte.

Kapitän Lanvers war als Duellant berüchtigt; wenn der junge Jakobiner kampfunfähig oder tot war, würde er den Leuten vom Thermidor keine Sorge mehr machen.

André Theurille stieg mit ungetrübter Gemütsruhe den Rest der Treppe hinunter.

„Kaum acht Tage hier und bereits ein Duell und ein Rendezvous,“ sprach er mit einem Anflug von Selbstironie zu sich, „und da sagt man, daß die Heiterkeit ausgestorben sei in Frankreich!“

Fünftes Kapitel.

Einer, den man vergessen hat.

Der ehemalige Freund Saint-Justs hatte gesehen, was er gleich bei seinem ersten Auftreten in Paris für einen Empfang gefunden hatte. Es stand alles wie eine allgemeine Meute gegen den Namen „Jakobiner“ auf.

Zunächst mußte er seine Angelegenheit mit dem Kapitän Lanvers abmachen. Es reizte ihn förmlich, diesem „Incroyable“ in Uniform mit seinen stutzerhaft brutalen Manieren alles das heimzuzahlen, was ihm in den letzten Tagen passiert war.

Sodann das seltsame Abenteuer mit Héloise von Savigny — Aber daran durfte er erst später denken.

Als André Theurille am Nachmittag des folgenden Tages seine Wohnung verließ, um sich nach Trianon zu begeben, fiel ihm auf einmal ein, daß es ihm schwer fallen würde, einen Sekundanten aufzutreiben. Seine früheren Bekannten waren fast sämtlich tot oder im Exil; der einzige, auf den er hätte rechnen können, Germain, befand sich in Arras. Und ein Duell ohne Sekundanten, das ging selbst gegen die republikanischen Gepflogenheiten.

Das Duell war zwar an sich eine aristokratische Institution, aber das Sansculottentum hatte es ebenso bereitwillig acceptiert wie die eingefleischtesten „rouges talons“ des alten Hofes. Zudem hielt der fortwährende Krieg diese militärische Gewohnheit aufrecht.

Theurille befand sich also in ziemlicher Verlegenheit. Da fiel ihm sein Bekannter vom Palais Royal ein, der General Bonaparte, den er im Café Gretry aufsuchen wollte. Dieser konnte ihm vielleicht als Sekundant dienen. Er machte sich also nach der Rue Feydeau auf den Weg.

Schon von weitem sah man hier das Schild des Cafés, auf dem der Bürger Delafosse „Vins — Cafés — Liqueurs“ seinen Mitbürgern anbot. Sehr einladend sah es da allerdings nicht gerade aus. Ein Ort, der offenbar hauptsächlich von Militärs

besucht war. An den Wänden hingen kurze Pfeifen neben Säbeltaschen und Pallaschen, die der Bequemlichkeit halber abgeschnallt waren, und deren Inhaber Zeitung lesend oder rauchend an großen, runden Holztischen saßen. Auf dem Boden lagen Tabakreste und Zeitungsfetzen auf der Schicht weißen Sandes, die der Patron zur Aufrechterhaltung der nötigen Eleganz hatte hinstreuen lassen. Längliche Gläser mit trüben Resten von Liqueur und Absinth vervollständigten dies Bild einer etwas schäbigen Behaglichkeit, eines Aufenthaltsortes für Leute, die nicht allzu anspruchsvoll waren.

An einem kleinen Tischchen, das in der Nähe der Thür stand, saßen drei Leute; einer davon im Vollbart, mit einer weißen Thonpfeife im Mund, in einer Dragoneruniform, deren Kragen er aufgeknöpft hatte, war etwa sechsunddreißig Jahre alt — er führte im Augenblick das große Wort.

Der andere, ein junger Mann Ende der zwanziger, mit regelmäßigen, lebhaften Zügen, hörte ihm mit halb spöttischer, halb interessierter Miene zu. Er trug die sauberste Uniform von den dreien und war glücklicher Besitzer von zwei ziemlich weißen Handschuhen.

Der dritte war der General Bonaparte. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah finster auf den Sprecher, der in diesem Moment auf ihn einredete. Vor ihm stand eine Tasse Chokolade, die einzige seit anderthalb Stunden.

Der Dragoner vor ihm schlug zur Bekräftigung seiner Ansichten mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen und Gläser in die Höhe hüpften.

„Te — te! Gieb Dir keine Mühe, mein Alter — das wird Dir nichts helfen! Die bezahlen Dich da oben mit Blankobillets, die Du Dir nach Belieben ausfüllen kannst —"

„Und durch solche Geschichten wie Deinen Feldzugsplan für die Armee von Italien machst Du Dich nur noch mehr mißliebig — Aubry kann Dich nun einmal nicht leiden," fiel der andere ein.

Der Dragoner streckte mit einer majestätischen Gebärde den Arm aus.

„Junot, rede nicht, wenn ältere und erfahrene Leute sprechen. Gieb mir lieber noch etwas Tabak für meine Pfeife."

„Ich habe keinen mehr."

„Sacrebleu, keinen Tabak mehr —! Die Zeiten werden immer schlechter."

„Gewiß — Sogar die Pferde sehen magerer aus als im Jahre 92," spottete Junot.

„92! Heiliges Jahr der Freiheit —"

„Und der Schulden —! Die Republik gleicht dem Poeten Régnier; sie füttert sich mit Begeisterung, weil sie kein Geld hat."

„Geld? Sag', hast Du noch etwas? Wollen wir eine Partie Domino spielen —? He, General, bist Du dabei —?"

„Ich habe kein Geld zum Spielen," entgegnete Bonaparte trocken.

„Aus Dir ist nie etwas herauszubekommen! Lieber Freund, Du bist zu einsilbig, Du fliehst die Gesellschaft zu sehr — damit kommt man nicht vorwärts in Paris, hier heißt es, den Frauen den Hof machen und —"

Bonaparte erhob sich plötzlich, es flammte in seinen Augen auf — mit einer Bewegung des Zorns, der Wut beinahe, streckte er die Hand gegen den Sprecher aus.

„Ja, den Frauen den Hof machen! In der Gesellschaft Dummheiten schwatzen — Der Teufel hole sie, all diese parfümierten Stutzer, die man bei Barras und Fréron herumflanieren sieht, und die über die Armee und über Feldzüge schwatzen, als ob Turenne ein altes Weib gegen sie wäre — Und so etwas versperrt einem den Weg! Ha, ich könnte —!"

Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch — der Dragoner brachte eiligst die Flasche Beaune, die vor ihm stand, in Sicherheit.

„He, Freund —"

„Ins Gesicht möcht' ich ihnen werfen, was ich von ihnen halte," fuhr Bonaparte ingrimmig fort, ohne auf jenen zu achten. „Hungern, Entbehren, was ist das denn schließlich weiter? Aber zu wissen, daß man mehr im Kopf hat als all diese Leute, und es nicht durchsetzen kann — daß man das besser weiß als all diese Hohlköpfe, die die Armeen zu Grunde richten, und die dabei weiterkommen als ich — das kann einen rasend machen!"

Er stand da, die Fäuste geballt, bebend vor Erregung. Die anderen waren ernst geworden.

„Hm — und alles das nur, weil Du Aubry nicht gefielst — Du wärst zu jung, behauptet der Pedant —"

„Nein, nein, es ist die Geschichte mit Toulon — da steckt der Thermidor dahinter —"

„Einerlei, sie haben mich vergessen. — Aber ich vergesse sie nicht," murmelte der junge Korse, während ein düsterer Blitz in seinen Augen aufleuchtete.

Seine Zechgenossen suchten ihn in ihrer Weise zu trösten.

„Komm her, trink ein Glas Wein, das wird Dich auf andere Gedanken bringen —" sprach Beauvilliers, der Dragoner-Colonel.

„Du weißt, ich trinke nicht gern Wein."

„Das ist wahr — Immer mit Deiner Chokolade."

„Dabei sitzest Du ganze Nächte im Café und disputierst über die wunderbarsten Themata der Welt," lachte Junot. „Wie neulich im Café d'Orleans über Ehre und Liebe — Ein großartiges Verdammungsurteil der Liebe, Colonel, denkt Euch —"

„Hm, das wär' nun nicht mein Fall —"

„Beinahe wie in den Tragödien, die Du in Valence machtest," fuhr Junot fort, „Du dichtest doch jetzt nicht mehr?"

Bonaparte schüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf.

„Ah, ist das eine Misere im Grunde!" sprach er, düster in die Ferne sehend.

Er war wieder in seine schweigsame Melancholie zurückgefallen. Auf einmal hob er den Kopf.

„Sag', hast Du jetzt das Geld von Hause bekommen, das Du erwartetest?" sprach er halblaut zu Junot.

„Ja, brauchst Du etwas?"

„Hm — eigentlich ja — Ich bin meiner Wirtin noch für die beiden letzten Monate schuldig. Und dann — Es sind im ganzen 70 Livres, die ich brauche!" fügte er nach einigem Zögern hinzu.

„Sie sind Dein, Cinna!" antwortete Junot pathetisch. „Bei mir fließt momentan zwar auch kein Paktolus —"

„O je —" murmelte der Dragoner gedankenvoll, „giebt es eigentlich überhaupt noch Geld in Frankreich?"

„Eine zeitgemäße Frage! Aber, um beim Gelde zu bleiben, Du wohnst zu teuer da in der Rue du Mail!"

Bonaparte zuckte mit den Achseln.

„Was soll ich machen? Ich habe schon meinen Wagen verkauft, meinen Diener entlassen — ich muß wenigstens eine anständige Wohnung behalten!" sprach er.

„Weißt Du noch, das famose Hotel de la Liberté in Montmartre, wo wir alle zusammen für 72 Livres den ganzen Monat wohnten, Du und Dein Bruder, Marmont und ich?"

„Ja — das war aber auch eine Bude!"

„Und die schöne Zeit, als wir in den Trois-Bornes aßen, zu 1 Livre 10 Sous das Couvert, mit den ewig angebrannten Kotelettes —"

„Ja, das war 92 —"

In diesem Moment betrat André Theurille das vordere, „Salon" genannte, Zimmer des Cafés. Er sah sich rasch um und schritt auf Bonaparte zu, der bei seinem Anblick aufmerksam emporgeblickt hatte.

„Guten Tag, Bürger General," sprach er, ihn und seine Kameraden begrüßend, „würdet Ihr einem ehemaligen Montagnard, der bei der Armee von Italien lange genug den Säbel geführt hat, einen Dienst erweisen?"

„Um was handelt es sich?"

„Eine Affaire mit einem Stutzer in schwarzen Schnüren, den ich bei Tallien traf. Er hielt meine Gesellschaft für seiner nicht würdig, und um ihm zu beweisen, daß er sich irrt, wollte ich ihm in Trianon einen kleinen Aderlaß geben. Wollt Ihr mein Sekundant sein?"

Die beiden Soldaten musterten den Ankömmling forschend von Kopf bis zu den Füßen. Sie mußten von der Musterung befriedigt sein, denn sie sahen sich an und nickten gleichzeitig.

„Eine Affaire mit einem Muscadin — Ihr seid unser Mann! He, Kellner!" schrie Beauvilliers dem Garçon zu, „ein Glas!"

Er schob Theuriile ein Glas zu. Dieser stieß mit ihnen an und trank.

Bonaparte hatte sich erhoben.

„Ich stehe Euch zu Diensten, Bürger. Wo, sagt Ihr, soll die Geschichte sein?"

„In Klein-Trianon, heute abend um acht. Ich wäre Euch zu großem Dank verpflichtet, wenn Ihr mir diesen Dienst leisten wollt, ich habe sonst niemand."

Jener holte schweigend seinen Säbel von der Wand herunter.

„Ihr habt keine Ursache, mir zu danken! Ihr macht mir den Eindruck eines anständigen Jungen — Und auf das Gesindel, das jetzt in den Straßen von Paris die erste Rolle spielt, bin ich gerade so gut zu sprechen wie Ihr!"

Bonaparte lächelte bei diesen Worten.

„Ich werde Euch begleiten, Bürger," sprach Beauvilliers, sich ebenfalls fertig machend; „ein Duell nach einer guten Flasche Wein, das ist wie das Souper nach einer Tragödie — es bekommt einem besser!"

Theuriille dankte ihm mit einer stummen Verbeugung.

Junot, der für den Abend eingeladen war, verließ die kleine Gesellschaft. Als ausgesprochener Royalist liebte er auch vielleicht die Gesellschaft des Jakobiners nicht.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte Bonaparte, als sie sich auf der Straße befanden.

„Nicht den direkten natürlich."

„Ich schlage vor, wir fahren mit der Post bis St. Cloud und gehen zu Fuß durch den Park von Versailles bis Trianon," sprach Theuriille, „es ist das sicherste in unserem Falle."

Man acceptierte.

Als man schon im Begriff war, am Point du Jour den nach St. Cloud führenden Wagen zu besteigen, hielt Bonaparte inne.

„Ihr sagtet das sicherste?" fragte er, Theuriille ansehend. „Glaubt Ihr, daß die Regierung —"

Jener zuckte die Achseln.

„Ich weiß nur, daß Barras mit im Spiel ist — und daß daher Vorsicht geboten ist! Man verabscheut niemals die Jakobiner so sehr, als wenn man selbst Jakobiner gewesen ist —!" fügte er bitter hinzu.

Bonaparte hatte die Stirn in Falten gezogen.

„Sagt Ihr das in Beziehung auf mich?"

Theuriille antwortete ihm mit einem Händedruck.

„Nein, General, ich zähle Euch nicht zu diesen Leuten, das wißt Ihr! Ich kenne die Briefe, die Ihr an Augustin Robespierre gerichtet habt; es spricht daraus die reinste Ergebenheit für die Sache der Patrioten."

Der junge Korse wandte sich hastig um — er musterte forschend seinen Begleiter. Und er blieb einsilbig den ganzen Weg über.

„Was hast Du, General?" fragte ihn Beauvilliers, als man ausstieg, „Du siehst aus wie ein Sansculotte, den man zwingt, Messe zu hören."

Jener antwortete nicht. Die Erwähnung dieses Briefes an Robespierre hatte seltsam auf ihn gewirkt.

Von St. Cloud aus ging man zu Fuß durch die jetzt schon ziemlich leeren Straßen des Ortes, durch den Park, der öde und verwüstet dalag, und sodann nach Ville d'Avray hinüber. Von hier aus führte ein Fußweg, der sich von der Landstraße abzweigte, an Versailles vorbei, durch den Park des Schlosses und nach den Schlössern von Groß- und Klein-Trianon.

In Gedanken versunken ging Bonaparte neben seinen Begleitern, die Hände in die Taschen seines Überrocks versenkt. Er schien wenig auf das zu achten, was um ihn vorging, und doch sind solche Momente, die die gewöhnliche Menge für Träumerei hält, oft die fruchtbarsten für den überlegenen Geist. Er verfolgt in ihnen das ungeheuer verschlungene Gewebe des Lebens, macht an seinen Mitmenschen Beobachtungen, die sie in Erstaunen setzen würden, und untersucht Ursache und Wirkung der Dinge, ein Spiel, bei dem er sich fortwährend schult und in dem seine Kraft wächst. Das ist das Träumen des Genies, um so gefährlicher, weil jedermann es für das hält, was es nicht ist.

Der Abend war still, nichts regte sich, und nur ab und zu unterbrach das Bellen eines Hundes in den Dörfern, das Peitschenknallen eines Wagens, der verspätet heimkehrte, die Stille — ein ruhig atmender Sommerabend voll verklungener Melodien und verglühter Farben — die allgemeine Pause der vom Lebenskampf erschöpften Natur. Im Osten ging der Mond auf und warf gespenstig helle Streifen über den Rasen und über die weißen Gartenmauern.

Auf einmal fuhr Theurille zusammen; er sah erstaunt, fast verstört um sich her. Man hatte mehrere Hecken, Gartenthore und Mauern passiert, von denen Statuen herabgefallen, deren Schlösser zerstört und deren Thürfüllungen eingebrochen waren. Das helle Mondlicht fiel auf einen ungeheuren Bau, der weithin wie ein Koloß durch die Nacht schimmerte, auf glitzernde Wasserflächen, weiße Marmorstatuen und dunkle Taxushecken, die sich endlos den Hügel des Schlosses hinabzogen.

Sie waren im Parke von Versailles.

Hier ist alles zerstört und verwüstet. Die Sündflut ist hier vorbeigekommen, und nichts ist übriggeblieben von den Göttern und Königen, von den Priestern und Höflingen und den schönen Frauen, die hier gelebt, geliebt und gesündigt haben.

In Trümmern liegt die Marmorstatue Diana von Poitiers', jener weißen, bezaubernden Schönen, deren Lächeln drei Königreiche erhellte, neben ihr liegen Apollo und Herkules und Mars am Boden — es ist den Göttern nicht besser gegangen wie ihren Lieblingen auf Erden. Es ist ihnen sogar mitunter noch schlimmer gegangen, denn in der Orangerie steht eine Statue Ludwigs XIV., der man eine Freiheitsmütze aufgesetzt hat — und der Sonnenkönig kann sich jetzt nicht mehr wehren gegen diese Beschimpfung des Pöbels.

In den Höfen des Schlosses wächst Gras; zwischen den Marmorfliesen sproßt es hervor, in Mauern und Ecken drängt es sich ein. Die Galerien stehen leer, das Mobiliar ist verkauft, und all die Kostbarkeiten, die hier waren, die Gemälde Raphaels, van Dyks, Veroneses, die Tapisserien, Edelsteine, Krystalle, Goldsachen, alles ist geraubt, zerschlagen, zum Teil bereits im Ausland. Nur im Zimmer der Königin ist noch eine Uhr stehen geblieben mit Spielwerk, die tönt noch immer — sie hat zu allen Stunden der Revolution geschlagen.

Die Sündflut ist gekommen und hat nichts übriggelassen.

Und so öde, so schauerlich still ist es an dieser Stätte, wo einst so viel Lichterglanz und Lärm und tobende Fröhlichkeit geherrscht hat.

Man muß wohl glauben, daß jetzt nur Phantome hier hausen können —

Die Bassins sind mit Schlamm überzogen, die Fenster zerbrochen, die Spiegel in Trümmer, der Epheu hat die Mauern überwuchert — und beredter, nackter, furchtbarer als alles, das Wort, das prosaische Wort, das über dem Thor des Königsschlosses in Trianon steht:

Propriété à vendre.

Mit diesem Worte ist alles begraben, was Luxus und Glanz und Sünde, despotischer Übermut und göttergleicher Leichtsinn hieß — In diesem Park ist eine Welt begraben.

Bonaparte bleibt einen Moment stehen und sieht sich schweratmend um.

Es müßte gefährlich sein, zu träumen unter diesen Bäumen, wenn man dahingeht durch diese Welt von Versailles — Durch diese erstorbenen Gebüsche mit den Statuen weißer Nymphen und römischer Cäsaren, Rubensscher Satyrn und Sonnengötter, die am Wasser stehen und die Strahlen des großen Springbrunnens auffangen — die Hecken und Nischen, wo man einst Rondeaux und Madrigale gemacht hat auf die Lavallière, die Montespan, die Chateauroux und die Dubarry — die Stufen von rotem Marmor, auf denen einst der große König hinüberging in die Orangerie, um sich zu erholen von den Lobsprüchen Racines und Despréaux'. — Diese ganze farbensprühende, lebensdurstige Welt, die jetzt vergessen und tot ist. —

Und nicht einmal eine Grabschrift hat man ihr gegönnt — Die Sündflut kam, und es ging alles viel zu schnell.

Eine Grabschrift? Vielleicht doch. —

Jener Mann hat sie vielleicht geschrieben, der am Abend des 16. Oktober 1793 in seinem kahlen Bureau auf dem Friedhof der Madeleine bei seiner dürftigen Öllampe saß, und dem man eine Leiche vom Revolutionsplatz brachte, eine Leiche ohne Kopf, die er zu beerdigen hatte . . . Er machte die erforderlichen Notizen und berechnete in seinem Register: „Für den Sarg der Witwe Capet 7 Francs!“

Und das war die Grabschrift des ältesten Thrones Europas, das Ende der Erbin von vierundsechzig Königen . . .

Marie Antoinette, die schöne, strahlende Antoinette, die Göttin von Trianon, die lebensfrohe Wienerin, der man die Schätze des reichen Frankreichs gab, um sie zum Fenster hinauszuwerfen — dies junge, liebreizende Weib, das bei seiner Ankunft begrüßt wurde von dem Jubel von fünfundzwanzig Millionen Franzosen, der man das berühmte Lied sang „Chantons, célébrons notre reine“ — sie fand niemand bei ihrem Ende, der eine Handvoll Erde für ihren Sarg, eine Thräne für ihr Grab übrig gehabt hätte. —

Für den Sarg der Witwe Capet 7 Francs. — Das war alles. Und am anderen Tage war sie

vergessen. Es waren ja noch mehr Leute zu köpfen.

Der Wanderer, der hier ging, mochte sich wohl fragen, was Herrschermacht und Fürstengröße wert seien, wenn sie so endeten? Oder wenn er ein Skeptiker war, mochte er wohl die Achseln zucken über das sogenannte Walten der Vorsehung, die an Jugend und Schönheit büßen läßt, was die Korruption ganzer Geschlechter verschuldet hat —

Aber dieser kühle, klare Kopf denkt an nichts Derartiges. Er hat seinen eigenen Kampf mit dem Leben zu führen, der junge Mensch da mit dem mageren Gesicht und den dunklen, flammenden Augen. Und er hat nie zu den Leuten gehört, die sich allzuviel mit den Toten beschäftigen.

Bonaparte folgt langsam mit gesenktem Kopfe seinen Begleitern, welche die Allee hinabgehen, die auf Groß-Trianon zu führt. Es war ungefähr die Stunde des verabredeten Rendezvous.

Als er an den Fenstern des Schlosses vorbeigeht, wirft er einen flüchtigen Blick hinein. Auch hier alles zertrümmert, die Spiegel zerschlagen, die Konsolen herabgestürzt, die Statuen umgeworfen. — Und etwas wie eine nervöse, wütende Ungeduld bemächtigt sich dieses Mannes — er möchte aufatmen von all diesen Grabphantomen, die ihn umgeben — er möchte seinen Fuß wo anders hinsetzen als auf Ruinen.

Aber ist dies Frankreich von heute denn etwas anderes als eine einzige, große, ungeheure Ruine?

Bittere, qualvolle Gedanken zogen durch seine Seele — eine beklemmende Furcht, wie man sie in der Dämmerung an dunklen Herbsttagen empfindet — man fühlt den Alp, der einen nicht mehr verläßt.

„Den Teufel, ich hoffe, unsere Gegner sind ebenso pünktlich wie wir," rief Beauvilliers, sich umsehend. „Es ist noch nicht die Zeit — wir werden warten müssen." Er lauschte in der Richtung nach dem Pavillon français hin, wo man Lichter bemerkte und Stimmen hörte.

„Ihr wolltet Euch dort treffen? Dort —? Ich habe gehört, daß jetzt ein öffentlicher Ball in diesem Pavillon ist?" fragte Bonaparte, sich zu Theurille wendend.

„Nicht beim Pavillon, sondern in der Lichtung bei der Meierei daneben, die unbewohnt ist. Ich kenne das Terrain von früher her, es hat schon 92 unseren Absichten gedient — allerdings damals waren diese anderer Art —!"

„Eure Absichten — und welches sind eigentlich jetzt diese Eure Absichten —?" fragte Bonaparte stehen bleibend, indem er die Arme kreuzte und jenen ansah.

Theurille bemerkte, daß er diese Pose liebte, wie überhaupt ein gewisses Hervorrecken der Schulter und breite Bewegungen der Arme, alles, was den Eindruck der Magerkeit und Schwäche mindern konnte, den seine Erscheinung sonst machte.

„Was wir wollen?" rief er mit einem fast leidenschaftlichen Ausdruck, „die alten Anhänger der Demokratie sammeln — diese Regierung stürzen, die Frankreich ruiniert — die seit dem 9. Thermidor von den wahren Grundsätzen der Freiheit abgewichen ist."

Bonaparte lächelte.

„Das Volk ist ein Kind," sprach er ruhig, „ein Kind, mit dem man vielleicht etwas anfangen kann, das aber stets Zügel und Rute braucht."

Theurille trat einen Schritt zurück; seine Stirn hatte sich in Falten gezogen.

„Ihr seid ein Aristokrat, General, Ihr dünkt Euch erhaben über —"

Jener wandte sich lebhaft um — ein rascher Blick seiner Augen traf den Sprecher.

„Da irrt Ihr Euch, Bürger. Ich liebe das Volk und ich setze mich gern zu ihm. — Aber ich glaube, daß es die Zucht und die Schule braucht, und das ist's, was Frankreich vergessen hat! Und alle Leute des Bergs haben es viel zu sehr verwöhnt mit Schmeicheleien und Komplimenten, die so oft wiederholt wurden, daß das Volk schließlich anfing, an seine eigene Vortrefflichkeit zu glauben — und daß jeder Schuster und Bäcker sich einbildete, er könne ebenso gut regieren wie Turgot und Sully —"

Er schwieg plötzlich, indem er die Achseln zuckte; er schien es zu bereuen, diesem unwillkürlichen Erguß nachgegeben zu haben. —

„Da kommen unsere Leute!" sprach er plötzlich, in der Richtung nach Groß-Trianon hinüberzeigend.

In der That, aus einem Wagen, den sie in einiger Entfernung halten ließen, stiegen der Kapitän Lanvers, ein Artillerieoffizier, der Bonapartes Aufmerksamkeit erregte, den er aber nicht kannte, und ein Mann in bürgerlicher Capote und in einem grauen Mantel — der Arzt.

Der Kapitän grüßte mit spöttischer Grandezza.

„Zu Ihrer Verfügung, meine Herren —! Wir können jetzt unsere Unterhaltung von gestern fortsetzen," sprach er, Theurille ansehend.

„Blagueur!" murmelte Beauvilliers, der ihn genau musterte.

Man maß die Entfernungen ab, stellte die beiden Kämpfer auf, die sich, da das Duell auf Säbel stattfand, der Oberkleider entledigten und sich an ihren Standort begaben.

„Alles bereit — los!"

Es zeigte sich, daß der Kapitän zwar kräftiger, breiter, muskulöser gebaut wie Theurille, doch nicht daran denken konnte, gleich zur Offensive gegen diesen vorzugehen.

Der junge Jakobiner hatte die Führung des Säbels im Feldlager gelernt und schlug mit einer blitzartigen Raschheit, die durch die nervöse Erregung, in der er auch jetzt noch war, gesteigert wurde. Er empfand keine Furcht, nur den Wunsch, sich zu rächen, den Mann da drüben büßen zu lassen für all die Niederträchtigkeiten und Feigheiten, die er in den letzten Tagen hatte bemerken müssen.

„Attrapiert—! Er macht seine Paraden schlecht—! Aber ich möchte doch nicht mit ihm zu thun haben!" murmelte Beauvilliers, zu Bonaparte gewandt.

Theuville blutete aus einer Terz, die über die Stirn gefahren war — aber sein Auge und sein Arm waren noch frei. Er bemerkte, daß Lanvers sich zu einem entscheidenden Schlage sammelte. Rasch den Hieb seines Gegners parierend, schlug er demselben mit einer glücklichen Wendung mitten auf den Unterarm, daß der Kapitän, einen Schmerzensschrei ausstoßend, die Waffe fahren ließ und zurücktaumelte.

Die Sekundanten sprangen herbei.

„An Ihre Plätze, meine Herren!"

Es zeigte sich, daß der Kapitän kampfunfähig war. Das Duell war somit zu Ende.

Theuville, erschöpft, aufgeregt sich auf seine Waffe stützend, grüßte mit einer chevaleresken Bewegung seinen Gegner —

„Ich hoffe, mein Herr, Sie sind sich jetzt klar darüber, daß ich Ihrer Gesellschaft würdig bin — auch wenn Ihnen die Farbe meines Kragens nicht gefällt."

Der Kapitän antwortete nicht — ein Schmerzensanfall zwang ihn, beim Arzt Hilfe zu suchen. Er grüßte nur stumm als Antwort, während man ihn in den Wagen schaffte, der ihn hinwegtrug.

Theuville wollte sich zu seinen Sekundanten wenden, um diesen zu danken, als Bonaparte, hastiger als sonst, an ihn herantrat —

„Hört, seid Ihr gewiß, daß Ihr nicht verfolgt werdet?"

„Warum?"

„Ich ging, als ich das Terrain abmaß, ein wenig seitwärts nach den Wirtschaftsgebäuden hinüber; ich glaubte da Schritte und Kommandoworte zu hören — Soldatenschritte von einer Patrouille oder dergleichen —!"

Theuville, dem der Dragoner seine übrigens ziemlich geringfügige Wunde verband, fuhr auf.

„Wie? Glaubt Ihr, daß der Kapitän —?"

„Der Kapitän gerade nicht — aber vielleicht sein Protektor."

Der junge Jakobiner blickte aufmerksam um sich — Er glaubte in der That in einiger Entfernung im Mondlicht Gewehrläufe und grüne Uniformen blitzen zu sehen.

„Bleibt einen Augenblick hier," sprach Bonaparte, „ich will eben nach dem Pavillon hinüber — man kann da besser erkennen, was vorgeht."

Jener nickte schweigend. Er sah den Korsen über den Rasen davoneilen.

Bonaparte befand sich nach wenigen Schritten bei dem sogenannten Turm des Marlborough an den früheren Wirtschaftsgebäuden der Königin. Der Schatten des vorspringenden Daches deckte ihn vollständig, und er trat noch tiefer zurück, um nicht gesehen zu werden.

Eben schritten die Soldaten aus dem gegenüberliegenden Gebüsch. Es war ein Trupp der Jäger von Vincennes, sechs Mann, ein Unteroffizier an der Spitze. Sie machten einen Augenblick Halt und berieten sich, dann gingen sie langsam auf einem Seitenwege dem Pavillon français zu. Sie mußten an Bonaparte vorüber, der sie leise miteinander sprechen und diskutieren hörte.

Was er da gehört hatte, mußte wohl etwas für den Jakobiner sehr Gravierendes sein, denn Bonaparte winkte ihm, als er ihn wieder aus dem Boskett hervortreten sah, lebhaft zu — seine Stirn hatte sich in Falten gezogen, und sein Auge glühte.

„Es handelt sich um Euch," sprach er in gedämpftem Tone zu Theuville, „ich habe eben gehört, was die Soldaten miteinander sprachen; sie haben Ordre, Euch unmittelbar nach dem Duell zu verhaften, unter besonderer Bedeckung nach Paris zu schaffen und Euch unterwegs zu Thätlichkeiten zu reizen — um Euch in legaler Form aus der Welt schaffen zu können."

Theuville sah ihn einen Moment starr an — ein Blitz schoß aus seinen Augen.

„Also das war es?" stieß er fast zischend hervor. „Sie wollten sich eine Sicherheit verschaffen, wenn das Experiment mit dem Kapitän mißglückte!"

Bonaparte zuckte die Achseln.

„Beeilt Euch," sprach er, „Ihr seht, daß diese Leute ein dringendes Interesse daran haben, Euch verschwinden zu lassen — Geheimnisse vom 9. Thermidor!"

Theuville raffte sich auf. Er reichte seinen beiden Begleitern die Hand.

„Lebt wohl," sprach er, „ich vergesse Euch Euren Dienst nicht. Jetzt muß ich fort; ich finde vor dem Park, wenn ich hinausgelange, ein Pferd in einem Wirtshause, das ich kenne. — Und vergeßt das nicht, was ich Euch gesagt habe!"

Damit eilte er fort, und die beiden sahen ihn zwischen den Bäumen verschwinden.

Beauvilliers sah ihm achselzuckend nach.

„Und wir?" sprach er zu seinem Gefährten.

Bonaparte überlegte einen Moment. Vielleicht waren die Gärten umstellt und die Ausgänge besetzt — es war daher am klügsten, um keinen Verdacht zu erregen, daß man nicht ebenfalls die Flucht ergriff, sondern blieb, wo man war.

„Laß uns nach dem Pavillon gehen," sprach er. „In dem Gedränge dort ist man am ehesten unbemerkt."

Sie schritten auf den Pavillon français zu, durch dessen offene Fenster man Ballmusik und den Lärm von Tanzenden hörte.

Wenn man sie hier im Gedränge dieses volkstümlichen Vergnügungslokals traf, würde man sie nicht beargwöhnen.

Der junge Korse hatte eine seltsame Empfindung, als er eintrat. Mehrere Male, seit er in Paris war, hatte er schon derartige Amüsements aufgesucht, und immer noch war er das beklemmende Gefühl des Provinzialen nicht los geworden, dem diese lärmenden, geräuschvollen Hauptstädter eigentlich zuwider sind.

Man trat ein. Die Atmosphäre von Lichtern, von wehenden Kleidern, die den Staub aufwirbelten, schmetternder Musik, schreienden, gestikulierenden Menschen betäubte ihn einen Moment. Das Orchester saß auf einer kleinen Estrade am Ende des Saales, (unmittelbar daneben war ein Café), ringsum an den Wänden, oben auf der Galerie, waren Tische,

wo man Wein trank, zechte, spielte, mit den Weibern poussierte, die in phantastischen Toiletten, sich Luft fächelnd, in der Hitze der Sommernacht auf und ab gingen.

Hier amüsierte man sich doch noch — oder es schien wenigstens so.

„Ah, Euch trifft man hier, General? Cato auf den Wegen Epikurs — das ist in der That ein seltenes Ereignis!"

Ein junger Mann erhob sich von einem Tische und trat auf Bonaparte zu.

„Talma — seid mir willkommen — ich fürchtete schon, hier ganz ohne Gesellschaft zu bleiben."

„Mich wundert, daß Ihr überhaupt hier bleibt!" sprach Talma lächelnd.

Bonaparte flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Talma mit gerunzelter Stirn, mit einer etwas geringschätzigen Geste anhörte.

„Ah, ah — ein Duell, bei dem die Hexe Politik im Hintergrunde steht! Mein Freund, wer wie wir beide das Schwert des Mars oder die Larve des Roscius führt, der sollte überhaupt nicht auf den Wegen Catilinas gehen."

Bonaparte lächelte bitter.

Es war in der That der damals bereits bekannte Schauspieler Talma, den der junge General in einer Ecke des Ballsaals erspäht hatte. — Talma mit seinem mageren, gelben Gesicht, das dem des Korsen so ähnlich sieht, seinem Kopf von klassischer Häßlichkeit, aber mit jenen energischen Zügen und jenen „marmornen" Gesten, die später die Bühne Frankreichs umgestalten sollten — Talma, der dem jungen unbemittelten Offizier Theaterbillets zuzustecken pflegte und der mit ihm zuweilen in den „Frères Provenceaux" zu Mittag aß, zu 2 Francs das Couvert.

„Ich bin mit einer Gesellschaft von der Stadt hergekommen," sprach er zu seinem Freunde, „jungen Leuten, die sich angeblich hier amüsieren wollten — aber ich sehe, sie haben sich schon zerstreut — chacun à sa chacune."

„Und Ihr, Bürger, warum thut Ihr nicht ein Gleiches?" sprach auf einmal ein blondes, junges Weib mit lachenden Augen und blitzenden weißen Zähnen, an die beiden herantretend — sie schlug Talma, den sie kannte, mit dem Fächer auf die Schulter.

Der Schauspieler wandte sich überrascht um.

„Ah, Jeanne, die blonde Jeanne!" rief er lachend. „Die Königin aller Debardeurs! Seit wann habt Ihr denn Eure ständige Residenz in Paphos und im Pavillon Hannover verlassen, holde Göttin? Dieser Olymp hier ist ziemlich irdisch — man trinkt hier weder Nektar noch Champagner —"

Jeanne Tergnac lachte übermütig.

„Bah — Abwechselung ist nötig! Seit die „Richards" die Preise in der Stadt verdorben haben, muß man schon hier herausgehen, um sich zu amüsieren —"

„Da könntest Du recht haben, weise Minerva. Die Kunst, sich zu amüsieren, wird immer seltener unter den Menschen," sprach Beauvilliers, seinen Schnurrbart streichend.

Talma, die blonde Schönheit ungeniert um die Taille fassend, wandte sich zu Bonaparte:

„Ich stelle Euch hiermit meine gute Freundin, Jeanne Tergnac, vor — tanzt wie Euterpe, singt wie eine Philomele, trinkt wie Bacchus. Sie ist beinahe eine historische Person, denn sie hat einst den Tyrannen von Versailles in die Stadt geführt — und sie hat am 10. August die Tuilerien mitgestürmt."

Napoleon betrachtete aufmerksam dies junge Weib mit dem hochaufgesteckten blonden Haar, den prachtvollen nackten Armen und den Schultern einer Königin. Bei der Weiße ihres Teints, der Fülle ihrer stattlichen Gestalt glich sie einer Göttin von Rubens. Aber man mußte sie sprechen hören, ihren Gang, ihre Manieren sehen, dann kam das Weib aus dem Volke zum Vorschein, die Abenteurerin, die ein zügelloses Leben durch alle Stadien der Revolution geschleppt hat, die das furchtbare Drama mit einer höhnischen Neugier angesehen hat —

„Ich hab' noch mehr gethan!" sprach sie auf Talmas Bemerkung, „ich hab' ihn sterben sehen —"

„Wen?" fragte Bonaparte.

Sie stürzte hastig ein Glas Wein hinunter.

„Den alten Veto. Ich stand an der Treppe zum Schafott, als sie ihn heraufführten. O, o, er fühlte sich gar nicht wohl dabei, der arme dicke Veto! Er war blaß, und er zitterte — er hatte wohl immer noch gemeint, er würde davonkommen —"

Sie lachte, indem sie einer ihrer Freundinnen winkte, die bei der Estrade stand.

„Und Ihr hättet ihm nicht geholfen?" fragte Bonaparte lächelnd.

Sie sah ihn an.

„Dem? Nicht mit einem Finger. Bah, man hat genug mit seinen eigenen Dummheiten zu thun, soll man auch noch für die der anderen aufkommen?"

Und nach einer Pause zu Talma gewandt, sprach sie jäh, auf Napoleon zeigend:

„Sag, er ist doch kein Aristo, Dein Freund?"

„Nein, nein," versicherte Talma lächelnd, „wie kommt Ihr darauf?"

„Bah, er hat so ein besonderes Gesicht," sprach sie, jenen ungeniert musternd, „und sie laufen jetzt wieder so viel herum, die Aristos."

Bonaparte warf einen aufmerksamen Blick durch die Fenster des Saales — er sah da die Soldaten durch den Garten kommen. Vielleicht würden sie eine Visitation des Saales vornehmen, um nach Verdächtigen zu suchen, denn offenbar hatten sie nichts mehr vorgefunden.

Talma verfolgte immer noch Jeanne Tergnac mit bewundernden Blicken, die sich in die Mitte des Saales begeben hatte.

„Sie soll die illegitime Tochter eines Offiziers vom Hofe gewesen sein," erklärte er seinem Freunde, „aber im Volke aufgewachsen. Eine Art Degenerierung der Rasse — erst im Kloster gewesen, dann entflohen, Geliebte eines Parlamentsrats, eines Abbés, was weiß ich? Schließlich mit einem Lieutenant nach dem Elsaß gegangen, dann, als der Sturm aus-

brach, zurück, bei allen Klubversammlungen, bei allen Tumulten beteiligt — die hat etwas mitgemacht."

„Das sieht man," murmelte Bonaparte, „aber sie ist schön — und sie weiß das."

„O, das ist ein Weib!" sprach der Schauspieler leise durch die Zähne, mit jener unbewußten Anbetung, die der Künstler der freien Kraft gegenüber fühlt. „Ein Weib —! Die Bacchantin und die Tigerkatze zugleich, voll heißer, begehrender Kräfte, zusammenschnürend in ihren Umarmungen, was ihr widerstehen will! Sie hat Momente — Das hebt sie hinweg über das, was sie ist, über die Sphäre, aus der sie stammt —"

„Ihr kennt sie?" fragte Bonaparte.

Der Schauspieler lächelte — in diesem Lächeln lag die Bedeutung des Wortes „kennen".

„Und Ihr, möchtet Ihr sie nicht kennen?" fragte er, den jungen Militär ansehend.

Napoleon antwortete nicht — seine glühenden Augen hefteten sich fest auf Jeanne.

Er war in diesem Alter, wo man zuerst das Weib anpochen fühlt an die Pforte seiner Seele, wo das Blut stürmischer klopft beim Anblick einer weißen Schulter. Und wie alle jungen Leute liebte er es, sich in dieser Hinsicht einen Anstrich größerer Erfahrung zu geben, als er thatsächlich hatte — er, der in Wahrheit noch ziemlich Neophyt war.

Indessen sprach man am anderen Ende des Saales auch von ihm.

„Den da? Den Kleinen, Mageren?" fragte die Brünette, Jeannes Freundin, geringschätzig die Lippe hebend. „Pah, den möcht' ich nicht —"

„Aber sieh' nur seine Augen — Er sieht einen sonderbar an," beharrte Jeanne, der dieser eigentümliche weiche Glanz in den Augen des jungen Offiziers aufgefallen war. —

Das heißt, schön fand sie ihn auch nicht.

„Ah, er wird Dir keine zwei Korsetts geben können, verlaß Dich darauf."

„Korsett" nannte man damals die Assignate von 100 Sous. Jeanne lachte, dann trat sie in die Quadrille, die sich in diesem Moment bei ihr bildete — die Musik begann von neuem.

„Wie schwül das hier ist —!" sprach Bonaparte halblaut zu seinem Freunde, „und wie erhitzt das alles — Diese Weiber, wie die Gesichter glühen — und die jungen Leute, mit welcher Hast die da drüben trinken — als ob sie nicht genug bekommen könnten!"

„Bah, was wollt Ihr? Man hat sich so lange nicht amüsiert!" Talmas Gesicht nahm eine ernste, ungewohnte Miene an, während er das sprach. „Begreift doch, daß alle diese Menschen einen wahnsinnigen Durst haben, zu genießen — daß sie sich wie vom Tode auferstanden fühlen — Denn wer das durchgemacht hat, was wir gelitten haben in den letzten Jahren, für den kann die Hölle nichts Neues mehr bieten! — Man hatte uns ja alles genommen, erst den Gott und den König, dann das Leben, die Sonne, die Heiterkeit selbst — Und nun ist das wie ein allgemeiner Schrei nach diesem Leben, nach Farben, nach Musik —"

In diesem Moment, während der Schauspieler noch sprach, wurde die Thür des Saales geöffnet — man sah einen Sergeanten eintreten und dahinter die Mützen und Köpfe von Soldaten.

„Ah, bravo!" rief Jeanne, den Eintretenden das Glas entgegenschwenkend. „Laßt die Grünen nur herein — sie wollen uns Gesellschaft leisten — Vive la joie!"

„Sei vorsichtig, Bürgerin," mahnte spöttisch ein junger Muscadin in ihrer Nähe, „sie nehmen Deinen blonden Kopf ebenso gern wie unseren —"

„Wer hat Lust zu einem Spaziergang nach der Barrière?" schrie ein anderer unter allgemeinem Gelächter.

An der Barrière du trône renversé (des umgestürzten Throns) stand damals die vom Revolutionsplatz verbannte Guillotine.

Alle schrieen und sprachen durcheinander.

Die Soldaten begnügten sich indessen mit einer oberflächlichen Erfüllung ihrer Pflicht. Sie visitierten den Saal, belästigten aber das Publikum nicht weiter — zumal der Anblick mehrerer Uniformen sie zurückhielt. Sie wußten schon, daß Theurille ihnen entgangen war.

Jeanne sah ihnen mit geringschätziger Miene zu.

„Hier sind keine Verdächtigen, Bürger Sergeant," rief sie, „hier sind lauter gute Patrioten! Laßt uns ein Lied singen, wenn Ihr nicht tanzen wollt, ein Lied, das die Toten hier hören werden!"

Und tief aufatmend, die Hände verschränkt auf der Brüstung der Estrade, begann sie die Marseillaise zu singen. Sie goß den roten Wein über den Tisch, daß es darüber hinsickerte wie Blut, und dann sang sie das furchtbare Lied, bei dem die Köpfe der Aristokraten gefallen und die Throne gestürzt waren. Sie sang es mit mächtiger, immer mehr anschwellender Stimme. In ihren Augen glühte es wie Feuer des Kriegsgottes, und dann wieder wie die rasende Leidenschaft einer Bacchantin. Der Körper bewegte sich leise im Takte der dämonischen Hymne, und je mehr die Stimme anschwoll und brauste, desto mehr schien sich die Erregung allen hier, dem ganzen Saale, dem Hause selbst, den schweigenden Wäldern und Gärten ringsum mitzuteilen.

Dies blonde, junge Weib, das da stand, mit einem wilden Lächeln die Marseillaise singend an dieser Stätte, das war das Volk selbst, das in den Palästen der Könige seinen Sitz genommen hat und das Sturmlied seiner Rache singt über die Sünde und Schande, die einst hier gehaust hat —

Und alle sangen es mit, Soldaten und Stutzer, Frauen und Zecher, Hetären und Arbeiter — sie alle waren das Volk, das dies Lied gezeugt hatte, das dämonische Geschlecht der Revolution.

Auch der junge Korse, der ihr zuhörte, schweigend, mit flammenden Augen, den Kopf in die Hand gestützt — und der sich sagte, daß, so lange dies Lied gesungen würde in diesem Lande, die Toten keine Ruhe und die Lebenden kein Glück finden würden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Sonne.

Roman
von
B. Clément.

(Fortsetzung.)

In der allgemeinen Aufregung hatte weder sie noch Elisabeth auf ihre gemeinsame Freundin Ellen geachtet, nicht bemerkt, daß ihr Blick immer hoffnungsloser ward. Sie hatte sich an diesen und jenen gewandt, doch keiner konnte ihr Auskunft geben über den, welchem ihre Sehnsucht Tag und Nacht galt. Immer verzweifelter ward der Ausdruck ihrer bleichen Züge, als ein Soldat auf ihre Frage entgegnete: „Charles Oberley? Ich meine, ich habe von ihm gehört. Ja, das wird der junge Offizier sein, den die Rebellen fortgeschleppt und erschossen haben. Sind Sie mit ihm verwandt, Miß?" Kein Laut kam über ihre weißen Lippen, nur ein irres Lächeln zuckte um dieselben, sie wandte sich schweigend, warf einen wilden Blick um sich und stürzte ins Haus.

Einer hatte sie dennoch beobachtet, das war William. Sobald er sie verschwinden sah, flüsterte er seiner Braut hastig einige Worte zu und eilte ihr nach. Ihr Kleid verschwand gerade oben an der Treppe, als er in das Haus trat. In wenigen Sätzen war er oben, doch noch eine Treppe höher auf das Dach hinaus ging es. Seine Ahnung täuschte ihn nicht, so sah nur ein Mensch aus, der einen düsteren Vorsatz ausführen will.

Als er das Dach erreichte, umfaßte das junge verzweifelte Geschöpf gerade die Balustrade, um sich hinüberzuschwingen. Da umschlangen kräftige Arme sie und zogen sie zurück. Verständnislos starrte sie in ein Paar dunkle Augen, die in unendlicher Milde auf ihr ruhten.

„Armes Kind, wissen Sie, was Sie im Begriff waren zu thun?"

Sie richtete sich hastig auf. „Ja, ja, ich wollte zu ihm, zu Charles. Sie haben ihn erschossen, hingemordet unter unsäglichen Qualen. Horch! ruft er mich nicht? Charles, mein Geliebter, ich komme!"

Sie rangen miteinander, bald aber lag die zarte Gestalt widerstandslos in seinen Armen. Mit irren Blicken sah sie zu ihm auf.

„Ich muß zu ihm," flüsterte sie mit fliegendem Atem, „er kann keine Ruhe ohne mich finden, weshalb halten Sie mich auf?"

Er sah ihr fest in die Augen. „Weil der Selbstmord eine schwere Sünde ist und Sie für immer von Gottes Seligkeit scheiden würde," entgegnete er feierlich.

„Selbstmord," sprach sie langsam nach, dann flog es wie ein Schauder durch ihre Gestalt und plötzlich, ehe er sich dessen versah, lag sie zu seinen Füßen und hob die Hände flehend zu ihm empor. „Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich sterben. Es weiß ja keiner, wie sehr ich auf ihn gehofft, und nun ist er tot — ermordet! Was soll ich noch auf der Welt? Ich habe ja keinen Menschen, dem ich zu eigen gehöre, der mich liebt."

Tief erschüttert legte er die Hand auf ihr blondes Haupt und sagte weich: „Und wenn Dich Vater und Mutter verlassen, so will ich Dich nicht verlassen, spricht der Herr, Dein Erbarmer, glaubst Du das?"

„Nein," schrie sie auf, „das gilt nicht mir, Gott war mir nicht das Höchste. Mein Geliebter war mein Alles, er war mir mehr als Mutter, als Heimat, er war mein Glück, meine Seligkeit."

„So lerne Deinen Heiland, der Dein Erlöser von aller Erdennot sein will, lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt, von allen Deinen Kräften, so wirst Du Ruhe finden für Deine Seele."

Sie hob die Augen in heißem Flehen zu ihm auf, als er schwieg; er verstand die stumme Bitte und fuhr mit weicher Stimme fort:

„Jesus nimmt die Sünder an,
Sagt nicht dieses Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn,
Auf verkehrten Weg verfallen,
Hier ist, was sie retten kann:
Jesus nimmt die Sünder an."

Ihre Blicke hingen an seinen Lippen, allmählich ward ihr Ausdruck ein anderer, und als er nun schwieg, senkte sie das Haupt und weinte bitterlich.

Er hob sie sanft empor und sagte leise: „Gottes Liebe und Barmherzigkeit ist köstlicher und größer, als wir armen Menschen begreifen können. Wer zu ihm kommt, ist nimmermehr verlassen noch verloren."

Sie hob das thränenüberströmte Antlitz zu ihm auf. „Ich will, ach, verlassen Sie mich nicht."

Er umschloß ihre Hand mit festem Druck. „Nimmermehr, so lange Sie meiner bedürfen."

Sorgsam geleitete er das zitternde Mädchen die Treppe hinunter, und als er in der Halle Elisabeth traf, legte er sie dieser mit den Worten in die Arme: „Hier bringe ich Dir Deine und meine Schwester, Elisabeth, laß sie uns in treuer Liebe hegen und pflegen, bis sie an Leib und Seele genesen ist. Gott gebe uns dazu seinen Segen."

Elisabeth fragte nichts, sie führte das tief erschütterte Mädchen auf ihr Zimmer und saß an ihrem Lager, bis sie in Schlummer gesunken war.

Es ging an diesem Abend sehr lebhaft innerhalb der Verschanzung her. Seit Williams Ankunft, Mitte August, war keine Nachricht zu den Belagerten gedrungen, nun wollte jeder Neuigkeiten von den

Kameraden hören. Zu ihrer unaussprechlichen Freude erfuhren sie, daß Delhi am 14. September von den Landsleuten genommen sei, zwar mit starkem Verlust, nun flatterte dort jedoch wieder die englische Flagge und die Herrschaft des Großmoguls war gebrochen. Dieser ward in seinem Palaste gefangen gehalten, bis ein Kriegsgericht über ihn entscheiden würde. Es war mit der Eroberung Delhis viel gewonnen. Der Mittelpunkt war genommen, auch war der große Name, der dem ganzen Aufstande einen legitimen Schein verliehen hatte, geschwunden. Zwar war nicht anzunehmen, daß mit dem Falle Delhis die Ruhe zurückkehren würde, bis dahin mochten noch Monate vergehen, dennoch schlugen die Herzen der tapferen Krieger höher und ihr alter Mut kehrte wieder.

Die Generale Havelock und Outram sahen bald ein, daß es unmöglich war, die große Anzahl Frauen und Kinder, Kranker und Verwundeter sicher durch die Übermacht des Feindes zu führen, sie entschlossen sich zu warten, bis Verstärkung käme. So enttäuschend dieser Entschluß auch für manchen war, der gehofft hatte, nun endlich befreit zu werden, so war die Lage der armen Menschen durch die Verstärkung und die neuen Vorräte doch nicht mehr so hoffnungslos. Es wurden viele Ausfälle gewagt und dem Feinde manche Kanone genommen, es gelang den Engländern jedoch nicht, ihn aus seinen Positionen zu vertreiben. So hieß es abermals Geduld haben und auf Sir Colin Campbell hoffen, der seine Hilfe zugesagt hatte.

Allmählich gelang es den Engländern, dem Feinde mehrere Paläste, die er besetzt hatte, zu nehmen. Das Gebiet ward dadurch ausgedehnter; es zog sich im Osten bis an den Gamtei hinab. Die Paläste, groß und luftig, erwiesen sich als vortrefflich für die Frauen, die Kinder, die Kranken und die Truppen. Zwar fuhr der Feind einige Kanonen jenseits des Flusses auf und beschoß die Gebäude, jedoch ohne Schaden für die Bewohner.

Langsam schlich allen der Oktober dahin. Noch immer kam keine Verstärkung. Die Lebensmittel gingen auf die Neige. Brot gab es schon seit Wochen nicht mehr, wenigstens konnte man die ungesunde Nahrung, die aus dem selbst gedroschenen Korn bereitet wurde, nicht so nennen. Gemüse war längst nicht mehr vorhanden, die Hauptnahrung bestand aus Ochsenfleisch, das so verschieden wie möglich zubereitet ward. Die Kranken litten hauptsächlich unter diesem Mangel, namentlich da auch die Medikamente auf die Neige gingen. Manch tapferes, frisches, junges Leben, das unter guter Verpflegung mit Leichtigkeit hätte gerettet werden können, ging unter diesem Mangel zu Grunde. Die Lazarette füllten sich derartig, daß die Kranken in die Privathäuser genommen werden mußten. Für Fieberkranke wurden an besonders geschützten Stellen Zelte aufgeschlagen. Tiefe Mutlosigkeit ergriff die ganze Besatzung, als der November anbrach und immer noch keine Änderung eintrat.

Da endlich, um die Mitte des Monats, durcheilte die frohe Kunde die Verschanzung, daß Sir Colin Campbell nahe, und am fünfzehnten beobachteten die Offiziere von den Dächern aus die Annäherung der Landsleute. Doch gegen fünfzigtausend Rebellen verteidigten von ihren befestigten Plätzen aus den Weg zur Regentschaft. Dies war der Augenblick, den Befreiern zu Hilfe zu eilen. Die Kanonen wurden in Thätigkeit gesetzt, und die Generäle zogen mit einem Teile ihrer Heeresmacht hinaus, den Kameraden den Weg zu bahnen.

Es war ein harter Kampf von beiden Seiten, nach vielem Blutvergießen erreichte jedoch Sir Colin am siebzehnten mit seinen Truppen glücklich die Regentschaft. Leider befand sich unter den Gefallenen auch der tapfere General Neill, der Benares gerettet hatte.

Noch an demselben Abend durchlief das Gerücht das Lager, daß die Frauen und Kinder nach vierundzwanzig Stunden dasselbe verlassen sollten. Große Aufregung bemächtigte sich der Damen, manches Herz schlug hoch vor Freude, manches erzitterte in banger Furcht. Wie wollte Sir Colin, der heute und gestern so viele tapfere Offiziere und Soldaten verloren hatte, es anfangen, sie unversehrt durch den Feind zu bringen?

„Du verläßt uns nicht, nicht wahr, William?“ fragte Elisabeth den Verlobten.

„Kannst Du daran zweifeln, mein Liebling? Meine Mission hier ist jetzt erfüllt, mein Platz ist und bleibt von nun an an Deiner Seite.“

„Dann fürchte ich mich nicht, mag kommen, was da will,“ entgegnete sie freudig.

Am aufgeregtesten und unruhigsten war Franzis. Einen Augenblick erklärte sie, den Ausbruch nicht erwarten zu können, um im nächsten zu versichern, daß sie sich zu Tode fürchte. Sie stürzte unter die Veranda, als sie Hauptmann Fulton vorübergehen sah und rief ihm zu: „Lieber Mr. Fulton, bitte, sagen Sie mir, ob wir wirklich morgen fortgebracht werden?“

Er trat mit kühlem Gruße näher. „Ich glaube, daß es sich so verhält, Miß Franzis, und denke, daß damit Ihr Herzenswunsch, dem hiesigen Elende den Rücken zu wenden, erfüllt wird?“

„Können Sie mir das verdenken, Mr. Fulton?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Jede Dame wünscht es mit mir.“

„Ich verdenke es Ihnen auch keineswegs. Ich glaube nur nicht, daß damals im August auch nur eine der Damen Vater, Bruder und Schwester verlassen hätte, um ihr eigenes liebes Ich in Sicherheit zu bringen.“

„Ah,“ rief sie in naivem Staunen, „das machen Sie mir zum Vorwurf und haben mich aus dem Grunde all die Wochen — nein Monate — so schlecht behandelt? War das recht von Ihnen, Mr. Fulton?“ fügte sie schmeichelnd hinzu und sah mit bestrickendem Lächeln zu ihm auf. „Ich hätte mich ja niemals dazu entschlossen, Mr. Walker und meine Cousinen auf dieser unsinnigen Flucht zu begleiten, Sie wissen ja, welch ein Hasenfuß ich bin, und daß ich mich am sichersten unter Ihrem tapferen Schutze fühle.“

Sein strenges Angesicht erhellte sich um keinen Schein, stumm, unbeweglich stand er vor ihr.

„Nicht wahr, Mr. Fulton, Sie werden uns hilflose Damen doch begleiten?“ flüsterte sie hingebend.

„Ich glaube nicht, daß ich zu der Ehre ausersehen werde,“ antwortete er kühl. „Haben Sie sonst noch Befehle, Gnädige?“

„Nein, Mr. Fulton,“ hauchte sie schmachtend. Er verneigte sich förmlich und ging. Ein Zornesblick flog hinter ihm her. „Steifer, langweiliger Pedant, was frage ich nach Dir, wenn ich nach Benares komme?“ Spöttisch auflachend lief sie ins Haus.

Das Gerücht, daß die Frauen und Kinder fortgeführt werden sollten, erwies sich als wahr, nur wurden aus den vierundzwanzig Stunden achtundvierzig, da die Vorbereitungen nicht so schnell getroffen werden konnten. Es mußten Wagen, Karren und alle nur denkbaren Fahrgelegenheiten aufgetrieben, teilweise repariert werden.

Am nächsten Tage hatten alle Belagerten die Freude, den tapferen Verteidiger von Lucknow, General Havelock, zum Ritter ernannt zu sehen. Leider überlebte der General diese Freude nicht lange. Sein Körper war zu sehr von allen Strapazen und dem erlittenen Mangel geschwächt, um sich noch einmal wirklich zu erholen, wie es zuerst den Anschein hatte. Er erkrankte am einundzwanzigsten an roter Ruhr und starb am vierundzwanzigsten November, tief betrauert von allen, denen er während der schweren Belagerungszeit ein Freund, ein Vater gewesen war.

Am neunzehnten des Monats war alles für die Fortschaffung der Frauen und Kinder vorbereitet. Sir Colin selbst begleitete sie mit einem Teile seiner siegreichen Armee, während die übrige mit der Besatzung unter General Outram in der Verschanzung blieb. Manch rührender Abschied wurde von Vater und Bruder, Gatten und Sohn genommen, und weinend stiegen die Damen in ihre verschiedenen Fahrgelegenheiten.

„Ich hoffe, Onkel,“ sagte Elisabeth zu Oberst Wilson, „daß, wenn alles vorüber ist, Du mit John nach Benares kommst und Deine Töchter holst? Und nun hab' viel tausend Dank für alle Liebe, für allen Schutz, den Du uns hast angedeihen lassen.“

„Hast nichts zu danken, Kind,“ entgegnete der alte Herr, ihr krampfhaft die Hand schüttelnd, „ich danke Dir für alles, was Du meiner armen Louisa gethan hast — und auch mir, Kind; hab' manches gelernt, was mein altes Herz vergessen hatte.“

Er streckte William stumm die Hand hin und hob Elisabeth eigenhändig in den kleinen Karren.

John stand vor Amarasanthi, eine heiße Bitte in den Augen. „Wirst Du mich in Benares willkommen heißen, Amarasanthi?“

Das Herz that ihr bitter weh, als sie ihm mit freundlichem Lächeln die Hand reichte und entgegnete: „Gewiß, Vetter John, ich habe Dich während dieser Zeit wie einen Bruder schätzen und lieben gelernt.“

Erbleichend beugte er sich, ihre Hand an die Lippen zu führen, dann stand er schweigend, mit verschränkten Armen und starrte dem Karren nach, bis er verschwunden war. Franzis versuchte noch einmal Hauptmann Fultons Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, jedoch vergeblich; er beschäftigte sich mit den Kindern, namentlich mit Mabel, die in Thränen zerfloß, weil Onkel John zurückblieb.

Fulton trat lächelnd zu diesem. „Suchen Sie Ihre kleine Dame zu beruhigen, Wilson, ich fürchte, sie macht Miß Wilson sonst viel zu schaffen.“

John neigte sich über das weinende Kind und sagte liebreich: „Sei ruhig, liebe, kleine May, ich komme bald und hole Euch.“

Sie lachte unter Thränen zu ihm auf. „Ist das wahr, Onkel John? O, dann ist alles gut, dann will ich nicht mehr weinen. Wann kommst Du? Bald? Darf ich die Tage zählen?“

„Ja, Kind, zähle sie immerhin.“

„Süßer Onkel John!“ Sie schlang die Arme stürmisch um seinen Nacken und drückte ihre frischen Lippen auf die seinen.

Er schob sie sanft auf ihren Sitz zurück.

„Leb wohl, Onkel John.“

„Leb wohl, kleine Maiblume.“ Mit trübem Lächeln nickte er ihr zu, als sie ihm Kußhändchen zuwarf, dann wandte er sich hastig um und schritt davon.

Sir Colin führte seine Schützlinge, von beiden Seiten durch Militär gedeckt, denselben Weg, den er gekommen war, durch das Gebiet, das General Havelock dem Feinde allmählich genommen hatte. Dies war stellenweise den feindlichen Kanonen, jenseits des Flusses, sehr ausgesetzt, Sir Colin hatte an den beiden verflossenen Tagen jedoch einen breiten Graben herstellen lassen, in welchem die Frauen und Kinder diese gefährliche Stelle passieren mußten. So kamen sie glücklich und unbemerkt an dem Feinde vorüber und erreichten die Sekundur Bagh, einen Palast, welchen Sir Colin auf seinem Marsche genommen und besetzt hatte.

Da Feinde in der Umgegend gesehen waren, setzte der Befehlshaber den Weitermarsch erst in der Nacht fort und ließ, da die Wege sandig und sehr schlecht waren, die kraftlosen, abgemagerten Pferde mit den Wagen zurück. Die Frauen und Kinder wurden in Sänften weiterbefördert. Die Nacht war still, kein Feind ließ sich blicken, so erreichten sie glücklich das Lager von Dilkoosha, wo die Erschöpften mit Erfrischungen erquickt wurden. Am Abend desselben Tages wurden die Kranken und Verwundeten auf dieselbe Weise in das Lager gebracht, so daß nur die streitbare Macht in der Regentschaft zurückblieb. Doch nur bis zum zweiundzwanzigsten November, wo alle Truppen auf Befehl Sir Colins nach Dilkoosha übersiedeln mußten, da der General fürchtete, von dort aus mit seinem kleinen Heere die festen Stellungen der in großer Übermacht vorhandenen Rebellen nicht nehmen zu können. Mit schwerem Herzen zog das Heer um Mitternacht in aller Stille aus der Regentschaft, wo sie so viel gelitten, wo so viele ihrer tapferen Brüder begraben lagen und die sie nur als Sieger zu verlassen gehofft hatten. Die Nacht war kalt und ruhig, der Feind rührte sich nicht, unbemerkt erreichte die ganze englische Heeresmacht das Lager von Dilkoosha. Hier war

es, wo General Havelock, tief betrauert, starb. Seine Leiche wurde nach dem Alum-Palaste gebracht und dort beigesetzt.

An demselben Tage, am vierundzwanzigsten November, verließen auch die Frauen und Kinder, die Kranken und Verwundeten das Lager, begleitet von einem Teile der Truppen, während der andere zurückblieb, die Flucht zu decken. Eine Staubwolke kennzeichnete den Weg des großen Zuges, der Wagen, Kamele, Karren und Truppen, dennoch blieb der Feind ruhig, der am Tage vorher noch fortgefahren hatte, die Regentschaft zu beschießen, ohne Ahnung, daß kein Feind mehr in derselben weilte. Entzückt atmeten die Flüchtlinge die frische, kühle Luft ein, schauten mit Wonne umher. Die weiten Zuckerrohrfelder, die grünen Haine entzückten die Augen der Armen, die so lange weder Baum noch Strauch geschaut. Wie dankten sie Gott für ihre endliche Befreiung. Die kleinen Dörfer, die sie passierten, waren verlassen, in wenigen nur waren einige Menschen geblieben.

Am Nachmittage erreichte der lange Zug den Alum-Palast, wo für zwei Tage Halt gemacht wurde. Hier blieb General Outram mit seiner Division, um die Rebellen in Lucknow zu beobachten, während Sir Colin mit den übrigen und der Kriegskasse nach Cawnpoor aufbrach. Es war eine ermüdende Reise, die Tag und Nacht fortgesetzt wurde, namentlich für die Kranken und Verwundeten. Und doch schlug ihr Herz hoch vor Freude und Wonne, ging es doch in die Freiheit und teilweise zu lieben Angehörigen, die ihrer voll Sehnsucht harrten. Oberst Wilsons Regiment, sowie das, zu dem sein Sohn und Hauptmann Fulton gehörten, war zu dem Bedauern ihrer Familie in dem Alum-Palaste zurückgeblieben, um Sir Colins Rückkehr mit verstärkter Heeresmacht abzuwarten.

Als die Flüchtlinge sich Cawnpoor näherten, vernahmen sie Kanonendonner. Der General hieß das Lager für seine erschrockenen Schützlinge aufschlagen, ließ genügende Truppen zu ihrem Schutze zurück und eilte mit den übrigen über den Ganges, der in Cawnpoor stehenden Division unter General Windham zu Hilfe. Die Damen waren entsetzt, sie hatten geglaubt, nun allem Kriegslärm entgangen zu sein, und nun tobte wieder in ihrer nächsten Nähe ein hitziger Kampf! Die Rebellen hatten sich abermals der Stadt Cawnpoor bemächtigt, und Sir Colin kam gerade zur rechten Zeit. Mit vereinter Macht gelang es, die Rebellen zu vertreiben, und am 30. konnte Sir Colin seine Schützlinge in die Stadt führen, die nun zum zweiten Male erobert war.

Nach einigen Tagen der Ruhe sandte Sir Colin die Kranken und Verwundeten unter starker Bedeckung den Ganges hinunter nach Kalkutta, die Frauen und Kinder aber, da nicht so viele Boote aufzutreiben waren, wollte er selbst vorläufig bis Allahabad führen. Von da ging es nach Benares! Wie Elisabeths und Amarasanthis Herz voll Freude und Sehnsucht den geliebten Eltern entgegenschlug! Sie hatten ihnen von Cawnpoor aus lange Briefe geschrieben, mit denen sich ihr brauner Diener Sam, der treu bei ihnen ausgeharrt, auf den Weg gemacht hatte, um die frohe Botschaft ihrer baldigen Ankunft seinem Herrn zu überbringen.

So schnell wie möglich suchte Sir Colin mit seinen Schützlingen vorwärts zu kommen, es gelang ihm jedoch nicht immer, da die Regenzeit die Wege teilweise unpassierbar gemacht hatte. Oft war das Land in einen großen Sumpf verwandelt, und es mußte erst ein Weg gesucht werden, ihn zu umgehen. Starke Regengüsse nötigten ihn auch oftmals, aus Rücksicht auf die Damen, an geschützten Stellen Zelte aufzuschlagen und zu rasten. Alle litten sehr unter der Unbill der Witterung, und allgemein ward das Ende dieser beschwerlichen und angreifenden Reise herbeigesehnt.

Es war gegen Abend. Schon sah man von fernher die Türme von Allahabad winken und hoffte, die Stadt vor Anbruch der Nacht zu erreichen. In langem Zuge schleppten sich Menschen und Tiere dahin. Das Plaudern in den einzelnen Fahrgelegenheiten verstummte allmählich, die Kinder schmiegten sich an die Erwachsenen und schlummerten bald sanft ein. Es war ein schöner, sonnenheller Tag gewesen, purpurn ging die Sonne am westlichen Horizonte unter und ließ die goldenen Dome der fernen Stadt verheißungsvoll schimmern. Frohe Hoffnung schwellte das Herz der Damen, hatten sie Allahabad glücklich erreicht, so durften sie auf einige Ruhetage rechnen, und dann sahen sie bald ihr Ziel vor Augen. Viele blieben auch in der Stadt bei Freunden und Verwandten, andere in Benares oder einer der zunächst gelegenen Militärstationen; der Rest strebte nach Kalkutta.

In einem der letzten Wagen befanden sich William mit seiner Braut, Amarasanthi, Ellen und Franzis, die, sobald sie bemerkt, welche Anziehungskraft das indische Mädchen für die Offiziere hatte, niemals verfehlte, mit ihr in denselben Wagen zu steigen. Jane hatte mit Frank und Mabel Platz in einem andern gefunden, den der treue Samul, der die Kinder nicht hatte verlassen wollen, lenkte.

Neben Franzis ritt ein junger Offizier, der zwar lebhaft mit ihr plauderte, seine Augen jedoch kaum von Amarasanthi, die ihr gegenübersaß, wandte. Diese beachtete ihn nicht weiter, als es die Höflichkeit erforderte; ihre Gedanken weilten in der lieben Heimat. Sie freute sich unendlich auf dieselbe, auf die geliebten Eltern, auf ihre gewohnte Thätigkeit, dennoch schlich sich in ihre Freude eine tiefe Beklommenheit. Würde Reginald nach der Station kommen, sobald er erfuhr, daß sie da war? Es war eigentlich nicht anzunehmen, dennoch fürchtete sie es. Er mochte sie aber längst vergessen haben, froh sein, auf so leichte Weise von der unbegehrten Braut befreit zu sein. Dunkle Glut überflutete ihr Antlitz, sie preßte die feinen Lippen fest aufeinander und sah finster vor sich nieder. Sie achtete nicht auf Franzis' Bemühungen, den jungen Offizier zu fesseln, sie hörte nicht ihr Lachen; plötzlich aber fuhr sie entsetzt empor.

Aus dem Walde, der sich seitwärts von ihnen hinzog, brach mit wüstem Geschrei eine wilde Horde Sepoys und Gesindel aller Art hervor und stürzte sich auf die ahnungslosen Reisenden. Die lange

Kolonne geriet ins Stocken, eine grenzenlose Verwirrung entstand. Die Wagen, die dem Feinde noch entgehen konnten, setzten sich in Bewegung, die letzten waren schnell umzingelt. Jane sah noch, daß Boharidâs, der den Wagen ihrer Verwandten lenkte, einen Schlag auf den Kopf erhielt und über den jungen Gopâl, der neben ihm saß, stürzte, dann war der Wagen von Feinden umzingelt, und sie sah nichts mehr. Samul hieb heftig auf sein Pferd ein, und fort ging es in rasender Eile.

Sir Colin, der mit einigen Offizieren an der Spitze des Zuges ritt, bemerkte nicht sofort, was geschehen, da die Entfernung zwischen ihm und den letzten Wagen eine zu große war. Ein Offizier sprengte die Kolonne hinunter, den Befehlshaber von dem Überfall in Kenntnis zu setzen.

Dieser hieß seinen Adjutanten die Frauen und Kinder weiter führen und sprengte nach dem Kampfplatze zurück. Der Nachtrab hatte die gefährdeten Wagen in seine Mitte genommen und kämpfte gegen den Feind an. Als Sir Colin mit Verstärkung erschien, entschied sich das Gefecht schnell. Die Rebellen wurden in den Wald zurückgedrängt und noch eine kurze Strecke weit verfolgt.

Mit Bedauern sah Sir Colin, daß einige seiner braven Leute ihr Leben hatten lassen müssen, andere schwere Verletzungen davongetragen hatten. „Es fehlt doch kein Wagen?“ fragte er und ritt an dem Zuge entlang, die Damen und Kinder zu beruhigen.

Keiner wußte es genau zu sagen. Der Überfall war zu plötzlich gekommen, die momentane Verwirrung zu groß gewesen. Jeder hielt es für wahrscheinlich, daß sich diejenigen der letzten Wagen, welche fehlten, im Vortrab befänden. Derjenige, der Auskunft über den Wagen, in dem Amarasanthi sich befand, hätte geben können, lag tot am Boden. Es war der junge Offizier, der ihn begleitet hatte und es mit Aufopferung seines Lebens nicht hatte hindern können, daß die Rebellen den Wagen in der allgemeinen Verwirrung umzingelt und in den Wald geführt hatten, ohne daß es einer von den Kämpfenden bemerkt hatte. Die Nacht brach immer mehr herein, so durfte Sir Colin mit dem Weitermarsch nicht länger zögern, und bald war alles still am Waldesrande. In der Ferne wirbelte noch der Staub auf von dem Nachtrab, der die Toten und Verwundeten führte. Die Vöglein, die erschrocken bei dem Kriegslärm davongeflattert waren, kamen eines nach dem andern wieder, sahen sich neugierig um und schlüpften in ihre weichen Nester.

Jenseits des Waldes war es nicht so ruhig. Dort loderte ein helles Lagerfeuer, und um dasselbe lagen und hockten die Rebellen, tranken und berieten eifrig miteinander. Nicht weit von ihnen, von Wachen umgeben, hielt der Wagen mit den Gefangenen.

Anfangs hatten die jungen Mädchen heftig um Hilfe geschrieen, namentlich Franzis. Als ihr aber ein wild aussehender Hindu die Waffe auf die Brust gesetzt hatte, mit der Drohung, sie über den Haufen zu schießen, wenn sie nicht schwiege, war sie verstummt.

Sie verstand zwar seine Worte nicht, wohl aber, was die Waffe zu bedeuten hatte; so warteten die vier jungen Mädchen zitternd, was mit ihnen geschehen würde. William und Gopâl hatten anfänglich tapfer gekämpft, waren jedoch gefesselt worden. Auch jetzt konnten sie nichts zur Befreiung der Damen thun, da sie scharf bewacht wurden. Boharidâs lag noch immer betäubt neben Gopâl, der nebst William angestrengt nach dem Lagerplatze hinüberlauschte, um wo möglich zu erfahren, was man mit ihnen vor hatte. Was sie vernahmen, ließ dem letzteren das Blut erstarren. Voll heißer Angst blickte er auf seine stille, blasse Braut, welche, die Hände gefaltet im Schoße, in stummem Gebet zum sternenübersäeten Himmel aufsah. Sollte dies das Ende ihres Glückes, ihres Schaffens und Wirkens sein?

Seine ganze Willenskraft, seine Liebe zum Leben bäumten sich wild dagegen auf. Er hätte seine Fesseln zerreißen und einen heißen Kampf um Leben und Freiheit kämpfen mögen. Er war bereit, einen ehrlichen Tod zu sterben, aber nicht, sich hinmorden zu lassen. Sein Auge folgte dem Elisabeths, und allmählich ward es stille in seiner Seele; er flehte zu Gott, daß er ihnen, namentlich den armen Mädchen, ein schnelles Ende bescheren möge.

Um Mitternacht mußten die Rebellen zum Entschluß gekommen sein. Sie sprangen auf, das Feuer ward gelöscht, das müde Pferd vor den Wagen gespannt und Gopâl gezwungen, die Lenkung desselben zu übernehmen. Schnell ging es nun in südwestlicher Richtung von Allahabad fort. Es war Gopâl, der seiner Fesseln entledigt war, unmöglich, zu fliehen, da der Wagen sich inmitten der Feinde befand. Da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, ein schwerer Regenschauer rauschte hernieder und vermehrte noch die Schrecken dieser Nacht.

Von der Nässe und Kälte kam Boharidâs wieder zu sich. Verwundert richtete er sich auf, ehe er jedoch zu einem Ausruf kam, teilte ihm Gopâl leise flüsternd mit, daß sie gefangen seien und er sich ruhig verhalten solle, wenn ihm sein Leben lieb sei. Eine Verwünschung entfuhr ihm, dann sank er in düsteres Schweigen.

Als der junge Tag im Osten zu grauen begann, sahen die Gefangenen in der Ferne Türme und Kuppeln gen Himmel ragen. Nach einiger Zeit nahmen die Umrisse feste Gestalt an, und als die fahle Dämmerung dem Tageslichte wich, tauchte aus der Ebene eine kleine Stadt auf. Über die niedrigen Häuser hinweg ragte ein prächtiger Palast inmitten eines weit ausgedehnten Parkes, aus dem sich hier und da Tempel erhoben. Verwundert sahen sich die Gefangenen an, was sollten sie hier?

Man war am Thore angelangt. Der Zug hielt. Einer aus der wilden Schar trat zum Thorhüter, ihm etwas zuzuflüstern. Es mußte eine freudige Botschaft sein, denn sein mürrisches Gesicht verzog sich zu breitem Grinsen, dann eilte er, seinen Herrn zu benachrichtigen.

Bald öffnete sich der breite Thorflügel, den ganzen Trupp mit dem Wagen einzulassen. Da schwankte Gopâl plötzlich auf seinem Sitze hin und her,

die Leine entfiel seinen Händen und er stürzte von dem Gefährt.

Elisabeth stieß einen Schreckensruf aus, der Nächststehende versetzte dem regungslosen Körper einen Hieb mit dem Säbel, stieß ihn mit den Füßen zur Seite und rief hohnlachend: „Stirbt der Bursche, so mag er draußen liegen bleiben, Tote können wir da drinnen nicht gebrauchen.“

Ein Schauder flog durch Elisabeths Glieder, angstvoll schaute sie auf den Verlobten, der ihr den Blick bewegt zurückgab. Armes Kind, Du weißt glücklicherweise noch nicht, was Dir bevorsteht, weißt nicht, daß man Dich zu einem Fürsten bringt, der während des unglückseligen Aufstandes Christen, die in seine Hände fielen, hinmorden ließ.

Die Pforte schloß sich, nachdem alle hindurch waren, geräuschvoll, der Körper Gopâls blieb unbeachtet in Schmutz und Regen am Wege liegen. Über Elisabeths Wange rann eine Thräne, die dem Andenken des ihr lieb gewordenen Knaben galt.

Sie befanden sich in dem großen Hofraum mit herrlichen Blumenanlagen, Rasen und Springbrunnen. Die jungen Mädchen sahen nichts von aller sie umgebenden Schönheit. zitternd vor Angst und Erschöpfung lehnten sie aneinander. O, nur einen Trunk heißen Thees, daß wieder Leben in die Glieder käme! Niemand erbarmte sich jedoch ihrer, man ließ sie in ihrem Wagen und machte sich über sie lustig.

Da schritt ein Diener die Treppe, welche zur Halle des Palastes führte, hinunter und forderte die Gefangenen, auch Boharidâs, auf, ihm zu folgen. Dieser half, da Williams Hände gefesselt blieben, den bebenden Mädchen vom Wagen. Des Missionars Augen, seine Stimme sprach ihnen jedoch Mut ein, als er freudig ausrief: „Fürchtet nichts, es kann uns nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was uns heilsam ist.“

Der Hindu geleitete sie die Treppe hinan in eine hohe, luftige Halle, die mit echt indischer Pracht ausgestattet war. An der Schmalseite der Halle, deren hohe Fensterbogen einen unbegrenzten Blick auf das offene, jetzt sonnendurchflutete Land gewährten, stand ein diwanartiger silberner Thron, auf dem der Fürst saß. Der Rajah Munsubalee von Bussulabad war eine stattliche Erscheinung. Sein schöner hellbrauner Kopf war mit rabenschwarzem Haar bedeckt; ein gleicher Voll- und Backenbart rahmte das Gesicht ein, aus dem ein Paar schwarze Augen funkelten, die in diesem Augenblick an ein Raubtier erinnerten. Er war angethan mit einem pfirsichblütfarbenen Seidenanzug, goldgestickten Pantoffeln, ebensolchem Turban, gegürtet mit einem in goldener, edelsteinfunkelnder Scheide steckendem Säbel. Ihm zur Seite saßen zwei Knaben, dann folgten die Würdenträger nach ihrem Range, alle mit köstlichen Gewändern von den teuersten Seidenstoffen bekleidet.

Amarasanthis Auge glitt über die Versammlung, ein eigentümliches Gefühl beschlich sie. Ob es so prunkvoll auch in ihres Vaters Hause zuging? Da fiel ihr Blick auf die beiden Knaben, die zehn und zwölf Jahre zählen mochten. Der kleinere glich seinem Vater, der Anblick des größeren aber bewegte ihr Herz wunderbar. Es war ein schöner Knabe mit edlen, feingeschnittenen Zügen, mit sanften, träumerischen Augen, die nachdenklich auf den Gefangenen ruhten. Nun traf sein Blick den ihren, grenzenloses Staunen sprach aus seinen Zügen. Amarasanthi lächelte und nickte ihm unbemerkt zu, sie konnte nicht anders, sie fühlte sich dazu getrieben. Keiner achtete sonst auf sie, da sie hinter Elisabeth stand, deren lichte Schönheit die Aufmerksamkeit der braunen Männer vollständig in Anspruch nahm. Selbst das Auge des Fürsten ruhte wohlgefällig auf ihrem lieblichen, blassen Antlitz, doch nur einen Augenblick, dann glitt sein Blick über die zitternden Mädchen hinweg und blieb an William haften.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Wir sind Christen, Herr,“ lautete die ruhige Antwort.

„Woher kommt Ihr?“

„Von Lucknow.“

„Und wohin wollt Ihr?“

„Nach Benares.“

„Seid Ihr ein padre?“

„Ja, Herr.“

Die Augen des Fürsten blitzten triumphierend auf. „So einer, der von Dorf zu Dorf geht — und predigt und Bücher austeilt?“

„Ja, Herr, so einer bin ich.“

„Und Ihr habt Euch unterstanden, Menschen meines Glaubens zu dem Euren zu verführen?“ fragte der Fürst drohend.

William schaute ihm ruhig in die funkelnden Augen. „Gott ist mein Beistand gewesen, daß ich in manche verdüsterte Heidenseele das Licht seiner Wahrheit senken durfte.“

Heiße Glut flog über Munsubalees dunkles Antlitz. „Das sollst Du mir büßen,“ schrie er, „ich werde Dir die Glieder von dem Körper schneiden lassen, dann magst Du sehen, ob Dein Christengott Dir hilft. Sind das Deine Weiber?“

„Diese eine hat versprochen, mein Weib zu werden, die andern stehen, wie auch wir, unter Gottes Schutze.“

Ein grausames Lächeln flog um seine Lippen. „So seid Ihr auch Christen?“

„Ja, Herr,“ entgegnete Elisabeth für alle.

„Wißt Ihr, daß Ihr in meiner Hand seid, und daß ich Euch jeden Augenblick kann töten lassen?“

„Wir wissen es, Herr,“ entgegnete Elisabeth sanft, „und wenn es sein muß, so erbitte ich es als einzige Gnade, uns alle miteinander eines schnellen Todes sterben zu lassen.“

Er sah sie nachdenklich an, ihre Schönheit, ihre Jugend mochten sein Herz rühren. „Ich will Euer Leben schonen, doch nur unter einer Bedingung,“ setzte er langsam hinzu, „wenn Ihr —“ Er verstummte. Durch eine Bewegung Elisabeths war Amarasanthi seinen Blicken vollständig ausgesetzt. Er starrte sie an wie eine Erscheinung, alles Blut wich aus seinem Antlitz. „Wer bist Du, Mädchen?“ rief er heftig, „tritt herzu, daß ich Dir ins Auge schauen kann!“

Amarasanthi trat herzu und sah furchtlos in

das seltsam erregte Antlitz des Fürsten. Totenstille herrschte in dem weiten Raume, dann strich Munsubalee, der ganz versunken in den Anblick des schönen Mädchens war, über seine Stirn, atmete tief auf und fragte: „Du bist die Dienerin des weißen Mädchens?“

„Nein, Herr, ich bin ihre Pflegeschwester.“

Seine Augen blitzten zornig auf. „Thörin, glaubst Du, daß die weiße Brut Dich dafür ansieht?“

„Ja,“ rief sie freudig, „ich habe Beweise dafür. Meinen weißen Freunden verdanke ich alles, was ich bin und habe, nicht allein die Erhaltung meines Lebens, sondern auch das Christentum.“

Er sah sie finster an, dann wandte er sich an Boharibâs. „Bist Du vielleicht ein Pflegebruder?“ fragte er spöttisch.

„Nein, Herr, ich bin der Diener des Sahib.“

„Ein Christ?“

„Wenn Du mir das Leben läßt, hoffe ich, durch die heilige Taufe in den Bund der Christen aufgenommen zu werden.“

Ein grimmiges Lächeln flog über Munsubalees dunkles Antlitz. „Ihr seid alle dem Tode verfallen, wenn Ihr bei Eurem Glauben beharrt,“ sagte er mit schwerer Betonung, „Ihr könnt nur Euer Leben retten, wenn Ihr Euch zu meiner Religion bekehrt.“

„Nein,“ rief William mit lauter Stimme, „wir sind alle bereit, für den Namen Jesu zu leiden und zu sterben.“

„Ihr auch?“ fragte der Fürst die jungen Mädchen.

Ein dreistimmiges „Ja“ erklang, dann ein lauter Aufschrei. „Nein, nein, ich will nicht sterben.“ Franzis, die sich dicht hinter William gehalten, stürzte vor und dem Fürsten mit gerungenen Händen zu Füßen. „Erbarmen, Herr, Erbarmen, ich fürchte mich zu Tode.“

„Gut, so schwöre, daß Du zu unserer Religion übertreten willst, und Du sollst leben.“

Ehe Franzis zu einer Antwort kam, stand William an ihrer Seite. „Halt ein, besinne Dich, damit Du nicht dem Versucher erliegst, der Deine Seele verderben will. Gott wird Dir Kraft geben, daß Du den Tod für seine Ehre erdulden kannst.“

„Nein, nein, ich kann nicht, ich fürchte mich zu Tode. Hilfe, Erbarmen, Herr,“ jammerte sie und sank, überwältigt von Angst und Erschöpfung, ohnmächtig zu Boden.

Der Fürst blickte mit grausamem, kaltem Lächeln über sie hinweg. „Und Du?“ fragte er Elisabeth.

„Ich bin bereit, für Gottes Ehre zu sterben,“ lautete die einfache Antwort.

„Ich auch,“ erklärte Ellen, und zum ersten Male seit des Verlobten Tode flog ein Lächeln über ihr verhärmtes Antlitz.

Munsubalee sah Amarasanthi fest an. „Du kehrst zu dem Glauben zurück, in dem Du geboren bist?“

Sie sah schwärmerisch auf. „Ich preise Gott, daß er mich würdig hält, für seinen heiligen Namen zu leiden und zu sterben,“ rief sie fast jauchzend.

Schweigend, befremdet blickte der Rajah von einem der bleichen, todesmutigen Mädchen zu dem andern; er verstand sie nicht. Wie war es möglich, daß diese jungen, schwachen Geschöpfe so mutig in den Tod gehen konnten? „Ihr sollt nicht sagen, daß ich unmenschlich bin,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ich will Euch bis morgen Bedenkzeit geben, beharrt Ihr dann noch bei Eurem Beschlusse, so müßt Ihr sterben.“

„Wir ändern bis morgen unsere Gesinnung nicht, Herr,“ entgegnete William, „Gott wolle uns in Gnaden behüten, daß wir bis zum letzten Augenblicke standhaft bleiben.“

Der Fürst entgegnete nichts, er gab seinen Dienern ein Zeichen, die Gefangenen fortzuführen. Wild aussehende Männer, mit gezogenen Säbeln, geleiteten sie nach dem Gefängnisse, wohin auch Boharibâs die noch immer ohnmächtige Franzis trug.

Ein halbdunkles, mobriges Gemach nahm sie auf, doch dankbar empfanden sie die Wohlthat, nicht von einander getrennt zu sein. Ihr Kerkermeister brachte ihnen etwas geröstetes Korn und einen Krug mit Wasser, Hunger und Durst zu stillen. Nun saßen sie stumm nebeneinander, des schrecklichen Schicksals harrend, das ihnen bevorstand.

Als Franzis wieder zu sich kam, brach sie in so leidenschaftliche Klagen aus, daß alle ernstlich für ihren Verstand fürchteten. Sie hörte weder auf Elisabeths weiche, tröstende Stimme, noch auf Williams Worte, mit denen er ihre geängstigte Seele aufzurichten suchte. Sie wollte weder essen noch trinken und fiel endlich in eine halbe Betäubung.

Gegen Mittag erschien plötzlich der Fürst in dem Gefängnisse, und als er vernahm, daß alle bei ihrem Entschlusse beharrten, winkte er seinen Dienern. Diese traten herzu und legten den jungen Missionar in den Stock.

„Willst Du zu dem Glauben Deiner Väter zurückkehren?“ fragte Munsubalee Boharibâs.

„Niemals,“ entgegnete dieser fest, „ich glaube an den Christengott.“

„So legt ihn gleichfalls in den Stock,“ befahl der Rajah.

Es geschah, und er lächelte grausam, als seine beiden Opfer vor ihm lagen. William zitterte für die Mädchen, der Rajah ging jedoch, ohne sich um diese zu kümmern.

Langsam schlich ihnen dieser traurige Tag hin. Die Luft in dem engen Raume war unerträglich schwül und drückend. Die jungen Mädchen thaten alles mögliche, die Lage des jungen Missionars und Boharibâs zu erleichtern. Der erstere war voller Freudigkeit, seine Lippen hatten seine Peiniger nicht schließen können, wie Hände und Füße, sie flossen über, Gott zu loben und zu preisen.

„Fürchtet nichts, meine Lieben,“ rief er, „Gott kann uns auch aus dieser Trübsal erretten, und wenn es sein heiliger Wille ist, so wird er uns Kraft und Freudigkeit geben, getrost für seine Ehre in den Tod zu gehen.“

„Padre,“ meinte Boharibâs zweifelnd, „ich bin noch nicht getauft?“

„Glaubst Du an Jesum Christum?“

„Ja, padre."

„So sei getrost, mein Sohn, wer da glaubt, der wird selig werden."

Elisabeth beugte sich nieder, seine trockenen Lippen mit Wasser zu befeuchten.

Er sah innig zu ihr auf. „Es ist nur eine kleine Weile des Leides, Elisabeth, dann sind wir für immer vereint in Gottes Herrlichkeit."

Sie legte leise die Hand auf seine armen, gefesselten Hände. „Gott hat uns in diese Prüfung geführt, ich glaube zuversichtlich, daß sie zu unserem Besten dient!"

Ein qualvolles Stöhnen ließ sie verstummen. Franzis lag auf den Knien, Hände und Gesicht gegen die feuchte Mauer gedrückt, und stieß herzzerreißende Töne aus. Elisabeth trat zu ihr und strich mitleidig über ihr wirres Haar.

„Glaube nur, Franzis, Gott kann uns erretten, wenn er es will."

„Und wenn er nicht will?" Franzis sah wild umher, „ich kann nicht sterben von Henkershand, ich kann es nicht, so helft mir doch," schrie sie auf.

Da drang des jungen Missionars Stimme tröstend durch den elenden Raum: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?"

„Bete zu Gott, daß er uns errettet, dann will ich ihn loben und preisen, aber sterben — nein, lieber —"

Sie schwieg, Elisabeth aber stimmte leise das schöne Lied an: „Harre, meine Seele, harre des Herrn."

Als sie geendet, neigte Ellen ihr thränenfeuchtes Antlitz zu William hinunter: „Helfen Sie mir, wie Sie mir schon einst in schwerer Stunde geholfen haben. Ich bin bereit zu sterben, mit Freuden sogar, doch nicht allein um Gottes Ehre, ich denke nur an die Seligkeit, mit ihm wieder vereint zu werden. Was soll ich thun?"

„Beten, mein Kind, daß Friede in Ihre Seele einkehre, und sie bereit sei, vor Gottes Angesicht zu treten."

Er betete mit lauter Stimme für sie alle, und stille Ergebung lag auf den bleichen Gesichtern, als er schwieg. Die tiefe Ruhe um sie her ward schauerlich durch Franzis' Stöhnen unterbrochen, sonst drang kein Ton der Außenwelt an ihr Ohr. Die Schatten an den Wänden wurden länger, das Tageslicht, das durch die kleinen vergitterten Fenster fiel, schwand allmählich. Innig blickte Elisabeth auf den Geliebten, sie wußte, wie sehr er litt, dennoch leuchtete sein Auge freudig auf, sobald ihre Blicke sich trafen. Bald würde sie tiefe Dunkelheit umgeben, dann sah sie das geliebte Antlitz nicht mehr. Leise trocknete sie seine feuchte Stirn und sagte tröstend: „Größer als der Helfer, ist die Not ja nicht."

Horch, welch ein Lärm plötzlich auf dem Hofe! Lautes Rufen, Schreien, Laufen und Schelten, dazwischen dröhnende Axthiebe gegen das Thor. Bedeutete das Hilfe für die Gefangenen? Atemlos lauschten sie. Nun hörten die Schläge auf, dafür aber machte sich ein Getrappel wie von vielen Pferden bemerkbar. Ach, wer nur einen Blick aus der Thür werfen könnte! Wurde da nicht auf dem Hofe gekämpft? Da, jetzt tönten Schüsse an ihr Ohr. O Seligkeit, wenn es die Erretter wären! Elisabeth und Ellen waren neben William in die Kniee gesunken, Amarasanthi stand inmitten des Gemaches, die Hände gegen das hochklopfende Herz gepreßt. Das Leben war doch schön, das fühlte sie so recht in diesem Augenblicke höchster Spannung.

Jetzt nahten hastige Schritte der Thür. Kam man sie zu töten, ehe es ihren Befreiern gelang, zu ihnen zu dringen? Nun rasselten die Riegel, der Schlüssel ward umgedreht. Der Herzschlag drohte den jungen Mädchen zu stocken — nun flog die Thür auf, helles Tageslicht flutete herein und ließ den jungen Offizier, der hastig über die Schwelle trat, wie eine Lichtgestalt erscheinen. Ein leiser Schreckenslaut und ein lauter Jubelruf erklangen zu gleicher Zeit.

„Amarasanthi, Gott sei gelobt, daß wir nicht zu spät kommen."

Ehe er jedoch die schwankende Mädchengestalt erreichte, lag eine andere weinend und jauchzend zu seinen Füßen und umklammerte ihn. „Reginald, mein Erretter, mein Erlöser aus Not und Tod."

Er hob sie schnell auf. „Nun, nun, Cousinchen, beruhige Dich, so schlimm ist es nicht. Erlaube, daß ich vor allen Dingen meine Braut begrüße."

Amarasanthi war bis an die Mauer geflohen und sah ihm schreckensbleich entgegen. Elisabeth ergriff seine Hand. „Laß ihr Zeit, Reginald," bat sie leise und fügte innig hinzu: „Wie sollen wir Dir danken, Regie? Gott hat Dich zu unserer Errettung gesandt."

Wie ein Stich ging es ihm durch das Herz, als er in das blasse Leidensgesicht blickte. „Meine Heilige," flüsterte er und führte ihre Hand an seine Lippen. Heiße Röte flog im nächsten Augenblicke über seine Stirn, als er dem Blick des jungen Missionars begegnete. Sogleich bemerkte er auch dessen Lage. Schnell kniete er nieder, erst ihn, dann auch Boharibâs mit Hilfe eines Dieners zu befreien.

Nur mit Mühe erhob sich William, streckte dem jungen Offizier die Hand hin und sagte bewegt: „In einem unbedachten Augenblicke sprach ich einst die vermessenen Worte aus, daß ich Ihrer nie bedürfen könne, Gott zeigt mir heute, wie klein und hilflos der Mensch sein kann, wie sehr er auf seinen Nebenmenschen angewiesen ist. Ich kann Ihnen nicht mit Worten danken, Mr. Wilson, wollen Sie aber vergessen, was hinter uns liegt? Lassen Sie uns Freunde sein."

Abermals flog dunkle Glut über das kecke, übermütige Antlitz, zagend blickte er auf Elisabeth. Diese streckte ihm bewegt die Hand hin. „Sei unser Freund, Regie," bat sie herzlich. Stumm schüttelte er die Hände des jungen Paares, er hatte sich nie so beschämt gefühlt, wie in diesem Augenblicke.

Jetzt drang englisches Militär in das Gefängnis, allen voran ein brauner Jüngling, der mit einem

Jubelrufe zu dem Missionar stürzte. „Padre, mein padre lebt.“

„Gopâl Du? Du bist aber verwundet, Deine Schulter ist verbunden.“

„Ein Säbelhieb, den mir der Hindu versetzte, der mich beiseite stieß, padre, es hat aber nichts zu sagen. Ja, padre, ich stellte mich tot, um Sie zu retten und lief, nachdem sich das Thor hinter mir geschlossen, so schnell ich konnte, nach Allahabad zu. Da sah ich auf dem Wege — Bussuhabad liegt südlich zwischen Allahabad und Benares — Militär von dieser letzteren Stadt nach der ersteren marschieren. Bald erkannte ich, daß es Engländer waren, eilte ihnen so schnell wie möglich entgegen und führte sie hierher. Gott sei gedankt, daß wir nicht zu spät gekommen sind.“

William strich gerührt über des Knaben dunkles Haupt. „Gott lohne Dir Deine Treue, Gopâl,“ sagte er weich.

Draußen hatte inzwischen der Kampf ein Ende genommen. Die Rebellen hatten sich in den Garten zurückgezogen und von dort einen Ausweg zur Flucht gefunden. Nun trat auch der Hauptmann des englischen Regimentes in das Gefängnis und beglückwünschte die Gefangenen.

Reginald suchte sich nun Amarasanthi zu nähern, diese aber, wohl wissend, daß Franzis augenblicklich ihr bester Schutz sei, verschanzte sich hinter dieser, und Franzis, nachdem die Todesgefahr vorüber, war gerne bereit, die Liebenswürdige zu spielen, sah jedoch zu ihrem Verdruß, daß er durchaus keine Notiz davon nahm. Das war zu viel. Mit großer Grandezza sank sie in Ohnmacht, was eine allgemeine Bewegung zur Folge hatte.

Hauptmann Carlton eilte herbei, nahm sie in die Arme und trug sie ins Freie. „Es ist ein Wunder, daß die Damen in diesem Raume überhaupt haben leben können,“ rief er, „man müßte den Rajah zur Rechenschaft ziehen. Was sagt aber dieser edle Herr? Er habe die Herrschaften nur vor der Wut der Rebellen schützen wollen und sie in den Kerker geworfen, um ihnen später zur Freiheit helfen zu können. Meiner Treu, eine wunderbare Art und Weise. Kein Menschenstamm auf Erden ist aber wohl so gerieben, wie diese braunen Halunken. Ist Ihnen besser, mein Fräulein?“

Sie lächelte ihn matt und dankbar an. „Sie sind sehr gütig. Ihnen verdanken wir unsere Rettung, Mr. — Mr. —“

„Carlton, mein Fräulein, Hauptmann des Kavallerie-Regiments in Benares, der es sich zur Ehre anrechnet, den Damen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben. Ich wette aber, Sie sind alle zum Umsinken erschöpft, vorwärts, Wilson, zwingen Sie den menschenfreundlichen Rajah, ein opulentes Mahl herrichten, sodann Sänften für die Damen herstellen zu lassen. Alles mit größter Geschwindigkeit, damit wir vor Anbruch der Nacht in Allahabad sind.“

Es geschah alles, wie der energische Hauptmann befahl. Nach kurzer Zeit konnten die Gefangenen sich an Speise und Trank laben, dann erschienen die Sänften.

Reginald fand noch im letzten Augenblicke Gelegenheit, Amarasanthi zuzuflüstern: „Leider kann ich Dich nicht nach Benares begleiten, da unser Regiment nach Futtechpoor kommandiert ist, wo neue Unruhen ausgebrochen sind. Komme ich glücklich zurück, so gilt mein erster Weg Dir, meiner Braut. Nein, sieh mich nicht so abweisend an, Amarasanthi, Du bist doch mein, trotz aller Abwehr, denn Du liebst mich, wie ich Dich.“

Seine strahlenden, übermütigen Augen tauchten tief in die ihrigen, dann trat er zurück, die Sänfte zu schließen.

Mit heißem Dank im Herzen gegen Gott verließen die Befreiten Bussulabad, wo sie schon geglaubt hatten, mit dem Leben abschließen zu müssen. Wie weit, wie schön lag die Welt, das Leben vor ihnen, das sie neu geschenkt aus Gottes Hand empfangen hatten.

Der Rajah ließ sich nicht sehen, aber hinter den Fenstern der Frauenabteilung blickte ein blasses, abgehärmtes Antlitz hervor, mit fieberglänzenden, sehnsuchtsvollen Augen. Nun schloß sich das Thor, die frühere Stille kehrte in Bussulabad ein.

Zwölftes Kapitel.

Es war ein schöner klarer Dezembertag. Seit einigen Tagen hatte der Regen nachgelassen, frisches Grün begann an Baum und Strauch hervorzusprießen; hier und da sah man auch schon Gesträuche in voller Blüte.

In dem Missionsgarten von Benares spielten fröhlich zwei Kinder, die so frisch und rosig aussahen, daß man in ihnen kaum die kleinen Jammergestalten wieder erkannt hätte, die vor wenigen Wochen hier ihren Einzug gehalten hatten. Unter einem Mangobaume saßen Jane und Ellen, mit einer Näharbeit beschäftigt, während Franzis in einem Schaukelstuhle lag und verdrossen vor sich hinschaute.

„Ist das ein langweiliges Leben,“ rief sie unmutig aus, „man sieht keinen Menschen, hat nicht einmal ein vernünftiges Buch zu lesen. Wenn Papa und John doch endlich kämen, uns heimzuholen. Ich begreife nicht, wie die Verwandten dies Dasein aushalten, das sich einen Tag wie den andern, gleich einem Räderwerk, abspinnt.“

„Ich bin froh, einen Blick in ihr arbeitsreiches Leben werfen zu dürfen,“ entgegnete Jane, „es verleiht innere Befriedigung.“

Franzis lachte spöttisch. „Daß Du so sprichst, ist mir ein unlösbares Rätsel, ich begreife nicht, wie Du so urplötzlich Vergnügen daran finden kannst, diese widerwärtigen Heidenkinder zu unterrichten. Mich brächte keine Macht der Welt dazu, schon ihr Anblick macht mich elend.“

Jane schwieg, aber ihre Augen leuchteten, als sie auf ihren beiden kleinen Lieblingen ruhten, die sich fröhlich in den breiten Wegen jagten. Sie unterrichtete nicht allein die beiden Kinder, sondern sie half auch der Tante und den Cousinen in der

Mädchenwaisenschule. Eine vollständig neue Welt war ihr aufgegangen, und das thatkräftige Mädchen ergriff die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, nicht nur mit Eifer, sondern führte sie auch mit Beharrlichkeit durch. Sie hatte den Ernst des Lebens erfassen gelernt und sprach nicht wie einst: „es erscheint mir nicht lebenswert", sondern sie strebte mit ganzer Kraft danach, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden und auch die Kinder, die auf so wunderbare Weise unter ihre Obhut gekommen waren, zu solchen zu erziehen.

Da kam Mabel gesprungen und küßte sie ungestüm. „Es ist zu schön hier, Tante Jane, wir bleiben doch noch recht lange hier?"

„Ich hoffe es. Wie Du aber glühst, May, Du mußt nicht so wild sein." Sie strich ordnend über die glänzende Lockenfülle und nickte Frank, der seinem Schwesterchen langsam gefolgt war, freundlich zu.

„Ich möchte immer hier bleiben, Tante Jane," sagte dieser, „und wenn ich groß bin, möchte ich Missionar werden, wie Onkel."

„Nicht Offizier, Frank?"

Der Knabe sah nachdenklich ins Weite. „Es ist schön, Frauen und Kinder zu beschützen, aber weißt Du, Tante Jane, es ist doch noch schöner, den armen Heiden vom lieben Gott zu erzählen und sie zu Christen zu machen. Meinst Du nicht auch, Tante Jane?"

Sie strich liebevoll über sein blondes Haar. „Gewiß, mein lieber Junge, Du sollst werden, wozu Dein Herz Dich treibt."

„Ich werde keine Missionarin," rief Mabel und schüttelte die Locken, „dann kann ich nicht tanzen und springen. Wenn ich eine Dame bin, heirate ich einen Offizier und fahre immer spazieren und bin furchtbar vergnügt."

„Bravo, Mabel, ganz meine Ansicht vom Leben," rief Franzis lachend.

Ein Schatten flog über Janes Züge, sie schob die Kleine von sich und sagte ernst: „Du bist noch lange keine Dame, May, sondern mußt vorläufig lernen, artig und fleißig zu sein. Geht jetzt ins Haus und arbeitet, bis ich zu Euch komme."

Frank faßte gehorsam des Schwesterchens Hand; Mabel ließ sich auch geduldig einige Schritte fortziehen, dann riß sie sich los, stürmte zurück und schlang die Arme um Jane. „Sei nicht böse, süße Tante, ich will ja auch artig und fleißig sein, aber nicht wahr," schmeichelte sie, „ich darf doch auch lachen und fröhlich sein?"

Janes Miene klärte sich auf, als sie in das rosige Gesichtchen sah. „Ja, Kind, das darfst Du, nun geh aber."

Trällernd hüpfte die Kleine davon, und Franzis sagte spöttisch: „Du solltest Dir keine Mühe geben, ihre Lebenslust einzudämmen, es gelingt Dir doch nicht."

„Das will ich auch gar nicht, ich will sie nur auf den rechten Weg leiten und vor Oberflächlichkeit bewahren. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du in keiner Weise auf sie einwirken wolltest."

Franzis gähnte gelangweilt. „Ich bekümmere mich nicht um Kindererziehung und begreife nicht, wie Du Lust an Dingen hast, die Dir sonst gänzlich fern lagen. Aber meinetwegen, chacun à son goût. Ich möchte nur wissen, wann Reginalds Regiment nach Benares zurückkehrt, sie brauchen unerlaubt lange, ehe sie mit der aufrührerischen Horde fertig werden."

Sie erhielt keine Antwort und ihre mißmutige Miene erhellte sich auch nicht, als Elisabeth und Amarasanthi freundlich grüßend an den Tisch traten. Sie kamen beide aus der Mädchenschule und forderten die Cousinen auf, ihnen zum Mittagsmahle ins Haus zu folgen.

Auf der Station ging das Leben seinen alten Gang. Die braunen Christen, welche sich während des Aufstandes hierher geflüchtet, waren alle in ihre Dörfer zurückgekehrt. In Muratpur wurde emsig gebaut und geschafft, und es waren wirkliche Festtage für Elisabeth, wenn der Verlobte sich einmal frei machte, um nach Benares zu kommen. Seine Kirche war zu seiner Freude unberührt geblieben, nun half er seinen Dörflern mit Rat und That ihre Häuser wieder aufzubauen. Er selbst ließ ein einfaches Missionshaus errichten, ähnlich wie Elisabeths Elternhaus.

„Es ist kein prunkendes Heim, mein Liebling," sagte er einst, „ich hoffe aber, daß Glück und Segen unter seinem Dache wohnen werden."

Das hoffte auch die Braut, deren Glück durch keinen Schatten mehr getrübt wurde. Sie verstand den Verlobten jetzt vollkommen, keine Regung der Seele blieb ihr verborgen, und die Eltern sahen mit Dank und Rührung auf das junge glückliche Paar. Jedes Antlitz strahlte freudig auf, wenn der junge Missionar erschien, selbst Amarasanthi brachte ihm schwesterliche Neigung entgegen. Franzis allein zuckte spöttisch die Achseln und beachtete den jungen Geistlichen nicht mehr, nachdem er ihr deutlich gezeigt, daß er nicht das geringste Verständnis für eine kleine harmlose „Flirtation" habe.

Ja, Elisabeth war glücklich, nur eins trübte ihren Frohsinn, und das war der Schwester Geschick. Diese hatte den Eltern ihr Leid mitgeteilt, und der Vater hatte versprochen, die Angelegenheit für sie in die Hand zu nehmen. Nun hätte die kleine Lotosblume wohl das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfinden können, es schien aber nicht so. Still und träumerisch ging sie umher, und Elisabeth sah wohl, daß sie litt. Sie verdoppelte ihre Liebe und Zärtlichkeit gegen die holde Gefährtin ihrer Kindheit, ahnte sie doch, daß das stolze Herz immer noch mit seiner Liebe rang. Es that ihr in ihrem bräutlichen Glücke doppelt weh, die Schwester nicht ebenso glücklich zu sehen.

Alle weilten nach dem Mittagsmahle noch im Wohnzimmer und belustigten sich mit den Kindern, als ein Diener mit der Meldung eintrat, daß eine Frau den padre und seine Familie zu sprechen wünsche.

„Auch meine Familie?" fragte der Missionar verwundert, „das ist ja merkwürdig. Wir sind aber alle versammelt, führe die Frau herein, Tom. Ihr,

Frank und Mabel, springt in den Garten, benutzt nur die kühle Jahreszeit, die Euch gestattet, im Freien herumzutollen."

Fröhlich gehorchten die Kinder. Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als eine verschleierte Frauengestalt eintrat und sich tief verneigte. Langsam schritt sie zu dem Missionar hin, verneigte sich nochmals, schlug den Schleier zurück und fragte: „Vielleicht erinnert Ihr Euch meiner noch, Herr?"

Einen Augenblick sah der geistliche Herr nachdenklich in das braune Antlitz, das eine Erinnerung in ihm weckte, die ihm doch nicht klar war, oder doch? Erstand nicht ein stiller Abend vor seinem geistigen Auge, drang nicht das leise Weinen eines Kindleins an sein Ohr? Lebhaft sprang er auf. „Seid Ihr nicht —" er stockte und warf einen fragenden, unsicheren Blick auf seine Gattin, auf Amarasanthi. Ahnungsvoll erhob sich diese, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt, trat sie an des Vaters Seite und forschte angstvoll in den Zügen der fremden Frau.

„Ihr habt mich erkannt, Herr," sagte sie, „ich bin diejenige, welche Euch vor siebzehn Jahren das Kind brachte, das jetzt in jugendlicher Schönheit vor mir steht und mich mit den Augen der Mutter anschaut."

„Meine Mutter," rief Amarasanthi blaß und zitternd vor Erregung, „o sprecht, sendet sie Euch zu mir? Hat sie Verlangen nach ihrem Kinde?"

„Meine Herrin hat sich siebzehn lange Jahre fast verzehrt vor Sehnsucht nach ihrer Tochter. Nun sendet sie mich, ihr Kind zu ihr zu führen, damit sie es in die Arme schließe, ehe ihr Auge im Tode bricht."

Das junge Mädchen stieß einen Schreckensruf aus. „So ist meine arme Mutter krank? Soll ich sie nur wiederfinden, um sie sterben zu sehen? O Mutter!" Weinend sank sie der treuen Hüterin ihrer Kindheit, die ihr liebreich zusprach, an die Brust.

„Wer ist Eure Herrin, gute Frau, und welche Gewähr leistet Ihr uns für die Sicherheit unseres Kindes?" fragte der Missionar.

„Der Name meiner Herrin wird Euch nicht unbekannt sein, Herr. Sie ist die Lieblingsgattin des reichen und mächtigen Rajah Munsubalee von Bussulabad."

Laute Rufe des Staunens ertönten, Amarasanthi aber wand sich heftig aus den Armen der Mutter und rief lebhaft: „Mein Herz hat es mir gesagt, daß ich mich im Hause meines Vaters befand. O, meine Mutter, welch grausames Geschick, mit Dir unter einem Dache zu weilen, und Dich nicht zu sehen, Deine süße Nähe nicht einmal zu ahnen! Und die beiden Knaben? o sprecht, wer sind sie?"

„Deine Brüder, o Herrin, die Söhne Deiner Mutter, welche die Götter ihr geschenkt haben, und deren Dasein Deine Mutter zu hohen Ehren und Ansehen bei ihrem Herrn gebracht haben."

„Meine Brüder," sagte Amarasanthi glücklich lächelnd, „darum zog mein Herz mich unwiderstehlich zu ihnen, namentlich zu dem älteren. Leben mir auch noch Schwestern, gute Frau?"

„Ein Töchterlein ward meiner Herrin vor vier Jahren beschert, und unser Herr ließ es, da ihm die Söhne nicht versagt waren, am Leben. Die kleine Fatima ist meiner kranken Herrin Augentrost, gemahnt sie aber auch zu gleicher Zeit an die ferne, zur Jungfrau erblühte Tochter, an Dich, Amarasanthi, das getreue Ebenbild Deiner Mutter, als sie noch der eben erschlossenen Rose glich."

„Daß mein Vater mich nicht erkannte," bemerkte das junge Mädchen sinnend.

„Mein Herr und Gebieter hat Verdacht geschöpft," entgegnete Marani. „Meine Herrin wußte nicht wie ihr geschah, als er eines Tages zu ihr trat und strenge fragte: ‚Ist es Wahrheit, daß meine vorjüngste Tochter tot geboren ward?' Deine arme Mutter erschrak zu Tode, sie glaubte, Munsubalee habe von Deiner Errettung erfahren, o Herrin, und trachte Dir nach dem Leben. Meine Herrin brach in heiße Thränen aus und rief: ‚O, meine Töchter, meine armen, ermordeten Kinder, die mein Auge niemals sehen wird, wann wird mein Herz Ruhe finden?' So wehklagte sie und Munsubalee ging, ohne seine Frage zu wiederholen.

„Einige Stunden später, nachdem er gegangen war, trat Jowallah Singh, der älteste Sohn meiner Herrin, in das Senana und erzählte seiner Mutter, daß Fremde im Palaste seien, weiße Frauen und ein weißer Mann, die sich Christen nannten und gefangen gehalten würden. Unter ihnen befände sich ein braunes wunderschönes Mädchen, das ihm zugelächelt und freundlich gewinkt habe. Meine Herrin forschte den Knaben aus und erfuhr, daß der Gefangene ein padre sei, der aus Lucknow komme und nach Benares wolle. Sie geriet in die größte Aufregung und sandte mich aus, um Erkundigungen einzuziehen. Ich wandte mich an den Thürhüter des Senana, an Hanumân, der meiner Herrin sehr ergeben ist, und der mich auch damals, als ich Dich, o Herrin, in Sicherheit brachte, heimlich aus einem Seitenpförtchen gelassen hat. Er hatte Dich gesehen, als Du mit den Gefangenen in den Palast gebracht warst, und er schwor, daß Du meiner Herrin gleichest, wie ein Ei dem andern, wenn das unser Herr nicht sähe, müsse er von den Göttern mit Blindheit geschlagen sein. Meine Herrin verzehrte sich in Sehnsucht, Dich zu sehen, die sie für ihre Tochter halten mußte, und wir berieten, wie das zu bewerkstelligen sei, ohne Dich in Gefahr zu bringen. Plötzlich entstand ein großer Lärm auf dem Hofe. Du weißt, Herrin, daß es Eure Befreier waren, die Euch fortschafften, fort, ohne daß das Herz Deiner Mutter durch Deinen Anblick erquickt ward."

„Und jetzt?" rief Amarasanthi unter heißen Thränen, „welchem Umstande verdanke ich jetzt das Glück, an das Herz meiner Mutter eilen zu dürfen?"

„Mein Herr und Gebieter ist für wenigstens acht Tage hierher gereist, um Gebete und Waschungen an dem heiligen Strome zu verrichten und den Göttern Opfer zu bringen, damit sie das Leben seiner Gattin erhalten. Er kehrt niemals früher

heim, als nach Verlauf einer Woche. Folgst Du mir heute, Herrin, so führe ich Dich übermorgen wieder zurück."

„Glaubt Ihr, gute Frau, daß mein Kind in dem Palaste Eures Herrn keiner Gefahr ausgesetzt ist?" fragte der Missionar.

„Nein, Herr, das ist sie nicht. Hanumân, der ins Geheimnis gezogen, ist treu wie Gold, er hat für sichere Leute gesorgt, die uns in Sänften nach Bussulabad tragen. Er läßt uns heute nacht durch eine Seitenpforte in den Palast, ohne daß ein Mensch außer ihm und seiner Tochter Tulasi, die meine Herrin während meiner Abwesenheit pflegt, darum weiß. Vertraut mir Amarasanthi an, Herr, ich stehe mit meinem Leben für sie ein, und ihre Mutter sehnt sich zu Tode nach dem Anblick ihres Kindes."

„Ich habe kein Recht, der armen Mutter ihr so schmerzlich entbehrtes Kind vorzuenthalten," entgegnete der Missionar bewegt und ergriff des jungen Mädchens Hand. „Was sagst Du, mein Kind, willst Du gehen?"

„Ja, Vater, wenn Du es gut heißest, ich sehne mich nach meiner Mutter. O Vater, Mutter, was habt Ihr alles in diesen siebzehn Jahren für mich gethan, darf ich denn noch länger Euer Kind sein?"

„Das bleibst Du, so lange der Herr uns am Leben läßt, geliebtes Kind," antwortete der Missionar und strich leise über das schimmernde Haar des erregten Mädchens, „hier bleibt Deine Heimat, bis sich Dir eine andere öffnet. Und nun geh mit Gott, teures Kind, bringe Deiner Mutter Ruhe und Frieden, und Dich möge der gütige Vater im Himmel wohlbehalten zu uns zurückführen." —

Über Wald und Feld ruhte noch tiefe nächtliche Stille, als sich zwei Sänften dem Palaste von Bussulabad näherten. Die Umrisse des weitläufigen Gebäudes waren kaum sichtbar, die Träger mußten ihren Weg jedoch genau kennen. Statt sich nach dem Hauptthore zu wenden, schlichen sie nach der Seitenfront und hielten still. Ein leiser, klagender Ruf, der an den Vogel Koyal erinnerte, zitterte durch die Luft. Rings umher herrschte Totenstille. Jetzt ließ sich jenseits der Mauer ein Geräusch vernehmen, und nun ward eine kleine Pforte geöffnet.

Schweigend traten die Träger ein und durchschritten schnell den stillen Park, der den Palast von drei Seiten umgab. Vor einem Pförtchen desselben blieben die Träger stehen und setzten ihre Last zu Boden. Hanumân öffnete die Sänften. Aus der ersten stieg Marani und war ihrer jungen Herrin behilflich, die ihre zu verlassen. Schweigend ergriff sie dann deren Hand und führte sie durch die von Hanumân geöffnete Pforte, welche sie in einen kleinen Hofraum brachte, der direkt in das Senana führte. Eine Veranda beschattete die großen Zimmerthüren, die zu gleicher Zeit als Fenster dienten. Sie schritten an einer langen Reihe von Zimmern vorüber, die, wie Amarasanthi später erfuhr, von den verschiedenen Frauen mit ihren Kindern bewohnt wurden. Beide bemerkten nicht, daß sich ein braunes Antlitz hinter einem der Fenster zeigte und ihnen hämisch nachsah.

Nun stand Marani still und pochte leise gegen eine Thür. Geräuschlos öffnete sich dieselbe, und Amarasanthi stand in einem hell erleuchteten Gemache. Zitternd vor Aufregung lehnte sie einen Augenblick gegen die Wand und sah umher. Das Zimmer war reich ausgestattet. Der Fußboden war mit einem prächtigen, indischen Teppich belegt; längs der Wände befanden sich niedrige Sitze mit weichen, seidenbezogenen Polstern.

Das alles interessierte das junge Mädchen indessen nicht, ihre Blicke ruhten auf dem seidenen Lager, das sich in einer Ecke befand, und auf dem sich jetzt eine weißgekleidete Gestalt erhob. Ein schmales Antlitz von heller bräunlicher Färbung, das Spuren großer Schönheit aufwies, blickte aus schwermütigen, fieberglänzenden Augen zu ihr hinüber. Sehnsüchtig streckte sie ihr die Arme entgegen.

„Meine Tochter, gestatten mir endlich die Götter, Dich an mein Herz zu schließen?"

Amarasanthi lag schon zu ihren Füßen und schmiegte sich in die sie umschließenden Arme. „Mutter, meine liebe, teure Mutter, nach der ich mich im Wachen und Träumen gesehnt habe," flüsterte sie unter Thränen. Entzückt blickten sie sich an, um sich abermals in die Arme zu sinken.

Die beiden Dienerinnen standen regungslos an der Thür und sahen stumm auf die rührende Scene; niemand bemerkte das bräunliche Antlitz, das sich gegen das Fenster lehnte und einen triumphierenden Blick in das erleuchtete Gemach warf, im nächsten Augenblick aber verschwunden war.

Wie vieles hatten sich Mutter und Tochter in diesen stillen Nachtstunden zu sagen! Aufmerksam lauschte die erstere den Erzählungen aus dem Leben ihres Kindes, das ihr wie ein Märchen erschien.

„So bist Du glücklich, mein Kind?" fragte sie.

„Ja, Mutter, und Du?"

„Die Götter haben meine Gebete erhört und mir zwei Söhne beschert, sie sind das größte Glück meines Lebens."

„Dein Gatte ist doch auch gut gegen Dich, Mutter?" fragte das junge Mädchen, dem die Mutter wie eine Gefangene erschien, zagend.

Ihre schwermütigen Augen leuchteten in stolzer Freude auf. „Ich bin Munsubalees Lieblingsgattin, obgleich ich seit einigen Jahren siech und elend bin; die anderen Frauen, die mir seine Liebe nicht gönnen, beneiden mich. Da sieh, meine Tochter, wie reich er mein Gemach geschmückt. Die anderen Frauen haben nur kahle Wände, und eine Strohmatte am Fußboden ihrer Kammer, die sie mit ihren sämtlichen Kindern teilen. Ich habe mein eigenes Gemach und meine Kinder das ihre."

Amarasanthi sah die arme Frau, die nach ihren Begriffen ein beneidenswertes Los gezogen hatte, mitleidig an. „Darfst Du Dein Zimmer niemals verlassen, Mutter?" fragte sie.

„O ja, wir sitzen am Tage unter der Veranda und steigen am Abend auf das flache Dach, singen und lassen uns von unseren Dienerinnen Märchen und Göttergeschichten erzählen. Zuweilen dürfen wir uns auch, tief verschleiert, unter schützender Bedeckung, nach einem der Tempel tragen lassen, um den Göttern

unsere Opfer zu bringen, oder nach dem heiligen Flusse, um das sühnende Bad zu nehmen. Ich habe das alles, nach dem Willen der Götter, lange nicht mehr gekonnt."

„Arme Mutter," flüsterte Amarasanthi, und eine Thräne glänzte in ihren Augen. Welch ein Bild that sich ihr auf! Wohl hatte der Vater ihr manches aus dem Dasein einer reichen, indischen Frau erzählt, wie trostlos erschien ihr jedoch nun die Wirklichkeit. Erschüttert beugte sie sich nieder, die Hand der Kranken zu küssen. „Wie danke ich Dir, Mutter, daß Du mich diesem Dasein entrissen hast," rief sie aus.

Die Leidende sah sie nachdenklich an. „Haben die Götter Dich glücklicher gemacht als mich, meine Tochter?"

„Der Gott der Christen hat mir zum wahren Glück verholfen," entgegnete das junge Mädchen bewegt.

„Ist er größer als Brahma?" flüsterte die Kranke scheu.

„Ja, Mutter, viel größer und gewaltiger und von großer Güte und Gnade."

Sinnend blickten die dunklen Augen in das junge schöne Antlitz. „Ich habe von ihm gehört," sagte sie leise. „Marani war nahe bei Benares auf einem Dorfe, ehe sie meine Dienerin wurde; sie wußte aber nichts weiter von dem Christengotte, als daß er die kleinen Kinder rettet; so sandte ich Dich dem padre, von dem Marani gehört, daß er ein Christ sei und Kinder für seinen Gott aufzöge. Du bist auch Christin?"

„Ja, Mutter, von ganzem Herzen."

„Hat der Christengott Dir einen guten Gatten beschert?"

Dunkle Glut überflutete das junge Antlitz. „Ich habe noch keinen Gatten, Mutter," rief sie hastig.

Die Kranke richtete sich auf und sah die Tochter in äußerstem Staunen an. „Keinen Gatten und bist doch schon siebzehn Jahre alt? Ich denke schon an einen für meine Tochter Fatime, und sie zählt erst vier Jahre."

„Es ist bei uns nicht Sitte, daß die Mädchen schon so früh heiraten," entgegnete Amarasanthi verwirrt.

Kopfschüttelnd und mißbilligend sah die Fürstin ihre Tochter an. „Du sagst, Du bist glücklich, was hat Dir Dein Christengott denn beschert?"

„Ein stilles Herz, Mutter, das in Geduld trägt, was sein Wille ihm auferlegt hat," lautete die sanfte Antwort.

Einen Augenblick herrschte Stillschweigen, dann bat die Kranke: „Erzähle mir von Deinem Gotte."

Leise begann Amarasanthi zu sprechen von dem Vater im Himmel, der die Menschen so sehr liebte, daß er seinen Sohn für sie dahingegeben. Stumm, mit glänzenden Augen lauschte die Fürstin sowohl als ihre Dienerinnen.

Als helles Tageslicht in das Gemach schien, erinnerte sich Amarasanthi erschrocken, daß die kranke Mutter vollständig um ihre Nachtruhe gekommen sei und überredete sie, noch eine Stunde zu schlafen. Sie selbst streckte sich auf den Diwan, um in ungestörter Ruhe nachzudenken. Die Dienerinnen verhüllten sorgsam die Fenster, damit kein unberufener Blick in das Gemach drang, und lauschten still auf die Atemzüge ihrer Herrin.

Allmählich ward es lebendig in dem Senana. Frauen schlichen kichernd und schwatzend auf der Veranda hin und her, Kinder lachten, weinten und schrieen, es war an keine Ruhe mehr zu denken. Die Fürstin richtete sich auf und befahl ihren Dienerinnen, ihr Bad herzurichten, und ihre schönsten Gewänder bereitzulegen. Amarasanthi war entrüstet, daß ihr Schlummer so jäh unterbrochen war und fragte, ob die anderen Frauen nicht mehr Rücksicht auf die Leidende nähmen? Die Fürstin sah sie erstaunt an, sie wußte nicht, was sie meinte, das Wort Rücksicht war in der Frauenabteilung nicht bekannt.

Die Dienerinnen geleiteten nun ihre Herrin in ein Nebengemach, ihr Bad zu nehmen, und hüllten sie dann in ein goldgesticktes, duftiges weißes Gewand. Das schwarze Haar wurde gesalbt und mit Spangen und Perlen geschmückt. Amarasanthi war tief bewegt, als die zarte, hinfällige Gestalt auf dem Diwan ruhte und glückselig zu ihr aufblickte.

„Du gleichst mir, meine Tochter," sagte sie befriedigt, „so schön war ich auch, als die Rosen noch auf meinen Wangen blühten. Das ist jetzt vorbei, wie lange wird es dauern, so werden sie meinen Leib den Flammen übergeben, und meine Seele wird in irgend ein Tier fahren."

„Nein, Mutter, sie wird in ihre ewige Heimat zurückkehren, wo Friede und Freude und unvergängliches Leben herrscht," entgegnete Amarasanthi und setzte sich zu der Mutter Füßen. Stumm lauschte diese, bis ihr und der Tochter das Frühstück gebracht ward.

„Darf ich meine Geschwister nicht sehen?" bat das junge Mädchen nach demselben.

„Nein, meine Tochter, Deine Anwesenheit darf keiner menschlichen Seele verraten werden, auch nicht Deinen Geschwistern; wenn Munsubalee davon erführe, wären wir beide des Todes, keine Macht der Götter könnte uns davor schützen."

Die Fürstin ward nicht müde, den Schilderungen aus dem so frembartigen Leben der Tochter zu lauschen, am liebsten aber hörte sie dieselbe von dem Christengotte sprechen. So verging der Tag schnell.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Jahrelang.

Sie sprachen von Liebe so warm und schön,
Und wie sie das Leben vergolde — —
Da ging ich sie suchen in Wald und Höhn
Die Liebe, die süße, holde!
Und ward nicht müde, hinauszuschaun,
Nicht müde im Hoffen und Sehnen,
Ich sah die Tage vom Morgengrau'n
Zum Abend sich langsam dehnen;
Und trug tief in mir den heißen Drang
Jahrelang — jahrelang — —

Doch endlich starb er, leise und lind;
Vielleicht auch ging er nur schlafen,
Entmutigt, weil wir das Himmelskind
Auf unserer Wanderung nicht trafen.
Der Seele heimlich geliebtes Ziel
Verlor sich in Dämmerungen,
Ihr leise zitterndes Saitenspiel
War schmerzvoll seufzend zersprungen!
Und gab doch sonst so lieblichen Klang
Jahrelang — jahrelang.

Nun schreit' ich mit stillem Antlitz dahin,
Nicht suchend voll Hoffen und Zagen;
Ich weiß nicht, ob ich zu preisen bin,
Ob mich die Menschen beklagen!
Ob ich entbehrte das köstlichste Glück,
Ob freundlich das Los mir gefallen — —
Noch immer verlang ich die Sehnsucht zurück
Mit ihrem Wogen und Wallen;
Denn Frieden fand ich, um den ich rang
Jahrelang — jahrelang — —

Gertrud Triepel.

Der Schillerkopf.

Humoreske von **Alfred Bock.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Kassenschrankfabrikant, der jedes Wort der famosen Rede verschlungen hatte, war bereits mit sich darüber einig, daß er den Wink des Schicksals benutzen und auf den Plan des Kunsthändlers eingehen müsse.

„Wo hawwe Se den Schillerkopp?“ fragte er hastig und drückte mit dem Gestus eines Kunstkritikers seinen goldenen Kneifer auf den breiten Nasensattel.

„Draußen,“ erwiderte Gurauer, tänzelte hinaus und kam gleich darauf mit dem sorgfältig verpackten Porträt zurück. Er zog die Schrauben aus den hölzernen Schutzleisten, entfernte die letzeren und stellte das Bild so auf, daß das volle Tageslicht darauf fiel. Herr Schmidt trat näher. „Das Ding is total verdreckt und macht kein besondere Effekt,“ gab er einigermaßen enttäuscht sein Urteil ab.

„Alle Achtung vor Ihren Kassenschränken,“ entgegnete der Kunsthändler, „aber von so was verstehen Sie nichts, Herr Schmidt. Gerade weil das Bild alt ist, hat es den kolossalen Kunstwert. Nach dem Monogramm zu schließen, ist es ein Porträt von dem berühmten Maler Reinhard. Es stellt Schiller im 20. oder 22. Lebensjahre dar.“

„Was soll der Schillerkopp koste?“ erkundigte sich Herr Schmidt.

„Fünfhundert Mark,“ antwortete Gurauer leichthin. Der Fabrikant machte eine Bewegung, als ob er den kleinen Händler an der Kehle packen wollte.

„Fünf—hundert Mark!“ schnaubte er. „Sinn Se verrickt? Mei(n) teuerster Kasseschrank kost ja nur vierhundert Mark mit drei Prozent Sconto.“

Gurauer blieb eiskalt. „Über den Preis ist gar nicht zu sprechen, Herr Schmidt. Das Bild kostet mich selbst soviel. Ich will nichts verdienen bei dem Geschäft. Sie waren mir gefällig. Heut bin ich Ihnen gefällig, Herr Schmidt.“

Der neugebackene Kunstmäcen konnte sich noch nicht von seinem Schrecken erholen. „Fünfhundert Mark,“ polterte er, „un for so e alt Möwel!“ Der Kunsthändler blieb stumm und schickte sich an, das Porträt wieder in das Holzgestell einzuschrauben.

„Wo hawwe Se den Schillerkopp her?“ herrschte ihn Herr Schmidt an, den die Ruhe Gurauers erbitterte.

„Von einem sehr vornehmen Mann,“ brüstete sich der Händler. „Von einem Mann, der mehr Schulden wie Haare auf dem Kopf hat. Von einem Mann, der nicht weiß, was er thut. Ich kann jeden Augenblick zweitausend Mark für das Bild haben. Aber ich will kein Geschäft daraus machen. Ich bin ein ehrlicher Mann. Sie haben mir geholfen, jetzt revanchiere ich mich. Ich bin zuerst zu Ihnen gekommen, weil ich will, Sie sollen Ihr Glück machen. Aber wenn Sie nicht wollen —“ Er setzte die zweite Schraube in die Holzleisten und that, als ob der Verzicht des Fabrikanten für ihn eine ausgemachte Sache sei.

Herr Schmidt kämpfte einen schweren Kampf. Seine Frau drehte jeden Pfennig zweimal herum, ehe sie ihn ausgab. Wenn sie erfuhr, daß er fünfhundert Mark für den Schillerkopf gegeben hatte, war sie imstande, ihn unter Kuratel stellen zu lassen. Das war der wunde Punkt bei dem Handel. Übrigens wußte er, daß der kleine Gurauer ein durchtriebener Geschäftsmann war. Und wenn auch! Den Kassenschrankfabrikanten Lorenz Schmidt so plump zu betrügen, das riskierte er nicht. Er hätte sich ja in der ganzen Stadt unmöglich gemacht. Herrn Schmidt belustigten seit Jahren die Zuträgereien und die Komik des boshaften Gnoms. Darum hatte er in einer Anwandlung von Generosität mehrmals für den armen Schlucker den Beutel gezogen — natürlich hinter dem Rücken seiner Frau. Der Mann wollte sich jetzt einfach dankbar erweisen, das war klar. Und es war unleugbar, der Kerl hatte Lebenserfahrung und praktischen Verstand. War die Idee mit dem Schillerkopf nicht ganz vorzüglich? War dieser Plan nicht wunderbar fein ausgeheckt? Es wäre eine unverzeihliche Dummheit gewesen, den Händler gehen zu lassen. Freilich fünfhundert Mark war heidenmäßig viel Geld. Aber man mußte in den sauren Apfel beißen. Das war hier quasi Ehrensache. Da hörte einfach alle Knickerei auf. Der Hinkel hatte vielleicht für

den Kommissionsrat das Doppelte springen lassen. Schwerenot der Hinkel! Herr Schmidt besiegte alle Zweifel und erklärte mit Würde, er werde den Schillerkopf behalten. Gurauer zeigte sich nicht im mindesten überrascht, daß er das Spiel so schnell gewonnen hatte. „Herr Schmidt," sagte er dreist. „Sie erlauben, ich hole erst zwei Sachverständige. Die sollen das Bild taxieren. Sie zahlen nur die Taxe. Ich bin ein Mann von Grundsätzen."

„Net recht bei Trost sinn Se," fertigte ihn Herr Schmidt ab. „Meine Se vielleicht, ich heb die Sach an die groß Glock hänge? Was wir da unner uns abmache, geht kei Deibel was an. Un Se halte mer reine Mund, alter Freund!" Er machte eine Handbewegung nach oben, denn über seinem Privatcomptoir lag das Zimmer seiner Frau. Indes er dem Kunsthändler das Geld hinzählte, informierte er sich, wann der Hofmarschall wohl zu sprechen sei. „Zwischen elf und zwölf,". beschied ihn Gurauer, strich gleichzeitig die Banknoten ein, wünschte viel Glück und verschwand —

Glockenschlag elf Uhr zog Herr Schmidt die Klingel am Hofmarschallamt. Man öffnete ihm und führte ihn in das Wartezimmer. Nachdem er beinahe eine Stunde antichambriert hatte, wurde er vorgelassen. Der Hofmarschall Freiherr von Harthausen war ein jovialer alter Herr, dessen Horizont nicht eben groß war. Freilich reichten seine Verstandeskräfte für die Funktionen, die ihm im Hofdienst zugemessen waren, vollkommen hin. Im langjährigen Verkehr mit hohen und allerhöchsten Personen war ihm eine verbindliche Art zur zweiten Natur geworden und dem Publikum gegenüber hatte er sich Höflichkeit zur ersten Pflicht gemacht. Er empfing den Kassenschrankfabrikanten mit großer Zuvorkommenheit. Dieser brachte sein Anliegen etwas unverständlich, jedenfalls so gut er konnte vor. Der Hofmarschall versprach die Übergabe des Schillerkopfes an Seine Hoheit zu vermitteln. Herr Schmidt zeigte sich so offenherzig und naiv, daß es gar keines besonderen Scharfsinns bedurfte, um zu erraten, wohin er eigentlich mit seiner großmütigen Schenkung steuerte. „Schicken Sie mir das Bild," verabschiedete ihn der Hofmarschall, indem er sich Namen und Wohnung des Fabrikanten notierte. „Ich sage Ihnen gerade heraus, ich bin absolut kein Kenner, aber ich werde bei der ersten Gelegenheit das Porträt Seiner Hoheit vorführen. Der Herzog ist gegen eine solche Liberalität seiner Unterthanen nicht unempfindlich. Hoheit gehen morgen auf Jagd. Bitte kommen Sie in vierzehn Tagen genau um dieselbe Zeit wieder zu mir."

Auf dem Heimweg blieb Herr Schmidt zur Verwunderung der Residenzler alle zwanzig Schritte stehen und hielt folgenden Monolog: „E netter Mann, der Hofmarschall! Dem könnt' mer emal so e Kasseschränkche mit em neue Kontrollschloß zum Präsent mache. Mer soll doch mit dene Kreise Fühlung unterhalte. Was hat er gesagt? Der Herzog is gege so Liberalität seiner Unterthanen net unempfindlich! Was soll das heiße? Das heißt: der Herzog läßt sich net lumpe. Geld nemm ich keins. Es bleibt em gar nix üwwrig, er muß mer en Titel gewwe. Der kost en ja auch nix. No, zum Kommissionsrat kann er mich als Fawrikant net mache. Es läuft mer so e a(n)genehm Prickeln üwwer de Rücke! Lorenz, de Kopp in de Höh, Du wirst Kommerzierat!"

Im Vorgefühl künftiger Größe erschien Herr Schmidt im Kreise seiner Familie. „Regincbe," schmunzelte er, „laß emal e Flasch Ungsteiner eraufhole, mer steh(n) am Vorawend großer Ereignisse."

„Du hast en Frühschoppe getrunke," sagte Frau Schmidt und sah ihren Ehegatten mißtrauisch von der Seite an.

„Net en Schluck," beteuerte der Titularkandidat und setzte großthuend hinzu: „Du wirst Dich umgucke, Reginche!"

„Was sinn das for Redensarte. Hast De in der Lotterie gewonne?"

„Nä net en Pfennig. Dring net in mich. Ich darf Der doch nix sage. Awwer Du wirst steige, Reginche, turmhoch steige un e Rad schlage wie en Pfau."

„Was hast Du net schon for Projekte gemacht," hielt Frau Schmidt ihrem Manne vor. „Kei(n) Wort glauw' ich Der. Erst will ich's schwarz auf weiß seh(n)."

Trotz der spitzen Pfeile, die Frau Schmidt auf ihren Gatten abschoß, schwadronierte dieser lustig fort: „Du kannst en Kaffee gewwe heut üwwer vierzeh(n) Dag. Un dem Hinkel sei(n) Schwägerinne läbst De mer ei(n). Gege finf erschein' ich in der Gesellschaft und lass' de Bomb' platze. Zum Schluß fall ich Der vorm versammelte Volk um de Hals. Du sollst emal seh(n), grin un gelb werde se vor Neib."

Frau Schmidt ließ diesen Wortschwall ihres Mannes ruhig über sich ergehen. „Wann etwas bassiert," kalkulierte sie, „kommt e Ei(n)ladung noch früh genug. Un ich trau dem Friede net. Wer weiß, was se dem Lorenz widder for en Floh in de Kopp gesetzt hawwe."

Werner, der älteste Junge, hatte sich die günstige Gelegenheit inzwischen nicht entgehen lassen, eine Flasche Ungsteiner aus dem Keller herbeizuholen. Man setzte sich zu Tisch, die Gläser wurden gefüllt, und frohgelaunt mit schnalzender Zunge trank Herr Schmidt dem kommenden Glück entgegen. —

Der Herzog gehörte zu den glücklichen Regenten, denen die hohe Politik keine schlaflosen Nächte bereitet. Ein vielerfahrener, fähiger Minister leitete die Staatsgeschäfte, die Hofhaltung hielt sich auf besonderen Wunsch des Landesfürsten in bescheidenen Grenzen, und das Ländchen nahm unter einer gerechten und loyalen Verwaltung lebhaften Aufschwung. Der Herzog liebte die Künste: er versuchte sich mit Glück in der musikalischen Komposition, er dilettierte in der Malerei, und ein längerer Aufenthalt auf der Universität hatte ihn der Litteratur in die Arme geführt. Als einer seiner bedeutendsten Lehrer, einem übertriebenen Goethe-Kultus gegenüber, in einem geistreichen Buche eine Rettung Schillers unternahm, sprang ein Funke der Begeisterung, die dem Akademiker das Wort geliehen, auf den jungen Fürsten über. Er machte Schillers Werke zu seinem Lieblingsstudium, und bald nach seinem Abgange von der Universität zur Regierung gelangt, gründete er ein Schiller-Museum, das der pietätvollen Erinnerung an den Dichter geweiht war. Ein geräumiger Saal im nördlichen Flügel des Residenzschlosses war zur Aufnahme der Kunstschätze bestimmt, die der Herzog mit Umsicht und liebevollem Fleiße zu sammeln verstand. Wertvolle Erwerbungen verschafften dem Museum in kurzer Zeit eine Bedeutung, daß es füglich unter die angesehensten deutschen Kunstinstitute gezählt werden konnte. Der Herzog war unablässig bemüht, den Besitzstand des Museums zu vermehren und hieß jeden willkommen, der ihn in seinem verdienstlichen Unternehmen zu fördern geneigt war. —

Früher als man vermutete kehrte der Herzog von der Jagd zurück. Er hatte einem bekannten Münchener Porträtisten, der die Residenz passierte, einige Sitzungen zugesagt, und der Maler richtete für einige Zeit im Schlosse ein

Atelier ein. Der Fürst wollte es sich nicht nehmen lassen, selbst dem geschätzten Künstler sein Schiller-Museum zu zeigen, und diesen Moment hatte der Hofmarschall Freiherr von Harthausen ausersehen, seinem Gebieter über den Schillerkopf des Kassenschrankfabrikanten Lorenz Schmidt Vortrag zu halten. Vielleicht, erwog Herr von Harthausen, war hier ein rotes Röckchen zu verdienen und dann konnte man dem formlosen Maler mit den fliegenden Haaren einmal beweisen, daß man auch etwas von Kunst verstand! Der Herzog hörte mit großem Interesse, welche wertvolle Gabe ihm zugedacht sei und befahl, den Schillerkopf sogleich herbeizubringen. Sobald das Porträt auf einer Staffelei Platz gefunden, bat der Hofmarschall Seine Hoheit, das Kunstwerk in Augenschein zu nehmen. Der Fürst warf einen prüfenden Blick auf das Porträt, schüttelte den Kopf und wandte sich dann an seinen Gast, der mit dem Legationsrat Freiherr von Gillern in einiger Entfernung Aufstellung genommen hatte. „Nun, Herr Professor, was halten Sie von dem Schillerporträt?" Der Maler zögerte mit der Antwort, aber um seine Mundwinkel zuckte es verräterisch. „Ich bitte Sie, lieber Professor, sans gêne," ermutigte ihn der Herzog.

„Wenn Hoheit befehlen," versetzte der Künstler, sich zu einer ernsten Miene zwingend, „übernehme ich das schwierige Amt der Kritik. Nun, ich kenne nur ein Jugendporträt Schillers. Es gehört der Familie Gleichen-Rußwurm. Aber wenn ich hier von den rötlichen Haaren und der stark entwickelten Nase absehe, erinnert mich auch kein Zug, keine Linie an Schiller. Hoheit bemerken den plump geformten Kopf, den ungeheuren Mund und das spitze Kinn. Ja, das ist mein Lebtag nicht Friedrich Schiller. Der ganze Kopf ist übrigens verzeichnet. Technik und Pinselführung sind höchst mangelhaft. Es ist offenbar das Machwerk eines Dilettanten. Das Porträt stammt sicher gar nicht aus dem vorigen Jahrhundert. Ich schätze es höchstens auf 30 oder 40 Jahre alt."

„Aber Herr Hofmarschall —" rief der Herzog mit feinem Spott, während Herr von Harthausen sich in tausend Verlegenheiten wand.

„Ich bin ganz konsterniert, Hoheit," stotterte er. „Der Mann versicherte mich, der Schillerkopf sei echt. Hoheit wissen, ich bin kein Kenner." Dies Geständnis in Gegenwart des boshaften Malers fiel ihm sehr schwer und er wischte sich mit einem Batisttuche die hellen Schweißtropfen von der Stirne.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte der Legationsrat von Gillern, „das Porträt kommt mir so bekannt vor."

Ein Hoffnungsstrahl belebte das bleiche Gesicht des Hofmarschalls und er wagte die Äußerung: „Vielleicht ist es Schillers Sohn!"

„Welcher von zweien?" fragte der Herzog belustigt.

Unterdessen hatte sich der Kammerdiener Riegelmann, der über 50 Jahre in herzoglichen Diensten stand, mit einer tiefen Verbeugung dem Herzog genähert. „Verzeihung, Hoheit, ich kann über das Porträt Auskunft geben."

„Sie, Riegelmann?" lachte der Herzog. „Ich bin starr —"

„Ich kann mich gar nicht täuschen," bekundete Riegelmann. „Ich weiß ganz genau, wer es ist. Ich habe ja mit ihm auf einer Schulbank gesessen. Es ist der verstorbene Hoffriseur Haase!"

Jetzt erinnerte sich auch der Legationsrat: „Wahrhaftig, Riegelmann, Sie haben recht, es ist der Haase, der Friseur Haase. Und der hieß in der ganzen Stadt der Schillerkopf."

„Jawohl, Herr Legationsrat," bestätigte Riegelmann.

„Also doch eine Ähnlichkeit," entschuldigte der Herzog mit verhaltener Ironie seinen Hofmarschall, der vor der Staffelei wie auf glühenden Kohlen stand. Die Gegenwart des Fürsten verhinderte einen allgemeinen Heiterkeitsausbruch. Der Hofmarschall erhielt den Auftrag, das Porträt dem Kassenschrankfabrikanten zurückzugeben und schwankte, ein Bild des Mitleids, hinaus. Draußen loderte der helle Zorn in ihm empor. „Harthausen," wütete er gegen sich selbst, „wie konntest Du Dich so gräßlich düpieren lassen? Und dieser elende Schmidt! Den Kerl hat mir der leibhaftige Satan auf den Hals geschickt. Aber warte, Wicht, wenn Du mir wieder ins Garn läufst!" —

„Ewe hat's elf geläut! Gewitter, wo is mei(n) neu weiß Bind?" tobte Herr Schmidt und stampfte so laut mit dem Fuß in seinem Schlafzimmer auf, daß alle beweglichen Gegenstände darin mit Ausnahme seiner Frau zu zittern begannen.

„Warum nimmst De net Dei(n) alt Bind, die ich gewasche hab, Grobian?" schalt Frau Schmidt und kramte die von ihr sorgsam versteckte neue Krawatte aus einem verborgenen Winkel der Kommode hervor. Herr Schmidt legte die festliche Binde um den blanken Stehkragen und gab die heftigen Widerworte: „Schwei' still, Regine, heut ärjer' ich mich net, heut solle sich die Leut ümwer mich ärjern!"

Während er mit einiger Anstrengung in den altmodischen Frack schlüpfte und die weißen Glacéhandschuhe anzog, suchte seine Frau vergeblich aus ihm herauszulocken, was die Galavisite, für die er sich seit einer Stunde vorbereitete, zu bedeuten habe. „Bezähm Dei(n) Neugier," wies er sie ab, „in bene Cirkel, wo ich ewe verkehr, verrät mer kei Staatsgeheimnisse — un emal gar net seiner Frau. Kannst De's dann net abwarte, Evasbochter? Wann die Supp aufm Disch steht, wirst De hör'n, was die Glock geschlage hat."

Mit der Würde eines Granden setzte Herr Schmidt seinen Cylinder auf und machte sich eilends auf den Weg nach dem Hofmarschallamt. Seltsamerweise brauchte er diesmal keine Minute zu warten, ein Diener geleitete ihn sofort zum Hofmarschall. Dieser saß an seinem Schreibtisch, würdigte den Eintretenden keines Blickes, sondern arbeitete ruhig weiter. Herr Schmidt hatte vollauf Muße — allerdings mit einem leisen Unbehagen — die Schönheit seines Schillerkopfes zu bewundern, der ihn, vom hellsten Sonnenschein beleuchtet, wie ein guter Bekannter aus einer Ecke des Zimmers grüßte. Nach einer Weile spritzte der Hofmarschall die Feder aus, erhob sich, schritt auf den befrackten Kassenschrankfabrikanten zu und blieb dicht vor demselben in steifer Haltung stehen. „Herr Schmidt," schnarrte er mit der Strenge eines Kriminalrichters, „ich habe Sie neulich nur für einen eitlen Streber gehalten. Heute weiß ich mehr, Sie sind auch ein Lump!"

Herr Schmidt wechselte die Farbe. „Was wolle Se eigentlich dademit sage, Herr Hofmarschall?"

„Unverschämtheit!" schmetterte Herr von Harthausen, auf den Schillerkopf deutend, heraus. „Wie können Sie's wagen, diesen Farbenklecks für einen Schillerkopf auszugeben? Wie können Sie sich unterstehen, diese Schmiererei Seiner Hoheit anzubieten?" Der Kassenschrankfabrikant schnappte nach Luft und das verteidigende Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Der Hofmarschall maß ihn mit einem verächtlichen Blick. „Jeder Halbgebildete sieht, daß das nicht Friedrich Schiller, sondern das ordinäre Gesicht eines Bartkratzers ist."

„Was? Bartkratzer?" schrie Herr Schmidt und fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopf. „Haww' ich dann mei Verstand verlorn?"

„Verstellen Sie sich nur," schäumte der Hofmarschall. „Wußten Sie etwa nicht, daß es der verstorbene Friseur Haase ist?"

„Nix haww' ich gewußt," brüllte Herr Schmidt. „Ich verbitt' mer die Redensarte. Fünfhundert Mark haww' ich gegewwe für de Schillerkopp. Un wann Se's wisse wolle, wem? — dem Jacob Gurauer."

„Machen Sie das einem anderen weiß," schnitt ihm der Hofmarschall das Wort ab. „Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn Sie ungestraft davonkommen. Zum zweiten Male läßt sich der Hof nicht von Ihnen zum Besten halten. Hier haben Sie Ihren Farbenklecks! Und nun adieu! Ich habe keine Zeit für Sie!"

„Meine Se, ich deb den Lump auf mer sitze lasse?" knirschte Herr Schmidt. „Mer spreche uns widder, Herr Hofmarschall!"

Kaum seiner Sinne mächtig, den Schillerkopf fest unter den linken Arm gepreßt, stürmte Herr Schmidt davon. Das Gefühl der Beschämung über die erlittene Schmach galt ihm nichts in diesem Augenblick, nur ein Gedanke beherrschte ihn: Rache! Rache an Gurauer! Schon sah er sich im Geiste dem tückischen Kobold gegenüber. Er stürzte sich auf ihn, er würgte ihn und unter dem Drucke seiner Fäuste hauchte der Halunke seine Spitzbubenseele aus. Fort raste der Kassenschrankfabrikant durch die Straßen, seine erhobene Rechte fuchtelte in der Luft herum, und die Passanten wichen scheu zur Seite, denn sie glaubten nicht anders, als Herr Schmidt sei verrückt geworden. An der Ecke der Sophienstraße, in der Gurauers Lädchen lag, rannte er ziemlich unsanft mit dem Auktionator Winterstein zusammen. Die Karambolage zwang ihn, einen Moment stehen zu bleiben.

„Holla!" lachte der Auktionator, den Hut lüftend. „Hawwe Se schon gehört, Herr Schmidt?"

„Was?" schnaufte dieser und wollte weiter.

„Der Jacob Gurauer is durchgegange. Ewe de Augeblick haww ich die Bud zugemacht. Der Spitzbub hat alles mitgeh(n) heiße, was net niet- und nagelfest is."

Herr Schmidt zuckte zusammen wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Der Schillerkopf entglitt seinem Arm und fiel polternd auf das Pflaster.

„Es hat em nix geda(n)," bemerkte Herr Winterstein, das Porträt vom Boden aufhebend. Sobald sich der Kassenschrankfabrikant der verhaßten Last ledig fühlte, gewann er plötzlich die Herrschaft über sich selbst zurück und sagte mit erheucheltem Gleichmut:

„So, der Gurauer? Das wundert mich gar net. Das war immer en Lump. Den hawwe mer längst erkannt. Ach, Herr Winterstein, Sie könnte mer en Gefalle du(n) —"

„Gewiß, Herr Schmidt."

„Ich hab da en Schillerkopp. Das heißt, er ist net echt. Awwer er hat mich e schö(n) Stück Geld gekost. Un er find' vielleicht sein Liebhawwer. Lasse Se mer'n doch versteigern."

„Sehr gern," sagte der Auktionator gefällig, „das kann morje am Tag gescheh." Und er nahm das Porträt an sich.

Herr Schmidt schlug den Weg nach seiner Wohnung ein, aber je näher er seinem Ziele kam, desto langsamer und schleppender wurde sein Gang. Er wußte, daß ihm das Schwerste noch bevorstand: die Aussprache mit seiner Frau. In der Not kam er auf eine kapitale Idee. „Wann ich heimkomm," überlegte er, „bin ich dodsterbekrank. Un direkt ins Bett. Das hilft. Da muckst se sich net!" Und mit der Leidensmiene eines Lazarus überschritt er die häusliche Schwelle. Seine Frau kam ihm an der Korridorthüre entgegen: „Um Gottes Wille, Lorenz, wie siehst De dann aus? Was is Der dann bassiert?" — „Es is mer so elend," jammerte Herr Schmidt, „ich klapper vor Frost, ich hab e Ziehe im ganze Körper. Es werd mer alle Minut schwarz vor de Auge. Ach, Reginche! —"

Frau Regine erbleichte, schnell half sie ihrem Manne ins Bett und verordnete ihm ihr altbewährtes Hausmittel, eine Tasse Kamillenthee. Der Kranke schlürfte den heißen Trank und fühlte sich darauf etwas leichter. „Gelle der Kamillenthee!" beruhigte ihn seine Frau. „Ich will kein Dokter," flüsterte Herr Schmidt, „ich will emal ordentlich schwitze, vielleicht pack ich's." Ächzend sank er in die Kissen. An seiner Bettstatt hielt Frau Regine Wacht. „Was mag er widder a(n)gestellt hawwe?" sprach sie zu sich selbst. „Es muß em firchterlich auf die Nerve geschlage sei(n). Was haww ich mit dem Mann schon durchgemacht! No, er mag jetzt geda(n) hawwe, was er will: ich verbrenn mer de Mund net. Dann er is en aufgeregter Mensch. Un er is imstand un schnappt mer bei so ene Gelegenheit emal üwwer. Hernach sitz ich da mit de Buwe. Ich will mer kei(n) Vorwürf mache. Un vor de Leut muß mer immer de Familievatter reschbektiern. Ich werd' heut nacht bei em wache. Er soll sich üwwer nix zu beschwern hawwe."

Herr Schmidt warf sich hin und her, die Schmerzen schienen heftiger zu werden. Frau Schmidt schickte die Buben nun doch heimlich zum Arzt. Dieser kam sofort, untersuchte den Patienten und konnte nicht das geringste Symptom einer Krankheit entdecken. Als gewissenhafter Mann verschrieb er ein niederschlagendes Pulver, diktierte die größte Ruhe im Krankenzimmer und versprach am anderen Morgen beizeiten wiederzukommen. Gegen Abend verfiel Herr Schmidt in einen unruhigen Schlummer, von schweren Träumen gefoltert schreckte er häufig empor und stieß zum Entsetzen seiner geängsteten Frau die sonderbarsten Laute aus. Er stand mitten auf dem Marktplatz. Freundlich grinsend kam der Kommissionsrat Hinkel auf ihn zu. „Nun, lieber Kollege, wie steht's mit dem Kommerzienrat?" und dabei schüttelte er sich vor Lachen. Ein kleines dürres Männchen schlurfte über den Platz. „Ach, Herr Schimmel!" rief der Kassenschrankfabrikant. „Jawohl, Herr Schimmel!" hüstelte der Kleine mit heiserer Stimme. „Das kommt davon, wenn man aus der Branche geht. Wollte keine Häringe mehr verkaufen das Lorenzchen. Und der Hochmutsteufel fuhr in das Bürschchen. Jetzt hast Du den Salat! Das nenn' ich Carriere machen. Hi, hi, hi . . ." Herr Schmidt floh wie von Furien gejagt von dannen. Vor ihm lag der rote Sandsteinbau des Hofmarschallamts. Er stieg die breite Treppe hinan, die Thüren öffneten sich von selbst. Am Schreibtische des Hofmarschalls aber saß der Kunsthändler Gurauer im schwarzen Frack, einen Ordensstern auf der Brust. „Ja, wissen Sie denn nicht, liebster Herr Schmidt," kicherte er, „daß ich Hofmarschall geworden bin?" — „Wo sinn mei fünfhundert Mark?" schrie Herr Schmidt. „Beruhigen Sie sich doch," versetzte Gurauer, „Ihr Geld ist vortrefflich aufgehoben und hier ist Ihr Diplom. Ich gratuliere, Herr Kommerzienrat!" Da belebte sich plötzlich der Schillerkopf an der Wand, und der Hoffriseur Haase trat mit einem Knicks aus dem Rahmen heraus. „Seh' ich dem Friedrich Schiller nicht sprechend ähnlich?" näselte er. „Nicht wahr, das haben wir gut gemacht? Ja, der Gurauer ist ein schlauer Patron.

Aber ein Extrahonorärchen für mich. Bitt' schön, Herr Schmidt — Herr Kommerzienrat Schmidt!"

„Halunke, Spitzbuwe seid Er," schrie der Kassenschrankfabrikant, „mei(n) Geld her oder ich schlag Euch dod!"

„Ruhe," schallte es machtvoll durch das Zimmer und der Hofmarschall Freiherr von Harthausen trat herein. Wie der Blitz fuhr der kleine Gurauer ans Fenster und sprang durch die Scheiben hinaus. Der Hoffriseur Haase zog sich in den leeren Bilderrahmen zurück, schrumpfte zusammen und wurde wieder zum Schillerkopf. Herr Schmidt aber rückte beherzt dem Hofmarschall auf den Leib.

„Herr Hofmarschall, nemme Se augeblicklich de Lump zurück."

„Fällt mir doch gar nicht ein, Sie Einfaltspinsel."

Der Kassenschrankfabrikant heulte vor Wut auf und stürzte sich auf den Hofmarschall. Dieser hieb wacker um sich, aber Herr Schmidt bekam den Untergriff und warf den Verhaßten zu Boden. „Nemme Se jetzt de Lump zurück?"

„Ich revociere, Herr Schmidt, ich revociere," stöhnte der Hofmarschall.

„No, dann könne Se widder aufsteh(n)."

Der Hofmarschall erhob sich. „Wenn ich etwas für Sie thun kann. Sie haben sich wie ein Kavalier benommen —"

„Net wahr? Mer kann sich awwer net alles gefalle lasse. Ich bin sonst gar kei(n) Spielverderber." Er reichte dem Hofmarschall gemütlich die Hand. „No, un wann Se emal was in Kasseschränk brauche —"

In Schweiß gebadet wachte Herr Schmidt auf. Der erste Morgenschein stahl sich durch die herabgelassenen Gardinen. Besorgt beugte sich Frau Regine über ihren Mann, und dieser sah mit wirrem Blick in das übernächtige Gesicht seiner Lebensgefährtin empor. „Dem Hofmarschall haww ich's awwer emal gegewwe. E wahre Wohldaht!"

„Wem?" fragte Frau Regine erschreckt, denn sie glaubte, ihr Mann phantasiere. Herr Schmidt rieb sich die Augen.

„Reginche, es brickt mer des Herz ab. Ich muß Der etwas sage."

„Du sollst Dich net aufrege."

„Ich kann's awwer net länger bei mer behalte."

„No, wie De willst," gab Frau Regine nach. „Mach Der emal Luft. Vielleicht werd Der's besser dadenach."

Herr Schmidt holte tief Atem, ergriff schüchtern die Hand seiner Gattin und legte ein reumütiges Geständnis ab. Zuerst sprach er kurz und abgebrochen, dann zusammenhängend und mit einer Kraft, die ihm seine Frau gar nicht zugetraut hatte. Schweigend folgte Frau Regine seinen Worten, keine Linie ihres regungslosen Gesichtes verriet, was in ihr vorging und siegreich überwand sie den Ärger, der sie zu ersticken drohte. So hielt sie tapfer und hochgesinnt, was sie sich am Lager ihres Mannes gelobt hatte. Ergebungsvoll harrte Herr Schmidt der fürchterlichen Predigt, die nun wie ein Hagelschauer auf ihn niederprasseln würde. Aber zu seiner nicht geringen Verwunderung kam das Unwetter gar nicht zum Ausbruch, und ruhig und gelassen hub Frau Regine an:

„Lorenz, ich will Der emal etwas sage. Gescheh(n) is gescheh(n). Awwer laß Der's zur Warnung diene, ei(n) für allemal! Es braucht net jeder de Verstand mit Löffel gegesse zu hawwe. Es muß auch net jeder e Roll spiele wie auf'm Theater. Du hast e gut Geschäft un Dei Auskomme. Du hast zwei prächtige Buwe un e Frau, die Der Dei(n) siewe Sache zusammehält. Was hast Du netig, auf Titel un Ehrnstelle zu spekulieren? Laß doch die andere sich bücke, halt Du Dein Nacke steif."

Herr Schmidt war förmlich erschüttert. Soviel Güte und Nachsicht hatte er von seiner Frau gar nicht erwartet und es fehlte nicht viel, er hätte laut aufgeschluchzt.

Frau Regine aber sprach die klugen Worte: „Ich kann mer's denke, der Schreck is Der in die Glieder gefahrn. Es war kei(n) Kleinigkeit! Awwer Du könntst doch hernach emal prowiern, aufzusteh. Ich glaub, Der is e Luftveränderung ganz gut. Wann is dann Dei(n) norddeutsche Tour fällig?"

„Wart emal," rief Herr Schmidt unternehmungslustig. „Mai — Juni — Juli — ei in vier Woche."

„Gut," disponierte Frau Schmidt, „dann machst De Dich am beste gleich auf die Lappe. Du mußt e Zeitlang von der Bildfläch verschwinde. Un wann De widderkommst, is Gras üwwer die Geschicht gewachse."

Herr Schmidt lobte die Weisheit seiner Frau und war entschlossen, ihre guten Ratschläge zu befolgen. Eine Stunde später sprang er elastisch aus dem Bett, frühstückte mit Appetit und verfügte sich in sein Comptoir, die notwendigen Vorkehrungen für seine Abreise zu treffen. Nachmittags packte Frau Regine den Koffer und gegen Abend fuhr die Droschke vor, die den Kassenschrankfabrikanten zum Bahnhof befördern sollte. Als der Flüchtling, sein Haus verlassend, eben durch das Vorgärtchen eilte, trat ihm das Faktotum des Auktionators Winterstein entgegen. „E scheene Empfehlung vom Herr Winterstein un ich sollt hier den Brief abgewwe." Herr Schmidt zerriß den Umschlag und las:

„Abrechnung
von Georg Winterstein, vereidigter Auktionator, für Herrn Kassenschrankfabrikanten Lorenz Schmidt.

Für 1 Schillerkopf bei gestriger Auktion erzielt	M. 1 — Pf.
Hiervon ab meine Gebühr	— 45 „
bleiben	M. — 55 Pf.

in Worten fünfundfünfzig Pfennige, welche Überbringer dieses aushändigt."

Herr Schmidt warf einen scheuen Blick nach den Fenstern der Bel-Etage seines Hauses, schob den Zettel rasch in die Rocktasche und sagte zu dem Faktotum, das die kleine Münze hervorsuchte: „Die finfunfufzig Pfennig könne Se behalte. 'N Gruß an de Herr Winterstein un ich ließ bestens danke."

Das Faktotum zog die Mütze, lief diensteifrig an die Droschke und öffnete den Schlag.

„Kutscher, los!" befahl Herr Schmidt, stieg ein, und der Wagen rollte davon.

Märchen.

Von H. Hermann.

In ihrem Herzen war's Winternacht.
Über die eisige Decke
Glitt der Gedanke behutsam und sacht'
Daß die tote Lieb' er nicht wecke.

Und sie sah ihn ziehen im Maienglanz,
Der die Liebe zu Tode geworben;
Im Königskleide, im Siegeskranz —
Die Liebe, die blieb gestorben.

Da sah sie ihn ziehen bettelarm
In winterlichen Landen.
Und in ihrem Herzen ward's maienwarm —
Die Liebe war auferstanden!

Kunst und Kritik.*)

Von **Fritz Bley.**

I.

Die Aufgabe des Kunstkritikers und den geistigen Prozeß seiner Arbeit, kurzum das Wesen der Kunstkritik zu ergründen, erschien mir immer als eine der interessantesten Pflichten. Sonderbar genug, daß gerade hierüber so befremdend wunderliche Anschauungen vernehmbar wurden, selbst aus Kreisen, denen man wohl einen gewählteren Standpunkt hätte zutrauen dürfen.

Zur unbefangenen Prüfung der Frage scheint es mir zunächst nötig zu sein, die Grenzen scharf ins Auge zu fassen, welche die Kunstkritik als einen Teil der praktischen Kunstübung nach ihrer ganzen Methode von den beiden philosophischen Disciplinen Kunstgeschichte und Ästhetik trennen. Denn die m. E. keineswegs ganz ungerechtfertigte Erbitterung der Künstler, die wir oft zu so unerquicklichen Ausbrüchen gelangen sahen, scheint mir weniger durch läppische Bosheiten oder Ungeschicklichkeiten einiger anspruchsloser Tagesschreiber hervorgerufen zu sein, als durch die ästhetisierend-kritische Methode, die sich seit einiger Zeit in der Kunstgeschichte breit machte und den guten Ruf dieser verhältnismäßig noch jungen Fachwissenschaft arg zu schädigen drohte. Es konnte bei keinem Künstler einen hohen Begriff von ihrer Disciplinfähigkeit erwecken, wenn er sah, wie von einigen jüngeren Kunsthistorikern Kunstwerke ohne jede innere geistige Gemeinschaft wie Dominosteine durcheinander geworfen wurden, um dann auf Grund vorgefaßter Geschmacksregeln apotheosiert oder als völlig wertlos beiseite gestoßen zu werden. Sicherlich ist solche epigonenhafte kritische Willkür nicht Aufgabe der Kunstgeschichtsforschung. Die hat mit der Kritik gar nichts zu schaffen. Ob dem persönlichen Geschmacke eines Gelehrten die Werke der von ihm durchforschten Periode oder einzelner Meister derselben zusagen oder nicht, ist für die Feststellung des geschichtlichen Befundes ganz gleichgültig. Ganz und gar zweckwidrig für die kunstgeschichtliche Untersuchung aber ist es, wenn sich der Forscher in Vergleichen verschiedener räumlich und zeitlich einander fern liegender Schulen ergeht. Eine Untersuchung etwa darüber, ob der Sixtinischen Madonna vor der Holbeins der Vorzug gebühre oder umgekehrt, wäre eine kunstgeschichtliche Ungeheuerlichkeit.

Auch mit der Ästhetik hat die Kunstgeschichte nichts gemein, als etwa, daß sie ihr den geschichtlichen Stoff liefert, aus dem dann jene ihre spekulativen Schlüsse ziehen und ihre Systeme aufbauen mag. Aber ihrerseits solche Schlüsse zu ziehen und nach einem ästhetischen Kanon kritische Urteile zu fällen, gewissermaßen den guten und bösen Buben Censuren zu erteilen, ist der ernsthaften Kunstforschung nicht verstattet. Sie darf das Kunstwerk nie anders als streng geschichtlich beurteilen, das heißt im innigsten Zusammenhange mit der auf- oder abblühenden Überlieferung seiner Zeit, bezw. mit den Werken derjenigen früheren Kunstepoche, auf die der Künstler zurückgegriffen hat, mit der Gesamtkultur seiner Tage und den besonderen Bedingungen, unter denen es entstanden ist. So aufgefaßt ist die Kunstgeschichte ein durchaus exaktes Wissensgebiet, das den Denkmälervorrat auf das Genaueste feststellt und einen der wichtigsten Schlüssel zur Erkenntnis der Kultur des betreffenden Landes und Volkes bietet.

*) Aus der „Sozialreform“.

Ganz anders als die Kunstgeschichte stellt sich als philosophische Disciplin die Ästhetik, die sich bemüht, aus dem von den Jahrtausenden in der Kunst Geschaffenen ein System allgemeiner Regeln zu deducieren, und wieder ganz und gar anders die K u n s t k r i t i k, die überhaupt gar keine wissenschaftliche Disciplin ist, sondern der praktischen Kunstübung angehört.

In der That gehört die Kunstkritik ihrer ganzen Methode nach der Ästhetik ebensowenig an als der Kunstgeschichte. Nichts wäre verdrehter, als eine Kritik, die nach einem System a priori gelten sollender Regeln den Wert eines Kunstwerkes ermitteln oder dem schaffenden Künstler Rezepte verordnen wollte. Vielmehr ist die Kritik selbst eine Art der Kunstübung und zwar eine reproduktive. Naturgemäß muß sie als solche ebenso persönlich sein, als das Kunstwerk selbst das vom Künstler erfaßte Weltbild in höchst persönlicher Auffassung widerspiegelt. Goethe hat nun darauf hingewiesen, daß es eine positive und eine negative Kritik giebt. Man darf wohl hoffen, seiner Andeutung zu folgen, wenn man unter „positiver“ Kritik jene versteht, die den Kunstgedanken eines Werkes und die Art seiner Darstellung erschöpft im Gegensatze zu der lediglich „negativen“ Kritik, die an einem Kunstwerke zwar dies oder das zu loben und zu tadeln findet, ohne indessen die Ursachen des Vorzuges oder Fehlers bloßlegen und ohne angeben zu können, welche Schwierigkeiten bei Erreichung des Vorzuges zu überwinden waren, bezw. wie der Fehler hätte vermieden werden können. Selbstverständlich haben wir es hier nur mit jener „positiven“ Kritik zu thun.

Sie also als eine nachschaffende Kunstübung entspringt nicht dem Wissen, sondern dem Können. Denn nur der vermag ein Kunstwerk richtig zu beurteilen, den die Kraft und Energie der Phantasie befähigt, die Absicht des Künstlers nachzuempfinden und zu erkennen, inwieweit das plastisch darstellbare Moment vom Künstler verfehlt oder getroffen ist.

Ein jedes Kunstwerk ist ein Gleichnis. Je klarer und schärfer zwischen der besonderen Idee des vom Künstler gewählten Stoffes und der absoluten Idee (also z. B. zwischen der Schönheit eines Weibes und der Schönheit überhaupt) der Vergleichspunkt (hier also das edele Ebenmaß der Körperformen) herausgearbeitet, d. h. je schärfer und energischer der Kunstgedanke in die Erscheinung getrieben ist, desto größer ist der Kunstwert des Werkes. Denn man vergesse nicht, daß der rohe unverarbeitete „Stoff“ (im genannten Beispiele also der weibliche Akt) der Kunst noch keineswegs angehört und direkt mit ihr gar nichts zu schaffen hat. Die Kunst zieht nur zwischen ihm und der absoluten Idee (zwischen dem Akt und der Schönheit) den Vergleich, um das gesetz- und regelmäßige Vorwalten eben dieser absoluten Idee (in unserem Beispiele der Schönheit), die sie unvermittelt nicht darzustellen vermochte, im Beispiele mittelbar nachzuweisen. Erst dieser relative Gedanke, der „Kunstgedanke“ also bildet den Inhalt des Kunstwerkes. Wo er fehlt, unklar oder getrübt ist, (wenn also z. B. die Schönheit des Weibes im Bildnis überwuchert ist von anderen Eigenschaften, wie Eitelkeit, Sinnlichkeit, Grausamkeit u. dergl.) bleibt das Werk inhaltlos, soviel Getöse auch darin vorgehen mag.

Wir finden da gleich die Erklärung des ältesten Gegensatzes im Kunstleben der Völker. In allen Zeiten nämlich hat man zwei Kunstrichtungen zu unterscheiden gehabt: die eine, welche sich an bloßer Nachahmung, der Erreichung rein äußerlicher Ähnlichkeit, genügen ließ, und die andere, der es



um den Nachweis einer höheren Ordnung im Wirrwarr der Dinge zu thun war. Alle Kulturfortschritte haben diesen uralten Gegensatz eher verschärft, als ausgeglichen: an den einfachen Verzierungen der Hirschgeweihe, die in der Thayinger Höhle gefunden wurden, wie an dem Goldschmucke von Hissarlik und den ältesten ägyptischen, sassanidischen, indischen, nordisch-irischen Arbeiten tritt uns bereits jener höhere Ordnungssinn, jenes Stilgefühl entgegen, das sich an der bloß naturalistisch-ähnlichen Nachbildung nicht genügen läßt; andererseits ist jener primitive Nachahmungstrieb in der modernsten Kunst vielfach zum Schule bildenden Prinzipe erhoben.

Einen Pessimisten möchte diese letztere Thatsache vielleicht am Siege des Besseren, Edleren und Schöneren und damit am Fortschritte der menschlichen Kultur verzagen machen. Wer sich aber vergegenwärtigt, daß die Geschichte sich in Wellenform vollzieht und wer die Kulturgeschichte der Völkergruppen in ihrem großen Zusammenhange betrachtet, den künstlichen Schatz des in den Jahrtausenden geistig Erworbenen vor Augen hält, der kann nicht bezweifeln, daß jener höheren Kunstauffassung immer wieder der Sieg zufallen wird, daß das bloße Nachbilden nur eine Vorstufe der Kunst bildet und, wo es gar die geistige Läuterung des Stoffes grundsätzlich ausschließt, die Kunst verleugnet.

Man darf andererseits den Satz, daß nicht der Stoff, sondern erst die Art seiner geistigen Verarbeitung der Kunst angehöre, nicht so verstehen, als ob deshalb nun ein jeder Stoff der Kunst gleich tauglich sei. Von Künstlern, die in der Beschränkung und den Nöten des Handwerkes etwas stecken geblieben sind, hört man es zwar oft wie einen Glaubenssatz betonen, daß es nicht auf das „Was“, sondern lediglich auf das „Wie“ in der Kunst ankomme. Insofern unter diesem „Wie“ lediglich die technische Bravour zu verstehen wäre, verdiente dieser Satz nach dem oben Gesagten keine Antwort weiter. Man könnte ihn indes auch so verstehen, daß nicht die Höhe und Größe des Kunstgedankens, sondern vielmehr die Klarheit und Energie seiner Darstellung das Kunstwerk ausmache — beiläufig bemerkt die schärfste Klippe für alle Kunstkritik! — daß also z. B. ein vollendet dargestelltes Fruchtstückchen denselben Kunstwert habe, wie die Sixtina, da diese sich nur durch den ihr innewohnenden sittlichen und poetischen Wert, nicht aber durch größeren Kunstwert über jenes Fruchtstückchen erhebe. Aber mit Recht sträubt sich unser Innerstes auch gegen diese Auffassung. Denn selbst wenn wir an dem uralten Satze festhalten, dem auch ich durchaus beipflichte, daß der eigentliche Beruf der Kunst in der Darstellung der Schönheit gipfele, soweit diese nur immer in die äußere Erscheinung trete — wohnt denn nicht auch der Schönheit ein hohes ethisches Moment inne? Sind ja doch Schönheit und Wahrheit nur verschiedene Ausstrahlungen der ewig-einen Weltharmonie!

Nun aber bedenke man wohl', daß diese ursprüngliche Grenze der Kunst längst erweitert ist. Denn eben weil der Mensch die Zusammengehörigkeit von Schönheit und Wahrheit empfand, hat eine Kunst, deren einziger Endpunkt der schöne Schein war, seine unerschöpfliche Sehnsucht nach dem tiefsten Urgrunde alles Seins, die Sehnsucht, an der Himmelshoheit der absoluten Idee teilzunehmen, nie zu befriedigen vermocht. „Die Antwort der Künste,“ sagt Schopenhauer im II. Teil seiner „Welt als Wille und Vorstellung“, „so richtig sie auch sein mag, wird ja immer nur eine einstweilige, nicht eine gänzliche und finale Befriedigung gewähren. Sie geben immer nur ein Fragment, ein Beispiel statt der Regel, nicht das Ganze, welches nur in der Allgemeinheit des Begriffes gegeben werden kann. Für diesen daher, also für die Reflexion und in abstracto eine eben deshalb bleibende und genügende Beantwortung jener Frage zu geben — das ist die Aufgabe der Philosophie.“

Aber die Mehrzahl der Menschen entschließt sich nur schwer zu diesem Aufgeben der Kunst als Vermittlerin und klammert sich an sie nur um so leidenschaftlicher, je weniger endgültig ihre Antwort ist. Und da die Künstler am letzten auf den beseligenden Glauben an die schöne Macht der Kunst verzichten möchten, ja überhaupt kaum jemals dem Zweifel an diesem Glauben verfallen, so nehmen sie, wenn auch unbewußt, einen Teil des durch die Philosophie gewonnenen und zum Gemeingute der Menschheit gewordenen Wissens mit in die Kunst hinüber: d. h. sie thun den Schritt von der Darstellung des rein Bildnerischen zu der des Poetischen, sie tragen in das Bildwerk Ideen hinein, zu deren Verständnis es des besonderen Wissens der Gebildeten bedarf. Zweifellos ist diese Erweiterung der Kunst eine Trübung ihres ursprünglichen Wesens. Man mag auch zugeben, daß wo diese Beimischung von Poesie oder gar von Kulturtendenz in der Kunst zu stark auftritt, die eigentliche Schönheitsidee nur schwach zum Ausdrucke gelangen kann. Aber bevor man sich in den Sattel dieses höchst gefährlichen Prinzipes schwingt und vom hohen Rosse herab dem schöpferischen Kunstgenie solche Erweiterung der Kunstgrenzen und Bereicherung des Kunstgehaltes als Sprengung objektiver Kunstschranken zum Vorwurfe macht, wolle man wohl bedenken, wie eng verschwistert bei Künstlern das logische Denken mit der Phantasie (dem Denken in Formen) nebeneinander wirken, und wie fein, nachgiebig, ja geradezu unbestimmbar zwischen diesen beiden Prozessen des Denkens die Grenze gezogen ist.

Zu jenem ersten Schritte der Kunst, nämlich dem von der Darstellung des rein Bildnerischen zu der Beimischung des Poetischen kommt nun aber ein zweiter, den die Kunst in Gemeinschaft mit der Poesie thut. Leichten Herzens hatten beide von vornherein die unmittelbare Darstellung der absoluten Idee aufgegeben, da sie die gebrochenen Strahlen derselben in dem Kunstbeispiele, dem Ideal, wie in einem Brennpunkt sammeln, dies Ideal also zum Träger der absoluten Idee erheben und so die letztere mittelbar nachweisen zu können glaubten. Aber auch dies Ideal, dem der Menschengeist so freudig vertraute, sah er untergehen. Er sah, daß selbst die höchste Kunst, die Tragödie, die absolute Idee nicht zu halten und zu retten vermochte, da ihr Held, der sich vermaß, an der Tafel der seligen Götter zu speisen, seine Kühnheit mit jähem Sturze büßte.

In dieser Verlassenheit naht dem Erdensohne der barmherzige Samariter Humor. Der gießt lindernd Öl in die Wunden, die Verzweiflung ihm geschlagen, und richtet seinen Geist auf mit dem Hinweise, daß auch der Geringste der Sterblichen teil hat an der absoluten Idee, daß diese uns im Grunde genommen nur darum etwas angeht, weil sie in den Einzelerscheinungen wieder und immer wieder zu Tage tritt, und daß das herrlichste Ideal der Kunst, der Träger der höchsten Idee, verblassen muß vor der Menschheit als dem Gesamtträger der in den Individuen in Erscheinung tretenden Sonderideen. Mit komischem Eifer zerschlägt in dieser halbgetrösteten Stimmung der wankelmütige Menschengeist das formenreine Götterbild, vor dem er gestern noch gekniet, und er, der gestern noch das ewig Gestrige der Kunst für

unwert erachtete, sucht nun bei den verachteten Sklaven und Heloten die absolute Idee, von der er erkannt hat, daß sie auch in dem Geringsten wieder und immer wieder zu Tage tritt.

Friedrich Spielhagen hat dies auf der Grenze von Kunst und Philosophie liegende Wesen des Humors, das wir hier nur zu streifen haben, in seiner schönen Abhandlung über den Humor (1858) in tiefempfundener Weise klargelegt. „So zersprengt der philosophische Gehalt des Humors die künstlerische Form, die er nicht aufgeben will und Goethe hat vollkommen recht, wenn er den Ausspruch that: der Humor zerstört zuletzt alle Kunst! Der Humor thut dies nicht bloß dadurch, daß er, um die Idee zu retten, die Häßlichkeit auf die Spitze treiben, und zur Karikatur seine Zuflucht nehmen, die Form also geflissentlich zerstören muß, sondern vor allem, indem er die Grenzen, welche den einzelnen Künsten vorgeschrieben sind, nicht respektieren kann und in den einzelnen Künsten wieder die besonderen Gattungen durcheinanderwirft."

Wie weit hat die Kunst, indem sie der Poesie zum Humor folgte, sich von ihrem ursprünglichen Wesen entfernt. Und dennoch wird ihr niemand heute aus solcher Erweiterung ihres Gebietes einen Vorwurf machen wollen; denn die Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes hat sich nie nach einem einseitigen Prinzipe hin entwickelt, sondern hat durch Verschmelzung der Gegensätze ihren schönsten Einklang gefunden. Die rein formale Schönheit der Antike, auf die wir von dem Kunstgelehrten noch oft bedingungslos verwiesen werden, ist in den Augen des ganzen letzten Jahrtausend etwas sehr Untergeordnetes gegenüber der durchgeistigten Schönheit; daher selbst das Cinquecento die Antike nur bedingungslos benutzt und mit seinem Ideengehalte beseelt hat. Und was den Humor betrifft, diesen echten Jünger Christi, der wie der Herr und Heiland selbst die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, so sind ja die Säle unserer Museen ein einziger sprechender Beweis dafür, eine wie hohe Aufgabe die christlich-moderne Kunst ihm, dem Vermittler zwischen Realität und Idee, zugesteht. Nur den trivialen Naturalismus, die mephitische Bastardbrut der Walpurgisnacht, hat man zu allen Zeiten verachtet, weil er humorlos ist, d. h. weil er die Idee nicht mehr in der Realität sucht und liebt. Daher in allen modernen Kritiken mit mehr oder minder Glück das Bestreben zu Tage tritt, zwischen Naturalismus und Realismus, d. h. zwischen dem künstlerisch Humorlosen und Humorvollen zu unterscheiden. Mit allem Ismus, ich meine mit allem Schablonisieren, kommt die Kritik freilich der Sache nicht auf den Grund. Der Kunstwert eines Werkes läßt sich nicht wie das Ergebnis einer Gleichung mit mehreren Unbekannten mathematisch ermitteln. A priori läßt sich die Frage nach dem Werte eines Kunstwerkes überhaupt nicht verantworten, denn es giebt, wie als bewiesen gelten darf, a priori weder Wahrheit noch Schönheit; alle Wahrheit ist nur für uns wahr, alle Schönheit nur für uns schön, nicht aber an und für sich. Der Versuch, a priori eine ästhetische Wissenschaft aufzubauen und dieser den „Maßstab" für eine „exakte" Kritik zu entlehnen, steht meines Erachtens auf einer Stufe mit dem Versuche, das perpetuum mobile zu erfinden. Wohl aber läßt sich a posteriori in jedem wahren Kunstwerke ein Sonnenstrahl der ewigen Idee nachweisen, gleichviel ob dieser als äußerer oder innerer (seelischer) Schönheitsgedanke, als Begeisterung für ein hohes Ideal oder als humorvolle Resignation zu Tage tritt, gleichviel ob die Klarheit und der Reiz seiner Darstellung in der Farbe und Form oder in dem vollkommenen Einklange der Erscheinung mit dem Inhalte (dem Stilvollen) beruht.

(Schluß folgt.)

Hypochonder.

Wenn die Seele frei von Schmerze,
Erd' und Himmel Wunders voll:
O wie ärgert sich mein Herze,
Daß es so sich freuen soll!
Doch bei Regen, Wolkenschwärze,
Tief durchnäßte Kleider an:
O wie freut sich da mein Herze,
Daß es so sich ärgern kann!

Bruno Baumgarten.

Briefkasten.

Hertha. Sie besitzen feine und anmutige Begabung, aber Sprache und Form sind noch anfängerhaft durchweg. Sie dürfen nächstens neue Versuche senden. Aber jedes Blatt nur einseitig beschreiben und Abschrift behalten. — Frau W. Th. in N. Der meist gelesene Roman von Johanna Schopenhauer war „Gabriele" (Leipzig, bei Brockhaus), der ganz in den Bahnen von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" wandert und auch den Stil Goethes nachahmt. Ob Sie ihn noch in einer Leihbücherei finden, ist mir zweifelhaft. Er hat noch 1826 eine 2. Auflage erlebt. — Herrn F. v. L. in P. Der unter 1. genannte Schriftsteller ist meines Wissens nicht getauft. Seine Werke aber ganz gewiß nicht. Der zweite stammt von christlichen Eltern.

Inhalt der No. 15.

An die Einsender.

Der Unterzeichnete ist zwei Wochen arbeitsunfähig gewesen und bittet deshalb um Nachsicht, daß sich die Entscheidung über die eingegangenen Arbeiten verzögert.

Leixner.

Unsern geehrten Abnehmern zur Nachricht, daß die nächste Nummer (16) der Roman-Zeitung eine Woche später erscheint, um den im Laufe der letzten Jahre erhaltenen Vorsprung in der Ausgabe der Nummern vor dem Monats-Datum wieder auszugleichen.

Der Verlag der deutschen Romanzeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 16.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Tödliche Liebe.

Theurille hatte die paar Worte nicht vergessen, die ihm Héloise von Savigny zugeflüstert hatte, als er den Salon Aspasias verließ. Mit der Ungeduld eines Liebenden, der die große Turmuhr der Tuilerien nicht mehr aus den Augen verlor, fand er sich am bestimmten Tage bereits eine halbe Stunde früher als verabredet auf der Terrasse der Feuillants ein.

Seine unbedeutende Wunde war vernarbt, und er befand sich in der ganzen gehobenen Stimmung eines jungen Mannes, der einer jungen und schönen Frau als glücklicher Duellant gegenübertreten kann.

Man sah an dieser Stelle wenig Spaziergänger, der Platz war ziemlich verlassen — wie denn die Tuilerien überhaupt damals noch keineswegs die beliebte Promenade waren, die sie zwanzig oder dreißig Jahre später wurden. Auch für Verschönerung war hier noch wenig gethan. Erst der Bürger Robespierre hatte veranlaßt, daß in der Umgebung des alten Schlosses etwas mehr Grün gepflanzt, sowie etliche Statuen von Bronze und Marmor gesetzt würden — ohne Zweifel, um die Luft von dem verabscheuungswürdigen Andenken des Königtums zu reinigen.

Desgleichen stand hier auf der nördlichen Terrasse eine Statue Rousseaus. Der Philosoph saß mit runder Perücke nachdenklich da, in der Hand eine Statuette der Natur haltend. Er mochte es oft angesehen haben, dies Bildnis Rousseaus, der große Maximilian Robespierre, und wahrscheinlich hatte er dieselben Fragen an die Natur gerichtet wie jener. Dieser Rousseau-Kultus gehörte zu seinem Wesen, wie sein schlechtes Advokatenpathos, sein sauberes Spitzenjabot und sein himmelblauer Frack.

Seine Schüler und Anhänger hatten diese Verehrung Rousseaus geerbt.

Theurilles Blicke ließen das erkennen, die öfters das Bildwerk nachdenklich streiften. Er wollte Offenbarungen lesen aus diesem Sphinxantlitz, das ihm nichts sagte — nur seine eigenen Gedanken schlugen ihm wie versengende Flammen daraus zurück.

Aber er sah und hörte auch noch andere Dinge.

Der Platz war heute in der That ungewöhnlich verlassen. Selbst auf dem Revolutionsplatz sah man nur wenige Passanten. Die Geschäftsleute standen mit unruhiger Miene vor den Thüren und schwatzten, die Cafés schienen noch lärmender und aufgeregter als sonst. Es war drückende Luft in Paris.

Vor zwei Tagen war es zu Tumulten im Hofe des Louvre gekommen, als die Wache des Konvents aufzog, die man zwingen wollte, den „Réveil du peuple“ zu spielen. Letzterer galt als Gesang der royalistischen und gemäßigten Elemente, wogegen die Marseillaise als terroristisch in Mißkredit gekommen war. Man hatte es dem Konvent sehr verübelt, daß er bei der Feier des 14. Juli die berüchtigte Hymne stehend gesungen hatte. Noch mehr verübelte man ihm das Wahlgesetz für das neue Parlament, den Rat der Fünfhundert, der im Oktober zusammentreten sollte, und wonach, wie es hieß, der Konvent ein Drittel seiner Mitglieder in die neue Versammlung wählen sollte. Das hatte gewaltig böses Blut gemacht. Man befürchtete eine Erneuerung des Terrorismus, der Zwangsanleihen, des allgemeinen Elends. —

Plötzlich fuhr Theurille zusammen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Er sah Héloise kommen; sie stieg aus einem Wagen, der an dem Wege von den Quais her Halt machte. Und er merkte, wie das Herz ihm anfing zu klopfen — seine Gedanken flogen ihr bereits entgegen.

„Heute brauche ich Ihren Schutz vielleicht!" sprach sie nach den ersten hastigen Begrüßungsworten, „es sieht unruhig aus in den Straßen —"

„Wir gehen nach dem Pontneuf hinüber, wenn es not thut — dort pflegt sich der Lärm meistens zu verziehen."

„Der Lärm, den Ihre Freunde machen —?" fragte Héloise.

Ein aufmerksamer Blick traf den jungen Mann.

„Das sind nicht meine Freunde. Wir warten unsere Zeit ab. Aber es geht gegen Leute, die wir gemeinsam hassen —"

„Hassen —!" murmelte die junge Frau, indem sie den Schleier zurückschlug und sich umsah, „o, wie oft man das Wort heute hört!"

Theurille zuckte zusammen. Ein ungewohnter Ausdruck, etwas wie Gram, wie Sehnsucht lag um ihren feingeschnittenen energischen Mund.

„Ihr habt recht!" sprach er halblaut, „vielleicht sind wir bestimmt, kein Glück und keine Ruhe mehr zu finden —"

„Glück! Giebt es denn das noch? Wir alle müssen büßen für den Abfall von Gott, vom Königtum — von allem, was heilig war —"

Theurille lächelte.

„Ihr habt Euren Glauben, ich den meinigen. Wir alle müssen arbeiten, daß die Menschen glücklich werden — das ist unsere That! Und vor allem die Niederträchtigen und Verräter bestrafen, die sich an denen versündigt haben, welche zuerst das neue Evangelium verkündigten — Ihr kennt sie —"

Héloise sah ihn an; die stolze Energie, die in seinen Augen aufflammte, dies dunkle machtvolle Bewußtsein seiner selbst und seiner Aufgabe — das übte einen seltsamen Einfluß auf sie. Sie vergaß beinahe, warum sie gekommen war.

Da sah sie eine Schar Menschen aus der Gegend vom Tuilerienhofe herstürzen — man zeigte nach dem Palais Royal hin — auch an den Quais wurden auf einmal Ansammlungen bemerkbar.

Die Vorübergehenden blieben stehen, man sah, wie Fuhrwerke und Wagen sich da unten gegen eine größere Menschenmenge stauten —

„O mein Gott," rief Héloise, „Ihr seht, es beginnt von neuem —"

Sie war blaß geworden und hielt krampfhaft die Hand ihres Begleiters umspannt.

Theurille sah aufmerksam nach dem Schauplatze des Tumultes hin. Er bemerkte keine Soldaten, Piken oder die Mützen und Uniformen von Beamten. Es war also wohl nichts Ernsteres — wahrscheinlich eine einfache Zusammenrottung, ein Haufe Muscadins, die einen Jakobiner mit ihren Knotenstöcken bearbeiteten, oder Royalisten, die in einem Café die Büste Marats zertrümmerten — etwas Alltägliches also.

„Beruhigt Euch, Bürgerin," sprach er zu seiner Begleiterin, „es wird nichts geben. Wir gehen nach dem Louvre hinüber, der Lärm wird sich dort verziehen. Ihr wolltet mich um etwas fragen, Bürgerin?"

Er sah sie an bei diesen Worten.

Héloise atmete tief auf.

„Ja — eine Frage, die den Namen Léanor betrifft, den Ihr neulich nanntet — eine Frage, die mich sehr nahe angeht —"

Sie erzählte die Geschichte ihres Bruders, die Theurille aufmerksam anhörte.

„Aber das ist doch sehr einfach," sprach er sarkastisch, als sie geendet hatte, „Barras hat sich mehrfach zu solchen Diensten hergegeben. Der Wohlfahrtsausschuß ernannte solche Überwachungsbeamte bei den Armeen, deren Name und deren Mission geheim blieben. Und Barras hatte es damals nötig, sich bei Robespierre beliebt zu machen, denn er war in Ungnade gefallen infolge seiner Erpressungen in der Provence —"

Héloise sah ihn starr an — Der Ausdruck des tiefsten Abscheus, des Ekels beinahe prägte sich auf ihrem Gesicht aus.

„Also Mörder aus Feigheit — aus Angst vor der Guillotine —!" stieß sie hervor.

Der junge Mann warf ihr einen kalten Blick zu. „Was haben Sie denn geglaubt, daß die ganze Bande wert ist, die den 9. Thermidor gemacht hat —? Ich könnte Ihnen Dinge erzählen —"

„Mein Gott — der Lärm kommt zurück —"

In der That, diesmal wurden die beiden jungen Leute von dem Menschenstrom fortgerissen, der sich vom Louvre her schreiend und rufend nach der Rue St. Antoine zu wälzte. Héloise, von dem Arm ihres Begleiters kräftig umfaßt, schloß einen Moment wie betäubt die Augen. Diese Gesichter, die sie um sich sah, die drohend emporgestreckten Arme, der Atem dieser erregten lärmenden Menge, das alles benahm ihr fast den Atem.

Endlich gelangten sie hinaus aus dem Gewühl und Gedränge der stoßenden Menge — sie stürzten in eine Sackgasse, die vor eine Kirche führte. Héloise schlug vor, dort zu bleiben, bis der Tumult vorüber wäre. Atemlos, mit klopfenden Pulsen, die Augen fiebernd vor Erregung, sahen sie sich an.

Diese Erregung kam noch von etwas anderem als von dem Lärm des Moments, der Flucht vor der Volksmasse, die durch die Straßen brauste —

Theurille blickte ihr in die Augen.

„Ihr habt Euch gefürchtet?" fragte er mit leiser, eigentümlich bewegter Stimme, „Ihr seht blaß aus —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich fühlte mich sicher bei Euch! Nein, ich empfand einen Augenblick ein seltsames Mitleid mit dieser Menge — die heute hierhin, morgen dorthin strömt, von einem Elend, von einem Unglück ins andere."

Theurille blieb oben an den Stufen der Kirche stehen. „Ja, seht sie Euch an, diese Menge," rief er laut, fast drohend, indem er die Hand ausstreckte, „das ist wohl wert, daß Ihr Euch das ansehr. Das ist das Volk, das hungert und schreit und sich nicht zu helfen weiß in seinem Elend — das heute dem die Fenster einwirft und morgen dem — das von seinen Regierenden verraten und betrogen und ausgenutzt wird — und das bei alledem so groß, so gut, so menschlich edel ist, daß die Wollust eines Gottes darin liegt, ihm zu helfen, es emporzureißen —"

Héloise suchte seine Blicke, ihre Augen flammten in stolzer Erregung.

„Und Ihr — Ihr könnt das? Ihr wollt das?“

Er sprach, sie starr ansehend, in dem wilden, verbissenen Tone des Fanatikers:

„So wahr das Wort ist, für das Saint-Just auf der Guillotine gestorben ist, so wahr will ich sein Werk fortsetzen, und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen. — Und Ihr,“ fuhr er fort, ihre Hand ergreifend, sie schüttelnd beinahe, als wollte er den Glutatem, der ihn verzehrte, auch ihr einhauchen, „Ihr werdet mir helfen dabei, denn auch in Euren Augen habe ich es heute gelesen, dies heilige Mitleid mit dem Volke — und hier in dem zerstörten Tempel eines Gottes, der tot ist, laßt uns den Bund schließen, der uns vereint —“

Er zog sie in seiner Erregung fort in das Innere der Kirche — sie folgte ihm zusammenschauernd, willenlos, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Die Kirche war verlassen und öde, wie damals alle Kirchen von Paris. Das Christentum war ja abgeschafft vom Staate, es gab keine Priester mehr, es gab keinen Gottesdienst mehr, und es gab keine Gläubigen mehr. Da niemand sich mehr trauen ließ, und niemand mehr kirchlich beerdigt wurde, war die Kirche auch überflüssig geworden.

Über dem Portal hing die dreifarbige Fahne und standen die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Der junge Mann und das blasse Weib an seiner Seite, sie fühlten die Schauer einer ganzen verfluchten Generation in sich, als sie eintraten in diese Halle eines gestorbenen Gottes, eines toten Glaubens.

Die Statuen in den Nischen und über dem Portal waren herabgestürzt und lagen in Trümmern auf der Erde. Der Fußboden, schon lange nicht mehr gefegt, war mit Schmutz und Staub und den Überresten all der Mahlzeiten bedeckt, die die Arbeiter der nahen Baustätten hier abgehalten hatten. Bunte Vasen, in denen einst verwelkte Blumen gestanden hatten, lagen noch hier und da auf dem Boden — der Hochaltar, nackt und kahl und alles Schmuckes entkleidet, starrte wie ein steinernes Grab aus dem Dunkel herauf.

Und da, dort grinste an der Wand die Inschrift, jene höhnisch-tolle Ausgeburt des menschlichen Wahnsinns, der eine Zeitlang Paris regiert hatte — halb ausgelöscht bereits und undeutlich geworden, aber noch sichtbar:

Déesse de la Raison —

„Die Göttin Vernunft!“ Ihre eigene Vernunft hatten die Menschen auf den Altar gehoben!

Überall ein Grauen, eine Öde hier, eine kalte, dumpfe Verlassenheit, die wie ein Gespenst im Dunkeln umherging. — Es war, als ob tausend Stimmen da riefen, daß man Millionen ihren Trost, ihre Hilfe, ihre einzige Sonne im Leben genommen habe, als die klugen Leute den „verhaßten Aberglauben“ zerschlugen.

Die Sündflut war vorbeigebraust, und das, was sie in den Seelen übrig gelassen hatte, war Hohn und Verzweiflung.

Die beiden fühlten das — in den ersten Sturm ihrer erwachenden Liebe mischte es sich wie Wehmut, wie Furcht beinahe — ein seltsamer Druck lag auf ihrer Seele, als ob der entthronte Gott hier sich noch an ihnen rächen würde, als ob sie sich kein Glück bringen würden, sondern unselig, friedlos bleiben müßten für immer.

„Héloise!“

„André!“

Er preßte sie an sich mit der trotzigen Kraft der Jugend, die ihr Recht, ihr Glück erringen will. — Und in seinen Armen liegend, erschauernd, die Augen schließend, sog sie den Strom seiner Leidenschaft in sich ein, empfand sie zum ersten Mal wieder seit langer Zeit, was Glück und Seligkeit war.

„Mein, also mein für immer! — Ich lasse Dich jetzt nicht mehr!“

„Du liebst mich also? O, sag' es mir noch einmal, Geliebter! Sag' es mir, damit ich mich nicht fürchte hier!“

„Du brauchst Dich jetzt nicht mehr zu fürchten. Ich stehe für Dich ein, und Du bist nun nicht mehr schutzlos.“

Héloise umschlang ihn, den Kopf an seiner Schulter verbergend, wirre unzusammenhängende Worte dazwischen sprechend.

„O, Du liebst mich! — André, mein Held, mein Abgott! Und ich, die ich Dich erst so gefürchtet hatte —“

Er bedeckte ihr Gesicht, ihre Lippen, ihre Augen mit Küssen.

„Mein schönes, geliebtes Weib! Jetzt soll Dich mir niemand mehr entreißen. Wir wollen zusammen von neuem leben, ein Leben, in das Glück und Frieden einkehren werden.“

Die junge Frau fuhr zusammen, ihr Gesicht war totenblaß.

„O, sprich mir nichts von Glück,“ rief sie fast schreiend, die Hand vor die Augen legend, „ich sehe es wieder da, das Blut — all dies Elend — und das Volk in den Straßen. Komm, umarme mich, küsse mich — daß ich das vergesse, komm.“

Sie gab sich ihm von neuem hin mit der ganzen stürmischen Leidenschaft der wiedererwachenden Jugend — in seinen Armen wollte sie Vergessenheit suchen. Und auch bei ihm schlug das wie eine Flamme, riesenhoch, allgewaltig empor, das Bewußtsein des Elends, das um ihn her war, das er in der eigenen Brust fühlte, und dem er entgehen wollte in dieser Liebe.

Sie waren wie ganz andere Wesen einen Moment. Schluchzende Sehnsucht nach Glück, nach seliger Ruhe, die von Paradiesen träumt, mischte sich in das Geständnis dieser tödlichen, stammelnden Liebe — Mund an Mund gepreßt, sich anklammernd aneinander, war es ihnen, als ob eine Stimme hinter ihnen riefe, als ob etwas sie verfolge, ein graues, höhnisches Phantom. — So unselig, so abgehetzt, so todmüde war man geworden in dieser furchtbaren Zeit, daß man nicht mehr glaubte an Glück, daß man nur davon träumen konnte wie von einem Märchen.

Es war André und Héloise, als ob sie schon eine Ewigkeit hier säßen, einsam in der verfallenen

Kirche und sich erzählten von diesem Märchen ihrer Liebe, von dieser Flut von Glück, die auf sie herabrauschte.

Draußen hörte man noch immer die Volksmassen schreien und wogen.

Sie fuhren empor aus ihrem Traume.

„Komm, wir müssen weg hier — man könnte kommen."

„Bah — es kommt niemand hierher — und wenn auch, mag man uns sehen!"

„Aber Deine Freunde?!" Héloise lächelte bei ihren Worten. „Weißt Du, daß ich imstande bin, Dich zu kompromittieren — ich, die Aristokratin!"

„Und ich Dich! Wir standen uns ja gegenüber wie zwei Todfeinde — wir sollten es eigentlich jetzt noch sein!" Die Miene des jungen Mannes hatte sich verdüstert, während er sprach. „Aber sei ruhig, es soll aufhören, dies Gemetzel von Brüdern und Freunden untereinander — wenn dies neue Frankreich erst geschaffen ist, an dem wir arbeiten wollen, dann laß uns unsere Toten vergessen — wir tragen jeder unseren Teil daran!"

„Die Toten!" murmelte die blasse junge Frau, „und bist Du sicher, daß die Toten uns vergessen?"

Theurille schwieg, er hielt den Blick starr auf das Wort da drüben an der Wand gerichtet: „Freiheit — Gleichheit."

Das zog und lockte und züngelte ihm entgegen wie mit magischen Flammen.

Das furchtbare Wort, das da stand, das mit Blut geschrieben und mit dem Beil verkündet war, es mußte vollzogen werden. —

Sie gingen schweigend durch den Chor der Kirche. Als sie vor dem Ausgang standen und die Schwelle überschreiten wollten, hielt Theurille die Hand seiner Begleiterin fest.

„Höre mich an, Héloise — es ist noch Zeit. Ich weiß nicht, welchen Weg ich Dich führen werde, aber er wird Dir vielleicht viel Not und Elend und Kummer bringen. Wenn Du Dich an mich bindest, wirst Du Dich mit all Deinen Freunden und Angehörigen verfeinden, Du wirst auf vieles verzichten müssen — und ich weiß nicht, ob ich Dir je ein gesichertes Heim werde bieten können. Überlege das alles, die Straße, die ich gehen muß, ist eine furchtbare — sie führt zur Unsterblichkeit — oder zum Schafott!"

Statt aller Antwort küßte Héloise ihn auf den Mund, als wollte sie ihm die Worte, die er sprach, abschneiden.

„Wozu das alles?" sprach sie, „Du weißt, daß wir nicht mehr weiter leben können so! Wir haben unsere Toten, die wir rächen, und unser Glück, das wir gründen wollen! — Und wenn unsere Liebe einst nicht das Glück krönen wird, so wird sie dazu dienen, unser Grab zu schmücken — und auch das heißt nicht umsonst gelebt!"

Siebentes Kapitel.

Ein Testament.

André Theurille fand in den nächsten Tagen alle Hände voll zu thun. Es war seine Absicht gewesen, über die unerhörten Scenen, die er im Süden miterlebt hatte, im Konvent Bericht zu erstatten und eine Bewegung in der Öffentlichkeit zu Gunsten des verfolgten Jakobinertums herbeizuführen.

Sein Mandat als außerordentlicher Kommissär des Konvents, das die Unterschrift Carnots und Paches trug, lief bis zum Oktober 1795, das heißt bis zum Auseinandergehen der Versammlung. Er konnte also zwar nicht als Deputierter, aber als Berichterstatter den Sitzungen beiwohnen.

Aber schon bei seinem ersten Auftreten sah er, wie sich der allgemeine Sturm gegen ihn entfesselte.

Zunächst bestritt man die Gültigkeit des Mandats. Es wurde schließlich durch die Unterstützung der wenigen noch im Konvent sitzenden Jakobiner und besonders Santerres als richtig anerkannt.

Der Bericht, den er verlesen wollte, wurde vom Konvent nicht angehört. Man verwies ihn an eine Kommission, die ihn einfach nicht las, und die Versammlung ging zur Tagesordnung über.

Theurille sah, daß man ihn nicht aufkommen lassen wollte. Er mußte also zu anderen Mitteln greifen.

Als im Sommer 1792 die jakobinische Eroberung begann, das heißt als die Organisation des Jakobinerklubs anfing, sich aller Verwaltungsstellen, Behörden und Polizeipräfekturen des alten in Auflösung begriffenen Frankreichs zu bemächtigen — da war der Weg, den man einschlug, gewöhnlich der: man brachte seine Anhänger aus den Klubs in die Sektionen, von den Sektionen in den Municipalrat, vom Municipalrat in die Landesvertretung.

Als der 9. Thermidor vorbei war, war es daher eine der eifrigsten Bemühungen der Gegner, die drei ersten Instanzen sämtlich aufzulösen. Damit waren sie indes noch nicht fertig.

Der heimkehrende Jakobiner, der im Konvent jeden Weg verrannt sah, beschloß, sich an seine Sektion zu wenden.

Die Sektion Contrat-Social war, wenn auch nicht eine der ältesten, so doch zahlreichsten und mächtigsten von Paris. Sie gehörte zu den wenigen, die noch jetzt als ganz „rot" galt, die den Todestag Marats beging und in feierlicher Prozession auf dem Felde der Föderierten seine Büste bekränzte. Die royalistische Gärung, die in diesem Sommer unter den Sektionen von Paris herrschte, ließ sie daher gänzlich kalt.

Es war an einem der ersten Tage des Fructidor, als ihr eine geheime Anfrage der übrigen Sektionen zuging, ob sie sich dem bewaffneten Widerstande anschließen würde, dem man dem Konvent entgegensetzen wolle.

Der Präsident der Sektion beschloß, sogleich die Mitglieder zu berufen und darüber zu beraten.

Es war das an demselben Tage, an dem André

Theurille sich vornahm, in der Sektionsversammlung zur Befreiung Babeufs und der übrigen seit dem Prairial gefangenen Jakobiner aufzufordern.

Bevor wir ihm indes dahin folgen, ist es vielleicht an der Zeit, einen Blick auf unseren Helden und auf den Boden, aus dem er stammte, zu werfen.

Der Vater André Theurilles war Kaufmann und der städtischen Aristokratie von Le Havre angehörig — er war Stadtrat daselbst, hatte sich lange in Amerika und England aufgehalten, und von da die Ideen mitgebracht, die Jahrzehnte vor dem Ausbruch Frankreich für die Revolution reif machten — Ideen, die er auch später auf seinen Sohn verpflanzte. André, der im Jahre 1767 in Rouen geboren wurde, wo die Familie sich damals aufhielt, ergriff die juristische Carriere, teils aus Neigung, teils aus jenem unklaren Machtinstinkt der jungen Leute von damals, die die große Katastrophe nahen fühlten, und die sich irgend einen Zugang zur Gewalt schaffen wollten. Schon in seiner Jugend war er mit Robespierre, wenn auch oberflächlich, bekannt, der damals noch seine Praxis als Rechtsanwalt in Arras hatte. Der junge André ging dann nach Paris, ward Clerc in der Kanzlei des Prokurators Dessalles, und kaufte sich, als die erforderlichen Jahre verflossen waren, die Charge eines Advokaten „aux conseils du roi“, wie es im amtlichen Stil hieß. Er bezahlte sie mit 60 000 Livres, wie es damals üblich war, wobei er die Praxis zuerwarb. In dieser Zeit starb sein Vater, kurz nach dem Ausbruch der Revolution, in deren Strudel sich der junge, vermögende Advokat mit ziemlicher Vernachlässigung seiner Praxis sofort stürzte. Er ließ sich in die Legislative wählen, wo er sich sofort der äußersten Linken anschloß, mit Robespierre Verkehr pflegte und sich an den um ein Jahr jüngeren Saint-Just anschloß, der damals nach Paris kam. — Als die Legislative sich auflöste, und der Konvent die Regierung übernahm, widmete sich André Theurille fast völlig der Partei, der er auch in seiner Eigenschaft als Offizier der Nationalgarde angehörte. — Sein väterliches Vermögen, durch die Handelskrisen der Zeit allerdings beträchtlich reduziert, verschaffte ihm eine unabhängige Stellung und ein gewisses Ansehen unter den Jakobinern — er wurde zu einflußreichen Missionen verwandt, begleitete die Armeen als Konventskommissär und war bei den berüchtigten Requisitionen nach der Einnahme Lyons angestellt. Übrigens nahm er keinen Sou mehr als in seinen Befugnissen lag . . . Die Manier Fouchés und Talliens lag seinem Charakter fern. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, hundert Köpfe fallen zu lassen, wenn die Situation das erforderte, aber er verabscheute die vandalische Plünderung ganzer Provinzen, in denen der Reichtum künftiger Generationen lag.

Als die große Krise nahte, der Kampf zwischen Robespierre und den Regierungsausschüssen, in denen bekanntlich der erstere am 9. Thermidor 94 unterlag, war André Theurille im Süden, bei der Militäruntersuchungskommission angestellt, die in der unterworfenen Provence schaltete. Einen Augenblick dachte er an Flucht — Ihm ahnte, wenn er nach Paris ginge, würde die sofort losbrechende Reaktion gegen das Jakobinertum auch ihn vernichten. Er verbarg sich bei Freunden, zog sich gänzlich zurück; es schien ihm, als ob alle seine und seiner Partei Aussichten mit einem Schlage abgeschnitten wären. Erst nach zehn Monaten wagte er es, nach der Hauptstadt zurückzukehren, und fand Paris ebenso unruhig wie früher, die Regierung ohnmächtig und diskrediert, das Volk unter der Anarchie der revolutionären Zustände noch viel mehr leidend, als unter dem Regimente Robespierres . . . .

André Theurille sah, daß noch nicht alle Hoffnung für die Demokratie verloren war, die Herrschaft wiederzugewinnen. Er gehörte zu jener hartnäckigen, blonden und zähen Rasse, die in gewissen Gegenden des nördlichen Frankreichs zu Hause ist, und die einen Tropfen vlämischen oder normännischen Blutes in den Adern hat. — Nicht leicht in Bewegung zu setzen, werden diese Leute, einmal aufgebracht, furchtbar durch den Fanatismus ihrer Logik und die Unbeugsamkeit ihres Willens. Eine hochgewachsene, schlanke Figur mit knochigem Gesicht und brennenden stahlblauen Augen glich André in der That einem der normännischen Condottiere des Mittelalters, einer Gestalt, wie sie Wace besungen und das sächsische England gefürchtet hat. Er hatte sechs Jahre im Fieber der Revolution verbracht, und er war während all dieser Zeit nur härter, unduldsamer, stählerner in seinen Leidenschaften und Meinungen geworden. Zwischen beiden bestand ein eigentümlicher Zwiespalt, den er sich nicht klar machte, dessen Vorhandensein ihn aber zuweilen quälte. Er gehörte zu den Leuten, die ihre Mitmenschen befreien und ihnen alles Gute verschaffen wollen, die aber im gewöhnlichen Leben und zu ihrer Umgebung hart und tyrannisch sind — die selbst bei ihren besten Absichten stets Egoisten bleiben, weil sie Menschen und Dinge nach der Schablone beurteilen und auf den Einzelwillen keine Rücksicht nehmen. Infolgedessen kennen sie das Leben und die Dinge, mit denen sie jahrelang vertraut sind, doch nur höchst oberflächlich, und das war auch bei Theurille der Fall. Dazu kam, daß man ihm, wie allen jungen Leuten damals bei seiner Erziehung zu viel Philosophie und schöne Litteratur in den Kopf gebracht hatte, ohne an wirklich praktische Kenntnisse zu denken — das Gehirn dieser Leute glich einem Rahmen, auf dem die Namen Voltaire, Rousseau und die erhabensten Gestalten des klassischen Altertums standen, und in diesen Rahmen versuchten sie alles hineinzubringen, was sie in ihrem eigenen Vaterlande sahen.

Das war der Mann, der damals die Hoffnung hegte, die unterdrückte und decimierte Partei des Bergs wieder zu sammeln und ihr Werk endgültig zu vollenden — dies Werk, das am 9. Thermidor unterbrochen war.

Als André Theurille an diesem warmen Sommermorgen in den Sitzungssaal seiner Sektion trat, fand er denselben schon ziemlich gefüllt. Es herrschte eine lärmende Unruhe; die Botschaft der übrigen meist royalistisch gesinnten Sektionen war bereits bekannt und hatte lebhafte Entrüstung hervorgerufen.

Und in der That, der Royalismus hätte sich in diesem Raume sonderbar ausgenommen.

Ein ziemlich großes rechteckiges Zimmer mit dem undefinierbaren Bureau-Geruch, der eine Mischung aus Tinte, Leder und Tabaksausdünstungen zu sein scheint — an der Wand die Büsten Marats und Robespierres mit der Freiheitsmütze auf dem Kopf, gegenüber Rousseau, der ein dreifarbiges Band um die Brust trug — längliche mit Leder überzogene Bänke an den Wänden, ein großer Tisch in der Mitte, auf dem Akten, Stempelpapier, Mappen lagen — davor Beamte, die in ihren Papieren wühlen, Sansculotten mit der Tabakspfeife, in der Carmagnole, etliche sogar mit Holzschuhen, die ihnen zusehen — der Präsident mit der Schärpe und dem federgeschmückten Hut, an der Thür etliche Huissiers, mit Säbel und Bajonett bewaffnet — das war der Anblick, der sich dem Eintretenden darbot.

Der Präsident ging André Theurille, als er kam, ein paar Schritte entgegen.

„Sei uns willkommen, Bürger! Du bist zur rechten Zeit gekommen, wir brauchen jetzt eine Kraft wie die Deinige.“

„Ich danke Dir, Bürger Präsident. Du weißt, daß ich nicht zu denen gehöre, die sich in der Stunde des Glückes zeigen, um in der Stunde der Gefahr zu verschwinden.“

„Wir wissen, was Du im Konvent gethan hast,“ fuhr der Präsident fort, „aber ich rate Dir, auf ihn nicht zu rechnen — er ist von Verrätern umlagert —“

„Ich weiß es,“ sprach der junge Mann mit einem sarkastischen Lächeln, „im Konvent hat man mich niedergeschrieen — auf den Straßen hat man mich ermorden wollen — Das ist der Empfang, den ich gefunden habe.“

„Die schlimmsten Verräter sitzen in den Sektionen selbst,“ schrie ein anderer, eine stämmige, untersetzte Figur, „man will offen die Contre-Revolution proklamieren — den Tyrannen zurückrufen —“

„Bürger Cincinnatus, ich bitte Dich —“

„Und das in einem Moment, wo Paris kein Brot hat, wo wir alle verhungern —“

„Du bist also gegen den Aufstand der Sektionen?“

„Ich schwöre Dir, Bürger Plutarch, daß ich den Emissär Capets gesehen habe, der von London herübergekommen ist! Er wohnt im Hotel du Pavillon und verhandelt ganz offen mit den Deputierten. — Wir sind von allen Seiten verraten und verkauft —“

„Zu den Waffen —! Laßt uns den glorreichen 31. Mai erneuern, den Tag, an dem der Berg den Drachen der Gironde unter seine Füße trat —!“ rief der Bürger Cincinnatus mit lauter Stimme und aufgeregten Gebärden.

Der Bürger Cincinnatus war zu gewöhnlichen Zeiten Ölhändler in der Rue Taitbout und hieß eigentlich Pierre Leroix. Er hatte sich, um seinen exaltierten Patriotismus zu beweisen, in dieser römischen Weise umtaufen lassen.

Der Präsident machte ein bedenkliches Gesicht. „Es ist eine Sache, die zu überlegen ist, Bürger. Der Konvent kann sich nicht mehr halten. Vielleicht wäre dann eine Gelegenheit, die alte Macht des Bergs zu erneuern —“

„Wir dürfen niemals mit den Royalisten gemeinsame Sache machen — auch nicht, wenn es gegen den Konvent geht!“ sprach Theurille ernst.

„Bravo, Bürger,“ schrie der Bürger Plutarch, in die Hände klatschend. „Möchte die Reinheit Deiner Gesinnung unter so viel Verrätern und Abtrünnigen fruchtbringend wirken —!“

„Eh, eh — Indessen hat man den Bürger Theurille neulich mit einer Aristokratin gesehen,“ rief einer der Sektionssekretäre über den Tisch hinüber, der in Theurille etwas „Parfümiertes“, den Mann von guter Erziehung, witterte. Er nannte sich Aristide Egalité, den neuen Republikanismus auf diese Weise malerisch mit dem alten verbindend.

Theurille biß sich auf die Lippen. Man hatte ihn also neulich mit Héloise bemerkt —

„Es handelt sich um eine Aristokratin, die ich für die gute Sache gewonnen habe,“ rief er. „Im übrigen hoffe ich, daß mein Patriotismus niemand zweifelhaft ist —“

„Bürger, man kennt Dich und weiß, welche Dienste Du uns geleistet hast —“

„Und ich bin nicht gekommen, um es im Konvent bei leeren Worten bewenden zu lassen,“ fuhr André fort, „wenn nicht auf diese Weise, dann auf eine andere — Schritt für Schritt muß der Boden wieder gewonnen werden, den wir verloren haben. — Das erste Ziel ist die Befreiung Babeufs —“

„Babeuf sitzt gefangen in La Force —“

„Laßt uns die Verlegenheiten des Konvents benutzen — während er sich mit den Royalisten schlägt, bemächtigen wir uns des Stadthauses und erneuern die Commune —“

„Und rächen den Tod des illustren Robespierre —“

„Der Konvent hat sich unmöglich gemacht — Quiberon hat ihm den letzten Stoß gegeben.“

Während Theurille den Journalisten Buonarotti begrüßte, der eben eintrat, und der wie er ein Freund und Bekannter Babeufs war, erhitzte sich die Debatte mehr und mehr.

Man sprach von der Gärung in der Stadt — von der Unzufriedenheit, die im ganzen Lande herrschte — und der Name Quiberon kehrte dabei häufig wieder.

Das Gespräch des Tages war damals die Tragödie von Quiberon. Am 21. Juli hatte sich, während des Krieges, der noch in der Vendee wütete, der Marquis von Sombreuil mit 10 000 Mann, Emigranten und Chouans, dem General Hoche ergeben müssen. Die Kapitulation war auf Gnade und Ungnade geschehen — der Konvent befahl dem General, sich an das Gesetz über die Emigranten zu halten, und ließ dieselben decimieren und erschießen. Dies trug dazu bei, den Verdacht des Terrorismus, den die Pariser Bevölkerung von neuem gegen den Konvent faßte, zu verstärken. Der auffallende Tod Ludwigs XVII. im Temple vor etwa vier Wochen hatte gleichfalls das Seinige gethan. Die Royalisten erklärten ganz offen, er sei an Gift gestorben, weil

Paris damals am Vorabend einer bourbonischen Reaktion gestanden habe. Die Pariser selbst hatten infolge des steigenden Elends in der Hauptstadt bereits so viel von ihrer Sympathie für die Republik eingebüßt, daß der Schrei „Vive le roi“ überall gelegentlich in den Straßen gehört werden konnte. — Seit April hatte das angefangen. Am 15. April war die allgemeine Brotverteilung in den Sektionen — und von dieser Brotverteilung lebte jetzt der größte Teil der Pariser —! auf vier Unzen Brot, das heißt auf ein Viertelpfund festgesetzt worden, für eine ganze Familie. Schon damals herrschte allgemeine Erbitterung. Man konnte überall in Sektionen und Komitees den Ruf hören: „Sie würden die Republik zum Teufel schicken, wenn sie sie bei lebendigem Leibe verhungern ließe!“ Am 25. April fiel die Ration auf zwei Unzen. Am 20. Mai brachte die grenzenlose Not den Prairialaufstand zuwege, der zurückgeschlagen wurde, und der an der allgemeinen Misere nichts änderte. Am 5. Juni betrug die tägliche Ration vier Unzen, am 11. Juni sechs Unzen, fiel aber Ende Juni wieder auf fünf Unzen. Das Volk überwachte die Barrieren, um keinen Sack Getreide aus der Hauptstadt hinausgehen zu lassen. Die Regierung andererseits konnte die Brot- und Mehllieferungen vom Lande nicht herbeischaffen, weil die Bauern die Assignaten, mit denen man sie bezahlte, nicht nehmen wollten, und niemand sie zwingen konnte. Die Provinz hungerte Paris auf diese Weise aus, und die Regierung, jedem Stoß der hauptstädtischen Tumulte ausgesetzt, schwankte von Tag zu Tage mehr.

Darum war das Interesse an den Wahlen für die neue Regierung ein allgemeines, beinahe fieberhaftes.

Der Konvent mußte im Oktober abdanken, und man hatte ihn im Verdacht, daß er den größten Teil seiner Mitglieder in die neue Legislative mit hinübernehmen wolle, wogegen sich ein allgemeiner Sturm in Paris erhob.

Wie man sieht, hatten die großen Principien von 89 schon eine etwas weniger ideale Gestalt angenommen. Die Pariser schwärmten nicht mehr für Freiheit und Gleichheit; sie schwärmten einfach für das tägliche Brot, denn das hatten sie nicht immer.

Bei der allgemeinen Meinungsverschiedenheit um ihn her, ward es Theuriller schwer, sich Geltung zu verschaffen. Er sah, daß die meisten, die noch aus der Zeit der Jakobinerherrschaft übrig waren, wohl noch ihre Prätensionen, aber keineswegs ihre Größe und ihre Energie bewahrt hatten.

Viele waren für den Anschluß an die übrigen Sektionen, wollten sich an dem Aufstand beteiligen, die rote Kokarde zunächst beiseite stecken.

„Was haben wir davon —?“ rief Buonarotti, „wenn die Royalisten siegen, decimiert man uns; wenn der Konvent siegt, wird man unsere Versammlungen schließen —“

„Zunächst werden wir uns an den Thermidorianern rächen —“

„Meister Samson kann sich neuen Speck anschaffen, um die Guillotine zu schmieren,“ rief ein Sansculotte unter lautem Gelächter der übrigen.

„Rache für den Thermidor zunächst —!“

„Ah, Thermidor — Bürger, Ihr waret nicht dabei! — Das muß man mit erlebt haben, das kann Euch keiner erzählen, der nicht dabei war!“ sprach düster Duplay, der alte Genosse Robespierres, zu Theurille gewandt. „Thermidor — ich war auf den Galerien im Konvent als es losging. Wie die wilden Tiere schrieen und schlugen und heulten sie gegeneinander los —! Sie mußten wohl, denn sie wußten, wer jetzt verspielte, auf den wartete der Henker vor der Thür — Und ich sage Euch, wie die Gesichter bleich waren, und wie aus jedem Auge die Todesangst sah, gerade bei denen, die am lautesten schrieen und brüllten. — Es handelte sich einfach darum, den andern zu überschreien! Ich habe nachher Tallien in einen Wagen steigen sehen, wie alles vorüber und die Schlacht gewonnen war; er war bleich wie ein Toter und zitterte an allen Gliedern —“

„Robespierre ist nicht gerichtet, er ist gemordet worden,“ sprach Buonarotti, ihm kräftig die Hand drückend.

„Das Volk weiß das — es hat ihn nicht vergessen.“

„Ihn nicht, aber vielleicht seine Pläne.“

„Wir werden sie ausführen, sobald wir die Macht wieder haben,“ sprach Theurille in entschlossenem Tone.

Und in der Art, wie er das sagte, in dem kurzen Blitz seines Auges flammte etwas auf von der Präfektenallgewalt der früheren Konventskommissäre, welche die Länder geteilt, die Städte verbrannt und die vornehmsten Köpfe hatten in den Staub rollen lassen in jener wütenden Zeit, als das ganze Land im Kampfe lag mit der Hauptstadt.

„Aber wir könnten die Macht vielleicht wieder erlangen, wenn wir den Konvent zunächst stürzen helfen,“ rief ein ehemaliger Montagnard, der selbst Deputierter war.

„Überlaßt ihn sich selbst,“ mahnte Theurille, „in wenigen Monaten muß er sich ohnehin auflösen — bis dahin haben wir noch viel Arbeit zu thun.“

„Du bist also gegen den Anschluß an die übrigen Sektionen?“ fragte der Präsident.

„Ich bin dagegen, weil wir uns nicht durch einen Bund mit den Royalisten kompromittieren dürfen — weil wir nicht bloß unsere Rache haben wollen, sondern weil wir auch ein Testament auszuführen haben —“

„Ein Testament?“

„Ja, das Testament Antoine St. Justs, das er mir hinterlassen hat. Hört mich an, Freunde! Wir dürfen niemandes Hilfe suchen, weil wir niemandes Absichten teilen. Wir müssen ganz allein die Revolution vollenden, wie wir allein sie angefangen haben.“

Er hielt inne.

In diesem Moment hatten alle anderen aufgehört zu sprechen — jedermann hing an seinen Lippen.

Nicht bloß, was man von diesem Mann wußte, übte einen so zwingenden Einfluß auf die Versammelten, sondern auch das Wie seiner Worte, seiner Gesten, seiner gehaltenen, gleichsam dunklen

und grollenden Stimme. Er trat wie der letzte seines Geschlechts von Riesen unter die Zwerge.

André Theurille sprach langsam, und seine Worte schienen die Gegner gleichsam zu umfassen und zu zermalmen:

„Man hat unsere Freunde geächtet und ihre Köpfe auf der Guillotine zur Schau gestellt. — Man hat unseren Klub geschlossen und unsere Zeitungen verboten. — Man hat in ganz Frankreich eine Hetzjagd eröffnet auf alles, was Jakobiner hieß, und man hat uns alles Unglück der Vergangenheit zur Schuld gegeben. — Das alles hindert nicht, daß Maximilian Robespierre und Antoine St. Just schuldlos gestorben sind als Märtyrer für das arme Volk und für seine gerechte Sache — daß der Krieg gegen die Reichen, gegen die Aufkäufer der Nationalgüter, gegen die neue Aristokratie, die auf den Trümmern der alten sich erhebt, fortgesetzt werden muß bis aufs Messer. Wir haben nicht den Edelmann verjagt, um den Bankier zum Herren zu haben. Wir haben nicht den König geköpft, um dem Fabrikherrn und Spekulanten zu frohnen. Bedenkt, daß unsere Ziele andere, weitere, höhere sind, und daß wir uns daher mit keiner Partei verbinden dürfen."

Er schwieg; in dem letzten Klang seiner Stimme bebte noch etwas von der Erregung nach, die er empfand.

Die Mitglieder der Sektion wogten in lebhafter Unruhe durcheinander.

„Bürger Theurille," rief Cincinnatus, „Du hast uns gesagt, was wir nicht thun sollen — sage uns jetzt, was wir thun sollen."

„Abwarten," sprach Theurille ruhig, „das Volk ist verführt. Die wahren Grundsätze der Freiheit und Gleichheit müssen erst wieder neu erweckt werden. Dann aber, wenn die Sektionen wirklich losbrechen sollten —"

„Dann?"

„Dann bleiben wir unter Waffen, schließen uns dem Aufstand nicht an, sondern befreien Babeuf, besetzen das Stadthaus und reißen jenen, wenn beide Parteien sich genügend geschwächt haben werden, den Sieg aus der Hand."

Er sagte das mit einer so einfachen Kühnheit, einer so ruhigen Selbstverständlichkeit, daß alle sich davon fasciniert fühlten.

„Bürger Theurille, wenn das Vaterland gerettet wird, wird es einst Dir zu danken haben," rief der Präsident, ihn umarmend.

Die anderen stimmten mehr oder weniger in seinen Enthusiasmus ein.

Man umarmte sich damals ebenso leicht, als man sich gegenseitig die Hälse abschnitt.

Demgemäß wurde beschlossen. Die Sektion Contrat-Social schickte an die übrigen Sektionen eine Botschaft, worin sie ihre patriotische Entrüstung ausdrückte und erklärte, sie würde sich einem bewaffneten Vorgehen gegen den Konvent nicht anschließen. Etliche andere, gleichfalls jakobinische Sektionen, schlossen sich ihr an.

Die übrigen kümmerten sich nicht darum. Sie waren schon zu weit vorwärts gegangen, um jetzt noch rückwärts gehen zu können.

Achtes Kapitel.

Sturmboten.

„Und das wolltet Ihr wirklich thun, General? Nach dem Orient gehen —? Die Dienste der Republik verlassen?"

Bonaparte lachte bitter auf.

„Es scheint, die Republik braucht meine Dienste nicht mehr. Eigentlich sollte ja die Zeit der Aristides' und Miltiades' vorüber sein — Um undankbar zu sein, dazu fühlt sich aber der Konvent immer noch stark genug."

„Ah, ah — Ihr meint wegen der Geschichte mit Toulon! Aber, mon cher, das sind zwei Jahre her — seitdem —"

„Seitdem ist mancherlei passiert — ja, ja, da habt Ihr recht," sprach der junge Korse ungeduldig durch die Zähne, indem er sich abwandte; „seht, darum wundert Euch aber nicht, wenn ich eine günstige Gelegenheit, die sich mir in der Türkei oder in Rußland bietet, annehme."

„Ah, wirklich —?"

Der junge Incroyable, mit dem Bonaparte sprach, ein Bekannter Frérons, sagte das ziemlich nachlässig, es interessierte ihn offenbar nicht weiter. „Aber sagt, General, könntet Ihr mich nicht mit der reizenden Madame Permont bekannt machen, die bei Euch in der Loge sitzt? Ihr seid zu beneiden, auf Ehre! Sie war anbetungswürdig neulich im Hotel Longueville."

Zum Erstaunen des jungen Stutzers, der sich in der That für die liebenswürdige Korsin, die Landsmännin des Generals, interessierte, ward dieser einsilbig und gab nur widerwillige Antworten. Ein jeder andere, ein Pariser besonders, hätte mit seinem Glück, an der Seite der schönen Frau zu sitzen, wenigstens vor anderen paradiert — Aber dieser ungesellige Querkopf schien gar keinen Wert darauf zu legen.

Der Incroyable ging weg, mehr wie je davon überzeugt, daß dieser „Buonaparte" — was diese Italiener doch für komische Namen haben! gar kein „Savoir vivre" besitze.

Bonaparte ließ ihn gehen. Er hatte sich durchaus nicht in der Laune gefühlt, das Geschwätz, weiter anzuhören.

Er war unruhig, zerstreut, heute mehr als je.

Auf die Brüstung im ersten Rang gelehnt, sah er starr in den Saal hinab, beobachtete bald die, bald die Gruppe — die Zähne gegen die Unterlippe gepreßt, mit jenem hochmütigen Zucken der Wimper, das allein lebende und selbstbewußte Menschen häufig haben. Seine Hände, diese klassisch schönen Hände, die wie das Profil seines Kopfes an die Römerstatuen des Vatikan erinnerten, ruhten auf der roten Sammetbrüstung.

Man hätte glauben können, er warte auf etwas.

Unten in der Loge saß Madame Permont, die er heute auf ihr Bitten ins Theater Feydeau begleitet hatte. Er war deshalb auch weniger nachlässig gekleidet als sonst, wenngleich seine Handschuhe erkennen ließen, daß sie bereits ein- oder zweimal in der Wäsche gewesen sein mochten.

Die schöne Korsin sah sich vergebens nach ihm um. Von Bonapartes Unterhaltungstalent durfte sie freilich nicht allzuviel erwarten. Er hatte diese Manier, daß er plötzlich seine Freunde im Stich ließ und daß man ihn dann irgendwo in den oberen Rängen oder sonst im Theater auftauchen sah, allein, vor sich hinstarrend, oder die Menge beobachtend.

Heute hatte Bonaparte übrigens einen besonderen Grund, allein zu sein und mit sich zu Rate zu gehen. Er hatte heute morgen ein Billet von Theurille bekommen, mit einer Einladung, sich im Café Chrétien bei einer Versammlung der Terroristen einzufinden und offen seinen Anschluß zu erklären. Man hatte ihm in Aussicht gestellt, daß er den Posten als Kommandant der zu reformierenden Nationalgarde bekommen werde — die Partei erinnere sich seiner Dienste von früher, und man werde sie ihm nicht vergessen.

Übrigens hatte ihm schon Robespierre, als er noch vor Toulon lag, diesen Posten als Kommandant der Pariser Nationalgarde angeboten. Hätte er ihn damals angenommen, wäre der 9. Thermidor wahrscheinlich anders verlaufen. Bonaparte zerknitterte erregt das Papier in der Hand.

Er sah hier vielleicht den Ausweg aus der Misère seiner Entbehrungen. Die anderen, der Konvent, Barras und Fréron, hatten ihn bisher immer mit leeren Versprechungen abgespeist und ihm nichts gegeben. Vielleicht war mit diesen Leuten etwas zu machen.

Er arbeitete zwar jetzt, seit August, in der topographischen Abteilung des Kriegsministeriums — seit Aubry abgetreten und Doulcet de Pontécoulant in das Komitee getreten war, hatte er hier Arbeit, die ihm auch etwas Besoldung brachte; aber von einer Wiedereinsetzung in seine ehemalige Stellung war keine Rede.

Diese Terroristen — Und bei der Krisis, in der Paris war —

Bonaparte fuhr aus seinem Sinnen empor; der Zuschauerraum hatte sich wieder mit Menschen gefüllt, man begann den zweiten Akt des Stückes.

Dies Stück mußte wohl allgemeine Aufmerksamkeit erregen — denn die Mienen waren lebhaft und gespannt, die Augen glänzend, das ganze Wesen der Zuschauer in animierter Stimmung.

Und eigentlich war das seltsam, wenn man bedachte, wozu diese Leute überhaupt ins Theater gingen. Nichts, was auf der Bühne vorging, konnte ihnen doch das bieten, was sie selbst erlebt, gesehen und durchgemacht hatten seit sechs Jahren. Ihre Nerven konnten auf diese erdichteten Theaterhelden und Theaterschrecknisse nicht mehr reagieren, nachdem sie so viel Tragödien hatten inscenieren sehen, die ihren täglichen Abschluß auf dem Revolutionsplatz fanden.

Trotzdem waren die Theater damals sehr besucht. Man lebte mit den Schauspielern, man nahm bei ihren Phrasen Partei für oder gegen die Machthaber des Tages, das war das Geheimnis ihrer Anziehungskraft.

Und dann dies Stück heute, der Erfolg des Tages, das Zugstück aller Theater von Paris seit kurzer Zeit! „Das Innere der revolutionären Komitees“, wie es hieß, die Parodie des Jakobinismus, gegen den der allgemeine Hohn der Menge entfesselt wurde. Wie lachte man, wenn eine Figur gezeigt wurde, deren Gesicht „verdächtig“ schien —! wenn Dufour, der Held des Stückes, erklärte, er stimme „pour la République nulle et invisible“, wenn er pathetisch ausrief: „Man beschuldigt mich des ‚Incivisme‘, mich, der ich eine Bewegung angezettelt habe gegen die zweiunddreißig Mitglieder der Zwölfer-Kommission!“ Wie lachte man jetzt über diesen ganzen Apparat des Schreckens, vor dem man noch vor sechzehn Monaten gezittert hatte!

Bonaparte sah, den Kopf in die Hand gestützt, mit einem seltsamen Gefühl dieser Menge zu, die sich beweglich wie ein Rohr heute von der, morgen von der Empfindung treiben ließ.

Hatte man nicht ein Recht, sie zu verachten? Und hatte es überhaupt einen Wert, sich um ihre Meinung zu bemühen, nach ihrer Gunst zu trachten —?

Diese da hungerten und waren elend, sie hatten zu Hause nicht das tägliche Brot — der innere und äußere Krieg hatten ihnen fast alles genommen, was sie besaßen, und doch berauschten sie sich auf die paar Abendstunden an den Worten eines deklamierenden Komödianten, der genau so elend war wie sie.

Fast jeder trug sein Teil daran; er selbst nicht zum wenigsten —

Er stützte den Kopf in die Hand und sah finster vor sich hin.

Es war eine dieser wüsten, zerrissenen Stimmungen, wie er sie in letzter Zeit so oft kannte. — Neulich hatte ihm seine Mutter wieder geschrieben aus Marseille; es war immer das alte, kein Geld, kein Brot, sie müßten sich so einschränken. — Und er selbst kam nicht vorwärts. Da saß man nun in Gesellschaft, im Theater, unter Menschen, die lachten und die sich zu amüsieren schienen, und an deren Amusement er nicht teilnehmen konnte. Man mußte Geld ausgeben, das man im Grunde gar nicht hatte — Und überall diese Phrasen, auf der Bühne da wie unten im Parkett; hohltönende, nichtssagende Redensarten, mit denen man die Komödie der Gesellschaft weiterführte, während das Notwendigste fehlte — Wie lange würde das alles noch halten?

Seit Mai lungerte er nun in diesem Paris umher, immer vergebens bemüht, seine Stellung in der Armee wiederzuerlangen, bei den Mächtigen die Protektion zu finden, die er dazu brauchte.

Er sah nochmals auf den Zettel in seiner Hand — dies Blatt Papier schien förmlich auf ihn zu warten.

Sich aufraffend, ohne zu einem Entschluß kommen zu können, war er im Begriff, in den Saal hinabzusteigen.

Da bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung im Zuschauerraum, im Parterre, in den Gängen des ersten und zweiten Rangs. Die Leute stehen auf und eilen ins Foyer hinaus. — Die Programmverkäufer und Logenschließerinnen suchen sie vergebens zurückzuhalten, man hört nicht auf sie — etliche

spähen durch die mit Vorhängen verhüllten Fenster auf die Straße hinaus.

Von da unten hört man lautes Geschrei, einmal sogar Trommelwirbel, der aber gleich wieder durch das Hin- und Herwogen einer größeren Menschenmenge erstickt wird.

Aber die Unruhe liegt in der Luft. Man hört gar nicht mehr auf die Worte der Schauspieler, dieselben spielen ihren zweiten Akt immer verwirrter und einsilbiger, sie sehen, wie ihr Parkett sich entleert —

Es muß irgend etwas vorgefallen sein. Bonaparte eilt, Madame Permont aufzusuchen, die bleich, unruhig, nachdem sie einen Mantel umgeworfen hat, in ihrer Loge steht.

„Gut, daß Sie kommen, lieber Freund! Ich habe mich schon entsetzlich gefürchtet. Man spricht von einem Aufstand, die Sektionen sollen im Anmarsch gegen die Tuilerien sein, Menous Truppen haben ihn im Stich gelassen —"

Bonaparte horcht auf.

„Beunruhigen Sie sich nicht, teure Freundin," sagt er, „das wird leeres Geschwätz sein. Ich will selbst nachsehen."

„Aber man hat ja die Truppen vorbeikommen sehen. In Montmartre wird der Generalmarsch geschlagen. — Da hören Sie nur —!"

In der That vernimmt man jetzt wie aus weiter Ferne herübergrollend in regelmäßigen Zwischenräumen das Wirbeln von Trommeln — die Signale des Aufruhrs.

Das ganze Theater ist voll flüchtiger, durcheinanderlaufender Menschen. Kein Mensch hat mehr Interesse für das „Innere des revolutionären Komitees" — die Wirklichkeit tritt selbst auf die Bühne, und man muß zugestehen, das ist ungleich interessanter.

Auf den Treppen, in den Korridoren, unter dem Portal drängt sich's, eine schreiende, erregte Menge, die jeden Passanten anhält, nach ihren Wagen ruft, und sich umsieht, ob die Flintenkugeln nicht schon in ihre Reihen schlagen. Es ist kühl, ein frischer angenehmer Oktoberabend, bei dem man die Sterne sieht; am Himmel einzelne weiße Wolken, die der Herbstwind vorüberjagt.

Die Straßen sind trocken; es hat zwar den Tag über geregnet, aber der Wind hat alles rasch wieder aufgetrocknet. Und man weiß, das ist besonders gefährlich bei Revolutionen, wenn die Straßen trocken sind — selbst der glühendste Patriotismus hält oft nicht vor einem Platzregen stand.

Bonaparte hat mit Mühe seine Landsmännin in ihrem Wagen untergebracht — dann überlegt er sich, was er selbst anfangen solle —

Um ihn heult und drängt sich die Menge.

„Zum Konvent! Zum Konvent!" schreien einige. „Nieder mit den Chouans!"

„A bas Menou! A bas le traître!"

„Die Truppen sind übergegangen — der Konvent ist verloren —!"

„Vive le roi!"

Man stürzte sich auf die, die diesen Ruf ausgestoßen hatten, aber sie waren unter der Menge verschwunden —

„Was ist das alles?" fragte sich der junge General, „ein Handstreich der Royalisten? Eine Empörung der Vorstädte? Und vor allem, was ist es mit Menou und den Truppen?"

Er mochte fragen, wen er wollte — keiner wußte sichere Auskunft. Plötzlich sah er eine bekannte Gestalt, den Säbel an der Seite, eine Pistole in der Hand, eine andere im Gürtel, eilig die Rue Feydeau herabkommen — es war André Theurille.

Er erkannte den General und blieb stehen.

„Kommt mit uns, Bürger General," drängte er, „wir sind in Montmartre versammelt. Der Sturm gegen den Konvent bricht los, alle Sektionen stehen unter Waffen. — Schließt Euch uns an, und wenn die Aufrührer die Tuilerien genommen haben, besetzen wir das Stadthaus und berufen die Commune von neuem zur Herrschaft —"

„Die Tuilerien genommen? Ist es denn —?"

„Der Konvent ist verloren — Menou hat ihn im Stich gelassen —"

Und in fliegender Eile erzählte Theurille, was inzwischen geschehen war.

Die lange gärende Unzufriedenheit der Pariser mit dem Konvent war endlich ausgebrochen. Man wollte das neue Wahlgesetz nicht zur Durchführung kommen lassen. Die Sektionen von Paris, das heißt die royalistische Jugend, die in ihnen dominierte, organisierten sich, und von ihnen gab die Sektion Lepelletier das Signal zum Aufruhr. Am 11. Vendémiaire, dem 3. Oktober, berief sie aus eigener Machtvollkommenheit die Wähler aller 48 Sektionen von Paris auf den folgenden Tag ein. Der Konvent befahl ihnen, im Gegenteil sich aufzulösen.

Wurde diesem Befehl nicht gehorcht, so war der Bürgerkrieg da.

Das Konventsdekret, das am Nachmittag — es war ein Sonnabend — abgefaßt war, wurde am Abend in der üblichen Weise veröffentlicht, das heißt Reiter mit den offiziellen Schärpen und Federbüschen ritten durch die Straßen, vor ihnen her Trompeter, und dann wurde das Dekret an den hauptsächlichsten Straßenecken verlesen. Das war während der ganzen Revolution Praxis, und das souveräne Volk konnte sich wenigstens nicht beklagen, daß es an Öffentlichkeit fehle.

Jenes Konventsdekret vom 3. Oktober wurde abends bei Fackellicht vor dem Théâtre français verlesen, wo eine Anzahl von den Sektionen einberufene Wähler versammelt waren. Diese stürzten heraus, sahen die Regierungsbeamten und hörten den Befehl, den man ihnen gab, sich aufzulösen.

Während man noch schweigend und murrend sich gegenüberstand, stürzte auf einmal von den Stufen eines Portals ein Mann, den Degen in der Hand, eine schwarze Sammetmaske vor, wie sie zur Zeit des alten Hofes üblich war, auf den Fackelträger zu, riß ihm das Dekret aus der Hand, warf ihn selbst zu Boden und rief, das Papier zerfetzend:

„Nieder mit dem Konvent! Nieder mit den Blutsaugern!"

Dieser Mann war Gaston Valèze — Er sah, es war eine jener Situationen, wo ein Windhauch die Lawine ins Rollen bringt.

Und er hatte den Stoß gegeben —

Die Menge stürzte über die Reiter her, vertrieb sie unter Steinwürfen und Hieben und erklärte laut, vom Konvent keine Befehle annehmen zu wollen.

Damit war die Insurrektion da.

Die Sektionen, dreiundvierzig von den sämtlichen achtundvierzig Pariser Sektionen, schickten nun ihrerseits ihre Trompeter umher mit der Aufforderung an die Pariser, sich zum Widerstand gegen den Konvent zu organisieren.

Gaston Valèze, der im Sitzungszimmer der Sektion Bonnets-rouges sein Quartier genommen hatte, war in fieberhafter Thätigkeit. Jetzt galt es, den Aufstand in die Wege zu schleudern, die er wollte — die zahlreichen Emigranten, die er seit Monaten in die Stadt hatte kommen lassen, zu verteilen, und wenn der voraussichtliche Sieg erfochten war, für die Bourbons in geeigneter Weise Stimmung zu machen. Die große Mine, die er seit Monaten gegraben hat, fliegt jetzt auf.

Dies alles war am Abend des 3. Oktober gewesen. Am Abend des 4. Oktober hatte sich die Situation für den Konvent bedeutend verschlimmert, und zwar durch das ausgezeichnet ungeschickte Benehmen des Generals Menou. Man schickte diesen General, da der Wohlfahrtsausschuß am Nachmittag des 4. den Beschluß faßte, die Sektion Lepelletier zu entwaffnen, aus, um diesen Befehl auszuführen. Menou rückte mit seinen Truppen um acht Uhr abends vor den Sitzungssaal der Sektion, der sich im Kloster des Filles de St. Thomas befand, ungefähr da, wo jetzt die Börse ist. —

Die Sektionäre standen in vollen Waffen vor dem Portal.

Anstatt nun anzugreifen und den Eingang nötigen Falls mit Gewalt zu erzwingen, begann Menou, der sich wie alle Pariser Generale vor der zeitgenössischen Phrase fürchtete, „das Blut des Volkes zu vergießen", zu unterhandeln, und zog sich schließlich mit dem vagen Versprechen zurück, daß die Sektionäre sich zerstreuen würden — ein Versprechen, das natürlich nicht gehalten wurde.

Dies war die Nachricht, die spät abends ins Theater Feydeau gelangte, und die dort befindliche Menge auseinanderjagte. Man glaubte den Konvent hilflos, seine Truppen unzuverlässig, und die Sektionen bereits Sieger.

Nirgends genügt so sehr wie in Paris das geringste Zeichen von Schwäche, um eine Regierung vollkommen in den Augen des Volkes zu diskreditieren.

„Man wird die Tuilerien stürmen! Auf zum Konvent —"

„Nieder mit den Bonnets-rouges!" schrie eine Gruppe, die für die Sektionen Stimmung zu machen glaubte.

„Kommen Sie mit uns! Sie wollen nicht? Gut, ich treffe Sie nachher, so oder so. — Einstweilen habe ich Wichtigeres zu thun!"

Und Theurille eilte fort, ohne sich um den General weiter zu bekümmern.

Bonaparte schloß sich dem Strom an, der nach dem Konvent hin drängte.

Die Straßen waren überall voll von Menschen. Als der General durch die Rue St. Thomas du Louvre kam, sah er an der Nordfront der Tuilerien, auf der Terrasse der Feuillants Truppen, die die benachbarten Straßen absperren sollten.

Es war das sogenannte „heilige Bataillon der Patrioten von 89", eine Bande, deren bürgerliche Vergangenheit ebenso zweifelhaft war wie ihr Patriotismus, und die man bei allen Unruhen der letzten Jahre in „Thätigkeit" gesehen hatte. Der Konvent hatte sie jetzt zu seinem Schutze herbeigerufen, und Barras hatte versucht, sie zu organisieren.

Bonaparte zuckte, als er sie bemerkte, mit den Achseln.

„Wenn der Konvent keine andere Truppen zu seiner Verfügung hat, können die Rebellen morgen um sechs Uhr früh in den Tuilerien sein!" sprach er zu sich, „mit diesen wird eine einzige gut geführte Batterie fertig."

Vor den Tuilerien herrschte ein furchtbares Gedränge. Der Konvent hatte seine Sitzung in Permanenz erklärt und tagte hier seit acht Uhr. Auf den Treppen drängten sich Estafetten, Volksvertreter, Soldaten, Pöbel, der sich ungeniert den Eingang erzwängte — man sah, es herrschte eine allgemeine Verwirrung, keiner wußte mehr aus und ein, und die Deputierten erwarteten jede Minute die Armee der Sektionen vor den Fenstern des Schlosses erscheinen zu sehen.

„Tc, tc, Camille! Hier sieht's wieder aus wie am 9. Thermidor," rief ein Deputierter der Gironde seinem Kollegen zu —

„Sagt, wie am 10. August, Bürger!" rief ein anderer, der das gehört hatte, indem er stehen blieb, „die Kanonen donnern wieder vor den Tuilerien — und diesmal gegen den Konvent —"

„Ich flüchte nach Sedan! — Hier ist doch alles verloren —!"

Bonaparte, als er die Treppe hinanstieg, hörte einen Nationalgardisten, der nach Barras fragte, die Meldung bringen, daß in der Rue Richelieu Barrikaden errichtet würden, daß Danican, der bekannte Royalist, von Rouen herbeigekommen sei, und daß die Insurgenten davon sprächen, sie würden bei Tagesanbruch Zuzug vom Lande bekommen.

„Und was thut man hier eigentlich?"

Das war die Frage, die sich der junge Korse vorlegte, als er sich endlich auf die Zuschauertribüne durchgedrängt hatte. Er hatte nicht die große Freitreppe benutzt, sondern war auf Wegen, die ihm bekannt waren, durch den Pavillon de l'Horloge und durch die ehemaligen Zimmer der Königin in den Saal gelangt, in dem der Konvent „tagte".

Der Konvent —

Rembrandt oder Ribeira hätten das Bild dieser Versammlung entwerfen müssen in dieser Nacht des 12. Vendémiaire — dieser Versammlung von Königsmördern, die zitterten vor der plötzlichen Sturmflut des Royalismus — diesen Senatoren des neuen

Frankreichs, denen dasselbe Schicksal drohte wie ihren römischen Kollegen beim Ansturm der Gallier — diesen Repräsentanten der Freiheit, die so oft hatten den Henker zur Thür hereintreten und ihre „unverletzlichen" Kollegen aus ihrer Mitte herausholen sehen — sie, die den 31. Mai, den 9. Thermidor, den 20. Prairial durchgemacht hatten, die nach einer furchtbaren Laufbahn von drei Jahren jetzt von der Bühne abtreten sollten — sie sahen noch einmal die Hyder der Revolution sich vor ihnen aufbäumen, und Köpfe, neue Köpfe verlangen. —

Bonaparte konnte zuerst sehr schlecht sehen; die Beleuchtung des großen Kronleuchters, der von der Decke herabhing und der zu nahe war, war nicht günstig. Er hörte nur ein dumpfes Brausen und Wogen da unten, die schrille Stimme einzelner Redner, die Glocke des Präsidenten, das heftige Zuwerfen von Thüren, worauf sich dann alle Welt umwandte, wie in Erwartung einer neuen Unheilsbotschaft, Leute in Schärpen und Federbüschen, die mit Briefen und Depeschen in der Hand fortgingen, wiederkamen, leise Worte mit den Huissiers sprachen, die Bewegung, die sie mitbrachten, kreisartig fortpflanzten, das war das nächste, was man bemerkte. Die Redner wurden alle Augenblicke unterbrochen durch lautes Geschrei, durch Ausrufe, selbst durch Drohungen — die ganze Versammlung war wie im Fieber und schien für nichts mehr Geduld zu haben.

Die Tribünen waren am unruhigsten. Man sah Frauen, die schon seit mehreren Stunden hier waren, blaß, aufgeregt, erschöpft, aber am lautesten schreiend und lärmend, den „Kopf Menous" verlangend, gegen die Chouans wütend — so wie sie am 9. Thermidor gegen Robespierre gewütet hatten.

„Hört nur — man will Boten an Hoche senden — die Armee steht noch in Nantes, sie kann in drei Tagen hier sein —"

„Parbleu — bei Marats Andenken, ich möchte jetzt nicht in der Haut von Barras stecken —!"

„A bas les chouans! Nieder mit Boissy d'Anglas —" schrie ein anderer ganz laut, die Deputierten selbst angreifend. „Diese Schwätzer haben uns die ganze Meute Charettes von neuem auf den Hals gezogen!"

„Still doch! Wer ist denn das da —? Ruhe! Man verliest eine Botschaft der Sektionen —"

Der Präsident bemühte sich vergebens, den ganzen Lärm zu beherrschen. — Und eigentlich war er noch am ruhigsten in diesem Hexensabbath.

Es war Sieyès, der an diesem Tage dem Konvent präsidierte — Sieyès mit seinem pedantischen Quäkerkopfe, seinem ruhigen, kühlen, etwas spöttischen Wesen, seinen gehaltenen Gesten, an denen man den früheren Mann der Kirche erkannte. — Während des Schreckens hatte er sich wohlweislich sehr still verhalten. Am Vendémiaire imponierte er seinen Kollegen — Tallien war aufgeregt, unruhig wie immer — Barras steht mit einer Gruppe von Offizieren bei dem Tisch der Minister; er wirft Zahlen auf ein Blatt Papier, spricht mit seinen Ordonnanzen, giebt bald dem, bald jenem Auskunft, der an ihn herantritt. — Indessen findet er doch noch Zeit, seinen Schnurrbart zu streichen und Blicke auf die Tribüne zu werfen, wo er jemand sucht —

Dort sieht man André Dumont, den Ankläger Davids, Santerre, den berüchtigten „General mousseux", der mit seinem Einfluß auf die Vorstädte prahlt, den er gar nicht mehr hatte, Vadier, den ehemaligen Satelliten Robespierres, den „Mann mit den sechzig Jahren unbefleckter Tugend", wie ihn die Journale spottweise nannten — sie alle sprachen, debattierten, redeten hastig hin und her, in dem Gefühl, daß alle ihre Reden an der Sache eigentlich nichts helfen können.

„Parbleu! Die Pariser wollen einen König —!"

„Man hätte die Armee von Caen hereinziehen müssen, schon im August —"

Barras sieht auf das Stück Papier, das er in der Hand hält. Da fehlt ein Name. Der Name desjenigen, den man zum General an Menous Stelle ernennen will. Da liegt die Sache — Hierzu den geeigneten Mann zu finden, und zwar rasch, sehr rasch, daran hängt in dieser Nacht die ganze Republik.

Er selbst will sich wohl hüten, das Kommando zu übernehmen — Das ist nicht mehr so einfach wie am 9. Thermidor, wo er das Stadthaus eroberte, weil kein Mensch da war, der es verteidigte. Heute stehen die Sektionen von Paris, 20000 Mann stark, unter Waffen, und der Konvent weiß nicht einmal, ob er Kugeln für seine Geschütze und Cartouchen für seine Soldaten hat.

Man macht ihm allerlei Vorschläge — man spricht von Carteaux. Aber der hat sich ungeschickt gezeigt bei der Alpenarmee — Von Dubois-Crancé — Der ist unpopulär im höchsten Grade.

Und in all diesem Wirrwarr, diesen verstörten, unruhigen Gesichtern eine Gestalt, die, die Arme untergeschlagen, mit höhnischem Lächeln in den Strudel hineinsieht.

Es ist André Theurille, der diese Versammlung, die ihn nicht hat hören wollen, jetzt am Rande des Abgrundes sieht.

„Das dauert noch vier bis fünf Stunden," spricht er zu seinem Nachbar, dem General Santerre; „sobald es hell wird, sind die Sektionäre auf dem Platze — und dann — Wißt Ihr, was das ist, General?"

Santerre drückt ihm die Hand.

„Ja, ich weiß es —! Das ist unsere Rache, die anfängt —! Die Rache für den Thermidor —"

Theurille sieht bisweilen unruhig nach der Thür, er will sich hier nicht länger aufhalten als nötig ist — er muß nach seiner Sektion, um da die nötigen Vorbereitungen zu treffen, wenn es soweit sein sollte.

Oben auf der Tribüne ist die magere Gestalt des jungen Korsen schon wieder verschwunden.

Ein seltsames Gefühl, eine fast fieberartig brennende Unruhe hat ihn plötzlich erfaßt, als ob er begriffe, wie in diesem allgemeinen Chaos, das in diesem Moment in den Tuilerien herrscht, etwas Bedeutungsvolles auch für ihn vorgeht.

Er hat die Empfindung, als wolle sein Schicksal zur Thür hereintreten.

Er will Barras sprechen, aber er begreift, daß

er in einem solchen Moment nur mit Mühe an ihn heranbringen wird.

Er will seinen Gönner Doulcet de Pontécoulant aufsuchen und er begiebt sich nach dem Pavillon de Flore, wo aber ebenfalls ein allgemeiner Wirrwarr herrscht, die Menschen hin- und hergehen und niemand auf ihn achtet. Man hatte aus dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß, die hier sonst gewöhnlich residierten, ein Komitee von vierzig gebildet, welche in dieser Krise die Geschäfte führen sollten. Diese, an sich schon nicht einig, werden noch fortwährend behindert durch Deputierte aus dem Konvent, die hinüber und herüber gehen, und die ihnen Vorschläge zur Rettung des bedrohten Vaterlandes machen, wie sie Rabelais' würdig wären.

Einer spricht davon, eine Deputation an die Sektionen hinauszusenden, in weißen Gewändern, Ölzweige in den Händen. — Andere verlangen, der Konvent solle sich in Person auf die Höhen von St. Cloud zurückziehen, „um mit der Armee des Westens Fühlung zu behalten".

Mit einer verzweifelten Geste wirft Bonaparte die Thür hinter sich zu und kehrt in den Sitzungssaal zurück. —

Er hat Doulcet nicht finden können, vielleicht ist er unten im Konvent. —

Eine gespenstige Dämmerung fängt da unten an sich auszubreiten. — Die Lichter sind herabgebrannt, die Saalbeamten beeilen sich, neue aufzustecken. Zudem wird es schon Morgen, man sieht einzelne graue Streifen durch die Fenster.

Wie Gespenster blinkt das von den Wänden herab, die Embleme der Republik, die Liktorenbündel, die Beile und Ruten, die römischen Schilde — alles, was in dem Dämmerlicht des großen Saales nur undeutlich zu erkennen ist — die blaurotweißen Fahnen über der Tribüne, das Bild des sterbenden Marat von David, da oben an der Wand — die Bronzefiguren Brutus' und Lykurgs, Numas und Platos, die im Dunkel sich zu erheben und zu fragen scheinen, ob die Republik zu Grunde gehen solle in dieser Nacht?

All diese bleichen, müden und angstvollen Gesichter da auf den Bänken, die übermacht, überanstrengt sind, gepeinigt von der Furcht des Kommenden, die legen sich diese Frage selbst vor — und sie wissen noch keine Antwort darauf.

Bonaparte ist im Begriff, die Tribüne zu verlassen und die Treppe nach unten hinabzusteigen.

Da hört er seinen Namen.

Man ruft ihn unten im Saale — am Tisch der Minister, bei der Tribüne — dann unter den Deputierten —

Er bleibt stehen.

Von der Gruppe, die um Barras steht, ist der Name in den allgemeinen Wirrwarr hinausgeschleudert — man hat ihn unter den Generalen genannt, die für das Kommando in Vorschlag kommen.

Drei, vier Deputierte zugleich stürzen auf Barras zu, ergreifen ihn am Ärmel, schütteln ihn, fragen ihn.

Die anderen stecken ebenfalls die Köpfe zusammen —

„Buona-Parté? Wer ist das? Ein Italiener?"

„Nein — ein Spanier —!"

„Er hat Toulon genommen!"

„Einerlei — Wir wollen keinen Jakobiner!"

„Weg mit den Satelliten von Barras!"

Bonaparte hört kein Wort mehr — er stürzt die Treppe hinab, in den Saal — er fühlte, jetzt mußte sich's entscheiden mit ihm —

Ihm war zu Mute, wie jemand, der, aus einem Gefängnisse erlöst, sich plötzlich dem Licht gegenübersieht, der Welt, der Sonne, die er vergessen hatte, an die er schon nicht mehr glaubte. Sein ganzes Wesen hatte in diesen wenigen Minuten einen plötzlichen, ungeheuren Stoß empfangen. Das Schicksal rief ihn heraus aus den Reihen der Verlorenen, der Deklassierten — heraus endlich aus der Dunkelheit der Misère, der Entbehrungen —

Unten im Saal ließ man ihn bei Nennung seines Namens ein.

Barras sah ihn und ging ein paar Schritte auf ihn zu.

„Ah, da seid Ihr, mein Lieber — es war von Euch die Rede eben —"

Bonaparte verbeugt sich in seiner hastig linkischen Art. Die Deputierten, die ihn größtenteils zum ersten Male sehen, stecken auf den vorderen Bänken die Köpfe vor, machen laut ihre Bemerkungen.

„Te —! Das ist er —!

„Pardi —! Er sieht aus wie Marat!"

Dasselbe, was schon Madame Permont ihrem jungen Landsmann gesagt hat: „Mein Lieber, Sie haben ganz den Kopf von Marat. Hüten Sie sich, daß Sie auch seine Miene zeigen!"

„Buonaparte — welch drolliger Name —!"

Die korsischen Abgeordneten begrüßen den jungen General mit der landesüblichen Überschwenglichkeit — sie waren es hauptsächlich, die für seine Wahl geschrieen und gerufen haben — und dann Fréron — Fréron, der in die schöne Pauline Bonaparte verliebt ist, die er in Marseille kennen gelernt hat —!

Boissy d'Anglas, dem man von fern Bonaparte zeigte, sagt in seiner langsam pomphaften Weise, indem er den Kopf schüttelt:

„Pah — er sieht nicht aus wie ein Mann dieses Landes!"

Dies Wort macht bald die Runde.

Inzwischen hat Barras den jungen General in eine Ecke gezogen.

„General, wir haben nicht viel Zeit — Sie wissen, um was es sich handelt. Wenn wir uns nicht beeilen, kann die Armee der Sektionen um sechs Uhr auf dem Karussell stehen. Getrauen Sie sich das Kommando an Menous Stelle zu übernehmen und den Konvent zu retten?"

Und mit ungeduldiger Erwartung, die nicht frei ist von einer gewissen neugierigen Ironie, sieht er dem jungen Manne ins Gesicht. — Er wahrt selbst jetzt die nachlässige Pose des Hazardspielers, der im Grunde darthun will, daß ihn die Sache kalt läßt — der aber neugierig ist, wie sich die anderen daraus ziehen —

Bonapartes Augen blitzen auf.

„Über wieviel Mann können Sie verfügen?“ fragt er kurz.

Barras macht eine Bewegung mit der Hand.

„Kaum viertausend,“ antwortete er halblaut. „Jetzt überlegen Sie — ich gebe Ihnen drei Minuten Zeit!“

Er zieht die Uhr heraus und mustert anscheinend höchst gleichgültig die grüne Draperie über seinem Haupte, mit der hier die Wände von gelbem geädertem Marmor bekleidet sind.

„Wenn die Sache mißlingt,“ denkt er, „wenn dieser junge Mensch, den ich übrigens für einen ganz talentvollen Kopf halte, kein Glück hat dabei, so handelt es sich übermorgen um diesen seinen eigenen Kopf — während ich immer noch Mittel finde, mich aus der Sache zu ziehen.“

Bonaparte hat aber gar nicht die drei Minuten gebraucht.

„Ich nehme an, General,“ spricht er rasch, „aber unter der Bedingung, daß ich allein kommandiere — daß mir der Konvent keine Kommissäre beigiebt —“

Barras sieht ihn an.

„Ich verstehe Euch. Das wird allerdings Schwierigkeiten machen. Aber verlaßt Euch darauf, die Sache wird arrangiert werden — Und dann —“

„Wieviel Uhr habt Ihr jetzt?“ fragt Bonaparte, ihn ohne Umstände unterbrechend.

Barras hat die seine noch in der Hand. Es ist in diesem Moment drei Uhr zwanzig Minuten, der Morgen des 13. Vendémiaire —

Sie vergleichen beide —

„Gut!“ fuhr Bonaparte fort, „es muß jetzt jede Stunde, jede Minute ausgenutzt werden! Sorgen Sie vor allem dafür, daß das Dekret möglichst rasch ausgefertigt wird. — Und dann lassen Sie sofort bei allen Kommandos, die noch in Ihrer Gewalt sind, meine Ernennung bekannt machen — schicken Sie nach Sablons und nach Meudon hinaus, wo die Fabriken sind, das scheint mir jetzt die Hauptsache — Aber vor allem das Dekret —“

Etwas betroffen sieht Barras ihn an, als er sich entfernt. Dieser junge Mensch kommt ihm ganz anders vor — sein Auge, sein Gesicht, das ist gar nicht mehr wie vor zehn Minuten.

Die Augen des Korsen glühen in einem Feuer wie die Vulkaninseln seines heimatlichen Meeres — tief, unheimlich, je näher man kommt.

Er atmet weit ausholend auf.

Jetzt wird er Platz, Raum um sich haben — Sein Gehirn hat schon angefangen zu arbeiten; während die Deputierten noch um seine Ernennung streiten, macht er schon Pläne und entwirft Anordnungen —

Auf diese Stunde hat er gewartet, all die elenden, kümmerlichen Monate hindurch.

Jetzt ist sie gekommen, seine Stunde.

Um vier Uhr morgens wird das Konventsdekret verlesen, wonach Barras zum obersten Kommandierenden der Streitkräfte des Konvents ernannt wird und ihm der General Bonaparte mit unbeschränkten Vollmachten beigegeben wird. Der formelle Standpunkt war damit gewahrt.

„Thun Sie alles, was Sie wollen,“ sagt Barras zu seinem ehemaligen Protégé in seiner nachlässigen Weise, „schießen Sie meinetwegen diese ganze Canaille zu Brei — aber handeln Sie —“

Bonaparte begiebt sich unverzüglich in das im zweiten Stock des Pavillons der Königin gelegene Kabinett, wo Menou interniert ist.

Man hat den unglücklichen General sofort verhaftet — man wird untersuchen, wieviel an seinem Benehmen Ungeschicklichkeit und wieviel Verräterei ist — und da in diesen Zeiten schon aus viel geringfügigeren Ursachen Köpfe gefallen sind, so ist Menou, der sich des seinigen keineswegs sicher fühlt, in ziemlich unbehaglicher Stimmung.

Sein jugendlicher Nachfolger fragt ihn nach Zahl und Beschaffenheit der Insurgenten, ihren Stellungen und ihren mutmaßlichen Absichten. Dann macht er ihm in kurzen Worten Vorwürfe über seine Handlungsweise, die den Konvent in solche Gefahr gebracht habe.

„Ich scheute mich, auf das Volk zu schießen,“ entgegnete Menou.

Bonaparte zuckt die Achseln.

„Ihr habt unrecht gethan. — Bei großen Krisen darf man weder mit sich noch mit anderen Mitleid haben,“ spricht er.

Anderthalb Stunden später, nachdem sich in dem rasch gebildeten Bureau der Stab des Generals, die Behörden, die benachrichtigt sind, die Kollegen, die ihm für diesen Tag untergeordnet sind, eingefunden haben, steigt er nur in Begleitung eines Adjutanten mit einem Fernrohr bewaffnet in die höchste Etage des Pavillon de Flore hinauf, wo man eine umfassende Aussicht über die benachbarten Stadtteile hat, und wo er sich über den Zustand der Stadt einen Überblick verschaffen will.

Das erste Brausen und Wogen des erwachenden Paris empfing ihn. Es ging wie ein Meer da unten, diese Geräusche dumpf und undeutlich, die in regelmäßiger Wiederkehr an sein Ohr schlugen. In allen Quartieren wurde Generalmarsch geschlagen. Das Rollen fahrender Kanonen drang ab und zu, scharf und deutlich erkennbar, in die Höhe hinauf. — Nach der Gegend der Madeleine zu schienen größere Menschenmassen in Bewegung, aber die Aktion hatte noch nirgends begonnen; man hörte weder Schüsse noch größere Detonationen. Auf einzelnen Türmen waren Fahnen aufgezogen, aber man konnte sie nicht deutlich erkennen — ein grauer, flatternder Nebel zog vor der Sonne einher und schien sich wie ein Leichentuch über die Stadt auszubreiten — das Leichentuch derer, die heute sterben würden. —

Und er begriff, daß es diese ganze ungeheure Stadt selbst war, mit der er in den Kampf gehen wollte.

Als Bonaparte wieder hinabstieg, begegnete er auf der Treppe seinem ehemaligen Vorgesetzten Doulcet, der ihm die Hand drückte und ihm zu seiner Ernennung Glück wünschte —

„Und vor allem, General, lassen Sie sich in keinerlei Unterhandlungen mehr ein — hören Sie keine Vorschläge der Rebellen an —!“

„Ich mache keine Phrasen!“ entgegnete Bonaparte kalt.

Und er hielt Wort.

Neuntes Kapitel.

Der Vulkan öffnet sich.

André Theurille hatte sich in der ersten Morgendämmerung auf dem Sitzungssaal seiner Sektion eingefunden. Er fand dort alles voll Lärm und Bewegung, den Hof voll bewaffneter Nationalgardisten — aber gemäß der getroffenen Vereinbarung wollte man warten, bis etwas Entscheidendes geschehen sei.

Der junge Jakobiner, der seine eigenen Absichten verfolgte, beschloß, selbst Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen.

Unter dem Vorwand einer Nachricht, die an die Sektion des Théâtre français zu hinterbringen sei, drang er durch die Rue Vivienne, am „Perron“, an der Börse vorbei bis in die Nähe des Theaters und auf den Place Egalité vor. Diese Straßen, die sämtlich in der Gewalt der aufständischen Sektionen waren, waren voll Truppen, und wie es schien gut besetzt — man hatte stellenweise sogar das Pflaster aufgerissen, um Barrikaden zu errichten.

Was Theurille auffiel, war, daß man unter den Truppen der Aufrührer sehr viele Gestalten offenbar gedienter Militärs sah, verkappte Emigranten und Chouans, die schon seit Monaten in der Stadt waren. Sie trugen ganz offen ihre mit Lilien bestickten Achselstücke auf ihren Uniformen, und der Jakobiner, der Lust hatte, sie ihnen herabzuschlagen, mußte seinen Grimm darüber verbeißen — hatten sie doch in diesem Moment einen gemeinsamen Feind, den Konvent, den es zu bewältigen galt.

„Lassen wir das heute — Wir werden nachher abrechnen,“ sagte er sich.

Zu seinem Erstaunen traf er eine Abteilung ehemaliger Truppen der alten Garde Santerres, und sämtlich fanatischer Anhänger des Berges, die in der Nähe des Théâtre français auf ihn warten wollten, nicht an ihrer Stelle. Entweder hatte Santerre, der immer noch Anhänger der alten Demokratie war, nicht Wort halten können, oder die Royalisten, die heute das entscheidende Wort führten, hatten diese Truppe beiseite geschoben.

Auch sonst vermißte er verschiedene Leute, die ihr Eintreffen bei den Sektionären zugesagt hatten.

Am Place Vendôme sah er am Eckpfeiler eines Weinladens eine bunte Affiche, eine Proklamation des Konvents, die Insurgenten herabgerissen hatten. Er hob sie auf — sie enthielt eine letzte Aufforderung an die Sektionen, sich aufzulösen — zugleich war darin die Ernennung des Generals Bonaparte zum Kommandanten neben Barras bekannt gemacht.

Theurille las diese Zeilen zweimal — so betroffen war er beim Anblick des Namens, der ihm daraus entgegenblickte.

„Also er — Und er hat die Ernennung angenommen —! Er wird also gegen uns fechten heute! — Bah,“ fügte er nach kurzer Weile mit einer nicht ganz philosophischen Resignation hinzu, „wie oft hat man sich schon von den Leuten füsilieren lassen müssen, mit denen man am Abend vorher diniert hat!“

Daß Bonaparte diese Ernennung angenommen habe, das fiel ihm schließlich nicht weiter auf; was sie dem Konvent nützen werde, schien ihm einstweilen noch zweifelhaft — für einen Hannibal oder Cäsar mochte er seinen neuen Bekannten nicht halten.

Bei seiner Sektion, zu der er, sobald er konnte, zurückkehrte, wurden nicht weniger Bemerkungen gemacht über den neuen General des Konvents, den kein Mensch kannte.

„Bonaparte! Man stolpert ja, wenn man den Namen ausspricht —“

„Laß ihn! Es wird schon leichter gehen, wenn wir ihn um einen Kopf kürzer gemacht haben!“ schrie einer der Soldaten unter lautem Gelächter.

„Ventre-saint-gris! Der Teufel hole diesen mageren, gelbhäutigen Italiener, den uns der Konvent da auf den Hals schickt — ihn und seine fünfhundert Deputierten dazu!“

„Wir werden morgen eine Karikatur von ihm haben —! Ich hab' ihn gesehen — er sieht aus wie ein Knirps und trägt ein Büschel Haare auf dem Kopf, zerrauft wie ein Rübenbeet, das man umgetreten hat —“

„Um so nötiger, daß wir ihn rasieren!“ erklärte ein dritter, mit der Hand die Geste des Halsabschneidens machend, unter brüllendem Beifall der übrigen.

Es war klar, daß die Pariser sich von dem neuen General noch nicht imponieren lassen wollten. —

Theurille traf im Sitzungssaal der Mairie, wo er Posto faßte, seine Gesinnungsgenossen und Verbündeten Germain und Darthé. Sie waren, wie er, in Uniform, und ihre Kompagnie stand marschfertig im Hofe — als Beamte der Sektion hatten sie indes Sitz und Stimme bei den Beratungen, und sie waren ebenfalls seiner Meinung, sich nicht zu rühren, bis etwas Entscheidendes geschehen sei.

„Bis die Tuilerien genommen sind, dann fangen wir an —“

„Sowie der Eilbote mit dieser Nachricht auf dem Place de la Nation eintrifft, setzen sich die Leute aus dem Faubourg St. Antoine in Bewegung, die wir bestellt haben —!“

„Und vor allem vergeßt nicht, nach la Force, um Babeuf zu befreien,“ fügte Theurille in gedämpftem Tone hinzu, „das ist das nächste. — Und dann in Masse nach dem Stadthaus — Die anderen werden sich bei den Tuilerien und mit der Plünderung aufhalten, und wir haben dann freien Raum —“

„Aber einen Probetrunk aus dem Keller des Konvents werden wir doch abhalten, Bürger Theurille,“ rief ein kleiner Weinkaufmann des Viertels, der unter den Sektionären stand und als eifriger Jakobiner bekannt war. „Ihr glaubt nicht, was diese Verräter für Sorten trinken —“

„Du hast sie wohl selbst geliefert, Bürger?“ rief spöttisch sein Nebenmann.

Jener errötete.

„Nicht doch! Es ist wahr, ich habe früher

Wein in die Tuilerien geliefert, aber als der Tyrann da noch wohnte —"

„Edler Patriot! Er hat ihn vergiften wollen! Und Dir hat man keine Bürgerkrone gestiftet!" rief Germain mit seinem breiten Husarenlachen unter allgemeinem Beifall, während der Weinhändler wütend wurde und heftig auf ihn loszog.

Theurille beruhigte die erregten Gemüter und schickte die einzelnen an ihre Posten. Er genoß hier nicht bloß die Autorität einer Kapitänsstelle, die er wieder angetreten hatte — Man wußte, in welcher Beziehung er zu den Häuptern des Berges gestanden hatte, und Robespierre, Saint-Just und ihre Genossen waren jetzt bereits zu einer Art sagenhaften Heiligen geworden, die ihre Legenden und ihren Kultus hatten.

Der ehemalige Advokat hatte also alles vorbereitet, um, wenn es so weit sein würde, den entscheidenden Schlag zu führen. Da die Sektionen wahrscheinlich Sieger blieben, hieß es für die Terroristen, doppelt wachsam auf ihren Posten zu sein. Sie konnten auf die Mannschaften Rossignols, Santerres, Carteaux' und verschiedener anderer ehemaliger Matadore des Schreckens zählen, die ihnen zufallen würden, sowie sie den geringsten Erfolg hatten, und sowie die Bevölkerung die mindeste Neigung zeigte, die alte Herrschaft des Berges wieder aufzurichten. Theurille wußte, wo alle diese Truppenteile standen, und hatte Emissäre, die im gegebenen Moment losbrechen würden.

Der Konvent war ratlos, Paris im Aufstand, die Republik offenbar am Rande des Abgrundes — der Augenblick schien nie günstiger.

Er wunderte sich nur, daß der Kampf noch nicht begonnen hatte. Es war jetzt elf Uhr morgens . . . Die Ansammlung der Sektionäre von den entlegenen Stadtteilen und Vorstädten her dauerte immer noch fort.

Um neun Uhr war ein Parlamentär, der „die Forderungen des Volkes von Paris" vor den Konvent bringen sollte, abgeschickt worden. Er war mit verbundenen Augen vor den Vierziger-Ausschuß im Pavillon de Flore geführt worden — man hatte aber seine Anträge kurzerhand abgelehnt. Sieyès hatte erklärt, daß er das Volk in den Rebellen, die sich bewaffnet vor dem Palast einfänden, nicht anerkenne und hatte ihm befohlen, sich zu entfernen.

Diese Sprache erregte im Hauptquartier der Insurrektion nicht geringe Erbitterung.

„Wir wollen ihm die Antwort, mit 30 000 Bajonetten geschrieben, überbringen!" schrie Danican, der Führer der Rebellen.

„Und die Pike Férauds, um dem meineidigen Priester zur Stütze zu dienen!" fügte Lebois, der Präsident der führenden Sektion, mit einer blutigen Anspielung auf den 1. Prairial hinzu, wo man den Deputierten Féraud mitten im Konvent ermordet und sein Haupt auf einer Pike umhergetragen hatte.

An gutem Willen zur Ausführung dieser löblichen Absichten fehlte es nicht . . .

Danican hatte in einer in der Rue Richelieu gelegenen Mairie sein Hauptquartier aufgeschlagen. Hier hatte sich Richer-Serigny, der Redakteur des „Accusateur public", der Abbé Morellet, Laharpe, Lafond, der eifrige Royalist, und Lebois, der Präsident der Sektion des Théâtre français, eingefunden. Sie alle, teils alte Feinde der Republik, wie Danican und Lafond, teils Angehörige der im Konvent gestürzten Parteien, brannten vor Begierde, mit einer Regierung ein Ende zu machen, von der sie wußten, daß sie bei den Parisern höchst unpopulär war. Und unter der Nationalgarde der Sektionen, die sie 20—30 000 Mann stark aufgebracht hatten, waren es besonders die zahlreichen Handwerker und Arbeiter, die auf den Konvent erbittert waren, dessen drückende und wechselvolle Herrschaft für die arbeitenden Klassen am schlimmsten gewesen war.

Darauf zählten Danican und seine Genossen. Sie wollten in zwei Zügen, vom Faubourg St. Honoré und von der Kirche St. Roch her, sowie von der Rue Vivienne herab die Tuilerien umklammern; außerdem sollte eine Kolonne, die noch Zuzug von Studenten aus dem Quartier Latin erwartete, vom Quai Voltaire her angreifen, und da der Konvent seine Streitkräfte, schon ihrer geringen Zahl wegen, auf einen kleinen Raum konzentrieren würde, mußte sich die Sache in kurzem entscheiden.

Kurz vor elf Uhr kam Gaston Valèze in das Hauptquartier der Rue Richelieu. Er meldete, daß die Spitzen der ersten Kolonnen, ohne Widerstand zu finden, bis auf den Karussellplatz gelangt seien, daß man also mit dem Angriff auf die Tuilerien beginnen könne.

Da man aber noch keine Nachricht von Lafond hatte, der auf dem linken Ufer seine Operationen begonnen hatte, so beschloß man, noch zu warten.

„Es kann uns ja heute am Ende gleichgültig sein, wann man uns das Diner in den Tuilerien serviert!" sprach Valèze mit seinem hochmütigen Lächeln, indem er auf seine Uhr sah.

Die Verbündeten rechneten sehr sicher auf ihren Sieg . . .

Wenigstens die Pariser thun nichts, um ihnen ihre Hoffnungen zu benehmen. Die Sektionäre werden überall mit jubelnden Zurufen empfangen, die Weinkaufleute, die „Aubergistes" an den Ecken, bieten den Truppen Stärkungen an; rote Kokarden werden mit Füßen getreten, und man stößt an auf den „Untergang der Blutsauger, der Kannibalen des Wohlfahrtsausschusses".

Wenn man sich so schlecht verteidigt, wie der Konvent, und außerdem eine so anrüchige Vergangenheit hat, wie diese Versammlung von Gesetzgebern, kann man auf keine große Popularität mehr rechnen.

Übrigens thun die Pariser, was sie immer bei solchen Gelegenheiten thun — sie bereiten sich auf den beginnenden Straßenkampf vor, schließen ihre Fenster und Thüren und treffen allerhand Vorsichtsmaßregeln — mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die sie in den sechs Jahren unaufhörlicher Unruhen gelernt haben.

Die Straßen haben schon seit gestern abend ihr Aussehen total verändert. Man hat die vielen Schilde, Embleme und Zeichen eingezogen, die über das Pflaster hinaushängen, die Fenster-

öffnungen sind mit schweren Möbeln verbarrikadiert, um vor einschlagenden Kugeln sicher zu sein. Die meisten Hausbewohner haben sich überhaupt in die Hinterzimmer zurückgezogen, hier und da gewahrt man an den Dachluken und auf den Böden Wachtposten, die von Zeit zu Zeit über den Stand der Sache Auskunft geben . . . Fuhrwerke fahren nicht mehr; sie würden sich hüten, denn sie wissen, daß man sie sogleich als willkommenes Material für Barrikaden in Beschlag nimmt. Die vielen Buden und Läden, die sonst nach der Straße zu offen lagen, haben schleunigst ihren Inhalt in das Innere der Häuser gerettet. Patrioten oder nicht Patrioten — die Uneigennützigkeit Catos ist eine republikanische Tugend, die immer Aufsehen macht, so selten findet sie sich.

Wer jetzt noch ausgehen muß, dem rät man, sich in der Mitte der Straße zu halten, weil die Kugeln gewöhnlich an beiden Häuserwänden einschlagen.

Auf den Straßen sind Stein- und Balkenmassen aufgehäuft, um jeden Augenblick zur Errichtung von Barrikaden schreiten zu können. Und man schleppt noch neues Material herbei, mit einer Wut und mit einem Eifer, als wollte man sich hier gegen Armeen verteidigen.

Denn das ist das wahre Schlachtfeld des Parisers in solchen Zeiten, die Straße. Sie verändert sich mit einem Schlage, sowie diese lärmenden mit Blusen und roten Mützen bekleideten Gestalten sie betreten. Sie zeigt dann Tiefen, Winkel, Abgründe, an die kein Mensch vorher gedacht hatte, sie verschlingt den Unkundigen, wie der unterwühlte Boden eines Vulkans den Wanderer verschlingt. Es scheint dann, als ob sie selbst teilnimmt an dem Kampfe, sie erfaßt, umklammert ihre Gegner, wechselt unaufhörlich ihre Taktik, zeigt beständig neue Angriffsfronten und Ausfallspforten. Sie hat ihre eigene Strategie, die noch jeder der großen Gewaltherren gefürchtet hat, die über Paris geherrscht haben.

Am Vendémiaire zeigt die Pariser Bevölkerung zum letzten Mal diese große systematische Kunst der Straßenschlacht. Bis zu den Boulevards hinauf starrte alles von Waffen, kroch's wie eine riesige gepanzerte Schlange durch alle Straßenzüge auf den Karussellplatz und die Tuilerien zu, die bald einer von allen Seiten umrannten Festung glichen. Überall hörte man das Wirbeln der Trommeln, Kommandoworte, donnernde Rufe: „Vive la république!“ und das gehackte, dumpfe Poltern der Kanonen, die über das Pflaster rasselten.

Einem Zuge derselben, die dem Transporte entgegengehen sollten, den man von Neuilly aus erwartete, schloß sich André Theuville an — er hoffte in ein bis zwei Stunden wieder bei seiner Sektion zurück zu sein. Der Transport ging über die Champs Elysées, und André wollte nicht versäumen, Héloise von Savigny, wenn auch nur auf ein paar Minuten, zu sprechen — er hatte ihr zugesagt, an diesem Tage nicht in den Kampf zu gehen, ohne sie vorher gesehen zu haben.

Sie flog ihm schon auf der Treppe ihres Landhauses entgegen, während die Dienerin beim Anblick der Soldatenkolonne erschreckt in der Thür stehen blieb.

„André, ich sehe von allen Seiten die Truppen vorbeiziehen — in der Stadt hat man geläutet — Hat der Kampf schon begonnen?“ fragte sie mit mehr Erwartung als Besorgnis.

„Nein, Geliebte, es ist noch nicht entschieden —“ Er drückte ihr beruhigend die Hand, während sie in ihr Zimmer traten, „die Truppen sammeln sich, aber Du kannst jeden Augenblick das Signal zum Angriff hören.“

„Mir ist, als ob Dir Gefahr drohte,“ murmelte die junge Frau, „ich habe einen seltsamen Traum gehabt in dieser Nacht —“

Theuille lächelte.

„Ah, ein Traum —“

„Höre mich an. Mir war es, als ob dieser Tag für Dich, für uns alle verhängnisvoll werden müßte. Mir träumte, ein Drache, der lange verborgen in der Tiefe geschlummert hatte, würde heute emporsteigen und uns alle bedrohen — er wuchs immer größer, gewaltiger an, sein Schatten ging schließlich über ganz Frankreich —“

Wiederum lächelte Theuille.

„Vielleicht geht Dein Traum auf unser Vorhaben! Der Drache, das ist die alte Herrschaft des Bergs —“

„Nein, nein, das ist es nicht —“

„Ich glaube, Du fühlst Dich hier bedrückt und geängstigt, Héloise. — Und Du hast recht. — Sollte sich der Straßenkampf hierherziehen, giebt es hier keine Sicherheit mehr für Dich. Ich werde etliche von meinen Freunden hierher schicken, die Dein Haus mit bewachen können —“

„Nein, laß nur — ich fürchte mich nicht. Und wer weiß,“ fügte sie mit einem schwermütigen Lächeln hinzu, „am Ende müßtest Du mich gegen Deine Freunde beschützen —?“

„Héloise!“

„Verzeih — Du siehst, ich bin erregt — Du bist ja der einzige, dem ich vertraue, dem ich alles gebe, was ich bin, was ich kann —“

Sie legte den Kopf an seine Schulter und schlang den Arm um seinen Nacken. Es war, als wollte sie ihn bei sich behalten, ihn festhalten, damit er sie nicht auch betrüge und hintergehe wie die übrigen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Sonne.

Roman
von
B. Clément.

(Schluß.)

Es war gegen Abend. Die Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die verhüllten Fenster und vergrößerten die Hitze, welche in dem eingeschlossenen Raume herrschte. Nichts hatte Mutter und Tochter während des Tages gestört. Die Fürstin hatte ihren Dienerinnen befohlen, niemand in ihr Zimmer zu lassen, da sie sich nicht wohl fühlte. Dies war, wie sie der Tochter sagte, in letzter Zeit häufig geschehen und nicht weiter auffallend. Beide kümmerten sich nicht um das Lachen und Schwatzen auf der Veranda, um das Lärmen der Kinder. Die beiden Dienerinnen hielten treue Wache, eine außen, die andere innen an der Thür.

Plötzlich ward auf der Veranda alles totenstill, ein leiser Schrei ertönte, und Marani stürzte mit allen Zeichen des Schreckens ins Zimmer. „Verrat, Herrin, Verrat,“ schrie sie, „der Herr und Gebieter naht.“

Starr vor Entsetzen blickte die Fürstin die Unglücksbotin an, ehe jedoch eine der bestürzten Frauen sich fassen konnte, ward die Thür aufgestoßen, und Munsubalee trat ein. Halb ohnmächtig vor Angst sah die Fürstin ihrem Gatten entgegen, Amarasanthi, die sich erhoben hatte, stellte sich vor die Mutter und sah gefaßt in die zornfunkelnden, schwarzen Augen, die sich durchdringend auf sie richteten.

„Ich frage Dich zum zweiten Male, wer bist Du, Mädchen, daß Du hier heimlich einzudringen wagst?“

„Erbarmen, Munsubalee, hab Erbarmen,“ bat sein krankes Weib mit flehend emporgehobenen Händen.

„Schweige, Weib, mit Dir rechne ich nachher ab, erst kommt diese. Antworte mir, wer bist Du?“

Amarasanthis Augen blitzten auf, der ganze, jahrelang gehegte Groll gegen diesen unnatürlichen Vater erwachte in ihrem Herzen. „Ich bin Deine Tochter, Munsubalee von Bussulabad,“ rief sie laut mit fester Stimme.

„Also doch! Ich ahnte es, als Du mir zum ersten Male gegenüberstandest, ich wollte es aber nicht glauben, daß mein eigen Weib mich betrogen habe. Weißt Du, Mädchen, daß ich Dich dem Tode geweiht hatte?“

„Ich weiß es, und wenn ich jetzt wirklich sterben müßte, so danke ich dennoch Gott, daß es mir einen einzigen Tag vergönnt gewesen ist, in meiner Mutter Armen geruht zu haben.“

Er lachte grimmig auf. „Das Vergnügen soll Dir teuer zu stehen kommen, mit Deinem Leben sollst Du es büßen.“

Er riß den Degen aus der Scheide, da lag auch schon sein Weib vor ihm und umklammerte seine Kniee, neben der bebenden Mädchengestalt aber stand plötzlich ein schlanker Knabe und legte den Arm schützend um sie.

„Erst töte mich, mein Vater, dann meine Schwester,“ rief er. Seine sanften Augen blickten den Vater furchtlos an, aus seinen weichen, kindlichen Zügen sprach feste Entschlossenheit. Der Fürst stutzte. Sein ältester Sohn, das Ebenbild seiner Mutter, war der Abgott seines Herzens.

Minutenlanges, banges Schweigen, dann begann das zitternde Weib zu seinen Füßen leise: „Verzeihe, Munsubalee, gedenke der glücklichen Jahre, die uns die Götter verleben ließen, denke an Deine Söhne und laß mir die Tochter, die ich gegen Deinen Willen am Leben ließ. Vergieb mir, räche nicht der Mutter Schuld an meinem Kinde. Wenn einer gefehlt hat, so bin ich es, soll einer mit dem Leben büßen, so laß mich sterben, die ich doch dem Tode verfallen bin, aber schone ihr junges, blühendes Leben. Sieh sie an. Gleicht sie nicht mir, als Du mich aus meines Vaters Hause in das Deine führtest? O, laß weichere Regungen in Deinem Herzen gegen Deine Tochter erwachen und verscheuche den Zorn. Verstoße sie nicht, nimm sie als Dein Kind an, und dann laß mich sterben, wie ich es nicht besser verdient habe.“

Munsubalee ließ seine finsteren Augen schweigend über sein Weib, über seine Kinder gleiten, keiner erriet die Gedanken, die hinter der drohend gefalteten Stirn wogten.

Da sah Amarasanthi, daß ihre Mutter umzusinken drohte. Schnell befreite sie sich von dem Knaben und beugte sich zu der Leidenden nieder. „Komm, Mutter, steh auf, es ist Deiner nicht würdig, vor Deinem Gatten auf den Knieen zu liegen.“ Sie hob die leichte Gestalt auf und trug sie auf den Diwan, ohne auf den überrascht blickenden Fürsten zu achten.

Ihre Mutter sah angstvoll auf den Gatten und umklammerte zitternd die Tochter. „Reize ihn nicht, Amarasanthi,“ flüsterte sie, „er wird Dich töten.“

Das schöne Mädchen richtete sich auf und blickte Munsubalee furchtlos in die finsteren Augen. „Mich töten? Sei ruhig, Mutter, das darf Dein Gatte nicht wagen.“

„Was?“ schrie Munsubalee und griff sein Schwert fester, „wer will mir wehren, mein eigen Fleisch und Blut zu töten, wenn es mir gefällt? Ich bin Dein Vater.“

„Nein,“ entgegnete sie fest und trat einen Schritt näher an ihn heran, „das Recht hast Du verwirkt, als Du mich als hilfloses Kindlein einem elenden Tode preisgabst. Mein Vater ist der, welcher mich

an sein Herz nahm und mich als sein eigen Kind erzog. Mich töten?" fuhr sie lauter fort, während die Frauen und auch der Knabe sie entsetzt ansahen. „Wage es, Hand an mich zu legen, Du wirst es bitter büßen müssen. Ich stehe unter englischem Schutze! Glaubst Du, daß mein Vater mich sonst hätte in Dein Haus treten lassen? Wehe Dir, wenn Du wagst, mir ein Leid zuzufügen. Auch Du stehst unter englischer Obrigkeit, und Du möchtest nicht wieder so glimpflich davonkommen. Meinst Du, daß es nicht bekannt sei, wie Du im geheimen gegen die Engländer gewirkt hast? Man hat Dich geschont, wie so viele, die gegen uns sind, in der Hoffnung, daß sie zur Einsicht kommen; wage aber nicht, mich, die ich einflußreiche Freunde habe, zu töten, noch hier gefangen zu halten, man würde Dich vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen."

Starr vor Staunen, daß jemand es wagte, ihm entgegenzutreten, blickte Munsubalee in die blitzenden Augen, die ihn so furchtlos anschauten. Woher nahm dies zarte Geschöpf, das vollständig in seiner Macht war, den Mut, ihm so unverhohlen die Wahrheit zu sagen? Munsubalee war heftig, herrisch, unter Umständen auch grausam, er bewunderte aber den Mut, wo er ihn auch traf. Das Auftreten des Mädchens imponierte ihm. Er hatte nicht gedacht, daß ein Weib anders als hilflos und feige sein konnte. Wäre sie ein Sohn, welche Freude hätte sein Vaterherz empfunden. Sein Blick fiel auf Jowallah, ob er seiner Schwester wohl glich? Der Knabe sah mit staunender Bewunderung zu dem schönen Mädchen auf, seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten. Wie eine zürnende Göttin erschien sie ihm.

Amarasanthi hatte sich, als ihr Vater im Schweigen verharrte, ihrer Mutter zugewandt. „Armes, liebes Mütterlein, daß ich Dir solche Aufregung bereiten muß," sagte sie weich und zärtlich, „aber nur noch einige Stunden, dann verlasse ich Dich, und es umgiebt Dich wieder die gewohnte Ruhe."

„Fort?" rief Munsubalee, wie aus einem Traume erwachend, „Du wirst meinen Palast nicht verlassen, ich verbiete es Dir."

Das junge Mädchen wandte ihm das Antlitz zu. „Du hast mir weder etwas zu verbieten, noch zu befehlen," entgegnete sie ruhig, „das Recht steht nur meinem Vater in Benares zu, der mich heute nacht zurückerwartet. Ich bleibe nur, wenn meine Mutter mich darum bittet."

Die Kranke umklammerte ihre Hände.

„Fürchte nichts, liebe Mutter, ich bleibe bei Dir, und Gott im Himmel wird Dich und mich schützen. Du aber, Munsubalee," wandte sie sich an diesen, „thätest besser, das Gemach Deiner Gattin zu verlassen, da sie dringend der Ruhe bedarf."

Schweigend sahen Vater und Tochter sich einen Augenblick an, dann verließ der Fürst stumm das Gemach. Sinnend blickte Amarasanthi ihm nach, kein Gefühl des Triumphes kam in ihrem Herzen auf, tiefe Trauer erfüllte es, daß sie so hatte zu ihrem Vater sprechen müssen.

Da fühlte sie ihre Schulter berührt und sich umwendend, sah sie in Jowallahs erregtes Antlitz. „Bist Du eine Göttin, Mädchen?" fragte er scheu.

„Ich bin Amarasanthi, Deine Schwester, Jowallah, und daß ich Dir anders erscheine, als die Frauen, welche Du im Senana siehst, kommt, weil ich von Weißen erzogen bin. Willst Du mich ein wenig lieb haben, Bruder?"

Der Knabe sah sie nachdenklich an. „Ja, ich will Dich vor dem Zorn meines Vaters schützen; ich liebe auch meine Mutter."

Zärtlich strich sie über sein glänzend schwarzes Haar. „Mein Herz flog Dir zu, als ich Dich zum ersten Male sah, weißt Du noch, Jowallah? Wie danke ich Gott, daß er mir einen solchen Bruder gegeben hat." Sie küßte seine klare Stirn und fragte: „Sage mir, Bruder, kannst Du mir einen Brief an meinen Vater in Benares besorgen? Willst Du den Thürhüter um einen sicheren Boten befragen? Er ist Deiner Mutter treu ergeben."

Jowallah erklärte sich bereit, und Amarasanthi riß ein Blatt Papier aus ihrem Taschenbuche, dem Vater mitzuteilen, daß ihre Mutter sie noch länger hier zu behalten wünsche. Der Knabe ging, den Brief zu besorgen, und nun kehrte ungestörte Ruhe ein; auch die aufgeregten Nerven der Kranken beruhigten sich allmählich.

Am folgenden Morgen geriet sie abermals in Aufregung bei dem Gedanken an das, was der Tag möglicherweise bringen konnte. Amarasanthis heiteres Plaudern und ihr fester Glaube, daß Gott sie schützen würde, zerstörten jedoch allmählich ihre Furcht. Das junge Mädchen war gerührt, als sie vernahm, daß ihr junger Bruder die Nacht auf einer Matte vor ihrer Thür zugebracht habe. Dankbar drückte sie ihm die Hand.

„Ich verlasse Dich keinen Augenblick," erklärte er ernst, „mit meinem Leben stehe ich für das Deinige ein, Schwester."

Diese hatte nun auch die Freude, ihre beiden jüngeren Geschwister, den zehnjährigen Lonee Singh und die kleine Fatima, kennen zu lernen. Der Knabe sah sie mit trotzigem Schweigen, das kleine Mädchen mit scheuer Neugier an. Amarasanthi ihrerseits betrachtete das in seidene Gewänder gehüllte Geschöpfchen, das mit Gold und Geschmeide überladen war, mitleidig. Wie weh that ihr das Herz bei dem Gedanken, daß diese Kinder, denen ihre ganze Liebe zuflog, in der Finsternis des Heidentums aufwachsen sollten! Liebevoll zog sie die Kinder zu sich heran, fragte sie dies und jenes und begann ihnen aus ihrem Leben zu erzählen. Atemlos lauschten alle drei, selbst Lonees finstere Miene, die ungemein an seinen Vater erinnerte, hellte sich auf.

Als sie schwieg, sagte er: „Ich habe meinem Vater verraten, daß Du hier bist."

„Du, Lonee? wie bist Du dazu gekommen?"

„Prasathi kam gestern in früher Morgenstunde in mein Gemach und sagte mir, ich solle meinem Vater einen Boten senden, der ihn zur eiligen Rückkehr aufforderе, weil ihm in seinem eigenen Hause Verrat drohe. Als er kam, mußte ich ihn nach dem Gemache meiner Mutter führen."

„Prasathi hat es mir nie gegönnt, daß ich Munsubalees Lieblingsgattin bin, sie hat mich immer zu verdrängen gesucht, es ist ihr aber nicht gelungen," bemerkte die Fürstin triumphierend.

Amarasanthi fühlte sich unangenehm berührt, wieder empfand sie deutlich, wie ihre Anschauungen so ganz anders waren, als die der Mutter.

Am Nachmittage erschien plötzlich der Fürst und forderte das junge Mädchen kurz auf, ihm zu folgen. Zögernd erhob sie sich, da ergriff Jowallah ihre Hand und sagte: „Ich begleite Dich, Schwester, kein Mensch soll wagen, Dir ein Leid zuzufügen."

Schweigend schritt Munsubalee seinen Kindern voran über den Hof, durch die kleine Pforte in den Park.

Amarasanthi stieß einen Jubelruf aus „Vater" und sank dem alten Missionar an die Brust.

„Gott sei gedankt, mein Kind, wir waren in großer Sorge um Dich, als Du nicht heimkehrtest. Nach Empfang Deiner Karte machte ich mich mit unserm treuen Sam sogleich auf den Weg zu Dir."

Das junge Mädchen streckte dem treuen Diener, der hinter seinem Herrn stand, zu Jowallahs Staunen, die Hand zur Begrüßung hin und sagte dann stolz, den Arm um den Knaben legend: „Sieh, Vater, dies ist mein Bruder Jowallah."

Freundlich legte der Missionar die Hand auf des Knaben Haupt. „Gott segne Dich, lieber Sohn, mögest Du Deiner Schwester stets ein treuer Bruder sein."

„Das will ich, Herr," versicherte er ernst.

Amarasanthi legte liebevoll einen Arm um den Nacken des Knaben, schob den andern in den des Vaters, und alle drei wandten sich dem Parke zu. Munsubalee war verschwunden, keiner bemerkte, wie er hinter einem Baume hervor ihnen düster nachschaute.

Amarasanthi erzählte dem aufmerksam lauschenden Vater von ihrer Mutter und setzte bekümmert hinzu: „Ich fürchte, Vater, ihre Tage sind gezählt, ihr Zustand erinnert mich lebhaft an Tante Louisa. Ich glaube, Vater, sie möchte mich bei sich behalten, und ich möchte sie nicht verlassen, bis nicht alles vorüber ist. Erlaubst Du, daß ich bei ihr bleibe?"

„Gewiß, mein Kind, ich möchte ihr diese letzte Freude nicht rauben. Versuche der scheidenden Seele den wahren Trost und den Frieden zu bringen. Welch ein weites Feld wäre die Senanamission für die christlichen Frauen, doch so weit, daß diese Zutritt zu demselben haben, sind wir leider noch nicht. Benütze Deine Zeit, Kind. Ich habe übrigens mit Deinem Vater gesprochen —"

„Nenne ihn nicht so," fiel sie ihm heftig ins Wort. „Du bist mein Vater, nicht er."

Der alte Herr sah ihr tief ins Auge. „Hat mein Kind das vierte Gebot vergessen?" fragte er milde.

„Nein, Vater, Dir will ich Gehorsam schulden, so lange ich lebe, aber nicht ihm, der mein größter Feind ist."

„Und sagt nicht unser Heiland: Liebet Eure Feinde?"

„Das kann ich nicht, Vater, ich könnte ihn eher hassen als lieben."

„Daß meine kleine Lotosblume immer von einem Extrem ins andere fallen muß, entweder glühende Liebe oder glühender Haß. Kind, kannst Du nicht Mäßigung Deiner Gefühle lernen? Versuche nur Deinen Vater mit unparteiischen Augen zu betrachten, vielleicht findest Du doch manches an ihm, das Dir gefällt. Wie dem aber auch sei, vergiß das eine nicht, mein Kind, daß er in geistiger Finsternis wandelt und unserer Nachsicht bedarf."

„Guter Vater, könnte ich doch so empfinden wie Du, ich fürchte aber, mein heißes Blut wird mich nie zur Ruhe kommen lassen. Früher, als ich noch nichts von der Welt und Menschen wußte, war das anders. Wäre ich doch nie aus dem stillen Frieden unseres Hauses geschieden, Vater!"

„Ohne Kampf kein Sieg, teures Kind. Was nützt mir ein Glaube, der sich nicht in der Anfechtung bewähren kann? Ein Wort nur laß mich Dir sagen, meine liebe Tochter: Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm! Und nun will ich Dir mitteilen, daß auch Dein Vater Dein Hierbleiben wünscht, bis mit Deiner Mutter alles vorüber ist. Ich habe aus seinen Worten erkannt und gesehen, wie innig er seine Gattin liebt, und wie schwer es ihm wird, an ihr Ende zu denken. Er hat mir sein Wort gegeben, Dich wie seinen Gast zu ehren und Dich in sicherer Begleitung nach Benares zurückzusenden. Fürchte Dich nicht vor ihm, Kind, er wird nichts gegen Dich zu unternehmen wagen, da er weiß, daß Du unter englischem Schutze stehst, und er ist klug genug, einzusehen, daß meine Landsleute Sieger in dem unglückseligen Aufstande bleiben. Ich lasse Dir Sam hier, der Dich täglich in den Garten begleiten wird, damit Du in den eingeschlossenen Räumen des Senana nicht krank wirst. Der Fürst ist mit allen meinen Anordnungen einverstanden."

„Du guter Vater hast an alles gedacht," sagte sie gerührt und schmiegte sich an ihn.

Der Missionar lächelte und begann dann in der Sprache des Landes zu reden, damit auch Jowallah teil an der Unterhaltung nehmen konnte. Seine Augen leuchteten freundlich auf, als Amarasanthi ihr Entzücken über den weitläufig angelegten Park aussprach. Er war in der That herrlich. Sein schönster Schmuck waren die gewaltigen Mangobäume, die dichten Schatten spendeten, und unter denen sich saubere Fahr- und Fußwege hinzogen. Hin und wieder waren unter diesen Baumriesen Farrenbeete angelegt. Üppig grüne Farren aller Art waren geschmackvoll auf Terrassen oder um die meist sehr niedrigen, schräg gewachsenen knorrigen Stämme der Mangobäume gruppiert. Dazwischen blühten und dufteten rote und weiße Lilien und Narzissen. Lange, aus Bambus erbaute, von dichtblättrigen, buntblumigen Schlingpflanzen überwucherte Laubengänge gewährten auf freien Stellen wohlthuenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen, die jetzt freilich nicht die Kraft besaßen, wie in der heißen Zeit. Auf freien, der Sonne ausgesetzten Plätzen waren farbenpräch-



tige Beete angelegt, auf denen Zinnien, Kornblumen und Wechselrosen, die am Morgen schneeweiß aussahen und sich zum Abend dunkelrot färbten, blühten. Die Ruheplätze waren von Rosen in allen Farben umsäumt, die mit ihrem berauschenden Dufte die Luft erfüllten.

Längs der Wege waren schlanke Arekapalmen angepflanzt, dazwischen Limonen, Apfelsinen, Paradies- und Granatäpfel, Plantanen und Guanos, die teils in frischem Blätterschmucke, teils schon in erster köstlicher Blüte standen. Hier und da befand sich ein kleiner Teich, auf denen sich unzählige Enten einer ununterbrochenen Schonzeit erfreuten.

Durch das frische Grün schimmerten hin und wieder kleine Marmorbauten, deren Kuppeln im Sonnenlichte funkelten. Es waren kleine Nachbildungen der berühmtesten Tempel Indiens, die der Fürst hatte bauen lassen, und in welchen er seine Andacht verrichtete.

Da nahte unter den Klängen von Pauken und Hörnern eine braune Schar und machte vor einem der Tempel Halt. Der Hofgott erhielt sein Mittagsmahl, erklärte Jowallah, als einer der Männer mit dem landesüblichen Brot, kleinen runden Kuchen, in den Tempel trat, es um das Götzenbild aufstapelte und die Vorhänge schloß, damit der Gott ungestört essen konnte.

Bekümmert blickte der Missionar in das feine, kluge Kindergesicht. „Könnte ich Dir das Christentum bringen, mein Sohn," sagte er bewegt, „mit welcher Freude würde ich es thun."

„Ich möchte gern von dem Christengotte wissen, padre," entgegnete Jowallah ernst, „meine Mutter hat mir von ihm erzählt, und mein Vater schweigt, wenn ich von ihm spreche. Früher durfte ich ihn nicht nach dem Christengotte fragen; seit die gefangenen Christen bereit waren, für ihn zu sterben, sagt er nichts mehr."

Die Augen des alten Geistlichen leuchteten freudig. „Sollte Eure Trübsal dazu gedient haben, dem Herrn auch nur eine Seele zu gewinnen, so sei sie tausendmal gesegnet. Amarasanthi, teures Kind, erkennst Du, daß Gott selbst Dich in Dein Vaterhaus geführt hat? Werde dieses Hauses guter Engel in Geduld und Liebe. Und nun laß mich Dich zurückführen, ich will noch einige Worte mit Deinem Vater sprechen, sodann heimkehren. Ich denke und hoffe, nicht zum letzten Male hier gewesen zu sein."

Die nächsten Tage verflossen Amarasanthi still und ruhig. Es schien, als ob die Lebenskraft der kranken Fürstin in der Freude, ihr lang entbehrtes Kind um sich zu sehen, noch einmal aufflackerte. Das junge Mädchen widmete sich ganz der Kranken und benutzte die Zeit, während sie schlief, zu ihren täglichen Spaziergängen in den Park. Ihre beiden Brüder waren ihre treuen Begleiter, während Sam seiner jungen Herrin in einiger Entfernung folgte. Wie schwer ward es ihr, die kleine Schwester nicht mitzunehmen, das Kind durfte aber ebenso wenig wie die Frauen das Senana verlassen.

Wenn die Mutter ihrer nicht bedurfte, ging sie häufig zu den anderen Frauen. Sie erschrak über das, was sie hier sah und hörte. Nachdem die erste Scheu vor der Fremden, die ihres Ursprungs war und doch eine so ganz andere Stellung einnahm, vorüber war, gaben sie sich ganz wie sie waren. Sie beschäftigten sich nur mit Putz und Tand, ihre Toilette nahm Stunden ein. Die übrige Zeit füllten sie mit Streit und Zank aus, mit dem Bewundern ihrer Juwelen, die sie wie Kinder aus- und einpackten. Dazwischen erklangen die gemeinsten Schimpfworte, die entsetzlichsten Flüche, im nächsten Augenblicke lachten und schwatzten sie miteinander. Das junge Mädchen war entsetzt über dies Leben in diesem Frauengefängnis, und sie dankte Gott, daß ihr nicht solch Schicksal geworden war.

Einmal folgte sie ihrem Schwesterchen auf das flache Dach, aber erschrocken floh sie mit dem Kinde, als sie eine Weile den Göttergeschichten gelauscht, die erzählt wurden. Wie verkommen mußten die Seelen sein, die Gefallen an solchen Erzählungen finden konnten. Am liebsten hätte sie die sämtlichen kleinen Mädchen, die aufmerksam lauschten, mit sich nehmen mögen, wie wurden die kindlichen Seelen von Jugend auf vergiftet, wie alles Zartgefühl in ihnen getötet. Was konnte sie nur thun, das Schwesterchen, das sie zärtlich liebte, zu schützen? Ach, wenn sie zum guten Engel des Hauses werden könnte!

Sie stieg am nächsten Abend wieder auf das Dach, bat die Frauen, sie erzählen zu lassen und sprach ihnen von Gott. Atemlos lauschten alle und baten sie, ihnen öfter von ihm zu erzählen; seitdem versammelte sie allabendlich die ganze Schar, die aus den Frauen der Brüder ihres Vaters, seinen eigenen, aus verschiedenen Schwiegermüttern und aus jungen Frauen der heranwachsenden Söhne bestanden, um sich, verkündete ihnen das Evangelium und lehrte sie geistliche Lieder singen.

Sie suchte aber auch die unthätigen, müßigen Frauen zu beschäftigen. Elisabeth hatte ihr Material geschickt, nun lehrte sie die Frauen nähen, sticken und häkeln und freute sich über das Entzücken derselben an dieser neuen, reizvollen Beschäftigung. Das junge fremdartige Mädchen erschien ihnen allen wie ein Lichtstrahl in dem täglichen Einerlei ihres Gefängnisses. Amarasanthi selbst fühlte sich hoch beglückt und dankte Gott, daß sie Eingang zu diesen beklagenswerten Geschöpfen gefunden hatte.

Sie hätte gern gewußt, was ihr Vater über ihre Thätigkeit dachte, und sie zitterte zuweilen, daß er ihr dieselbe verbieten würde, denn er sah und hörte durch seine Kinder alles, was im Senana vorging, er schwieg jedoch und ließ sie still gewähren. Sie dankte es ihm und fragte sich, ob auch wohl in seine Seele ein Funke der ewigen Wahrheit gefallen sei? Munsubalee kam täglich zweimal in das Gemach seiner Gattin, setzte sich und hörte meist stumm der Unterhaltung zu. Die Kinder hatten allmählich die Scheu vor dem schweigsamen Vater verloren und gaben sich völlig unbefangen dem Verkehr mit der neu gewonnenen, von ihnen allen heiß geliebten, bewunderten Schwester hin. Träumerisch glitt oft sein Blick über die liebliche Gruppe, wenn Amarasanthi das Schwesterchen auf dem Schoße hielt, während die Knaben sich zutraulich an sie schmiegten, und sie mit ihnen scherzte

und lachte. Einst erzählte sie auch gerade, als er kam, von Jesu, dem Kinderfreunde, und da er sie mit keinem Worte unterbrach, wählte sie von da an in seinem Beisein ihre Erzählungen meist aus der heiligen Schrift. Er hatte noch kein Wort wieder an sie gerichtet, und sie wagte nicht ihn anzureden, aber eingedenk des Vaters Mahnung, war sie aufmerksam und freundlich, wenn er kam. Sie brachte ihm das Kissen zum Sitzen auf dem Teppich neben seiner Gattin Lager, reichte ihm ein kühles Getränk und lehrte auch die Kinder aufmerksam sein. Ob er ihre Bemühungen erkannte, wußte sie nicht, sie fühlte sich aber froh und zufrieden, wußte sie doch, daß sie das Rechte that.

Einige Wochen hatte Amarasanthi auf diese Weise im väterlichen Hause verlebt, als plötzlich das Befinden ihrer Mutter viel schlechter ward. Die Lebensgeister, die noch einmal aufgeflackert, drohten schnell zu erlöschen.

„Ich gehe heim, Amarasanthi," sagte sie schwach, „ich fühle es, dies ist der Tod."

„Fürchte Dich nicht, liebe Mutter, Du gehst in Gottes Herrlichkeit ein."

Mit seligem Lächeln faltete die Kranke die Hände. „Ich danke Dir, Kind, daß Du mir den Glauben an Jesum gebracht hast, nun ist mir der Tod kein Schrecken mehr. Amarasanthi, versprich mir im Angesichte des Todes, daß Du bei Deinem Vater, Deinen Geschwistern bleiben willst, wenn ich heimgegangen bin."

„Für immer, Mutter?" rief das junge Mädchen erschrocken aus.

„Ja, Kind, führe auch sie zum Glauben, auch die anderen Frauen und Kinder, mache auch sie so glücklich, wie ich es diese letzten, köstlichen Wochen gewesen bin. Willst Du?"

„Was wird Dein Gatte dazu sagen?" fragte Amarasanthi zweifelnd.

„O, er hat Dich in sein Herz geschlossen, ich sehe es täglich, es wird ihm schwer werden, Dich wieder fortzugeben. Er würde einwilligen, wenn ich ihn darum bitte. Und Du, meine Tochter, willst Du?"

„Mutter, ich weiß nicht — es kommt mir so unerwartet," stammelte das junge Mädchen erbleichend.

„Laß Dein Werk nicht unvollendet, Amarasanthi," flehte die Kranke dringender, „Du hast meine Kinder, die Frauen, ja selbst Munsubalee zu der Erkenntnis des wahres Gottes gebracht, wenn Du sie nun verläßt, fallen sie in ihren Unglauben zurück. Laß sie nicht nach der ewigen Wahrheit dürsten, wie ich es all die Jahre gethan habe, führe sie zum Glauben, zur Taufe, die mir nicht mehr wird. Du sagst ja aber, Tochter, daß der Herr mich dennoch aufnimmt?"

„Ja, Mutter, wenn Du glaubst, so wirst Du selig werden."

„Ich glaube, und was kann ich meinen Kindern, meinem Gatten Besseres wünschen, als daß auch sie glauben? Hilf ihnen dazu, Amarasanthi, bleib ihnen der gute Engel, der Du mir geworden bist."

Sie erhielt keine Antwort. Das junge Mädchen war neben ihr niedergesunken, das Antlitz in die Decke geschmiegt. Sie fühlte das Beben des jungen Körpers, das heftige Klopfen des Herzens. Ganz im Vaterhause bleiben! Wußte die Mutter, was sie von ihrem Kinde verlangte? Wie ein Chaos wogten die Gedanken und Empfindungen durch die junge, ringende Seele. Die Eltern, Elisabeth — die geliebte, sonnige Heimat lassen — es war nicht auszudenken! Hier sich vergraben — sie schauderte! Es war ihr ein Leichtes gewesen, so lange die Mutter ihr zugelächelt, was aber sollte sie hier, von dem Vater nur geduldet, wenn sich ihre Augen für immer geschlossen hatten? Wohl liebte sie ihre Geschwister herzlich, konnte sie ihnen aber ihr ganzes Leben, ihr Glück opfern? Ihr Glück? Lag denn das nicht in Scherben? Ach nein, sie fühlte, daß sie es erst begrub, wenn sie der Mutter Wunsch erfüllte! Greifbar deutlich stand das schöne, übermütige Antlitz vor ihr, das sie nie mehr geliebt hatte, als in dieser Stunde, deutlich glaubte sie seine Stimme zu vernehmen: „Du liebst mich, wie ich Dich."

„Mutter, Mutter, ich kann nicht," stöhnte sie.

„Weshalb nicht, meine Tochter?" fragte die Kranke staunend, „Du hast für Gottes Ehre sterben wollen, weshalb kannst Du nicht für seine Ehre leben?"

Ja, weshalb nicht? Das dunkle Haupt sank tief in die Kissen. Hatte der Vater sie nicht gelehrt, Gott über alles zu lieben? Wie konnte sie nun schwanken? Ach, wenn das rebellische Herz nur nicht so ungestüm für den einen entschieden hätte, den es mehr liebte als alles auf der Welt. Mehr als Gott? Nein, nein, das durfte, das konnte nicht sein. Forderte Gott denn aber wirklich das Opfer ihres Glückes? Sie dachte an ihre Geschwister, an die vielen Frauen; wenn sie jetzt ginge, würden sie in ihre alten Gewohnheiten zurückfallen und bald ihre Lehren vergessen haben. Ihre Brüder, ihr Schwesterchen würden in unbefriedigter Sehnsucht nach dem wahren Glauben aufwachsen, das kleine Mädchen vielleicht einmal als Witwe ein beklagenswertes Dasein führen. Sie alle bedurften ihrer dringend. Und Reginald? Bedurfte er ihrer? O nein, weder zu seinem Glück, noch zu seinem Seelenfrieden. War sie nicht gegen seinen Willen seine Braut geworden? Vielleicht war er froh, sich auf diese Weise frei zu sehen. Wie weh that dem stolzen Herzen dieser Gedanke. Konnte sie überhaupt glücklich werden, wenn sie der sterbenden Mutter die letzte, wohlberechtigte Bitte abschlug? Würde sie ohne Vorwürfe zum Himmel aufblicken, die Hände zum Gebet falten können, wenn sie um ihres eigenen Glückes willen die Seelen dieser Frauen und Kinder verderben ließ? Nein, tausendmal nein, sie fühlte immer deutlicher, wo ihr wahres Glück lag, wo sie den Frieden finden würde. Reginald würde sie vergessen, und sie wollte fortan an ihn denken, wie an den schönsten und schmerzlichsten Traum ihres Lebens.

Sie hob das feine Haupt, ein stiller, friedvoller Ausdruck lag auf ihren Zügen, als sie leise sagte: „Ich will thun, was Du begehrst, Mutter, ich will

mein Leben dem Vater und den Geschwistern weihen, so lange sie meiner bedürfen."

Ein seliges Lächeln flog über das Antlitz der Sterbenden. „Gott segne Dich, meine Tochter," flüsterte sie matt, „und nun laß meinen Gatten, meine Kinder rufen, es geht zu Ende mit mir."

Bald hatten sich alle um das Sterbelager versammelt.

„Munsubalee, mein Gatte," sprach die Sterbende, sich noch einmal aufrichtend, „ich habe meine Tochter gebeten, in Deinem Hause zu bleiben, damit sie meinen Kindern und den Frauen das Evangelium bringt, erlaubst Du es?" Flehend hingen ihre Augen an seinen ernsten Zügen, die auch jetzt keine Bewegung zeigten.

Einen Augenblick herrschte banges Schweigen, dann sagte er langsam: „Ich wehre es ihr nicht, die Frauen zu unterrichten, damit sie sich nicht zanken. Meinetwegen mögen sie lernen, was sie wollen, wenn ich nur Ruhe habe."

„Ich danke Dir, mein Gatte," flüsterte die Sterbende, „und nun singe mir ein Lied, meine Tochter."

Immer leiser ward ihr Atem, und als das Lied verklungen war, hatte sich ihre Seele in jene lichten Höhen aufgeschwungen, die ihre Sehnsucht gewesen waren.

Unter Thränen zog Amarasanthi die Geschwister, die sich scheu um sie drängten, in die Arme. „Ich bleibe bei Euch, ich verlasse Euch nicht," sagte sie liebevoll. Gern hätte sie auch ihrem Vater ein freundliches Wort gesagt, sie wagte aber nicht, den stumm in sich versunkenen Mann anzureden. Nun erhob er sich, drückte der Verstorbenen die Augen zu und verließ das Gemach, ohne seine Kinder anzusehen.

An demselben Tage ward noch die Totenfeier gehalten, das heißt, die Leiche ward köstlich geschmückt, in ein seidenes Tuch gehüllt und zum Verbrennungsplatze gebracht. Amarasanthi schauderte, sie fühlte sich erleichtert, daß sie nichts davon sah. Durch die Brüder erfuhr sie, daß Mansubalee seiner Gattin ein prächtiges Mausoleum bauen lassen wollte und bereits den Platz im Garten ausgesucht habe.

Langsam schlichen dem jungen Mädchen die nächsten Tage hin. Ihr Vater ließ sich nicht mehr im Senana sehen, und doch sehnte sie sich danach, ihn zu sprechen. Einmal nur wollte sie gern noch nach der geliebten Heimat, um mit den Eltern über ihren Entschluß zu sprechen; gerne auch hätte sie der Schwester Hochzeit beigewohnt. Die Sehnsucht nach ihren Lieben, das Verlangen, der Eltern Meinung zu hören, ward immer größer, so beauftragte sie Jowallah eines Tages, dem Vater zu sagen, daß sie ihn zu sprechen wünsche.

Einen Augenblick später trat er zu ihr ins Gemach. „Was wünschest Du von mir?" fragte er kühl.

„Du weißt, daß meine Mutter mich hier zu bleiben bat, ich möchte Dich aber bitten, mich noch einmal zu meinen Pflegeeltern nach Benares reisen zu lassen, damit ich ihnen meinen Entschluß mitteile und Abschied von ihnen nehme."

„Ich habe Dir weder etwas zu befehlen noch zu verbieten," entgegnete er mit ihren eigenen Worten, „es steht Dir vollkommen frei, zu thun, was Du willst."

Amarasanthi errötete tief. „Vater," bat sie zaghaft, „laß uns vergessen, was hinter uns liegt, sieh in mir Deine Tochter, die Dich über den Verlust ihrer Mutter trösten möchte."

Er sah schweigend in das schöne, junge Antlitz, das ihn lebhaft an eine glückliche Zeit erinnerte. Seine Stimme klang milder, als er entgegnete: „Du kannst jetzt und so oft Du später willst, Deine Eltern besuchen, bestimme mir nur die Zeit. Ich werde Dich unter sicherer Begleitung nach Benares senden und auch wieder holen lassen, sobald Du es wünschest."

„O vielen Dank, Vater," rief sie erfreut, „darf ich morgen reisen?"

„Ich habe nichts dagegen."

Im Senana erhob sich großes Wehklagen, als Amarasanthis Abreise bekannt wurde, und nur ihr Versprechen einer baldigen Rückkehr konnte die Frauen und Kinder beruhigen. Das junge Mädchen fühlte aufs neue, wie notwendig sie diesen geworden war, und sie dankte Gott für den Wirkungskreis, den er ihr angewiesen hatte. — — —

Drei Wochen waren seitdem verflossen. Amarasanthi saß im Wohnzimmer des elterlichen Hauses, beschäftigt, eine Puppe für die kleine Fatima anzuziehen. Das Kind hatte nie eine solche gesehen, und sie malte sich das Entzücken der Kleinen beim Anblick dieses neuen Spielzeugs aus. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit leisem Seufzer in den blütenprangenden Garten, nun entsank die Arbeit gänzlich ihrer Hand, und sie versank in Träumerei. Wie schnell waren die schönen Wochen — die letzten im Elternhause — verflossen, morgen hieß es scheiden!

Gestern war Elisabeths Hochzeit still gefeiert, und morgen ging sie. Nicht in eine reiche, glückliche Zukunft, an der Seite eines geliebten Mannes, sondern in stille, schwere Arbeit. Mit Wehmut und Freude gedachte sie der lieblichen Gefährtin ihrer Jugend, die mit so gläubigem Vertrauen dem Manne ihrer Wahl gefolgt war, und das mit Recht, auch sie hatte den jungen Missionar von ganzem Herzen schätzen gelernt. Wie still würde es in dem lieben Missionshause werden, wenn auch sie geschieden und die Gäste dasselbe verlassen hatten. Welcher Trost für sie und Elisabeth, daß Ellen als liebe Tochter und Gefährtin bei den Eltern blieb, bis diese nach England zurückkehrten. Einige Jahre wollten sie noch bleiben, sich an dem Glücke des einen Kindes zu erfreuen und dem andern in seiner schweren Aufgabe ratend zur Seite zu stehen. Wie tröstend war dem jungen Mädchen dieser Gedanke, sowie das Bewußtsein, daß ihr das Vaterhaus zu jeder Zeit geöffnet stand. Wie glücklich war sie, als der Vater ihr versprach, sie hin und wieder in Bussulabad zu besuchen und ihre Missionsthätigkeit zu unterstützen. Mit Freude gedachte sie ihrer jungen Geschwister, die ihr hatten sagen lassen, daß sie ihrer mit großer Sehnsucht harrten. Mit welcher Hingabe wollte sie

sich ihnen widmen, sie zu gläubigen Christen erziehen. Ihre Augen leuchteten schwärmerisch, als sie der heiligen Aufgabe gedachte, die ihr oblag.

Da knarrte die Gartenthür. Sie beugte sich vor, nach dem Ankömmling auszuschauen, doch alles Blut wich aus ihren Wangen. Entsetzt sprang sie auf, dem zu entfliehen, der eilig auf das Haus zuschritt. Wohin aber wollte sie? Unter wessen Schutz sich stellen? Der Vater war nicht daheim, die Mutter in der Schule.

Da ward auch schon die Thür geöffnet, und herein trat in glänzender Galauniform Reginald. Einen Augenblick blieb er, betroffen durch den Anblick der regungslosen Mädchengestalt, stehen, dann trat er schnell näher, beugte ein Knie vor ihr und führte die kleine bebende Hand an seine Lippen.

„Meine Lotosblume," sagte er in jenen weichen, bestrickenden Tönen, die das Mädchenherz immer wider Willen bethörten, „darf ich nun mein Glück aus Deiner Hand empfangen?"

Ein tiefer Atemzug, dann entzog sie ihm die Hand und trat zurück. „Stehe auf, Reginald, ich kann Dir das Glück, um das Du bittest, nicht gewähren."

„Amarasanthi!" stürmisch sprang er empor. „Kannst Du mir denn noch immer nicht verzeihen? Ist es möglich, daß Du Dein und mein Lebensglück aufs Spiel setzest, um Deines unseligen Stolzes willen?"

Sie schüttelte das dunkle Haupt. „Du irrst, Reginald, ich verzeihe Dir; was uns trennt, ist etwas anderes. Höre mir zu." Sie setzte sich und deutete auf einen Sessel, ihr ziemlich entfernt.

Der junge Offizier folgte schweigend der Aufforderung und lauschte staunend ihrer Erzählung. Eine Fürstentochter! Er war entzückt. Natürlich mußte er sie trotz ihres, der Mutter gegebenen Versprechens erringen.

„Wenn es weiter nichts ist," rief er aufspringend, „natürlich gehst Du einige Wochen in das Senana und erzählst den Frauen von Gott, aber dann, nicht wahr, meine süße Lotosblume, dann folgst Du mir?"

Sie sah ihn groß und ernst an. „Nein, Reginald, ich hatte Dir vollständig entsagt, als ich meiner sterbenden Mutter mein Wort gab."

„Das ist Wahnsinn," rief er außer sich, „Du bist meine Braut, ich habe Anrecht an Dich."

„Das hast Du längst verwirkt, das weißt Du so gut wie ich."

Er trat dicht an sie heran. „Du kannst nicht im Ernst daran denken, Amarasanthi, Dein junges, blühendes Leben im Senana zu vergraben," sagte er eindringlich, „Du wirst Dich zu Tode nach dem sehnen, was Du aufgiebst. Komm, folge mir. Ich biete Dir Hand und Herz und eine glänzende Stellung. Sei mein, Amarasanthi."

„Ich kann nicht, Reginald, ich kann mein Wort nicht brechen, ich fände keine Ruhe, kein Glück an Deiner Seite."

Er durchmaß einige Male stürmisch das Zimmer, dann trat er wieder vor sie hin. „Und wie viele Zeit denkst Du, daß diese Massenbekehrung in Anspruch nehmen wird?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht gehört mein ganzes Leben dazu."

Er lachte bitter auf. „Ein schöner Lebenszweck, fürwahr."

„Du hast recht," rief sie mit leuchtenden Augen, „kannst Du Dir einen schöneren denken, als sein Leben in des Herrn Dienst zu stellen? Ich thue es freudigen Herzens und danke Gott, daß er mich dessen für würdig hält."

Er sah sie staunend an. „Du liebst mich nicht, Amarasanthi," sagte er schmerzlich.

„Ja, ich liebe Dich, das sollst Du wissen," rief sie fast jauchzend in bitterem Leid, „nein, laß," sie wich einen Schritt zurück, als er ihr stürmisch näher trat, „Dein Weib kann ich aber dennoch nicht werden. Ich habe erkannt, daß mein Glück nicht in Deiner Hand liegt, sondern dort, wohin Gott mich ruft."

„Du liebst mich und willst mich dennoch aufgeben? Besinne Dich, Amarasanthi!"

Sie schüttelte das Haupt. „Mein Vater und die Seinen bedürfen meiner."

„Meinst Du, daß ich Deiner weniger bedarf? Sieh, Amarasanthi, auch ich stehe nicht auf demselben christlichen Standpunkte wie Du, lehre es mich als mein liebes Weib."

„Du hast Gelegenheit genug, zum festen Glauben durchzudringen, wenn Du nur den Willen hast, dazu bedarfst Du meiner nicht."

„Ich bedarf Deiner aber zu meinem Glücke," rief er stürmisch.

„Du irrst, Reginald," entgegnete sie sanft, „ich will zu Deiner Ehre annehmen, daß Du es jetzt selbst glaubst, später wirst Du mir aber für meine Standhaftigkeit danken."

„Niemals! Amarasanthi, kann Dich nichts von meiner Liebe überzeugen?"

„Wenn auch, Reginald, es wäre jetzt zu spät. Laß es uns kurz machen. Lebewohl, mögest Du einst das Glück finden, das Du an meiner Seite erträumst."

„Und kann nichts, gar nichts Deinen Entschluß ändern?"

„Nein, ich wüßte nichts."

„So laß mir wenigstens die Hoffnung auf die Zukunft."

„Auch die muß ich Dir nehmen. Frei muß ich sein, um mein Leben ganz dem Dienste meines Gottes zu weihen, frei mußt auch Du sein, um ohne Rücksicht wählen zu können, wenn Dein Herz einst spricht."

„Mein Herz gehört Dir, so lange es schlägt," rief er ungestüm. „Amarasanthi, laß mir eine Hoffnung."

„Ich kann nicht, Reginald, ich bitte Dich, dringe nicht weiter in mich. Leb wohl, mögest Du einst so glücklich werden, wie ich es Dir wünsche. Gott sei mit Dir und mir."

Er sah flehend in das schöne blasse Antlitz, was er aber in demselben las, nahm ihm die letzte Hoffnung. Noch einmal beugte er das Knie und drückte

die bebende Hand in unbegrenzter Ehrfurcht an die Lippen, dann verließ er schweigend das Zimmer.

Sie sah der ritterlichen Gestalt nach, bis das Gartenthor hinter ihr ins Schloß fiel, dann sank sie vor dem nächsten Stuhle nieder, bedeckte das Antlitz mit den Handen und brach in heiße Thränen aus. Die Lotosblume hatte ihren schwersten Kampf gekämpft.

* * *

Die Kämpfe gegen die Rebellen hatten inzwischen ihren Fortgang genommen. Eine große englische Heeresmacht versammelte sich um Lucknow, und Mitte März entspann sich ein heißer Kampf. Nach elf Tagen aber hatten die Engländer die ganze weitläufige Stadt mit allen befestigten Palästen, Moscheen und zuletzt auch die Regentschaft genommen. Wie stolz schlugen ihre Herzen, als die englische Flagge dort wieder wehte.

Die Kämpfe hatten nun aber keineswegs ein Ende, die Rebellen nahmen noch hier und da eine kleinere Feste, so dauerten die Unruhen noch bis zum März 1859 fort.

Oberst Wilson, der mit seinem Sohne die schweren Tage von Lucknow bis zu Ende mitgemacht, hatte seinen Abschied eingereicht, da er sich unfähig fühlte, länger im Dienste zu bleiben; jetzt hatte er nebst John Urlaub genommen, um seinen Töchtern nach Benares zu folgen. Mit ihnen verfolgte Hauptmann Fulton das gleiche Reiseziel, um sich bei einer verwandten Offiziersfamilie in Benares von seiner letzten Verwundung zu erholen.

Auf der Missionsstation herrschte die lebhafteste Freude über die Ankunft der Herren, namentlich Franzis war wie von neuem belebt seit Hauptmann Fultons Anwesenheit. Natürlich war seine Erholung nur ein Vorwand seiner Reise, sie der eigentliche Anziehungspunkt. Sie tröstete sich jetzt über Reginalds gänzliches Fernbleiben und schmückte sich täglich für Fulton, der keinen Tag vorübergehen ließ, ohne auf der Station zu erscheinen. Ihm galt ihre ganze Liebenswürdigkeit, ihr bezauberndstes Lächeln, doch gehörte ihr ganzes Selbstbewußtsein dazu, an die eigene Unwiderstehlichkeit zu glauben. Er beachtete sie nur so weit es die Höflichkeit erforderte, blieb sonst aber kühl und beobachtend in seinem Benehmen.

Oberst Wilson wollte, noch ehe die heiße Zeit anbrach, mit seinen Töchtern und den Kindern Indien verlassen und nach der Heimat zurückkehren, stieß jedoch bei Franzis auf heftigen Widerspruch. Sie hoffte noch immer, Reginald oder Fulton für sich zu gewinnen, und dann zog sie sogar vor, in dem schrecklichen Indien zu bleiben. Es schien ihr aber nicht zu gelingen, der eine ließ sich gar nicht sehen, obgleich schon mehrere duftige Billetchen zu ihm geflattert waren, der steife, langweilige Pedant aber brauchte unerhört lange, ehe er sich zu einem Entschlusse durchrang. Es kostete sie oft unendliche Mühe, geduldig und liebenswürdig zu bleiben.

Aber noch eine war nicht mit der Übersiedlung nach England zufrieden, und das war Mabel. Die Kleine hatte schon ihre ganze Schmeichelkunst aufgeboten, Onkel John zu bewegen, sie noch einige Jahre in Indien zu lassen. Umsonst, er blieb fest, er wollte ohne sie in dem garstigen Lande bleiben, in dem sie fast alle den Tod gefunden. Sie begriff ihn nicht.

„Paß auf, Onkel John, Du wirst Dich gewiß tot langweilen ohne uns," sagte sie eines Morgens, als sie mit ihm und Jane unter dem schattigen Mangobaume saß.

Er wandte trotz dieser düstern Prophezeiung gelassen seine Zeitung um. „Wenn der Fall eingetreten ist, erhältst Du sofort Nachricht, May," entgegnete er mit leisem Lächeln.

„Du böser Onkel John," rief sie, ihn umarmend, „ich lasse Dich nicht hier, ich bitte Dich so lange, bis Du mit uns kommst."

Er befreite sich etwas ungeduldig von den kleinen Armen und schob sie von sich. „Geh und spiele, Kind, und laß mich endlich mit diesem Thema in Ruhe. Ich bleibe, und damit ist die Sache ein für allemal abgemacht." Er hielt die Zeitung so, daß er sie nicht sah und vertiefte sich in dieselbe.

Einen Augenblick sah die Kleine ihn bestürzt an, dann hüpfte sie nach der anderen Seite und brachte ihr rosiges Gesichtchen zwischen ihn und das Blatt. Er wollte erzürnt auffahren, vermochte es aber nicht, als er einen Blick in die lachenden Kinderaugen warf. Seltsam, daß sie ihn zuweilen an die Lotosblume erinnern konnte! „Du bist unverbesserlich, May," sagte er lächelnd.

Sie warf die Zeitung ohne Umstände auf den Tisch und schwang sich auf seine Kniee. „Süßer Onkel, Du hast Deine wilde May doch lieb, und weißt Du, wenn ich groß bin, so wie Tante Jane, dann komme ich zu Dir, daß Du nicht so allein bist, armer Onkel."

Er strich nachdenklich über ihre glänzende Lockenfülle. „Dann denkst Du gar nicht mehr an den uralten Onkel, May," sagte er neckend.

Sie lachte hell und fröhlich. „Das glaubst Du selbst nicht, Onkel John. Aber weißt Du, Onkel, Du mußt heute morgen mein Rosenbeet sehen, es ist so wunderschön. Komm mit, ja?" Sie sprang zur Erde, ergriff seine Hand und sah ihn bittend an.

Er erhob sich, und während das Kind an seiner Hand davonhüpfte, rief er der Schwester lachend zu: „Sie ist ein schrecklich verzogenes Persönchen, Jane, ich empfehle Dir, meine wilde Maiblume in ganz besonders strenge Zucht zu nehmen."

Jane sah dem ungleichen Paare sinnend nach. Sie wußte, weshalb John Indien nicht verlassen wollte. Der thörichte Bruder, der seine Hoffnungen noch nicht ganz aufgeben konnte! Sie wußte, daß dieselben aussichtslos waren, Amarasanthi würde nie seine stille, treue Liebe erwidern. Der Bruder that ihr leid, doch vielleicht — wer konnte in die Zukunft sehen — war die liebliche, kleine Maiblume berufen, ihn über den Verlust der schönen Indierin zu trösten. Jane wünschte es von ganzem Herzen, sie wollte mit treuer Sorgfalt über das geliebte Kind wachen.

Da nahten schnelle Schritte. Aufsehend gewahrte sie Hauptmann Fulton. Leise errötend griff sie nach ihrer Arbeit und erhob nur das Antlitz, um seinen Gruß zu erwidern. Er war noch blaß und schmal nach seiner Krankheit, die alte Energie sprach aber aus seinen Zügen.

„Wie erfreut bin ich, Miß Wilson, Sie endlich einmal allein zu treffen," sagte er, „nun gestatten Sie, daß ich Ihnen das sage, was ich auf dem Herzen habe. Vorerst muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich keine schönen Redensarten zu machen verstehe."

Sie sah voll und klar zu ihm auf. „Sie wissen, daß ich dieselben hasse, Mr. Fulton."

„Ebenso wie ich," entgegnete er schnell und hielt ihr die Hand hin. „Wollen Sie mein Weib werden, Miß Jane?"

Sie stutzte doch über die Plötzlichkeit dieser Frage, und er, das bemerkend, ließ die Hand sinken. „Verzeihen Sie, ich bin gewohnt, immer rasch vorzugehen und muß erst lernen, zu einem Mädchenherzen zu sprechen."

Er ging einige Male auf und ab, blieb dann vor ihr stehen und fuhr gedämpften Tones fort: „Es ist Ihnen nicht verborgen geblieben, Miß Jane, und ich will mich weder entschuldigen noch rechtfertigen, daß ich vor Jahresfrist um Ihre Schwester warb? Ich sehnte mich nach einem trauten Heim, und ihr frisches, heiteres Wesen zog mich an. Später, während der schweren Belagerungszeit, kam ich freilich bald zu der Erkenntnis, daß ich die Hand nach einem wertlosen Kiesel ausgestreckt und den Edelstein außer acht gelassen hatte. Das war eine bittere Täuschung für meinen Mannesstolz, um die ich auch Sie um Verzeihung bitten muß. Ich habe Sie hoch achten und lieben gelernt, Jane, und frage Sie nochmals: wollen Sie mein Weib werden?"

Sie sah ihm frei ins Auge. „Ich weiß, Mr. Fulton, daß ich mein Schicksal vertrauensvoll in Ihre Hand legen darf, werden sich aber meine neuen Pflichten mit den alten vereinen lassen? Ich habe Mrs. Dorin versprochen, Mutterstelle an ihren verwaisten Kindern zu vertreten, und ich gedenke mein Wort unter allen Umständen zu halten."

„Das erwarte ich auch nicht anders von Ihnen."

„Sie werden aber hier bleiben wollen, und die Kinder müssen wegen ihrer Gesundheit nach England zurückkehren. Ich kann sie unmöglich unter Franzis' Obhut stellen, möchte mich auch nicht von ihnen trennen."

„Das habe ich vorausgesehen und meine Entschlüsse danach gefaßt. Willigen Sie ein, die Meine zu werden, so befolge ich den Rat meines Arztes und kehre in die Heimat zurück. Ich gedenke den Abschied einzureichen und mein väterliches Erbe, das durch den kürzlich erfolgten Tod meines Vaters an mich gefallen ist, zu übernehmen. Meine Mutter wird die Tochter, welche ich ihr zuführe, mit Freuden aufnehmen, und ich verspreche Ihnen, die Kinder meines tapferen Kameraden, mit Ihnen vereint, zu braven Menschen, zu gläubigen Christen zu erziehen."

Welch reiches Zukunftsbild that sich vor Jane auf. Sie erhob sich, ihre Augen leuchteten freudig, als sie ihm beide Hände hinstreckte: „Es liegt kein Grund vor, Ihre mich ehrende Werbung auszuschlagen, George. Gott helfe mir, Ihnen stets ein gutes Weib, Ihrer Mutter eine liebende Tochter und Ihren Untergebenen eine gütige Herrin zu sein."

Die Verlobung des jungen Paares erregte große Freude in dem Familienkreise, nur Franzis stampfte zornig mit dem Fuße und beschwor den Vater, so schnell wie möglich mit ihr nach England zurückzukehren. Sie wollte nicht länger in einem Lande bleiben, in dem die Männerwelt so unbegreiflich blind gegen ihre Reize war. —

Schluß-Kapitel.

Drei Jahre waren seit den letzten Ereignissen verflossen. Es hatte sich manches im Lande der Sonne geändert. Die Ostindische Kompagnie war zu gleicher Zeit mit dem letzten Großmogul untergegangen, und die Königin von England hatte die Regierung Indiens übernommen. Seitdem wurde vieles anders, namentlich auch mit der Missionsthätigkeit. Die verwüsteten Stätten wurden aufgebaut, neue errichtet, und die größte Rührigkeit zeigte sich im In- und Auslande zur Verbreitung des Christentums. Das braune Volk kam willig, jedes Jahr wies neue Kirchen, neue Stationen auf, war es zu bewundern, daß der Rajah von Bussulabad eines Tages überzeugungsvoll ausrief: „Meine Religion wird einst erlöschen, das Christentum wird siegen!"

Ja, Munsubalee, der einstige Christenverfolger, hatte das an sich selbst erfahren. Davon zeugte das Kirchlein, das sich an Stelle der vielen Götzentempel in seinem Parke erhob. Es war zur herrlichen Wahrheit geworden, das Werk, das Amarasanthi vor drei Jahren begonnen hatte: ihr Vater und die Seinen waren Christen geworden. Gestern war die Kirche eingeweiht und Munsubalee mit seiner ganzen Familie getauft.

Zu dieser Feier waren alle gekommen, welche das junge Mädchen wie eine liebe Tochter und Schwester betrachteten. Zum letzten Male waren alle hier vereint, so war die Freude mit Wehmut gemischt, doch die erstere überwog. Missionar Wilson hatte seine Station mit schwerem, doch dankbarem Herzen einem jüngeren, kräftigeren Nachfolger abgetreten und die letzten Wochen mit seiner Gattin bei seinen Kindern in Muratpur verbracht. Vor zwei Tagen waren sie alle in Bussulabad eingetroffen, um die schöne Feier vereint mit dem geliebten Pflegekinde zu begehen, deren innigster Wunsch es stets gewesen, daß der teure Vater die Kirche einweihen, die Ihren taufen möchte. So war dies seine letzte Amtshandlung in diesem Lande. In den nächsten Tagen verließ er mit seiner Gattin Indien für immer, um von seinem arbeitsschweren, aber reich gesegneten Leben in der Heimat auszuruhen.

Ellen, die ihnen eine liebe Tochter und Gefährtin gewesen war, blieb zurück; sie war, seitdem der Vater seine Station verlassen, in Bussulabad und unterrichtete an der Mädchenschule, die Munsubalee hatte bauen lassen. Mit der Zeit sandten auch die Bewohner der kleinen Stadt, beeinflußt durch ihres Fürsten Beispiel, ihre Töchter in die Schule, es fanden sich auch bald kleine Mädchen, die durch den Aufstand zu Waisen geworden waren und nicht alle in Benares aufgenommen werden konnten. Die Arbeitsfülle ward bald zu groß für die Kraft eines zarten Mädchens, da traf es sich günstig, daß die noch junge, kräftige Witwe eines Missionars zu Mr. Wilson kam und ihn bat, ihr ein Arbeitsfeld anzuweisen. Er führte sie voller Freude nach Bussulabad und stellte sie mit Munsubalees Einwilligung an die Spitze der Mädchenschule.

Dieser hatte sich anfangs ziemlich neutral verhalten, je inniger jedoch das Verhältnis zwischen ihm und seiner Tochter ward, je weniger konnte er sich dem Einflusse ihres frischen, fröhlichen Glaubens verschließen. Er erkannte auch, wie sittlich fördernd eine höhere Bildung auf den Menschen wirkt, so ließ er nicht allein die Mädchenschule bauen, sondern errichtete in der Stadt auch eine für Knaben, in der ein eingeborener Lehrer unterrichtete, der zugleich die Andachten leitete. Den Gottesdienst in der Kirche sollte ein brauner Prediger und bei besonderen Anlässen der Missionar aus Benares leiten.

Wie hatte sich alles in Bussulabad geändert! Da herrschte keine Totenstille mehr in den schattigen Gängen des Parkes, sondern da haschten sich muntere Kinder, ertönte fröhliches Lachen und Scherzen. Da gab es keine eingekerkerten Frauen mehr, sondern da ging jede mit fröhlicher Miene der ihr zuerteilten Beschäftigung nach. Einige waren in die Mädchenschule übergesiedelt, um über die muntere Schar zu wachen, andere in die Knabenschule, um für die auch dort aufgenommenen Waisen zu sorgen. Der alte Missionar hatte seiner Tochter mit Rat und That getreulich zur Seite gestanden, ihrer schwachen Kraft wäre es in so kurzer Zeit wohl nicht gelungen, eine so große Veränderung zu bewirken.

Es war an einem köstlichen milden Februartage, der Tag nach der Feier in Bussulabad. Die ganze Familie saß im Parke unter dem Schatten eines der großen Mangobäume. Die Herren rauchten und unterhielten sich lebhaft, die Frauen waren zusammengerückt, und während die Finger sich emsig rührten, waren die Zungen nicht weniger geschäftig. Elisabeth hatte sich zu der Mutter gesetzt und sprach eifrig mit ihr, hatten sich Mutter und Tochter doch in diesen letzten Tagen unendlich viel zu sagen. Von Zeit zu Zeit wandte sie das liebliche Antlitz dem Gatten zu, und immer traf sie ein inniger, liebevoller Blick. Von ihm glitt ihr Auge zu einem kleinen, goldgelockten Mägdlein, das mit recht ungeschickten Füßchen inmitten fröhlicher Kinder umhertrippelte. Die kleine Margaret war das getreue Ebenbild ihrer schönen Mutter, die glückselig zu ihrem Kinde hinüberblickte. Ja, Elisabeth war glücklich in des Wortes schönster Bedeutung, ihr Leben an Williams Seite war ein in jeder Beziehung reich gesegnetes.

Da trat eine helle Mädchengestalt in den Kreis der spielenden Kinder, hob die kleine Margaret auf den Arm und küßte sie zärtlich. Die Kinder drängten sich lebhaft um sie, jedes hatte ein besonderes Anliegen, und freundlich lieh sie jedem ein Ohr.

„So, nun spielt weiter und vertragt Euch schön,“ gebot sie und setzte die Kleine nieder, „Du Fatima, achte auf Margaret, daß sie nicht fällt.“ Sie nickte Elisabeth einen Gruß zu und ging tiefer in den Park hinein, von wo ihr gleichfalls frohes Lachen entgegenscholl. Es waren die Waisenmädchen, die ihre Freistunden zu heiterem Spiele benutzten. In ihrer Mitte stand Ellen, das jüngste Kind, ein kränkliches kleines Mädchen, auf dem Arm, und leitete das Spiel. Auf ihren Zügen lag eine stille Heiterkeit, und man sah, daß ihre braunen Zöglinge mit großer Liebe an ihr hingen. Ja, Ellen hatte in treuer Arbeit den Frieden ihrer Seele gefunden, und sie dankte Gott, daß sie zu seiner Ehre wirken und schaffen durfte.

Amarasanthi ging weiter, es drängte sie, einen Augenblick allein zu sein. Bald hatte sie ihren Lieblingsplatz erreicht, eine kleine Anhöhe von hohen Palmen beschattet. Entzückt ließ sie die Blicke in das offene Land hinausschweifen. Zwischen den dunklen Mango- und Palmenhainen erstreckten sich weite, in üppigem Grün prangende Reisfelder, hier und da von Kanälen durchschnitten, die das Land nach allen Seiten durchzogen und seine Fruchtbarkeit förderten. Hell erglänzte das Wasser im Sonnenlichte und belebte das hübsche Landschaftsbild. Malerisch erhob sich im Schatten breitästiger Banianen hin und wieder ein Dorf mit seinen strohgedeckten, von Kürbisstauden anmutig umrankten Hütten. In der Ferne erhoben sich Türme und Zinnen gegen den tiefblauen Himmel und gemahnten an das Heidentum. Der Blick des jungen Mädchens glitt darüber hinweg, sie wollte heute nicht derer gedenken, die noch in der Finsternis wandelten, sondern ihr ganzes Herz war von Dank gegen Gott erfüllt, für das, was er an den Ihren gethan hatte. Ihr Werk war vollendet, die Ihren hatten das Christentum angenommen, demütig dankte sie Gott, der ihre schwache Kraft gesegnet hatte.

Sie gedachte der verflossenen Jahre. Wohl waren sie schwer gewesen, namentlich anfangs, und oft hatte der Mut ihr sinken wollen, doch nicht einmal bereute sie, ein glänzendes, sorgloses Leben für ihre Arbeit aufgegeben zu haben. Hatte sie den Geliebten vergessen? O nein, sein Bild drängte sich immer wieder in ihre Gedanken, zumal sie wußte, daß er kein anderes Glück gefunden. Er kam oft nach Muratpur und hatte innige Freundschaft mit dem jungen Geistlichen geschlossen, dessen Streben er aufrichtig bewunderte. Aus der Schwester Worten glaubte sie in letzter Zeit herauszuhören, daß sie unvergessen sei. Sollte das möglich sein? Liebte er sie wirklich? Dann würde er sie niemals vergessen, ebensowenig wie sie ihn. Ihr Herz fühlte sich beunruhigt bei dem Gedanken, ihr Seelenfriede ward

durch das Bewußtsein, daß er ihretwegen einsam durchs Leben ging, getrübt, sie wäre ruhiger gewesen, wenn er an der Seite einer andern ein reiches Glück gefunden hätte. Ein zitternder Seufzer entfloh ihren Lippen, dann richtete sie sich auf und strich über die Stirn. Sie wollte nicht an ihn denken, sondern wie bisher ihrer stillen, sie beglückenden Arbeit leben.

Schnell wandte sie sich, in den trauten Kreis der Ihren zurückzukehren, doch wie gebannt stockte ihr Fuß. Wenige Schritte von ihr entfernt, gegen eine der Palmen gelehnt, stand die schlanke, ritterliche Gestalt, an die sie soeben noch mit Schmerz und uneingestandener Sehnsucht gedacht hatte. Erschrocken, abwehrend erhob sie die Hände, da stand er auch schon vor ihr und umschloß die bebenden kleinen Hände fest mit den seinen.

„Amarasanthi," sagte er weich, und seine Stimme zitterte leicht vor Erregung, „ich komme noch einmal, zum letzten Male; hast Du das Herz, mich abermals abzuweisen? Habe ich Dich so sehr erschreckt? Verzeih mir, mein Liebling." Er führte sie sorgsam nach der auf der Anhöhe stehenden Bank, und nachdem er ihr einige Minuten Zeit gelassen, sich zu fassen, fuhr er mit alter Lebhaftigkeit fort: „Ich kann Dich nicht vergessen, Amarasanthi, obgleich ich es auf Dein Geheiß versucht habe. Ich stürzte mich in einen tollen Trubel der Geselligkeit, doch vergebens, überall tauchte Dein schönes Antlitz auf, überall glaubte ich Deine Worte zu hören: Kann es einen schöneren Lebenszweck geben, als sein Leben Gott zu weihen? Ich begriff Dich nicht, Amarasanthi, ich verstand nicht, wie ein Mensch freiwillig seinem Lebensglück entsagen konnte. Ich fing aber an, darüber nachzudenken, und je mehr ich von des Onkels, von Williams und Elisabeths Leben und Wirken sah, je mehr kam ich zu der Erkenntnis, daß Du von Deinem Standpunkte aus nicht anders handeln konntest. Zu meiner Liebe für Dich gesellte sich Bewunderung und Hochachtung, mir selbst unbewußt strebte ich danach, Deiner würdig zu werden. Ich weiß jetzt, weshalb ich nach dem Lande der Sonne habe kommen müssen: um in demselben meinen Kinderglauben wiederzufinden."

Er hielt einen Augenblick inne, dann beugte er sich zu dem bewegten Mädchen nieder und fragte leise: „Weißt Du, was ich ferner noch in ihm finden will? Mein Glück, Dich, meine Lotosblume. Nein, weise mich nicht ab," rief er, als sie sprechen wollte, „ich kenne alle Deine Vorwände, und ich sage Dir, ich lasse nicht einen einzigen gelten. Dein Werk hier ist vollendet, die Deinen bedürfen Deiner nicht mehr, Dein Vater, Deine Eltern legen Deine Zukunft vertrauensvoll in meine Hände."

„Hast Du sie schon gesehen, gesprochen?"

Sein altes, übermütiges Lächeln flog über seine Züge. „Denkst Du, daß ich von ungefähr hier stehe? Elisabeth hatte mehr Mitleid mit dem einsame Manne und gab mir einen Wink. Dein Vater hat den Freier, der ihm nicht unerwartet kam, in Gnaden angenommen, willst Du allein unerbittlich bleiben?"

Sie erhob sich und sah ihm ernst in die Augen. „Eine Frage beantworte mir, Reginald. Wie stehst Du jetzt zu der Äußerung, die Du einst gethan: Lieber eine Kugel, als solch ein dunkles Glück?"

Er sah sie mit äußerstem Staunen an: „Ich verstehe Dich nicht, Amarasanthi."

Sie gab ihm nur ungern Auskunft. Helle Röte flog über seine Stirn, zornig blitzten seine Augen auf, im nächsten Augenblick aber warf er das blonde Lockenhaar aus der Stirn und sagte lachend: „Meine süße, unschuldige Lotosblume, begreifst Du denn nicht, daß Franzis Deinen Zorn unter allen Umständen gegen mich schüren wollte, um selbst mehr Aussicht zur Eroberung meines Herzens zu haben? Ich habe nie eine solche Äußerung gethan. Und nun, mein Liebling, hast Du nun Mitleid mit dem armen Regie, der Deiner so dringend bedarf, wie sonst kein Mensch auf Erden?"

Sie hob die Augen in glücklichem Lächeln zu ihm auf. „So nimm mich hin, Reginald, ich will Dein Weib sein."

Jubelnd zog er sie in seine Arme, und in seligem Schweigen lauschte sie seinen Worten. Weiche, balsamische Luft umfächelte sie, leise rauschten über ihnen die Friedensbäume, die Palmen, und stiller, seliger Friede wohnte auch in dem Herzen des jungen Mädchens. Sie wußte, daß sie jetzt auch an der Seite dessen, dem sie sich zu eigen gegeben hatte, weiter arbeiten und den Frieden verkünden durfte, den uns der Auferstandene gebracht, und der noch in so vielen Hütten und Häusern unter den Friedensbäumen unbekannt war.

E n d e.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Das Blümlein am Wege.

Der Gärtner pflanzt mit stetem Fleiß
Die Blumen seines Gartens
Und ihr Erblühen dünkt ihm Preis,
Belohnung seines Wartens.

Er glaubt, er kenne jedes Blatt,
Der Blumen, die erblühen
Und formenschön und farbensatt
Auf seinem Feld erglühen.

Doch eines Tages tritt er ein,
Den Blick auf seine Beete,
Sieht er ein Blümlein wunderfein,
Das seine Hand nicht säte.

Erstaunt, verwundert ruft er zu:
„Wie konntest Du erstehen,
Du allerliebste Blume Du,
So still und ungesehen?" —

Da sprach die Blume: „Denke nur,
Du warfst zur Zeit der Saaten
Ein Korn, als wertlos für die Flur,
Vor Spatzen, die sich nahten;

Nun, ich bin jenes Samenkorn,
Vom Regen oft gebadet,
Vom Sonnenstrahl erwärmt, vom Born
Der frischen Luft begnadet;

So wuchs ich auf, ganz unbemerkt
Von Spatzen, und erblühte,
Vom hehren Himmel nur gestärkt,
Anstatt von Menschengüte . . ."

Und voll erblüht in einer Nacht,
Ward nach verschämtem Warten,
Das Kind der Flur durch wilde Pracht
Zur Königin im Garten.

Julius Jakob Strauß.

Amor und Psyche.

Von **Ellen Haller.**

Es war ein glühend heißer Tag gewesen. Ein Gewitter hatte dem Abend Abkühlung gebracht, ohne aber die vorhergehende Schwüle in der Natur gänzlich aufzulösen. Dicke, schwere Regentropfen hingen noch an den Blättern der Bäume, weiße Dunstwolken entstiegen den Rasenflächen und schweren Duft atmeten die Blüten. — Alles in der Natur zittert noch unter dem Eindruck des Kampfes der Elemente. — Inmitten dieser Traumatmosphäre kam Amor daher. Er mochte unter Rosenblättern Unterkunft gesucht und gefunden haben — vielleicht auch hatte er dort geschlafen. Jetzt dehnte er seine schönen, elastischen Glieder und schaute wie suchend umher. Plötzlich, wie vom Windhauch getragen, flog er zum sprudelnden Gießbach hinab und umschlang dort in zärtlichem Ungestüm ein herziges, zartes Mädchen, das an Ufersrand wie in einem Vergißmeinnichtbett ruhte.

„Du süße Psyche," redete Amor das lieblich, schüchterne Wesen an, „finde ich Dich endlich einmal wieder!" Er herzte und küßte sie immer und immer wieder, und sie ließ sich sein Kosen gefallen, obgleich sie ihn abwehrend ansah. — „O, wie ich mich nach Dir gesehnt habe," versicherte Amor mit einer Innigkeit, die man kaum in dem frischen, kecken Burschen gesucht hätte. „Was bin ich im Leben ohne Dich, holde Gefährtin! Seitdem Du Dich von der Welt hierher in die Einsamkeit zurückgezogen hast, möchte ich auch nicht mehr in ihr leben."

Statt jeder Antwort umschlang Psyche zärtlich mit beiden Armen seinen jugendlich stolzen Nacken und küßte ihn.

„Wenn ich bei Dir weile, Geliebte, fühle ich so recht innerlich, wie wenig am Platze ich noch in der Welt bin," sagte Amor tief aufatmend. „Das rastlos klappernde Triebrad der Weltmaschine übertönt ja ganz den geistigen Pulsschlag idealen Seins. Menschen einer so rasch dahinflutenden Zeitströmung wie die gegenwärtige, haben nur noch Sinn und Verständnis für das Reelle, ohne an das wirklich Reale hinanzureichen. Sie haben nicht Muße zu tieferer geistiger Einkehr in Gebiete, die fern ihrer Alltagswelt liegen und nennen diejenigen, die sich noch damit befassen, unpraktische Schwärmer, Idealisten. — Was soll daraus werden! — Gott Amor hat sich in einer Welt so zersetzender Anschauungen überlebt."

„Wie," sagte Psyche, „glaubt die Welt des neunzehnten Jahrhunderts Dich und Deinen Einfluß entbehren zu können?"

„Das nicht," erwiderte Amor spöttisch. „Unter meiner Firma fliegen ja allenthalben in der Welt mehr wie je Liebespfeile umher, aber meinem Köcher sind sie nicht entnommen. Ich will nichts zu thun haben mit diesen ebenso leichten als unedlen Wurfgeschossen! Man will mich aber zu einem Vertrag nötigen, solche Pfeile für meinen geweihten Bogen zu verwenden. Der Zeitgeist hält mir vor, daß ich mit ihm Schritt halten müßte, um weiter Weltbeglücker zu sein. Ohne das würde ich im Leben mit vielem andern unbrauchbar."

„Und warum sollen die Menschen andere Pfeile wie bisher für Deinen Bogen haben, mein Amor?" forschte Psyche und schmiegte sich innig an den jetzt nachdenklich dreinschauenden Jugendgenossen.

„Weil meine Pfeile für ihr oberflächliches Fühlen zu schwerwiegend sind," antwortete Amor in Erregung. „Ein Herz, das zur Zeit an einem meiner Pfeile genug hatte, weil dieser fest saß fürs Leben, will jetzt Gott Amors Zielscheibe sein, ohne schmerzende Wunden davonzutragen. Die Menschen von heutzutage brauchen fortwährend neue Unterhaltung und Reizmittel zu ihrem Wohlbehagen, dabei sind sie Feinde jeglichen Schmerzes. So können sie auch in der Liebe und für die Liebe nichts mehr aushalten. Alles muß glatt und mühelos in dieser Beziehung für sie zu erlangen sein. — ‚Freie Liebe' heißt ihr Glücksbegriff."

Amor schwieg, sinnend saßen beide eine Weile nebeneinander. —

„Und was willst Du nun thun, mein Liebling?“ unterbrach Psyche zuerst das Schweigen.

„Das will ich von Dir hören, Geliebte. Du hast mehr Sammlung zu innerer Überlegung als ich flüchtiger Geselle,“ war Amors Erwiderung.

Leise mahnend kam es da von Psyches Lippen: „Bist Du nicht ebenso wie ich ein Kind des Himmels, Geliebter? Kannst Du nicht über den Sternen Dir Rat und Hilfe holen?“ Liebevoll fragend suchte ihr Blick den seinen.

Da wetterleuchtete es schmerzlich in Amors Antlitz. Sein Blick senkte sich tief vor dem ihren und Purpurglut stieg in seine Wangen. Heiser und abgebrochen stieß er die Worte hervor: „Frau Venus hat meine Himmelsflügel verschnitten — ich bin irdisch geworden, Psyche.“

„Wie, Dein Verkehr mit dem Himmel hat aufgehört?“ fragte Psyche zitternd und machte sich frei von seiner Umarmung.

„Ja,“ sagte Amor tonlos.

„Dann bist Du kein Gotteskind mehr und ich nicht mehr Deine Geliebte!“ schluchzte sie auf. Ihr liebliches Gesicht war bleich und farblos geworden und mit großen, erschrockenen Augen sah sie auf den Jugendgeliebten, vor dem sie nun hoch aufgerichtet stand.

„O Psyche — nimm nicht Deinem Amor die Seele,“ stöhnte er und warf sich vor ihr nieder, ihre Kniee umfassend „Wende Du Dich nicht nach alledem auch ab von mir,“ flehte er. „Ich bin sonst gerichtet für Zeit und Ewigkeit.“

„Bist Du es nicht jetzt schon?“ erwiderte sie bitterlich weinend, ihr Gesichtchen in beide Hände vergrabend. „Was hat Dein irdisch Liebeswerben für einen Wert ohne die verklärende Himmelsglut? Ich muß von Dir scheiden, Geliebter,“ sagte sie nach kurzem Zaudern, ihm voll ihr thränenüberströmtes Antlitz zuwendend. „Ich muß; aber wir werden uns, so hoffe ich, einst wiedersehen! Wie lange die Trennung währt, ob Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, kann jetzt weder Du noch ich sagen. Deine Schwingen, die Dich wieder zum Himmel tragen können, müssen erst wieder wachsen. — So lange meidet Dich Deine Psyche, mein Amor, aber sie sehnt sich täglich und stündlich nach der Wiedervereinigung mit Dir, Ewiggeliebter!“

Schmerzerfüllten Blickes streckte sie ihm ihre kleine, zarte Hand zum Abschied entgegen.

„Das leid' ich nie und nimmer, diese Trennung!“ herrschte da Amor sie an. Mit einem Ruck war er aus seiner knieenden Stellung emporgeschnellt und riß nun in jähem Ungestüm das zarte Wesen an sich. Fest und fester umklammerte er ihre Gestalt. Seine Liebesglut wurde zu heller Flamme entfacht.

Psyche erbebte bis ins tiefste Innere bei seiner Berührung — dann starb sie in seinen Armen. — Das Feuer seiner entfesselten Leidenschaft tötete sie.

Ob ihrem Amor die Himmelsflügel wieder wachsen?

Die Wanderer.

Gewandert sind wir beide
Zusammen den langen Tag
Wohl über die braune Heide,
Wohl durch den grünen Hag.

Am Weg entlang die Weiden
Sie nicken uns traurig zu:
Nun will der Weg sich scheiden,
Und scheiden willst auch Du!

Fahr wohl! Du ziehst zur Linken
Ins flammende Abendrot — —
Ich seh' die Nacht mir winken
Zur Rechten, und — den Tod . . .

A. Stanislas.

Kunst und Kritik.

Von **Fritz Bley.**

(Schluß.)

Wo aus einem Werke gar kein derartiger Zug zu dem Betrachter spricht, wird auch der gebildete Laie dies erkennen. Er wird es auch vermutlich bemerken, wenn das plastisch darstellbare Moment nicht mit sicherem Instinkte erfaßt ist und wird wiederum die Schönheit eines Kunstwerkes, in welchem der oben angedeuteten Züge sich diese auch offenbaren möge, mehr oder weniger sicher herausfühlen. Allerdings gilt dies nur von dem normalen, nicht verbildeten Laien. Denn der Satz, daß ein jedes Kunstwerk sich selbst erklären müsse, enthält nur in seinem ersten Teile eine Forderung an den Künstler, im zweiten aber eine solche an den Kunstgenießenden, die nämlich: daß dessen Phantasie empfänglich und unverdorben sei, damit er befähigt sei, alles zu sehen, was das Kunstwerk enthält und nichts hineindeutele, was der Künstler nicht hineingelegt hat. Ein echtes Kunstwerk braucht darum auch für den normalen Laien nicht gleich sofort ganz verständlich zu sein; es soll nur soviel Verständliches für ihn besitzen, daß es ihn reizt, sich tiefer und immer tiefer hineinzuleben und ihm in solcher Vertiefung immer neue Schönheiten abzugewinnen. Solche Schwierigkeiten des Genusses bietet nur das Kunstwerk nicht, das einem Stoffgebiete entnommen ist, auf dem zwischen Künstler und Kunstgenießenden eine rege geistige Wechselwirkung besteht. Darum ist die Kunst stets am tiefsten ins Volk gedrungen, wo sie im nationalen Boden wurzelte. Darum fehlte es den Meistern der Antike nicht an einer empfänglichen Gemeinde, darum war im Cinquecento der Kunstsinn so entwickelt und vertieft, daß eine jubelnde Menge die Madonna des Cimabue im Triumphe durch die Straßen des bewimpelten Florenz trug. In unseren Tagen aber fehlt diese innige Wechselwirkung zwischen Kunst und Volk. Erstere hat sich vielfach dem nationalen Leben zu sehr entfremdet und von dem Gehalte der modernen Kultur vielfach ganz abgeschlossen; letzteres sucht in ihr nur zu oft vergebens seine Ideale, und die bunte Menge, die den Ausschlag giebt, ist in ihren Anschauungen durch den Wechsel der Tageslosungen wie ein willenloser Spielball hin- und hergeschleudert.

Darum ist es eine Thorheit, wenn Künstler den Nutzen einer verständigen Kritik leugnen; denn diesem beirrten und verbildeten Publikum, dem ein künstlerisches Gewissen und ein sicherer Halt auf dem schlüpfrigen Boden der Modeeinflüsse fehlt, ist es dienlich und erwünscht, durch belehrende Kritik in Fühlung mit den ernsthaften Richtungen des Kunstlebens seiner Zeit zu bleiben. Diese erziehende Belehrung kann selbst der normale Laie nicht üben, denn zur Klarlegung der Vorzüge oder Fehler eines Werkes genügt es keineswegs,

wie selbst C. F. von Rumohr*) irrtümlich meint, daß der Urteilende „der unbefangenste, reinste, besonnenste Mensch sei, möge er Künstler, möge er dem äußeren Berufe nach sein, was er will.“ Der reinste, unbefangenste und besonnenste Mensch gerät, wenn er nicht eine starke Begabung für Kritik besitzt, vor einem neuen Kunstwerke in die tödlichste Verlegenheit, wenn er in knappen Worten dessen Vorzüge und Fehler begründen soll. Ja, in den meisten Fällen reicht seine Unbefangenheit nicht einmal soweit, daß er den eigentlichen Kunstgedanken des Werkes sofort klar und voll erkennt; er braucht vielmehr meistens lange Zeit, bis er sich in das Werk „hineingelebt“, d. h. bis er dem rohen, unverarbeiteten Stoffe die künstlerische Seite abgewonnen hat. Es ist überhaupt mit der Reinheit und Unbefangenheit, die Rumohr als etwas Selbstverständliches voraussetzt, ein eigen Ding, ähnlich wie mit dem Naturrecht. Wo nicht ein sicherer Blick für das Künstlerische, ein starkes Formgefühl, ein freudiges Farbenempfinden, ein feines Gehör für Harmonie als Schutz gegen die Dissonanzen des Tagesgewühles dient, da ist es auch mit der Reinheit, Besonnenheit und Unbefangenheit ein für alle Male nicht weit her! Dem Wesen des Kunstwerkes kommt der Laie auch nicht durch die Eselsbrücke des Vergleiches mit anderen Kunstwerken näher. Aus sich selbst heraus soll das Werk des Meisters beurteilt werden ohne Rücksicht darauf, wie der oder jener andere eine ähnliche Aufgabe gelöst hat. Dem Künstler kann oft kein bittereres Unrecht zugefügt werden, als wenn Publikum und Kritik ihn mit anderen seines Faches vergleichen. Mindestens ist stets zuvor aus der Absicht des Urhebers heraus das Werk zu beurteilen, ehe solcher Vergleich statthaft erscheint. Die vielverbreitete Meinung, als ob die Kunstkritik durch Vergleichung des Kunstwerkes mit anderen ihre Aufgabe lösen könne, ist ein Irrtum, der offenbar auf Verwechselung der Methode der Kritik mit jener der Kunstgeschichte beruht. Diese freilich handelt durchaus richtig, wenn sie zur Bestimmung der Zeitsignatur eines Werkes dessen Urheber mit seinen Vorläufern, Zeitgenossen und Nachfolgern vergleicht; aber die Kritik, die den inneren Kunstwert eines Werkes ermitteln soll, wird durch solchen Vergleich nur von ihrer Aufgabe abgelenkt. Für sie giebt es überhaupt keinen äußeren Maßstab. Freilich, vergleichen soll der Kritiker das Kunstwerk, aber nicht mit einem anderen Werke, sondern mit sich selbst, mit seinem (des Werkes) Urbilde und eigenen Ideale! Hierzu bedarf es, wie Eingangs gesagt, der starken Kraft nachschaffender Phantasie, die eben den Kritiker, wie den Künstler vom Laien unterscheidet. Gewiß: eine Kunst nur für Künstler wäre ein Unding; das echte Kunstwerk wird auch auf die breiten Massen wirken; aber voll und ganz verstanden, in seinem Innersten beurteilt kann das Genie nur vom Kongenialen werden.

Welcher Art ist nun das hierzu erforderliche besondere Talent?

Bei der Musik bedarf der Urteilende zunächst musikalischen Gehöres. Insofern es sich um die Geläufigkeit des Urteils handelt, nützt ihm auch die Kenntnis der Harmonielehre und der Musikgeschichte. Mit all dem aber wird man wohl ein Routinier, man schreibt oder versteht wohl eine brave Kapellmeistermusik, aber keine Neunte, kein Freischützgebet, keinen Charfreitagszauber. Denn die dämonische Macht des Genies in der Musik führt weit durch die bloße Technik hindurch auf den allen Künsten gemeinsamen mystischen Urgrund, insbesondere auf das der Musik mit der Poesie gemeinsame Gebiet. Ähnlich steht es mit dem Urteile über Werke der bildenden Kunst. Auch da bedarf es zunächst scharfen Sinnes für Farbe und Form; doch auch da genügt zur Ermittelung des inneren Kunstwerkes die bloße technische Begabung und Erfahrung nicht. Denn die Technik, d. h. die Handhabung des Werkzeuges und Beherrschung des toten Materiales, ist nur Vorstufe, nicht Wesen der Kunst; mit dem geistigen Gehalte, dem Kunstwerke, hat sie nichts zu thun. Diesen geistigen Gehalt hat, wie gesagt, die Musik ebenso wie die bildende Kunst mit der Poesie gemein. Zwar sucht jede von ihnen dem gemeinsamen Kunstproblem eine andere Seite abzugewinnen, da einer jeden andere Grenzen gezogen sind. So wohl man aber auch thun mag, diese Grenzen ins Auge zu fassen, so soll man darüber nicht das freudige Bewußtsein von der Gemeinsamkeit aller Kunst verlieren. Seltsam, daß gerade Künstler so oft diesem Fehler verfallen! Sie, denen ein unbezwinglicher Schaffensdrang den Busen füllt, sollten doch fühlen, daß es Gottes lebendiger Odem, oder — da man vom lieben Gott vor ihnen nicht sprechen darf — die Panpsyche ist, die fortwährend in ihnen schafft an der Kultur des Menschengeschlechtes. Die Wehen und Schmerzen dieses Schaffens, die unablässigen Mahnungen des künstlerischen Gewissens, dem „was in tiefster Brust ihm da entsprungen, was sich die Lippe schüchtern vorgelallt, mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen“ erscheint, der drangvolle Kampf um die Wahrheit, Schönheit und plastische Lebendigkeit ihrer Bilder, sie sind nur ein Beweis für den überwältigenden Einfluß jener den Künstlern unbewußten Macht.

Darum wohnt den Meisterwerken aller Zeiten bei aller Verschiedenheit der besonderen Zeitsignatur und Lokalfarbe jene hohe geistige Verwandtschaft inne; darum verträgt sich in den Galasälen der Museen ein Rembrandt so vortrefflich mit einem Velasquez oder Correggio, ja viel besser als mit minderwertigen Werken seiner eigenen Schule, die eben nur das Zufällige der Technik mit ihm gemein haben, nicht aber mit seinem Genie in die Tiefe des Menschenseins einzudringen vermochten. Darum stimmt die Eroica uns zurück auf den gleichen feierlich reinen Grundton, wie Mozarts Koseweisen, Webers waldfrische Innigkeit oder Wagners mystische Tiefe. Darum sind schließlich auch die Meisterwerke verschiedener Kunstzweige untereinander geistig verwandter, als mit blutlosen Sprößlingen ihrer eigenen Zunft. Alle Kunst — das sollten die Künstler nie vergessen! — feiert ja ihren letzten Triumph gar nicht in dem Kunstwerke selbst, sondern in der Wirkung, die dies auf die Phantasie seiner Betrachter ausübt. Vischer hat mit Recht dargethan, daß das Material der Dichtkunst nicht das Wort, sondern die Phantasie des Hörers sei. Sein Satz gilt schließlich für alle Künste: nicht der Marmor, nicht die Farbe, noch der Ton oder der Rhythmus sind letzten Sinnes des Künstlers Material, sondern die Phantasie des Kunstgenießenden, auf die jener mittels der den einzelnen Künsten eigenen verschiedenen Kunstgriffe die gleiche Kunsttäuschung erzielt. Auf die Energie dieser dem Kunstgenießenden bewußten Täuschung kommt es an, nicht auf das Mittel, mit dem sie erzielt wurde. Gleichviel ob dies Mittel der Dichtkunst, der bildenden Kunst oder den begleitenden Künsten Musik und Architektur angehört: „das Geheimnis muß heraus, und sollten es die Steine verkünden!“

Diese allen Künsten gemeinsame innere Verwandtschaft

*) Italienische Forschungen 1831 III. 154.

ist freilich bei den begleitenden Künsten Musik und Architektur nur sehr weitläufig. Beide haben gar keine direkte Verwandtschaft untereinander. Die Musik kann, so sehr auch die Programm-Musiker sich damit plagen mögen, nichts darstellen und die Architektur kann keinen Empfindungen Ausdruck geben. Ja, wenn man von einer Verwandtschaft dieser begleitenden Künste mit ihren Hauptkünsten spricht, so gilt nicht einmal das einfache Gegenseitigkeitsverhältnis. Denn wohl ist die Poesie der Musik nahe verwandt, da sie wie diese durch den Klang wirkt; nicht aber ist die Musik der Poesie verwandt, da ihrer vieldeutigen Unbestimmtheit der feste Begriff fehlt, den jener das Wort bietet. Ebenso ist die Plastik der Architektur verwandt, nicht aber umgekehrt. Wenn es daher schon häufig fraglich erscheint, ob der Musiker über Werke der Dichtkunst und der Architekt über solche der bildenden Kunst ein nachschöpferisches Urteil zu fällen vermögen, so wird man ihnen noch häufiger ein solches Urteil über Werke der ferner liegenden Hauptkunst absprechen müssen. Ihre Urteilsfähigkeit wird in dieser meist die des gebildeten Laien sein, es wäre denn, daß ihre Begabung auf beiden Gebieten läge, was immerhin oft zutreffen mag. Anders aber steht es mit dem Dichter! Die Poesie ist der bildenden Kunst ebenso nahe verwandt, als diese ihr. Das Urteil über beide fällt daher in innersten Zügen zusammen, wie das Schaffen beider sich in innersten Zügen berührt. Oder wären unsere großen Maler nicht Poeten, unsere klassischen Dichter nicht Maler gewesen? Leben ihre Gestalten nicht in schärfster Charakteristik vor der Nachwelt fort: Homers Helden, Goethes Frauen, Schillers Jünglinge und der Großmeister aller Humore, der unsterbliche Sir John? Waren Ossian, Adalbert Stifter und Turgenjew etwa nicht Landschaftsmaler? Lessing bestreitet in seinem „Laokoon“ allerdings solche Gemeinschaft zwischen Malerei und Poesie. Aber die Beispiele, die er aus Hallers beschreibender Poesie anführt, beweisen m. E. nicht, daß ein gemeinsames Grenzland für beide Künste ausgeschlossen ist, sondern nur, daß Haller unfähig war, dies Grenzgebiet zu beherrschen. Und zwar mißlang dies Haller, weil er kein Dichter, sondern ein botanischer Versemacher war. Hätte er anstatt zur Feder zum Pinsel gegriffen, so wäre er ebenso in die Breite verschwommen und hätte über nebensächliche Einzelheiten die Sammlung auf die Hauptstimmung, die Einheit der Harmonie verloren.

Je stärker das Talent in der bildenden und der Dichtkunst, ein um so breiteres Grenzgebiet wird es beherrschen. Das Gleiche gilt in beiden von der Kritik. Einem jeden gehört so viel Weide von dem gemeinschaftlichen Rain, als sein Hammerwurf deckt.

Dagegen trennt sich das Urteil über beide Künste, wenn es sich um die Mittel handelt, deren jede sich zur Darstellung bedient. Der Maler hat den Vorteil, die geschilderten Einzelheiten im Bilde nebeneinander zu bieten, den Vorteil, sich auf einen Augenblick der Handlung beschränken zu müssen. Der Dichter kann durch Handlung und Bewegung auf die Phantasie wirken, übertrifft daher den Maler an innerer Lebendigkeit seines Werkes, kommt aber an äußerer Objektivität dem Maler nicht gleich — denn selbst von einem Falstaff vermag niemand zu sagen, wie er denn nun eigentlich in diesem oder jenem Zuge ausgesehen habe. Wer aber will hieraus folgern, daß sich die Gestalt in der Phantasie des Dichters nicht mit der gleichen Schärfe und Farbe, wie in der des Malers gespiegelt habe? Man wird nun darauf entgegnen, daß diese Auffassung zu einer Verkennung des specifischen Talentes führen müsse; daß unsere größten Dichter sehr schiefe Urteile über bildende Kunst gefällt haben, wie z. B. Goethe über Gotik, über Hackerts Veduten u. s. w., man wird die Irrtümer citieren, denen Lessing verfiel, sobald er sich auf die Beurteilung des Kunstapparates einließ. Mit alledem wird man aber nicht widerlegen können, daß beide specifischen Talente (für Dichtkunst und bildende Kunst) auffallend häufig zusammenfallen. Man berücksichtige nur, wie viele Maler sich frische und volle Dichterkränze erworben haben und in hohem Grade den meisten bildenden Künstlern die Gabe anschaulicher erzählender Schilderung verliehen ist.

Diese aber ist das Mittel, mittels dessen der Kritiker seinerseits wirkt. Er hat sich in das Kunstwerk versenkt, er hat seinerseits das vom Künstler gestellte Gleichnis neu gezogen und den Vergleichspunkt geprüft. Er ist sich — nachschaffende Fähigkeit bei ihm vorausgesetzt — klar geworden über die Energie, mit der dem Künstler die Herausarbeitung des plastisch darstellbaren Momentes gelang; er sah, wohin die besondere Absicht des Künstlers zielte und wie weit dies Ziel erreicht, bezw. verfehlt ist. Nun soll er einerseits darstellen, worin die Ursachen der Fehler oder Vorzüge des Werkes beruhen; und zwar stehen ihm zu dieser Wiedergabe nicht die gleichen Mittel zur Verfügung, deren der bildende Künstler sich bediente, sondern nur das gesprochene oder geschriebene Wort, also die Mittel der Poesie.

Es ist ganz klar, daß diese Aufgabe in ihrem ersten wie ihrem zweiten Teile nur einem Manne mit starker dichterisch künstlerischer Begabung gelingt und daß die guten Talente für solche positive Kritik gerade auf jenem breiten Grenzraine von Kunst und Poesie ihre Heimat haben, dessen Vorhandensein Lessing seltsamerweise bestreitet.

Nun bleibt freilich neben der Prüfung der geistig-künstlerischen Mittel für den Kritiker noch die Beurteilung des rein Handwerksmäßigen, das zweifellos jenseit jenes Grenzraines liegt. Selbst da ist aber vor allzu einseitiger Schärfe in der Grenzbestimmung zu warnen. Bilder werden nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopfe gemalt; es ist daher meistens außerordentlich schwer zu sagen, wo die Arbeit der Phantasie aufhört und der rein mechanische Prozeß beginnt. Wer wollte z. B. in Makarts Farbenrhapsodien diese Grenze zwischen feiner Farbenempfindung und mechanischer Virtuosität bestimmen? Wie manche steifleinene akademische Maschine ist lediglich mit hergebrachten Handwerksgriffen aufgebaut und wie viel Zauber und Anmut liegt oft in ein paar flüchtig hingeworfenen Farbentönen!

Indessen sagt Goethe mit vollem Rechte, daß nur der über eine Kunst richtig zu urteilen vermöge, der die Mittel kennt, deren sie sich bedient. Ein Kritiker von wirklichem Talent, dem es um seine reproduktive Aufgabe schließlich genau so heiliger Ernst ist, wie dem Künstler um das Schaffen seiner Werke, wird deshalb unermüdlich an der Bereicherung seiner technischen Erfahrung arbeiten. Auch in diesem Teile seiner Erziehung läßt alle Kunstgelahrtheit ihn im Stiche. In keinem Hörsaal der Universitäten kann man ihm sagen, wie ein ehrlicher breiter Pinselstrich aussieht, wie man lasiert, untermalt und deckt, kein Gelehrter bringt ihn hinter die Kniffe der Spachteler und Kleckser. Die Schule des Kunstkritikers ist nicht der Hörsaal, sondern das Atelier, die Museen, der Verkehr mit bedeutenden Künstlern, die Beobachtung der grünen Praxis. Auf keinen

Fall scheint mir die Erwerbung der besonderlichen technischen Kenntnis unbedingt an eigenes Schaffen geknüpft zu sein. In den Nöten und Ängsten der notwendigen Beschränkung, die das eigene Schaffen auferlegt, verliert der Kritiker leicht die frische Unbefangenheit, deren er so sehr bedarf.

Denn wenn auch die Kritik aus den angeführten Gründen ebenso subjektiv sein muß als das Kunstwerk selbst, da ja der Kritiker nach Erforschung des Inhaltes seinerseits aus der eigenen Kunst- und Weltanschauung heraus das Werk nachzuschaffen hat, so dürfen wir doch insofern von Objektivität der Kritik sprechen, als der Urteilende befähigt sein muß, mit Unbefangenheit sich in die Seele des Künstlers hineinzudenken, um die Absicht zu erforschen, aus der dieser das Kunstwerk schuf. Das Verkennen dieser Absicht würde natürlich einen hinkenden Vergleich in der Kritik bedingen.

Es leuchtet ein, daß solche Gewissenhaftigkeit nur von einem gerade gewachsenen Charakter zu erwarten ist. Am sichersten mag diese Erwartung ein reifer und abgeklärter Geist erfüllen, der durch alle Enttäuschungen hindurch seine Ideale treu bewahrt hat, doch andererseits mit weltversöhntem Humor auf die Kämpfe von strebend irrenden Generationen zurückblickt.

„Woran aber," höre ich meinen freundlichen Leser fragen, „soll denn der zu erkennen sein, dem das Recht einzuräumen wäre, über die Summe von Fleiß und Talent zu urteilen, die in unserem Kunstschaffen zu Tage tritt? Wenn kein Examen ihn berechtigen, keine Zunft ihm den Befähigungsnachweis bescheinigen kann, woran soll man den berufenen Kritiker kennen? Der bloße Auftrag eines Zeitungsverlegers kann doch unmöglich jedem beliebigen Dummkopf zur Legitimation dienen!"

Meine Antwort ist: ex ungue leonem!

Der Kritiker von Beruf zeigt sich sofort daran, daß er auf den ersten Blick, sozusagen „auf hundert Schritte" dem Kunstwerke ansieht, wes Geistes Kind es ist. Er bekundet auch darin seine innere Verwandtschaft mit dem schaffenden Künstler. Wie dieser instinktiv einem jeden Gegenstande sofort die künstlerische Seite abgewinnt, so fühlt auch der berufene Kritiker sofort den Wert oder Unwert, die Lebenskraft oder innere Schwäche aus einem Kunstwerke heraus. Die Gründe für dies Urteil, unter denen es ja oft ein Für und Wider giebt, stellt er erst nachher, wenn er über die Thatsache sich längst klar ist, aus tieferer Erwägung der Sache zusammen — ganz wie der Künstler den in glücklicher Inspiration erfaßten Stoff sich später im einzelnen zurechtlegt. Auch das Maß der Anerkennung bezw. des Tadels wird der Urteilende nicht immer mit gleicher Schnelligkeit bestimmen können. Bei neuen Werken wirkt der Reiz der Jugend oft bestechend, bei alten reizt oft die Wucht ihrer Berühmtheit zum Widerspruch. Immer aber, so prüfend er sein Urteil abwägen mag, wird der begabte Kritiker das Gute schnell erkannt, von dem Unbedeutenden, Phrasenhaften, Gespreizten sich achselzuckend abgewandt haben.

Dagegen kenne ich Träger gewaltiger Würden, die ihr lebelang mit Kunstwerken umgegangen sind, aber, sobald sie vor ein neues gestellt werden, platterdings nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Sie mögen ihre Verdienste um die exakte kunstgeschichtliche Forschung haben, aber von dem inneren Kunstwerte eines Bildes haben sie keinen Schimmer. Nicht im entferntesten will ich damit gesagt haben, daß etwa alle Kunsthistoriker dieses Verständnisses entbehren. Im Gegenteil: es giebt unter ihnen manches kritische Talent. Das ist aber angeboren, nicht im Hörsaal der Universitäten mittels des kunstgeschichtlichen Apparates angedrillt. Was die alten Bilder betrifft, so ist zu deren voller Würdigung ja die Kenntnis ihrer geschichtlichen Stellung nötig. Die Hauptsache ist und bleibt aber doch immer die Sprache, die das Werk selbst führt. Wem die nicht vertraut klingt, der mag Folianten wälzen und Pergamente oder Waschzettel beschnüffeln — er wird den Schleier nicht von dem „am lichten Tage geheimnisvollen" Leben eines genialen Werkes heben. Kunstgeschichtliches Wissen ist ein Ding, ein ganz anderes der Blick für das Wesentliche, Innerliche, wahrhaft Künstlerische eines Werkes, die lebendige Kunstkennerschaft.

Prüfe sich ein jeder, der die Feder zur Hand nimmt, ob er dieses Schatzes sich rühmen darf! Wem nicht ein stürmisches Pochen seines Herzens diese Gewißheit giebt, „der treibe ein friedlich Gewerb' in Ruh," berichte über Bezirksvereinssitzungen oder gestürzte Droschkengäule, aber er trage nicht durch Ungeschick und verkehrte Gesichtspunkte dazu bei, dem Genie seinen dornenvollen Pfad noch mehr zu erschweren und freche Kunstleugner oder die seichte Mittelmäßigkeit groß zu ziehen.

Die Verantwortung ist schwer! Denn die Kunst findet im heutigen Deutschland ganz und gar nicht jenes freudig zujubelnde Verständnis, dessen sie so sehr bedarf. Die überwiegende Mehrheit unseres Ausstellungs- und Kunstvereinspublikums bringt dem sinnfälligen Kitzel nur zu bereitwilliges Verständnis entgegen, während sie mit den wahrhaft großen und genialen Schöpfungen sich nicht abzufinden weiß. Wenn es überall nur eine Kunst giebt, die Unterstützung verdient, nämlich die des Genies, nur einen Feind, nämlich den aufdringlichen Dilettantismus so giebt es in Deutschland insbesondere keinen schöneren und würdigeren Kampf, als den Streit gegen Niedrigkeit und Frivolität, die das beste Mark unseres Volkes vergiften, den Streit gegen Unkenntnis und Kunstverrat, für die Hohepriesterin der Wahrheit und Schönheit, kurzum, den Streit für das Genie!

Meereszauber.

Das Südmeer leuchtet in goldener Pracht,
Weit um die pulsenden Wogen
Hat die tiefschweigende Tropennacht
Einen purpurnen Gürtel gezogen.
Kein Mövenschrei durchschrillt mehr die Luft,
In den Segeln schlafen die Winde —
Nun naht aus perlenblitzender Gruft
Des Traumgottes buntes Gesinde.

Nur ein Matrose lehnt noch an Bord,
Es funkeln die Sterne, und trüber
Murmeln die Wellen, manch lautes Wort
Hallt aus der Kajüte herüber.
Doch dann wird es still, ein deutsches Lied
Klingt hinaus in weichen Accorden,
Von junger Liebe, die glücklos schied;
Ein sehnendes Märchen aus Norden.

Noch immer blickt er tief in die Flut,
Ob längst die Weise verklungen,
Da haben die Nixen aus leuchtender Glut
Eine flammende Krone geschlungen;

Die setzen sie kichernd dem schlummernden Tag
Aufs Haupt, und mit zögerndem Flügel
Kreiset die Nacht den Wolken nach,
Und der Morgen greift keck in die Zügel.

Martin Bölitz.

— — — —

Gedanken.

Von **Emma Böhmer.**

Menschenfurcht ist die traurigste Krankheit unserer Zeit. — „Was sagt die Welt dazu?" fragt sich der Feige, bevor er für einen Freund eintritt oder seine eigene Überzeugung offen und ehrlich ausspricht. „Wird sie mich nicht verurteilen und begreift sie mein Vorgehen?" . . . Und er geht hin, seinen Freund im Stiche zu lassen, um der Welt zu gefallen. — Darum vernichtet Menschenfurcht Freundschaft und Vertrauen, und der Mutige steht oft allein. Aber der Menschenfürchtige ist der Liebling der Welt und schwimmt haltlos im Strom derselben dahin.

*

Ein gütiger Mensch ist mir lieber als ein gutmütiger Mensch. Denn Güte schließt nicht Willenskraft aus, während Gutmütigkeit oft Schwäche bezeichnet.

*

„Liebenswürdig" soll doch heißen würdig oder wert geliebt zu sein. Darum verstehe ich unter einem liebenswürdigen Menschen einen solchen, der große Eigenschaften des Herzens und des Charakters besitzt, um derentwillen man ihn lieben muß. — Aber die Welt verwechselt oft Liebenswürdigkeit mit Charakterlosigkeit. Denn sie nennt den liebenswürdig, der sich ihrem Urteil unterwirft und anbequemt, ohne zu erkennen, daß da nur eine Willensschwäche vorliegt, häufig mit Herzlosigkeit und Egoismus vereint.

*

Echte Geschwisterliebe ist dem Epheu vergleichbar. Sie rankt und schlingt sich fest ineinander für allezeit und kein Sturm reißt sie auseinander.

*

Gegen zu starre Verschlossenheit sollte man kämpfen, weil sie leicht die Ichsucht bestärkt. Denn ein verschlossener Mensch will gern nehmen, ohne dafür zu geben.

*

Echte Männlichkeit schließt immer Güte des Herzens ein.

Vom Wege.

Von **Viktor von Kohlenegg.**

I.

Früher hat mich das arg gequält,
Was die Menschen so von mir dachten,
Ob ich in ihren Augen gefehlt,
Oder ob sie mich gar verlachten.
Dann aber schien mir's, daß man nicht
Nach Fremder Wunsch kann leben,
Der rechte Kerl thut seine Pflicht
In eigenartigem Streben!
Nun hab' ich's im Dulden weit gebracht,
Und es brennt mir nicht gallig im Blute,
Denn wenn man mich schmäht, bekrittelt, verlacht,
Dann wird mir behaglich zu Mute.
Dann fühl' ich so recht meine sichere Kraft
Und den Geist, dem einsam ich diene —
Mir wird so wohl, wenn der Klatsch mich umschafft,
Wie beim Knistern und Sprüh'n im Kamine.

II.

Mondlicht flimmert, Bäume ragen
Lautlos, wie auf scheuer Wacht,
Langsam schreit' ich, leise atmend,
Durch die laue Sommernacht.
Und aus blauem Waldesdunkel,
Von dem Mondlicht weich umfah'n,
Schaut die bleiche Sehnsucht buhlend
Mich mit weiten Augen an . . .

III.

Drüben durch den grünen Schleier
Bricht der Lampe stilles Licht,
Abendfrieden regt die Schwingen,
Müde schatt' ich das Gesicht;
Denk' an vieles, und dann heimlich
Sinkt auf mich der Traumfei Huld —
Und es heben leise drohend
Sich die Schatten ferner Schuld . . .

IV.

per aspera — —

Das Auge glüht, der Atem fliegt,
Und die Lippe bebt in Wonne,
Auf heißem Kissen der Künstler liegt,
Er wartet auf die Sonne.
Die Hände zucken im Schaffenskrampf,
Die säumige Nacht verrinnt,
Der Morgen dämmert im Morgendampf —
Und der Künstler brütet und sinnt.
Da blitzen die ersten Strahlen hervor,
Die Dämmrung zerflattert, die fahle,
Es flammt in Gluten der Wolkenflor,
Und es loht und sprüht im Saale;
Der Grübler springt auf, trinkt Morgenluft,
Faßt Ton und Werkholz geschwind,
Durchs Fenster flutet Blütenduft —
Und der Künstler bildet und sinnt . . .
Und es wächst das Gebild aus geschmeidigem Ton
Unter nimmer ruhenden Händen,
Und der Künstler seufzt in wonniger Frohn —
Ich werde es nimmer vollenden . . .
Und er formt und modelt, zerstört und schafft,
Und Mond um Mond verrinnt,
Im Geist wühlt Kummer, der Leib erschlafft —
Und der Künstler bildet und sinnt.
Und Jahre schwinden in hastendem Lauf,
Und dem Künstler welken die Wangen,
Die Glut zehrt seine Jugend auf,
Und er kann nicht zum Ziele gelangen.
. . . Und einmal sprüht um das hehre Gebild
Einsam das Morgenrot,
Des Künstlers Sehnen blieb ungestillt,
Und er war tot.

V.

Ich hab' das müde Haupt zurückgelehnt
Auf stiller Bank im Dunkel breiter Bäume,
Des Himmels Tiefe sich unendlich dehnt,
Und um die Sterne gaukeln meine Träume.
Im lauen Sommerhauche bebt kein Blatt,
Die Sterne stehen wunderstill und gleißen,
Was meine Seele noch durchflutet hat,
Löst sich zu weichem Schlummer, atemleisen.
Wie bei den Sternen droben ist's in mir,
So klar, so wunderstill in weiter Tiefe;
Und in dem nächt'gen Rauschen tönt es schier,
Als ob die Freude leise lockend riefe . . .

Vermischtes.

Da verschiedene Leser etwas Genaueres über das „Reichsdeutsche Weihnachtsbäumchen" erfahren wollten, haben wir den Urheber dieser Sammlung gebeten, uns einiges darüber zu berichten. Er schreibt uns:

„Verlasse mich nicht in meiner Not und Qual!" Diesen Ruf aus der Ferne glaube ich immer und immer zu hören, und ich kenne die Stimme des Rufenden. Das schwerbedrängte Deutschtum in Österreich-Ungarn begehrt Hilfe und Rettung. Es hofft noch, daß die nationale Bruderliebe sich im Augenblicke der höchsten Gefahr einfinden werde. Vielleicht ist diese Hoffnung eitel und trügerisch.

Was kann der einzelne thun, um den einstigen Heimgenossen, den dauernden Volksgenossen beizuspringen? So gut wie nichts, denn im Kampfe der Völkermassen verschwindet er ja. Über dieses Gefühl der Ohnmacht erhebt nur der Blick zu den leuchtenden Sternen des Menschengeschickes, die dem Treubeherzten das Vertrauen einflößen, daß eine gerechte, eine heilige Sache nicht untergehen wird in den Wirbelstürmen des Rassenkampfes. Ich habe es gewagt, meinen Blick zu erheben.

Zu thun bleibt mir freilich nichts übrig, als Zeichen zu geben, daß ich den Hilferuf nicht überhört habe und die Schläfer neben mir aufzurütteln. Das ist bis jetzt nicht gelungen oder doch recht unvollkommen. Allein ich darf nicht ermüden in diesem Bestreben.

Seit mehr als zwanzig Jahren versuche ich es mit dieser Erweckung. Nur guten Willen und eine Feder besitze ich dafür. Dem Zufalle ist es anheimgegeben, ob meine mahnenden Worte Aufnahme gewinnen oder verschollen gehen. Der Tageslärm und das Parteigezänk verschlingen sie meistens, und diejenigen, die sich mit politischer Erbweisheit brüsten, drehen mir achselzuckend den Rücken: „Was kümmern uns die Deutschen im Auslande? Wir dürfen uns doch nicht in österreichische und andere Verhältnisse hineinmischen. Das hieße den Frieden Europas in Frage stellen. Die Fremddeutschen sollen sich selbst ihrer Haut wehren."

Und der begossene National-Ideologe stand da, abgewiesen und unverstanden. Doch er schämte sich nicht!

Er sann vielmehr nach, wie man doch ein heimliches Band knüpfen könnte zwischen den Deutschen im Reiche, den in ihren nationalen Wünschen Gesättigten, und den Deutschen im Exile, welche ihre nationale Existenz gegen erbitterte Widersacher verteidigen müssen und durch höfische Ränke zu Grunde gerichtet werden sollen. Da fiel ihm bei, daß es kein stärkeres Band gäbe, als jenes, das sich aus dem Kinderherzen herausspinnt und wieder um dieses schlingt und das bestimmt ist, die einander ablösenden Generationen zu verketten. Keine Gutthat freut uns mehr, als diejenige, die wir nicht nur unseren, sondern auch anderen Kindern erweisen; kein Gedächtnis erhält sich lebendiger, als das an eine frohe Stunde der eigenen Kindheit.

So warf ich mein Netz als Menschenfischer aus in das unbekannte Meer der Zukunft, trachtete, das nationale Brudergefühl zu erhaschen mit dem Köder des Kinderherzens und es heimzubringen als Nahrung für kraftvolle Entschlüsse und Thaten einer kommenden Zeit.

Gleich nach meiner Ankunft in der Reichshauptstadt Berlin vor dreizehn Jahren unternahm ich die ersten tastenden Versuche dieser Art. Ich wählte mir das Weihnachtsfest, dieses Glücksfest der göttlich verklärten Kindheit, das selbst den Kargsten freigebig, den Verdrossensten liebevoll macht, um auch etwas für die armen deutschen Kinder im Auslande zu erbitten. Ein wackerer Freund, der seitdem verstorbene Ostpreuße Johannes Barth, welcher über ein kleines Wochenblättchen verfügte, half mir gerne bei diesen Bemühungen. Er hatte bereits das Verständnis erlangt, daß ein Volk nur dann groß bleiben werde, wenn es selbst seine geringsten und entferntesten Glieder nicht vernachlässigt.

So entstand die Sammlung des Reichsweihnachtsbäumchens die bis zum heutigen Tage fortgeführt worden ist und nach meinem Tode hoffentlich von anderen Händen übernommen werden wird.

Der humanitäre Zweck und der nationale sollen sich bei Verwendung der Spenden gegenseitig ergänzen und in der Wirkung steigern. Nur die bedrohtesten Gegenden des deutschen Sprachgebietes und in diesen wieder die ärmsten Gemeinden dürften bei der gedachten Zwecksetzung und bei den so bescheidenen Summen, auf die gerechnet werden könnte, berücksichtigt werden. Durch tüchtige Vertrauensmänner, welche in den nationalen Grenzkrieg selbst eingriffen, ließ sich die passendste Verwendung der Liebesgaben durchführen.

Vorerst wurde nur das Sachsenland Siebenbürgens mit Reichsweinachtsbäumchen bedacht Die wackeren Stammesgenossen im fernen Südosten, welche durch sieben Jahrhunderte die Fahne deutscher Kultur und Sitte mit tapferem Geiste getragen, befanden sich damals im schwersten Ringen gegen den magyarischen Chauvinismus, der durch nationalpolitische Vergewaltigung sie ihrer Eigenart berauben wollte. Man mußte anfangs sehr vorsichtig vorgehen, sogar den Ursprung der Weihnachtsspenden möglichst geheim halten. Das änderte sich jedoch bald.

Durch meine Fahrten in den Böhmerwald lernte ich auch die traurigen nationalen und sozialen Zustände dieses herrlichen Erdenwinkels und seiner deutschen Bewohner kennen. Die Weihnachtsbäumchen-Sammlungen waren unterdes gestiegen und es konnten Spenden für die dortigen armen deutschen Kinder abgezweigt werden. Später geschah das Gleiche, um an besonders gefährdeten Punkten der nordböhmischen Sprachgrenze — den Orten Trebnitz, Libach u. s. w. — das Nationalgefühl zu stärken. In den letzten Jahren gab das durch die österreichische Regierung geförderte Vordringen der Slovenen in Südsteiermark und Kärnten den Anstoß, das reichsdeutsche Weihnachtsbäumchen auch dorthin zu verpflanzen,

Mit geringen Schwankungen wuchs das Erträgnis der Weihnachts-Sammlung von Jahr zu Jahr und erreicht diesmal (1895) die Summe von mehr als 1200 Mk. Diese sind

in den erwähnten Gebieten an beinahe 40 Gemeinden und mehr als 500 arme deutsche Kinder verteilt worden.

Südtirol versorgt seit langem der Allg. deutsche Schulverein reichlich mit Weihnachtsspenden. Erlangt die Sammlung noch weitere Ausdehnung, so werden die Sprachengrenz-Striche Mährens und Österreichisch-Schlesiens noch durch Weihnachtsgaben aus dem Reiche erfreut werden. Bis dahin ist jedoch eine weitere Zersplitterung der Gaben zu vermeiden.

Hoffentlich erhält sich das „reichsdeutsche Weihnachtsbäumchen“ als eine dauernde Liebesstiftung, als ein kleines, aber sichtbares Kennzeichen deutscher Bruderliebe und voraussehenden, weltnationalen Gemeingefühles. Was jetzt das deutsche Gemüt übt, das wird einst der politische Verstand gutheißen und weiterführen. Einstweilen muß man schon darüber Genugthuung empfinden, daß es noch Männer und Frauen giebt, welche von der großen Schuld der nationalstaatlichen Deutschen gegenüber losgelösten Stammesgenossen wenigstens einiges nach ihren Kräften zu tilgen suchen.

So werde ich auch im Jahre 1896 wieder für ein Reichs-Weihnachtsbäumchen werben und alle edlen deutschen Herzen um gütige Unterstützung anrufen.

Berlin. **Karl Pröll.**

Wir merken noch an, daß der Nachweis über alle Eingänge f. d. „Weihnachtsbäumchen“ in der Zeitschrift des „Deutschen Schulvereins“ „das Deutschtum im Auslande“ erschienen ist.

Briefkasten.

Den Hunderten, die meiner beim Jahreswechsel so freundlich gedacht haben, zu danken, ist mir unmöglich. Herzlich erwidere ich ihre Wünsche; sie mögen versichert sein, daß ich die warme Anhänglichkeit und liebreiche Teilnahme als den besten Lohn meines Strebens betrachte. O. v. L.

Primaner B. v. B. in P. Die kleinen Lieder sind nicht übel; der Schluß von „Winter“ hat Stimmung. „Erinnerung“ ist aber voll Formfehler. Sie machen „Wirbeltanz“ „Heimnisvoll“ zu Daktylen. Deutsche Distichen müssen so gebaut werden, daß die Betonungsgesetze unserer Muttersprache gewahrt werden. Sie können mir später wieder etwas senden. — Frau M. K. in Braunschweig. Besten Dank für die freundliche Gesinnung. Die unter dem Titel „Aus dem Leben für das Leben“ vereinigten Aussprüche und Vierzeilen stammen alle von mir. Ist auch vieles schon von andern gesagt, so habe ich doch auch dieses selbst erlebt. — Herrn J. B. in Brooklyn. Teilen Sie die Bücher ein in 1) Schöne Litteratur, wozu auch das Humoristische gehören kann. Dabei die Nebenabteilungen nach den Völkern. 2) Geschichte und Hilfswissenschaften; also auch Erdbeschreibung, Völkerkunde. 3) Politik und Sozialwissenschaft. 4) Naturwissenschaft. 5) Kunst, Kunstgeschichte, Kunstlehre, dabei auch Poetik u. s. w. 6) Philosophie u. Gesch. d. Phil. 7) Religion u. Gesch. d. Rel. Von jedem Buch schreiben Sie Titel, Verfasser, Verlagsort und -Jahr auf Karton-Blätter und ordnen Sie den „Zettelkatalog“ in einem Kästchen nach den Fächern und innerhalb jedes einzelnen nach dem Alphabet. Das genügt für eine kleine Bücherei vollständig. Ihre zweite Frage ist schwerer beantwortet. In der neuen Auflage meiner „Gesch. der fremden Litteraturen“ (Leizig, Otto Spamer), an deren Schluß ich arbeite, habe ich besonderes Gewicht auf Angabe von Übersetzungen gelegt. Dies Werk dürfte gegen Ende 1896 erscheinen. Besten Gruß! — Frl. Hedwig in H. am R. In der Form noch ungenügend. Reime sehr unrein. Sonst einzelne Züge poetisch. — M. K. in B. Leider unverwendbar. — Herrn O. D. in H. Dieses Mal bin ich nicht zufrieden. Nichts für ungut. — Frl. Ch. E. in Gr. L. „Wunsch“ und „Abschied“ warm empfunden, aber nicht eigenartig genug. — Herrn A. B. E. Ungenügend. — Frau B. „Im Meere steht ein Felsen“ angenommen. — Herrn Rektor W. J. in M. Angenommen. Sie können es abdrucken lassen. — Frau L. W—r in R bei O. Ihre Gedichte zeichnen sich durch Wärme und Innigkeit des religiösen Gefühls aus. Mag dieses stets Ihr Tröster im Leide bleiben. Zum Abdruck sind sie nicht geeignet, da Form und Ausdruck mangelhaft sind. — Herrn M. U. in R. (O. L.) „Vorüber“ kommt gelegentlich. „Heidegrab“ ist gut gedacht, aber in der Form nachlässig behandelt. Auch im Reim („Rasen“ u. „lassen“, „geht“ u. „Bett“). — Herrn R. Sch. in W. Bitte, das unter Frau M. K. Ausgesprochene zu lesen. Ich könnte doch nicht meinen Namen unter fremdes Eigentum setzen. — Frau K. B. in B. Die Beilage kann Novellen nicht bringen; der Hauptteil bringt ja schon mehr Erzählendes als irgend ein deutsches Blatt. — Herrn R. A. Th. in H. Der Stoff paßt für uns doch nicht, denn selbst eine einfache Fassung setzt beim Leser die Fähigkeit juridisch zu denken voraus. — Herrn O. Pl. in L. Das Buch ist uns nicht zugekommen und darum nicht besprochen worden. — Frl. J. Kl. in Dr. Der Stoff ist für Sie zu schwer. Überall macht sich Mangel an scharfem Denken und auch an Wissen bemerkbar. Zum bloßen Plaudern ist die Philosophie doch zu ernst. Sie haben Ihre Wohnung nicht angegeben. — Herrn R. L. in O. Ich bedauere, aber die Gedichte sind in den Papierkorb gewandert. Ich habe hundertmal gesagt, man möge mir nur Abschriften senden. Wenn Sie gerichtlich vorgehen wollen, legen Sie sich ja nicht den kleinsten Zwang auf.

Die Herren Verfasser von:

„Die klassische Bildung“ u. s. w. Heft 2 und von „Ausländische Sprichwörter“ Heft 4

werden wegen Zusendung des Honorars um genaue Angabe des Wohnorts ersucht.

Verlag der Roman-Zeitung.

Inhalt der No. 16.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 17.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

Der junge Mann fühlte sich seltsam bewegt. Er wollte antworten, die Lippen öffnen —

In diesem Moment stürzte, die Thür des Vorsaals heftig anreißend, an der erschreckten Jeanette vorbei, die ihn vergebens aufzuhalten suchte, ein Mann herein, der eine weiße Schärpe umgebunden hatte, in der zwei Pistolen steckten; an der Seite trug er einen Säbel.

Es war Gaston Valèze.

Er hielt jetzt die Zeit für gekommen, Héloise zu einem entscheidenden Schritte fortzureißen.

Als er das Paar bemerkte, die junge Frau in den Armen seines Nebenbuhlers, blieb er, das Gesicht von Wut und Haß verzerrt, neben der Thür stehen. Er begriff im Nu, daß hier alle seine Absichten scheitern würden.

„Ah, ah, Madame —! Es scheint, Sie haben noch Zeit, ein Idyll aufzuführen, während ganz Paris in Waffen steht —"

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?" entgegnete Héloise kalt, die Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln.

„Ich wollte Sie zu Ihren Freunden führen — Ihnen eine Zuflucht in meinem Hause anbieten — Sie denen zuführen, zu denen Sie gehören, Madame," sprach er mit Betonung, indem er auf Theurille einen haßerfüllten Blick schleuderte.

Dieser legte die Hand auf die Waffe, die er an der Seite trug.

„Mit Ihnen habe ich noch ein Wort zu reden!" rief André Theurille mit vor Zorn fast erstickter Stimme.

Héloise legte die Hand auf seinen Arm.

„Überlassen Sie das mir und meiner eigenen Meinung!" sprach sie zu Valèze in demselben Tone, nur noch etwas schärfer. „Ich brauche Ihren Schutz nicht und habe Ihnen das schon einmal angedeutet. Ich sehe also nicht ein, weshalb —"

Sie blickte nach der Thür.

„Und hier ist eine Waffe, um Überflüssige zu entfernen," rief Theurille drohend, „Überflüssige, die bei allen Parteien Verräter heißen, Bürger Valèze —"

Er that einen Schritt auf den royalistischen Agenten zu, der vor ihm zurückwich.

„Mit Ihnen, Anbeter Marats und Robespierres, wird man nachher sprechen," sprach Valèze.

Dann sich nochmals an Héloise wendend, rief er: „Es ist das letzte Mal, daß ich zu Ihnen spreche, Madame — Ich fordere Sie auf, mir zu folgen, im Namen unserer Partei, im Namen Ihrer Familie, im Namen der Dienste, die ich Ihnen geleistet habe —"

„Gehen Sie, mein Herr," sprach Héloise verächtlich. „Ich weiß sehr wohl, warum Sie mir und meiner Familie Dienste erwiesen haben — Sie haben kein Recht, davon zu sprechen — Und hier," fügte sie hocherregt, mit flammenden Augen hinzu, indem sie die Hand auf Theurilles Arm legte, „hier ist der einzige, von dem ich Schutz verlange — dem ich ein Recht über mich zugestehe."

„Und der Ihnen gebietet, sich zu entfernen — sofort und auf der Stelle," rief André, seinen Säbel aus der Scheide ziehend.

Valèze stieß einen dumpfen Schrei der Wut und der getäuschten Erwartung aus.

„Ah, Sie werden das bereuen, Madame —"

Er riß gleichfalls den Säbel heraus und war im Begriff, sich auf Theurille zu werfen.

Die Dienerin schrie laut auf — Héloise wich totenbleich bis an die Wand zurück, beim Anblick dieser beiden Männer, die sich mit gezückter Waffe gegenüberstanden, bereit, sich um ihretwillen zu zerfleischen —

In diesem Moment rief vom Garten her eine laute Stimme durch das offene Fenster herauf:

„Bürger Valèze, man ruft Sie! Der Kampf hat begonnen — Die Sektionen rücken vor!"

Es war der Nationalgardist, den Valèze mitgenommen und für alle Fälle auf Posten ausgestellt hatte.

In der Ferne vernahm man erst ein dumpfes Knattern, dann langsames Rollen von Kanonenschlägen.

Valèze lauschte eine Sekunde.

Es war kein Zweifel, der Kampf begann — Er war jetzt an anderer Stelle nötig.

Mit den Worten: „Wir treffen uns noch, mein Herr!" stürzte er die Treppe hinunter, ohne sich um Theuriile weiter zu kümmern, der ihn unverfolgt ließ bei dem Gedanken, daß er sich gleichfalls schleunigst bei den Seinigen einfinden müsse.

Er nahm hastigen Abschied von Héloise, die ihm mit klopfendem Herzen, die Hand gegen die Stirn gepreßt, noch lange am Fenster nachsah.

Als Theurille auf die Straße trat, sah er unten nach dem Faubourg St. Honoré zu, Rauchwolken in die Höhe steigen, hörte er von neuem das Rollen der Kanonenschläge, das Knattern der Flinten, sah er eilende Truppen, die nach ihren Standorten wollten, vorbeiziehen.

Die Straßenschlacht hatte begonnen. Die Präliminarien waren beendet.

Es mußte sich jetzt zeigen, wer stärker war, der Konvent oder seine Gegner.

Zehntes Kapitel.

Der Mann, der keine Phrasen macht.

Bei Tagesanbruch hatte Bonaparte in dem kleinen Bureauzimmer der Tuilerien neben dem Sitzungssaale, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, folgende Befehle erlassen:

„Dreihundert Mann vom 21. Jägerregiment zu Pferd, unter dem Befehle des Eskadronchefs Murat, holen die in der Ebene von Sablons stehenden Batterien in die Stadt herein."

„Zweihundert Mann von der Polizeilegion begeben sich nach Meudon, um die nötigen Cartouchen aus der dortigen Fabrik zu holen."

„General Delord besetzt mit drei Batterien die Terrasse der Feuillants, um die Rue St. Honoré bestreichen zu können. Außerdem werden drei Mörser auf dem Karussellplatze aufgestellt, um die Häuser, von denen aus man auf den Konvent schießen könne, angreifen zu können."

„General Beruyer und General Cartaux besetzen die Ausgänge aller Straßen, die auf die Tuilerien zu führen, sowie den Pont Royal, den Pont National, die Rue de Rohan und die Sackgasse St. Dauphin."

„General Montchoisy hält mit der Reserve vor der Rue St. Thomas du Louvre, bereit, die Rebellen über den Place Vendôme zu umfassen, wenn sie die geringste rückgängige Bewegung machen."

Alle diese Bewegungen waren mit Schnelligkeit und Präcision ausgeführt. Die Hauptschwierigkeit waren die Kanonen, welche Murat in die Stadt bringen sollte. Es gelang, und Bonaparte hatte jetzt über 40 Stück Geschütz zu verfügen, womit er den Insurgenten bedeutend überlegen war.

Auch die Beschaffung der Munition hatte ihre Schwierigkeit. Die städtischen Magazine waren in der Gewalt der Sektionäre. Der General atmete auf, als die Sendung von Meudon anlangte. Er ließ sogleich von einer Kompagnie handfester Nationalgardisten 800 Flinten nebst Munition in den Saal des Konvents schaffen und an die Deputierten verteilen, damit diese im Notfall sich selbst verteidigen könnten.

Das Verfahren war ungewöhnlich, aber die Gesetzgeber acceptierten es. Sie ahnten wohl, daß sie ihren Willen heute unter den dieses „kleinen drolligen Kerls mit dem zerrausten Haar" unterordnen mußten, der versprochen hatte, sie zu retten.

Er arbeitete fieberhaft, Befehle über Befehle ausfertigend, Estafetten hierhin und dorthin schickend, und das alles in seiner raschen, kurzen Art, die keinen Widerspruch duldete, in einer Sprache, bei der kein Wort zu viel war — mit Gesten, bei denen er sich bald durch sein Haar fuhr, das wie immer unordentlich herabhing, bald an seiner schmutzigen Halsbinde rückte. Sie war schon ziemlich abgetragen, diese Halsbinde, ebenso wie die Uniform, die er trug, und deren obersten Knopf er aufgeknöpft hatte — aber darauf hatte jetzt niemand Zeit zu achten — und übrigens hätte er auch vorläufig keine zweite gehabt, um sie zu wechseln.

Etliche glaubten ihm die Müdigkeit der durchwachten Nacht anzumerken, in den hohlen Wangen, in dem flackernden, unsteten Feuer der Augen.

Aber sie irrten sich. Es war das Fieber des Thatmenschen, das in diesen Augen brannte, der weiß, daß seine Stunde gekommen ist, und daß er sie nicht versäumen darf, diese Stunde —

In dieser verwirrten, angstvollen, auseinanderfallenden Gesellschaft durfte dieser Mensch allein keine Minute Müdigkeit oder Schwäche zeigen.

Es war schon gegen Mittag, als Bonaparte seine Vorbereitungen beendigt hatte. Er ließ sich ein Pferd kommen und ritt die Truppen entlang, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei.

In dem Moment, als er den Hof der Tuilerien verließ, wirbelten die Trommeln, und aus tausend Kehlen gellte es in die Höhe: „Vive la république!"

Bonaparte strich sich tief aufatmend das Haar aus der Stirn.

Da drüben, diese unübersehbaren Menschenmassen, diese blauroten Farbenkleckse, die in langen Linien übereinanderstanden, die alle Ausgänge der Straßen, alle Häuserfronten, die Fenster, die Stufen der Kirchen, die Dächer der Rue St. Honoré bedeckten — das war der Feind. —

Zahllos wie Sand am Meer —!

Grell schimmerte die kalte Oktobersonne darüber hin, hier und da aufblitzend an einem Uniformknopf, an dem bronzenen Lauf eines Geschützes, an den Bajonetten der Nationalgarde.

Ein seltsames Wetter heute — hell und sonnig, aber doch eine schwüle, matte Luft, viel Wind, der die weißen Wolken über den Himmel treibt — ein

kalter, unheimlich toter Glanz, der nicht frei atmen läßt, der schon vom Sterben der Natur spricht. —

Man wird lange von ihm reden, von diesem Vendémiaire.

Wenn die Republik heute fällt, ziehen morgen die Bourbons wieder ein in Paris, sind diese sechs Jahre voll blutiger Frevel und unvergänglichen Heroismus umsonst gewesen.

Bonapartes Blick fliegt die Reihen der Rebellen entlang — sein düsteres, hartes und knochiges Gesicht zieht sich zusammen, ein verächtliches Lächeln kräuselt einen Augenblick die zusammengepreßten Lippen.

Der Artillerist regte sich in ihm. Er sieht die paar Stücke Geschütz, über die die Insurgenten verfügen, und er bekommt beinahe ein Gefühl der Geringschätzung gegen diesen Feind, der sich einbildet, eine solche Sache mit so wenig Artillerie durchzuführen.

Im übrigen sind diese Leute da drüben nicht bloß zahlreich, sondern auch an den Krieg gewöhnt. Unter den blauroten Uniformen sieht man auch dunkle, grüne und schwarze — wie sie die königlichen Truppen in der Vendee tragen.

Die Sektionäre werden, da die Konventstruppen einstweilen unbeweglich, Gewehr bei Fuß, in ihren Reihen stehen, immer kühner. Einzelne ihrer Tambours trommeln mit einer echt pariserischen gaminartigen Frechheit mitten auf dem Karussellplatz, zwischen Tuilerien und Louvre, vor den Mündungen der feindlichen Geschütze.

Ihre Führer treten, ohne Waffen, den Hut auf der Spitze ihres Degens schwingend, vor die Reihen und fordern die Soldaten auf, sich ihnen anzuschließen.

Bonaparte sieht, daß er nicht länger zögern darf.

Er sprengt auf die Terrasse der Feuillants zu, wo er den Schauplatz am besten übersehen kann.

„An die Geschütze, Kanoniere!“

Es raschelt durch die Reihen — ein Rücken, Blitzen, Klirren wie von tausend sprungbereiten mordgierigen Dämonen des Todes —

Der General hebt den Degen —

Ein betäubendes Krachen, weiße Wolken, die sich die Mauern des Schlosses, durch die Kastanienbäume des Gartens entlang wälzen, schreiende, fallende, zuckende Menschen, Massen, die sich wie in gichtischen Krämpfen hin- und herschieben — der Tod beginnt sein Spiel —

Von drüben antworten die Kanonen der Insurgenten, man schießt von den Dächern des Louvre, wo der Konvent seine Verteidiger, von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, wo die Sektionen die Ihrigen hin postiert haben — die Kugeln fliegen stäubend und krachend auf die Mauern der Tuilerien und reißen da neue Löcher neben die alten vom 10. August.

Am wirksamsten spielt die Batterie auf der Terrasse der Feuillants. Sie reißt tiefe Lücken in die Reihen der Insurgenten, die vergebens das Feuer ihrer wenigen Geschütze konzentrieren, um sich hier Luft zu machen. Vom Hotel de Noailles her, wo sich Haufen von Emigranten und Chouans zusammengeballt haben, wird ein wahres Heckenfeuer von Schüssen auf das unglückselige Denkmal Rousseaus gerichtet, das die Terrasse schmückt — als ob das Königtum sich bei dieser Gelegenheit rächen wollte an den Philosophen, die es zu Grunde gerichtet haben. —

Bonaparte sagt sich, daß diese Pariser Straßenkämpfe doch viel weniger zu übersehen und viel weniger zu „brüskieren“ seien als die Österreicher und Engländer, mit denen er da unten im Süden zu thun gehabt hat. —

Es wird ihm ein Pferd unter dem Leibe getötet — einer seiner Adjutanten bietet ihm das seinige. — Während er es besteigt, hört er zwei Kanoniere in seiner Nähe halblaut miteinander sprechen.

„Weißt Du, daß sich die Muscadins ganz gut schlagen, Jacques? Man sollte diesen Pflastertretern nicht zutrauen, daß sie so gut mit blauen Bohnen Bescheid wissen —“

Der andere, ein stämmiger Auvergnat mit dunklem Teint und kleiner untersetzter Figur, schüttelt langsam den Kopf — er ist offenbar nicht der Ansicht seines Kameraden.

Endlich antwortet er bedächtig:

„Mag sein, daß Du recht hast, Guillaume, aber siehst Du, das ist nichts — Ich habe den 10. August und den 31. Mai mitgemacht, ich habe die Bastille mit gestürmt — Heute sieht's mir aber aus, als ob die drüben alles verlernt hätten — die stehen ja so dicht zusammen, daß man sie wie Gras mähen kann —“

Der General wirft ihm einen flüchtigen Blick zu. In der That, die Beobachtung hat er auch gemacht. Die Pariser scheinen wirklich von ihrer Praxis etwas verlernt zu haben. Das ist nicht mehr die geschickte Tirailleurmanier Westermanns und Lacroix', mit der man am 10. August operiert hat.

Die Muscadins „stopfen“ sich zu sehr, wie der Pariser Vorstädter sagt.

In der Rue Rohan und vor dem Cul-de-sac Dauphin sind sie schon genötigt zu weichen.

In diesem Moment erfolgt der Hauptangriff vom linken Ufer her. Lafond rückt mit seiner Kolonne, 4 bis 5 Bataillone stark, unter Trommelwirbel und betäubendem Geschrei gegen den Pontneuf vor. Zu gleicher Zeit setzt sich vom Odeum, also ebenfalls von Süden her, eine andere Kolonne in Bewegung. Dieser kombinierte Angriff soll denen, die auf dem Karussell- und dem Revolutionsplatz stehen, Luft machen.

Der General Carteaux, der mit 400 Mann den Pontneuf verteidigen sollte, fühlt sich nicht stark genug, und zieht sich unter die Mauern des Louvre zurück, indem er Bonaparte um Verstärkung bitten läßt.

Dieser schickt schleunigst Reserven an die bedrohte Stelle.

Lafond, als er sieht, daß er hier nicht durchdringen kann, rückt seitwärts am Quai Voltaire entlang und versucht den Eingang über den Pont Royal zu erzwingen, womit er gerade auf die Tuilerien losrücken würde.

Aber hier gerät er in das Feuer der Geschütze, die Bonaparte auf dem Quai aufgestellt hat, und die von so mörderischer Wirkung sind, daß in einer halben Stunde seine Kolonne zersprengt und auseinandergetrieben ist.

Und nun tritt die entscheidende Wendung ein. Die Rebellen, als sie das sehen, geraten ins Wanken. Schon stürzen einzelne Haufen durch die Rue St. Thomas du Louvre und durch die Rue St. Roch nach der Gegend des Palais Egalité hinauf, wo sie noch in dichten Massen stehen.

Das Feuer ihrer Geschütze wird schwächer, man hört Geschrei, verwirrte Ausrufe, ein Hin- und Herwogen ihrer langen Linien, die immer mehr auseinandergerissen werden.

Als die Konventstruppen ihrerseits zum Angriff übergehen, ist kein Halten mehr.

Vor dem Portal des Hotels Tourville sieht man einen Mann mit weißer Schärpe, den Degen schwingend, der vergebens die Flüchtigen zurückzuhalten sucht.

Es ist Valèze —

Vergebens ruft er ihnen zu:

„Haltet stand, Freunde —! Wir bekommen Verstärkung vom Jardin Egalité her — der ganze Faubourg Montmartre setzt sich für uns in Bewegung —“

Vergebens! Man hört ihn nicht — man rennt an ihm vorbei, zuckt die Achseln, schreit, jeder sucht nur sich in Sicherheit zu bringen. —

Rasend, schäumend vor Wut wird er schließlich in die allgemeine Flucht mitgerissen.

Er hat auf den Abfall der Konventstruppen, auf die Unbeweglichkeit der Generale gerechnet, auf den allgemeinen Verrat der Deputierten, von denen mindestens ein Drittel königliches Geld in den Händen hat.

All diese Berechnungen hat der kleine Korse mit den dunklen, schweigenden Augen zu Schanden gemacht.

Kaum anderthalb Stunden, daß der Kampf begonnen hat, ist der Revolutions- und der Karussellplatz geräumt, die Straßen nach den Tuilerien sind frei.

Die Masse der Insurgenten wirft sich jetzt in drei Bollwerke, die Kirche St. Roch, das Théâtre français, das Palais Egalité.

Der General läßt auf allen Seiten vorrücken, um sie aus diesen drei Punkten zu vertreiben. General Cartaux rückt durch die Straße St. Thomas du Louvre auf den Platz und den Garten Egalité vor, wo die Insurgenten noch in dichten Haufen herumschwärmen und standhalten.

Vor und auf den Galerien und den Stockwerken des Theaters haben sich Hunderte festgesetzt, die ein wohlgezieltes Feuer auf die Herandringenden unterhalten.

Bonaparte läßt Bomben auf das Dach des Theaters werfen, die, Balken und Mauerwerk auseinanderreißend, die Rebellen bald zwingen, diesen gefährlichen Standort zu verlassen. Die Offiziere, die um ihn sind, sehen sich an beim Anblick dieser Zerstörung. Der Straßenkrieg hat sie doch noch nicht so weit abgehärtet, daß sie diese Zerstörung der Monumente, die der General anordnet, nicht empfänden.

Aber der hat ihnen ja gesagt, daß er keine Phrasen macht . . .

Am hartnäckigsten ist der Kampf vor St. Roch. Das ist eine jetzt beinahe altertümlich aussehende Barock-Kirche, unter Ludwig XIV. gebaut, in breitem ausgeschweiftem Jesuitenstil, mit großen Halbsäulen vor dem Eingang und einer mächtigen Freitreppe.

Auf dieser Treppe wimmelt es jetzt von Menschen. Die Rebellen versuchen ihr Äußerstes — sie formieren sich auf den Stufen, hinter dem Gitter, vor den Kirchenthüren, sie schießen aus Luken und Dachfenstern.

Drüben, vom Ausgang der Straße St. Roch her, erscheint eine Batterie des Konvents und giebt auf die auf der Treppe zusammengedrängten Menschen eine Salve ab. Die Wirkung ist schrecklich; durch die weißen Wolken durch, die im Nu die ganze Straße erfüllten, sieht man die Treppe mit Toten und Verwundeten bedeckt, mit zuckenden Menschen, die die Stufen hinabrollen, sich vergebens anzuklammern suchen und von ihren flüchtenden Genossen zertreten werden, die oben unter dem Portal Schutz suchen.

Einer der Insurgenten, als er sieht, daß die Kugeln auf das Dach des Gebäudes fliegen und von den Statuen der Heiligen da oben Stücke abschlagen, ruft mit lauter Stimme unter dem Gelächter der Umstehenden:

„Nehmt Euch in acht, daß der liebe Gott keinen Nasenstüber abbekommt —! Sonst tritt er auf unsere Seite —“

In diesem Moment wirft ihn eine Kanonenkugel nieder, die ihn mitten vor die Brust trifft.

Ein älterer Mann neben ihm, mit finsterem, stiernackigem Kopf, in dem breiten Hut und mit der langsamen, gurgelnden Aussprache der Bretagner, beugt sich flüchtig zu ihm herab und sagt zu seinem Nachbar:

„Frag' doch jetzt diesen Pariser Schwätzer, ob er genug hat!“

Der Sterbende hebt noch einmal den Kopf — es sieht aus, als ob er den Mund zu einer letzten Lästerung öffnen wolle —

In diesem Moment trifft eine zweite Salve Bonapartes die schon gelichteten Reihen der Insurgenten. Sie flüchten in das Innere der Kirche — die Treppe wird gestürmt, zwischen den Säulen und den Kirchenthüren häufen sich die Toten und Verwundeten.

Die ganze Straße ist voll von Soldaten. Bonaparte, der befohlen hat, daß nur noch blind geschossen werde, da die Rebellen in voller Flucht sind, erscheint, den Degen in der Hand, vor St. Roch.

Er hat soeben erfahren, daß Lafond und Lebois, der Präsident der Sektion des Théâtre français, gefangen sind, daß Danican bereits auf der Flucht außerhalb der Stadt sein soll.

Der Sieg des Konvents ist entschieden.

Langsam steigt der General die Stufen der Kirche hinan. Er wirft einen Blick auf die Toten unter seinen Füßen, einen breiten, ruhigen Blick — wie auf etwas, das man erwartet hat auf seinem Wege zu finden, das einen weiter nichts angeht.

Er muß jetzt weitere Befehle geben, verhindern, daß die Insurgenten sich in Montmartre festsetzen — diese Treppen- und Hügelstadt ist immer höchst gefährlich bei solchen Geschichten. —

General Brune soll die Börse besetzen und Kanonen auf der Rue Vivienne aufpflanzen, damit man dort keine Barrikaden baue.

Während er noch mit den Ordonnanzen spricht, kommt ein Trupp Soldaten, von zwei Offizieren geführt, die einen Gefangenen in ihrer Mitte transportieren, auf ihn zu.

„Was bringt Ihr da?"

„Einen Emigranten, mein General. Er hat vom Hofe aus auf unsere Leute geschossen. Wir hatten ihm Gnade angeboten, aber er hat aus dem Hinterhalt drei von den Unserigen niedergeschossen."

Bonaparte sah den Gefangenen an. Es war ein schmächtiger junger Mensch mit blondem Haar — ein blasses, feines Gesicht, kleine Hände und Füße, ein Aristokrat, der sich nicht verleugnen konnte — er zwang sein Auge, ruhig zu erscheinen, aber seine Brust ging krampfhaft.

„Wer seid Ihr?"

„René St. Faure, Lieutenant in der ehemaligen Marine des Königs, General," erwiderte jener stolz.

Bonaparte zuckt die Achseln.

„Ihr wißt, was Ihr verwirkt habt —?"

Ein blasses, höhnisches Lächeln ging über das Gesicht des jungen Mannes.

„Hm — ich sollte es wissen von Quiberon her!"

„Du wirst ihn nicht töten, General. Ich will es nicht!" rief auf einmal eine laute, gellende Stimme; man sah eine Bewegung in der Gruppe der Soldaten, und ein Weib, das bis dahin mühsam zurückgehalten war, riß sich plötzlich von den Umstehenden los, sprang die Stufen hinan und stellte sich zwischen Bonaparte und den Gefangenen.

Der General erkannte mit Erstaunen in ihr Jeanne Tergnac, seine ehemalige Bekanntschaft aus dem Pavillon français. Sie war es, das blonde Haar hoch aufgesteckt, eine rote Mütze auf dem Kopf, in kurzer Jacke, ein paar Pistolen im Gürtel.

Er runzelte die Stirn — sein Blick heftete sich finster auf die verwegene Störerin.

„Was wollt Ihr hier? Hier ist kein Platz für Euch!"

„Ich will nicht, daß Ihr René tötet!" rief sie leidenschaftlich, ihre Arme um die Schultern des Verurteilten schlingend. „Ehe Ihr mir meinen René nehmt, tötet mich selbst — Du bist es mir schuldig, General, von der Nacht her in Trianon. Freilich, da sahst Du nicht so stolz aus wie jetzt —"

Und zu dem jungen Lieutenant gewendet, der sich vergebens ihrer Umschlingung zu entziehen suchte:

„Tröste Dich, Kleiner, sie werden Dir nichts thun!"

Bonaparte sah sie an. Es zuckte geringschätzig um seine Lippen.

Er wußte, wie sehr dem Konvent daran lag, die ganze Emeute, als von Royalisten und Emigranten angezettelt, darzustellen. Er durfte also diesen nicht schonen.

Er erkundigte sich nochmals bei dem Sergeanten nach dem Sachverhalt.

Dann sprach er kurz, mit halblauter Stimme: „Macht ein Ende!"

Man riß Jeanne weg, die sich vergebens sträubte und wehrte — ein paar Soldaten stellten den Verurteilten vor die Treppenmauer, die Schüsse knallten, und er rollte, ohne einen Laut, einen Schrei auszustoßen, die Stufen hinab — ein Toter zu den Toten, die schon hier lagen.

Jeanne war blaß geworden wie die Wand, als sie ihn fallen sah — sie ward auf einmal unheimlich still. Die Soldaten beiseite schiebend, die sie losließen, rief sie mit einem leisen, fast zischenden Laut:

„Du bist bös, General! Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich Dich damals nicht mitgenommen, den Abend. — Aber hüte Dich, das Volk wird Dir nicht vergessen, daß Du uns heute hast mitraillieren lassen."

Und ehe sie noch jemand ergreifen oder zurückhalten konnte, sprang sie wie eine Katze zwischen den Gruppen der Soldaten hindurch in eine Seitengasse, wo sie unter einem Durchgangsbogen verschwand. Bonaparte ließ sie nicht verfolgen.

„Die hat den Teufel im Leibe, das Weib!"

„Das wäre eine Ehrengarde von solchen Amazonen für Seine Majestät Ludwig den Vielersehnten —"

„Was sagte sie vom General?"

So sprachen und riefen die Soldaten durcheinander, Jeanne nachsehend — sie blickten den General an, der finster aussah — als ob er das Wort im Kopfe hätte, daß ihm das Volk diesen Tag nicht vergessen werde —

Inzwischen waren die letzten Verteidiger der Kirche nach der Rue de la Loi zu entflohen. Dort waren inzwischen Barrikaden errichtet, hinter denen sie den Widerstand fortsetzten.

Bonaparte schickte den General Duvigier mit 600 Mann und 2 Kanonen die Rue St. Roch hinauf, um zum unmittelbaren Angriff darauf vorzugehen.

Die Soldaten begrüßten ihn vorbeimarschierend mit Siegesruf, sie pflanzten die Hüte auf die Spitze ihrer Bajonette, unter donnernden Rufen: „Vive la république! Vive la Convention!" Man sah, beim Anblick dieser Straße, die voll Toter und Verwundeter lag, wo das Blut in den Gossensteinen sickerte, die Trümmer von Wohnhäusern, Balken, Statuen, vorspringenden Dächern durcheinanderlagen — beim Anblick dieses Schlachtfeldes der Straße begann sich der Blut- und Siegesrausch in ihnen zu regen; wenn der Kampf noch bis in die Nacht dauerte und in den oberen wohlhabenden Stadtteilen fortgesetzt wurde, würde die Bestie im Menschen vollends erwachen . . .

Der kleine Mann, der da oben auf der Treppe stand und über sie hinsah, schien das zu wissen. Sein Auge, auf die Menge gerichtet, behielt diesen finster drohenden Ausdruck — unter dem fahlen Herbsthimmel, den die rasche Dämmerung grell abtönte, schien er zu wachsen, über all diese Köpfe, diese durcheinanderwimmelnden Gestalten hinweg, sich wie ein Phantom am Horizont auszubreiten . . .

Das ist der Mann, der die Menge kennt mit all ihren Lastern und Schwächen, ihren erlogenen

Tugenden, denen die anderen, die vor ihm kamen, so sehr geschmeichelt haben.

Er wird ihr nicht mehr schmeicheln. —

Als der General die letzten Befehle giebt, um die nach Montmartre geflüchteten Insurgenten zu zerstreuen, wird ihm vor der Kirche l'Assomption ein neuer Gefangener gebracht.

Es ist Gaston Valèze. Man hat ihn ergriffen, als er nach dem Seinequai hin entschlüpfen wollte, um im Quartier Grenelle auf dem südlichen Ufer, wo der Aufstand sich noch hielt, den Kampf fortzusetzen.

Bonaparte zieht die Augenbrauen hoch, als er ihn bemerkt. Er kennt Valèze nur flüchtig, vom Hörensagen, aber er hat mancherlei von ihm gehört. Er ahnt in ihm den geheimen Mittelpunkt der ganzen Emeute, einen von denen, die die Fäden in der Hand halten — die Fäden, die vom Ausland her bis auf die Bänke des Konvents gehen.

Valèze reklamiert seine Befreiung, erklärt seine Anwesenheit bei den Sektionären durch ein Mißverständnis, weist darauf hin, daß er nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen sei.

Der General unterbricht ihn mit einer kalten Handbewegung.

„Ihr werdet Euch vor dem Kriegsgericht verantworten, Bürger," spricht er. „Und das wird untersuchen, was an Euren Behauptungen Wahres ist. Einstweilen muß ich Euch in Gewahrsam nehmen, bis die Ruhe wiederhergestellt ist."

Valèze verbeugt sich mit einem leichten ironischen Lächeln.

Man bringt ihn in die nahe Kirche, wo er in der Sakristei interniert wird, zwei Municipalgardisten als Bewachung neben ihm. — Er achtet wenig auf sie. Den Kopf in die Hand gestützt, eine Beute finsterer Gedanken, sitzt er da. Bisweilen steigt die Röte des Zornes, der Beschämung in sein blasses Gesicht hinauf, er knirscht mit den Zähnen und eine heftige Bewegung mit der Hand verrät den Aufruhr, der in ihm tobt.

Das war ein Unglückstag heute. Er denkt an Héloise, die er verloren hat, er denkt an den Kampf für das Königtum, den er gleichfalls verloren hat.

Er denkt an die Folgen, die dieser Tag haben wird.

Das Ausland wird sich wieder zurückziehen von Frankreich, der Prinz wird flüchten müssen aus Italien, die Assignaten werden tiefer fallen als je. Und die neu gestärkte Republik wird in eine Unmenge neuer Verwicklungen stürzen.

An seine eigene Gefangenschaft denkt er wenig. Das beunruhigt ihn nicht sonderlich. Er weiß ganz gut, daß Barras, Tallien und alle die anderen ihn nicht fallen lassen können — er hat zu viel Schriftliches von ihnen über die Verhandlungen mit den Bourbons, mit denen er sie tot machen kann. Man kann wohl Lafond und Lebois guillotinieren, aber man wird sich hüten, an ihn zu gehen.

Und in der That erscheint kaum eine Stunde nachher eine Ordonnanz des Hauptquartiers, die eine Depesche aus den Tuilerien bringt, „daß der Bürger Valèze augenblicklich in Freiheit zu setzen sei."

Das ist von Barras' eigener Hand geschrieben.

Valèze hört mit einem leicht ironischen Lächeln an, wie man ihm seine Freiheit ankündigt, mit dem Bemerken, daß seine Verhaftung auf einem Irrtum beruhe.

Man behandelt ihn sehr höflich — Es sieht beinahe so aus, als ob das Hauptquartier sich entschuldige.

Valèze geht — beim Abschied ladet er die beiden Municipalgardisten, die ihn bewacht haben, ein, morgen bei ihm zu frühstücken — was diese Patrioten mit dem größten Vergnügen annehmen.

„Man muß wenigstens dankbar sein gegen Leute, die einen gefangen nehmen," sagt er sich, während er die Stufen der Kirche hinabschreitet.

Die beiden Soldaten sehen ihm, noch etwas verdutzt über diese rasche Befreiung, nach. Vielleicht denken sie an die Geschichte von den kleinen Dieben, die man füsiliert, und von den großen, die man laufen läßt.

Bonaparte hat, als er die Freilassung Valèzes verfügte, noch eine zweite Ordre ausgefertigt, die aber eine geheime blieb, und die er einem der gefangenen Rebellen, dem er dafür Freiheit und Begnadigung versprach, zur Besorgung übergab.

Sie war an André Theurille gerichtet, und sie lautete:

„Bürger, man rät Euch, innerhalb zwanzig Minuten nach Empfang dieses Eure Sektion und die umliegenden Straßen zu räumen. — Nach dieser Frist werden die Truppen des Konvents Euch und Eure Freunde verhaften — Dies der aufrichtige Rat eines Freundes, der weiß, daß Euch die genannte Zeit zur Befolgung desselben gegönnt ist —"

Ohne Unterschrift —

Das Schreiben ging nach dem Sitzungssaal der Sektion Contrat-Social in der Nähe des Boulevard Poissonnière ab, wo, wie der General wußte, Theurille und seine Freunde sich aufhielten.

Er wollte in der That nicht, daß seine ehemaligen Parteigenossen in das Schicksal des Tages verwickelt wurden.

Theurille erhielt den Brief und gab den Seinigen den Rat, sich zu entwaffnen. Die Partie war für heute verloren.

Der Straßenkampf, der in seinen letzten Atemzügen lag, zog sich jetzt nach den äußeren Boulevards hinauf.

Es war nach sechs Uhr abends, und die Dämmerung begann schon hereinzubrechen. Aber die Pariser dachten noch nicht daran, ihre Ladenfenster wieder aufzumachen oder den seit vierundzwanzig Stunden unterbrochenen Verkehr wieder aufzunehmen.

Auf allen Straßenzügen zwischen den Tuilerien und den Boulevards zogen die siegreichen Truppen des Konvents vorwärts nach Norden hinauf. Überall wurden die Sitzungssäle der Sektionen geschlossen, etwa vorhandene Waffen konfisziert und Proklamationen zur Beruhigung der Bevölkerung angeschlagen.

Übrigens begannen die Sektionen bereits reihenweise ihre Ergebung anzumelden.

Sie sahen ja, jeder weitere Widerstand war unnütz, der Konvent war Herr des Tages geblieben.

Wenn Bonaparte noch während der Nacht seine

siegreichen Kolonnen in den Hauptstraßen patrouillieren ließ und den Bau von Barrikaden in den entfernten Vorstädten verhinderte, würde Paris am anderen Tage zahm sein wie ein gehorsames Roß, dem man Sattel und Zaum ruhig auflegen kann.

An diesem Tage konnte man wirklich sagen, daß das Vaterland gerettet und die Republik vom Abgrund zurückgerissen sei.

Wenigstens so ungefähr drückten sich die Abgeordneten des Konvents aus, die kamen, um die letzten Berichte des Generals entgegenzunehmen und ihn zu seinen Erfolgen zu beglückwünschen.

Schweigend, mit gesenktem Kopfe hörte Bonaparte sie an.

Es ist seltsam — aber er sieht aus, als ob ihm plötzlich ein düsterer Gedanke die ganze Freude des Sieges verkümmert habe.

Was kann das gewesen sein?

Zwischen den Deputierten hat er einen Mann bemerkt, der ihn starr ansah wie eine heimliche Mahnung oder Drohung, während seine Hand langsam aus der Tasche der Weste ein weißes Stück Papier zog, dessen beschriebene Seite er wie unabsichtlich den Augen des Generals darbot.

Der Mann war André Theurille. Das Schreiben war das, welches der eifrige Jakobiner Napoleon Buonaparte einst an Augustin Robespierre gerichtet hatte.

Der General wendet sich ab und runzelt die Stirn.

Aber er kann diesen Blick nicht vergessen, diesen Blick, den André fortwährend auf ihn richtet — Das hieß:

„Wir haben Dich nicht vergessen. Hüte Dich, daß Du uns vergißt! Du bist etwas geworden heute, und wir rechnen auf Dich, um die alte Herrschaft des Bergs aus ihren Trümmern aufzurichten!“

Elftes Kapitel.

Ein politisches Frühstück.

Es ist an diesem Morgen lebhafter als sonst im Walde von Noisy-le-Roi — als ob der entzückende Herbsttag, den die Sonne mit ihren Lichtern vergoldet, ungewöhnliche Anziehungskraft auf die Sybariten des verwöhnten Paris ausübe. Verschiedene Wagen sind schon nach dem Landhause Barras' vorausgefahren, das sich hier unweit der Seineufer erhebt, und an dem Gelächter und Geplauder der Insassen merkte man, wie die Morgenluft ihre Stimmung belebte. Es liegt wie eine Flut von Rot und Gold über der Farbenpracht des Waldes; die Sonne, wie um der sterbenden Natur die letzte Gloriole zu geben, färbt alles mit satten, tiefen, glühenden Farben, spielt um die Stämme der alten Buchen und Linden, zeigt in den Tiefen der kleinen Gehölze ein zitterndes, fortwährend wechselndes Spiel von Licht und Schatten. Die Erde duftet, schwarz und kräftig, als ginge sie mit neuen Gebilden und neuen Gestalten schwanger —

Auf der Straße von St. Cloud und von Paris her erscheint ein Wagen, der Halt macht, und dem ein junger Mann in Generalsuniform entsteigt, der entschlossen scheint, den kurzen Rest des Weges zu Fuß zu machen. Er verabschiedet die beiden Ordonnanzen, die ihm gefolgt sind und die militärisch salutieren, und während der Wagen kehrt macht, geht er selbst nachdenklich unter den Laubgängen des Waldes weiter.

Es ist Bonaparte, der Sieger vom Vendémiaire, General der Armee des Inneren seit der Sitzung vom 18., wo Barras ihn unter einstimmigem Beifall des Konvents zu dieser Würde vorschlug.

Er trägt jetzt nicht mehr seine schmutzige Halsbinde und seine abgerissene Uniform von früher. — Diese Zeiten sind vorbei. — Die Zeit der bescheidenen Mahlzeiten zu zwei Francs in fragwürdigen Restaurants und der pauvren Garçonwohnung in der Rue du Mail. Jetzt hat Bonaparte eine prächtige standesgemäße Wohnung in der Rue des Capucines, wo er seinen eigenen Wagen, seinen eigenen Tisch, seine eigene Bedienung hat.

Der Vendémiaire hat alles verändert.

Er wird jetzt eingeführt in den Salons, die ihm vorher verschlossen waren, man empfängt ihn, und er empfängt selbst. — Madame Tallien, die ihn schon früher ein- oder zweimal bei sich gesehen und ihn kaum beachtet hat, ist jetzt von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen ihn — und nicht minder ihre schöne Freundin, die er bei ihr kennen gelernt hat, und um deretwillen er jetzt dies Frühstück bei Barras besucht — Frau von Beauharnais.

Denn dieser junge Emporkömmling denkt nun, da seine Stellung angefangen hat sich zu rangieren, bereits daran, zu heiraten. Er weiß, was das in Paris wert ist, eine schöne elegante Frau an seiner Seite zu haben — und noch dazu eine Frau, in die er wahnsinnig verliebt ist, die eigentlich die erste Frau ist, die ihm Herzklopfen verursacht.

Sie hat einen seltsamen Eindruck auf ihn gemacht, Josephine von Beauharnais mit ihrem braunen Haar, ihren wunderbar schönen weißen Händen, dem feinen duftigen Parfum, das sie stets umschwebte. — Das war wie eine ganz andere Welt, die auf ihn eindrang, auf ihn, den Provinzialen mit seinen plumpen Manieren, seinem abgerissenen Anzug, dem halben Bohémien-Elend, in das er schließlich geraten war — Zum ersten Mal die Welt von Pariser Frauen, elegantem Luxus, geschmackvoller Üppigkeit — alles, was er nicht gekannt hat, was ihn blendete. —

Es imponiert ihm, wenn er an den Empfangstagen der schönen Frau den Herzog von Nivernais, den alten Herrn von Montesquiou und andere Mitglieder des alten Hofes bei Josephine traf, und man sich in der halblauten schleppenden Sprache der Aristokratie von früheren Zeiten unterhielt, und diese Herren ihn ganz vertraulich wie ihresgleichen behandelten. O, man hat gut Sieger vom Vendémiaire sein und die Republik gerettet haben, das kitzelt doch! — Bonaparte hat bisher ganz andere Bekanntschaften gehabt.

Er sieht ja mit seiner ungestümen, stets vorauseilenden Phantasie von alledem nur die Außenseite. Für ihn ist Josephine ein Muster von Eleganz und

Schönheit, die fine fleur im Kranze der Damenwelt der Tallien. — Er weiß nichts von ihrem fatalen Taufschein von zweiunddreißig Jahren, von ihrer Geldknappheit, von den fehlenden Taschentüchern und Hemden, von ihren eigentümlichen Beziehungen zu Barras, von dieser ganzen mühsam verhüllten, stets zwischen Verschwendung und Bankerott schwebenden Wirtschaft einer femme aventurière.

Wie gesagt, von alledem weiß und sieht er nichts. Dieses so rastlos arbeitende Gehirn ist den Frauen gegenüber nach einer nüchtern und enthaltsamen Jugend vollständig Neophyt — Und dabei lechzt er nach der Frau, fiebert ihr entgegen, und diese elegante Kokette, auf die er da gestoßen ist, und die seinen Zustand sieht, weiß das ganz gut. —

In Gedanken versunken war der General bis vor die kleine Gartenpforte des Landhauses gelangt, die an der Seitenfront zur Terrasse mit ihrer großen Freitreppe führte.

Er schritt durch den Garten und war im Begriff die Treppe hinanzugehen, als er Stimmen über sich, zu seinem Haupte, aus einem der geöffneten Fenster bringen hörte — zwei Stimmen, eine tiefe, klangvolle Mannesstimme und die einer Frau, deren Ton ihn wie ein plötzlicher Schlag traf —

Es war die Frau, an die er dachte —

Er trat unwillkürlich zwischen die Taxusbäume, die ihn verbargen, und horchte. —

Er klingt eigentümlich, dieser Dialog — verhaltener Übermut in dieser silbernen Frauenstimme — ironischer Spott in der Stimme dieses Mannes, der gewohnt scheint, so wenig ernst zu nehmen.

„Sie raten mir also ab, Paul —?“ fragt Josephine wie nach einer kleinen Pause.

„O, im Gegenteil, schöne Freundin, nehmen Sie ihn, nehmen Sie ihn ruhig — Sie wissen, daß mich das nicht stören wird —“

Wieder dies Lachen —

„Sie rangieren sich, beste Freundin, auf diese Weise! — Und dann ist die Vermehrung der Ehemänner immer eine nützliche Beschäftigung. — Bedenken Sie die Vaudevilles, die die Dichter aus dem bekannten Stoff gemacht haben, schon vor zweitausend Jahren, als Homer die Geschichte von Helena und Menelaus erzählte —!“

„Schweigen Sie doch —!“ ruft Josephine mit einer Entrüstung, die nicht ganz ernsthaft gemeint ist. — Dann hört man ein Lachen, die Bewegung eines Fächers, etwas wie Rücken der Möbel, und die Worte werden immer leiser, immer mehr geflüstert. —

Bonaparte wirft von seinem Versteck, von unten herauf einen Blick durch das Fenster — den glühenden Blick eines Verliebten und eines Argwöhnischen.

Er tritt leise auf die unterste Stufe der Treppe, wo er das Zimmer besser übersehen kann.

Er sieht —

Watteau hätte viel darum gegeben, wenn er dies Bild gesehen hätte.

Wie prickelnd hell die frühe Sonne da hereinscheint und jede Einzelheit, jedes Stück klar und deutlich beleuchtet —! Eine Flut von farbigem Licht hereinbringend aus dem herbstlichen Park, aus seinen goldweißen Nebeln, aus der Wunderwelt seines blutrot schimmernden Laubes — Durch die Glasthür, die auf die Veranda hinausführt, sieht man das Gewand der jungen Frau schimmern, dunkelgrün und lila, leicht und durchsichtig, so leicht, daß die helle Sonne sie förmlich entkleidet, ihr die göttliche Nacktheit der Faunen und Götter zu geben scheint, die an der Wand stehen — Das Weiß der Schultern, der Arme, die ganz bloß sind, des Busens hebt sich verführerisch ab von dem knisternden dunkelgrünen Stoff. — Sie lacht, sie spielt mit dem Fächer, den sie in der Hand hält. — Er hat ihre Hand ergriffen und redet immer leiser auf sie ein, kaum, daß seine Lippen sich zu bewegen scheinen. — Sein Gewand, von knisternder Seide, in stahlgrau und rot, leuchtet tief und satt in den Sonnenstrahlen, die es zu streicheln, zu liebkosen scheinen, wie alles, was Seide ist.

Sie sind beide allein — allein in diesem prächtigen Gemach mit dem bunten, geäderten Marmor an den Wänden, den Bronzebüsten, den hohen Spiegeln — allein mit der Sonne. Das ist das Gefährliche. —

Die Scene Jupiters mit Alkmene — Oder irdisch gesprochen, des Regenten mit Frau von Parabère — denn der Mann hat wirklich eine gewisse Ähnlichkeit mit Philipp von Orleans, in der großen, stattlichen Gestalt, in der verwilderten Schönheit des Gesichts, in der tiefen, wohllautenden Stimme.

Der Mann ist Paul Barras, die Frau ist Josephine von Beauharnais.

Auf der Stirn des Lauschers draußen haben sich Wolken zusammengezogen. Er hat nicht alles verstanden, aber das Bisherige scheint ihm bemerkenswert genug.

Er stürmt hastig, mit den Sporen klirrend, die Treppe hinan.

Die beiden hören ihn kommen — sie haben also Zeit, die übliche Maske vorzunehmen.

Beim Eintritt Bonapartes erhebt sich Barras und begrüßt ihn mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit.

„Ah, Sie sind es, General! Meine Gäste fürchteten schon, Sie würden uns im Stich lassen. — Und man weiß doch, daß Sie ebenso pünktlich wie tapfer sind —“

„Ich wurde aufgehalten, Bürger Direktor, durch eine unangenehme Nachricht, die ich unterwegs empfing —“ antwortet der General mit einem kleinen, maliziösen Lächeln, das er zuweilen an sich hat.

Er sieht forschend Josephine an.

Diese läßt sich nichts merken, ihre Miene ist heiter und unbefangen wie immer.

„Ah, ah —“

„Bürgerin Savigny, hier ist der General —“

Es ist Héloise von Savigny, die von dem benachbarten Salon aus die Ankunft Bonapartes bemerkt. Es sieht aus, als ob sie ihn erwartet hätte. Sie erhebt sich, um auf ihn zuzugehen.

In den benachbarten Räumen hört man Lachen, Plaudern, das Klirren von Messern und Gabeln,

das Klingen von Gläsern, all die Geräusche eines ungenierten, halb ländlichen Frühstücks, von Menschen, deren Appetit und deren Stimmung erregt ist durch die frische Herbstluft. Man trinkt dunkelbraunen spanischen Wein oder hellen Xeres, jenen Wein, den Barras so sehr liebt, und dem er auch jetzt mit dem raschen Temperament des Südfranzosen zuspricht.

Man sieht an der Art, wie er trinkt und spricht, daß er allein es verstünde, Lebensfreude, Lust am Genießen in eine ganze Gesellschaft zu bringen.

„Bürger Dumont, unterstützt mich doch ein wenig — Ihr wißt doch, wie wichtig diese Angelegenheit der Auswechselung der Emigranten ist. Aber seit dem Vendémiaire ist Eure Zunge wie gelähmt —"

„O, o — schöne Freundin, seitdem ist manche Zunge gelähmt —"

„Ihr sagtet also, Bürger, die Lieferungen von Hanf für die Marine —?"

Es ist eine schöne, junge Frau mit griechischen Sandalen an den Füßen, mit Diamanten an den Fingern, mit einem dem attischen Peplum ähnlichen schleppenden Gewande, das Hals und Arme frei läßt, die diese Frage an einen jungen Muscadin in himmelblauem Frack richtet, der sie lächelnd durch ein Lorgnon betrachtet, das mindestens eine Elle lang ist.

Und der junge Mann entgegnet gedämpft im ernsthaftesten Tone von der Welt:

„Überlaßt mir die Wagenräder für die Division in Metz, teure Freundin — und wir sind einig —"

Die junge Frau nickt, der Handel ist abgeschlossen — Ein gegenseitiges Geschäft mit den Armeelieferungen, die alle Welt in den Kreisen der Regierung machte, und bei denen alle Welt profitierte — nur die Armee natürlich nicht.

Besonders bei Barras wird das gemacht. Seit den wenigen Tagen, daß der Konvent abgedankt hat, und Barras Mitglied des regierenden Direktoriums geworden ist, fühlt man, daß sein Einfluß allein ebenso viel wert ist wie der seiner übrigen vier Kollegen; es umschmeichelt, hofiert, fetiert ihn alle Welt.

In diesem Moment ist er von Fréron und Frau von Savigny in Beschlag genommen, die schon seit einiger Zeit miteinander geflüstert und gesprochen haben.

„Ihr könnt es, Bürger — Ihr müßt es thun, wenn Ihr wirklich die Versöhnung aller Parteien anstrebt, wie Ihr behauptet," spricht Héloise lebhaft.

„Babeuf freilassen? Ein Schritt, der zu überlegen ist! — Was meinst Du, Fréron?"

Dieser zuckt die Achseln.

„Parbleu, warum wollt Ihr ihn allein ausnehmen von der allgemeinen Amnestie? Und dann ist er jetzt ungefährlich —"

„Ihr könntet Babeuf vielleicht sogar sehr gut brauchen, Bürger Barras," fährt Héloise in gedämpftem Tone fort, „die Leute vom Vendémiaire sind nicht tot! — In der Vendee regt sich's auch wieder. — Um sich gegen Weiß zu schützen, giebt es kein besseres Mittel als blutrot, das wißt Ihr doch," fügt sie mit einem Lächeln hinzu.

Barras sieht sie aufmerksam an.

„Wenn ich gewußt hätte, daß der wilde Babeuf einen so anmutigen Verteidiger hat —" spricht er halblaut.

Sie fällt ihm auf, diese blonde junge Frau mit dem weißen Teint, den verschleierten, müden, großen Augen, die so viel zu sagen scheinen. —

„Seit wann sind Sie Jakobiner geworden, Madame?"

Es liegt Spott in seiner Stimme.

Héloise lächelt gezwungen.

„Seit ich sehe, daß wir keine Parteinamen mehr brauchen, sondern die allgemeine Einigung! — Gewährt mir meine Bitte, Bürger Barras — Ihr macht Euch dadurch Leute zu eigen, die Ihr später vielleicht sehr nötig braucht —"

Und sie wiederholt ihre Bemühungen, sie bittet diesen Mann, den sie von allen Menschen am tödlichsten haßt, um die Freilassung des Demagogen; sie weiß, weshalb. —

Das ist nämlich jetzt der Plan der Jakobiner und Terroristen. Seit es ihnen nicht gelungen ist, Babeuf beim Vendémiaire zu befreien, wollen sie auf diese Weise seine Amnestie durchsetzen. Theurille hat Héloise die nötigen Instruktionen gegeben — sie soll in den Kreisen von Barras und der Tallien für die demokratische Verschwörung wirken.

Die junge Frau sieht sich schweratmend um — es ist ein eigentümlicher Boden, auf dem sie für die Demokratie kämpfen will. —

In der Sonne leuchten und schimmern all diese weißen Arme, diese halbentblößten Busen, diese schimmernden Nacken, die ganz frei sind, durcheinander. — Man fühlt den Atem schneller gehen, sieht die Erregung des Weins und des Gesprächs in der Röte, die in die Gesichter steigt. — Der Duft all dieser leichten, verführerischen Gewänder, dieser weißen, dekolettierten Frauengestalten wirkt seltsam auf die Sinne. — Und der Ton, der hier herrscht, das Lächeln auf den Lippen, die Blicke, alles das läßt erkennen, daß man bei Barras ist — Barras, der die schönen Zeiten Aristipps und Epikurs wieder über Frankreich heraufzuführen geschworen hat.

Er hat ihre Büsten hier aufgestellt, neben den großen Alabastervasen, die einst wahrscheinlich eine Zierde des Oeil-de-boeuf gebildet haben, neben der Statue des Fauns mit der Ziege, deren dunkle Bronze mit dem roten Marmor der Wände kontrastiert. An den Wänden hängen Gemälde, Venus und Adonis, Jupiter und Semele — ihr dunkler, schwarzgrauer Ton sticht seltsam ab von den Sonnenfluten, die heute alles durchströmen. — Wie anders leuchtet da die blaugrüne Sèvres-Vase in ihrer königlichen Pracht, die länglichen Ruhebetten, die mit bunter Seide überzogen sind, die Stühle von grauem Holze, über deren Polstern die schönsten Tapisserien von Beauvais gezogen sind! —

Dies ist die Lust für die schönen, intriganten Frauen, die sich hier versammeln, für den Mann, den sie als ihren Meister ansehen, und der sie beherrscht, weil er sie kennt, und weil er sich im Grunde über sie alle mokiert. —

„Das ist also Euer vielgenannter General?!“

Die Hamelin richtet ihre schwarze Lorgnette auf Bonaparte, den sie heute zum ersten Male in der Nähe sieht.

Ihre Oberlippe hebt sich unmerklich.

„Das ist der General Bonaparte?“

Auch Madame Récamier faßt den jungen Korsen ins Auge.

„Er muß sehr geistreich sein, um eine so schlechte Figur machen zu können —“

Man lacht, man tuschelt sich in die Ohren —

In der That, den Eindruck eines Salonlöwen macht Bonaparte nicht. Seine linkischen, meist steifen Bewegungen, die plötzlichen Pausen, die er im Gespräch entstehen läßt, die finsteren Blicke, die er imstande ist mitten in der angeregtesten Konversation plötzlich mit einer gewissen Starrheit auf jemand zu richten — ein Elegant von der Chaussee d'Antin ließe sich dergleichen nicht zu Schulden kommen. — Und dann diese Magerkeit — Ist es erlaubt, so mager zu sein! Man schwärmt ja gerade nicht mehr wie zu den Zeiten der Dubarry für die Formen eines Herkules — aber wenn man so wenig zu bieten hat —

„Die arme Josephine —!“

„Es ist ihre Sache, sich zu rangieren —“

„Indessen sagt, was Ihr wollt,“ flüstert Madame Hamelin nach einer längeren Pause, „er hat einen Blick — etwas Seltsames in den Augen —“

„Vergessen Sie nicht, Madame,“ flüstert ihr der Bankier Récamier in die Ohren, „er hat die Republik gerettet —“

„Ja, ja — aber er sieht noch aus wie ein Jakobiner — Ein Jakobiner von Geist, wenn Ihr wollt —! und dann schmeckt er noch etwas nach der Provinz —“

„Es ist sonderbar,“ murmelt Madame Devaines als Schlußresultat ihrer Betrachtungen, „man möchte sich so gerne über diesen Menschen mokieren und man kann es nicht recht.“

Vielleicht findet Josephine von Beauharnais das auch, die in einer Fensterecke zurückgelehnt mit dem jungen General plaudert, der nun einmal als die Merkwürdigkeit des Tages in den Salons gezeigt wird.

Sie hatte eine Art mit ihm zu sprechen, in ihre leise Zurückhaltung eine solche Koketterie zu legen, in den scheinbar unbeachteten Momenten ihm einen plötzlichen, dann gleichsam wieder abbrechenden Blick zuzuwerfen, daß ihre Absicht unverkennbar war, sich diesen jungen, ungestümen Geist zu unterwerfen — zu zähmen, wenn es anging.

Und er läßt schon gar nicht mehr so viel Widerstand blicken.

„Teure Freundin,“ spricht er in leisem, zärtlich vorwurfsvollem Ton, „wissen Sie, daß ich vorgestern im Konzert Garat eine volle Stunde vergeblich auf Sie gewartet —? Und daß es die Freundschaft schlecht belohnen heißt, wenn Sie mein Herz so auf die Folter spannen?“

Josephine sieht auf — betroffen von dem Ton seiner Stimme. Bei jedem anderen hätte sie an ein banales Kompliment geglaubt. Aber dieser, weiß sie, ist nicht sehr geschickt, Komplimente zu machen.

„In der That, General, ich bin schuldig. Aber ich wurde bei meiner Tante zurückgehalten — und dann sah ich Sie ja nachher Frau von Savigny zu ihrem Wagen führen, ich glaubte also, Sie hätten Gesellschaft gehabt —“

Bonaparte hat etwas die Augenbrauen hochgezogen.

„Frau von Savigny — ich liebe diese Frau nicht; sie ist gefährlich. Man sieht ihren Augen an, daß sie zu viel beobachtet und nachdenkt. Und das liebe ich an den Frauen nicht!“

Die schöne Witwe lacht.

„Und womit sollen wir uns denn beschäftigen?“ fragt sie, „etwa spielen, tändeln — die Zeit mit Nichtigkeiten verplaudern?“

Sie hat eine verführerische Art dabei, ihn von unten anzusehen, mit der weißen Hand über die Stirn zu fahren, wo ein Netz von Goldfäden die schönen, braunen Haare zusammenhält.

Der junge General wird feurig unter diesen Blicken.

Seine Augen erglänzen, und seine Stimme klingt leise, fast vibrierend, als er antwortet:

„Die zärtlichen Empfindungen erwidern, die Schönheit und Anmut in uns erwecken — die das Herz zu einem Tempel der Gottheit machen, und uns dem Leben zuführen, teure Freundin, das in der That das glücklichste ist, fern von Politik, Krieg — und all unseren unglücklichen bürgerlichen Zwistigkeiten — das ist die Aufgabe der Frauen!“

„Indessen, General —“

„Zweifelt Ihr an mir? Stellt mich auf die Probe! Das Glück, gemeinsam mit Euch —“

„Sprecht leiser, mein Freund,“ spricht Josephine gedämpft, ihn mit dem Fächer berührend, „man ist niemals allein hier. Wißt Ihr, daß Barras ein Auge auf Euch hat?“

„Auf mich?“

Bonaparte denkt an die Scene, die er im Garten beobachtet hat — seine Stirn hat sich zusammengezogen.

„Er beargwöhnt Euch,“ fuhr die junge Frau ebenso fort, „er glaubt, daß Ihr mit der Savigny im Bunde seid, Babeuf zu befreien —“

Sie sieht ihn an dabei — sie will auf geschickte Weise den Verdacht, den er gegen sie hegt, auf ein anderes Gebiet hinüberspielen.

Bonaparte hat sich erhoben. Seine Augen, seine ganze Miene ist auf einmal eine andere geworden.

„Ich habe Euch gebeten, teure Freundin, mir nicht von diesen Leuten zu sprechen —“

Das spöttische Lächeln, das um Josephinens Lippen schwebte, ist plötzlich erstarrt. Sie sieht die brüske Veränderung im Wesen dieses Mannes, der eben noch ganz zärtlicher, hingebender Liebhaber war — und sie versteht das an ihm nicht, sie fürchtet es bereits.

Sie hat ihre Gedanken über diesen Bonaparte, der ihr sonderbar, launenhaft, „drollig“ vorkommt, wie sie in den Briefen an ihre Freundinnen schreibt. Seine Sprache, diese glühenden, ordnungslosen Ergüsse eines Gehirns, das mit der Liebe eine neue Welt in sich erwachen fühlt, erscheint ihr bizarr, seine Gesten oft übertrieben und von schlechtem Geschmack — es paßt bei ihm alles nicht in die Schablone,

die sie vor Augen hat. — Und dann merkt sie mit Erschrecken, daß er bisweilen im zärtlichsten und vertraulichsten Verkehr, während sie ihn ganz arglos glaubt, sie kalt und spöttisch beobachtet, irgend etwas an ihr zu verfolgen scheint. — Sie kann nicht zur Ruhe kommen bei ihm, sie merkt, eine solche Natur läßt sich von den Frauen wohl blenden, so lange sie noch jung ist, aber nie auf die Dauer zähmen.

Wenn sie an ihren früheren Mann denkt, einen echten „Gandin" des alten Hofes, so war der bedeutend leichter zu behandeln, als ihr jetziger Anbeter. Hier fühlt sie eine neue Rasse sich vor ihr aufrichten — eine Rasse, die sie nicht kennt — Aber sie muß sich rangieren, wie Barras sagt — und der General kann ihr vielleicht eine Stellung bieten — man darf ihn also nicht aus den Augen verlieren —

„Ich suchte Euch, General —"

Es ist Frau von Savigny, die, leicht ihren Fächer auf seinen Arm legend, ihn zu einem der kleinen Tischchen führt, die die großen Fenstervertiefungen ausfüllen.

Bonaparte hat die Lippen aufeinandergepreßt — aber er folgt ihr.

„Madame, ich fürchte — meine Freunde —"

„Ihre Freundin, General, Sie irren sich. — Aber Ihre regierende Freundin —" sie betont das Wort spöttisch — „wird Sie wohl auf einen Augenblick beurlauben — Man darf seine alten Freunde nicht vergessen über den neuen —"

„Was meinen Sie damit, Madame?" fragt der junge Korse, sie scharf ansehend.

„Ich meine, daß die Zeit noch nicht vergessen ist, wo Sie glühende patriotische Briefe mit Augustin Robespierre und mit Carteaux wechselten, und daß die Leute, die jetzt noch dasselbe wollen, immer noch auf Sie rechnen!" antwortet Héloise in gedämpftem Tone.

„Seit dem Vendémiaire, nicht wahr?" bemerkt ihr der General mit ruhigem Sarkasmus, „seit ich auch in den Augen dieser Leute im Kurse gestiegen bin —! Und dann," fügt er hinzu, die Arme kreuzend, „sagen Sie mir zunächst, was wollen diese Leute?"

Héloise erhebt sich — sie zeigt ihm mit einem Blick gleichsam diese prächtigen Räume, die Menschen, diese eleganten Toiletten, den Luxus des Geschirrs und der Einrichtung.

„Ihr seht alles in rosigem Lichte, General — man hat Euch befördert, jedermann sagt Euch Schmeicheleien," sprach sie mit einem bitteren Lächeln. „Ihr erhofft viel von der Zukunft — Denkt an die, die hungern, die da unten in den Tiefen leben, von denen Ihr nichts wißt, die für diesen Luxus hier büßen müssen und die kein tägliches Brot haben — das sind die, die sich erheben wollen, um Frankreich eine andere Verfassung zu geben —"

Bonapartes Blick heftete sich lange auf diese Frau, die für die Partei der Deklassierten hier auftrat. Es ging wie ein tiefer, vernichtender Glanz aus seinen Augen, als er ihr antwortete.

„Sie irren sich in Ihren Voraussetzungen, Madame. Ich habe auch gehungert und habe gewartet, bis meine Stunde gekommen ist — Indessen habe ich nicht in Klubs Reden gehalten und mich in unterirdischen Kellern verschworen, — sondern ich habe gearbeitet. Sagen Sie das diesen Leuten, wenn Sie mir von Kämpfen und Entbehrungen sprechen wollen —"

Er machte eine Wendung nach der Mitte des Zimmers zu.

Héloises Gesicht ist blaß geworden, und sie beißt die Zähne auf die Unterlippe.

Der Fächer rauscht wie ein plötzlicher, feiner Schlag herunter.

„General, hüten Sie sich, daß Ihre alten Freunde Ihnen nicht ebenso gefährlich werden wie die neuen —"

Nach diesen Worten will sie sich abwenden —

„Wie, so erregt, schöne Freundin? Man sollte glauben, Sie wären imstande, sich über meinen kleinen General aufzuregen —!"

Es ist Barras, auf den sie stößt, und der ihr ganzes Gespräch mit Bonaparte scharf beobachtet hat. Er nennt seinen Protégé mit Vorliebe so — und es klingt zu amüsant in seinem Munde, dies „mon petit général"!

Héloise hat ein kleines, schrilles, nervöses Lachen, als sie ihn sich gegenüber sieht.

„O, o, keineswegs, Bürger Direktor — nur — Sie hatten recht, als Sie neulich bemerkten, er sei noch sehr Jakobiner —"

„Ah, wirklich?!"

Der Blick, den der neue Satrap der Pariser Gesellschaft auf Bonaparte wirft, verrät einen ganz bestimmten Argwohn. Den Argwohn, den Barras stets gegen den jungen General gehegt hat, daß er nämlich mit der terroristischen Partei immer noch in intimen Beziehungen steht.

Und in dieser Beziehung heißt es jetzt seit dem Vendémiaire und seit der Abdankung des Konvents, die drei Wochen darauf erfolgte, aufpassen. Man hat zwar die gefangenen Empörer und die Anstifter des Aufruhrs sehr milde behandelt. Nur Lafond und Lebois haben ihre Köpfe auf die Guillotine tragen müssen, Danican ist entkommen, die anderen sind begnadigt. Mit Valèze hat Barras fünf Tage nach der Katastrophe eine Unterredung gehabt, die für beide Teile charakteristisch war. Er hat ihm seine völlige Begnadigung versprochen, wenn er seinen Einfluß fortan auf die Überwachung der jakobinisch-terroristischen Partei verwende und allen royalistischen Verschwörungen zunächst entsage. Und Valèze hat ihm das mit einem ironischen Lächeln zugesagt; weiß er doch, daß Barras zwar so schlau gewesen ist, seine eigenen Machinationen beim Vendémiaire rechtzeitig abzubrechen, aber daß er Briefe von ihm an das Ausland besitzt, die ihn sehr kompromittieren können.

„Ich glaube, Ihr habt recht," murmelt der Finanzmann Jacques Ouvrard, der neben Barras steht, und der die letzten Worte gehört hat, „dieser Bonaparte —"

„Ah bah, lassen wir die Politik!" meint der Direktor in seiner nonchalanten Weise. „Madame, wenn schöne Lippen und schöne Augen anfangen, sich für obskure Verschwörer zu interessieren, was sollen wir

dann machen, die wir, wie Atlas, die unglückselige Bürde der Regierung tragen müssen —?"

„Eine Bürde, die Ihnen mancher abnehmen würde —"

„Lassen Sie uns trinken, Verse machen, in die Oper gehen — Aber keine Politik!"

Und Barras befiehlt seinen Gästen von neuem einzuschenken — er tauscht einen glühenden Blick mit Héloise, deren Glas an das seinige erklingt.

Diese Frau gefällt ihm entschieden. Er hat immer noch seine frühere Vorliebe für die Rubensschen Nymphen.

Seine Augen glänzen in dem Feuer des spanischen Weins, seine Bewegungen, seine Worte werden freier —

„Ah, ah, Bürger Récamier, eine schöne Frau ist zwar ein Geschenk der Götter, aber eine Last des Lebens. Wie sagt Saint-Simon darüber —?"

„Bürger, was ist es mit Ihrem Fest in Chantilly? Madame Hamelin erzählte soeben davon —"

„Ach ja, es ist wahr —" Barras wendet sich wieder an Héloise — „Ich gebe ein Fest nächstens, Madame, auf dem Schlosse in Chantilly — ein Fest, wo man nur in Masken erscheinen wird, und wo die Schönheit zum ersten Mal wieder in alle — verstehen Sie wohl, in alle ihre Rechte eingesetzt wird! Verherrlichen Sie es durch Ihre Gegenwart und verlangen Sie von mir, was Sie wollen!"

Héloise sieht ihn an.

„Sie wissen, was ich will," spricht sie. „Lassen Sie Babeuf frei —"

Ihr Blick, sich langsam in den seinigen senkend, hat etwas Verführerisches — wie der der Schlange, die ihr Opfer von allen Seiten umspäht.

Fréron lächelt.

„Er kann uns nicht mehr gefährlich werden, Bürger Direktor — vermittels der Konstitution des Jahres III —"

Jetzt lacht Barras laut auf —

„Die Konstitution des Jahres III! Ein hübscher Lappen —!"

„Sie müssen es ja wissen — Sie haben sie selbst mitgemacht —"

„Eben darum — Aber Sie sollen Ihren Demagogen haben, Madame, mag daraus entstehen, was da will —"

Und einen letzten Blick mit Héloise austauschend, schreibt er an der Ecke des Tischchens auf ein weißes Blatt den Befehl zur Freilassung Babeufs — mitten zwischen den Weingläsern, den Fruchtschalen, dem blitzenden Geschirr, in der Weinlaune des Frühstücks, das Gesicht leicht gerötet — mit der übermütigen Geste des gleichgültigen „Viveurs", den es nicht kümmert, daß er absichtlich eine Gefahr gegen sich beschwört —

Wie die Götter, die die Cyklopen aus der Tiefe heraufrufen —

Bonaparte, der im Gespräch mit Madame Récamier ist, hat den Vorgang verfolgt und wirft einen unruhigen Blick auf Barras.

„Sie hat gewonnen!"

Sowie Héloise das wichtige Papier in den Händen hat, erhebt sie sich langsam, ihm mit einem leichten Kopfnicken dankend. —

Der Blick, den sie auf alle im Zimmer Versammelten wirft, hat etwas Seltsames, etwas Kaltes und Schneidendes, verächtlicher Hohn, zugleich aufblitzend mit einer Energie des Hasses und der Rache, die Furcht einflößen könnte. — Es ist, als wollte sie allen, die hier lachten und scherzten und sich amüsierten, dies Papier zeigen wie eine Drohung der Leute „da unten" — wie die Aussicht auf eine neue soziale Krisis.

Babeuf — die Regierung weiß schon seit einiger Zeit, was dieser Name zu bedeuten hat.

Fast alle betrachten Héloise; sie ist aufgefallen heute. Die Energie und Gewandtheit, mit der sie schon seit einiger Zeit ihr Ziel verfolgt hat, verschaffen ihr jene achtungsvolle Aufmerksamkeit der guten Gesellschaft, in der ein gehöriger Bodensatz Furcht liegt. „Das ist eine Frau, für die man sich schlägt, auch wenn man nicht in sie verliebt ist," hat André Dumont von ihr gesagt.

Und dann mutmaßt man ihre Verbindungen, die Partei, die hinter ihr steht — und man fängt sie jetzt wieder an zu scheuen, diese Partei —

Héloise genießt einen Moment ihren Triumph — wie eine Anklage, eine unbestimmte Drohung gegen alle diese Leute steht sie da —

Dann wendet sie sich mit einem leichten Lächeln zu Madame Hamelin um, spricht mit ihr etliche Worte und verläßt nach kurzem Abschied die Gesellschaft —

„Barras hätte das nicht thun sollen —!"

„Sie wissen doch, daß Jupiter in dieser Laune nichts versagt!" bemerkt Fréron spöttisch.

„Babeuf — der das Ungeheuer Marat in seinem Blatte verherrlicht hat!"

„Der Mann, der schon vor einem Jahre die Teilung der Kommunalgüter verlangte!" rief Ouvrard entrüstet.

„Das würde Sie allerdings am meisten angehen, Herr Krösus!" bemerkt Barras dem Börsenmanne zum allgemeinen Gelächter der Umstehenden. „Ah, ah — diese Anarchisten haben Ideen —!"

„Und Sie lassen sie los!"

„Bah, Sie wissen ja nicht, wozu —?" bemerkt Barras gleichmütig, mit einer Miene, die erraten läßt, daß er vielleicht gar nicht so frivol ist, wie es scheint, „blutrot gegen weiß —"

Aber die Gesellschaft ist gestört, in einer eigentümlichen Laune — man flüstert und tuschelt zusammen, Geschichten über Babeuf aus der früheren Zeit seiner Redakteurschaft des „Tribun du peuple" tauchen auf; Fréron teilt mit, daß er einmal ein Buch geschrieben, worin er Ideen über eine vollständige Teilung der Güter entwickelt — der alte Kommunismus von Saint-Just und Robespierre, den die segensreiche Revolution vom Thermidor glücklicherweise im Keime erstickt habe.

Barras zuckt über alles das die Achseln. Für ihn ist Babeuf zunächst ein einfacher Lärmmacher, den man beliebig am Faden halten kann.

„Und was ist Ihre Meinung, General?" spricht er mit seinem blasierten Lächeln, sich an Bonaparte

wendend. „Fürchten Sie sich auch vor diesen Leuten ‚da unten‘?“

Der junge Korse hat einen eigentümlichen Blick, als er ihm antwortet:

„Bürger Direktor, Sie kennen meine Meinung. Die Revolution ist lange genug von unten aus gemacht worden. Wir müssen jetzt anfangen, sie von oben zu machen, oder wir werden verloren sein!“

Zwölftes Kapitel.

Die da unten.

Babeuf ist frei —!

Nehmt Euch in acht, Ihr Götter der Erde —!

Dieser blasse verkommene Mensch, den Ihr eingesperrt habt, weil seine freien Worte Euch lästig waren, hat Ideen im Kopf und Worte auf der Zunge, die gefährlicher sind als die Armee der Sektionen am Vendémiaire.

Nehmt Euch in acht, Ihr Könige der Börse, und Ihr, schöne Frauen, die Ihr das neu erstandene Direktorium umschwärmt —! Da ist noch einer, der eine Rechnung mit Euch abzumachen hat. Die Köpfe, die am 9. Thermidor abgeschlagen sind, fangen wieder an zu reden durch den Mund Babeufs; sie rufen laut aus, daß das letzte, das gewaltigste, das tiefste Wort der Revolution noch nicht ausgesprochen sei — daß die Hauptsache noch zu thun sei. —

Es herrschte heute spät abends ein lebhafter Verkehr im Café des Bains Chinois auf dem Boulevard des Italiens.

Dies Café hat einen ganz bestimmten Charakter. Mit seinem verblichenen Schilde draußen, seinen matten, zur Hälfte milchweißen Spiegelscheiben, den kleinen Tischen mit Rohrstühlen, den angeschwärzten Gemälden an den niedrigen Wänden gleicht es eher einer friedlichen Tabagie zeitunglesender Bürger als einem revolutionären Klub.

Hier versammeln sich jeden Abend nach Schluß der Geschäfte die Redakteure und Mitarbeiter des „Tribun du peuple“ — des „Ami du peuple“ und anderer jakobinischer Organe der Hauptstadt — die alten Genossen des Bergs und die Amnestierten vom Prairial gemeinsam in dem großen Hinterzimmer, das mit den Büsten Marats und Robespierres geschmückt ist, und wo man vor den Spionen der Regierung sicher ist.

„Bürger, Ihr seht, man hat mich freigelassen, nicht um uns Recht widerfahren zu lassen, sondern, weil man uns fürchtet —! Es ist Zeit, den Dolch des Harmodius zu schleifen und die Tyrannen mitten in ihrer Leibgarde anzugreifen!“

Der Mann, der das sprach, und der sich durch die vorderen Reihen der Gäste durchdrängte, um nach dem Rednertisch zu eilen, ist Gracchus Babeuf, der Volkstribun, der das Gefängnis verlassen hat, in dem er seit acht Monaten saß.

Bei seinem Anblick erheben sich alle von den Stühlen und Bänken, es entsteht ein betäubendes Händeklatschen, Beifallrufen, Acclamieren.

Babeuf ist eine kleine, mager aussehende Figur, deren Haare unordentlich in die Stirn fallen, deren Kleider nicht sonderlich elegant aussehen, bei der aber zwei Augen von brennender Tiefe jenen fascinierenden Blick haben — den Blick, der zugleich der eines Genies, eines Verrückten oder eines Träumers sein kann.

Er setzt sich einen Augenblick wie ermüdet auf einen der niedrigen Strohsessel vor dem kleinen Wandtische, stürzt hastig ein „petit verre“ hinunter, steht aber gleich danach wieder auf und läßt seinen unsteten, nervösen Blick über die Versammlung hinschweifen. —

Eine merkwürdige Versammlung in der That. — Catilina, der Heerschau hält über die Gefallenen Roms —

Dieser große, starke Mann mit dem dichten, schwarzen Barte, den gehaltenen, feierlichen Gesten, das ist Pache, der ehemalige Minister des Schreckens — der kleine Blonde, der so beweglich ist und nach der Weise pretentiöser, durch Arbeit überreizter Naturen immer mit den Fingern auf den Tisch trommelt, das ist Maréchal, der exaltierte Denker, der ein „Dictionnaire für Atheisten“ geschrieben hat, in welchem der berühmte Satz vorkommt: „Mögen die Künste und Wissenschaften untergehen, wenn nur die wirkliche Gleichheit in der Gesellschaft hergestellt wird“ — Neben Germain die lange, ruhig-phlegmatische Figur Sangrés, der einst mit Carrier die Loire-Landschaften „pacifizierte“ — hier der bewegliche, stets sich spreizende, phrasenhafte Journalist Buonarotti, der spätere Geschichtsschreiber des Unternehmens, an dem er sich beteiligte. — Und diese eigentümliche, etwas abgerissen aussehende Figur dort an der eisernen Säule mit dem leicht gelockten Haar, dem blassen, scharfen Gesicht, das ist ein veritabler deutscher Prinz, der Prinz Charles von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, früherer Marschall des alten Hofes, der dann wütender Jakobiner und republikanischer General wurde, der suspendiert in die äußerste Misère geriet, bis er sich Babeuf und den Anarchisten anschloß und nun in der neuen Gesellschaftsordnung sein Heil hofft — eine gescheiterte Existenz wie so viele hier.

Und die anderen da an den Wänden, vor den kleinen Cafétischen — rauchend, schwatzend, diskutierend, alle mit der Miene düsterer Verbissenheit Babeuf ansehend, dessen Worte sie fascinieren — über ihnen allen ein Hauch von Elend, von moralischer und physischer Zerrüttung, vor allem etwas Fieberhaftes, wie Leute, die sich von dem ungeheuren Sturm, der sie geschüttelt hat, noch nicht erholen können —

Da sind bankerotte Kaufleute, abgesetzte Offiziere, ehemalige Pächter, alte Soldaten der republikanischen Armeen, verarmte Gelehrte und Künstler — alles, was die Revolution ruiniert, zersetzt und als hilfloses Wrack an den Strand geworfen hat, sozialer Kehricht, der zu nichts mehr taugt als eingeknetet zu werden in die Masse der neuen Gesellschaft. —

Das alles sammelt sich hier.

Andere wieder, die früheren Tribunen der Demokratie träumen von den Zeiten, wo sie mit dem Beil und dem Rutenbündel gleich den Liktoren Roms

im Lande schalteten, wo ihnen die Städte Kontributionen zahlten, und sie sich in Gold und Wollüsten berauschten. Für sie ist das die ersehnte Zeit, die sie wieder heraufführen wollen.

Wenn man die Gesichter, die Bewegungen, die Mienen all dieser Leute studierte, würde man Zug für Zug erkennen, was sie erlebt und durchgemacht haben in den letzten fünf Jahren, und was sie wahrscheinlich, wenn man es ihnen ruhig erzählte, selbst nicht glauben würden. Denn das war das Merkwürdigste dieser merkwürdigen Zeit, daß die menschliche Natur wie vor einem Spiegel, der ihr eigenes Bild in gräßlicher Verzerrung wiedergab, an sich selbst irre wurde und sich nicht mehr erkannte. Die Revolution hat darin ihre Geheimnisse, wie der Wald der Wildnis sie hat, und das Weltmeer, dessen Tiefen auch kein Mensch kennt. — Sie hat ihre eigenen Menschen geschaffen, die mit ihr vergangen sind, spurlos und ohne Andenken. — Sie hat ihre eigene Sprache, ihren eigenen Stil, ihre Kunst. Sie hat vor allem ihre eigene geheimnisvolle Logik, die bis jetzt noch niemand entziffert hat.

Babeuf redet. Er hält eine Nummer des „Tribun du peuple“ in der Hand, auf die er lebhaft gestikulierend hinweist.

„Ah, ah — nicht so viel Worte,“ brummt Rossignol an seinem Tische ziemlich laut, „die Plempe von der Seite und dann vorwärts — das ist das Beste.“

Maréchal neigt sich zu ihm mit einem feinen Lächeln:

„Bürger, man muß erst wissen, wohin man geht —“

„Wohin? Nach dem Luxemburg — die fünf Tyrannen, die dort sitzen, herausholen, ihre Köpfe auf Piken stecken — das ist es, was das Volk thun muß.“

„Ihr seid kurz und bündig. Und dann, wer soll dann regieren? Das Volk? — Etwa die Ausschüsse wieder? Oder ein Diktator?!“

„Ein Diktator?! — Bedenke, daß Robespierre an dem Werke zu Grunde gegangen ist!“

Der alte Jakobiner springt empor, man gebietet ihm Schweigen. Babeuf hat eben laut seine Stimme erhoben. —

Er spricht nicht gut, sein Organ ist zu grell, zu schrill, versagt plötzlich, und macht denselben heftigen, überstürzten Eindruck wie alles an ihm. Die vornübergebeugte Haltung der blassen, mageren Figur, der man die Gefängnisluft noch anmerkt, das Schwächliche in diesem durch die eigene Exaltation überreizten Organismus macht auf ruhige Beobachter eigentlich keinen sehr einnehmenden Eindruck. —

Aber in dieser Versammlung ist niemand mehr ruhig.

Von Zeit zu Zeit stößt Babeuf einzelne Sätze, die er besonders betont, grell wie einen Trompetenruf in sein Auditorium hinaus, das ihn, Schulter an Schulter stehend, schweigend anhört.

„In dem Zustand, Freunde, worin Frankreich jetzt ist, ist jeder andere Gedanke als der, die Leiden des Volkes abzukürzen, ein Verbrechen.“

„Jeder ist strafbar den anderen gegenüber, der sich die Güter der Erde oder der Industrie für sich selbst aneignet.“

„Das Eigentum ist an sich die größte Geißel der Gesellschaft; es ist das Staatsverbrechen im eigentlichen Sinne.“ —

Er giebt hier die Sätze preis, die er in seinen „Rechten des Menschen“ niedergeschrieben hat — dunkle, furchtbare Sätze, damals kaum verstanden von den meisten, die aber später gleich Feuerschlangen über der verstörten und aufgeregten Gesellschaft hinrollen sollten.

Man klatscht ihm Beifall, ruft Bravo, erhitzt sich an der Luft dieses Lokals, an den Ausströmungen all dieser brennenden Köpfe.

Mit zusammengebissenen Zähnen, mit Augen, die von einem mühsam verhaltenen Feuer glühen, fährt Babeuf fort:

„Sie haben mir Geld geboten, wenn ich schwiege! — Sie wollten mir Summen über Summen geben, wenn ich ihre Lügen beschönigte, die Lügen, die sie jetzt ins Publikum hinaussenden! — Das Direktorium wird die Revolution schließen, behaupten sie, Frankreich sei jetzt glücklich im Genuß der eroberten Rechte und des neu geschützten Eigentums. — Lüge, nichts als Lüge! — Und wenn sie auch meine Existenz zertreten haben, mich ins Gefängnis, beinahe aufs Schafott gebracht haben, weil ich nicht schweigen wollte — ich werde dieser elenden Regierung, die dem Volke die Früchte der Revolution stiehlt, ihre Lügen vor die Füße werfen!“

Er schwieg, diesmal wirklich erschöpft.

Der ganze Grimm des Deklassierten war in seinen Worten zum Ausbruch gekommen.

Man mußte das Leben bedenken, das dieser Mensch führte — Eben aus dem Gefängnis gekommen, von der Polizei überwacht, gehetzt, übernachtete er gewöhnlich nicht in seiner Wohnung, sondern im ehemaligen Kloster de l'Assomption, wo sein Freund Darthé ihm ein Asyl verschafft hat. —

„Und Ihr besinnt Euch noch, anstatt Euch hier in Reden zu erhitzen, dieser Regierung mit einem raschen Ansturm ein Ende zu machen?“

Alle wandten sich um zu dem, der das gesprochen hatte.

Es war André Theuriller, der während der letzten Viertelstunde eingetreten war, und der ruhig mit gekreuzten Armen hinter einer Säule stehen geblieben war.

„Ah, ah — Du bist es, Bürger Theurille —“

„Ich komme vom Stadthaus, wo soeben eine heftige Scene zwischen Tallien und Lanjuinais stattgefunden hat,“ erklärte jener mit einem ironischen Lächeln. „Man beschuldigt sich wegen der Metzelei vom Vendémiaire. — Alle Welt scheut sich jetzt, die Schuld auf sich zu nehmen.“

„Um so besser für uns!“

„Jawohl, um so besser für uns, wenn wir die Zeit zu benutzen verstehen. Aber es genügt nicht, die Marseillaise zu singen und rote Kokarden zu tragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der „Gründerzeit“.

Roman
von
Marie Stahl.

I.

„Ah — guten Tag, Fräulein Suse, — da sind Sie ja wieder —“

„Ja, da bin ich wieder!“

„Hm, hm — na?“

„Na? — Was na?“

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen. Und daß Sie ‚etwas‘ in Berlin erlebt haben, sieht man Ihnen ja auf den ersten Blick an der Nasenspitze an.“

„Ach ja!“ Suse seufzte nachdrücklich.

Friedrich Wilhelm von Bornitz, genannt Friedhelm, Lieutenant der Reserve und Referendar, der eben als Sonntagsgast in Wartekow, dem Rittergut des Herrn von Horneck in der Niederlausitz, eingetroffen war, stand wie eine Säule vor Fräulein Suse von Horneck, erstaunt und beobachtend. Sie lag in prächtiger, kerngesunder Faulheit auf einem Schaukelstuhl, die Arme unter dem Kopf verschränkt, im hellen Sonnenlicht des Frühlingstages, auf der Gartenveranda des Herrenhauses von Wartekow.

Mit den Fußspitzen wippte sie den Stuhl leise auf und nieder, doch trotz dieser äußerlichen Ruhe blitzten lebhaft erregte Gedanken, die etwas Streitbares, Kampflustiges hatten, durch die im Sonnenschein blinzelnden Lider. Das dunkelbraune, üppige Haar war energisch zurückgestrichen, ohne Rücksicht auf Stirnlöckchen, und die zusammengeknitterte Schleppe des weißen Batistkleides lag achtlos unter den Stuhl gestopft.

Aus dem Park vor der Veranda wehte Maiblumenduft herauf.

Der Mai des Jahres 1873 hatte nach einem frostigen, unerfreulichen Frühjahr endlich warmes Sommerwetter gebracht und die Welt stand in Blüten.

Im ersten, jungen Frühlingsgrün schimmerte und leuchtete der Park, der das Herrenhaus umgab. Er war etwas verwildert, bot aber dem Auge ein so schönes Bild in der urwüchsigen Pracht seiner alten, mächtigen Bäume, dem üppig wuchernden, blühenden Gesträuch und den weiten Rasenflächen mit dem wogenden, blumigen Gras, daß man den Mangel an Pflege und Kunst kaum bedauern konnte. — Aus seinen schattigen Tiefen jauchzte und jubilierte der ganze Chor der gefiederten Frühlingssänger; in dem goldgrünen Laub der alten Linden gurrten die Ringeltauben, rief der Pirol und der Kuckuck, und in den Gelbweiden, die ihr hängendes, wehendes Gezweig in den sonnenblitzenden Spiegel eines Teiches hingen, klagte eine Nachtigall.

Vergeblich suchte Pit, der kaffeebraune Dachshund, des jungen Mannes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem er freudewinselnd an ihm emporsprang. Friedhelm blieb ungerührt.

„Dieser Seufzer läßt tief blicken. Sie scheinen einen Katzenjammer mit nach Hause gebracht zu haben,“ sagte er endlich. Er stieß den Dachs etwas unsanft von sich und setzte sich nun rittlings auf das steinerne Geländer des Balkons.

Suse schnellte aus ihrer Ruhe empor. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich habe einen moralischen Jammer, ich ersticke beinah daran.“

„Wa—a—as? Das verrät Talent. Das muß ich sagen! Das bringt ja unsereiner kaum in vier Wochen fertig. Aber das kommt davon, wenn junge Damen allein verreisen, ich habe Ihre Eltern von Anfang an nicht begriffen! Und noch dazu nach Berlin.“

Er riß heftig eine Ranke der Clematis ab, die das Balkongeländer mit ihren blaßgrünen Blättern umspann, und zerpflückte sie in Atome. Eine peinliche Aufregung stand in seinem hübschen, männlich offnen Gesicht deutlich zu lesen.

„Unsinn!“ rief Suse ärgerlich, indem sie den Stuhl aufgeregt hin und her schaukelte. „Jetzt sind Sie weit vom Schuß. Ich habe in Berlin eine neue Weltanschauung gewonnen, ein ganz neuer Horizont ist mir eröffnet. Das ist alles. Ich habe mit Beschämung einsehen müssen, wie weit, meilenweit wir hier hinter der besten Intelligenz der Zeit zurück sind. Ich sage Ihnen, das ist ein niederdrückendes Bewußtsein für mich!“

Friedhelm von Bornitz sah entrüstet und maßlos erstaunt aus. „Nanu! Welcher grüne Junge hat Ihnen denn das weiß gemacht?“

„Niemand gab sich die Mühe, mir etwas weiß zu machen. Wenn Sie erlauben, habe ich mein eigenes Urteil. Unser Leben hier ist im Vergleich zu dem Leben in der Residenz das reine Vegetieren. Wir sind altmodische, unintelligente Menschen. Wir trotten in ausgefahrenen Geleisen, während dort die Vorkämpfer der Kultur die Wege finden, die zu den Höhen des Lebens führen. O, wie ich mich sehne, zu diesen Ersten und Besten zu gehören, die ihre Zeit und die Welt beherrschen und verstehen!“

„Das sind ja alles eingelernte Phrasen, Feuilletonstil, oder wahrscheinlich Blütenlese aus dem neuesten Marlittschen Roman!“ rief der Referendar ernstlich erbost, indem er mit der Faust auf das Rankengewirr der Clematis schlug.

In diesem Augenblick trat ein junges Mädchen aus der Hausthüre auf den Gartenbalkon, die unverkennbare Schwesterähnlichkeit mit Suse hatte. Nur

war sie kleiner, zarter, blonder und sah etwas entwickelter und älter aus.

„Aber Suse, wie kannst Du Dich ohne Hut in die Sonne setzen! Du siehst schon aus wie ein Bauernmädchen," bemerkte sie tadelnd.

„Macht nichts, Hanna, ich bin ja ein Landmädchen."

„Fräulein Suse ist über solche Rücksichten erhaben, seitdem sie in Berlin war. Wissen Sie nicht, mein gnädiges Fräulein, wer dort solchen überwältigenden Eindruck auf sie gemacht hat?" fragte Friedhelm, indem er an seinem Schnurrbart riß.

„Suse ist ein bißchen übergeschnappt in Berlin. Das giebt sich hoffentlich bald wieder. Sie schwärmt für Petschens und Aktienunternehmen. Ich muß gestehen, daß ich mir von einer Familie ‚Petsch' nicht allzuviel versprechen kann," erwiderte Johanna, indem sie einen Sonnenschirm aufsperrte, sich in den Schatten setzte und ihre langen Gartenhandschuhe zuknöpfte.

„Johanna, Du dauerst mich!" rief Suse sittlich empört.

„Thue Deinen Gefühlen keinen Zwang an, meine Teure."

„Ah, also Herr Petsch hat diesen Umschwung der Gesinnung hervorgebracht?" fragte der Referendar. „Was ist denn dieser berühmte Petsch eigentlich für ein Mann?"

„Das will ich Ihnen sagen!" rief Suse lebhaft, indem sie mit einer Handbewegung ihrer Schwester, die reden wollte, Schweigen gebot. „Herr Petsch und sein Bruder sind Männer, die sich aus dem Nichts emporgearbeitet haben. Schon in jungen Jahren verschmähten sie die Wege der Philister, die im deutschen Vaterlande langsam zu einem sicheren, aber untergeordneten Ziel führen. Sie suchten sich weitere, größere Bahnen und höhere Ziele. Sie gingen in ferne Weltteile, wo sie unter unsäglichen Kämpfen und Gefahren das Glück eroberten. Als Sieger kamen sie heim. Der älteste Bruder legte dieses schwer erkämpfte Glück seiner Liebe zu Füßen, und diese Liebe ist meine frühere Schullehrerin, ein armes Fräulein und damals Vorsteherin einer Kleinstadtschule. Hätte er auf diese Liebe verzichtet und sich nach einer ‚guten Partie' umgesehen, so hätte er bequem daheim bleiben und eine respektable, kleine Carriere machen können. Aber er gehört zu den Männern, die das Schicksal zwingen und sich das Glück nicht in kleinen Portionen zumessen lassen. Ach, Sie sollten jetzt das glückliche Ehepaar sehen! Diese Häuslichkeit! Ein entzückendes kleines Nest im Westen Berlins, in dem sich aller Komfort der Residenz mit dem Zauber überseeischer, fremdländischer Produkte vereinigt! Herr Petsch ruht hier nicht auf seinen Lorbeeren, er ist eine elementare Naturkraft, die immer ein großes Arbeitsfeld braucht, sagt Linchen, seine Frau. Mit sicherem Blick haben die beiden Brüder sofort die heimischen Verhältnisse überschaut und beherrscht Sie haben sich mit der höchsten Intelligenz des Landes in Verbindung gesetzt und sich dieselbe nutzbar zu machen verstanden. Sie vermehren täglich ihren Wohlstand und werden ihrem Vaterlande noch unschätzbare Dienste erweisen, sobald sie ihre Verbindungen mit dem Ausland hier verwerten können."

Suse hatte sich in steigende Begeisterung hineingesprochen.

„Was soll denn das alles heißen?" rief Friedhelm zappelnd vor Zorn und Ungeduld. „Lassen Sie doch den Schwulst weg und reden Sie einfach deutsch! All diese schönen Redewendungen und Schlagworte lassen mich durchaus im unklaren, was diese Herren Petsch eigentlich sind!"

„Das will ich Ihnen jetzt auf gut deutsch sagen," fiel Johanna ein. „Der älteste Herr Petsch war ein ganz gewöhnlicher Ökonomie-Inspektor und mit Susens Schullehrerin verlobt. Der zweite war Kaufmann. Sie gingen zusammen ins Ausland, um Geld zu machen. Sie hatten dort Glück und kamen zur rechten Zeit mit ihrem Erwerb zurück, um sich an den jetzt blühenden Gründungs- und Aktienunternehmen zu beteiligen. Sie scheinen auch damit zu reüssieren. Das sind nun Susens Helden!"

„Ja, das sind meine Helden, denn für mich fängt der Mensch nicht erst beim Lieutenant und Referendar an!" rief Suse herausfordernd.

„Sondern beim Gründer," spottete Friedhelm mit dem Ausdruck tiefster Geringschätzung. „Als ob ein unstudierter Mensch überhaupt die höchste Intelligenz vertreten könnte!"

Ein zwölfjähriger Junge, der die Gartentreppe heraufgesprungen kam, unterbrach den Disput. Er war zart und blond, ganz ähnlich wie Johanna. Eine rote Schülermütze kennzeichnete ihn als Gymnasiasten.

„Suse, ein Brief für Dich!"

Er warf ihr den Brief in den Schoß und fing sogleich an den braunen Dachs zu necken und am Schwanz zu ziehen, der, ganz toll vor Freude, endlich beachtet zu werden, kläffend um ihn herumsprang.

Suse riß den Umschlag in Fetzen. „Ah — von Petschens!" Sie lief in das Haus, um den Brief ungestört zu lesen.

Achim, der Schüler, und Pit sprangen die Treppe hinunter und wälzten sich unter fortgesetztem Necken auf dem Rasenplatz.

Johanna und Friedhelm saßen sich eine Weile schweigend gegenüber.

Der letztere kaute an seinem Schnurrbart und starrte finster vor sich hin. Er war ein Jugendfreund der Schwestern, der Sohn eines Nachbars, des Rittergutsbesitzers von Bornitz auf Zichocher, und bereitete sich zur Zeit als Referendar in Kottbus zum Assessorexamen vor. Er hatte noch drei jüngere Geschwister und war mit seiner Zukunft auf seine Carriere angewiesen, da seine Eltern zu dem nur mäßig begüterten kleinen Landadel der Niederlausitz gehörten.

„Sind Sie zu Hause immer noch mit Ihrem neuen Pastor zufrieden?" fragte endlich Johanna, das Schweigen unterbrechend.

„O, danke, ausgezeichnet. — Also da ist noch ein unverheirateter Herr Petsch?"

„Ja, der zweite ist unverheiratet. Ich hörte, Herr Pastor Liersch wäre etwas schroff?"

„Gar nicht. Bloß was recht ist. Diese Petschens sind wohl sehr reich?"

„Ja, sie haben viel Geld gemacht. Ich bin allerdings auch Ihrer Ansicht, daß ein Geistlicher warm oder kalt sein muß. Die Lauen sind mir zuwider. Man kann heutzutage nicht offen genug Farbe bekennen. Ich beneide Sie um diese junge Kraft. Unser alter Pastor ist leider schon etwas schwach."

„In welchem Alter stehen denn diese beiden interessanten Herren?"

„Meinen Sie unsere Pastoren?"

„Bewahre, die Herren Petsch."

„Himmel! jetzt fangen Sie auch noch an! Ich habe schon gerade genug an Susen, deren erstes und letztes Wort jetzt ‚Petsch' ist."

In diesem Augenblick kam Suse ganz rot vor Aufregung angelaufen.

„Petschens kommen! Morgen schon! Herr Petsch hat Geschäftliches vor mit Papa. Seine Gesellschaft will hier zu einem industriellen Zweck Land ankaufen. Da wendet er sich an Papa! Linchen wird die beiden Herren begleiten!"

„Na, ich bin aber neugierig!" sagte Johanna.

„Aha, es geht los," murmelte der Referendar, der aussah wie jemand, den ein großes Unglück betroffen hat und der seine ganze Männlichkeit braucht, um es zu ertragen.

* * *

Die Sonntagsruhe gestattete zwar keine umfassenden Vorbereitungen für den angekündigten Besuch, aber der Hausherr und die Hausfrau von Wartekow schienen durch Petschens Ansage etwas um ihr inneres Gleichgewicht gekommen zu sein.

Beim Nachmittagskaffee fand sich die Familie in dem geräumigen Speisesaal, dessen Flügelthüren nach dem Gartenbalkon geöffnet waren, zusammen. Es war ein gemütlicher Kaffeetisch mit allerlei Näschereien und Süßigkeiten, und auch der Speisesaal mit seiner altväterisch vornehmen Einrichtung, die hie und da durch moderne Luxusgegenstände aufgefrischt war, verriet, daß die Bewohner den verfeinerten Komfort des Lebens liebten.

Der Blütenduft aus dem Park strömte mit dem goldenen Sonnenlicht durch die offenen Thüren und trug Frühlingsstimmung in das warm beleuchtete Gemach.

Frau von Horneck, eine wohlkonservierte Fünfzigerin und eine gewesene Schönheit, groß und schlank wie ein junges Mädchen, sah in ihrem schwarzseidenen Schleppkleid wenig wie eine Dame vom Lande aus. Sie hatte sich die geborene Stadtdame nie ganz abgewöhnen können, obgleich sie nun seit ihrem achtzehnten Jahr auf dem Dorf lebte. Sie trank Kakao und aß kleine, feine Konditorkuchen dazu, die extra für sie aus der Stadt kommen mußten, denn sie verschmähte den selbstgebackenen Kuchen ihrer Wirtschafterin.

„Du mußt mir morgen Frau Jauer zur Hilfe geben, sonst werde ich nicht fertig bis die Gäste kommen," sagte sie zu ihrem Gatten, indem sie mit der weißen, beringten Hand die Kaffeetassen füllte.

„Kein Gedanke! Jetzt kann der Inspektor niemand entbehren!" fuhr der Hausherr auf.

Er war nur wenig älter als seine Gattin und hatte die zähe, athletische Figur des Sportsman, doch zeigten seine Haltung und sein Anzug, das bequeme braune Sammtejackett und das lose geschlungene, seidene Halstuch um den zurückgeschlagenen Hemdkragen, daß er sich im Hause gern etwas verweichlichte.

Friedhelm war daneben tadellos korrekt mit dem kurzen, glatt angeklebten Haar, nach militärischem Schnitt, in dem schwarzen Überrock und hohem Stehkragen.

Herr von Horneck sah immer noch sehr distinguiert aus, aber ein gewisser Zug um die ins Breite gegangene Nase und seine von Leidenschaften sprechenden Augen erzählten allerlei aus seinem Leben, was mit Solidität und Mäßigkeit nichts zu thun hatte.

„Aber, bester Mann, bedenke doch — die Logierzimmer müssen hergerichtet werden, Fenster geputzt, Gardinen aufgesteckt!" wandte Frau von Horneck ungeduldig ein.

„Ja, wozu hast Du denn Deine Leute? Bringe doch die Mamsell und das Hausmädchen orbentlich an!" war die gereizte Antwort.

Die Dienstbotenfrage war stets ein Zankapfel zwischen den Eheleuten. Frau von Horneck brauchte bei jeder Gelegenheit eine Extrahilfe, trotzdem es in ihrem Hause an dienstbaren Geistern nicht fehlte.

„Ich bitte Dich, Mamsell muß Kuchen backen, Federvieh schlachten, kochen — was glaubst Du denn, wollen die Fremden etwa nicht essen? Und Auguste allein kann mit Reinmachen nicht fertig werden," erwiderte die Hausfrau noch gereizter.

„Paßt verdammt schlecht jetzt. Das ist wohl auch amerikanische oder Weltbummler-Mode, sich mir nichts, dir nichts von heute auf morgen anzusagen," brummte Herr von Horneck mit einem vorwurfsvollen Blick auf Suse. „So laß doch Deine Töchter helfen. Wenn man zwei erwachsene Töchter hat —"

„Wir wollen die Sache hernach besprechen," unterbrach ihn Frau von Horneck schnell. Auf diesem Punkt angelangt, wurde die Sache unangenehm in Gegenwart eines Gastes. In dem Verhältnis des Hausherrn zu den Damen des Hauses herrschte der große, ewige Weltkrieg der beiden Geschlechter. Herr von Horneck gehörte zu den Männern, die gern den Löwenanteil der irdischen Güter und Genüsse für das rechtmäßige Privileg seines Geschlechts halten und den Frauen einen sehr bescheidenen Teil zuerkennen, außerdem Arbeit und Fleiß von allen, ausgenommen von sich selbst, beanspruchen. Aber er hatte in seiner Frau einen ihm vollständig gewachsenen Gegner. Sie wußte ihre Rechte zu behaupten, und sie hatte seinetwegen keinen Zoll breit ihrer Ansprüche aufgegeben. So herrschte stets ein etwas gereizter Ton zwischen ihnen, sobald der Punkt von Genießen und Entbehren berührt wurde und wenn

es galt, die Grenzen anzuerkennender Pflichten festzustellen. Frau von Horneck identifizierte ihre Töchter mit sich selbst.

„Entschuldigen Sie nur, lieber Friedhelm, diese häuslichen Debatten," wandte sie sich mit der ihr eigenen, vornehmen Liebenswürdigkeit an ihren Gast, „aber Sie wissen wohl aus Erfahrung, daß ein plötzlicher Logierbesuch auf dem Lande alles auf den Kopf stellt."

Sie kannte den Referendar seit seiner Knabenzeit und behandelte ihn wie ein Familienglied, denn die Hornecks und Vornitzens waren alte Freunde.

Ebenso kannte Friedhelm alle Schwächen und guten Seiten des Wartekower Hauses genau und wunderte sich durchaus nicht. Er wußte, daß Hornecks über ihre Verhältnisse lebten, daß das Ehepaar in dem Hang, sich das Leben angenehm und bequem zu machen, wetteiferte, und daß darum der Etat ihrer Einkünfte hie und da nicht reichte, trotzdem sie zu den besser situierten Familien der Gegend gehörten.

Im Laufe des Nachmittags wurden die jungen Leute noch öfter Zeugen dieser „häuslichen Debatten" zwischen den Eheleuten. Während sie sich bei einer Partie Croquet auf dem großen Lindenplatz im Park amüsierten, machten die Eltern einen Spaziergang durch die Rundgänge des Gartens, der sie wiederholt am Lindenplatz vorbeiführte.

„Der Kutscher muß morgen sehr früh nach der Stadt, der Petschens von der Bahn holt, ich habe eine Menge Besorgungen für ihn," hörte man Frau von Horneck im Vorübergehen sagen.

„Auch noch!" rief Herr von Horneck, „da verliere ich ja die Pferde einen ganzen Tag aus der Arbeit!"

Und wieder im Vorübergehen sagte Frau von Horneck: „Der billige Rotwein thut's auch. Du kannst ihnen doch nicht alle Tage teure Weine vorsetzen. Bei meinem Onkel, dem General von Horsbach, kam nie eine andere Sorte auf den Tisch, und was der trank, sollte doch wohl für ‚solche Leute' gut genug sein."

„Natürlich, zehnmal gut genug. Laß ja noch von der billigen Sorte mitkommen, davon ist nicht mehr viel im Keller," war die Antwort.

Das Ehepaar zählte zu den Menschen, die nicht sehr viel für andere übrig haben, weil sie zu viel für sich selbst gebrauchen.

Suse that in diesem Augenblick einen Fehlschlag und warf ärgerlich den Hammer fort.

„Du spielst heute unter der Kanone!" rief Achim, der ein leidenschaftlicher und gewandter Spieler war. „Paß auf, Johanna, wir beide siegen!"

Suse warf sich auf eine birkene Bank im Baumschatten, während Johanna und Achim den Kugeln nachliefen.

Friedhelm kam und lehnte über der Bank. „Abwesend, Fräulein Suse?" neckte er mit etwas bitterem Ton.

„O," fuhr Suse auf, „diese Kleinlichkeit erdrückt und erstickt mich! Mir ist schon die ganze Freude auf den Besuch durch Papas und Mamas Quängeleien verdorben! Himmel, was ist das Leben, wenn man nicht mal ein Paar Pferde und ein paar lumpige Flaschen Wein für einen Gast übrig hat, ohne viel Wesens davon zu machen. Da hätten Sie sehen sollen, in welchem Stil ich Gastfreundschaft in Berlin genossen habe!"

„Ja, die Herren Gründer können schon alle Tage Sekt trinken — aber —"

„Ach was, aber! Reden Sie mir nur nicht vor, daß wir dafür den Idealismus gepachtet haben und die höhere Ehre, die sich nicht mit Geldverdienen befaßt! Ich sehe nicht ein, wo das Ideale bei uns steckt. Vielleicht in Papas Gastfreundschaft und billigem Rotwein?"

Sie sprang auf, ergriff den Hammer und schlug auf ihre Kugel, daß sie weithin in die Büsche flog.

II.

Am folgenden Morgen herrschte große Unruhe und Ungemütlichkeit im Wartekower Hause.

Ganz früh meldete sich der Kutscher, der die Aufträge für die Stadt verlangte. Die gnädige Frau lag noch im Bett, denn die Welt hätte zu Grunde gehen können, ehe Frau von Horneck sich vor acht Uhr zum Aufstehen bequemte. So wurden die Bestellungen durch einen dritten gemacht und das Notwendigste vergessen, trotzdem der Kutscher mit einem endlosen Zettel voll notierter Besorgungen entlassen war.

Kaum war sein Wagen langsam vom Hof gefahren, so hörte man aus den Tiefen des Hauses den Verzweiflungsschrei: „Herrjeh! Das Petroleum!" und sah Mamsell zum Hofthor hinaus ihm nachstürzen. Zur selben Minute ertönte oben der Ruf: „Mein Gott, das Braunbier ist vergessen! Ein Achtel Braunbier für die Leute! Schnell, Auguste, lauf' hinterher!"

Mamsell und Auguste unternahmen einen Dauerlauf und was ihnen auf der Dorfstraße begegnete, rief und schrie hinter dem Wagen her, bis er zum Stillstand gebracht war. Kaum war diese aufregende Jagd beendet, und der Hausherr schalt noch auf die Vergeßlichkeit der Frauenzimmer, da ertönte auch schon neuer Spektakel vom Hof her. Jemand hatte alle Hühnerstallthüren geöffnet, trotz Mamsells Verbot, die erst eine Auslese unter dem eingesperrten Federvieh zum Schlachten halten wollte. Nun waren die Opfer entronnen und mußten mit unsäglicher Mühe wieder eingefangen werden. Das ganze Haus- und Hofpersonal half die Flüchtlinge verfolgen und es kam zu allerlei drastischen Scenen.

Mamsells Holzpantoffel, der nach einem Cochinchinesen geschleudert wurde, traf den empörten Stallknecht an den Kopf, und Rieke, die Schweinemagd, zog sich einen „verfluchter Racker!" des Herrn Inspektors zu Gemüt, der eigentlich dem Puter gegolten hatte. Aber Rieke hatte ein schlechtes Gewissen, denn sie hatte die Hühnerstallthüren geöffnet.

Auch die Vorbereitungen im Hause liefen nicht ohne Störung ab. Der Hausherr hatte heute seinen

Unglückstag. Vergeblich beschwor ihn seine Gattin, ruhig aufs Feld hinauszugehen wie alle Tage, sie würden viel besser ohne ihn fertig. Er behauptete, wenn er sich nicht um alles bekümmere, würde nichts recht gemacht.

Er brachte Auguste zur Verzweiflung, indem er sie bald hierhin, bald dorthin schickte und bei jeder Arbeit abrief. Grützner, der Diener und Gärtner in einer Person, mußte, einer plötzlichen Eingebung seiner hausherrlichen Phantasie folgend, versuchen, einen alten, verrosteten Springbrunnen in Gang zu bringen, statt notwendigere Dinge zu thun. Mamsell, von deren guter Laune das Geraten des Mittagbrots abhing, wurde angeschnauzt und heulte in der Küche, und ohne Frau Jauer, die siegreich eingezogen war, wäre alles schief gegangen. Und als er selbst in den Weinkeller hinabstieg, um seinen Vorrat zu inspizieren und die geeigneten Sorten für die Tafel auszusuchen, fiel er mit vier Flaschen Wein im Arm die steile Kellertreppe hinauf, zerschlug drei davon, begoß sich von oben bis unten mit Rotwein und zerschnitt sich die Hände an den Scherben, so daß Frau und Töchter mit Arnika und Wasserumschlägen helfen mußten, um das Blut zu stillen.

Den größten Kummer machte er seiner Frau und den Dienstboten, als er ganz unvermutet eine poetische Anwandlung bekam und verlangte, die Mittagstafel sollte im Grünen, im Park auf dem Lindenplatz gedeckt werden.

„Ich kenne den Geschmack der Städter, sie wollen den ganzen Tag im Freien sein," erwiderte er auf alle Einwände der Hausfrau, die nicht gern aus der Ordnung kam und die Bequemlichkeit der Poesie bedeutend vorzog. Sie geriet mit ihren Dienstboten in Verzweiflung über diesen Vorschlag, aber es half nichts, daß man auf einige drohende Wolken am Horizont aufmerksam machte.

„Ich langweile mich mit diesen fremden Menschen in der Stube, draußen kann man es noch eher aushalten," beharrte Herr von Horneck auf seinem Willen.

Kaum hatte man alles Geschirr mühevoll hinausgetragen und die Tafel, die auf dem unebenen Boden schief und wacklig stand, unter Schwierigkeiten gedeckt, als eine graue Wolke die Sonne verdunkelte und große Regentropfen auf das Laubdach der Linden klatschten.

In wilder Flucht mußte alles in das Haus zurückgerettet werden. Die Tafeltücher wurden zerknüllt und einiges Geschirr zerschlagen, aber der Triumph der Hausfrau war so süß, daß sie das Ungemach segnete. Sie hatte doch wieder einmal recht behalten.

Mitten in diesen Tumult hinein rollte der Wagen, der Petschens brachte.

Man mußte sie mit Teller und Servietten im Arm und mit Entschuldigungen empfangen, aber die Familie Petsch bewies vom ersten Augenblick an Unabhängigkeit von dem Zwang konventioneller Formen.

Die beiden Brüder, in bequemen Touristen-Anzügen, von jener anglo-amerikanischen Art, die Susens Phantasie gefangen genommen hatte, riefen schon im Wagen „Hurra!" und warfen ihre Schlapphüte in die Luft, während sie die Auffahrt hinaufrollten.

Albert Petsch, der Ehegatte, voltigierte mit beiden Beinen zugleich über den geschlossenen Schlag des Landauers, ehe der Wagen hielt, und streckte nicht nur Susen, sondern gleich auch Johanna und den übrigen in biederber Fröhlichkeit beide Hände entgegen, als begrüße er seine nächsten Blutsverwandten oder alte Freunde. Und, gütiger Himmel! Bei diesem amerikanischen shake-hands behielt er mit berlinischer Unverfrorenheit die brennende Cigarre im Munde!

Selbst Suse bekam einen Schreck. Sein Bruder Gustav folgte ihm ein gut Teil bedächtiger auf dem normalen Wege zum Wagen hinaus, trug aber dieselbe kordiale Vertraulichkeit und ebenfalls die fatale, brennende Cigarre bei der Begrüßung zur Schau, die Frau von Horneck gleich in einen Eiszapfen verwandelte.

Die Brüder glichen einander sehr und ein geübtes Auge hätte sie überall und an jedem Ort auf den ersten Blick für Berliner Industrielle erkannt, trotz des amerikanischen Bartschnitts und der Yankee-Kleidung, und trotz des kräftigen, blonden, echt märkischen Typus, den man ja auch in der blutzersetzenden Großstadtluft Berlins noch häufig findet. Albert, ein Vierziger, war schon graumeliert, hatte sich aber die nervige, elastische Figur eines jungen Mannes bewahrt, während Gustav korpulent geworden war und die Taille verloren hatte, obgleich er erst fünfunddreißig zählte.

Herr von Horneck, der nie den Kavalier verleugnete, half Frau Petsch zum Wagen hinaus, und er hätte es für Mangel an Lebensart gehalten, wenn er einer Dame bei dieser Gelegenheit nichts Angenehmes zu sagen gewußt hätte.

„Gnädige Frau haben sich aber gar nicht verändert — aber das ist ja geradezu erstaunlich — findest Du nicht auch, liebste Mathilde?" wandte er sich an seine Gattin, „die Jahre haben Frau Petsch verjüngt statt gealtert — ich gratuliere zu einem Eheglück, das zur Quelle ewiger Jugend zu werden scheint," setzte er mit jenem gedämpften wohlwollenden Tonfall der Stimme hinzu, den alte Lebemänner gern jungen Frauen gegenüber anschlagen.

Aber Linchen Petsch blieb unbefangen, selbst dem forschenden, ihre Persönlichkeit taxierenden Blick des Frauenkenners gegenüber, den sie einfach nicht verstand.

Sie war im innersten Grunde ihrer Seele immer noch die Kleinstadtlehrerin, und sah trotz ihrer eleganten, staubgrauen Reisetoilette kleinstädtisch aus. Mit zweiunddreißig Jahren hatte sie sich eine wunderbare Frische erhalten und der geistig belebte, liebenswürdige Ausdruck ihrer sprechenden Augen und ihrer klaren Stirn verklärte förmlich ihre weder schönen, noch anmutigen Züge.

„Selig sind, die reinen Herzens sind," stand auf dieser Stirn geschrieben.

Mit dem Takt, den man von der früheren Erzieherin erwarten durfte, küßte sie Frau von Horneck die Hand und bat mit ebenso viel Bescheidenheit wie

Unbefangenheit: „Liebe, gnädige Frau, ich flehe Sie gleich um General-Absolution für meine beiden unartigen Herren an und für allen Übermut, den sie bei Ihnen begehen werden. Sie sehen hier drei glückliche Menschen vor sich, und wir haben unser liebes Suschen so ins Herz geschlossen, daß die Freude, ihre liebe Familie und Heimat kennen zu lernen, uns in die heiterste Stimmung versetzt hat."

Linchens Liebenswürdigkeit allein war es zu verdanken, daß Herr und Frau von Horneck die brennenden Cigarren ignorierten, mit denen die Gebrüder Petsch ihre Schwelle betraten. Die Thatsache war zwar sehr anstößig, allein was konnte man von „solchen Leuten" anderes erwarten.

Es dauerte nicht lange, so empfand Suse es als eine Schwierigkeit, das vermittelnde Glied zwischen ihrer Familie und ihren Freunden zu sein. Sie war so fest überzeugt gewesen, daß ihre Angehörigen in kurzer Zeit ebenso dem Zauber der Familie Petsch erliegen würden wie sie selbst, aber dazu schien jetzt wenig Hoffnung vorhanden.

Die Stimmung während der Mittagstafel stand auf dem Gefrierpunkt.

Herr von Horneck war verdrießlich und konnte es kaum verbergen. Von allen Klassen der menschlichen Gesellschaft war ihm die kaufmännische am unsympathischsten, und diese beiden unverfrorenen Berliner gingen ihm geradezu wider die Natur.

Frau von Horneck trug den strengsten Formenzwang zur Schau, der sich lähmend und erkältend auf den guten Humor legte, den die Gäste mitgebracht hatten.

Grützner, in Bedientenlivree, hatte feierlich die Flügelthüren zum Speisesaal aufgerissen und mit einem solchen Aufwand von grandioser Würde gemeldet „es ist angerichtet", daß sich Suse innerlich ärgerte und dachte: „ich glaube, der dumme Kerl will sich moquieren." Bedienten haben bekanntlich einen scharfen Blick für die soziale Bedeutung der Menschen.

Herr von Horneck, im tadellosen schwarzen Anzug, gegen den die Bummelkostüme der Herren Petsch sehr abstachen, bot Linchen mit einer Grandezza den Arm, als befände man sich auf höfischem Parkett, und Frau von Horneck legte kaum die Fingerspitzen auf Alberts Arm. Sie sah in ihrem schwarzen Schleppkleid majestätischer aus denn je.

Linchen zeigte sich musterhaft in dem Bestreben, sich ihren Wirten anzupassen, aber Suse bemerkte mit Schrecken, daß Albert Petsch sich im höchsten Grade unbehaglich fühlte. Er verstummte, während Gustav, der mehr Beherrschung besaß, ein höfliches Gespräch unterhielt.

Als er auf die landschaftlichen Schönheiten Amerikas zu sprechen kam, wurde Albert wieder lebendig. Er konnte hübscher erzählen als sein Bruder und entwarf mit beredten Worten ein Bild von der Großartigkeit des Yellowstone-Parks und von der Majestät der gewaltigen Ströme, gegen die der Rhein doch nur ein kleines Flüßchen sei.

In Herrn von Hornecks Augen war dieser Vergleich ein halber Vaterlandsverrat. Er räusperte sich stark und mißbilligend.

„Wenn Sie die Großartigkeit nach Raum und Ausdehnung bemessen, mag Amerika der Vorrang gebühren," fiel er Albert in die Rede, „aber wir klassisch gebildeten Europäer haben einen anderen Maßstab für die Größe als die Yankees. Uns lassen diese Riesenströme und sonstigen Naturwunder der Neuen Welt kalt, denn ihnen fehlt die historische Vergangenheit und der Zauber der Sagenpoesie."

„Man muß doch wohl die Dinge mit eigenen Augen gesehen haben, um urteilen zu können," sagte Albert Petsch trocken.

„Sie haben gewiß in einer rheinischen Universität studiert, da werden sich für Sie besonders schöne Erinnerungen an diesen herrlichen Strom knüpfen," fiel das kluge Linchen schnell ein.

„Ich war bei den Borussen in Bonn," sagte Herr von Horneck. Seine Miene bekundete, was diese Thatsache in seinen Augen bedeutete. Und dann sprach er von den Vorzügen des Corpslebens und seinen hohen, sittlichen Zwecken, als der besten Erziehungsinstitution des deutschen Jünglings.

Da die Brüder Petsch eine andere Art Erziehung genossen hatten, konnten sie diese Ansicht weder teilen, noch würdigen, und die Konversation wurde wieder einseitig.

Suse hatte längst bemerkt, daß ihren Gästen der Rotwein, den ihr Großonkel, Excellenz von Horsbach, so leidenschaftlich gern trank, nicht schmeckte.

Herr von Horneck ignorierte es, bis Albert Petsch unverfroren fragte, ob er nicht lieber eine Flasche Bier haben dürfte.

Suse hoffte im stillen, ihr Vater würde nun eine bessere Sorte Wein anbieten, und sie verwünschte wieder heimlich die Kleinlichkeit häuslicher Verhältnisse, als Herr von Horneck erwiderte, nach einem starken, mißbilligenden Räuspern über diesen Verstoß, denn es war kein Bier auf dem Tisch: „Ganz wie Sie wünschen."

Suse fand auch ihre Schwester heute unausstehlich.

Gustav Petsch, der seinen Platz zwischen den beiden Schwestern hatte, bemühte sich redlich, sie zu unterhalten, aber sie zeigte eine ablehnende Miene.

Ganz wie ihr Vater, faßte sie alles, was er von ausländischen Dingen und Verhältnissen erzählte, als eine Herabsetzung des deutschen Vaterlandes auf, die mit Indignation bekämpft werden müsse. Sie erklärte, daß ihr die ödeste Sandscholle der Mark Brandenburg lieber sei, als alle Herrlichkeiten der übrigen Welt zusammengenommen, und daß sie nie wünsche, ihre engste Heimat zu verlassen.

„Sehr charaktervoll, aber sehr einseitig," spottete Suse.

„Liebe Suse, Johanna ist reifer und gefestigter als Du," entgegnete Herr von Horneck, „Deine stürmische Jugend läßt sich noch von allem Neuen imponieren und aus allen Bahnen reißen."

„Brrrrr!" schüttelte sich Albert Petsch, als er nach aufgehobener Tafel mit seiner Frau allein auf der ihnen angewiesenen Logierstube war, „sind das hier eingepökelte Stockfische! Hier bleibe ich nicht länger als ich muß. Ich habe von der netten, kleinen Suse auf eine erträgliche Familie geschlossen, wenn

ich auch von früher her nie viel von unserem kleinen Landadel erwartete."

„Aber bester Mann," begütigte Linchen, „warte nur, sie tauen noch auf. Auch ich kenne diese Sorte Menschen aus früheren Zeiten, als ich noch Gouvernante war, und wenn sie einmal auftauen, sind sie die zuverlässigsten Freunde."

„Ich sehne mich nicht nach ihrer Freundschaft," brummte Albert.

„Du kannst doch nicht leugnen, daß diese exklusive Vornehmheit ihren Zauber hat," erwiderte Linchen. „Wie stattlich und würdevoll ist diese Einfachheit! Das Eßzimmer mit den Großvater-Möbeln, die Tafel, die Dienstboten, alles wahrhaft aristokratisch. Herr von Horneck ist ein vollendeter Kavalier und Frau von Horneck hat ganz den Stil der großen Dame. Und wie sie ihre Töchter erzogen hat! Diese jungen Mädchen sind wie die Waldblumen, so unberührt und frisch. Eine so exklusive Existenz hat den großen edlen Zug vornehmer Gesinnung, das kann man trotz alledem nicht leugnen."

„Ja, ja, Du bist nicht umsonst eine preußische Schulmeistertochter und im königlich preußischen Seminar gebildet," spottete Albert.

„Suse ist mir tausendmal lieber als unsere jungen Großstadtdamen oder als irgend eine von Euren gräßlich freien Amerikanerinnen, und ich hoffe, Gustav hat Geschmack genug, um sie zu heiraten!" rief Linchen ärgerlich.

„Da müßte sie sich aber erst von ihrer Familie scheiden lassen oder ich verweigere meinen Konsens," beharrte Albert.

* * *

Draußen in der frischen Luft fand die Familie Petsch etwas von ihrer Unbefangenheit und guten Laune wieder. Aber auch hier machten sich die verschiedenen Geschmacksrichtungen der Gäste und Wirte fühlbar.

Es gehörte zu Herrn von Hornecks Lieblingsgewohnheiten, Gäste auf einem Rundgang durch den Park nach einem Aussichtspunkt zu führen, wo sich das Wartekower Herrenhaus von seiner historischen Seite präsentierte. Dazu gehörte der südliche Flügel des Hauses, der eine Freitreppe in den Park hinaus besaß, und in dem Winkel, den der Anbau mit der Rückfront bildete, einen kleinen Turm mit einem Banner geschmückt.

Unter einigen Schwierigkeiten brachte der Hausherr seine Gäste bis auf diesen Punkt. Albert Petsch schweifte zehnmal vom Wege ab, um auf eigene Hand Naturstudien zu machen, und Gustav lief Susen nach, die ebenfalls steife Spaziergänge haßte.

„Bitte, Herr Petsch, hierher!"

„Albert, so komme doch einmal her!" rief Linchen dem Gatten zu, der eben auf den Knieen an dem Ufer eines kleinen Teiches herumrutschte und mit einem Stock Wasserpflanzen aus dem Schlamm fischte.

Er kam endlich mit beschmutzten Hosen und morastigen Händen, auf seinem Stock ein Geschlinge von Wassertang.

„Wahrhaftig, da habe ich dieselbe Alge gefunden, die in Australien zur Hochsommerzeit in jedem Tümpel wuchert," rief er mit lebhaftem Interesse.

„Bitte, Herr Petsch, beachten Sie diese Aussicht," unterbrach ihn Herr von Horneck ungeduldig.

„Sieh doch, lieber Mann, wie schön sich das Schloß hier macht!" rief Linchen mit aufrichtiger Bewunderung.

Albert Petsch blickte zerstreut auf. „Sehr nett. Ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß das Auftreten dieser Alge in unseren Gewässern zur Seltenheit gehört."

„Dieser Turm stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert," erklärte Herr von Horneck, „er wurde von einem meiner Vorfahren, Arwed von Horneck, erbaut, als Schutzwehr gegen aufständige Bauern, wie die Schießscharten in den sehr starken Feldsteinmauern anzeigen."

„Denke nur, wie interessant!" sagte Linchen, indem sie ihren Mann mit dem Ellenbogen anstieß, um ihn ebenfalls zu einer Anerkennung der bemerkenswerten Thatsache zu veranlassen.

„Ja, außerordentlich interessant ist dieser Fund. Ich muß den Teich einmal näher auf seine Beschaffenheit untersuchen."

Linchen sah vorwurfsvoll aus.

„Und in diesem erst in neuerer Zeit angebauten Flügel hatte ich die Ehre, Se. Königliche Hoheit, Prinz Friedrich Carl, eine Nacht zu beherbergen, als meinen Gast bei Gelegenheit eines großen Herbstmanövers," fuhr Herr von Horneck mit erhobener Stimme fort. „Auf jenem Balkon wurde mir der Vorzug zu teil, mit Sr. Königlichen Hoheit frühstücken zu dürfen."

Linchen bemühte sich, ihrer lebhaften Teilnahme an diesem ehrenvollen Ereignis Ausdruck zu geben, aber der Gatte verdarb Herrn von Horneck die genußreiche Erinnerung durch seine Gleichgültigkeit gegen historische Türme und königliche Prinzen. Mit dem gellenden Ruf der Australneger im Busch „Kiujuh!" lief er quer über den Rasenplatz seinem Bruder und Susen entgegen.

Linchen sah ihm strahlenden Auges nach und konnte nicht umhin voll Stolz zu bemerken: „So ist er nun immer! Voll Leben und überschäumender Lebenskraft!"

„Ein ungeschliffener Plebejer!" dachte Herr von Horneck für sich.

III.

Am folgenden Vormittag schlug Herr von Horneck seinen Gästen einen Ausflug zu Wagen und zu Pferde mit seinen Töchtern vor, um vorläufig einen Eindruck der Gegend zu gewinnen. Er selbst entschuldigte sich mit wichtigen Geschäften und versprach den Brüdern, am Nachmittag die Führung in ihren Angelegenheiten zu übernehmen.

„Den ganzen Tag halte ich es nicht aus mit diesen Berlinern!" sagte er zu Susens Entrüstung.

Zu dem Ausflug erschien Suse im Reithabit;

Linchen und Johanna nahmen in einem offenen Kaleschwagen Platz und für die Brüder Petsch war ein gesatteltes Pferd und ein Sitz neben dem Kutscher im Wagen zur Auswahl.

„Du reitest natürlich," sagte Albert zu Gustav, mit einem Blick auf Suse, die sich bereits in den Sattel schwang.

„Nein, ich weiß wie gerne Du reitest, ich werde mit den Damen fahren," erwiderte der bequeme, blonde Gustav.

„Aber nein, heute überlasse ich es Dir mit Freuden," wandte Albert ein.

„Du weißt, daß das Reiten für mich eine Anstrengung ist," wurde Gustav etwas deutlicher.

„Nun denn, allons, Fräulein Suse!" rief Albert und sprang in den Sattel, in dem er sich als geübter Reiter mit seiner schlanken, zähen Figur vortrefflich ausnahm.

Suse sah durchaus nicht enttäuscht aus, sie wußte, ein Ritt mit Albert Petsch würde nach ihrem Geschmack sein.

Zuerst blieben die Reiter bei dem Wagen und allerlei Scherze flogen hin und wider, aber Albert hatte nicht lange Geduld zu diesem zahmen Reiten, er brach bald seitwärts aus und nun ging es mit Suse querfeldein. Er hatte mit einem prüfenden Blick die Fähigkeit seiner Gefährtin taxiert, dann bekümmerte er sich nicht weiter darum, daß er ein junges Mädchen neben sich hatte, statt eines Mannes. Es war nicht seine Art, weichlich mit Frauen umzugehen.

Es wurde ein rücksichtsloser Ritt, Hindernisse gab es für ihn nicht. Es ging über Gräben und Hecken, durch Dorn und Gestrüpp, über Äcker und pfadlos quer durch Wald und Heide.

Aber Suse wußte das zu würdigen, sie blieb nicht zurück und in ihren Augen stand ein fröhliches Leuchten. Der Kaleschwagen und seine Insassen waren längst ihrem Gesicht entschwunden, als Alberts Aufmerksamkeit durch einige öde, verfallene Holzbaracken im freien Felde zwischen schwarzen Erdhaufen, die von fern hinter einer Kiefernheide auftauchten, gefesselt wurde.

„Das ist die Braunkohlengrube von Zschocher," erklärte Suse. „Sie ist außer Betrieb."

„Warum ist sie außer Betrieb?" fragte Albert Petsch lebhaft interessiert, indem er sofort sein Pferd nach der Richtung lenkte.

„Es trat Wasser in den Schacht und es hätte ein größeres Kapital dazu gehört, um den Betrieb fortzusetzen, als Herr von Bornitz, der Besitzer, riskieren konnte und wollte."

„Ah," sagte Albert, „vielleicht verlohnte es sich der Mühe, den Betrieb wieder aufzunehmen. Man müßte die Sache mal prüfen."

Die verschüttete Grube machte einen wüsten Eindruck. Ringsumher sandiges, entwaldetes Feld, auf dem nur Wolfsmilch und Brombeergestrüpp wucherten und zwischen großen Haufen Kohlenerde, die weithin den weißen Flugsand schwärzten, ein Holzschuppen mit eingeschlagenen Fenstern und einem halb verfallenen Dach.

Eine hohe Stange kennzeichnete noch die Stelle der Einfuhr und ragte einsam zu dem blitzenden Sonnenhimmel empor, der sich unermeßlich weit und glühendheiß über die Sandfläche dehnte.

Der Aufenthalt hier war nicht angenehm, aber Albert stieg vom Pferde, gab Susen die Zügel und untersuchte alles gründlich, die Kohlenerde, den Boden und den Holzschuppen, während lästige Stechfliegen die Pferde und die Reiterin plagten.

„O, kommen Sie!" rief Suse endlich ungeduldig, „ich kann mir den Ort ewiger Verdammnis nicht trostloser denken als diesen! Der Anblick dieser Verwüstung macht mich stets melancholisch, denn er erinnert mich an böse Zeiten, an Bornitzens Verluste mit all den unangenehmen Folgen!"

„Kind," sagte Albert Petsch, indem er wieder zu Pferde stieg, „wer weiß, vielleicht können wir diese Unglücksgrube doch noch zu einer Goldquelle machen. Die Sache will untersucht und am rechten Ende angefaßt sein."

Er blieb eine Weile nachdenklich und als ihr Weg sie endlich durch ein Nachbardorf von Wartekow führte, sagte er: „Ich habe Durst, wir wollen sehen, ob wir nicht ein Glas Bier bekommen können."

Sie machten Rast vor der Dorfschenke. Albert sprang aus dem Sattel und redete Susen, welche zögerte, zu, ebenfalls abzusteigen. Er ging mit ihr in die Bauernkneipe, als sei dies ein selbstverständlicher Aufenthalt für ein Fräulein von Horneck.

Aber die Schankstube, obgleich um diese Tageszeit leer von Besuchern, war heiß, dunstig und voller Fliegen. Albert entdeckte einen Garten hinter dem Hause und schlug vor, ihn aufzusuchen.

Eine Laube von Kletterbohnen bot ein schattiges Plätzchen, Albert ließ das Bier dorthin bringen. Sie saßen zusammen auf einer hölzernen Bank und um sie herum der tiefe Frieden und die Mittagsstille des Dorfes.

In dem eingezäunten Garten standen Balsaminen, Goldlack und hochstaudige Sonnenblumen in voller Blüte zwischen Kohl- und Gurkenbeeten, Erbsen und Stangenbohnen. Ein breitästiger Wallnußbaum beschattete die kahle, weißgekalkte Rückfront des Wirtshauses, vor dessen Hinterthür sich ein paar flachsköpfige, ungewaschene Kinder des Schankwirts im Sande wälzten. Zwei schwarze Hühner scharrten in den Kohlbeeten, und vom Hof herüber mischte sich der brenzliche Geruch eines in der Sonne dörrenden Dunghaufens mit den starken Blumen- und Kohldüften des Gartens.

„Das ist ein echt märkischer Bauerngarten!" rief Albert, der sich ungeheuer behaglich und wohl zu fühlen schien. „Ach, Suse, Sie glauben nicht, wie oft ich im fernen Westen geweint habe vor Heimweh und Sehnsucht nach unseren Kohlgärten! Heimat bleibt Heimat!"

Aber er erzählte doch gern von den Schönheiten und Abenteuern ferner Länder und Meere, und während Suse ihm lauschte, kam sie sich wie verzaubert vor, als erlebe sie ein Märchen.

Es war alles so ganz anders, als das Althergebrachte, Gewohnte. Es war so entzückend neu

und romantisch. Sie sah ihren Freund mit glänzenden Augen und heißen Wangen an und hob lachend das Bierglas, ihm zuzutrinken.

„Suse, Sie sind ein Staatsmädchen!“ rief er plötzlich im tollen Übermut, umfaßte sie mit beiden Armen und drückte einen Kuß auf die frischen, roten Mädchenlippen.

„So, das müssen wir Linchen erzählen,“ sagte er, sein Glas leerend, „sie wird sich freuen, daß wir so gute Freunde sind. Aber Gustav ist doch ein furchtbarer Esel, daß er mir heute seinen Platz abtrat.“

Suse war heftig erschrocken über diesen zwanglosen, thätlichen Freundschaftsbeweis, aber Alberts Harmlosigkeit half ihr über die Verlegenheit hinweg. Und sie rief sich bald in das Gedächtnis zurück, daß er eben eine außergewöhnliche Natur sei, wie Linchen sagte, und nicht mit dem Maßstab gewöhnlicher Sterblicher gemessen werden durfte. Daß dieser „bedeutende Mann“ sie einer so warmen Freundschaft würdigte, machte sie doch sehr stolz.

Als der Schankwirt jetzt in die Laube trat, knüpfte Albert ein lebhaftes Gespräch über die ländlichen Verhältnisse der Gegend mit ihm an und war bald tief in Erörterungen über Steuern und Abgaben der Schankgerechtigkeit verstrickt, über das Anwesen der einheimischen Bauern und die Stellung der Tagelöhner zu diesen und dem Gutsherrn. Er ließ sich auch alles erzählen, was der Wirt über die Bodenbeschaffenheit und Kohlenlager der Nachbarschaft wußte, wo und mit welchem Erfolge dieselben betrieben wurden, und machte sich Notizen darüber.

Über das Kohlengrubenunternehmen des Herrn von Bornitz auf Zschocher wußte Krüger, der Wirt, besser Bescheid zu geben als Suse. Er konnte Kapitalsanlage, Tonnenausfuhr und Preis der Kohle, Reinertrag nach Abzug der Kosten und vermutliche Ausdehnung des Lagers genau angeben.

„Da wäre ein Geschäft zu machen gewesen, sage ich Sie, ein ausgezeichnetes Geschäft!“ beteuerte Krüger und rieb sich die fettige Weste in der Magengegend, „das Lager ist das größte in die Gegend, zwischen Kottbus und Senftenberg, und die Kohle ist gut, schöne, fette Speckkohle. Die Bahn schneidet hier dichte bei die Wartekower Grenze, da war Sie ein Schienenstrang bis zur nächsten Haltestelle eine Kleinigkeit. Aber das verdammte Wasser kam Sie in den Schacht, da ist die ganze Herrlichkeit versoffen, und ewig schade is es um das schöne Geld, das Herr von Bornitz da verloren hat.“

„Wenn man die nötige Kraft daran setzte, wäre das Wasser ja zu bewältigen,“ sagte Albert Petsch, der mit steigendem Interesse zugehört hatte.

Krüger schüttelte wehmütig seinen kahlen Kopf. „Is Sie nich zu bewältigen. Sie haben es mit die Dampfpumpe und mit Abzug versucht, aber was zu ville is, is zu ville, und das Wasser kommt von unten rauf.“

„Da hat man schon ganz andere Dinge bewältigt, es gehört nur das nötige Kapital und die nötige Maschinenkraft dazu,“ erwiderte Albert, und dann mußte man schnell an den Aufbruch denken.

Der Ritt heimwärts war ein schlanker, scharfer Trab die Landstraße hinunter, denn die Reiter wollten das Mittagbrot nicht versäumen. Beide kamen stark erhitzt und bestaubt nach Hause und mußten in diesem Aufzug zu Tisch gehen, da keine Zeit mehr war zur Toilette.

„Du siehst ja aus wie eine Wilde,“ hatte Herr von Horneck mißbilligend bei Susens Anblick geäußert, und der Suppenlöffel fiel ihm fast aus der Hand, als er von der Einkehr in die Dorfkneipe hörte.

„Wir sind doch hier nicht im wilden Westen oder im australischen Busch, sondern im civilisierten Deutschland, und eine europäische Dame gehört nicht in eine Bauernkneipe!“ sagte er später entrüstet zu Suse.

Auch Johanna that unter vier Augen ihre Meinung kund. „Schrecklich!“ rümpfte sie die Nase, „solch ein rücksichtsloser Mensch! Brrrr! Du mußt Dein Reitkleid desinfizieren lassen, es riecht nach der Schnapskneipe!“

Suse hatte wieder das Gefühl, als müsse sie in der Enge heimischer Vorurteile ersticken. Sie mußte hinaus, hinaus in die große, schöne Freiheit — aber wie? Auf welchem Wege?

Zum ersten Mal trat diese Frage deutlich an sie heran, und sie fand nur eine Antwort: „Als Gustav Petschs Frau.“

Sie hatte eben das Reitkleid gegen ein hübsches rosa Frühlingsgewand vertauscht und saß, mit den Füßen baumelnd, tief nachdenklich auf dem breiten Brett des geöffneten Fensters in ihrem und der Schwester Schlafgemach.

Die Antwort war einfach, aber — hm — na — heiraten ist doch eigentlich scheußlich. Schade, daß es keinen anderen Ausweg gab.

Suse fühlte außer der Sehnsucht, in Berlin zu leben, den stürmischen Drang in sich, ihre liberale Gesinnung zu bethätigen. Die gewaltige, freiheitliche Strömung, die damals das junge Deutschland in die Bahnen des Kulturkampfes trieb, hatte auch in ihr junges, empfängliches Gemüt den Feuerfunken der Begeisterung für Freiheit und Fortschritt geworfen. Die Marlittschen Romanhelden und die Bekanntschaft mit Petschens thaten das übrige.

Ihre Eltern und deren Häuslichkeit blieben dem heißen Verlangen ihres Herzens nach dem Idealen etwas schuldig. Der unklare, unbestimmte Drang, mit dem sie wo anders Befriedigung suchte, warf sie Petschens und dem Liberalismus in die Arme, der zu jener Zeit in der Arena des neuen deutschen Reiches ein siegreiches Banner aufpflanzte.

Es reizte sie gewaltig, die große That zu vollbringen, es war so erhaben, so riesig intelligent und edel, alle Standesvorurteile zu verachten, den Adel und seine Geburtsrechte für eine verrottete, überlebte Institution zu halten, sich seiner angemaßten Vorzüge zu entäußern, dem Hochmut der Familie und Standesgenossen kühn die Stirn zu bieten, und Frau Petsch zu werden, einfach Frau Petsch, die Gattin des self made man, sie, eine geborene von Horneck-Wartekow!

Es war ganz Marlittsch!

Natürlich könnte sie genug adelige Gatten bekommen, wenn sie wollte. Friedhelm, zum Beispiel, und der kleine Lieutenant Graf Jsensee hatte ihr neulich auf dem Diner bei Diederitzens wahnsinnig den Hof gemacht, aber es war ja nicht zum aushalten mit diesen einfältigen, schablonenhaften, am Gängelbande bornierter Traditionen trottenden Söhnen einer beschränkten Kaste! Sie zog natürlich den Mann aus dem Volk, den Mann der Arbeit und Intelligenz vor, der mit dem weiten, freien Blick des Weltumseglers —

Ah, da war er ja!

Der Mann aus dem Volk, der Weltumsegler, schlenderte eben mit dem wiegenden, ein wenig watschelnden Gang und krummen Rücken, wie dicke Leute thun, wenn sie sich gehen lassen, behaglich mit seiner Cigarre und einer Zeitung in der Hand, in den Park hinein.

Suse sprang mit beiden Füßen zugleich vom Fenstersims.

Zuerst an den Spiegel.

Es war an ihrem äußeren Menschen wenig zu korrigieren.

Herr von Diederitz, der Frauenkenner, hatte von ihr einmal gesagt: „Da kann man lange losen, bis man ene find't wie die," und der alte Oberst in Kottbus auf dem Kasinoball nannte sie „einen bildhübschen Racker".

Wenn sich nur Batistkleider nicht so verknüllen und Schleifen nicht immer schief rutschen möchten! So, nun den großen Schäferhut ein wenig hintenüber gesetzt, das sah wirklich malerisch aus — und Suse steckte in einer Anwandlung von Verlegenheit vor sich selbst, über ihr reizendes Spiegelbild, die Zunge heraus und schnitt eine fürchterliche Grimasse. Dann lief sie Gustav nach in den Park und wußte ihm auf einem Umweg zu begegnen.

„Ich will Ihnen ein hübsches Plätzchen für die Mittagsruhe zeigen, Herr Petsch," sagte sie huldvoll, mit dem Selbstgefühl der jugendlichen Heldin, die Grafen und verliebte Referendare verschmäht, um sich dem Manne aus dem Volke zuzuwenden, „es ist mein Lieblingsplätzchen; vielleicht teilen Sie meinen Geschmack."

Der höfliche Gustav erwiderte, das sei selbstverständlich, und so führte sie ihn nach einer Buchenlaube mit bequemen Gartenstühlen und einem malerischen Ausblick auf eine weite Parkwiese.

Finken und Drosseln schmetterten ihre Brautlieder im goldgrünen Laubengezweig, ein feuchtfrischer, kräftiger Gras- und Thymiangeruch wehte von der Wiese herüber und rings um die Laube herum der dichte, üppig wuchernde Laubwald des Parks, mit dem leisen Rauschen und Raunen des warmen Frühlingswindes und dem liebeseligen Vogelchor — Suse fühlte den Reiz der Situation plötzlich wie eine beklemmende Angst an der Kehle. Sie warf einen scheuen Seitenblick auf Gustav und wäre bei dem Gedanken, daß er ihr unbedingt jetzt zu Füßen stürzen müsse, am liebsten fortgelaufen.

Aber der Mann der Intelligenz und der Arbeit blies gemütlich die blauen Ringe seiner Cigarre von sich und sagte behaglich: „Ich habe wirklich zu viel gegessen heute mittag, der Kalbsbraten und die Sahnenkartoffeln waren ausgezeichnet."

Suse lachte ein wenig grün und fand als Antwort nur ein: „O wirklich?"

Dann entstand eine kleine Pause.

„Es ist doch himmlisch auf dem Lande," bemerkte Gustav, „schon bloß der frischen Gemüse und der frischen Eier wegen möchte ich auf dem Lande leben. Das bekommt man ja in der Stadt für Geld und gute Worte nicht in so vorzüglicher Qualität."

„Ja, das ist alles ganz schön, wenn man nebenbei ein Haus in Berlin hat," wandte Suse ein.

„Häuser rentieren nicht immer gut. Man überbaut sich jetzt in Berlin und es wird einen Rückschlag geben. Da ist eine Korsettfabrik, wie die, an der wir beteiligt sind, sicherer. Am besten wäre ein Biergarten, ein Konzert-Etablissement im Westend, wo das Bedürfnis nach solchen Lokalen vorhanden ist."

Suse bemühte sich, verständnisvoll auszusehen. Eine Korsettfabrik und ein Biergarten! Gut, daß Johanna das nicht hörte. Es wäre natürlich furchtbar beschränkt und lächerlich, daran Anstoß nehmen zu wollen, aber Johanna war nun doch mal so! Sie würde sich halb totlachen, wenn sie dieses tête-à-tête hier sähe und die Unterhaltung dazu hörte.

„Sehen Sie nur," sagte Suse, „es liegt wie ein Sonnennebel auf der Wiese. Das mag ich so gern. Die Ferne sieht ganz golden aus."

„Ach," seufzte Gustav mit einem schwärmerischen Augenaufschlag, „dieser Park im Westend und 'ne rechte flotte Bierwirtschaft drin! Da sollten Sie mal sehen, wie die Berliner Sonntags im Grase herumhüpfen thäten! Ja, da hätte die Sache Wert."

Und nun rechnete er Suse vor, was ein solches Grundstück an genannter Stelle für einen Reinertrag erzielen könnte, wenn es in die rechten Hände käme.

Suse kam später in etwas nachdenklicher Stimmung zu Linchen.

„Wo bist Du denn gewesen, mein Liebling?" fragte diese.

„O, ich habe mit Deinem Schwager in der Buchenlaube gesessen."

„Da habt Ihr Euch wohl recht nett unterhalten?"

„O — ja — er hat mir einen geschäftlichen Vortrag gehalten."

„Ja, so ist er. Das, was er ist, ist er ganz. Er wird mit seiner Intelligenz noch Großes erreichen."

* * *

Am Abend desselben Tages hatten sich Linchen und Suse, im Schlafzimmer der ersteren, bei ernsthaften und intimen Gesprächen verplaudert.

„Siehst Du, liebes Herz," hatte Linchen zu ihrer ehemaligen Schülerin gesagt, „das ist ja alles wunderschön, so wie Ihr lebt und denkt, aber es gehört in eine andere Welt als die heutige. Vornehme Geburt und Erziehung geben einem jetzt nicht mehr das Recht, sich für etwas Besonderes zu halten.

Es mag wohl gehen in diesem weltabgelegenen Winkel, so lange man die Mittel hat, es durchzuführen, aber draußen, wo die Welt groß, weit und interessant ist, da gelten ganz andere Werte, als bei Euch. Auch die klassische Bildung, die in Deutschland eine so große Rolle spielte, hört mehr und mehr auf der Maßstab für die Leistungs- und Urteilsfähigkeit des Mannes zu sein. Persönliche Begabung und praktische Intelligenz sind jetzt ausschlaggebend. Vergleiche nur Eure und unsere Verhältnisse. Dein Vater wird trotz seiner klassischen Erziehung und den Vorzügen seiner Geburt nie über seine Scholle hinauskommen, er wird in beschränkten Verhältnissen stets ein eingeengtes Dasein führen, er ist nicht imstande, seinen Wohlstand zu vermehren und seine Kinder auf höhere und weitere Bahnen zu führen. Und wenn er in die Welt hinauskäme, würde er nur eine untergeordnete Rolle spielen, denn was ist heutzutage ein kleiner Rittergutsbesitzer ohne Vermögen? Vergleiche einmal damit meine Herren! Wie sie sich ohne Vorzüge der Geburt und Erziehung aus eigener Kraft emporgerungen haben, so daß ihnen jetzt die ganze, große Welt offen steht und mit den reichen Mitteln, die sie ihrer persönlichen Intelligenz verdanken, alles erreichen können, was sie wollen."

Suse senkte den Kopf und eine schwere Wolke lag auf ihrer Stirn. Sie schämte sich förmlich ihrer aristokratischen Geburt und Erziehung, der klassischen Bildung ihres Vaters, Bruders und anderer Verwandten, da doch alles zusammengenommen so wenig erreichte und überhaupt ganz veraltet und altmodisch war.

„Heutzutage heißt es seine persönlichen Kräfte und seine Intelligenz zusammennehmen, wenn man nicht dahinten bleiben will und zu denen gehören, die achtlos beiseite geschoben werden," fuhr Linchen fort, Weisheit zu predigen, und Susen wurde ganz heiß vor Angst.

„Ach, Linchen, ich komme mir vor wie eine alte Brotrinde, die hinter einen Schrank gefallen ist, und wie eine Spinne, die hinter einem Spiegel, an die Wand geklemmt, stecken bleibt," rief sie kläglich, „aber ich will nicht verschimmeln und vermodern, ich will hinaus!"

Linchen streichelte sanft ihren Scheitel. Sie glaubte ja bereits den Ausweg für Suse aus der Enge in die Weite gefunden zu haben. Nach Frauenart durch eine Heirat.

„Sei ruhig, mein Liebling, es wird alles gut werden, für Dich ist mir nicht bange," erwiderte sie, sehr zufrieden mit dieser Stimmung, denn sie wollte Suse für ihren Schwager Gustav gewinnen.

Und Suse dachte bei sich, daß sie Gustav Petsch heiraten und lieben wolle, trotz der Korsettfabrik und der Bierwirtschaft.

Es war unterdessen Mitternacht geworden und plötzlich wurde die tiefe Stille umher durch ein Lied unterbrochen, das, von kräftiger Männerstimme gesungen, zum Fenster hereintönte und aus der Luft zu kommen schien, denn das Fenster lag hoch im Giebel des Hauses.

„Ich schieß den Hirsch im tiefen Forst,
Die Ente auf dem See —"

klang es laut und fröhlich durch die schweigende Sommernacht.

„Das ist Albert!" rief Linchen, und beide Freundinnen liefen an das Fenster.

Ja, da saß er in dem alten Apfelbaum, der mit krummem Stamm und breiter Krone fast bis zum Fenster hinauf reichte. Er hatte im Park seine Cigarre geraucht und als er im Zimmer der Damen noch Licht sah, reifte sofort bei ihm der übermütige Entschluß zu dieser Überraschung.

Vom breiten Ast des Apfelbaumes schwenkte er im hellen Mondschein seinen Hut und grüßte Linchen und Suse mit der schöne Strophe:

„Und dennoch schlug die Liebe mir
Ins wilde Jägerblut."

Linchen war fast zu Thränen gerührt und Suse fand die Situation reizend.

Die übrigen Hausbewohner neigten jedoch zu einer anderen Auffassung des nächtlichen Ständchens.

Frau von Hornecks Kopf wurde einen Augenblick zwischen den Jalousien ihres Schlafstubenfensters sichtbar. Tief empört hatte sie sich überzeugen wollen, welcher Stalljunge es wage, ihre mitternächtliche Ruhe zu stören, von der gewöhnlich das Befinden des nächsten Tages für sie abhing.

Suses Gefühl wurde am folgenden Morgen abermals auf das tiefste verletzt, als ihre Mutter Albert Petsch „grenzenlos rücksichtslos" nannte, während ihr Vater den „ganzen Menschen komödienhaft und abenteuerlich" fand.

Johanna behauptete, er habe sich in ihren Augen für immer lächerlich gemacht. Ein vierzigjähriger Mann, der mitten in der Nacht auf einen Apfelbaum steige und den Mond ansänge, sei überhaupt nicht mehr ernsthaft zu nehmen.

IV.

Das Kohlengrubenunternehmen wollte Albert Petsch nicht wieder aus dem Sinn und er suchte eine Aussprache darüber mit Herrn von Horneck, als er mit diesem, am folgenden Tage nach dem Mittagessen, auf dem Gartenbalkon beim Schälchen Mokka saß. —

Herr von Horneck lag in seinem braunen Sämmtling lang ausgestreckt auf einem der sogenannten Patent-Klappstühle, ein Rauchtischchen und Zeitungen neben sich, über sich ein rotgestreiftes, schützendes Segeltuchdach. Trotz dieses behaglichen dolce far niente und des herrlichen Maientages sah er verdrießlich aus.

Seine Frau hatte am Vormittag eine größere Summe Geld zur Bestreitung einiger Privatausgaben von ihm verlangt. In Wirklichkeit handelte es sich um unbezahlte Rechnungen für ihre und der Töchter Wintertoiletten, aber sie schob das Deficit ihrer Kasse auf Petschens Logierbesuch.

Der Wirtschaftsinspektor, Herr Hasenwalk, war mit noch größeren Ansprüchen an seinen Beutel ge-

kommen, es war greulich, was alles von ihm verlangt wurde!

Und der Fleischer, der Geld für kürzlich verkauftes Schlachtvieh bringen sollte, blieb aus. So hatte er eine Summe opfern müssen, die für seine Privatzwecke bestimmt gewesen war, und das verdarb seine Laune im hohen Grade. Konnte man wohl je seines Lebens froh werden?

Es war doch eine verdammte Geschichte, daß es an einer Ecke immer fehlte, entweder man konnte den Ansprüchen der Familie nicht genügen oder man mußte sich jene großen und kleinen Passionen verkneifen, ohne die das Leben allen Reiz verliert.

„Schmeiß doch Petschens zum Hause hinaus, wozu quälen wir uns denn mit dem vulgären Pack?“ hatte er wütend zu seiner Frau gesagt. „Suse ist verrückt, uns diese Leute auf den Hals zu laden. Was will sie denn eigentlich? Will sie etwa den Dickwanst, den lächerlichen Gustav, heiraten? Da müßte er doch mindestens eine Million haben, sonst danke ich bestens.“

Frau von Horneck sah insultiert aus. Ihr Gatte hatte sich wieder auf das Gebiet begeben, wo die Schlachten zwischen den beiden Geschlechtern geschlagen werden, und hier war oberster Grundsatz, daß das Weib für das Weib einstand, ganz gleich, um welche Sache es sich handelte.

„Du wirst doch Deinen Töchtern wohl mal einen Logierbesuch von Freunden gestatten. Wenn auch diese Petschens nicht gerade die sympathischsten Leute sind, so handelt es sich hier um Susens frühere Lehrerin und das Kind hat Pflichten der Dankbarkeit. Frau Petsch ist ja auch eine durchaus taktvolle, angenehme Person. Aber selbst, wenn der jüngere Herr Petsch eine Million hätte, glaube ich nicht, daß Suse auf eine Heirat eingehen würde.“

„Na, na. Denke an die Comteß Fanny, die Tochter Deiner besten Freundin, die den Juden Schlesinger um seiner Millionen willen heiratete. Es ist doch nicht so übel — den Winter im eignen Palais der Residenz zu verleben, den Frühling an der Riviera und den Sommer in den Bergen und Baden-Baden. Suse hat's hinter den Ohren, ich glaube, die wird sich ihr Schicksal mal ganz auf eigene Hand zurecht machen. Es ist eine verfluchte Sache heutzutage mit heiratsfähigen Töchtern! Ein Schwiegersohn, der keine große Mitgift verlangt, wäre gar nicht übel.“

„Es wäre besser, Du sorgtest etwas mehr für die Mitgift Deiner Töchter, statt solche Wünsche zu hegen,“ erwiderte Frau von Horneck scharf. „Wenn Du immer weniger an Dich, als an die Zukunft Deiner Kinder gedacht hättest, würden solche fatalen Geldheiraten nicht nötig sein.“

Es war gut, daß sie bei den letzten Worten bereits halb zur Thür hinaus war und dieselbe sofort hinter sich schloß, was jede Antwort abschnitt. Es war eine Taktik, die Frau von Horneck stets beobachtete und allen Mitschwestern hätte empfehlen können, ihrem Gatten das Angenehmste auf der Thürschwelle zu sagen und das letzte Wort energisch durch Thürschluß zu bekräftigen.

Eine geschlossene Thür zwischen zwei Uneinigen in dem Moment, wo der Gradmesser der Meinungsverschiedenheit auf den Siedepunkt steigt, war von ihr als beste Wehr und Waffe erkannt, und es war wunderbar, zu welcher Courage man sich auf der Thürschwelle aufschwingen konnte, wenn man die Klinke fest in der Hand fühlte.

Die unterbliebene Abfertigung auf die Herausforderung seiner Gattin saß darum Herrn von Horneck noch in der Kehle, nebst dem Ärger über unvermutete Ausgaben, während er mit hochgewirbelten Schnurrbartspitzen und einer grimmigen Falte zwischen den Brauen auf dem Klappstuhl lag, ungeduldig und gelangweilt auf Albert Petschs Fragen antwortend, der ihn, unbekümmert um seine gute oder schlechte Laune, einem scharfen Examen über alles, was die Grube betraf, unterwarf.

Albert saß rittlings auf einem kleinen Feldstuhl und schrieb und rechnete in sein Portefeuille. Für ihn gab es keine Mittagsschläfrigkeit und kein Bedürfnis nach Bequemlichkeit, sobald ein Geschäft in Frage kam oder die geringfügigste Veranlassung seine Thätigkeit herausforderte und seine Gedanken beanspruchte. Er merkte es gar nicht, daß ihm die Sonne heiß auf den Rücken schien, und daß ihm die Fliegen um die Nase summten, so eifrig war er in seine Berechnungen vertieft.

„Mein Gott, das ist eine faule Sache mit der Grube, Herr Petsch,“ wehrte Herr von Horneck seinem Eifer, „das infame alte Ding hat Opfer genug gekostet und nichts gebracht. Vornitz ist daran fast kaput gegangen. Nicht nur das Vermögen seiner Frau, sondern auch ein Kapital, mit dem sein Bruder sich beteiligte, ist darin zu Wasser geworden. Das kann er nicht überwinden, den kriegen Sie zu keinem Risiko mehr ran.“

„Er braucht auch nichts mehr dabei zu riskieren. Wenn er ein Aktienunternehmen daraus macht, kann er mit fremdem Gelde wirtschaften. Als Direktor der Gesellschaft braucht er ja nur seinen Vorteil wahrzunehmen, um sich in die Wolle zu setzen,“ erwiderte Albert weiterrechnend.

„Da kennen Sie Vornitz schlecht. Der eignet sich nicht für diese Art Geschäfte, bei denen man sich auf anderer Leute Kosten bereichert und andere reinfallen läßt, um sein Schäfchen im Trocknen zu scheren,“ wurde Horneck etwas anzüglich.

„Davon ist ja hier gar nicht die Rede, man muß die Sache verstehen, um darüber urteilen zu können, und wenn die Grube nicht ein sicheres, rentables Geschäft verspricht, wollte ich gewiß jedem raten, die Finger davonzulassen. Am allerwenigsten würde ich selbst ein Glied dafür rühren. Nach allem aber zu urteilen, was ich bis jetzt gehört habe, liegt dort ein ungehobener Schatz in der Erde, der schon ein bißchen Schweißvergießen wert wäre.“

Und nun rechnete Albert Herrn von Horneck vor, was für ein Kapital nötig wäre, um den Betrieb zu erneuern, mit welchem Kohlenabsatz sich das Aktienkapital verzinsen würde und welche Dividende in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen sein würde.

Herr von Horneck blieb ungläubig und sah

Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, die Albert Petsch nicht sah oder für unwesentlich hielt.

Die Geschäftsdebatte zog sich in die Länge, Herr von Horneck kam um sein Mittagsschläfchen, und endlich fanden sich auch seine Gattin und Gustav Petsch ein, um sich mit lebhaftem Interesse an dem Meinungsaustausch zu beteiligen.

Frau von Horneck war nicht ganz so mißtrauisch wie ihr Gatte. Sie hatte es längst schwer empfunden, daß sie nicht auch ihren Vorteil von dem allgemeinen, großen Geschäftsaufschwung haben sollte und in Geschäftsangelegenheiten fühlte sie mehr Vertrauen zu dem Urteil der Brüder Petsch als zu dem ihres Mannes.

Wie herrlich wäre es, wenn ihnen allen in dieser Kohlengrube eine Geldquelle eröffnet würde, die endlich den kleinen Mißhelligkeiten, hie und da mangelnder Mittel, ein Ende machte und sie der unliebsamen Kämpfe mit dem Gatten um jedes geringste Mehr oder Weniger überhöbe!

Es war wirklich hohe Zeit, daß sich auch die Landwirtschaft die Erfolge der Industrie zu nutze machte, und warum sollte es weniger anständig und standesgemäß sein, eine Dividende von einer Aktiengesellschaft zu beziehen, als Korn und Milch zu verkaufen?

„Wenn Herr von Bornitz nichts von seinem Vorteil wissen will, dann kaufen wir ihm die Grube ab und Sie, Herr von Horneck, werden Direktor, denn wir müssen einen Namen und eine Person von Stand an der Spitze haben," sagte endlich Albert Petsch und erörterte die enormen pekuniären Vorteile, die dem Direktor eines solchen Unternehmens zufielen.

Horneck schüttelte zwar immer noch ungläubig den Kopf, aber seine Frau horchte hoch auf und sagte, „es sei doch wohl ratsam, der Sache näher zu treten und solche Chancen nicht aus bloßem Vorurteil von der Hand zu weisen". Sie redete lebhaft zu, sofort nach Zschocher hinüberzufahren und die Angelegenheit an Ort und Stelle zu erwägen.

Nach kurzer Zeit befanden sich die drei Herren auf dem Wege dorthin.

„Wundern Sie sich über nichts, was Sie in Zschocher erleben und sehen werden, meine Herren," sagte Herr von Horneck unterwegs, „Bornitz ist ein Querkopf und seit dem Unglück mit der Kohlengrube lebt er wie ein Asket und Eremit. Meiner Meinung nach übertreibt er und die Familie hat darunter zu leiden. Aber er läßt sich nicht darein reden und obgleich sonst ein prächtiger Mensch und ein echter Edelmann, ist er doch furchtbar ungemütlich geworden."

Wie ausgestorben war der Gutshof von Zschocher, als die drei Herren im Kaleschwagen vor dem einfachen, einstöckigen Herrenhause hielten.

Zwischen den Pflastersteinen im Hof wucherten Gras und Unkraut, die Stallgebäude sahen alle reparaturbedürftig aus und das weißgekalkte Gutshaus mit dem vorspringenden Dach glich einer Bauernbehausung, bis auf das steinerne Wappen über der Hausthür. Aber ein Überfluß von majestätischen uralten Linden deckte die mannigfachen Schäden der Gebäude und Mauern mit königlicher Pracht, auch war alles an und vor dem Hause sauber und blitzblank.

Kein Dienstbote kam den Gästen entgegen, Herr von Horneck schien daran gewöhnt zu sein. Ohne Zögern führte er die Brüder Petsch über den Vorflur des Hauses, der eine rote, backsteinerne Diele und gekalkte Wände mit alten, schwarz gewordenen Ölgemälden zeigte und wie ein Keller roch, um an die gegenüberliegende Thür zu pochen.

Eine Frauenstimme rief „Herein!", doch als die Herren öffneten und eintraten, bot sich ihnen ein etwas sonderbares Bild.

In dem einfachen Gartenzimmer mit birkenen Möbeln und Korbstühlen saß ein junges Mädchen mit puritanischer Einfachheit in ein dunkles Kattungewand gekleidet, und mit einem erschrockenen Gesicht.

Sie war augenscheinlich mit Nadel und Schere beschäftigt gewesen, aber seltsamerweise befand sich der Gegenstand ihrer Thätigkeit nicht in ihren Händen, sondern baumelte in der ganzen nüchternen unverkennbaren Deutlichkeit von einem Paar durchlöcherten Herren-Unterbeinkleidern, lang und scheußlich aufdringlich dem Auge sichtbar, von dem Knopf der Hängelampe mitten im Zimmer herab.

Die drei Herren und das junge Mädchen sahen sich und die sonderbare Lampendekoration verblüfft an, dann sagte Herr von Horneck:

„Lassen Sie sich nicht stören, liebe Magdalene, ich sehe, Sie haben Wäsche, wir suchen nur den Papa," und er drängte Petschens rückwärts zur Thür hinaus, da er Magdalenens bodenlose Verlegenheit bemerkte. Er begriff nicht gleich, daß ihre Flickarbeit, die sie bei dem Anklopfen und dem Gewahrwerden eines Herrenbesuchs schnell in einen jenseit der Hängelampe stehenden Wäschekorb schleudern wollte, nur aus Versehen an der zackigen Lampenspitze hängen geblieben war, in dem Augenblick als die Thüre sich öffnete.

Magdalene von Bornitz gehörte jedoch nicht zu den Mädchen, die ihre Haltung in einer Verlegenheit gänzlich verlieren. Ehe Herr von Horneck die Thüre schließen konnte, hatte sie das fatale, väterliche Untergewand beseitigt und begrüßte nun die Gäste mit tadellosem Takt.

„Ich weiß nicht genau, wo Papa ist, ich werde Mama fragen, sie ist mit den Schwestern im Garten," sagte sie, und die Herren folgten ihr dorthin.

Die Situation, in der sie Frau von Bornitz mit den beiden jüngeren Töchtern im Garten trafen, war auch nicht ganz gewöhnlich.

Frau von Bornitz, eine große, kräftige Dame, war beschäftigt, mit einem Spaten ein Stück Land umzugraben. Ihr graues Kamelottkleid, unter einer blauen Leinenschürze hochgesteckt, zeigte ihre Füße in derben Lederstiefeln, den Kopf mit den etwas breiten, energischen Zügen und dem grauen Haar schützte ein grober, riesenhafter Strohhut, der schon manchen Sommer erlebt haben mochte. Der Schweiß perlte ihr von der Stirn und ihre Schürze wie ihre Hände waren mit feuchter Gartenerde beschmutzt.

Die eine Tochter, ein Backfisch, machte mit einem

Stechholz Löcher in die aufgegrabenen Furchen, und die jüngste, ein lang aufgeschossenes Kind, senkte in diese Löcher junge Kohlrübenpflanzen.

Keine Spur von Verlegenheit über ihre grobe Arbeit zeigte sich in dem großen, freien Blick der Hausfrau, als die Herren nahten. Sie sah aus wie eine Bauerfrau, aber sobald sie sich von ihrer Arbeit aufrichtete und die Gäste begrüßte, hatte sie etwas imponierend Vornehmes.

Auch Herr von Horneck schien in ihrer Beschäftigung nichts Außergewöhnliches mehr zu sehen. Er stellte ihr die Berliner umständlich und feierlich vor und während sie dieselben mit einem ihrer raschen, festen Blicke prüfte, fügte er hinzu:

„Die Herren möchten gern die alte Kohlengrube besichtigen und mit dem Herrn Gemahl über die Angelegenheit sprechen. Herr Petsch läßt es sich nicht ausreden, daß da noch etwas zu machen sei, obgleich ich ihm den Sachverhalt klar darlegte."

Frau von Bornitz wandte sich lebhaft an die Brüder. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, meine Herren, lassen Sie die Sache ruhen, damit ist bei meinem Manne nichts zu holen als Unannehmlichkeiten."

„Aber, gnädige Frau," wandte Albert ein, „Sie ahnen wohl nicht, welche Goldquelle Sie sich da verschließen. Der einzelne mit dem Kleinkapital ist natürlich zu einem solchen Unternehmen zu schwach, und er kann ebenso gut sein Geld zum Fenster hinauswerfen, als mit einer kleinen Summe an so etwas herangehen. In dieser Beziehung muß der Landwirt heutzutage von uns Industriellen lernen, die wir die Genossenschafts- und Gesellschaftsunternehmen ins Leben gerufen haben, um mit großen Mitteln Großes zu erzielen. Ihr Herr Gemahl soll nur versuchen, aus der verunglückten Kohlengrube ein Aktienunternehmen zu machen und er wird sehen, wie sich mit dem Großkapital die Schwierigkeiten überwinden und die Schätze aus der Erde heben lassen."

„Was? Sie wollen meinen Mann unter die Gründer schicken?" fragte Frau von Bornitz mit einem tiefen, klangvollen Auflachen.

„Freilich will ich das," erwiderte Albert eifrig. „Nur auf diesem Wege kann sich die Landwirtschaft in Zukunft davor retten, von der Industrie erdrückt zu werden. Massenproduktion und Massenarbeit ist das Losungswort der neuen Zeit. Der kleine Landwirt und der kleine Handwerker gehen unfehlbar über Bord, wenn sie nicht Mittel und Wege finden, sich dieser gewaltigen Strömung anzuschließen."

Frau von Bornitz richtete sich hoch auf. „Ehe es so weit kommt, mein Herr, daß der deutsche Landmann, der Edelmann und der Bauer, die erbeigene Scholle zu kaufmännischen Aktienunternehmen macht, muß erst die ganze alte Rasse mit ihren Kindern ausgestorben sein. Dazu taugt unsereins nicht und unsere nächsten Nachkommen auch noch lange nicht, die wir mit unseren Grundsätzen und Gewohnheiten erziehen."

„Aber das sind ja Vorurteile, meine gnädige Frau," fiel Albert wieder lebhaft ein, „was ändert es denn an Ihren Grundsätzen und Gewohnheiten, wenn Ihr Herr Gemahl zum Beispiel aus der Kohlengrube ein Aktienunternehmen macht? Der einzige Unterschied wäre nur, daß Sie in einiger Zeit über größere Mittel zu verfügen hätten und sich und Ihren Kindern ein standesgemäßes Dasein verschaffen könnten, denn es ist doch wahrhaftig nicht schön, wenn Damen wie Sie sich mit solcher Tagelöhnerarbeit befassen müssen!"

Frau von Bornitz wuchs noch um einige Zoll. „Wir gehen von so verschiedenen Anschauungen aus, Herr Petsch, daß wir uns nie verstehen werden," sagte sie mit einem ruhigen, stolzen Blick, „ich halte diese Arbeit für standesgemäßer als die Beteiligung an einer Börsenspekulation und Sie werden bei meinem Mann dieselbe Ansicht finden. Aber da Sie ihn doch einmal zu sprechen wünschen, werde ich Sie zu ihm führen, er ist auf dem Hof."

Man folgte der Hausfrau auf den Hof; die beiden Brüder Petsch wechselten einen verständnisinnigen Blick, welcher so viel besagte als: „welch lächerliche Borniertheit!"

In verschiedenen Ställen und Scheunen wurde Herr von Bornitz vergeblich gesucht, endlich, als man eine dunkle, ziemlich leere Geschirrkammer betrat, in die Frau von Bornitz' sonore Stimme: „Ludolf, Ludolf!" hineinrief, kam zur Überraschung der Anwesenden eine lange Gestalt mit endlosen Beinen aus dem Dämmerdunkel der Dachsparren in spiralförmigen Windungen, mit fliegenden Rockschößen, heruntergewirbelt, um sich mit einem Sprung auf die Füße vor die erstaunte Gruppe zu stellen.

„Ja, aber um Gottes willen, Bornitz, was machst Du denn da?" fragte Horneck, verblüfft hinaufsehend, wo ein braunes, unförmliches Etwas zurückschnellend vom Dachbalken herunterbaumelte, über dem Kopf des aus der Luft Gefallenen.

„Ich gerbe alte Kuhhäute, mein Freund, nach meiner eigenen Methode. Zuerst muß die Steifheit raus und die Härte. Da wickle ich nu so ein Ding stramm auf, so fest es geht, und dann häng' ich mich dran. Du glaubst nicht wie windelweich die alten Lappen werden, wenn man die Prozedur so'n Stücker Dutzend Mal vorgenommen hat. Aber mit wem habe ich die Ehre?" wandte er sich an Petschens, die sich auf die Lippen bissen, um ernsthaft zu bleiben.

Nach wenigen Minuten saß man im Gartenzimmer bei offenen Thüren, die einen Blick ins Grüne gewährten, und auf der schneeweißen Serviette des birkenen Tisches wurden von Magdalene Butterbrote und Braunbier serviert.

Magdalene und ihre Schwestern hatte alle drei fast weißblondes Haar, etwas breite blasse Gesichter und den freien, offenen Blick der Mutter. Friedhelm, der Referendar und älteste Sohn, war bedeutend hübscher als die Töchter.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Wintermahnung.

Über Nacht
Hat sich sacht,
Aber steif,
Frost und Reif
Aufgemacht
Zu der Schlacht
Mit dem Föhn,
Auf den Höhn.

Morgendämmern
Liegt auf Wiesen,
Und sie hämmern
Auf den Riesen,
Auf den müden,
Bis geschunden,
Überwunden,
Fast vernichtet
Er sich flüchtet
Nach dem Süden.

Als das Frühlicht dann
Sanft herniederrann
Über Feld und Tann,
Sieht es schon den Glanz
Weißen Frostgewands,
Das den strengen Bann
Um die Gräser spann.

Wie im Frühling treiben
Blumen jetzt an Scheiben,
Und die Menschen reiben
Sich die starren Glieder:
Frauen übers Mieder
Werfen warme Leibchen,
Gönnen sich ein Häubchen,
Bürsten Fleck und Stäubchen
Von im Schrank verwahrten
Pelzen, dicht behaarten.

Und die Kinder schrein: „Hurra!
Bald wird's schneien, gelt, Mama?
Unser Freund ist wieder da!
Draußen knarrt schon im Geleis
Milchmanns Wagen auf dem Eis,
Und die Dächer — sieh! wie weiß!
Her den Schlitten! Schlittschuh her!
Wenn's doch immer Winter wär'!"

Und Papa? Trotz Wind und Eise
Muß er fort aus trautem Kreise,
Senkt in Mantels Wollgehäuse
Sorglich bergend seine Ohren,
Und dann wandelt er verloren
In geschäftlich ernstes Sinnen,
Ins Verlieren und Gewinnen,
Denn die Pfade sind verworren,
Wo die gold'nen Bächlein rinnen.

Längst ist schon sein Haupt des Schmucks beraubt,
Doch — obschon der Wind stets grimmer schnaubt,
Muß er — anders ist es nicht erlaubt —
Muß entblößen fort und fort sein Haupt,
Streng ist das Gesetz der Höflichkeit;
Sie kennt keine Rücksicht, keine Zeit.
Ob es regnet, ob es stürmt und schneit:
„Hut ab!" Und wer dies Gesetz entweiht,
Ist verfemt in alle Ewigkeit.

„Grobian!" — (so würd' es hallen
Unter den Philistern allen,
Die sich an das alte krallen
Und in ihrem Zopf gefallen) —
„Wart', Du wirst der Väter Weise
Auch noch ehren und zum Preise
Edler Sitte Dein Gehäuse
Von dem stolzen Haupt entfernen
Und vom Volke Mores lernen,
Wirst den Übermut noch büßen,
Und nicht bloß zum schlichten Grüßen,
Wie wir andre, Dich entschließen,
Sondern unbedeckt zu Füßen
Andrer Dich noch beugen müssen!"

O Ihr Menschen allesamt!
Seid Ihr denn so festgerammt
In dies feile Sklavenamt,
Das aus barem Unsinn stammt?
Muß denn zu des Nächsten Ehr'
Gleich die kahle Glatze her?
Auf der Straße? — Nimmermehr!
„Aber" — hör ich — „ohne Form
Fehlt den Sitten Maß und Norm,
Ist das Leben öd und leer!"

Wohl. Nur sei sie edel;
Aber blanke Schädel
Sind doch wahrlich keine
Formenedelsteine!
Willst Du Ehre spenden,
Grüße mit den Händen:
Hand ist Manneswürde,
Hut ist tote Bürde,
Wär's auch noch so feine.

Bildet, wer dies meint,
Wem's nicht männlich scheint,
Modenarr zu sein,
Einen Bund vereint,
Der da schwören soll:
Unser Ehrenzoll,
Uns'res Grußes Pfand
Ohne Wedelei'n
Soll mit bloßer Hand
Abgestattet sein.

Schert Euch nimmer
Ums Gewimmer
Zopfbehängter

Stirnbeschränkter
Alter Trümmer,
Deren Leben
Fußt im Kleben
Am Vorhand'nen,
Längstbestand'nen!
— Frisch dahinter,
Weil's noch Winter!

Kürzer wird
Und verliert
Sich ins Nichts
Des Gedichts
Versestrang
(Den mit Zwang
Allzulang
Ich schon schlang).
So auch geht's
Langsam stets,
Aber klar,
Mit dem Gang
Zu der Bahr'!
Jedes Jahr
Kürzt den Trab
Der bergab
Führt zum Grab.
Darum hört
Unbethört
Heute schon,
Was der Ton
Im Geläut
Unsrer Zeit
Uns gebeut.

J. Mähly.

Eine Nachweihnacht-Betrachtung.

Ob auch die Großen dieser Welt wohl je einmal die Stätten wirklicher Armut, der Not und des Elends gesehen haben? Die Frage hatte sich mir noch nie mit solcher Eindringlichkeit aufgezwungen, wie an dem Abend, wo ich von meinem ersten Gang werkthätiger Barmherzigkeit heimkehrte und wo mir selbst mein bescheidenes, kleines Heim wie ein unverdientes Geschenk des Schicksals erschien. Wie ein vielarmiger Kronleuchter kam mir mein harmloses Petroleumlämpchen vor, die Wärme, die mein kleiner Ofen ausstrahlte, durchrieselte mich wie eine weiche, warme Quelle, wenn ich der dunklen, öden, ungeheizten Räume dachte, die ich soeben gesehen hatte. Den Eindruck einer zum schwelgerischen Mahl gedeckten Tafel machte mir der Theetisch, der heute zur Feier des Tages außer dem gewöhnlichen Zipfel Wurst noch einige kleine Delikatessen zeigte und dem ein Topf mit Christblumen vollends ein festliches Ansehen gab. Es war ja Weihnachten und gute Freunde hatten mir wohl damit eine stille Erinnerungsfeier schaffen wollen. Vor meinem Sofaplatz lag mein mir selbst beschertes Christgeschenk: ein Buch, dieser beste Freund und Tröster der Einsamen, auf das ich mich schon während meiner Wanderung gefreut hatte. — Aber wie verflogen war mein Appetit nach leiblicher wie nach geistiger Speise — beides blieb unberührt liegen. Das physische Behagen, das schließlich bei normal veranlagten Menschen auch auf die Psyche wirkt, wollte sich nicht einstellen. Und ich hatte gehofft, diese Art bethätigender Nächstenliebe sollte eine befreiende Wirkung auf mich ausüben, sollte mir helfen, mein eigenes, schweres Schicksal zu ertragen. Es mag ja Menschen geben, denen ihr eigenes Geschick erträglicher erscheint, wenn sie sehen, daß das Kreuz, das anderen aufgebürdet ist, noch schwerer ist. Das solamen miseris socios habuisse malorum wollte sich an mir nicht bewahrheiten und die Überzeugung, daß ich, die ich mich schon so unglücklich fühlte, es noch so viel besser hatte, als Tausende meiner Nebenmenschen, machte mich nur noch elender. Ich konnte die Bilder, die ich gesehen, nicht bannen, immer wieder zogen sie an meinem geistigen Auge vorbei und das Herz that mir weh, als hätte es eine offene Wunde. Wie wenig paßte der Ton der Weihnachtsglocken, der jetzt zu mir herüberschallte, zu meiner Stimmung — „Friede auf Erden" sangen jetzt die frommen, gläubigen Gemüter — und mir war's zu Sinn als müßte ich hinauslaufen und die Sturmglocken läuten und rufen vor den Thüren der Glücklichen: Hilfe, Hilfe den Armen, den Glücklosen, die — es kann ja nicht anders sein — neiderfüllt durch Eure Fenster sehen, wie Ihr Feste feiert. Ahnungslos, gedankenlos, wie mit einer Binde vor dem geistigen und dem leiblichen Auge, wandelt Ihr Kinder des Glücks durchs Leben. Erbarmungslosigkeit, Schlechtigkeit ist es gewiß nicht, daß sie so kalt und teilnahmlos an der geistigen und seelischen Not ihrer Mitmenschen vorübergehen, aber man hat sie nicht sehen gelehrt. Es ist als wäre eine Scheidewand gezogen zwischen ihrer Welt und der Welt des Elends, die keinen Ausblick gestattet.

Auch ich hatte mich ja bis dahin hinter der Mauer, die der Egoismus aufbaut, verschanzt; auch ich hatte nicht gesehen, was vorging jenseits. Nun hatte eine andere Form des Egoismus die Mauer zum Fallen gebracht und mit erschreckender Klarheit sah ich die Kehrseite des Lebens, die tiefen, dunklen Schatten unserer Zeit, die so viel gepriesen wird als eine Zeit des Fortschritts und der Erleuchtung. Wie bittere Vorwürfe quälten mich jetzt, daß ich so spät erst zu der Erkenntnis gekommen, daß, wo viel Licht ist, auch viel Schatten ist. Erst das eigene Unglück hatte mich hellsehend gemacht. —

Ich möchte aber denen, die noch im Sonnenschein des Glückes dahinwandeln, ein Wort der Ermahnung zurufen; daß sie freiwillig die Binde von den Augen lösen und gleichzeitig die Bande lockern, mit der die Ichsucht sie in dem eigenen Daseinskreis gebunden hält. Vor allen Dingen möchte ich den Eltern und speziell den Müttern zurufen — die Kinder nicht systematisch abzusperren von den Stätten des Elends. Ein Haupterziehungsprinzip sollte es heutzutage sein, von frühster Jugend an die Kinder einen Einblick thun zu lassen in die andern Verhältnisse des Lebens. Mit den Ermahnungen und Predigen zum Wohlthun ist nichts gethan. — Das sind Worte, die nur zu oft den Weg durchs Ohr in den Kopf nehmen, durch das Auge erst geht bei den meisten Menschen der Weg zum Herzen und ich glaube, es sähe anders aus in der Welt, wenn allen Menschen die Augen frühzeitig geöffnet würden und nicht erst durch den Druck des Unglücks das Ventil, das dieselben schließt, gehoben würde. Je höher die soziale Stufenleiter ist, auf die das Schicksal die Menschen gestellt hat, desto wichtiger ist es, daß sie einen Blick in die Tiefe thun, um den unermeßlichen Abstand kennen zu lernen, der zwischen ihrer Existenz und

der der unten Stehenden klafft, und um verzeihen zu lernen, wenn sie Blicke voll Neid und Bitterkeit auf sich gerichtet finden. „Tout comprendre c'est tout pardonner“ heißt es hier mit mehr Recht, als irgendwo. Gerade die Großen dieser Welt müßten es fühlen, daß es nur die sehende, mitfühlende Liebe ist, die die unendliche Kluft überbrücken kann, daß mit den Almosen, die mit blinden Augen und verschlossenen Herzen der Menge zugeworfen werden, wenig gethan ist, um der sozialen Not abzuhelfen, wozu doch in unserer ernsten Zeit jeder einzelne mit beitragen helfen müßte. Und hier giebt es für die Frauen, denen man die Rechte der Männer vorenthalten möchte, weil sie nicht wie diese das Vaterland verteidigen gegen den Feind, ein Kampffeld, wo es gilt den inneren, nicht minder gefährlichen Feind zu besiegen und wozu sie mehr als die Männer geeignet sein dürften. Sie könnten mit den Waffen der Liebe und der Opferfreudigkeit so manchen Kampf ums Dasein auskämpfen helfen, und wenn sie in ihr Erziehungsprogramm den Besuch ihrer Kinder in die Hütten der Armut mit aufnehmen; wenn das feige Abschließen der oberen Gesellschaftsklassen, dem etwas wie moralische Feigheit zu Grunde liegt, aufhörte.

Die Vorträge, die jetzt auf dem Gebiet der Armenpflege gehalten werden, sie würden erst dann den rechten Nutzen bringen, wenn der Boden vorher urbar gemacht ist durch die „Religion der schönen Menschlichkeit“. Dann würde auch allmählich die Zeit kommen, wo das „Friede auf Erden“ der Weihnachtsglocken in den Herzen aller Menschen Widerhall erweckte.

E. Bucerius.

Traum.

Jüngst dacht' ich an den Frühling meines Lebens.
Und wie sich meine Augenlider schlossen,
Trug mich der sanfte Gott zurück
Nach Syrakus.
Allein das ungeheure Trümmerfeld
Der Stadt, die einst der Seinestadt vergleichbar,
Die wilde, reiche Pracht der Blüten,
Purpurne Dunkelheit der Latomien
Lag nicht um mich;
Ein duftigweiches, laues Wasser,
Kornblumenblau, umspülte meine Glieder.
Ich hob den Blick zu hohen, schlanken Wedeln.
Auf Binsenstengeln wiegten grüne Haare
Papyrusstauden in dem weichen West,
Und durch das wirre Haar der heiligen Pflanzen,
Die mir die Ufer rings verbargen,
Sah ich des Südens Himmel, dunkelblau,
Wie der Kyanenquelle weiches Wasser.

Ich trieb dem Meere zu; doch ohne Furcht.
Jetzt sah ich seine hohen, blauen Wellen.
Ein weißer Schwan schien jene noch zu krönen.
Der Himmel spannte sich darüber aus,
Und in dem blauen Wunder dieses Alls
Ein leichter Dunst, ein rosiges Verdämmern.

Warum nicht Furcht, als die Unendlichkeit
So ihren blauen Schoß mir öffnete?
Wie ich darüber grübelnd sann,
Fühlte ich eine Hand, die mir vertraut.
Sie hielt mich schicksalsfest und weich zugleich.
Ich kannte diese Hand. Und plötzlich sah ich,
Daß darum ich so sicher, furchtlos, frei
Der Ewigkeit entgegentrieb,
Weil mit mir meines Herzens Trost.

Wir trieben die Kyane still herab.
Nicht Toten gleich; auch nicht gleich Schwimmern,
Des Ziels bewußt, der Kraft und unserer Kühnheit.
Wir glitten so dahin, als ob dies blaue Wasser
Das Leben sei, durch das wir täglich treiben,
Halb unbewußt des blauen, weiten Meers,
Das auf uns wartet.
Jetzt war es nah. Die fremden Pflanzen
Mit ihren langen, grünen, wirren Haaren
Wichen zurück. Die weißen Schwäne,
Die auf den blauen Wellen saßen,
Hoben ihre Flügel
Und wurden weiße Wolken an dem Himmel.
Der rosenrote Duft kam näher.
Nur noch ein Augenblick. Und immer keine Furcht;
Denn diese Hand, so schicksalfest und weich,
Sie hielt mich, und zusammen trieben wir
Aus diesem stillen, blauen Quell des Lebens
Hinaus ins Purpurblau der Ewigkeit. —

Agnes Harder.

Dissonanzen.

Skizze von **M. Rickmeyer.**

Eine fröhliche Welt! Ein lautes Gewimmel sorgloser, glücklicher Menschen zu heiterem Genießen vereinigt. Lauter Lust und Lachen, leuchtende Augen, frohes Grüßen und Winken hierhin, dorthin!

Warum auch nicht des Lebens sich freuen, heute, an diesem lachenden Maientag? Jubeln doch auch die Vögel, jede Kreatur fühlt die Wonne des Daseins, und durch das junge Laub der alten Bäume rauscht's wie in Freude über das wiedergewonnene Leben. Überall ein frohes Kommen, ein beglückendes Werden!

Vom Musiktempel herab klingen heitere Weisen. Die Saiten ertönen in vollendeter Harmonie, denn frohgestimmte Seelen beleben sie, Künstlerhände führen den Bogen.

Jetzt rauschende Walzermusik, voll Jubel und Lachen, Accorde voll überschäumender Lebenslust!

„O wie süß ist Lieb und Leben — Lieb und Leben!“

Manch lachender Mund spricht die Worte nach. O ja — Lieb und Leben, wie süß! Und wo der Mund schweigt, da verrät es das strahlende Auge, und manches scheue, stumme Herz bebt im verschwiegenen Glück.

„O wie süß ist Lieb und Leben — Lieb und Leben!“

Jubelnder singen und klingen die Saiten, rascher, lebendiger eilt das Tempo, rauschender, glühender werden die Accorde.

„O wie süß ist Lieb und Leben — Lieb und —“

Da — eine gellende Dissonanz, ein letzter Aufschrei der Saiten, dann jähes Verstummen.

Wie erstarrender Eiseshauch zieht der Schrecken durch die Menge, die einen Moment regungslos verharrt, dann zu einem wirren Durcheinander sich erhebt.

Was ist geschehen? Von Mund zu Mund geht die Frage.

„Ach dort — der junge Künstler — ein Blutsturz! Sein junges Leben geht dahin, es entflieht mit dem Blut, das seine Lippen färbt!"

„Entsetzlich — wie hart, wie grausig!"

„Ach und ein so vielversprechender Künstler!"

„Die arme junge Braut — wie wird sie's ertragen?"

„Ach und die alte Mutter — er war ihre einzige Freude, ihr Stolz, die Sonne ihres armen Daseins!"

Vom Balkon des Hauses, das unmittelbar an den Konzertgarten stößt, schaut eine bleiche junge Frau auf die Menge herab, die wie in eiliger Flucht den Ausgangspforten zuströmt. Sie hat den traurigen Vorgang beobachtet, jetzt horcht sie auf die Bemerkungen der verstörten flüchtenden Menschen.

Ihr Gatte steht an ihrer Seite, er hat den Arm um sie gelegt. Beunruhigt und erregt sieht er hinunter und angstvoll wieder in das Gesicht seiner Frau. Er hat vergeblich versucht, sie gleich hinwegzuführen.

„O wie süß ist Lieb und Leben —" sagt nun einer in dem überlegenen, gleichmütigen Ton eines kühlen Weltweisen, „da sieht man wieder, ist's nicht ein Hohn? Mitten hinein in die Freude der bitterste Tropfen, mitten in alle Harmonie die schreiendste Dissonanz — und dann nennen sie den Lenker der Schicksale einen Gott der Liebe! Lächerlich — ist er das, wenn er grausam ein Glück zerstört, Hoffnungen jäh vernichtet, eine Überlast von Schmerz und Leid auf die Menschenseele häuft! Gott der Liebe — wie kindlich thöricht!"

„Komm, Kind — wir gehen jetzt hinein, Dich friert. Du zitterst!"

Fester umschließt des Mannes Arm die überzarte Gestalt, die schon einer Stütze nicht mehr entbehren kann. Denn der Weg zum Grabe ist nicht mehr lang. O daß er sie halten könnte immer, immer an seinem Herzen, in seinem Arm, daß er das entfliehende Leben bannen könnte!

Aber — er kann nicht mehr zweifeln — die Tage sind gezählt, dann wird sie von seiner Seite genommen, sie, seiner Seele Licht und Leben! O, und Lieb und Leben war so süß!

Ja — ein unsäglich bitteres Gefühl wallt in ihm auf — ist das ein Gott der Liebe? Sein Mund bebt in Zorn und Schmerz.

Die Kranke hat den Kopf an seine Brust gelegt, und sie fühlt sein Zittern, sie weiß, daß seine Seele im Kampfe liegt, daß sie hadert wider Gott. Und dieser sein Schmerz, der ist's, der ihr am wehesten thut, weher als das harte Scheiden.

„O Du Lieber," sagt sie und hebt ihr Auge zu ihm empor, „willst Du es noch immer nicht lernen, nicht glauben:

‚Wer den Ton gefunden, der im Grund gebunden
Hält den Weltgesang,
Hört in großen Ganzen keine Dissonanzen,
Lauter Übergang!'

Willst Du es noch immer nicht verstehen?"

„Laß — laß, ich kann es nicht ertragen, und Du selber —" Er spricht's nicht aus, was er hat sagen wollen: Du selber glaubst es nicht — ich kenne Deine Art, wenn Du das Bitterste littest, so hast Du immer mich getröstet!

Er spricht's nicht aus. aber sie kennt seine Gedanken. Er thut ihr unrecht, er hat die Wahrheit ihres Wesens noch immer nicht völlig erkannt.

Nein, ihr Mund spielt nicht mit Phrasen, er spricht keine leere Redensart, weil sie schön klingt und einen Augenblick über die Wirklichkeit [illegible]täuscht. O nein — aber ihr inneres Leben ist durch Erfahrung und Leiden reifer, ihr Auge geübter, den leitenden Faden, der durch die Lebensschicksale sich windet, zu erkennen, ihr Ohr ist geschärft für den Grundton, der jeden Mißklang zur Harmonie gestaltet.

So hat sie es erfahren, so weiß sie es. Wenn Lieb und Leben ins Grab sinken unwiederbringlich — so ist's dennoch kein trostloses Sterben und Vergehen, ein Neues, Besseres soll erstehen und gedeihen! Wenn heißes Sehnen, Harren und Hoffen unerfüllt bleiben bis zum Ende — so ist's dennoch kein hartes, liebloses, o nein, ein weises gesegnetes Versagen! Wenn das junge Menschenkind von hoffnungsvollem Ausflug zurückkehrt mit gebrochenen Flügeln, weh und wund und nimmer wieder sich vom Staube aufwärts schwingen darf — o ein bitterer Gram, ein grausamer Mißerfolg, aber siehe, ob er nicht zu größerem Siege, zu herrlicherer Krone führt! Keine Dissonanzen, nur ein Übergang, notwendige Stufen zur vollkommenen Harmonie der Menschenseele mit Gott!

So weiß sie es, so hat sie es erfahren.

Wieder schlägt sie das Auge zu ihm auf, das schöne Auge, so tief und klar. Er soll auf den Grund ihrer Seele schauen, den wahrhaften Frieden ihres Herzens erkennen. Die Zeit wird kommen, daran zweifelt sie nicht. wo er ihn begreifen, wo er an ihm teil haben wird.

„O Du Lieber," spricht sie, und Freude strahlt in ihrem Auge, „keine Dissonanzen, nur ein Übergang — laß die Stimmen des trotzigen, verzagten Herzens, die Dein Ohr betäuben, laß sie schweigen, suche, vernimm den Grundton, der Frieden giebt mitten im Leide, den Grundton — Gottes unergründliche Weisheit, seine erbarmende Liebe!"

Leise spricht sie so, als sage sie ein Geheimnis — und ein Geheimnis ist es ja auch.

Höchstes Glück.

Auf meines Lebens Trümmern
Blühst Du, ein zartes Reis;
Nichts soll mich mehr bekümmern,
Wenn Dich nur mein ich weiß.
Ich will Dich hegen treu und warm
Und sicher bergen Dich im Arm —
Auf meines Lebens Trümmern
Blühst Du, ein zartes Reis.

O Seligkeit, zu nennen
Ein treues Herze sein;
Uns kann nichts wieder trennen
Als nur der Tod allein.
Was immer auch das Leben bring',
Hab' ich nur Dich, acht' ich's gering —
O Seligkeit, zu nennen
Ein treues Herze sein.

Franz Blume.

Das kleine Grab am Wege.

Von Lilly Baronin von Bistram.

I.

In dem ödesten Teile Wolhyniens,*) Polesien genannt, befindet sich ein kleines Dorf. Die Sitten seiner Bewohner

*) Südrußland.

und ihre religiösen Ansichten sind roh und ursprünglich; ihre Sprache ist ein unschönes Gemisch vom Kleinrussischen und Polnischen. Auch ihr Äußeres ist häßlich. Männer und Weiber sehen, auch jung an Jahren noch, alt und verwelkt aus, weil sie einen seelisch und körperlich unreinen Lebenswandel führen. Selbst die Kinder entbehren jeden Reizes. Unförmlich erscheinen sie durch ihre gebrechliche Gestalt, vereint mit einem unverhältnismäßig großen Kopfe, aus dem zwei schläfrige Augen blicken.

Die unschuldigen Freuden der Kindheit lernen diese armen kleinen Wesen nie kennen, denn der Ernst des Lebens tritt schon sehr früh an sie heran. Knaben und Mädchen von vier Jahren müssen bereits ihre ein- und zweijährigen Geschwister warten und behüten, solange die Eltern bei der Arbeit sind.

Daß solchen sich selbst überlassenen Kindern nicht häufiger ein Leid geschieht, als es vorzukommen pflegt! — Gottes Engel wachen über den Schritten der Kinder. Kommen Bauer und Bäuerin von ihrer Beschäftigung heim, dann liebkosen sie wohl in ihrer plumpen, derben Art die vereinsamten Kinder, denn sie lieben diese, solange sie noch klein sind. Späterhin dagegen tritt völlige Gleichgültigkeit zwischen Eltern und Kindern ein.

Verwahrlost wie das innere und äußere Leben dieser Dorfbewohner ist auch die Stätte, auf welcher ihre Toten ruhen. Wie trostlos doch ein Friedhof aussieht, wenn er so ungepflegt und unbesucht daliegt!

Zur blumenreichsten Jahreszeit schmückt kein noch so anspruchsloser Kranz die Gräber. Einzelne von den nackten hölzernen Kreuzen tragen allerdings eine Verzierung, aber seltsamer Art ist diese: gestickte Schürzen oder Handtücher flattern wie Fahnen im Winde und bilden durch ihre Buntheit einen eigenartigen Gegensatz zu der Einförmigkeit des Gottesackers.

Das sind Opfergaben, die von Bäuerinnen dargebracht werden. Ob sie den Toten oder dem lieben Gott gelten sollen, wissen die Geberinnen selbst nicht.

Hinter dem schlichten, schadhaften Zaune des Kirchhofes, recht nahe am Fahrwege, ist ein Grabhügel aufgeworfen; ein kleines Kreuz steht davor.

Wessen ist wohl dieses, von aller Gemeinschaft ausgestoßene Grab? Der Größe nach muß es ein Kind bergen. Ein Kind? Wenn irgendwo noch wahre Unschuld gefunden wird — wo sollte es anders sein, als bei einem Kinde?

Was hat sich denn dies kleine Wesen zu Schulden kommen lassen, daß es an dem Fahrwege, auf ungeweihter Erde den Todesschlaf schläft?

Eine grambleiche Frau, die allabendlich, wenn die Bewohner des Dorfes zur Ruhe gegangen, an den Hügel tritt, ihn mit Feldblumen schmückt, oder knieend ein Gebet spricht, könnte über das kleine Grab am Wege eine Geschichte erzählen. Wie diese Frau in das schmutzige Dorf geraten war? Wohl wie zuweilen eine Blume unter Unkraut gerät, denn sie hatte nie recht eigentlich hierher gepaßt. Ihr Vater, Dorfschullehrer, hatte, da er ein wißbegieriger Mensch war, gar manches Buch gelesen, ihre Mutter, Weißnäherin für die umliegenden Landgüter, hatte an Sitten und Bräuchen gar manches den Herrschaften abgesehen. Viele Jahre lebte das Ehepaar mit seiner Tochter glücklich und zufrieden im kleinen Schulhäuslein. Da nahm der Tod zuerst die Frau des Schullehrers, dann ihn selbst fort. Die vierzehnjährige Tochter stand nun allein in der Welt da und mußte sorgen, daß sie nicht Hungers sterbe. Arbeitsuchend ging sie in eines der nächsten Dörfer. Dort wohnte eine Tante von ihr. Diese prüfte das Arbeitsvermögen der Nichte, fand es befriedigend, nahm sie zu sich, ließ sie zwei Jahre fast über ihre Kräfte arbeiten und zwang sie, als sich der erste Freier — aus eben demselben Dorfe — meldete, zum Heiraten.

Die Tante hatte gehofft, die jungen Eheleute würden sie nun in ihre Hütte aufnehmen und bis an ihr Lebensende verpflegen. Das geschah nicht.

* * *

Der „rote Peter“, wie er seiner Haarfarbe wegen weit und breit genannt wurde, war ein schlimmer Bursche. Bauern und Gutsherrschaften fürchteten ihn, denn er hatte manchem von ihnen Böses gethan.

Er war aber noch kein volles Jahr verheiratet, als ihn die Polizei eines Verbrechens wegen ergriff und nach Sibirien beförderte.

In jener Zeit lag sein Weib gerade in den Wochen danieder und verlor fast das Leben vor Angst und Aufregung.

Das Kind, ein Sohn, wurde geboren, starb aber nach wenigen Tagen, noch ehe es getauft worden war.

Die Mutter eilte zum Priester, klagte ihm ihr Unglück und bat ihn, den verstorbenen Sohn zu bestatten.

Er war aber einer jener fanatischen Priester, die wohl den Buchstaben des Gesetzes, nicht aber den Geist desselben, nicht die christliche Liebe kennen. Zudem war er unbegabt und ungebildet, stark dem Alkohol und schwach seinem Dienste ergeben.

Barsch fuhr er die Frau an: „Euer Sohn wird nicht auf dem Kirchhofe, sondern hinter demselben beerdigt. Könnt ihn auch ohne mich begraben, er kommt ja doch in die Hölle, wie auch sein sauberer Vater einmal.“

„Muß mein Kind wirklich in die Hölle, weil es ungetauft gestorben ist?“

„Natürlich, ich sagte es Euch eben.“

„Könnt Ihr, ehrwürdiger Vater, nicht ein Gebet für sein Seelenheil sprechen?“

„Ich sage Euch, es muß in die Hölle! Macht, daß Ihr fortkommt!“

Sie ging und härmte sich Tag und Nacht um die verlorene Seele ihres Kindes. Sie hatte die Bibel nie gelesen und kannte Gott nur als den strafenden Herrn, nicht auch als den vergebenden Vater.

Eines Morgens war die Frau aus dem Dorfe verschwunden. Die Leute meinten, sie hätte aus Verzweiflung den Tod im naheliegenden Flüßchen gesucht und gefunden, schüttelten verwundert den Kopf, oder spotteten über sie und hatten binnen kurzem die ganze Geschichte vergessen.

Der kleine Hügel lag nun völlig verlassen am Wege. Keine einzige Blume schmückte ihn mehr als Zeugin trauernder Liebe. Die arme Mutter aber war nicht tot. In ihrer Angst hatte sie ein Gelübde gethan: Drei Jahre wolle sie bettelnd durch Städte und Dörfer gehen, sich nur wenig Rast auf ihrer Pilgerung gönnen, nie um Geld bitten, viel fasten und beten. Dann könnte ihr ungetauft gestorbenes Kind vielleicht Gnade vor Gottes Thron finden. Heimlich hatte sie das Dorf verlassen und war gewandert — immer weiter, ohne Rast noch Ruh.

* * *

Ein Jahr ist seit dem Fortgange der Frau aus dem Dorfe verstrichen. Draußen ist es sonniger, wonniger Frühling. Wie die Blumen herrlich blühen — wie die Sonne strahlend scheint! wie es in der Menschenbrust glückselig jauchzt! In jeder? Ach nein! in so manchem Menschenherzen ist es böse, finster und eisigkalt. Da fällt kein einziger Strahl der im Frühling die Welt durchströmenden Liebe hinein. Die Engel sehen weinend auf diese Menschen und der Teufel frohlockt in ihnen. Und andere Herzen giebt es: die sehnen sich nach Liebe und Glück und Seelenfrieden und erblicken, was ihnen fehlt, in der erwachten Natur und verstehen nicht, es sich anzueignen und beten nicht und verzweifeln.

Und gar viele tragen ein großes Weh im Herzen — spurlos geht der Lenz an ihnen vorüber. Sterbensmüde fühlt sich die wandernde Mutter, die soeben in der Morgenfrühe eines Sonntags eine größere Stadt Süd-Rußlands betritt. Auf das Neue und Sehenswürdige um sie herum achtet sie nicht.

Wenn einem das Leid zur Seite schreitet, schwindet die Neugier. Und das Leid geht Schritt für Schritt neben ihr.

Kümmerlich und elend hat sie ihr Dasein in diesem Jahre gefristet, häufig freiwillig, noch häufiger unfreiwillig gefastet. Wohl sind mitleidige Menschen so barmherzig gewesen, ihr Nahrung und Ruhestätte zu gönnen, ohne sie nach dem Woher, Wohin und Warum zu fragen. Gar oft aber hat man sie mit den Worten abgewiesen: „Ihr seht gesund und kräftig aus, schämt Euch des Bettelns." Nicht selten auch sind ihr einige Kopeken zugeworfen worden, die sie, um ihrem Gelübde treu zu bleiben, nicht hat aufheben dürfen.

(Schluß folgt.)

Da schrieb sie mir . . .

Da schrieb sie mir, sie habe sich verlobt,
Auch sonst noch ein paar ganz passable Zeilen,
Ihr Schatz sei da, sie müsse sich beeilen
Und . . . kurz und gut, sie habe sich verlobt.

Es war ein wundervoller Frühlingstag,
Die ganze Erde lag voll goldner Sonne,
Was es noch gab an ungesungner Wonne,
Jauchzt' eine Drossel in den jungen Hag.

Ich schritt allein; in schweren Strömen rann
Der Duft aus hunderttausend bunten Glocken,
Ein Hänfling flog vom Zaundraht aus, erschrocken,
Ins überblühte Buschwerk nebenan.

Sternblumen nickten aus dem roten Klee,
Ein leiser Klang von alten Kirchturmuhren
Flog zitternd durch die mittagheißen Fluren,
Wie heimatloses, wandermüdes Weh.

Da blickt' ich schweigend in die Himmelsglut
Und langsam, langsam ist mein Herz genesen,
Denn als ich heimging, bin ich still gewesen,
Und meine Seele sprach: „Sei stark, sei gut!"

Martin Boelitz.

Neue Bücher.

Angezeigt von **Karl Pröll.**

„Sie allezeit deutsch!" Zeitgenössische Bardengesänge. Gesammelt und herausgegeben zum Besten des „deutschen Schulvereins" in Österreich von Carl Ernst Altena (Dr. Ernst Rzesacz). (Dresden, Pierson.)

Von dieser Festschrift ist in ganz kurzer Zeit schon die 2. Auflage erschienen. Der in Aussig lebende Herausgeber, bereits durch seine erzählende Dichtung „Der junge Goldschmied" und durch deutschnationale Gedichte bekannt, bietet uns hier eine Sammlung streitbarer Lieder von verschiedenen deutschen Autoren, welche als Schlachtmusik die kämpfenden Deutschen Österreichs anfeuern und die Augen der Reichsdeutschen auf diese lenken sollen. Über siebzig, meist bekannte Namen finden wir hier vereinigt, welche in klangvollen, markigen Gedichten für die Sache der österreichischen Stammesbrüder eintreten. Wir können nicht alle erwähnen, sondern heben nur Karl Busse, Anton Ohorn, Paul Heyse, Robert Waldmüller-Duboc, Prinz E. von Schönaich-Carolath, Julius Rodenberg, Julius Grosse, Martin Greif, Adolf Wilbrandt, Georg Ebers, Hermann Rollet und Adolf Graf Westarp hervor. Ein Anhang ist den „deutschen Frauen" gewidmet. Besonders gefallen hat mir das Gedicht von J. G. Fischer in Stuttgart: „Das Deutschtum in Böhmen" mit der Schlußstrophe:

Und wenn er nun die Rechnung hält,
Der Gott, der seine Völker zählt,
Laß Dein Gewissen sagen:
„Der Kampf war heiß, der Tag war lang;
Du hast Dich treu aus Not und Drang
Zum Ziele durchgeschlagen."

„Kalender des deutschen Schulvereins für 1896". Redigiert von Hans Grasberger. (Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Dieser schön ausgestattete, durch Illustrationen belebte, mit dem Bilde des gedankenvollen Tiroler Dichters Adolf Pichler geschmückte Kalender nimmt unter seiner neuen Leitung immer mehr an nationalem Gehalt zu, ohne das unterhaltende Element zu vernachlässigen. Erzählungen von J. Langl: „Die drei Marterln", von Anna Werchota: „D' Schulkameraden", Gedichte von Felix Dahn, Anton Ohorn, Adolf Pichler, Martin Greif, Gustav Pawikowski u. s. w., Sittenbilder „aus dem Böhmerwalde" von Johann Peter, Märchen von Franz Himmelbauer, geschichtliche Rückblicke, wie „Die ersten Deutschen in Amerika" von Carl Knortz und viele andere Beiträge bilden den reichen Inhalt, zu denen sich Mitteilungen über den deutschen Schulverein und ein praktisches Nachschlagebuch gesellen.

„Deutscher Nationalkalender für das Jahr 1896". Herausgegeben vom „Bunde der Deutschen in Böhmen". (Verlag dieser Vereinigung.)

An nationaler Durchdringung übertrifft dieser gleichfalls illustrierte, unter dem Zeichen der „Germania vom Niederwald" einziehende Kalender noch den Schulvereinskalender. Wieder stoßen wir auf bekannte, um die deutsche Sache verdiente Namen: Felix Dahn, Anton Ohorn, der eine ergreifende poetische Erzählung bietet, K. W. Gawalowski, A. Naaff. Eine Reihe von Aufsätzen beschäftigen sich mit der Bildung des deutschen Bewußtseins durch Volksbüchereien, Volksabende, Bundesabende, deutsches Turnen und Sprachreinigung (von W. Schild) u. s. w., und wirtschaftlichen Hebung

(Reiffeisensche Darlehnskassen). Alois John behandelt den Böhmerwald in Litteratur und Kunst. H. v. Pfister-Schweighausen bringt verschiedenes „aus Böhmens deutscher Vorzeit“. Und so ist auch dieser Kalender ein gutes Mittel deutschnationaler Propaganda.

Wetterleuchten. Erzählungen aus den Bergen. Von Anton Gitschthaler. (Villach, Gebrüder Gitschthaler.)

Der Verfasser, ein jüngerer Kärntner Dichter von entschiedener Begabung, tritt uns hier mit einer Reihe von Erzählungen und Skizzen entgegen, die fast durchaus seiner Heimat entstammen und sich durch Lokalkolorit, Stimmungszauber und psychologische Vertiefung hervorheben. Es sind dies: Am Ostersonntage, Eva, Das fremde Diandl, Edelraute, Im Rate Gottes, Verurteilt, Auf der Alm, Im Lichte des Mondes, Seezauber, Vom Gretchen. Die Charaktere und Situationen sprechen für die reiche und vielseitige Phantasie Gitschthalers, die Sprache ist poetisch angehaucht.

„Entstehung, Umgestaltung und Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins 1845—1895“. Nach Jahresberichten und sonstigen Schriften der Oberverwaltung. (Hermannstadt, J. Drotleff.)

„Aus der Vergangenheit der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft“. Von Dr. G. A. Schuller. (Hermannstadt, W. Krafft.)

Diese beiden wertvollen, reiches Material in sorgfältiger Zusammenstellung bietenden Monographien verdanken ihre Entstehung der Jubelfeier des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins, die vor kurzem in Hermannstadt begangen wurde und deren Krone der bäuerliche Festzug war. Nicht nur der Fachmann, auch der Kulturhistoriker erhält hier eigenartige Einblicke in das Wesen und die Kultur unserer wackern südöstlichen Stammesgenossen.

„Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“. Im Auftrage der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, Professor an der Universität Halle. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Ein wahres Schatzkästlein volklicher Studien wird uns hier geöffnet, ein deutsches Stammesgebiet erschlossen, das den meisten nur vom Hörensagen bekannt sein dürfte. Deshalb ist dieses Buch auch weiteren Kreisen, nicht nur den fachmännischen, warm zu empfehlen. Vier hochinteressante Aufsätze reihen sich aneinander: „Die Art der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen“ von Dr. Friedrich Teutsch; „Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen“ von Professor Friedrich Schuller; „Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen“ von Gymnasiallehrer O. Wittstock; und „Die Mundart der Siebenbürger Sachsen“ von Dr. A. Scheiner. Zwei Trachtenbilder und eine Karte der sächsischen Ansiedlungsgruppen in Siebenbürgen tragen zur Veranschaulichung des Inhalts bei.

Die Klage der jungen Frau.

Verlassen sitz ich zu Hause
Am qualmenden Kamin,
Und starr in die Kohlen
Und denk an ihn — an ihn!

Und eine Frage steiget
In meinem Innern auf,
Derweil die Thränen rinnen
Trübselig ihren Lauf:

Warum sind schlechte Männer
Wie schlechte Kohlen im Haus? —
Weil beide immer rauchen
Und immer gehen aus.

Else Alex.

Vermischtes.

Die menschlichen Gesichtszüge. Es ist jedermann bekannt, daß seelische Aufregungen sich im menschlichen Gesicht abspiegeln. Wer wüßte nicht, wie seelische Eigenschaften, als Haß, Liebe, Geduld, Gleichmut, Trübseligkeit, Freude, Trauer, Schmerz, Furcht, Schrecken, Andacht, Entschlossenheit u. s. w. sich im Antlitz des Menschen ausprägen und anderen die seelische Stimmung verraten. Wirken solche stark bewegende seelische Zustände andauernd, so hinterlassen sie im Gesicht ihre Spuren in Gestalt von Falten und Fältchen, die gewissermaßen eine Schrift bilden, deren Entzifferung häufig möglich ist. Der italienische Gelehrte Mantegazza giebt hierüber einige Aufschlüsse durch folgende einfache Beispiele: In der Regel erscheinen die Runzeln mit dem Alter von 40 Jahren. Senkrechte Falten zwischen den Augen deuten auf Nachdenken und Sorgen. Gebogene Falten der Stirn über der Nasenwurzel und zwischen den obengenannten senkrechten Falten, sowie wagerechte Stirnfalten verraten heftige körperliche oder geistige Leiden; sie sind die Furchen, welche der Gram gezogen hat. Die sogenannten Krähenfüße neben den Augen berichten, daß das vierzigste Jahr überschritten wurde, während die Falten an der Nase, von denen die nach den Mundwinkeln herabsteigenden zuerst erscheinen, Zeichen des vorgeschrittenen Alters sind. Ebenfalls sind die Runzeln der Backen in der Nähe der Ohren die Verkünder höheren Alters. Die Falten endlich im oberen Augenlid erzählen von Kummer und Sorge. Maler, welche, um zu schmeicheln, die Runzeln fortretouchieren, löschen die Schrift des Antlitzes aus, deren künstlerische Wiedergabe einem Porträt geistiges Gepräge giebt. Daher kommt es, daß ein mit allen Details gemalter Charakterkopf durch seine Wahrheit anziehend wirkt, wogegen ein verschöntes Gesicht kalt läßt und geistlos erscheint, weil ihm die Runenschrift fehlt, die das Leben darauf schrieb.

Th.

Eine kaiserliche Verordnung gegen die Korsetts. Unter dem 14. August 1783 erließ Kaiser Joseph II. von Österreich ein Hofdekret, in welchem es heißt, daß „die schädliche Wirkung des Gebrauches der Mieder auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechtes allgemein anerkannt“ sei und daß die „Nichttragung“ derselben zu ihrer guten Leibeskonstitution unendlich viel mitwirke. Daher wurde das Tragen von Miedern in den Schulen, Waisenhäusern, Klöstern und allen anderen weiblichen Erziehungsanstalten strenge untersagt und den „Schulhaltern eingebunden“, kein miedertragendes Mädchen in die Schule aufzunehmen oder in derselben zu belassen. Die Schulaufseher verlangten in dem Halbjahresbericht von ihren Untergebenen über die Durchführung des kaiserlichen Dekretes strenge Rechenschaft. Wie viele Mädchen in den höheren Töchterschulen, ja selbst in den Volksschulen müßten wohl heutzutage entlassen werden, wenn der Besuch der Schule an die Bedingung des Nichttragens eines Korsetts geknüpft würde? Th.

Briefkasten.

Herrn Ungenannt 100. Verwendbar ist noch nichts. Aber in Ihnen steckt eine, wie mir scheint, ungewöhnlich große Begabung. Ihre Gefühle sind männlich, die Gedanken zeigen Größe, die Bilder sind einheitlich durchgeführt und klar geschaut (besonders Str. 3 in „Verwundet".) Aber eins fehlt: Form. Die Wucht des Ausdrucks, der nur zu abgerissen ist, zersprengt alles, leider auch den Satzbau. Besonders das große Gedicht wimmelt von abgebrochenen Sätzen. Zeile 1. beginnt mit „Wie" — aber das „So" fehlt. — Sie haben die 2. Hälfte des Vergleichs vergessen. Also: Ruhe behalten im Wirbel! Was aber Ihre Absicht betrifft, zur Tagesschriftstellerei überzugehen, kann ich Ihnen nur oft schon Gesagtes wiederholen: Der Zeitungsschreiber und Redakteur vernichtet den Dichter. Überlegen Sie den Schritt reiflich! — Alle hier nicht erwähnten Sendungen vom 15. Dezember bis 3. Januar sind unbrauchbar gewesen. Dr. K. P. in B. kann aber Neues einsenden. Zurückgesendet werden Gedichte nicht. — Herrn E. Sch. in Th. Die Gedanken sind hübsch, aber die Ausführung etwas flüchtig. Vermeiden Sie auch Beiworte wie „mohngefärbter Duft". — Herrn E. S. in B. (O. Schl.) „Fahrt" und „Sehnsucht" angenommen. Aber vermeiden Sie Wendungen wie: „Der Wind bläht in den Segeln — er kann nur die Segel blähen. — Weiß ein Leser, von wem die Gedichte mit folgendem Anfang stammen:

1) „Wenn mich mit finstrem Angesicht
Das Schicksal will zu Boden schlagen u. s. w."

2) „Einst liebt ich ein Mädchen
— — — — — — — — — — — — — — —
Im Wald war's stille, am See, da war Ruh.
Die Vöglein, die kleinen, die sangen dazu."

Vielleicht kann er dann den Nachweis des Textes und des Tonsetzers Herrn Stadtbaumeister Bindewald in Kaiserslautern mitteilen. — Unterprimaner W. v. M. in W. Ich kann Ihnen Ihren Irrtum hier nicht lang auseinanderdröseln. Werden Sie reifer Mann, dann wird Ihnen klar werden, daß der Verf. durchaus nicht von einer „verwerflichen Tendenz" geleitet ist. Aber mich freut es, daß der andere genannte Roman Ihnen gefällt; es beweist tieferes Gefühl, als es sonst bei der heutigen Jugend heimisch ist. — Frl. M. E. in E. Die vier Rosen-Gedichte gehören zur Gattung jener häuslichen Arbeiten, die innerhalb der vier Wände Entschuldigung finden. — Herrn C. W. in A. Besser als die erste Sendung, aber noch immer nicht genügend. — Frl. A. H—z in M. Ihre Schmerzen sind zusammengelesen, aber nicht erlebt. Das erste Gebot für den Dichter lautet: Sei wahr, auch wenn Du lügst. Lügen können Sie, suchen Sie nun auch wahr zu sein. — Herrn W. Th. in N. In einer Briefkastenantwort den Unterschied zwischen Kunstspieler, Talent und Genie zu geben, ist — wenigstens mir — nicht möglich. Ich kann es nur in einem Bilde versuchen. Beim Kunstspieler geht der Stoff in die Sinne und durch sie wieder hinaus. Beim Talent geht er durch die Seele, und kommt durch sie, zum Teil geändert, wieder heraus. Beim Genie entsteht er im Selbst, im Tiefsten und wächst aus ihm, der Eigenart des Schaffenden gemäß, als eigenartiges Gebilde in die Welt hinaus. Beim Kunstspieler ist der Stoff alles, beim Talent viel, beim Genie bedeutet er nichts. Da aber auch für die unendliche Mehrzahl der sog. Kunstgenießenden der Stoff fast alles gilt, so erklärt es sich, warum so oft die gefeierten Lieblinge des Tages im Kerne nichts sind als Kunstspieler. Und was Ihre zweite Bemerkung betrifft, so kann ich nur sagen: auch das Genie strebt nach einem „Namen". Nicht um mit ihm Handel zu treiben, sondern die Freiheit zu gewinnen, sich selbst auszuleben, d. h. nach außen zu gestalten. Kann es aber nicht schaffen dem Gebote des eigenen Geistes gemäß, dann wird es lieber schweigen, als durch Kompromisse mit dem Geschmack des Tages sich zu entadeln. — Z. 100. Sie können mir Ihre Zweifel vortragen; ich werde, wenn es möglich ist, Ihnen nach bestem Können im Briefkasten antworten. Gedicht 1. ist zu persönlich. 2. ist warm empfunden; vielleicht kann ich's mit Änderungen bringen. Sie fangen an: „Seh' ich — — —" aber das „so" fehlt dann. 3. ist in Form und Inhalt zu herkömmlich. Die Prosa-Arbeit ist nett, aber warum verschweigen Sie, was die beiden miteinander gesprochen haben? Das erst schlösse das Ganze ab. Besten Gruß! — Frau San. R. Th. „Das A-B-C der Liebe" enthält schöne Gedanken, aber diesmal sind Ausdruck und Form unfrei. Besten Gruß und herzlichen Dank für die lieben Worte. — Charles Kean. Zu wenig vertieft. — Dem 16jährigen Paul in Hildesheim. Seien Sie froh, daß „sie" einen anderen geheiratet hat. Wenn Sie mit 25 sie würden heiraten sollen, gäb's ein Unglück. Nach einigen Jahren können Sie mir neue Verse senden. — Herrn H. Harburg. Angenommen. — Frl. E. H. in K. Gut gemeint, aber unzulänglich. — Frau H. Sch. in L. Die Antwort auf die Frage, ob ein Mädchen zuerst die Liebe erklären dürfe, ist viel zu spät gekommen. Ich stimme Ihnen aber ganz bei. Von dem angebotenen Briefe kann ich nicht Gebrauch machen, da der Vorrat zu groß ist. — Herrn stud. chem. M. St. in H. Ich kann leider auch nach dieser Einsendung das erste Urteil nicht ändern, reine Gesinnung, aber keine Eigenart; Form schwerfällig. Nichts für ungut. — Herrn H. S. in W. „Weihnachtstraum" giebt in der Form Anlaß zu manchen Ausstellungen. Der Rhythmus entbehrt jede Festigkeit; störende Härten fallen auf (elys'scher; war'n) u. s. w. Aber im Gefühlsgehalt offenbart sich etwas, was auf Eigenart schließen läßt. Sie können gelegentlich Neues senden. — Frau Ilsachen. Wiesbaden. Es giebt für Mädchen von 20 Jahren keine besonderen Zeitschriften. — Frau S. Cl. in W. Auf eine Anfrage im Ministerium habe ich die Antwort erhalten, daß der Schritt vergeblich wäre. Sie sollen es mit einer Bittschrift an den Kaiser versuchen. Besten Erfolg!

Inhalt der No. 17.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 18.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

„Bürger Theurille,“ rief Maréchal feierlich, die Hand vorstreckend, „vergiß nicht, daß es besser ist, die Saat wachsen zu lassen, bis sie reif ist zum Verderben, als durch vorzeitigen Eifer alles zu zerstören. — Du weißt ebenso wie wir, daß das Direktorium gegenwärtig 18—20 000 Mann Truppen in der Umgebung der Stadt zusammengezogen hat —“

„Von denen viele unser sind,“ ergänzte Pache.

„Besonders in der Polizeilegion —“

„Und im Lager von Vincennes —“

„Aber es fehlen uns noch Verbindungen unter den höheren Offizieren,“ sprach Babeuf. „Wir müssen in der Kommandantur jemand haben, auf den wir zählen können. — Bürger Theurille, Du hast hoffentlich die Unterhandlungen mit dem General Bonaparte nicht abgebrochen?“

Aller Augen wandten sich auf André.

Alle kannten die Beziehungen, in denen er zu dem General gestanden hatte. —

Jeder wußte, daß Bonaparte am 13. Vendémiaire durch seine Depesche an Theurille die Verhaftung der versammelten Jakobiner verhindert hatte, und jeder hatte seine Schlüsse daraus gezogen.

„Wenn wir auf den zählen könnten —!“ murmelt Maréchal vor sich hin.

„Ich traue ihm nicht,“ spricht Rossignol leise zu dem Italiener, indem er auf Theurille zeigt, „er hat die Manieren eines Aristokraten. Te, te — das ist alles dasselbe, siehst Du — Wappen oder Robe, wer das im Blute hat, wird es nicht wieder los.“

Inzwischen wiederholt Babeuf seine Frage an Theurille.

„Bürger Theurille, Du glaubst, daß wir auf den General Bonaparte rechnen dürfen?“

Theurille hebt sein Auge, das unruhig, eine Beute finsterer Aufregung, den Boden gesucht hatte.

Er weiß, daß seine Antwort von entscheidender Bedeutung sein wird.

„Ich halte es für sicher, daß Bonaparte sich uns anschließt,“ spricht er mit Anstrengung. „Ich habe von ihm zuverlässige Zusagen erhalten — Sobald er es wagen kann, wird er offen für uns eintreten.“

Er weiß ganz genau, daß das nicht wahr, zum mindesten, daß es sehr zweifelhaft ist. Er kennt auch die abschlägige Antwort, die Héloise erhalten hat.

Aber er will die anderen fortreißen — er will ihrer Unthätigkeit und Schlaffheit ein Ende machen — er sieht, daß in diesen Leuten nicht mehr der Feuergeist lebt, wie in den Tagen Dantons und Desmoulins, daß sie ängstlich nach oben und unten schielen — und dem soll ein Ende gemacht werden um jeden Preis. Zudem glaubt er nicht recht, daß Bonaparte die Partei, der er früher angehört hat, wirklich verlassen will — daß er mit den Thermidorianern oder den Royalisten, die er am Vendémiaire geschlagen, gemeinsame Sache machen wird.

Babeufs und Maréchals Mienen hatten sich aufgehellt.

„Wenn dem so ist,“ begann der erstere wieder, „können wir unsere Streitkräfte bereits messen. Ein Führer wie Bonaparte fehlt uns allerdings —“

„Doch nicht ein Diktator?“ wirft Pache mit finsterer Miene ein.

„Hört! Hört — ein Diktator —“

„Dreitausend Anhänger zählt die Verschwörung bereits in der Provinz —“

„Auf vierhundert Mann unter der Polizeilegion können wir zählen, wenn wir einen Handstreich gegen den Luxemburg machen wollen,“ rief der unternehmende Rossignol.

„Mein Lieber,“ belehrt ihn Maréchal in langsam überlegenem Tone, „man macht keine Revolutionen mehr, indem man ein paar Bureaus und Sitzungssäle stürmt — Als Cäsar ermordet wurde, verloren die Verschworenen doch ihr Spiel, weil sie keine neue Verfassung bei der Hand hatten —“

„Eine neue Verfassung —“

„Jawohl, eine neue Verfassung,“ rief Maréchal, sich aufrichtend, mit blitzenden Augen, „die letzte, die einzig wahre der Revolution — die, die den Elenden und Enterbten ihr Recht giebt, die der infamen Fraktion der Reichen, welche seit Jahren das Volk plündert und tyrannisiert, ein Ende macht —“

Und mit fieberhaften Gesten, in hastigen, sich überstürzenden Sätzen entwickelte der alte Anhänger Babeufs das Programm der „Égaux“ — jene seltsame Phantasie einer Staatsform, in der sich blinder Egoismus, klarsehender Wille, praktische Einsicht und bizarre Absonderlichkeiten mischten zu einem ungeheuerlichen Ragout, wie es eben nur damals aufkommen konnte. — Alles Privateigentum innerhalb der Gesellschaft sollte aufhören, das ganze Land sollte in bestimmte Zonen geteilt werden, die, nur mit bestimmten Kulturen bepflanzt, jedem Staatsbürger eine ausreichende Existenz sicherten. Die Kinder werden vom Staat erzogen, der Unterricht hört auf, eine künstliche Überbildung großzuzüchten und beschäftigt sich mehr mit der praktischen und körperlichen Ausbildung. — Jeder Luxus, jeder Reichtum ist streng verpönt; auch äußerlich tragen alle eine gemeinsame Kleidung; die Pflege der Künste und Wissenschaften gilt, wenn auch nicht als schädlich, doch als überflüssig. Die Armee, zu der jeder Bürger gehört, wird einberufen und wieder aufgelöst; jede stehende Truppe ist verboten. Alle metallischen Werte und alles Papiergeld wird abgeschafft, Frankreich von der Not seiner Assignatenplage für immer erlöst.

Das war das Programm Babeufs — eine Utopie, riesenhaft und schrecklich, in jenem märchenhaften Glanze schimmernd wie das Eiland Thomas Morus', wie die Phantasien Morellys und St. Pierres — aber gleich einer letzten Rettung auftauchend in jenen Tagen, wo nichts mehr feststand, wo alles, was da war, Staat, Gesellschaft, Regierung eigentlich nur auf Provisorium bestand, wo man das Gefühl, daß etwas dauernd sein könne, immer mehr verlor.

Diese Schrift wird einst wie ein Mene Tekel an den Wänden des Luxemburg erscheinen, wenn — ja, wenn die Verschworenen erst da sind.

Das ist der Gedanke, den Rossignol, den Kopf herüberneigend, leise zu André Theurille ausspricht, der schweigend, die Fäuste auf den Tischrand gepreßt, Maréchal zuhört.

„Schwätzer! — Leute, die lieber zehn Pfund Tinte vergießen als einen Tropfen Blut!“ spricht der wilde Terrorist mit einem geringschätzigen Lachen, „und Ihr wißt, ob das ohne Blut abgehen wird, Bürger Theurille —“

Dieser nickt.

Sein Blick, der ringsum im Kreise die Miene jedes einzelnen durchforscht, verrät eine gewisse Enttäuschung.

Er hat die Partei, die sich jetzt mit der Freilassung Babeufs wieder zu sammeln beginnt, doch ganz anders gefunden, als er sich gedacht hat.

„Hier sind Gesichter, die man zur Zeit Lebas' und Saint-Justs nicht sah,“ spricht er mit verschränkten Armen leise zu seinem Nachbar.

„Glaubt Ihr, daß solche Köpfe wieder nachwachsen?“

„Nein, das nicht — aber aus ihrem Blut konnte wie aus den Zähnen des Cadmus die Drachensaat erstehen, die den Verrätern vom Thermidor ein Ende macht.“

„Thermidor, Thermidor!“ murmelt der alte Parteigänger düster vor sich hin, indem er mit einer fanatischen Geste den Arm vorstreckt. „Ah, wenn es eine Rache dafür gäbe —!“

Inzwischen ist Theurille vor den Tisch Babeufs getreten.

„Bürger Tribun —“ dies ist die offizielle Anrede unter seinen Anhängern, die Gracchus Babeuf von seinem Organ, dem „Tribun de peuple“ erhalten hat — „Du verpflichtest Dich also, wenn die Stunde gekommen ist, das Volk zum Angriff auf die Tyrannen des Luxemburg zu führen?“

Babeufs Auge weicht dem jungen Mann aus. Es ist etwas in Theurilles Art, in seiner kurzen, kühnen Manier zu sprechen, in seiner heftigen und brüsken Weise, die noch die Luft des Feldlagers an sich trägt, was der hauptstädtische Journalist fürchtet — Der Mann der Bücher hat immer diesen Blick vor dem Manne der That.

„Wenn die Stunde gekommen ist, ja,“ antwortet er nach einer Pause.

„Du wirst die Verräter nicht schonen, und die Lauen und Nachlässigen, die etwa unter uns sind, rücksichtslos bestrafen?“ fährt Theurille bedeutsam fort.

Sein Auge läuft im Kreise umher, wo das Gespräch aufgehört hat, und man ihn betroffen über diese eigentümliche Interpellation ansieht.

Er weiß ganz gut, wie viele von ihnen Unterstützung vom Direktorium empfangen, wie viele mit der Regierung paktieren und sich in dem Wahne wiegen, daß Barras und seine Kollegen freiwillig in die ungeheure soziale Umgestaltung willigen werden, die Babeufs Programm verlangt.

Babeuf hat die Arme über die Brust gekreuzt.

„Ich werde handeln, wenn ich den Moment für gekommen erachte. Bedenke, daß Gaius Gracchus zu Grunde ging, weil er den Moment nicht abwarten konnte, um den Tod seines Bruders zu rächen —“

„Wir können jetzt nicht losbrechen,“ ruft Maréchal, „die Pariser haben noch genug vom Vendémiaire —“

„Auch müssen die Zuzüge aus der Provinz erst eintreffen —“

„Und wenn wir die Fusion mit den Demokraten im Rat der Fünfhundert fertig bringen —“

„Paris hungert noch lange nicht genug,“ bemerkt Pache mit seinem cynischen Lachen, „laßt erst die Rationen auf 1/8 oder 1/16 Pfund sinken — laßt die Leute umsinken auf der Straße, wie es im Mai war — dann fallen sie uns alle von selbst zu, sowie wir im Stadthaus die schwarze Fahne aufziehen.“

Babeuf legt einen Augenblick wohlwollend seine Hand auf Theurilles Schulter.

„Du siehst, Du bist überstimmt, Bürger. Warte noch etwas — wir werden Deine Ungeduld nachher brauchen, wenn es heißt, auf die Straße gehen und das Pflaster aufreißen.“

Der junge Mann hat einen Moment finster den Kopf gesenkt. —

Es ist ihm, als könnte er, wenn er sich hier umsieht, einen Argwohn, eine unbestimmte Befürchtung nicht unterdrücken.

„Gut — aber dann verlange ich, daß wir den entscheidenden Schritt thun — daß wir uns lossagen von allen Verbindungen mit falschen Freunden und unzuverlässigen Anhängern —“

„Was meinst Du damit?“ fragt Babeuf unsicher.

„Wir wollen offen hervortreten — das Volk über unsere Pläne aufklären. — Mit einer Proklamation an die Mauern von Paris soll die Verschwörung den Schleier abwerfen —“

Und er zeigte auf eine der Rollen, die er mitgebracht und bei seinem Eintritt auf den Tisch neben sich gelegt hatte.

In großer blutroter Schrift war da zu lesen:
„Die Wahrheit, dem Volke gesagt von den
Patrioten von 89“.

Dann folgte eine Aufstellung des Programms der „Égaux“, Anklagen gegen die Reichen, Vorschläge, wie dem wachsenden Hunger und der Misère zu steuern sei.

Babeuf und Maréchal sahen sich an.

Das war die Kriegserklärung gegen das Direktorium, die Ankündigung einer neuen Emeute.

Theurille riß alle radikalen Elemente in der Versammlung mit sich fort.

„Bravo! Laßt uns den Fettwänsten von der Chaussee d'Antin zeigen, was sie von uns zu erwarten haben,“ rief der cynische Sangré, „die Laternen von Paris haben lange genug gefeiert —!“

„Die Manen Maximilian Robespierres müssen ein Totenopfer haben, wie er es verdient,“ sprach Buonarotti pathetisch.

Es entstand eine Bewegung — Im Hintergrund stimmte jemand das Lied an, das alle kannten, die Hymne an die Freiheit, die Drohung der Rache an den neuen Tyrannen, die das Erbe der Revolution an sich reißen wollten. Es klang wie eine neue Marseillaise durch den Raum.

Soyez en sûr, le peuple est las,
La faim l'agite et le réveille —
Il veut du pain, non des débats
Ventre affamé n'a point d'oreille.
N'est-ce pas assez gouverner?
Plus longtemps vous serait funeste
Capet aussi voulut régner,
Comme vous — vous savez le reste!

Sie sangen es alle mit — in diesen Gesichtern, die vom Fieber des Elends, des Racheverlangens glühten, ließ die Überreizung der Nacht, der wild durcheinanderflutenden Reden neue Hoffnungen aufflammen. Man hatte es satt, sich von den Reichen die besten Bissen wegschnappen zu lassen und Schurken wie Barras und Tallien Vermögen aufhäufen zu sehen, während die besten Köpfe der Revolution im Elend gestorben waren — die lange geplante Verteilung der Güter sollte, wenn die bisher unterdrückte Verfassung von 93 erst eingeführt wäre, endlich stattfinden. —

Als man auseinanderging, schlug Theurille das Plakat mit der blutroten Überschrift überall an die Mauern und Ecken der menschenleeren Boulevards.

Die Regierung sollte wissen, woran sie war.

Die Feigen und Säumigen unter den Verschworenen sollten jetzt den Schritt, der einmal geschehen war, nicht mehr rückgängig machen können.

Im Morgengrauen sahen die Pariser überall, sogar an den Mauern des Luxemburg, das drohende Manifest der Kommunisten, die Ankündigung, daß das Volk müde sei zu hungern und sich das Brot bei denen holen werde, die es verpraßten.

Zwei Stunden später beschäftigten sich die Gendarmen damit, das Plakat überall, wo sie es sahen, herabzureißen.

Aber bis dahin hatten es schon Tausende gelesen.

Noch an demselben Tage gab Barras im Einverständnis mit seinen Kollegen den Befehl, daß das 21. Dragonerregiment, sowie das Regiment Husaren, das in Rueil lag, in die Stadt gezogen würden und im Lager von Grenelle Quartier bezögen.

Er fing an, den Leuten „da unten“ doch nicht so ganz zu trauen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Republik amüsiert sich.

Paris ist sehr lustig in der That in diesem Winter. Es ist, als sollte die steigende Verzweiflung des Hungers, der Armen, die kein Brot haben, der Beamten, die keine Gehälter bekommen, der Landleute und Rentner, die der Staat um ihre Zinsen betrügt, erstickt werden unter einer Decke von Blumen, von schimmernden Juwelen auf purpurnen Gewändern, vom Dufte der Parfüms und vom schmetternden Lärm der Ballmusik —

Dreihundert öffentliche Bälle in Paris jeden Abend! Spiel und Weiber und funkelndes Gold im Palais Royal, im Pavillon Hannovre, in Paphos, in Idalie, im Elysée, im Bironschen Garten — jeden Abend der Lärm feenhafter Bacchanalien in Sälen, wo Krystall und Spiegelwände schimmern, Marmorgruppen aus dunklem Gebüsch auftauchen und Tausende von bunten Glasglocken eine märchenhafte Beleuchtung geben. Und das alles von Menschen, die, wenn sie nach Haus kommen und sich die bunten Lappen abreißen, in denen sie sich amüsieren, kein Brot haben, um satt zu essen, kein Feuer, um ihren Ofen zu heizen und oft kein Bett, um zu schlafen —

Es ist das Paris in der Agonie der Revolution. Wenn jetzt die Erlösung noch kommt, mag sie bald kommen. —

„Vier Menschen hat man gestern auf dem Place de la Nation aufgelesen, die vor Hunger umgefallen waren. An den Bäckerläden, wo man schon um Mitternacht anfängt sich aufzustellen, findet täglich in den Morgenstunden ein Kampf statt, der an die Zustände wilder Kannibalen erinnert und nicht an die einer civilisierten Hauptstadt,“ schrieb Babeuf in seinem Journal.

„Die Republik befestigt sich immer mehr in den Gemütern. Möge es ihre eifrigste Sorge sein, den Triumphen über die äußeren Feinde auch solche

über die inneren zuzugesellen!“ flötete Lakanel, der Anhänger Barras', im „Moniteur“.

Man sieht, das war ein Text mit verschiedener Melodie.

Es giebt noch viel zu lachen in diesem hungernden Paris, in dieser Gesellschaft, die stirbt, das ist wahr — Die Pariser amüsieren sich über Perrier, der in seiner Begeisterung für die Griechen-Nachahmung so weit geht, daß er in Kothurn und langem, weißem Mantel umhergeht, das Haupt und die Arme unbedeckt, ganz wie ein Zeitgenosse des Themistokles — bei sechs bis acht Grad Kälte!

Sie amüsieren sich über das Direktorium, von dessen Mitgliedern schon tausend Karikaturen und Dutzende von Anekdoten cirkulieren. Sie haben zwar nun eine neue Regierung, und sie wissen noch nicht, wie sie mit ihr daran sind, aber das Neue zerstreut immer, und sie sind gespannt, wie die Leute da oben sich aus der Affaire ziehen werden. Denn ein Vergnügen ist es jetzt nicht mehr, in Frankreich zu regieren, das ist in den letzten fünf Jahren allmählich klar geworden.

Paris hat gelacht über die Art und Weise, wie die neue Regierung sich installiert hat. Es war am Morgen des 4. November, als das Direktorium sich zum ersten Mal im Luxemburg versammelte. Ein großer nackter Saal, ein schlechter Schreibtisch, ein paar Stühle, keine Vorhänge — alles war hier geplündert oder versiegelt, seit der Graf von Provence 91 dies sein Palais verlassen hatte. Man wollte heizen und konnte nur mit Mühe von dem Concierge ein paar Scheite Holz für den großen Kamin erhalten. Dann unterhandelte man mit einigen Bedienten für die neuen Regenten — aber diese Bürger zeigten sich keineswegs sehr eifrig; sie hatten Sorge, daß man sie auch bezahle. Eine neue Regierung —! Mein Gott, das sagte nicht viel — es gab so viele in Frankreich seit ein paar Jahren.

Barras lachte über alle Epigramme der Pariser, über alle Bosheiten der Journale. Er lachte über die Preßtrabanten der Jakobiner, die ihn bereits in geschmackvoller Weise mit Nero, Phalaris und Heliogabal verglichen.

Als er aber eines Morgens eine Nummer des „Tribun du peuple“ erhielt, in der folgender Satz stand: „Seit kurzer Zeit befindet sich Frankreich in den Händen einer Minderheit von Oligarchen, die den Wucher, die Erpressung und die allgemeine Hungersnot in ihr Programm aufgenommen hat, und die die Beute, die sie dem unglücklichen Volk abnehmen, mit dem Auslande teilen —“ da lachte er nicht mehr.

Der Satz traf ihn an der verwundbarsten Stelle. Unterzeichnet war der Artikel: „André Theurille“. Barras sah ein, daß es an der Zeit war, etwas gegen die Anhänger Babeufs zu thun.

Er beriet sich darüber mit seinen Kollegen, das heißt in erster Linie mit Carnot, mit dem er eine gewisse politische Vergangenheit gemeinsam hatte, und der neben ihm am meisten galt in der Öffentlichkeit. Die anderen drei, Letourneur, Rewbell und Reveillère-Lépeaux, kamen weniger in Betracht.

Carnot zuckte die Achseln, als Barras ihm seine Mitteilung machte.

„Sprechen Sie mit dem General Bonaparte!“ sprach er, „das geht ihn an.“

Barras' feines Ohr hörte einen eigentümlichen Tonfall in dieser Antwort heraus.

„Sie meinen in seiner Eigenschaft als Kommandant der Stadt?“ fragte er, jenen ansehend.

„Ich wiederhole, das geht ihn an,“ bemerkte Carnot zweideutig, „in mehr als einer Hinsicht.“

Barras' Auge blitzte auf. Er hatte die Scene mit Héloise von Savigny bei dem Frühstück in Noisy-le-Roi nicht vergessen.

Die beiden Direktoren beschlossen, Bonaparte unverzüglich zu einer Beratung heranzuziehen.

Eine Stunde später betrat der General das kleine Conseilzimmer des Luxemburg.

Es war dies der ehemalige Bibliotheksaal des Palais, in Gold und Dunkelrot gehalten, an der Wand mit etlichen Büsten griechischer Weisen geschmückt, die offenbar die Beratungen des Direktoriums inspirieren sollten, die aber Barras in seiner ungenierten Weise bereits mehr als ein Gähnen entlockt hatten.

Bonaparte begegnete den scharfen, prüfenden Blicken der beiden Regenten — Es waren nur Carnot und Barras anwesend.

„Kennen Sie dies, General?“ fragte ihn Barras, indem er ihm das Zeitungsblatt übergab.

„Es scheint uns an der Zeit, mit diesen Leuten ein Wort zu reden,“ bemerkte Carnot, aus seiner nachlässig-zerstreuten Haltung herausgehend, die er wie gewöhnlich inne hatte.

„Hm — Bürger Direktoren — das ist Ihre Sache —“ Bonaparte legte das Blatt weg.

Die beiden sahen sich an. Ihr Argwohn schien bestätigt.

„Im Gegenteil,“ erwiderte Barras nachdrücklich, „Sie als Kommandant der Stadt —“

Bonaparte machte eine unbestimmte Geste. Sein Auge blieb auf den Boden geheftet.

„Sie wissen, daß ich die Leute, die Sie Anarchisten zu nennen belieben, schon längere Zeit habe überwachen lassen,“ sprach er zu Barras, „wie man mir sagt, sind die Versammlungen in den Bains-Chinois seltener geworden —“

„Dafür ist das Unwesen im Pantheonklub um so ärger. Seit Babeuf hier die erste Rolle spielt, legen sich die jakobinischen Journale keinen Zügel mehr auf. In diesem ehemaligen Refektorium von St. Geneviève haben die ärgsten Banditen von Paris ihr Asyl.“

„Es ist der frühere Keller Marats,“ bemerkt Carnot verächtlich. „Das ist der Genius loci — die Phantome der Mörderbanden von 93.“

Bonaparte sah ihn mit seiner feinen Ironie an. „Ihr kennt sie, diese Phantome von 93, Bürger?“

Carnot zuckte leicht zusammen. Er war nie gern an die Zeit erinnert, wo er mit Robespierre zusammen — oder wenigstens nach dessen Anleitungen gearbeitet.

„Im Pantheonklub werden die unglaublichsten kommunistischen Ansichten vorgetragen, die die Be-

völkerung von Paris täglich mehr und mehr vergiften."

Bonapartes tiefer Blick heftet sich auf Barras. „Kommunistische Ansichten —! Ich glaube, Bürger, daß weder Sie noch ich in dieser Stunde darüber kompetent sind," spricht er. „Und dann —"

Barras schneidet ihm mit einer zugleich eleganten und nachlässigen Handbewegung das Wort ab.

„Ah bah — laissons ça," erwidert er. „Es handelt sich nicht um die Theorien dieser politischen Stubenhocker — Wir haben beschlossen, den Pantheonklub bei dem nächsten Vorwand, der sich bietet, aufzuheben, um mit diesem ganzen Gesindel ein für allemal aufzuräumen. Und mit der Ausführung dieser Maßregel sollen Sie beauftragt werden, General."

„Ich?!"

Es war mehr Erstaunen, Betroffenheit, was sich in Bonapartes Gesicht malte, als Bestürzung.

Einen Moment sah er, die Lippen aufeinanderbeißend, wortlos zum Fenster hinaus.

„Ich dachte, General, eine so ausgezeichnete Gelegenheit, sich verdient zu machen —" beginnt Barras lauernd.

Der junge Korse sieht ihn an.

Er weiß ganz gut, daß sie ihn zwingen wollen, offen mit den Jakobinern und Terroristen zu brechen, daß, wenn er sich jetzt weigert zu gehorchen, ihm selbst Gefahr droht.

Vollzieht er dagegen den Befehl, so hat er die Rache seiner ehemaligen Parteigenossen nicht weniger zu fürchten.

Und dann die wirkliche Trennung von diesen Leuten — was war's, das ihn davor zurückhielt? Wirklich nur die Jugenderinnerungen, das Bewußtsein, daß er einst mit Augustin Robespierre schwärmerisch-blutdürstige Briefe geschrieben?

Oder ein Gefühl, daß, wenn es sich hier um Recht und Unrecht handelt, das Recht bei Barras sicher nicht zu finden war?!

Wie dem auch sei, er wendet sich um — ein kurzer Blick sagt den beiden Direktoren, daß er entschieden hat.

„Ich werde den Klub auflösen," spricht er, „und die nötigen Befehle an die Kommandeure der 17. Militärdivision geben — nur —" fügt er mit einem bitteren Lächeln hinzu — „sorgen Sie dafür, daß dieselbe nicht allein bleibt in Paris, — wenn Sie Babeuf auch im Augenblicke den Mund verbieten, Sie können das Volk nicht hindern, daß es glaubt, was er sagt."

Und mit einem kurzen Gruße verläßt er den Saal.

Barras und Carnot sehen sich an.

„Ah, ah, ich wußte wohl, daß etwas dahintersteckte — die Sprache dieses Gesindels war zuversichtlich!"

Barras reicht seinem Kollegen schweigend ein weißes Stück Papier, dem nur noch die Unterschrift fehlt.

Es ist ein Verhaftsbefehl gegen Bonaparte.

Wenn er sich jetzt geweigert hätte, den Klub Babeufs aufzulösen, hätte er ihn verhaften lassen, trotz seiner Verdienste, trotz Vendémiaire, trotz seiner Protektion.

Carnot zuckte die Achseln.

„Sie haben recht," sprach er, „eine Stütze, die uns gefährlich werden könnte, muß man selbst abbrechen. Und dann diese Anarchisten — der Royalismus ist nichts in diesem Moment — aber da, da liegt die Gefahr —"

„Ah bah, kommen Sie mir heute nicht weiter mit Sorgen und Geschäften," entgegnet sein leichtsinniger Kollege aufstehend, „Sie wissen doch, daß ich heute mein Souper gebe in Tivoli, mit Tallien und mit Mlle. Lange. Ich lade Sie nicht ein, lieber Freund, weil ich weiß, daß Sie für dergleichen nicht schwärmen."

„Nein, in der That," entgegnet Carnot trocken, „ich finde, daß es der Republik nicht ansteht, auf den Gräbern Brutus' und Cassius' die Orgien Caligulas zu erneuern."

Mit diesen Worten erhebt er sich und geht.

Barras läßt ihn achselzuckend gehen. Er weiß, was er von der Tugendstrenge dieses moralischen Sonderlings zu halten hat, der in seiner Jugend sentimentale Gedichte an Ophelia und Rosalinde gemacht hat, gerade wie Robespierre, und der nachher der Logik seines Systems zuliebe kaltblütig Tausende auf die Guillotine schickte — gerade wie Robespierre.

Barras und das Direktorium fühlen sich indes in diesen Tagen der öffentlichen Meinung zu sicher, um nicht zunächst über alle Warnungsrufe hinwegzuhören. Soeben ist der Friede mit Preußen unterzeichnet, und diese Maßregel hat die neue Regierung zunächst populär gemacht, denn die Franzosen sind froh, wenigstens einen Teil dieses entsetzlichen Krieges los zu sein, der sie langsam, aber sicher zu Grunde richtet.

Mag immerhin die Assignatenflut ins Unglaubliche anschwellen, mag die Börse in eine Panik verfallen, weil man von der Erfindung eines neuen Papierstoffes für die Fabrikation der Assignaten sprach, und man schon längst wußte, wie die Regierung ohne Maß und Ziel „Geld" fabrizierte — von Barras kann das Direktorium wieder lernen, wie man sich amüsiert.

Mag immerhin Babeuf mit der Rache der Ausgeplünderten, mit der immer zahlreicher werdenden Kaste derjenigen drohen, die von der Hand in den Mund leben, und deren einzige Heimat das Pflaster der Hauptstadt ist — einstweilen will sich Barras amüsieren.

Für die Anarchisten soll ja Bonaparte sorgen. Von dessen Brauchbarkeit in solchen Sachen ist er überzeugt — Er hält seinen „petit général" zwar für einen ganz geschickten Militär, aber daß er jemals besondere und selbständige politische Ideen hat — pah, undenkbar. —

Deshalb ist der allmächtige Direktor bei dem intimen Souper, das er heute einem kleinen, auserlesenen Kreise von Freunden giebt, in ganz besonderer Laune.

Es ist im Tivoli, natürlich nicht in den großen Sälen des bekannten Vergnügungsetablissements, sondern in den gesonderten Kabinetts, die der Bürger

Desrivières, der das Etablissement hält, für die jeunesse dorée und für die Koryphäen der Galanterie immer bereit hat. Méot, der Hof-Cuisinier des Direktoriums, hat das Menü geliefert, und man kann daher überzeugt sein, daß etwas ganz Vorzügliches geliefert wird. In dem kleinen Saale, dessen Wände mit dunkelgrünem Marmor bekleidet sind, dessen Bronzekaryatiden in dem matten Lichte der etruskischen Kandelaber schimmern, sind schon fast alle Teilnehmer des Soupers versammelt, nur Tallien und seine Frau fehlen noch.

„Wissen Sie, was Barras heute eigentlich feiert?" fragt Grégoire, der, in einer Fensternische stehend, die übrige Gesellschaft beobachtet, den ehemaligen Minister Merlin von Douai mit einem etwas boshaften Lächeln.

„Nun?"

„Den Vendémiaire, lieber Freund — nichts anderes! Und vielleicht will er seinen Ärger hinunterspülen, daß man die Pariser nicht härter gestraft hat —"

„Pardi — man hätte es thun können — !"

„Bonaparte soll ihn gebeten haben, die Exekutionen auf das allernotwendigste zu beschränken —"

„Ah, ah, das ist ein Jakobiner, dem ich nicht traue, dieser Bonaparte! Haben Sie bemerkt, daß man nie recht mit ihm ins Gespräch kommt — daß er einen ruhig erst drei bis vier Sätze sprechen läßt und einem dann ins Gesicht sieht, als ob er einem abläse, was man nun noch sagen könne?"

„Mein Gott, was wollen Sie," spricht der geistreiche André Dumont in nachlässig spöttischem Tone, „das ist der Geruch seines Landes. — Dieser Bonaparte ist von Korsika — Das ist alles wie die Halbwilden da unten —"

„Da ist Tallien!"

In der That empfängt Barras im Vorzimmer seinen ehemaligen Kollegen und seine schöne Freundin.

„Wissen Sie, lieber Freund, daß Sie sich einen eigentümlichen Platz für Ihre intimen Cirkel aussuchen —" flüstert ihm Madame Tallien zu, als sie eingetreten ist. „Ich hörte im Vorbeifahren Tanzen da drüben — Eine unendliche Reihe von Wagen steht da —"

Barras lächelt nicht ohne Malice.

„Da sehen Sie, daß wir in einer wahrhaft demokratischen Zeit leben! Selbst die Göttinnen können die Stätten nicht mehr verschmähen, wo gewöhnliche Sterbliche sich amüsieren — Und uns beschuldigen die Anarchisten, daß wir uns über das Volk erheben!"

Aspasia lacht.

„Sie sind zu bedauern. — Wenn Sie nicht einmal als ein Märtyrer Ihres Berufs zu Grunde gehen —!"

„Sie meinen meines Berufs als Regent —?"

„Sagen Sie das Wort nicht — Sie wissen doch, woran der Regent zu Grunde gegangen ist —"

„Ich wundere mich nicht, daß Sie es wissen!"

Madame Tallien wirft ihm einen Blick zu — Und in den Saal tretend, den leichten Überwurf abnehmend, bietet sie in ihrem heutigen Kostüm etwas, was den Gästen Barras' einen Ausruf der Bewunderung entlockt.

„Ah, ah — Das ist in der That etwas Neues —"

Um ihre weißen Schultern, die sie sonst bloß trägt, schlingt sich heute ein wunderbarer leuchtend dunkelroter Stoff, den eine Kamee an der Brust zusammenhält, ein Gewebe so fein, so zart und so durchsichtig, daß die weiße Büste, die darunter schimmert, in einem ganz neuen Lichte erscheint — daß die ganze Figur den Eindruck macht wie eine der Göttinnen van Dyks — ätherische Blässe der Müdigkeit und des Todes neben dem leuchtenden Purpur des Lebens.

Die wenigen Frauen, die anwesend sind, sehen mit Neid diesen wunderbaren Stoff — ein allgemeines Fragen, Ausrufen und Bewundern entsteht um die gefeierte Frau.

Man sieht, das wird die Neuigkeit des Tages werden, Kaschmir nennt Valèze dies orientalische Gewebe, das zum ersten Male in Paris heute die Schultern der Tallien umhüllt, und das er ihr aus Bengalen verschafft hat.

Es ist das die Erfüllung des Versprechens, das er ihr vor dem Vendémiaire gegeben hat, und das er nach dem Vendémiaire um so nötiger hat zu erfüllen — denn seine ganze Stellung hing nunmehr von der Gnade Perikles' und Aspasias ab.

Der Kaschmir — das ist seine Verzeihung für den Vendémiaire. Die Geschichte dieses Stoffes ist ebenfalls etwas orientalisch.

Valèze hat seinem Geschäftsträger in Pondichery in Bengalen geschrieben, ihm dies Gewebe zu verschaffen, von dem man in Bengalen selbst wie von einer Seltenheit spräche, und das in den Alpenthälern des Himalaya hergestellt würde. Die Rani von Taschmend in einem der entlegensten Seitenthäler des Indus war im Besitze des kostbaren Stoffs, der in ihrem Bezirk hauptsächlich hergestellt wurde. Man bot dieser Fürstin Summen über Summen um Überlassung derselben, aber vergeblich — die indischen Priesterdynastien knüpfen oft Vorurteile von unzerreißbarer Macht an diese zarten Gewebe. Der Franzose in Pondichery mußte also auf andere Mittel sinnen, um zu seinem Ziele zu kommen. Er wußte, daß der Vezier von Audh am Fuße des Himalaya die Absicht hatte, sich gegen seinen Herrn, den Sultan von Lukhno, zu empören, und er versprach ihm seine und seiner Regierung Unterstützung, wenn er ihm den Stoff verschaffe und die Rani von Taschmend besiege. Der Vezier ging den Handel ein. — Eine erste Expedition gegen die Bergfestungen der Radschputenfürstin mißglückte. Der Machthaber selbst mußte mit seiner ganzen Macht gegen die Rani ausrücken. 5000 Menschen, fast die Hälfte seiner ganzen Armee, starben in den Sümpfen des Terai, jenes fieberschwangeren Sumpfstrichs, der sich am Fuße der Berge hinzieht. Der Vezier setzte seinen Willen durch; man bemächtigte sich durch eine Kriegslist der Fürstin, verbrannte ihre Schlösser und führte ihre erbeuteten Schätze, darunter die Kaschmirshawls, nach Bengalen.

Das ist die Geschichte des Shawls, den Madame

Tallien heute trägt, und der ihr die Bewunderung von ganz Paris verschaffen wird. Wieviel Blut und Thränen und Elend daran hängt, daran kann sie nicht denken — Und daran darf eine Frau, die schön sein will, auch nicht denken.

„Das ist wunderbar —! dieser Glanz, den das Gewebe hat — Wie das unter dem Lichte schimmert —!"

„Sie wissen vielleicht, meine Damen, daß die Indier diese Gewebe Abendröte nennen — wegen des dunklen Purpurs, der seine Hauptfarbe bildet!" spricht Valèze.

„In der That, Madame," bemerkt André Dumont etwas ironisch, „dieser Schleier, den Sie über die Republik werfen, wird ihr eine ganz neue Beleuchtung geben."

Die Tallien sieht ihn an. Sie errät seine Absicht.

„Ich weiß nicht, ob ich in der That der Republik ein neues Kolorit geben kann, Bürger Dumont," entgegnet sie mit einem feinen Lächeln. „Aber als ich nach Frankreich kam, trug es einen Flor, so dicht und so schwarz, daß mir jeder Stoffwechsel angemessen erschien."

Man applaudiert ihr — das Epigramm von dem Farbenwechsel, den die Republik momentan mit sich selbst vollzieht, liegt in der That zu sehr in der Luft, um nicht Beifall zu finden.

„Und zu denken, daß jene Leute, die den Flor über Frankreich und über seine tausend Gräber geworfen haben, immer noch bei ihrer Mörderarbeit sind —"

„Ihre Zeit ist vorbei; die öffentliche Meinung ist mit uns —"

„Wenn wir es verstehen!" entgegnete Barras. „Die Republik ist bisher spartanisch gewesen, sie muß athenisch werden —"

„Aber ohne Kleon und ohne Aristophanes," spricht Dumont rasch.

„Und mit Perikles —"

„Einen Demosthenes hat die Republik vor allem nötig," erwidert auf einmal Grégoire, der ehemalige Priester, mit tiefem Ernst. „Athen lachte auch und stand am Rande seines Verderbens, als es zu den Gastmählern Aristipps ging."

„Wir können Ihnen ja diesen Posten vakant lassen," spricht Barras spöttisch, „nur kritisieren Sie unsere Finanzberichte nicht wieder — wie neulich Ihre Rede im Rat der Fünfhundert."

„Bürger Direktor, ich werde stets zu denen gehören, die Euch die Wahrheit sagen."

„Das behauptet André Theurille auch —"

„Ah, ah, André Theurille —!"

„Einer, der unsere Köpfe gern alle zusammen in einem hübschen niedlichen Bouquet in Samsons Korbe sähe —!"

„Bürger Direktor — was Johannot in seinem Finanzbericht neulich gesagt hat, daß der Wert der Nationalgüter zunehme, je mehr man Assignaten fabriziere, war die unverschämteste Lüge, die je in den Tuilerien ausgesprochen ist," rief Grégoire, der erregt war und bei seinem Thema bleiben wollte.

„Oho, das sagt viel —!"

„Aber ich bitte Sie — so ein Finanzbericht, das ist ja doch nur fürs Publikum," erwidert Barras ganz gelassen. „Was wollen Sie? Seit sechs Jahren haben wir ja nun einmal in Frankreich eine sogenannte öffentliche Meinung. Man muß ihr von Zeit zu Zeit etwas vorwerfen — damit sie sich zufrieden giebt und nicht solchen Leuten glaubt wie Gracchus Babeuf und André Theurille —"

„Schon wieder der Name," ruft Tallien aus. „Es scheint, Ihr fürchtet ihn wirklich, Barras —"

„Orestes scheut sich vor dem Schatten Agamemnons," spricht Dumont mit seiner halblauten spöttischen Stimme. „Es sind Gespenster vom Thermidor, die umgehen in Paris —!"

Tallien sieht ihn an, aber er schweigt.

Man schenkt den Gästen Beaune ein, jenen leichten angenehm prickelnden Wein, der dies echte Ferment französischen Geistes in sich zu schließen scheint: Heiterkeit, Anmut und sorgloser Lebensgenuß — bei dem die Augen der Frauen tiefer aufleuchten, ihre Wangen eine lebhaftere Färbung bekommen.

Die Spiegel zwischen den Bronzesäulen und den Platten von buntem Marmor geben das farbenprangende Bild in strahlendem Reflexe wieder — die vielfarbigen Gewänder der Männer, das leuchtende Weiß, das helle Blau oder das duftige Rosa der Frauen, zwischen denen die lachenden, erregten Gesichter, blonde Haare, weiße Hände von Glück, von genießender Macht zu erzählen scheinen. Zum ersten Male fängt man jetzt wieder an zu lachen in Frankreich, sieht man wieder Vaudevilles im Leben und auf der Bühne, übt wieder eine Frau, die schönste Frau Frankreichs jene magische Anziehungskraft aus, die unerläßlich ist für französisches Blut.

Wie sagte doch Barras? Die Republik muß athenisch werden.

Er ist der Mann dazu.

Madame Tallien ist die Königin des Abends. Ihre schönen Augen und ihr klassisches Profil können hier ebensowenig Rivalen finden wie ihr Kaschmirshawl. —

Sie hat ihren Zweck erreicht, ganz Paris wird wieder von ihr sprechen. Diese Gesellschaft, die sie schon auf den Händen trägt, für die jedes ihrer Worte in Sachen der Mode und des Geschmacks Gesetz ist, ist in ihren Augen dazu da, ihrer Eitelkeit stets neue Huldigungen zu bereiten.

Und doch quält sie heute abend eine seltsame Neugierde, ein Verlangen, wie es übrigens bei derartigen Naturen fast immer auf dem Grunde der Seele schlummert.

Sie weiß, daß sie im Tivoli ist, dieser großartigsten Vergnügungsstätte des nächtlichen Paris, wo jeden Abend ein tolles Treiben von zehn- bis fünfzehntausend Menschen herrscht, wo alles erlaubt, und wo nichts verboten ist, wo der Bankier und der Edelmann sich mit den niedrigsten Kokotten und dem gewöhnlichen Arbeiter treffen.

Das will sie sehen.

„S'encanailler" ist das Wort des neuen Frank-

reichs. Vielleicht gehört das zum Programm der athenischen Republik. —

Madame Tallien flüstert ihrer Freundin, der Devaines, ein paar Worte zu, dann eilen sie beide, eine Pause der allgemeinen Unterhaltung benutzend, während Mlle. Lange ihre schönste Arie zum besten giebt, in die Galerie, welche das vornehme Restaurant mit den entfernt gelegenen Spiel- und Tanzsälen verbindet.

Schon in den dunklen und vollständig öden Arkaden, während von fern das Geräusch und das Lichtermeer immer näher auf sie einzubringen scheint, verliert die Devaines den Mut und kehrt um.

Aspasia ist mutiger, sie dringt bis zu dem Eckpavillon vor, von dem man auf einer Treppe in den Garten hinabsteigt. Hier beugt sie sich über die Balustrade, die Lippen aufeinandergepreßt, das Auge erwartungsvoll, noch leuchtend von der Erregung des Soupers, da unten in die Tiefe gerichtet.

Die Götter haben bisweilen diese gefährliche Neugierde, zu wissen, was die Pygmäen und Cyklopen machen, die ihnen als Schemel ihrer Füße dienen.

Was sie da übrigens sieht, ist der Mühe wohl wert, gesehen zu werden.

Die ganzen Säle unter ihr strahlen in einem Meer von Lichtern, weißen, roten, blauen, grünlichen Lichtern — darüber liegt wie eine trübe Schicht der schwelende Dunst, der allen diesen Stätten eigen ist. — In der Ferne sieht man die bengalische Beleuchtung künstlicher Grotten, Palmengebüsche, die sich auf kunstvoll hergerichteten Terrassen erheben, ganze Wälder scheinen in diese Säle mit ihrer überhitzten Luft verpflanzt. — Durch die Glaswände hindurch sieht man die Tanzenden, blitzen ab und zu im Glanze der Lichter die fahlen, überreizten, keuchenden Gesichter auf. Man glaubt, man hätte ein Volk vor sich, das die Schwindsucht hat, und das sich zu Tode tanzt — Und was für ein Volk! Was für Gesichter, Gebärden, Reden, zornige Ausrufe, wildes Gelächter, wüste Schreie. — Die Entfesselung aller Leidenschaften, aller tollen Instinkte des Menschen strahlt aus diesen Augen, diesen Reden zurück, aus den unzüchtigen Abbildungen an den Wänden, aus den Darstellungen, die man auf der Bühne dieses Ortes sieht.

In der That, das Paris, das sich amüsiert, ist vielleicht noch furchtbarer als das Paris, das grollt.

Madame Tallien hat den Fuß über die Schwelle des Saales gesetzt, da, wo die dunklen Kolonnaden, die zu der Verbindungsgalerie führen, sie verbergen.

Sie glaubt hier unbemerkt zu sein.

Aber sie irrt sich.

Man ist aufmerksam geworden auf diese Frau in dem roten Fichu mit der langen Tunika à la Diane. Der schmale, blitzende Goldreif, den sie ausnahmsweise um den Arm trägt, ist allzu verräterisch.

Dies blasse, aufmerksame Gesicht hat nichts gemein mit den fahlen, knochigen, verwüsteten Gesichtern der Kokotten, die sie hier umdrängen.

Man mutmaßt in ihr eine Frau der Gesellschaft, eine „mondaine", die hierherkommt, um sich zu amüsieren.

Ein Incroyable mit langer, blonder Perücke, mit flatternden „Hundsohren", in himmelblauem Frack tritt an ihre Seite und redet sie an.

Sie wendet sich brüsk ab — eine Bewegung der Verachtung und der Entrüstung.

Diese Bewegung verrät sie.

Die umstehenden Kokotten lachen und machen ihre Bemerkungen mit der ganzen Freiheit ihres Metiers und dieses Ortes.

„Seht doch, er paßt ihr nicht, der Richard — !"

„Du wirst wohl eine andere Auswahl haben in der Chaussee d'Antin, Kleine —?"

„Nicht allzu stolz hier, ma belle. — Deswegen kommt man nicht hierher, um uns bei den Männern Konkurrenz zu machen —"

„Eine Italienerin, sicher! — Sie wird uns die Farandole tanzen —"

„Ah, ah — aber wer ist das? Seht doch, dies Gesicht —"

Jetzt versucht Aspasia wirklich ihren Rückzug über die Treppe anzutreten — Sie beginnt sich zu fürchten inmitten all dieser Gesichter, die sie betrachten, dieses Lachens, dieser Bemerkungen, dieser Männer, die ungeniert an sie herantreten.

Aber es ist schon zu spät — sie ist bereits durch einen ganzen Haufen Menschen von der Thür unter den Kolonnaden abgedrängt.

Vergebens sendet sie einen hilfesuchenden Blick um sich. Man bemerkt das — und der allgemeine Andrang wird nur noch dreister — und man fängt schon an sie zu erkennen. Sie ist ja zu bekannt in Paris. — Ein Gemurmel, laute Bemerkungen fliegen von der äußeren Reihe der Zuschauer immer weiter nach vorn.

„Die Tallien —! Unglaublich. — Ah, ah! — Seht doch, neulich hat man eine Polignac im Garten Marbeuf gesehen —"

„Meine Damen! — Ich bitte Sie, meine Damen —"

Lautes Gelächter antwortet ihr. — Man hält sie auf, singt ihr Chansons, die unzweideutig genug sind, hält ihr eine Zeitung vor, die Karikaturen von ihr enthält.

Aspasia bereut jetzt aufs höchste, ihrer Freundin Devaines nicht gefolgt zu sein.

„Parbleu, was geht hier vor?"

Es ist ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform eines Kapitäns der Nationalgarde, der mit verschränkten Armen herantritt. Er hat bisher an der Thür mit einer Gruppe von Kameraden gestanden, die heute ziemlich zahlreich hier sind.

Er lächelt spöttisch, als er sie sieht.

„Madame —!"

Sie fährt zusammen bei seinem Anblick. Sie kennt ihn wohl. Aber sie zieht einen ehrlichen Feind immer noch der zweideutigen Gesellschaft hier vor.

„Geben Sie mir Ihren Arm, mein Herr!" spricht sie plötzlich mit einer Würde und einer Entschlossenheit, die sie öfters bewährt hat. „Sie sehen wohl, daß ich hier nicht bleiben kann."

André Theurille — denn er ist es — verbeugt sich ironisch.

„Ich glaube wohl, Madame Tallien, daß Sie hier nicht am Platze sind."

Er giebt ihr seinen Arm und führt sie durch die Menge, die hinter ihnen herschreit und johlt, aber die Uniform respektiert wie immer. —

„Hier — Ich glaube, Sie werden hier in Sicherheit sein. — Dort ist die Galerie zu den Speisesälen —"

Madame Tallien bleibt, noch erregt von der Scene, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt, auf dem zweiten Absatz der Treppe stehen. Sie sieht übrigens bereits durch die Spiegelscheiben der Galerie ihre Freunde kommen, die sie gesucht haben.

Sie wirft André Theurille einen Seitenblick zu, der doch eine gewisse Unsicherheit verrät.

In der That, der junge Advokat, der hier im Tivoli einem Verbrüderungsfeste der Pariser Nationalgarden zu Ehren von Marats Andenken beigewohnt hatte — Feste, wie sie die Jakobiner jetzt ostentativ veranstalteten — und der daher in der Uniform seines Regiments erschienen war — er mustert sie immer noch mit spöttischen Blicken.

Madame Tallien sah ihn genau an — und ein Gedanke geht ihr plötzlich durch den Kopf.

„Es freut mich, daß Ihr vergessen habt, wie wir auseinandergegangen sind, Bürger!" spricht sie mit ihrer einschmeichelnd weichen Stimme.

„Ihr irrt Euch, Bürgerin. Ich habe das keineswegs vergessen."

Madame Tallien beißt sich auf die Lippen. Sie war auf diese Antwort nicht gefaßt.

„Aber ich bin Euch zu Danke verpflichtet," spricht sie mit unverminderter Liebenswürdigkeit.

Ein Lachen Theurilles, fein und scharf, war die einzige Antwort.

„Mir, dem Freunde Babeufs, dem Gegner des Direktoriums?"

Auf der obersten Stufe der Treppe erscheinen Barras und Tallien — sie sehen die Scene mit dem jungen Mann da, sie hören seinen Namen —

Während Tallien die Stirn in Falten zieht, hat Barras blitzschnell einen Plan entworfen. Vielleicht ist das hier ein ganz günstiger Zufall, den gefürchteten Gegner sich näher zu bringen, ihn am Ende zahm zu machen.

„Bürger Theurille," spricht er, ihm die Hand entgegenstreckend, „ich weiß, daß wir Gegner sind. — Aber ich wünschte der Republik nur solche Gegner, ich würde sie dann gegen alle ihre Feinde gesichert wissen —"

Theurille nimmt die Hand nicht, seine Stirn bleibt finster.

„Bürger Direktor, Ihr wißt, daß es nichts Gemeinsames zwischen uns geben kann —"

„Teilt wenigstens für einen Augenblick unser Beisammensein und nehmt unseren Dank entgegen für den Dienst, den Ihr uns eben geleistet habt!" spricht Tallien.

„Bürger — dieser Dienst —"

„Vielleicht ist er gering in Euren Augen, in meinen nicht," mischt sich Aspasia wieder in das Gespräch. „Ihr würdet uns betrüben, wenn Ihr so jede Gemeinschaft mit uns ablehnen wolltet. — Die guten Bürger sollten sich alle untereinander verständigen —"

Sie sagt das mit ihrer liebenswürdigsten Stimme und Betonung. Barras hat ihr in Bezug auf diesen unbeugsamen jungen Mann einen Wink gegeben. Was er nicht kann, wird ihr vielleicht gelingen.

„Ich möchte Euch nicht unhöflich erscheinen, Bürgerin —"

Er folgt ihr in der That, er will der ersten Frau Frankreichs keinen Korb geben. — Und dann unterliegt er vielleicht auch wirklich etwas dem Zauber ihrer Schönheit — jenem Zauber, dem keiner ihrer Zeitgenossen widerstanden hat.

Ein Besuch in Feindesland kann unter Umständen nutzbringend sein — Jedenfalls würde es wie Furcht aussehen, wenn er jetzt zurückwiche.

Aspasia beginnt mit ihm wieder von den Ereignissen von früher zu sprechen — sie sagt ihm, daß sie schon in Bordeaux den seltsamen Delegierten des Konvents hätte kennen lernen wollen, der allein von der allgemeinen Raubsucht seiner Kollegen eine Ausnahme bildete. —

Theurille antwortet nur kurz.

„Es sind viele Irrtümer begangen worden damals, Bürgerin. Aber die wahren Schuldigen hat das Volk immer noch nicht bestraft — auch heute noch nicht."

„Ihr sprecht wieder von Schuldigen — Ihr wollt den Krieg der Parteien untereinander fortsetzen bis aufs Messer, während doch Versöhnung das allgemeine Bedürfnis ist —"

„Versöhnung!" rief Theurille, und sein Auge flammte, „Versöhnung, mit dem Schuldschein, der am 9. Thermidor unterschrieben wurde —! An dem Tage ist das Volk um sein Bestes betrogen worden, und das wollen wir ihm wiederbringen!"

„Das Volk! Und glaubt Ihr, daß es Euch Dank dafür wissen wird —?"

Madame Tallien sieht ihn lächelnd an, während man ihnen von dem roten, funkelnden Weine einschenkt. — Und er muß sich in acht nehmen, um sich der Gewalt dieses Blickes zu entziehen. — Die übrigen Gäste beobachten mehr oder minder versteckt dies eigentümliche Schauspiel — Aspasia, die den verwilderten Demagogen zu zähmen versucht.

André Theurille fühlt es seltsam auf sich eindringen. — Das ist etwas anderes als der schwermütig dunkle Blick Héloisens — als ihre ruhige, ernste Stimme. —

Hier ist alles blendende Eleganz, üppiger Lebensgenuß — Nach so viel Schauspielen des Krieges, des Elends, der Verwüstung, die er Jahre hindurch gesehen hat, sieht er in dem Kreise, den die Tallien um sich hat, wieder Glück und Genuß.

Wie schön, wie blendend schön ist doch diese Frau —! Man kann wohl glauben, was man von ihr sagt, daß sie Frankreich gerettet und den Henkern aus den Armen gerissen hat. Aus einer Hölle von Blut und Schrecken tauchte diese Frau empor, und als sie kam, war es den Menschen, als ob der Frühling wiederkehre auf Erden. Mit ihr kam die

Jugend wieder und das Lächeln, die Grazie und die Schönheit —

Vielleicht hat nie eine Frau wieder solche Macht ausgeübt auf Erden. Um dieser weißen Hand, um dieser dunklen, versengenden Augen willen sind Regierungen gestürzt, Verfassungen gebrochen und Eide mit Füßen getreten worden, von Lameth an bis auf Tallien, der in der Raserei seines Liebestaumels, den Dolch in der Hand, auf die Tribüne stürzte und Robespierre zerschmetterte, weil man ihm diese Frau nehmen wollte.

Nimm Dich in acht, junger Tribun! Diese Frau, das ist die Circe des Direktoriums. Der Mund, der so süße, verlockende Märchen verheißt, die Augen, die sich so erwartungsvoll an die Deinen heften, sie werden sich von Dir abwenden, sowie sie den Inhalt Deiner Seele erschöpft, zerrissen, verschleudert haben wie unnützes Spielwerk — und dann werden sie für Deine Verzweiflung nichts übrig haben als ein spöttisches Lächeln —

Sieh Dir Tallien an — in dessen Augen steht das ganze Schicksal seiner Liebe geschrieben. Der hat sich auch geopfert für diese Frau und ist unglücklich geworden durch sie.

„Seht diesen Wein, Bürger Theurille," ruft ihm der Epikuräer Dumont über den Tisch hinüber, „es ist dasselbe Land, das die schönsten Frauen und den besten Wein hervorbringt —"

Er gießt sich wieder von dem roten Bordeaux ein und neigt sich galant zur Tallien hinüber — man merkt, daß er schon etwas getrunken hat.

„Und das Land, das die hitzigsten Köpfe Frankreichs beherbergt, jawohl —"

„Und die schlechtesten Patrioten," fügt Theurille mit einem spöttischen Lächeln hinzu. „Die Hyder der Gironde —"

Man lacht über seine Bemerkung.

„Ah, ah, Patrioten — Das ist ein Wort vom Jahre II!"

„Es giebt hier keine Patrioten!"

„Ich würde das an Eurer Stelle nicht so laut sagen, Bürger," ruft der junge Jakobiner höhnisch, „es könnte Euch doch jemand hören außerhalb dieses Salons."

„Der Bürger Theurille hat recht," spricht Barras. „Und die Patrioten, meine Freunde, hatten etliche Maximen, die sehr nachahmenswert waren, und die man auch nach dem Thermidor beibehalten kann. Zum Beispiel die, mit der Guillotine Geld zu schlagen —"

„Und verdächtige Häuser zu konfiszieren," ruft Jacques Duvrard dazwischen.

„Und unfruchtbare Landschaften mit dem Blute ihrer Bewohner zu bewässern —"

Wie ein Feuerwerk fliegen alle diese Bemerkungen zu Theurille hinüber. Die Köpfe erhitzen sich — man sieht überall erregte Mienen, flammende Augen, in denen es blitzt von dunklen, blutroten Erinnerungen. —

Aber Madame Tallien weiß die Gemüter zu beschwichtigen.

„Bürger Theurille, ich hoffe, Ihr vergeßt, was hinter uns liegt," spricht sie mit ihrem bezaubernden Lächeln.

„Wenn Ihr es könnt, Bürgerin —"

„Ich würde mich freuen, Euch bei mir zu sehen — Ihr würdet sehen, daß ein Mann Eures Wertes in dem Keller des Ungeheuers Marat nicht am Platze ist —"

„Bürgerin —"

Er antwortet ihr nicht auf diese direkte Aufforderung.

„Es scheint, es gelingt," flüstert Tallien Barras zu, „diese Satelliten Babeufs leiden alle daran, daß sie zu viel Überzeugungen und zu wenig Welt haben."

Aber darin sollte er sich irren.

Inzwischen stößt Jacques Duvrard an auf einen zweiten Vendémiaire, den man besser ausnützen wolle, und bei dem die Pariser anders herhalten müßten.

„Eine Kontribution von fünfzig Millionen, den Sektionen auferlegt, würde die Stadt zahm gemacht haben," rief der erhitzte Redner.

„Wenn Bonaparte sich zu dergleichen hergiebt," bemerkt Grégory.

„Ah, Bonaparte — Mit dem machen wir, was wir wollen —"

„Wenn Ihr Euch nur nicht irrt darin," murmelt Theurille ingrimmig mit einem Lächeln befriedigten Hasses.

Er fühlt in seiner Tasche ein Billet des Generals, das er vor ein paar Stunden erhalten hat, und worin ihm derselbe auf seine Aufforderung, zu der nächtlichen Versammlung der Terroristen im Pantheonklub zu kommen, nur die zwei Worte geschrieben hatte: „Ich komme."

Bonaparte wird zu seinen früheren Genossen zurückkehren — daran scheint ihm kein Zweifel mehr.

Und dann wird die Verschwörung ganz anders dastehen.

Die Stimmung wird immer erhitzter — man legt sich immer weniger Scheu in seinen Reden und Meinungen auf, da Barras das rücksichtslose Beispiel dazu giebt. Man fühlt sich sicher jetzt; die Pariser sollen wissen, daß sie eine Regierung haben, und daß das Direktorium die feste Absicht hat, den Krater der Revolution zu schließen für immer.

Madame Tallien bringt den letzten Toast aus. „Auf die Republik!", auf die üppige, geistfunkelnde, genießende Republik, wie sie sie versteht.

Man trinkt ihr jubelnd zu. — Und die Klänge der Marseillaise, die den Toast begleiten, berauschen die Männer fast ebenso sehr wie das Lächeln dieser Frau, die in der That alles über sie vermag. —

Als man aufbricht, ist sie von einem Kreise von huldigenden Verehrern umgeben.

Wenn sie feine Ohren hätte — und die Ohren einer schönen Frau sind oft wunderbar fein — könnte sie hinter sich all die Anthologien hören, die man auf ihre Augen, ihren Teint, ihren wundervollen weißen Hals macht, den der Kaschmirshawl umhüllt.

Sie giebt André Theurille den Arm und läßt sich von ihm bis zu der Treppe führen, die von

den im ersten Stock gelegenen Speisesälen in das offene Vestibule hinabführt.

Die Wagen unten kommen in Bewegung; man sieht die Lakaien hin- und hereilen.

Die Menge, die vorbeigeht, macht beim Anblick der glänzenden Gesellschaft, die die teppichbelegten Stufen herabkommt, ehrfurchtsvoll Halt und sieht stumm, mit neidischem Groll diese Götter der Erde vorbeipassieren, die schwelgen, während sie hungert —

Lächelnd, strahlend, wie eine Fee der Schönheit betritt die Tallien die oberste Stufe der Treppe.

„Juno, die vom Olymp herabsteigt,“ flüstert Grégory Dumont zu.

„Sagen Sie lieber, Lais, die vom Gastmahl Aristipps kommt,“ giebt dieser zurück.

Auf einmal erbleicht die schöne Frau, ihr Fuß stockt, ein halblauter Schrei dringt zwischen ihren Lippen hervor. Der Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens malt sich in ihren Zügen —

Unten bleibt ein Mann, ein Vorübergehender, vom Anblick der eleganten Gesellschaft gefesselt, gerade einen Augenblick stehen und sieht ihnen zu — ein einfacher Mann in schlichtem braunem Rock mit Spitzenjabot, das große, etwas faltige Gesicht von zwei seltsamen dunklen Augen belebt.

Diese Augen, das war etwas Merkwürdiges. Es war, als schauten sie aus einer unergründlichen Tiefe hervor, als hätten sie Dinge gesehen, die kein Mensch zwischen Himmel und Erde gesehen hat.

Es ist dieser Mann, bei dessen Anblick die Tallien von so furchtbarem Entsetzen befallen ist.

O, der Mann da unten, den kennt sie! — Was hat sie gerungen, geschrieen, gefleht zu Gott und den Menschen, um ihren wundervollen weißen Hals, für den alle so schwärmen, vor dem da zu retten —!

Die andern kommen hinzu. Man fragt, flüstert sich in die Ohren, tuschelt sich gegenseitig zu — auch sie sehen den Mann da unten.

Und sie werden alle blaß, es geht ihnen wie ein Frösteln über den Körper, sie wissen wohl, warum. — Selbst der allmächtige Direktor, der das Volk und die Stadt in der Hand hat wie ein Bündel gefügiger Pfeile, selbst er runzelt die Stirn, und sein Fuß stockt.

Nur Theuriller, der den Arm Aspasias losgelassen hat, während ein höhnisches Lächeln seine Lippen umzieht, macht eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die furchtbare Erscheinung heraufrufen.

Der Mann da unten, das ist der Bürger Charles Samson, der vier Gliedern der königlichen Familie und dreitausend Menschen den Kopf abgeschlagen hat auf dem heiligen Platze der Revolution, zur größeren Ehre der Freiheit, der Vernunft und der Menschlichkeit.

Vierzehntes Kapitel.

„Ich komme.“

Am 24. Februar war eine Nummer des „Tribun du peuple“ erschienen, worin von den Personen der fünf Direktoren und besonders von Barras das boshafteste Porträt entworfen und ihr Privatleben als eine Orgie, der römischen Cäsaren würdig, dargestellt wurde — mit besonderer Beziehung auf das Souper in Tivoli.

Diese Nummer wurde in Extrablättern, zu einem Sou käuflich, in allen Stadtteilen von Paris ausgeboten und erregte ungeheures Aufsehen. Die Regierung beschloß diesen Vorwand zu ergreifen, um offen gegen die Verschworenen vorzugehen.

Am Abend des 26. Februar traf Bonaparte seine Vorbereitungen, um den Pantheonklub aufzuheben.

Babeuf und seine Freunde tagten seit einiger Zeit in dem alten Refektorium des Klosters der heiligen Genovefa — dicht beim Pantheon —, seit das Café der Bains chinois von der Polizei zu scharf überwacht wurde, zumal auf dem Boulevard des Italiens auch die wiedererstarkenden Royalisten eine zu große Rolle spielten.

Cardinaulx, einer der Verschworenen, hatte einen Teil dieses Klosters gemietet und stellte dasselbe dem Klub Babeufs zur Verfügung.

Seit einiger Zeit indes, seit man wußte, daß etwas im Werke war, versammelte man sich in den Souterrain-Räumen des großen Saales, wo bei Fackelbeleuchtung die Beratschlagungen stattfanden.

An diesem kalten und dunklen Februarabend ging es hier äußerst stürmisch zu.

Ein Teil der Verschworenen, worunter hauptsächlich Rossignol und Theuriller, verlangte ungesäumtes Losschlagen.

„Das Volk ist in diesem Moment empört über die neue Grundsteuer, welche die Regierung trotz des allgemeinen Elends verlangt hat — über ihre Schergen, die Garnisers, die ihm den letzten Pfennig auspressen,“ rief Rossignol.

„Nicht weniger wie über die Aufhebung der Fabriken von Rueil und Nanterre. Es ist, als wollte man uns mit Gewalt zu Bettlern machen —“

Theuriller, durch eine Bewegung mit der Hand Schweigen gebietend, trat an den Rednertisch.

„Das Wichtigste vergeßt Ihr!“ sprach er mit einem finsteren Lächeln. „Wenn wir jetzt anfangen, werden wir uns gegenüber eine Regierung haben, die absolut machtlos ist. Verlaßt Euch darauf, daß im Moment, wo wir auf die Straße stürzen und das Volk aufrufen, kein einziges Rad der öffentlichen Maschine funktionieren wird. Bonaparte ist für uns, die Polizeilegion halb gewonnen. Die Beamten, die kein Geld bekommen, werden auf unsere Seite treten. — Neulich haben sie im Ministerium der Finanzen die Arbeit eingestellt und keinen Sack Geld mehr aus dem Hause gehen lassen, bis man ihnen wenigstens einen Teil ihrer Besoldung gab. — Die Armee ist in einem Zustand, daß sie zu nichts tauglich ist. Von den 30000 Mann, die die Armee von Italien unter den Fahnen haben soll, sind 15000 desertiert. — Bürger! Wenn wir nicht jetzt das sinkende Staatsschiff retten, ist es vielleicht für immer zu spät — wird es krachend über uns zusammenschlagen und uns alle mit begraben —“

Sein Auge, finster glühend, heftete sich auf die

Versammlung, auf Darthé und Babeuf insbesondere.

Er traf da nicht die Zustimmung, auf die er gerechnet hatte.

„Die Armee, die wir gesammelt haben, ist noch nicht stark genug — auch macht Santerre, der sich uns anschließen will, noch Schwierigkeiten,“ erklärte Babeuf.

„Wir haben große Aussicht, im Rat der Fünfhundert die Mehrheit zu bekommen,“ behauptete Maréchal, „und dann —“

Theurille schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ein Haufen Papiere, der da lag, in die Höhe schnellte.

„Warten — Ihr wollt ewig warten! Mit Eurer Manier stürmt man keine Bastille! Die Gewalt braucht es, den Straßenkampf, ein direkter Angriff auf den Luxemburg und dann das Stadthaus besetzen, die frühere Autorität der Commune wieder herstellen — das ist unsere Aufgabe —“

„Oder den Montmartre besetzen und von da aus die Stadt bombardieren,“ schrie Rossignol dazwischen.

„Wir bedürfen eines militärischen Stoßes im Anfang,“ fuhr Theurille fort, „das übrige wird sich dann von selbst ergeben. Der geringste Erfolg bringt sofort halb Paris auf unsere Seite. Wenn wir den Faubourg S. Antoine verbarrikadieren und die Armee von Vincennes heranziehen, in der wir zahlreiche Anhänger haben, können wir der Stadt Gesetze vorschreiben —“

„Und André Theurille als Direktor einsetzen,“ rief eine höhnische Stimme aus dem Hintergrunde.

„Wer sagt das?“

Theurille wandte sich zornig mit einer Gebärde der Entrüstung um. Der Sprecher ließ sich nicht sehen.

„Bürger Theurille, Du bist etwas allzuhitzig in Deinen Vorschlägen. Vor allem müssen wir wissen, wie es mit den Truppen in der Stadt steht. Bürgst Du uns für den General Bonaparte?“

Babeuf richtete, plötzlich den Blick erhebend, diese Frage an den jungen Mann.

„Ich bürge für ihn,“ erklärte André fest. „Noch heute kommt er und wird sich uns offen anschließen. Er ist ein Feind des Direktoriums, ein Feind Barras' und hat bisher nicht gewagt die Maske abzuwerfen —“

Ein Gemurmel der Befriedigung durchlief die Menge der Versammelten.

„Wenn dem so ist —“

„Einen Erfolg, einen ersten Erfolg müßten wir haben,“ fuhr Theurille fort, den Schnurrbart zwischen den Zähnen kauend. „Ich kenne die Pariser — sie fügen sich stets dem, was sie für vollendete Thatsache halten —“

„Wenn man die Nachricht vom Tode der Direktoren verbreitete, oder ihre Abzeichen vorwiese —“

„Bah, laßt uns doch fünf Köpfe auf Piken umhertragen, die mit dem Barett und den weißen Federn der Direktoren bekleidet sind!“ rief der wilde Germain, „das Publikum wird sie für Barras und seine Bande halten, und glauben, daß wir schon mit ihnen fertig sind —“

„Dein Vorschlag ist gut, Bürger,“ bemerkte Rossignol. „Aber diese fünf Köpfe, woher sie nehmen?“

„Einfach die Köpfe der nächsten fünf Passanten,“ rief jener mit einem unheimlichen Lächeln. „Wer zum Ziele will, darf den Weg dazu nicht scheuen —“

Niemand hatte gegen den Vorschlag etwas einzuwenden.

„Gut,“ rief Theurille, „und dann muß ein Anschlag, der überall an die Mauerecken geklebt wird, die Pariser von dem, was nun werden soll, in Kenntnis setzen. Die Brotmagazine müssen sogleich geöffnet werden —“

Babeuf unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Noch mehr,“ rief er aus. „Wir müssen die infame Fraktion der Reichen bis ins Herz treffen. Alle Armen müssen sogleich auf Kosten der Republik bekleidet werden, und dann sollen sie noch an demselben Tage in den Häusern der Reichen einquartiert werden, denen von ihrem Vermögen nichts übrig gelassen wird, als was sie selbst zum Leben brauchen — Krieg gegen den Reichtum — das ist unsere Losung! Alles Übel, das auf der Gesellschaft lastet, kommt von dem individuellen Vermögen. Laßt uns ohne Mitleid die neuen Patricier der Republik erwürgen —! Es muß dahin kommen, daß das Gold jeden ächtet, der nach seinem Besitze trachtet.“

Der Mann, der diese merkwürdigen Worte sprach, wußte, was er sagte. In seinem fieberhaft überreizten Gehirn schlang und wühlte sich alles in diese eine Idee hinein: Krieg gegen den Reichtum.

Mit dem Genie der Leidenschaft begriff er, was hundert Jahr nach ihm erst mit dem Genie des Verstandes begriffen ward, daß die Revolutionen einfach zu weiter nichts führen als den Besitz zu verändern. Er wollte den Besitz selbst abschaffen.

Für ihn war nicht Ludwig Capet, nicht der Adel, die Geistlichkeit der Verbrecher, sondern der Bankier, der Güteraufkäufer und der Grundbesitzer.

Dafür, daß er das gesagt hatte, hatte man ihn ins Gefängnis gesperrt, hatte er selbst und seine Familie jahrelang im Elend gelebt.

All das hatte nicht dazu geführt, ihn von seinen Ansichten auch nur um ein Jota abzubringen.

Der Konflikt seines Lebens war, daß er nicht die Thatkraft der Leute vom Schlage Dantons hatte, die auf die Straße gehen und die Massen fortreißen zum Sturm, gleichviel, wohin — wenn nur die energische Persönlichkeit da ist, die sie magnetisiert. — Das war Babeuf nicht. Mit seinem blassen Gesicht, den tiefliegenden Augen, den mageren Händen und Armen, der stockenden, sich oft überstürzenden Rede glich er eher einem der Charlatane Molières, einem der Leute, an denen die Stubenluft zu sehr genagt und gewühlt hatte, die diesen Mangel fühlen, und die durch das Radikale ihres Auftretens, durch das Übermaß ihrer Rhetorik zu ersetzen suchen, was ihnen an wirklicher Kraft abgeht.

Die Ideen, die dieser Mann in sich trug, waren zu furchtbar für das Gefäß, das sie barg — sie

hatten sein Blut ausgesogen, sein Gehirn überreizt, sein Leben ruhelos und unstet gemacht. Sie mußten ihn schließlich zersprengen, da er nicht Herr über sie werden konnte.

Und er empfand das mit nagendem Groll, daß er die thatsächliche Leitung der Partei Leuten wie Theurille oder Rossignol überlassen mußte — die die anderen fortzureißen wußten, die das „Technische" der Revolutionen besser begriffen, ohne ihm an Ideen überlegen zu sein.

Auch jetzt wieder sah er, daß, wenn sie einst die Gewalt faktisch errungen hätten, André Theurille ihn an Einfluß überragen würde.

„Die Thore der Stadt müssen dann sogleich geschlossen werden, sobald unsere Banden von Vincennes herein sind," fuhr Theurille fort, „die Hauptposten in der Stadt müssen ebenfalls vorher in unserer Gewalt sein —"

„Das wird Bonapartes Sache sein," sprach Maréchal.

„Du sagst doch gewiß, daß er kommen wird?" — rief eine hagere, knochige Gestalt, die sich von einem Tische wie aus der Erde gewachsen aufrichtete, indem sie sich zu Theurille herüberwandte.

Es war das Drouet, der seiner Zeit so berühmte Drouet, der Postmeister von Varennes, der einst Ludwig XVI. auf seiner Flucht aufgehalten hatte, der später bei der Armee gefangen und seit kurzem aus den österreichischen Gefängnissen entlassen war, und sich nun wieder bei den Trümmern der jakobinischen Partei eingefunden hatte — auch einer der letzten „Enragés" aus den Tagen Dantons und Marats.

„Er wird kommen."

„Dann laßt uns die Listen durchsehen, die uns aus der Umgegend zugeschickt sind; wir müssen wissen, auf was für Leute wir uns am Tage der Aktion verlassen können —"

„Und unsere Verbindungen in der Stadt —"

„Bürger Theurille, das ist wieder Deine Sache. Du sagtest uns, daß Frau von Savigny —?"

Babeuf vollendete den Satz nicht. Er legte wohlweislich guten Wert auf die Verzweigungen, die die Verschwörung in den Kreisen der unzufriedenen, zurückgekehrten Aristokratie hatte. Héloise hatte ihnen versprochen, ihnen den Herzog von Lanjuinais zuzuführen, einen Verwandten von Barras, der einen Teil der Reiterei der Nationalgarde kommandierte.

„Ich zweifle nicht, daß die Bürgerin Savigny ihre Pflicht thun wird. Du weißt, Bürger Tribun, welche Dienste sie uns schon geleistet hat —"

Babeuf neigte anerkennend den Kopf. Er war davon unterrichtet, wem er letzten Endes seine Freilassung zu verdanken hatte.

In dem Moment, als er sich mit Darthé in die Listen vertiefen wollte, die vor ihm auf dem Tische lagen, entstand eine Bewegung hinten im Saale.

Man hörte auf der Treppe, die nach dem Erdgeschoß hinaufführte, das Gepolter zahlreicher Tritte, laute Kommandos, das klirrende Aufstoßen von Gewehren.

Die Versammelten sahen sich betroffen an.

Die Thür wurde hastig geöffnet, der Posten, den man auf Wache ausgestellt hatte, stürzte herein und flüsterte Babeuf ein paar Worte ins Ohr.

Dieser fuhr empor. Er richtete einen fragenden, erstaunten Blick auf Theurille.

„Was bedeutet das? Was ist —?"

Da öffnete sich auf einmal unter einem raschen Stoße die große Thür, die den Saal abschloß, Lichtglanz drang herein, die ganze Treppe stand voll Soldaten, von denen mehrere Fackeln in den Händen hielten.

Eine verstörte, aufgeregte Gestalt, heftig gestikulierend, kam zwischen ihnen die Treppe hinab — es war Cardinaulx, der Eigentümer des ehemaligen Klosters. Hinter ihm erschien, von mehreren Offizieren begleitet, in jenem festen, raschen Schritte, der ihm eigen war, den Hut etwas in die Stirn gedrückt, der General Bonaparte.

Er kam, um den Pantheonklub aufzuheben.

Das war der Sinn des Briefes, den er an Theurille geschrieben hatte:

„Ich komme —"

Es sollte seine endgültige Absage an die früheren Parteigenossen sein.

Blaß, mit flammenden Augen, unfähig, ein Wort hervorzubringen, starrte André Theurille auf dies Aufgebot von Soldaten, zwischen denen sich mehrere städtische Beamte zeigten.

„Bürger General, Du wirst es nicht wagen —!" knirschte er zwischen den Zähnen hervor.

Bonaparte sah ihn an. Eine leise Falte trat auf seiner Stirn hervor, gerade über der Nasenwurzel, unheimlich drohend.

Inzwischen stürzten die Verschworenen auf den General zu.

„Was hat das zu bedeuten, Bürger?!" rief Babeuf drohend. „Weswegen kommt Ihr —?"

„Das ist Verrat! Überfall —"

„Nieder mit den Schergen von Barras —!"

Die Scene drohte tumultuarisch zu werden. — Darthé bemächtigte sich eiligst der Papiere, die auf dem Tische lagen.

„Bürger, ich fordere Euch auf, auseinanderzugehen," rief Bonaparte mit starker Stimme, „die Regierung löst den Pantheonklub auf und verbietet Eure Zusammenkünfte wegen verbrecherischer und gesetzwidriger Umtriebe! Man lese den Beschluß des Direktoriums vor, dem Gesetze gemäß, welches im Vendémiaire des Jahres II über die politischen Versammlungen gegeben ist. Hütet Euch, Widersetzlichkeit zu zeigen —"

Er gab einen Befehl. Der Huissier neben ihm las die Ordre des Conseil municipal vor, der den Pantheonklub auflöste, mit besonderer Beziehung auf die Nummer des „Tribun du peuple" vom 24. Februar.

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand, als die Vorlesung beendet war, und zwei Offiziere den Befehl wiederholten, auseinanderzugehen.

„Das ist offene Gewalt — Tyrannei des Satrapen Barras —!"

„Ach so," sagte Bornitz, „für so ein Geschäft braucht man ja wohl ein nobles Aushängeschild. Das ist von wegen der Reklame und dem Renommee. Donnerwetter, Horneck, wozu nicht unsereins heutzutage herhalten soll. Dafür, daß unsere braven Ahnen einst die ehrsamen Kauf- und Handelsleute gebrandschatzt und ausgeplündert haben, sollen wir jetzt mit unseren Wappenschildern die Herren Gründer decken, damit sie dahinter bequem die Welt brandschatzen und plündern können. Es giebt doch noch eine Gerechtigkeit auf der Welt!"

Er lachte laut und dröhnend, aber Petschens blieben ihm nichts schuldig.

„Mein Jotte doch, Herr von Bornitz," sagte Albert, „es wäre schlecht mit uns bestellt, wenn unser Verstand nicht weiter reichte als Ihr bißchen Wappenschild. Kommen Sie man mal nach Berlin und sehen Sie sich die Welt bloß acht Tage von vorne an. Wer macht denn da jetzt die ganze Weltgeschichte? Wer macht Berlin groß, wer baut Häuser, Straßen, ganze Stadtteile, Eisenbahnen, wer verwandelt die ollen Sandkulen in blühende Gärten mit Wasserfällen, schön wie 'ne Jebirgslandschaft, und in Villenanlagen, wer macht Berlin erst zu 'ner würdigen Hauptstadt für das neue, deutsche Reich? Das sind die Aktienunternehmen und die Herren Strousberg, Quistorp, Meyer und so weiter, die da an der Spitze stehen und wie Könige in ihren Palästen leben. Und ich sage Ihnen, es geht auch janz jut ohne Ihre Wappenschilder, wo die Intelligenz am Ruder ist. Aber hier in der Provinz, na, da muß man ja schon den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und bedenken, daß das Volk fünfzig Jahre zurück ist. — Aber kommen Sie man nach Berlin, da werden Sie manches erleben, was Sie sich hier nicht träumen lassen!"

„Schönen Dank, Herr Petsch," erwiderte Herr von Bornitz, „ein andermal, wenn erst Gras über Ihre Herren Meyer, Strousberg und Quistorp gewachsen ist, was wir ja noch wohl erleben werden. Vorläufig bleibe ich lieber hier und gerbe meine Kuhhäute, ehe ich mir den Hexensabbath da aus der Nähe ansehe."

„Hör' mal, Bornitz, die Sache mit der Kohlengrube will doch überlegt sein," wandte Horneck jetzt ein. „Wenn wirklich ein rentables Geschäft dahinter steckt, dann sehe ich nicht ein, warum man soll andere das Fett abschöpfen lassen. Da hätte ich nicht übel Lust mitzuthun. Mit der verdammten Landwirtschaft kommt man ja bald so weit, daß man sein Brot trocken essen muß."

Bornitz zuckte die Achseln. „Da kann jeder nur sich selber raten und vor sich selbst verantworten, was er thut. Wenn Du Dich zu dem Glauben bekehrt hast, daß man in unserem deutschen Vaterlande ohne Schweiß und ohne Arbeit, von heute auf morgen ein reicher Mann werden kann, ohne das Ruhekissen seines guten Gewissens in ein Lager von Dornen und Stechdisteln zu verwandeln, denn man zu, dann kannst Du mehr als ich."

„Ach was," erwiderte Horneck gereizter als notwendig war, „das ist Moral für Schulbuben. Was sich von selbst versteht, brauche ich doch dabei nicht erst auseinanderzusetzen. Mir scheint, man kann sich auch in Vorurteile verrennen, es will alles auf der Welt von zwei Seiten betrachtet und überlegt sein, ehe man weittragende Entschlüsse faßt."

Hier mischten sich Petschens wieder mit Geschäftsfragen in das Gespräch und da Herr von Bornitz sich für den Verkauf der Grube bereit erklärte, wurde beschlossen, daß die nötigen Schritte zur Einleitung des Geschäfts sofort gethan werden sollten.

V.

Der Grubenkauf wurde abgeschlossen und Petschens kehrten nach Berlin zurück. Das beabsichtigte Unternehmen zwang jedoch die Brüder fortgesetzt zwischen der Residenz, Wartekow und Zschocher hin- und herzufahren, und ihre rastlose Thätigkeit zeigte sich von Erfolg gekrönt.

Nachdem einige Berliner Groß-Industrielle und der reichste Grundbesitzer des Kreises, ein Herr Kielemann auf Groß-Jehser, dem Konsortium zur Begründung der Aktiengesellschaft beigetreten waren, wurden die Arbeiten zur Eröffnung des Kohlengruben-Betriebes schleunigst in Angriff genommen und die Ausschreibung der Aktien konnte erfolgen.

Herr von Horneck kämpfte noch mit Skrupeln, Bedenken und tausend Ängsten, ob er sich an der Sache beteiligen solle, die ihm auf der einen Seite ebenso widerwärtig wie auf der anderen verlockend erschien.

Eines Tages fuhr er nach Groß-Jehser zu Herrn Kielemann hinüber, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Es war bekannt, daß Kielemann mit demselben Glück industrielle Unternehmungen und Spekulationen betrieb wie Landwirtschaft, er stand in dem Ruf, selbst die Juden an Schlauheit bei seinen Manipulationen zu überbieten, und für Herrn von Horneck war er eine Autorität in Geschäftssachen. Sonst verkehrte man im allgemeinen nicht gern mit ihm.

Er war früher Inspektor auf seinem jetzigen Besitz gewesen und hatte es erreicht, daß sein Prinzipal, ein Herr von Vilsenberg, ihm die einzige Tochter und Erbin zur Frau gab. Es existierte ein dunkles Gerücht, der alte Herr sei zu diesem Schritt moralisch von ihm gezwungen worden, nachdem er ihn vorher zu einem Verbrechen verleitete, um ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Es hatte einmal in dieser Angelegenheit vor zwanzig Jahren einen Prozeß gegeben, aber da dieser mit der Freisprechung der Angeklagten endete, mußte die Fama schweigen. Der zunehmende Reichtum Kielemanns zwang den Leuten Respekt ab und er selbst verstand es, seine Stellung zu behaupten.

Er verlachte jetzt Herrn von Hornecks moralische Bedenken, indem er den Nachbar, der ein seltener Gast bei ihm war, über seinen stattlichen Wirtschaftshof führte, dessen Betrieb nach den neuesten und praktischsten Erfindungen geführt wurde.

„Mein bester Herr von Horneck, lassen Sie sich

in solchen Dingen nicht von dem alten Sonderling, dem Bornitz, der längst unter Kuratel gehörte, kopfscheu machen. Daß Bornitz mit der Affaire im Dreck stecken blieb, war naturgemäß. Zu so was gehören vor allen Dingen ausreichende Mittel und noch viel mehr ausreichender Grips. Und mit beiden Dingen ist es bei dem sonst prächtigen alten Herrn man schwach bestellt. Jetzt gewinnt aber das Ding ein ganz anderes Ansehen. Ich habe längst dran gewollt, ich kenne das Kohlenlager genau, ich habe mir immer gesagt, wozu soll ich meinen Kohlenbedarf von weit her holen, wenn ich ihn mir hier selbst verschaffen und noch ein Geschäft dabei machen kann? Aber ich hatte zu viel anderes auf dem Hals und nun kommt mir Herrn Petschs Anerbieten gerade recht. Wir können die ganze Nachbarschaft mit Kohlen versorgen und bequemer können es die Leute nicht haben, denn man kann ihnen vermittelst eines Schienenstranges die Kohlen bis an die Chaussee schaffen und eine bessere Bahnverbindung kann es ja gar nicht geben, als wir hier haben. Ja, wenn man wie der gute Bornitz die Kohlen kiepenweise auf Schubkarren verhökern will, da kann einem der Groschen leicht einen Thaler kosten und man bleibt in der ersten besten Pfütze stecken, aber so wie wir die Sache jetzt in die Hand nehmen, mit der Intelligenz vorne weg und dem Großkapital hintendrein, da wird es schon gehen."

Herrn von Horneck war Kielemanns großsprecherisches Wesen immer äußerst zuwider und er sagte etwas von oben herab: „Bornitz hat in einer Beziehung nicht so unrecht. Die Sache könnte einem über den Kopf wachsen. Die Geschäftsleitung einer Aktiengesellschaft ist immer schwer zu kontrollieren. Wer verbürgt mir, ob die Herren, die im Verwaltungsrat und im Aufsichtsrat sitzen, nach meinen Begriffen von Pflicht und Ehrgefühl handeln, ob sie das Geschäft in sicheren, soliden Bahnen erhalten? Ich soll meinen Namen für die Leitung hergeben, die aber in Wirklichkeit Herr Petsch in Händen hat und die sich nur zu oft meinem Urteil und meinem Verständnis entziehen dürfte. Käme es aber zu unliebsamen Ereignissen, so würde die Verantwortung ebenso gut mich treffen wie ihn."

„Bester Herr Nachbar," erwiderte Kielemann mit einem Zwinkern in seinen listigen Augen, indem er sich mit der Reitgerte die beleberten Hosen klatschte, „wenn Sie erst den lieben Gott und ein paar von Ihre ollen blaublütigen Familientanten um Erlaubnis fragen wollen, ehe Sie mal einen Coup riskieren, da werden Sie wohl nie von Moses Morgenstern in der Sprembergerstraße loskommen." (Moses Morgenstern war ein Getreidehändler, der den Gutsbesitzern Vorschüsse mit Wucherzinsen auf ihre Produkte verlieh.) „Ich habe nicht das Vergnügen, Ihre Ansichten über Pflicht und Ehrgefühl näher zu kennen, aber ich weiß so ziemlich Bescheid, wohin Sie und Ihre Herren Standesgenossen damit kommen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber die Welt ist nicht bei Ihren Herren Großvätern stehen geblieben und der Wind weht jetzt von einer anderen Seite. Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen mal ein bißchen zeigen, wie es bei mir aussieht und dann können Sie es sich ja überlegen, ob Sie mitthun wollen oder nicht, ob Sie geschäftlich mehr Vertrauen zu mir oder zum alten Bornitz haben."

Horneck biß sich auf die Lippen bei der Anspielung auf sein Verhältnis zu Morgenstern, aber er wollte es jetzt nicht mit Kielemann verderben.

Und nun führte ihn dieser durch seine Wirtschaft, zeigte ihm mit Stolz den großartigen, intelligenten Betrieb, ließ ihn die Erträge seiner Brennerei und Ziegelei bewundern und weihte ihn schließlich in einige seiner neuesten erfolgreichen Geldspekulationen ein. Mit Stroußbergschen Eisenbahn-Aktien allein hatte er fast ein Vermögen gewonnen.

Horneck fühlte etwas wie einen Rausch sich zu Kopfe steigen bei dem Einblick in diesen mühelosen und großartigen Gewinn. Wozu all diese mühselige Quälerei, dies Arbeiten und Sorgen im Kleinen, wenn es so leicht war, sich im Großen zu bereichern? wenn man nur die Hand auszustrecken brauchte, um das Gold vom Boden aufzuheben? Und siehe da! Die ersten und besten Namen standen auf den Aktienlisten dieser spekulativen Unternehmungen, die Namen von Fürsten und großen Herren!

Das Goldfieber fing an ihn zu erfassen, als Kielemann seinen feuersicheren Arnheim öffnete und ihm die Aktien und Wertpapiere vorlegte, die ihm so kolossalen Gewinn brachten.

Er war entschlossen „mitzuthun", es war lächerliche Thorheit, sich mit veralteten Vorurteilen und überlebten Ehrbegriffen herumzuschlagen!

Man war jetzt im Arbeitszimmer des Besitzers von Groß-Zehser. Auch dieses war gediegen und zum Teil kostbar eingerichtet, aber die Art und Weise, wie sein Bewohner darin hauste, bewies, daß er nicht auf Brüsseler Teppichen, zwischen Kunstschnitzereien groß geworden war. Auf den schönen großen Diplomatenschreibtisch zwischen die Cuivre-poli-Ausstattung waren schmierige Rechnungsbücher und zahllose Fruchtproben gehäuft, Strippen, ordinär aussehende Pakete und ölige kleine Eisenteile von Maschinen lagen zerstreut umher. Wüste Haufen von Zeitungen, Journalen und Broschüren verunzierten prächtig gearbeitete Polysandertische, die schwere persische Decke, die über den Diwan gebreitet lag, schien häufig mit schmutzigen Wichsstiefeln bearbeitet zu sein und zwischen einigen wertvollen Stichen an den Wänden war die dunkle, goldgepreßte Ledertapete rücksichtslos mit Nägeln und Nadeln zerrissen, um Eisenbahnkarten, billige Kalender, topographische Aufnahmen des Gutes, Abbildungen von preisgekrönten Ochsen und Mastschweinen zu befestigen. Das ganze Zimmer war wie eine Räucherkammer verqualmt und roch nach abgestandenem Tabak und Schmierstiefeln.

Als die Herren endlich bei einem guten Glase Rheinwein beisammen saßen, fragte Herr von Horneck nach Frau Gemahlin und Fräulein Tochter.

Der gesellige Familienverkehr zwischen Kielemanns und Hornecks war stets nur sehr oberflächlicher Art gewesen. Man hatte sich gegenseitig Besuch gemacht und bei Gelegenheit großer Abfütterungen

„Ach so,“ sagte Bornitz, „für so ein Geschäft braucht man ja wohl ein nobles Aushängeschild. Das ist von wegen der Reklame und dem Renommee. Donnerwetter, Horneck, wozu nicht unsereins heutzutage herhalten soll. Dafür, daß unsere braven Ahnen einst die ehrsamen Kauf- und Handelsleute gebrandschatzt und ausgeplündert haben, sollen wir jetzt mit unseren Wappenschildern die Herren Gründer decken, damit sie dahinter bequem die Welt brandschatzen und plündern können. Es giebt doch noch eine Gerechtigkeit auf der Welt!“

Er lachte laut und dröhnend, aber Petschens blieben ihm nichts schuldig.

„Mein Jotte doch, Herr von Bornitz,“ sagte Albert, „es wäre schlecht mit uns bestellt, wenn unser Verstand nicht weiter reichte als Ihr bißchen Wappenschild. Kommen Sie man mal nach Berlin und sehen Sie sich die Welt bloß acht Tage von vorne an. Wer macht denn da jetzt die ganze Weltgeschichte? Wer macht Berlin groß, wer baut Häuser, Straßen, ganze Stadtteile, Eisenbahnen, wer verwandelt die ollen Sandkulen in blühende Gärten mit Wasserfällen, schön wie 'ne Jebirgslandschaft, und in Villenanlagen, wer macht Berlin erst zu 'ner würdigen Hauptstadt für das neue, deutsche Reich? Das sind die Aktienunternehmen und die Herren Strousberg, Quistorp, Meyer und so weiter, die da an der Spitze stehen und wie Könige in ihren Palästen leben. Und ich sage Ihnen, es geht auch janz jut ohne Ihre Wappenschilder, wo die Intelligenz am Ruder ist. Aber hier in der Provinz, na, da muß man ja schon den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und bedenken, daß das Volk fünfzig Jahre zurück ist. — Aber kommen Sie man nach Berlin, da werden Sie manches erleben, was Sie sich hier nicht träumen lassen!“

„Schönen Dank, Herr Petsch,“ erwiderte Herr von Bornitz, „ein andermal, wenn erst Gras über Ihre Herren Meyer, Strousberg und Quistorp gewachsen ist, was wir ja noch wohl erleben werden. Vorläufig bleibe ich lieber hier und gerbe meine Kuhhäute, ehe ich mir den Hexensabbath da aus der Nähe ansehe.“

„Hör' mal, Bornitz, die Sache mit der Kohlengrube will doch überlegt sein,“ wandte Horneck jetzt ein. „Wenn wirklich ein rentables Geschäft dahinter steckt, dann sehe ich nicht ein, warum man soll andere das Fett abschöpfen lassen. Da hätte ich nicht übel Lust mitzuthun. Mit der verdammten Landwirtschaft kommt man ja bald so weit, daß man sein Brot trocken essen muß.“

Bornitz zuckte die Achseln. „Da kann jeder nur sich selber raten und vor sich selbst verantworten, was er thut. Wenn Du Dich zu dem Glauben bekehrt hast, daß man in unserem deutschen Vaterlande ohne Schweiß und ohne Arbeit, von heute auf morgen ein reicher Mann werden kann, ohne das Ruhekissen seines guten Gewissens in ein Lager von Dornen und Stechdisteln zu verwandeln, denn man zu, dann kannst Du mehr als ich.“

„Ach was,“ erwiderte Horneck gereizter als notwendig war, „das ist Moral für Schulbuben. Was sich von selbst versteht, brauche ich doch dabei nicht erst auseinanderzusetzen. Mir scheint, man kann sich auch in Vorurteile verrennen, es will alles auf der Welt von zwei Seiten betrachtet und überlegt sein, ehe man weittragende Entschlüsse faßt.“

Hier mischten sich Petschens wieder mit Geschäftsfragen in das Gespräch und da Herr von Bornitz sich für den Verkauf der Grube bereit erklärte, wurde beschlossen, daß die nötigen Schritte zur Einleitung des Geschäfts sofort gethan werden sollten.

V.

Der Grubenkauf wurde abgeschlossen und Petschens kehrten nach Berlin zurück. Das beabsichtigte Unternehmen zwang jedoch die Brüder fortgesetzt zwischen der Residenz, Wartekow und Zschocher hin- und herzufahren, und ihre rastlose Thätigkeit zeigte sich von Erfolg gekrönt.

Nachdem einige Berliner Groß-Industrielle und der reichste Grundbesitzer des Kreises, ein Herr Kielemann auf Groß-Jehser, dem Konsortium zur Begründung der Aktiengesellschaft beigetreten waren, wurden die Arbeiten zur Eröffnung des Kohlengruben-Betriebes schleunigst in Angriff genommen und die Ausschreibung der Aktien konnte erfolgen.

Herr von Horneck kämpfte noch mit Skrupeln, Bedenken und tausend Ängsten, ob er sich an der Sache beteiligen solle, die ihm auf der einen Seite ebenso widerwärtig wie auf der anderen verlockend erschien.

Eines Tages fuhr er nach Groß-Jehser zu Herrn Kielemann hinüber, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Es war bekannt, daß Kielemann mit demselben Glück industrielle Unternehmungen und Spekulationen betrieb wie Landwirtschaft, er stand in dem Ruf, selbst die Juden an Schlauheit bei seinen Manipulationen zu überbieten, und für Herrn von Horneck war er eine Autorität in Geschäftssachen. Sonst verkehrte man im allgemeinen nicht gern mit ihm.

Er war früher Inspektor auf seinem jetzigen Besitz gewesen und hatte es erreicht, daß sein Prinzipal, ein Herr von Vilsenberg, ihm die einzige Tochter und Erbin zur Frau gab. Es existierte ein dunkles Gerücht, der alte Herr sei zu diesem Schritt moralisch von ihm gezwungen worden, nachdem er ihn vorher zu einem Verbrechen verleitete, um ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Es hatte einmal in dieser Angelegenheit vor zwanzig Jahren einen Prozeß gegeben, aber da dieser mit der Freisprechung der Angeklagten endete, mußte die Fama schweigen. Der zunehmende Reichtum Kielemanns zwang den Leuten Respekt ab und er selbst verstand es, seine Stellung zu behaupten.

Er verlachte jetzt Herrn von Hornecks moralische Bedenken, indem er den Nachbar, der ein seltener Gast bei ihm war, über seinen stattlichen Wirtschaftshof führte, dessen Betrieb nach den neuesten und praktischsten Erfindungen geführt wurde.

„Mein bester Herr von Horneck, lassen Sie sich

in solchen Dingen nicht von dem alten Sonderling, dem Bornitz, der längst unter Kuratel gehörte, kopfscheu machen. Daß Bornitz mit der Affaire im Dreck stecken blieb, war naturgemäß. Zu so was gehören vor allen Dingen ausreichende Mittel und noch viel mehr ausreichender Grips. Und mit beiden Dingen ist es bei dem sonst prächtigen alten Herrn man schwach bestellt. Jetzt gewinnt aber das Ding ein ganz anderes Ansehen. Ich habe längst dran gewollt, ich kenne das Kohlenlager genau, ich habe mir immer gesagt, wozu soll ich meinen Kohlenbedarf von weit her holen, wenn ich ihn mir hier selbst verschaffen und noch ein Geschäft dabei machen kann? Aber ich hatte zu viel anderes auf dem Hals und nun kommt mir Herrn Petschs Anerbieten gerade recht. Wir können die ganze Nachbarschaft mit Kohlen versorgen und bequemer können es die Leute nicht haben, denn man kann ihnen vermittelst eines Schienenstranges die Kohlen bis an die Chaussee schaffen und eine bessere Bahnverbindung kann es ja gar nicht geben, als wir hier haben. Ja, wenn man wie der gute Bornitz die Kohlen kiepenweise auf Schubkarren verhökern will, da kann einem der Groschen leicht einen Thaler kosten und man bleibt in der ersten besten Pfütze stecken, aber so wie wir die Sache jetzt in die Hand nehmen, mit der Intelligenz vorne weg und dem Großkapital hintendrein, da wird es schon gehen."

Herrn von Horneck war Kielemanns großsprecherisches Wesen immer äußerst zuwider und er sagte etwas von oben herab: „Bornitz hat in einer Beziehung nicht so unrecht. Die Sache könnte einem über den Kopf wachsen. Die Geschäftsleitung einer Aktiengesellschaft ist immer schwer zu kontrollieren. Wer verbürgt mir, ob die Herren, die im Verwaltungsrat und im Aufsichtsrat sitzen, nach meinen Begriffen von Pflicht und Ehrgefühl handeln, ob sie das Geschäft in sicheren, soliden Bahnen erhalten? Ich soll meinen Namen für die Leitung hergeben, die aber in Wirklichkeit Herr Petsch in Händen hat und die sich nur zu oft meinem Urteil und meinem Verständnis entziehen dürfte. Käme es aber zu unliebsamen Ereignissen, so würde die Verantwortung ebenso gut mich treffen wie ihn."

„Bester Herr Nachbar," erwiderte Kielemann mit einem Zwinkern in seinen listigen Augen, indem er sich mit der Reitgerte die beléderten Hosen klatschte, „wenn Sie erst den lieben Gott und ein paar von Ihre ollen blaublütigen Familientanten um Erlaubnis fragen wollen, ehe Sie mal einen Coup riskieren, da werden Sie wohl nie von Moses Morgenstern in der Sprembergerstraße loskommen." (Moses Morgenstern war ein Getreidehändler, der den Gutsbesitzern Vorschüsse mit Wucherzinsen auf ihre Produkte verlieh.) „Ich habe nicht das Vergnügen, Ihre Ansichten über Pflicht und Ehrgefühl näher zu kennen, aber ich weiß so ziemlich Bescheid, wohin Sie und Ihre Herren Standesgenossen damit kommen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber die Welt ist nicht bei Ihren Herren Großvätern stehen geblieben und der Wind weht jetzt von einer anderen Seite. Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen mal ein bißchen zeigen, wie es bei mir aussieht und dann können Sie es sich ja überlegen, ob Sie mitthun wollen oder nicht, ob Sie geschäftlich mehr Vertrauen zu mir oder zum alten Bornitz haben."

Horneck biß sich auf die Lippen bei der Anspielung auf sein Verhältnis zu Morgenstern, aber er wollte es jetzt nicht mit Kielemann verderben.

Und nun führte ihn dieser durch seine Wirtschaft, zeigte ihm mit Stolz den großartigen, intelligenten Betrieb, ließ ihn die Erträge seiner Brennerei und Ziegelei bewundern und weihte ihn schließlich in einige seiner neuesten erfolgreichen Geldspekulationen ein. Mit Stroußbergschen Eisenbahn-Aktien allein hatte er fast ein Vermögen gewonnen.

Horneck fühlte etwas wie einen Rausch sich zu Kopfe steigen bei dem Einblick in diesen mühelosen und großartigen Gewinn. Wozu all diese mühselige Quälerei, dies Arbeiten und Sorgen im Kleinen, wenn es so leicht war, sich im Großen zu bereichern? wenn man nur die Hand auszustrecken brauchte, um das Gold vom Boden aufzuheben? Und siehe da! Die ersten und besten Namen standen auf den Aktienlisten dieser spekulativen Unternehmungen, die Namen von Fürsten und großen Herren!

Das Goldfieber fing an ihn zu erfassen, als Kielemann seinen feuersicheren Arnheim öffnete und ihm die Aktien und Wertpapiere vorlegte, die ihm so kolossalen Gewinn brachten.

Er war entschlossen „mitzuthun", es war lächerliche Thorheit, sich mit veralteten Vorurteilen und überlebten Ehrbegriffen herumzuschlagen!

Man war jetzt im Arbeitszimmer des Besitzers von Groß-Jehser. Auch dieses war gediegen und zum Teil kostbar eingerichtet, aber die Art und Weise, wie sein Bewohner darin hauste, bewies, daß er nicht auf Brüsseler Teppichen, zwischen Kunstschnitzereien groß geworden war. Auf den schönen großen Diplomatenschreibtisch zwischen die Cuivre-poli-Ausstattung waren schmierige Rechnungsbücher und zahllose Fruchtproben gehäuft, Strippen, ordinär aussehende Pakete und ölige kleine Eisenteile von Maschinen lagen zerstreut umher. Wüste Haufen von Zeitungen, Journalen und Broschüren verunzierten prächtig gearbeitete Polysandertische, die schwere persische Decke, die über den Diwan gebreitet lag, schien häufig mit schmutzigen Wichsstiefeln bearbeitet zu sein und zwischen einigen wertvollen Stichen an den Wänden war die dunkle, goldgepreßte Ledertapete rücksichtslos mit Nägeln und Nadeln zerrissen, um Eisenbahnkarten, billige Kalender, topographische Aufnahmen des Gutes, Abbildungen von preisgekrönten Ochsen und Mastschweinen zu befestigen. Das ganze Zimmer war wie eine Räucherkammer verqualmt und roch nach abgestandenem Tabak und Schmierstiefeln.

Als die Herren endlich bei einem guten Glase Rheinwein beisammen saßen, fragte Herr von Horneck nach Frau Gemahlin und Fräulein Tochter.

Der gesellige Familienverkehr zwischen Kielemanns und Hornecks war stets nur sehr oberflächlicher Art gewesen. Man hatte sich gegenseitig Besuch gemacht und bei Gelegenheit großer Abfütterungen

„Ach so,“ sagte Bornitz, „für so ein Geschäft braucht man ja wohl ein nobles Aushängeschild. Das ist von wegen der Reklame und dem Renommee. Donnerwetter, Horneck, wozu nicht unsereins heutzutage herhalten soll. Dafür, daß unsere braven Ahnen einst die ehrsamen Kauf- und Handelsleute gebrandschatzt und ausgeplündert haben, sollen wir jetzt mit unseren Wappenschildern die Herren Gründer decken, damit sie dahinter bequem die Welt brandschatzen und plündern können. Es giebt doch noch eine Gerechtigkeit auf der Welt!“

Er lachte laut und dröhnend, aber Petschens blieben ihm nichts schuldig.

„Mein Jotte doch, Herr von Bornitz,“ sagte Albert, „es wäre schlecht mit uns bestellt, wenn unser Verstand nicht weiter reichte als Ihr bißchen Wappenschild. Kommen Sie man mal nach Berlin und sehen Sie sich die Welt bloß acht Tage von vorne an. Wer macht denn da jetzt die ganze Weltgeschichte? Wer macht Berlin groß, wer baut Häuser, Straßen, ganze Stadtteile, Eisenbahnen, wer verwandelt die ollen Sandkulen in blühende Gärten mit Wasserfällen, schön wie 'ne Jebirgslandschaft, und in Villenanlagen, wer macht Berlin erst zu 'ner würdigen Hauptstadt für das neue, deutsche Reich? Das sind die Aktienunternehmen und die Herren Strousberg, Quistorp, Meyer und so weiter, die da an der Spitze stehen und wie Könige in ihren Palästen leben. Und ich sage Ihnen, es geht auch janz jut ohne Ihre Wappenschilder, wo die Intelligenz am Ruder ist. Aber hier in der Provinz, na, da muß man ja schon den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und bedenken, daß das Volk fünfzig Jahre zurück ist. — Aber kommen Sie man nach Berlin, da werden Sie manches erleben, was Sie sich hier nicht träumen lassen!“

„Schönen Dank, Herr Petsch,“ erwiderte Herr von Bornitz, „ein andermal, wenn erst Gras über Ihre Herren Meyer, Strousberg und Quistorp gewachsen ist, was wir ja noch wohl erleben werden. Vorläufig bleibe ich lieber hier und gerbe meine Kuhhäute, ehe ich mir den Hexensabbath da aus der Nähe ansehe.“

„Hör' mal, Bornitz, die Sache mit der Kohlengrube will doch überlegt sein,“ wandte Horneck jetzt ein. „Wenn wirklich ein rentables Geschäft dahinter steckt, dann sehe ich nicht ein, warum man soll andere das Fett abschöpfen lassen. Da hätte ich nicht übel Lust mitzuthun. Mit der verdammten Landwirtschaft kommt man ja bald so weit, daß man sein Brot trocken essen muß.“

Bornitz zuckte die Achseln. „Da kann jeder nur sich selber raten und vor sich selbst verantworten, was er thut. Wenn Du Dich zu dem Glauben bekehrt hast, daß man in unserem deutschen Vaterlande ohne Schweiß und ohne Arbeit, von heute auf morgen ein reicher Mann werden kann, ohne das Ruhekissen seines guten Gewissens in ein Lager von Dornen und Stechdisteln zu verwandeln, denn man zu, dann kannst Du mehr als ich.“

„Ach was,“ erwiderte Horneck gereizter als notwendig war, „das ist Moral für Schulbuben. Was sich von selbst versteht, brauche ich doch dabei nicht erst auseinanderzusetzen. Mir scheint, man kann sich auch in Vorurteile verrennen, es will alles auf der Welt von zwei Seiten betrachtet und überlegt sein, ehe man weittragende Entschlüsse faßt.“

Hier mischten sich Petschens wieder mit Geschäftsfragen in das Gespräch und da Herr von Bornitz sich für den Verkauf der Grube bereit erklärte, wurde beschlossen, daß die nötigen Schritte zur Einleitung des Geschäfts sofort gethan werden sollten.

V.

Der Grubenkauf wurde abgeschlossen und Petschens kehrten nach Berlin zurück. Das beabsichtigte Unternehmen zwang jedoch die Brüder fortgesetzt zwischen der Residenz, Wartekow und Zschocher hin- und herzufahren, und ihre rastlose Thätigkeit zeigte sich von Erfolg gekrönt.

Nachdem einige Berliner Groß-Industrielle und der reichste Grundbesitzer des Kreises, ein Herr Kielemann auf Groß-Jehser, dem Konsortium zur Begründung der Aktiengesellschaft beigetreten waren, wurden die Arbeiten zur Eröffnung des Kohlengruben-Betriebes schleunigst in Angriff genommen und die Ausschreibung der Aktien konnte erfolgen.

Herr von Horneck kämpfte noch mit Skrupeln, Bedenken und tausend Ängsten, ob er sich an der Sache beteiligen solle, die ihm auf der einen Seite ebenso widerwärtig wie auf der anderen verlockend erschien.

Eines Tages fuhr er nach Groß-Jehser zu Herrn Kielemann hinüber, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Es war bekannt, daß Kielemann mit demselben Glück industrielle Unternehmungen und Spekulationen betrieb wie Landwirtschaft, er stand in dem Ruf, selbst die Juden an Schlauheit bei seinen Manipulationen zu überbieten, und für Herrn von Horneck war er eine Autorität in Geschäftssachen. Sonst verkehrte man im allgemeinen nicht gern mit ihm.

Er war früher Inspektor auf seinem jetzigen Besitz gewesen und hatte es erreicht, daß sein Prinzipal, ein Herr von Bilsenberg, ihm die einzige Tochter und Erbin zur Frau gab. Es existierte ein dunkles Gerücht, der alte Herr sei zu diesem Schritt moralisch von ihm gezwungen worden, nachdem er ihn vorher zu einem Verbrechen verleitete, um ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Es hatte einmal in dieser Angelegenheit vor zwanzig Jahren einen Prozeß gegeben, aber da dieser mit der Freisprechung der Angeklagten endete, mußte die Fama schweigen. Der zunehmende Reichtum Kielemanns zwang den Leuten Respekt ab und er selbst verstand es, seine Stellung zu behaupten.

Er verlachte jetzt Herrn von Hornecks moralische Bedenken, indem er den Nachbar, der ein seltener Gast bei ihm war, über seinen stattlichen Wirtschaftshof führte, dessen Betrieb nach den neuesten und praktischsten Erfindungen geführt wurde.

„Mein bester Herr von Horneck, lassen Sie sich

in solchen Dingen nicht von dem alten Sonderling, dem Bornitz, der längst unter Kuratel gehörte, kopfscheu machen. Daß Bornitz mit der Affaire im Dreck stecken blieb, war naturgemäß. Zu so was gehören vor allen Dingen ausreichende Mittel und noch viel mehr ausreichender Grips. Und mit beiden Dingen ist es bei dem sonst prächtigen alten Herrn man schwach bestellt. Jetzt gewinnt aber das Ding ein ganz anderes Ansehen. Ich habe längst dran gewollt, ich kenne das Kohlenlager genau, ich habe mir immer gesagt, wozu soll ich meinen Kohlenbedarf von weit her holen, wenn ich ihn mir hier selbst verschaffen und noch ein Geschäft dabei machen kann? Aber ich hatte zu viel anderes auf dem Hals und nun kommt mir Herrn Petschs Anerbieten gerade recht. Wir können die ganze Nachbarschaft mit Kohlen versorgen und bequemer können es die Leute nicht haben, denn man kann ihnen vermittelst eines Schienenstranges die Kohlen bis an die Chaussee schaffen und eine bessere Bahnverbindung kann es ja gar nicht geben, als wir hier haben. Ja, wenn man wie der gute Bornitz die Kohlen kiepenweise auf Schubkarren verhökern will, da kann einem der Groschen leicht einen Thaler kosten und man bleibt in der ersten besten Pfütze stecken, aber so wie wir die Sache jetzt in die Hand nehmen, mit der Intelligenz vorne weg und dem Großkapital hintendrein, da wird es schon gehen."

Herrn von Horneck war Kielemanns großsprecherisches Wesen immer äußerst zuwider und er sagte etwas von oben herab: „Bornitz hat in einer Beziehung nicht so unrecht. Die Sache könnte einem über den Kopf wachsen. Die Geschäftsleitung einer Aktiengesellschaft ist immer schwer zu kontrollieren. Wer verbürgt mir, ob die Herren, die im Verwaltungsrat und im Aufsichtsrat sitzen, nach meinen Begriffen von Pflicht und Ehrgefühl handeln, ob sie das Geschäft in sicheren, soliden Bahnen erhalten? Ich soll meinen Namen für die Leitung hergeben, die aber in Wirklichkeit Herr Petsch in Händen hat und die sich nur zu oft meinem Urteil und meinem Verständnis entziehen dürfte. Käme es aber zu unliebsamen Ereignissen, so würde die Verantwortung ebenso gut mich treffen wie ihn."

„Bester Herr Nachbar," erwiderte Kielemann mit einem Zwinkern in seinen listigen Augen, indem er sich mit der Reitgerte die beléderten Hosen klatschte, „wenn Sie erst den lieben Gott und ein paar von Ihre ollen blaublütigen Familientanten um Erlaubnis fragen wollen, ehe Sie mal einen Coup riskieren, da werden Sie wohl nie von Moses Morgenstern in der Sprembergerstraße loskommen." (Moses Morgenstern war ein Getreidehändler, der den Gutsbesitzern Vorschüsse mit Wucherzinsen auf ihre Produkte verlieh.) „Ich habe nicht das Vergnügen, Ihre Ansichten über Pflicht und Ehrgefühl näher zu kennen, aber ich weiß so ziemlich Bescheid, wohin Sie und Ihre Herren Standesgenossen damit kommen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber die Welt ist nicht bei Ihren Herren Großvätern stehen geblieben und der Wind weht jetzt von einer anderen Seite. Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen mal ein bißchen zeigen, wie es bei mir aussieht und dann können Sie es sich ja überlegen, ob Sie mitthun wollen oder nicht, ob Sie geschäftlich mehr Vertrauen zu mir oder zum alten Bornitz haben."

Horneck biß sich auf die Lippen bei der Anspielung auf sein Verhältnis zu Morgenstern, aber er wollte es jetzt nicht mit Kielemann verderben.

Und nun führte ihn dieser durch seine Wirtschaft, zeigte ihm mit Stolz den großartigen, intelligenten Betrieb, ließ ihn die Erträge seiner Brennerei und Ziegelei bewundern und weihte ihn schließlich in einige seiner neuesten erfolgreichen Geldspekulationen ein. Mit Stroußbergschen Eisenbahn-Aktien allein hatte er fast ein Vermögen gewonnen.

Horneck fühlte etwas wie einen Rausch sich zu Kopfe steigen bei dem Einblick in diesen mühelosen und großartigen Gewinn. Wozu all diese mühselige Quälerei, dies Arbeiten und Sorgen im Kleinen, wenn es so leicht war, sich im Großen zu bereichern? wenn man nur die Hand auszustrecken brauchte, um das Gold vom Boden aufzuheben? Und siehe da! Die ersten und besten Namen standen auf den Aktienlisten dieser spekulativen Unternehmungen, die Namen von Fürsten und großen Herren!

Das Goldfieber fing an ihn zu erfassen, als Kielemann seinen feuersicheren Arnheim öffnete und ihm die Aktien und Wertpapiere vorlegte, die ihm so kolossalen Gewinn brachten.

Er war entschlossen „mitzuthun", es war lächerliche Thorheit, sich mit veralteten Vorurteilen und überlebten Ehrbegriffen herumzuschlagen!

Man war jetzt im Arbeitszimmer des Besitzers von Groß-Jehser. Auch dieses war gediegen und zum Teil kostbar eingerichtet, aber die Art und Weise, wie sein Bewohner darin hauste, bewies, daß er nicht auf Brüsseler Teppichen, zwischen Kunstschnitzereien groß geworden war. Auf den schönen großen Diplomatenschreibtisch zwischen die Cuivre-poli-Ausstattung waren schmierige Rechnungsbücher und zahllose Fruchtproben gehäuft, Strippen, ordinär aussehende Pakete und ölige kleine Eisenteile von Maschinen lagen zerstreut umher. Wüste Haufen von Zeitungen, Journalen und Broschüren verunzierten prächtig gearbeitete Polysandertische, die schwere persische Decke, die über den Diwan gebreitet lag, schien häufig mit schmutzigen Wichsstiefeln bearbeitet zu sein und zwischen einigen wertvollen Stichen an den Wänden war die dunkle, goldgepreßte Ledertapete rücksichtslos mit Nägeln und Nadeln zerrissen, um Eisenbahnkarten, billige Kalender, topographische Aufnahmen des Gutes, Abbildungen von preisgekrönten Ochsen und Mastschweinen zu befestigen. Das ganze Zimmer war wie eine Räucherkammer verqualmt und roch nach abgestandenem Tabak und Schmierstiefeln.

Als die Herren endlich bei einem guten Glase Rheinwein beisammen saßen, fragte Herr von Horneck nach Frau Gemahlin und Fräulein Tochter.

Der gesellige Familienverkehr zwischen Kielemanns und Hornecks war stets nur sehr oberflächlicher Art gewesen. Man hatte sich gegenseitig Besuch gemacht und bei Gelegenheit großer Abfütterungen

eingeladen, aber da Frau Kielemann in den letzten Jahren sehr kränklich wurde, hörte selbst dieser konventionelle Verkehr fast ganz auf.

Seit Ostern war Kielemanns einzige Tochter aus einer Schweizer Pension heimgekehrt und man sprach davon, daß die erwachsene junge Dame in die Geselligkeit eingeführt werden sollte. Man sah ihrem Auftreten mit einiger Spannung entgegen, denn sie war ein Goldfisch. Darum war auch Herr von Horneck neugierig, sie zu sehen, er hatte sie nur als Kind gekannt.

„Mit meiner Alten ist um diese Tageszeit nicht viel los, sie pflegt ihre Nerven, aber die Freya, die kleine Kröte werde ich Ihnen gleich mal vorstellen," erwiderte Kielemann, indem er seine Hünengestalt ächzend aus einem versessenen, altergeschwärzten Ledersessel emporwuchtete, der nicht recht in seine Umgebung paßte und aussah, als stamme er noch aus der Inspektorenzeit seines Besitzers. Kielemann war groß, breitschulterig und starkknochig gebaut, mit einem Stiernacken und braunrotem Gesicht, aus dem starke Leidenschaften, List und brutale Willenskraft sprachen.

Er schellte und befahl einem eintretenden, kokett aussehenden Stubenmädchen, das „Fräulein" zu rufen.

Horneck machte sich auf einen arroganten Backfisch mit Pensionsdressur gefaßt, er war vollständig verblüfft bei Fräulein Freyas Eintritt. Er hatte eine Dame der großen Welt vor sich, die den Zauber erster duftiger Jugendfrische mit einer fast beunruhigenden Sicherheit des Auftretens verband.

Unwillkürlich verneigte er sich tief vor der mit tadellosem Chic gekleideten Mädchenerscheinung, deren Gestalt alles Kindliche, Halbentwickelte längst abgestreift hatte, und sich in den weichgerundeten, schwellenden Formen vollentfalteter Jugendblüte zeigte. Und wie ein süßes Rätsel schien dieses bleiche Gesichtchen von eigenartigem Reiz, aus dem ein Paar hellgraue, glänzende Augensterne so kalt und welterfahren blickten, als hätten sie alle Mysterien des Lebens ergründet und abgethan, während der volle, kirschrote Mund zärtlich und begehrlich lächelte. Eine dunkle, seidige Haarmasse war ebenso modern wie kleidsam zu einem hohen Lockentoupet über der schmalen Stirn aufgebauscht und hob die durchsichtige Weiße des Teints durch einige auf die Brauen fallende malerische, wilde Löckchen. Um so mehr die Züge der vornehmen Regelmäßigkeit entbehrten, um so bestrickender schien ihr Liebreiz.

Herr von Horneck bedauerte bei Freya Kielemanns Anblick nur, daß er nicht mehr jung sei, es gab dem alten Frauenverehrer förmlich einen Stich ins Herz, daß Alter und Verhältnisse ihn aus dem Kreise ihrer Bewerber ausschlossen. Und in den nächsten Augenblicken hatte er die Kohlengrube, seine Sorgen und Petschens, Kielemanns Herkunft und alles, was ihm an diesem Hause unsympathisch war, vergessen, während er ganz in Staunen über das Konversationstalent dieses achtzehnjährigen Wunders verloren war.

Sie sprach mit ihm über die neue Kreisordnung, über die Municipalverwaltung der Schweizer Städte, über Thiers und Gambetta, über moderne, französische Litteratur und über Paris, das sie genau kannte, doch ohne Arroganz oder aufdringliche, grüne Naseweisheit, sondern in dem unbefangenen Plauderton, der Belehrung bei anderen sucht, und mit dem Takt, der sich der Überlegenheit gern unterordnet.

Dazwischen plauderte sie über ihre Lieblingshunde und Blumen, über „Papas gräßliche Tyrannei", die sie zum Frühaufstehen zwingen wollte, und über ihre Abneigung gegen das Kochen, das sie lernen sollte.

Herr von Horneck lud sie dringend ein, seine Töchter zu besuchen. Er wußte zwar, daß seine Frau die Familie Kielemann durchaus nicht „goutierte", wie sie sagte, aber dieses Mädchen änderte die Sache, sie war doch einfach bezaubernd.

„Schon seit Wochen haben wir Sie alle Tage überfallen wollen," sagte Kielemann, „aber erst mußte meine Frau ihren Frühlingsschnupfen absolvieren und eine Brunnenkur beenden und dann kam jener berühmte Moment im Wechsel der Jahreszeiten, wo alle Weiber plötzlich ‚nichts anzuziehen' haben. Da geht es dann erst in die Stadt, die Läden werden ausgekauft, von Gerson und Hertzog kommen ganze Wagenladungen von Kisten an, und in einem Winkel des Hauses rast die Nähmaschine los wie das Donnerwetter. Na, das Unglück scheint ja nun überstanden zu sein, nu kann es losgehen mit die Visiten. Und Wartekow steht selbstverständlich obenan auf der Liste. Freya freut sich ja mächtig, Ihre Fräulein Töchter wiederzusehen, mit denen sie als Kind gespielt hat."

„O ja," sagte Freya mit ihrem lieblichsten Lächeln, „Fräulein Suse von Horneck und ich haben uns einmal so geprügelt, daß wir auseinandergerissen werden mußten. Wir wollten alle beide Prinzessin und nicht Hofdame sein beim Spiel."

Herr von Horneck meinte lachend, die Feindschaft würde sich nun hoffentlich in um so wärmere Freundschaft verwandeln, denn er wünschte dringend, Freya recht häufig als Gast in Wartekow zu sehen, aber er hätte sich sagen können, daß Wesen wie sie nicht für Mädchenfreundschaften geschaffen sind.

Und als er später zu Hause etwas enthusiastisch den Eindruck schilderte, den sie ihm gemacht, warf Suse stolz den Kopf auf und sagte wegwerfend:

„Ach die! die kokettierte ja mit dem Reitknecht ihres Vaters, als sie noch kurze Röcke und gestickte Höschen trug. Was kann wohl aus so einer rechtes geworden sein!"

„Das waren Kindereien, jedenfalls kannst Du jetzt nur von ihrer Haltung lernen," erwiderte Herr von Horneck förmlich böse, „ich kann Dir nur sagen, daß Fräulein Kielemann sich nicht bis in eine Bauernschenke verirren würde."

Und nun konnte Suse schon im voraus Freya nicht ausstehn. „Das wird ein netter Zieraffe sein," sagte sie mit einer unheimlichen Vorahnung kommenden Unheils zu Johanna.

VI.

Als größte Schwierigkeit für den Neubetrieb der Kohlengrube zeigte sich der Mangel an Arbeitskräften. Die Landleute waren alle vollauf in den Feldern beschäftigt, und was nicht auf dem Dorf arbeiten wollte, zog nach den städtischen Fabriken. So konnten die wichtigsten Arbeiten auf der Grube nicht in Angriff genommen werden, bis endlich ein Trupp Polen eintraf, die Petschens durch ein Vermittlungsbureau hatten verschreiben lassen.

Albert Petsch, der sich mit seinem Bruder zur Zeit wieder in Wartekow befand, war durch die Freude, nun endlich ernstlich ans Werk gehen zu können, in so gehobener Stimmung, daß er den Leuten ein Faß Bier und reichlich Branntwein anfahren ließ.

Er hatte seine besondere Art, mit seinen Arbeitern zu verkehren, und als er mit Gustav und Suse hinauskam und die Fremden begrüßte, ließ er sie in Reih und Glied antreten, stieg auf einen alten, umgestülpten Kasten und hielt ihnen aus dem Stegreif eine Rede.

In ihrer Begeisterung für das neue Unternehmen, das einen Triumph der Intelligenz ihrer Freunde bedeutete und einen Hauch modernen Zeitgeistes in die weltabgelegene Idylle ihrer Heimat brachte, lief Suse täglich hinaus nach der Grube und interessierte sich für alles, was da vorging.

So hatte sie auch heute die Brüder begleitet und nun saß sie etwas abseits auf einem Stoß aufgeschichteter Bretter, lauschte mit Enthusiasmus Alberts Worten und hielt ihn für einen großartigen Volksredner.

Die Rede war frisch und jovial, behandelte das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, die moderne Industrie, die Beziehungen zum Auslande, das junge, deutsche Reich und schloß mit einem Hoch auf dasselbe.

Das war etwas für Susens Phantasie! Sie begriff nicht, warum ihr Vater und Herr von Bornitz nicht auch zuweilen solche Reden hielten und so unmittelbar und kordial mit den Leuten verkehrten. Es war gewiß der einzige Weg, geistigen Einfluß auf sie zu gewinnen und ihre Bildung zu heben. Und außerdem erschien es ihr so apart, so interessant.

Wirklich, die Männer ihres Kreises waren alle gräßlich ledern! Wie neu das Bild, das sie da vor sich hatte!

Im Mittelpunkt Albert Petsch, wie ein Volkstribun auf dem alten Kasten, und um ihn geschart diese teils fremdartigen, teils einheimischen Männer der Arbeit, mit den Blicken an seinen Lippen hängend, ab und zu alle die Mützen schwenkend, die sehnigen Arme hoch in der Luft, ihm mit donnerndem Hurra Beifall zujauchzend.

Auf der einen Seite die Kohlenhaufen, die Dampfpumpe und Maschinen, auf der anderen der Bauplatz für die neuen Holzbaracken und den Schienenstrang. Ringsumher das weite sandige Feld mit der unendlichen, blitzenden Himmelsferne, über das der heiße Atem eines staubigen Südwindes strich.

Dieses öde, unfruchtbare, traurige Stück Erde war plötzlich zu einer Heimstätte der höchsten Intelligenz und fruchtbaren Thätigkeit geworden; war das nicht schön, großartig, erhebend?

Suse fuhr auf aus ihren Gedanken, als eine Stimme neben ihr sagte: „Guten Tag, gnädiges Fräulein.“

Friedhelm von Bornitz stand neben ihr.

„Sie helfen wohl hier gründen?“ fragte er ironisch.

Suse winkte ihm Schweigen und bot ihm Platz neben sich. „Hören Sie nur,“ flüsterte sie mit einem Wink nach Albert hin.

Friedhelm setzte sich, lauschte mit gesenktem Kopf und malte mit seinem Stock Figuren in den Sand.

Suse strahlte vor Vergnügen, daß er ihre Freunde gleich von einer so interessanter Seite kennen lernte.

„Sehen Sie,“ sagte sie triumphierend beim Schluß der Rede, „das ist der älteste Herr Petsch. War das nicht hübsch?“

„Das ist ja der reine Demagoge,“ erwiderte Friedhelm, „nette Ansichten das. Wenn das wahr werden soll, was er da schwatzt, dann muß er bald anfangen, mit seinen Arbeitern zu teilen.“

„Bewahre, das ist nicht nötig. Er will ihnen nur menschlich näher treten und ihnen ihr schweres Los erleichtern. An so etwas denkt natürlich Ihr Vater und mein Vater nicht.“

„Na, versuchen Sie es doch mal, zu Hause Grütznern oder Ihrem Kuhhirten und der Schweinemagd menschlich näher zu treten. Könnte ja ein recht amüsantes Experiment werden!“

„Sie fassen alles falsch auf!“ antwortete Suse ärgerlich.

„Phrasen macht er, weiter nichts,“ fuhr der Referendar unerbittlich fort, „und diese Vergleiche mit dem Ausland müssen jedem, der deutsche Verhältnisse kennt, einfach lächerlich erscheinen. Wir haben nun einmal hier keine amerikanischen, sondern deutsche Zustände. Aber das können Sie natürlich nicht beurteilen.“

„Das können natürlich nur studierte Leute beurteilen,“ spottete Suse. „Aber diese studierten Leute vermögen es doch nicht, ein ödes Sandfeld in eine Goldgrube zu verwandeln und im Kampf mit Naturgewalten Sieger zu bleiben. Die graue Theorie und der tote Buchstabe sind ihre Götter, sie lassen den frischen Strom des Lebens an sich vorüberbrausen und hocken ängstlich am Ufer, während andere tapfer in die reißenden Wogen springen und von ihnen in das große, herrliche Meer getragen werden!“

„Sehr schön gesagt. Sie sind in einer guten Schule.“

Friedhelm sah furchtbar sarkastisch aus und hieb mit seinem Stock eine Distel in Stücke.

„Hätte Ihr Vater nicht ganz dasselbe thun können, was jetzt Petschens unternehmen? Sind es nicht nur Vorurteile und Mangel an Einsicht und

Thatkraft, die ihn abhalten, sich ebenfalls den industriellen Geschäftsaufschwung und den Fortschritt zu nutze zu machen? Von Ihrem Vater kann ich es noch allenfalls begreifen, aber daß Sie ihn nicht zu überreden suchen, daß auch Sie mit altmodisch engherziger Moral an alles Neue herantreten, das verstehe ich nicht! Sie werden darüber alle verschimmeln und lebendig zu Mumien werden in Zschocher. Die Zeitgeschichte geht achtlos über Leute wie Sie hinweg und wird Sie im Winkel stehen lassen."

Ein Lächeln flog über Friedhelms Gesicht. Er sah ein Weilchen zu Susen hinüber, als hätte er seine besonderen Gedanken. Es war das reife Lächeln des überlegenen Mannes, das in seinem Selbstgefühl zugleich Anerkennung für den Gegner hegt.

Und der Blick, der an Susens Antlitz hing, sagte: „Du ahnst ja nicht, wie entzückend Du in Deiner süßen Dummheit bist und was all dieser stürmische Freiheits- und Fortschrittsdrang in Dir bedeutet."

„Frei nach E. Marlitt und Linchen Petsch," erwiderte er scherzend, doch dann wurde er sehr ernst und sagte: „Ich will Ihnen die Antwort darauf geben, warum mein Vater nicht dasselbe thun kann, wie die Herren Petsch. Die Sache hier ist und bleibt eine gewagte Spekulation und eignet sich eigentlich gar nicht für eine Aktiengesellschaft, denn diese Unternehmungsform ist in rationeller Weise nur anwendbar, wo überwiegend Anlagekapital, nicht Betriebskapital thätig ist. Nur verwegene Börsenspekulanten, die es mit der Verantwortlichkeit nicht so genau nehmen, können derartiges ins Leben rufen. Ungenügende wirtschaftliche Verantwortlichkeit der Leiter ist ein unabänderlicher Mangel aller Aktiengesellschaften. Die Leiter verwalten ein Vermögen, an dem sie zwar beteiligt sind, das aber doch zum überwiegenden Teil anderen Personen gehört. Da somit der Gewinn und Verlust nur zum geringsten Teil auf sie entfällt, werden sie leicht geneigt sein, mit geringerer Vorsicht vorzugehen, als der selbstwirtschaftende Eigentümer. In der Regel genießen die Aktiengesellschaften großen Kredit und dieser bringt die Versuchung zu maßloser Verschuldung mit sich. Da nämlich die Aktiengesellschaft wohl in den meisten Fällen hoffen darf, mit dem geliehenen Gelde mehr Prozente zu verdienen, als sie dafür Zinsen zu zahlen hat, und demgemäß die Differenz als reinen Gewinn einstreichen kann, so tritt an sie leicht die Versuchung heran, Schulden zu kontrahieren und mit fremdem Geld zu wirtschaften. Gestaltet sich der Geschäftsgang später ungünstiger, so kann der Fall eintreten, daß die Aktionäre, die sonst doch noch eine, wenn auch geringe Dividende erhalten hätten, nun gar nichts bekommen, weil der ganze Reinertrag zur Bezahlung der festgesetzten Zinsen der Prioritätsanleihen, deren Aktien den Stammaktien vermögensrechtlich bevorzugt werden, verwendet werden muß. Sind nun an der Spitze eines solchen Unternehmens, im Verwaltungsrat und im Aufsichtsrat, Männer, deren Namen und Charakter keine unbedingte Sicherheit für strenge Gewissenhaftigkeit bietet, so kann ein Mann wie mein Vater nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, ohne seinen Grundsätzen von Pflicht und Ehre untreu zu werden. Es thut mir leid, Sie zu kränken, aber Ihre Herren Petsch haben meinem Vater nicht den vertrauenerweckenden Eindruck gemacht, der zu einer solchen Gemeinschaft notwendig ist, und nach stattgehabten Erkundigungen wissen wir, daß sie sowohl wie ihre Geschäftsfreunde zu jener Art moderner Industrieritter gehören, die ihre oft wolkenhohen Geschäftsbauten auf sehr leichter Basis unternehmen. Es weht heutzutage ein sehr günstiger Wind für solche Kartenhäuser und der Erfolg heiligt die Mittel, aber lassen Sie diesen Wind einmal umschlagen und Sie würden einen Zusammenbruch erleben, der die Sache in einem ganz anderen Licht zeigte. Dann würden Ungezählte, die heute nur kühne, intelligente Spekulanten sind, als Räuber und Diebe an dem Eigentum ihrer Mitbrüder gebrandmarkt werden."

„Natürlich!" rief Suse schwer gereizt, „Sie sehen alles im schwärzesten Licht! Ich kenne diese Gesinnung nur zu gut, die alles, was nicht Beamter, Militär oder Landwirt ist, für Strauchdiebe und Lumpen hält. Und Sie wollen mir nur bange machen wegen Papa. Aber ich weiß zu genau, daß Petschens ebenso ehrenhaft denken wie Ihr Vater und mein Vater, und daß sie weder stehlen noch rauben."

Friedhelm wurde die Antwort abgeschnitten, denn Gustav Petsch trat zu dem Paar heran.

Nach der Vorstellung und Begrüßung der beiden Herren ließ der dicke Gustav sich ächzend neben Suse nieder, trocknete sich den perlenden Schweiß von der Stirn und sagte: „Is das 'ne Hitze heute! Ich schwimme reine weg."

Die Sonne stand als strahlenloser Feuerball in dem Dunstkreis des Horizonts und der ganze westliche Himmel lohte in rötlich gelber Glut. Der letzte Luftzug war eingeschlafen und alles in der Landschaft sah staubig und verdurstet aus, die graugrüne Kiefernheide, das kurze Wachholdergestrüpp, das am Grabenrand entlang kroch, die reifenden Kornfelder, die das Brachfeld umgrenzten, und die dürftigen Feldblumen, die im Sande wucherten.

Albert Petsch fraternisierte immer noch mit den Polen und trank mit ihnen. Die Stimmung am Bierfaß schien zu steigen, man fing an zu singen.

Suse blickte etwas ängstlich auf. Trotz ihrer unbedingten, fast blinden Verehrung für Petschens kam ihr halb unbewußt der unbehagliche Gedanke, wenn sich nur jetzt keiner von ihren Freunden eine Blöße vor Friedhelm geben möchte.

Gustav erkundigte sich eben wohlwollend nach Beruf und Carriere des jungen Mannes.

„Mein Gott, Herr von Bornitz, das sollten Sie doch aufstecken, wer wird sich denn heutzutage noch im Staatsdienst quälen!" sagte er wohlmeinend. „Das sind ja miserable Aussichten, die Sie da haben. Nach jahrelangem, teurem Studium und schweren Examinas kaum das notdürftige Brot! Und lassen Sie sehen, wie alt werden Sie, bevor Sie ganz selbständig sind?"

„Wenn ich in diesem Herbst noch den Assessor mache, kann ich im günstigsten Fall mit dreißig Jahren angestellt werden."

„Na und dann auch noch jahrelang ein dürftiges Gehalt, mit dem Sie nicht einen eigenen Haushalt begründen können, wenn Sie nicht außerdem Vermögen haben. Wahrhaftig, das steckte ich auf in Ihrer Stelle. Kommen Sie zu uns, solche jungen Männer wie Sie haben in unseren Geschäftsbranchen die besten Chancen. Da können Sie morgen mit dreitausend Thalern angestellt werden. Ich würde Sie zum Beispiel mit Vergnügen an Quistorp empfehlen, er braucht ein enormes Beamtenpersonal, und ich weiß zufällig ganz genau, daß es ihm an einigen Stellen fehlt, wo er für verantwortliche Posten durchaus zuverlässige Kräfte braucht und studierte Männer bevorzugt. Überlegen Sie nicht lange, sondern greifen Sie zu."

„Herr von Bornitz!" rief Suse mit leuchtenden Augen, die Hände zusammenschlagend, „bedenken Sie doch! Sie kämen nach Berlin und wären mit einem Schlage ein gemachter Mann! Sie lassen das greuliche, alte Examen schwimmen, Sie brauchen sich nicht als Amtsrichter in Provinznestern herumzuschlagen — o! in Ihrer Stelle wüßte ich, was ich thäte!"

Friedhelm warf einen bitterschmerzlichen Blick auf Suse. Ja, vielleicht wäre dies der einzige Weg, die Gunst dieses schönen, thörichten Kindes zu erkaufen. Aber er besann sich keinen Augenblick.

„Ich danke Ihnen, Herr Petsch, ich muß bei meiner Carriere bleiben."

„Das sieht Ihnen einmal wieder ähnlich!" rief Suse zornig.

Gustav zuckte die Achseln. „Aber Sie sollten es sich doch überlegen. Sie machen es sich wohl nicht klar, welche Vorteile Sie ausschlagen."

„O, doch. Ich kann mich jedoch nicht von der Gunst oder Ungunst eines Privatmannes abhängig machen. Wer ist Herr Quistorp? Ebenso schnell wie er aus dem Dunkel aufgetaucht ist, kann er durch unglückliche Spekulation, oder ganz unverschuldet, durch Wechsel der Zeitverhältnisse in das Nichts zurücksinken. Die Staatscarriere ist schwer, langsam und verhältnismäßig schlecht bezahlt, aber sie bietet lebenslängliche Sicherheit und schließt die hohe Ehre in sich ein, Diener des Staats und nicht der Sklave eines einzelnen zu sein. Im Staatsdienst stehe ich über Laune und Willkür von Zeit und Menschen; sobald ich meine Pflicht thue, bin ich unantastbar, und wenn ich sterbe, wird auch für meine Witwe und für meine Kinder gesorgt."

„Aber bei dieser bequemen Sicherheit kann man lebenslänglich darben und kommt nie zu einem freien, schönen Genuß des Lebens!" warf Suse ein.

„Natürlich faßt man solche Entschlüsse nicht von heute auf morgen," sagte Gustav, sich immerfort das Gesicht mit dem Taschentuch wischend, „ich gebe Ihnen mindestens acht Tage Bedenkzeit. Oder machen Sie ruhig erst Ihr letztes Examen, hernach sind Sie ja auf alle Fälle gesichert. Ich kann allerdings nicht verbürgen, ob ich Ihnen dann noch dieselben Chancen bieten kann, aber so wie die Verhältnisse heutzutage liegen, würden Sie wohl nach bestandenem Examen auch an anderen Orten Thür und Thor offen finden."

Ein johlendes Gelächter schallte vom Bierfaß herüber, der Gesang artete in unharmonisches Plärren und Brüllen aus. Albert Petsch bestieg noch einmal seine Rednertribüne, gebot Schweigen und fing von neuem an zu sprechen. Aber er wurde breit, umständlich und salbaderte.

Suse erhob sich schnell. „Ich will nach Hause gehen," sagte sie und raffte eilig Schirm und Handschuh zusammen.

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie, ich wollte in Wartekow guten Abend sagen," bemerkte Friedhelm, und indem er sich von Gustav Petsch verabschiedete, dankte er ihm noch einmal für sein Anerbieten.

„Ich bleibe noch und will sehen, meinen Bruder hier loszukriegen," rief Gustav dem Paar nach, das den Weg durch die Kiefernheide nach Wartekow einschlug.

Eine Weile gingen beide schweigend, ein jeder auf einer anderen Seite des Weges. Unter den Fichten war es schattig, Suse machte den Schirm zu, schob den Hut in den Nacken und atmete auf.

„Wie gut es hier riecht! Wie lauter Thymian- und Pfeffermünzthee!" rief sie und lief zwischen die Stämme, um Farrenbüschel aus dem Boden zu raufen.

Und dann, in einer plötzlichen Anwandlung von Übermut und Daseinsfreude, raffte sie blitzschnell ein paar Kienäpfel auf und zielte aus sicherem Hinterhalt nach dem ahnungslosen Referendar.

Bautz! Ein Geschoß traf seinen runden Strohhut, ein zweites flog dicht an seiner Nase vorbei gegen den nächsten Baum, ein drittes prallte hart an seiner Schulter ab, ehe er sich besinnen konnte.

„Oho! Ist es so gemeint?" rief er lachend, sammelte eilig, was er von Kienäpfeln erreichen konnte und gab den Angriff zurück. Aber Suse duckte sich hinter einen Baum und lachte ihn aus.

Mit ein paar Sprüngen war er an ihrer Seite. Sie lief fort, quer in den Wald hinein und er verfolgte sie mit seinen Wurfgeschossen.

„Gnade!" rief sie endlich lachend, indem sie glühend und außer Atem auf den Boden in einer kleinen mosbewachsenen Erdhöhlung niedersank.

Er setzte sich ihr gegenüber. „Den Scherz sollten Sie alle Tage dreimal mit Herrn Gustav Petsch vornehmen, das wäre entschieden vorteilhaft für seinen äußeren und inneren Menschen," spottete Friedhelm.

Suse warf den Kopf zurück. Endlich mußte sie lachen. „Der arme Gustav!" sagte sie mit Humor, „gönnen Sie ihm doch sein Behagen."

„Nein, ich gönne ihm nichts, Suse, gar nichts gönne ich ihm! Ich gönne ihm durchaus nicht, daß Sie einen Helden und ein Ideal aus diesem gutmütigen, aber furchtbar alltäglichen Krämer machen. Suse, sehen Sie denn nicht, wie Sie sich verrennen? Um Gottes willen, machen Sie keine Dummheiten, an denen Sie lebenslänglich zu büßen hätten! Ist denn niemand außer mir, der Sie warnt? Sie verwechseln Ideen mit Personen. Ihre stürmische Phantasie hat sich in eine unreife Begeisterung für halbverstandene und unverdaute Ideen erhitzt, und lebenskräftig wie Sie nun einmal sind, möchten Sie diese verworrene Schwärmerei gleich in Thaten um-

setzen. Aber da liegt eben die Gefahr, denn Sie sind ein halbes Kind und laufen blind in Ihr Verderben."

„Ach, Sie Angsthase, Sie wittern überall Untergang und Verderben!" erwiderte Suse ärgerlich und empört, indem sie die Farrenblätter, die sie gepflückt, in Atome zerriß. „Lassen Sie mich in Ruhe, es geht Sie gar nichts an, was ich thue."

Sie stemmte die kleinen Hackenschuhe energisch in den weichen Waldboden, warf ihre Blumen weg, schlang die Hände um die Kniee und sah trotzig vor sich nieder.

„Gegen diese Logik läßt sich allerdings nicht ankämpfen," sagte Friedhelm gereizt und sah Suse wütend an, während ein brennendes Verlangen in seinem Herzen wühlte, nur ihre Fingerspitzen oder ihr Kleid zu berühren.

Ein Bild blühender, kraftstrotzender Lebens- und Jugendsfülle saß sie vor ihm. Die runden, straffen Glieder spannten sich förmlich unter dem enganliegenden leichten Sommerkleid und er konnte das gesunde, warme Blut durch die flaumenweiche Haut schimmern sehen, wo der umgeschlagene Kragen den Hals frei ließ und in dem erhitzten Gesicht. Wie reizend ihr der Trotz stand!

„Sie müssen mich immer quälen und mir die Laune verderben!" schrie ihn Suse mit dem Fuße stampfend an. „Ich sage Ihnen aber, ich will nicht lebenslänglich in dieser Misere stecken bleiben, ich langweile mich scheußlich dabei! Was ich auch riskiere, das ist mir ganz egal, ich will hinaus, ich will Leben, Bewegung, ich will neue Menschen und neue Gedanken, etwas, wofür man sich mit ganzer Seele interessieren, abängstigen und erwärmen kann! Ich will die Welt sehen wo sie am schönsten ist, und hören, was die intelligentesten und klügsten Menschen zu sagen haben. Wenn ich denke, daß mir vom Schicksal weiter nichts beschieden sein könnte, als hier in Wartekow als alte Jungfer zu sterben oder als Hausfrau auf einem Dorf oder in Kottbus, Kalau, Senftenberg oder Drauke mit monatlich einhundertundfünfzig Mark Wirtschaftsgeld zu existieren, dann hinge ich mich lieber gleich auf!"

„Und glauben Sie wirklich, der Alltäglichkeit, der Langenweile und der Misere des Lebens zu entgehen, wenn Sie Gustav Petsch heiraten?"

„Ach was," rief Suse glühend rot und verlegen, „heiraten ist Nebensache, darauf kommt es nicht an!"

„So—o! Darauf kommt es nicht an?"

„Na ja, es kommt vielmehr auf die Verhältnisse an."

„Dann halten Sie wohl Liebe für überflüssig?"

Suse sah verwirrt aus, aber dann machte sie ein sehr ernstes, altkluges Gesicht und sagte würdevoll: „Durchaus nicht für überflüssig. Man liebt den Mann natürlich in der Ehe, den man vorher achten gelernt hat. Linchen sagt, das macht sich ganz von selbst."

Friedhelm sah einen Augenblick belustigt und gleich darauf zornig aus. „Linchens Weisheit ist erstaunlich. Und Sie sind ein großes Kind!"

„Ich glaube, das verstehen Sie nicht. Frauen denken darüber ganz anders als Männer," bemerkte Suse noch erhabener. „Aber ich begreife Sie nicht, wie Sie Gustav Petschs Anerbieten so kaltblütig abschlagen können. Ich würde mich in Ihrer Stelle nicht zwei Minuten besinnen!" Sie lenkte schnell von dem Thema der Liebe und Ehe ab, weil sie sich unsicher auf diesem Gebiet fühlte.

„Sehen Sie," erwiderte Friedhelm, „der Mensch soll doch noch etwas Höheres kennen, als schnell und reichlich verdientes Geld. Das ist seine Selbstachtung und seine Pflichten als Staatsbürger und Familienglied. Und da ich dieses ganze überhitzte Wachstum unserer Industrie für einen schädlichen Auswuchs gegebener Zeitverhältnisse halte, so würde ich mich an meinem Vaterlande und an mir selbst versündigen, wenn ich meine Kräfte in ihren Dienst stellen wollte. Es ist nicht der gesunde, naturgemäße Fortschritt, gegen den ich eifere, sondern die Seuche zügelloser Spekulationswut, die unser Volk ergriffen hat, die jüdische Sucht, ohne Arbeit reich zu werden, die unter dem Anschein höherer Intelligenz den mühseligen, sicheren Erwerb verachtet und das ganze Arbeitsleben unserer Nation zu einem einzigen tollkühnen Hazardspiel machen möchte. Alles wird zu Börsenspekulationen, Fabriken, Häuser, Eisenbahnen, Bergwerk, man möchte auch die Landwirtschaft mit in den Strudel hineinziehen, und selbst die Besseren, Soliden unter uns verlieren den Kopf und lassen sich von der wilden, verwegenen Jagd nach Gewinn und Genuß mit fortreißen. Da gilt es nun feststehen und die heiligsten Güter der Nation wahren! Ich würde in meinen Augen meine Familie und mich entehren, wenn ich ein Diener des Herrn Quistorp werden wollte."

„Dahinter steckt doch nur wieder Ihr Hochmut und Adelsstolz!" rief Suse. „Und andere Leute beurteilen den Aufschwung unserer Industrie ganz anders als Sie. Zu großen Unternehmungen gehören doch Spekulationen im großen, und wenn alle Menschen so pedantisch und ängstlich dächten wie Sie, könnte nie etwas Großes geschaffen werden. Sie und alle Leute Ihres Schlages können sich nur nicht daran gewöhnen, daß Deutschland jetzt ein mächtiges Reich geworden ist und neue Bahnen einschlagen muß, um zu großen Zielen zu gelangen. Geschieht es etwa nicht zum Nutzen und zur Ehre unserer Nation, wenn prächtige Städte emporblühen, wenn Fabriken gegründet, Eisenbahnen gebaut werden und der kleine Einzelbetrieb zu großmächtigen Gesellschaftsunternehmen emporwächst? Nein, wir leben in einer großen, herrlichen Zeit, ich lasse mir meine Freude daran nicht stören und ich will sie mitgenießen. Aber trotten Sie nur ruhig weiter in dem alten Geleise der schnurgeraden Pappelallee Ihres Pflichtbewußtseins. Wenn es auch zum Sterben langweilig ist, so ist es doch sicher und bequem.

Friedhelm biß sich zornig auf die Lippen. „Weiberlogik!" sagte er ärgerlich, „da kommt man mit sachlichen Gründen nicht vorwärts; Sie beurteilen die Welt nur nach Ihren Empfindungen und subjektiven Gefühlen, eine objektive Anschauung kann man von Ihnen natürlich nicht erwarten."

Suse stand auf und schüttelte mit hoheitsvoller Miene Sand und Moos von ihrem Kleide.

Es war merkwürdig, sie zankten sich immer. Seitdem Suse erwachsen war, hatte sie sich vergeblich bemüht, Friedhelm zu imponieren. Alle anderen Menschen bewunderten ihren Geist, ihr frühreifes Urteil, ihre Originalität, nur dieser verbohrte Referendar wollte sie nicht als ebenbürtig anerkennen. Natürlich nur aus Pedanterie und altmodischen Grundsätzen, nach denen er Frauen für untergeordnete Wesen hielt. Aber sie hatte doch noch die Macht, ihn zu strafen und zu ärgern, sie wußte nur zu gut, daß sie ihm nicht gleichgültig war.

„Ich beurteile die Welt allerdings anders als ein königlich preußischer Referendar, für den es nur ‚sachliche Gründe', ‚logische Beweisführung' und registrierte Gedanken giebt, der Menschen und Dinge nur vom Standpunkt des Strafgesetzbuches ansieht, bis er selbst zum wandelnden Gesetzparagraphen geworden ist, was für ihn sehr ehrenvoll, für andere aber nicht immer aufregend amüsant sein mag."

Mit diesen vernichtenden Worten wandte sie sich zum Gehen und schwebte mit der Miene einer beleidigten Königin über den Waldboden dahin.

Den Rest des Spazierganges blieb jeder auf einer anderen Seite des Weges, und sie tauschten nur noch einige spitze Bemerkungen aus, bei denen Friedhelm Susen wieder „mein gnädigstes Fräulein" anredete. Aber heimlich schielte er doch immer wieder nach der hellen Gestalt mit dem großen Schäferhut hinüber, wie sie durch den rötlichen Sonnennebel des blühenden Sommerabends schritt.

VII.

In Wartekow fanden Friedhelm und Suse Besuch vor. Kielemanns machten die versprochene Antrittsvisite mit Fräulein Freya.

Suse war bei Freyas Anblick ebenso verblüfft wie ihr Vater. Ganz so träumte sie sich ihre Romanheldinnen, mit diesem unbeschreiblichen Air der verwöhnten Märchenprinzessin, die mit dem süßen Lächeln eines spielenden, tändelnden Kindes, das alle in den Zauberbann seines harmlosen Liebreizes zwingt, die höchste Grazie des Selbstbewußtseins verbindet.

Sie kam sich daneben wie ein Bauernmädchen vor und sie sah mit Staunen, wie Freya ihren eigenen Vater, Herrn von Horneck, ganz wie irgend einen beliebigen Verehrer behandelte, der ihr den selbstverständlichen Tribut seiner Huldigungen zu Füßen legt.

Man saß im Salon um den Sofatisch herum, Frau Kielemann in schwerseidener Visitentoilette auf dem Ehrenplatz der rechten Sofaecke, neben Frau von Horneck. Sie sah aus wie ein verwittertes Wachspüppchen; die geborene von Bilsenberg war neben dem robusten Gatten, mit der dröhnenden Kommandostimme, früh ergraut und vorzeitig gealtert. Ihre Züge hatten die welke Abgespanntheit einer Nervenleidenden und ihre erloschenen Augen etwas seltsam Totes. Sie sprach viel und hastig, mit zuckenden Bewegungen, wie nervenschwache Menschen thun, die entweder nur stumpfe Apathie oder krampfhafte Aufgeregtheit kennen.

Frau von Horneck zeigte eine mitleidige Sympathie für die Standesgenossin, deren Ehe sie für die traurige Verirrung einer Zwangslage hielt und beklagte. Sie wollte Herrn Kielemann bei jeder Gelegenheit den Unterschied fühlen lassen, den sie zwischen ihm und seiner Gattin machte, aber entweder merkte er es nicht oder kümmerte sich wenig darum. Er war in ihrem Salon ganz so laut, derb und selbstgefällig wie in seinen eigenen vier Wänden.

„Bitte, bitte, Herr von Horneck, beeinflussen Sie Papa, daß er es aufgiebt, mich erziehen zu wollen, er ist ein Barbar und verlangt unmögliche Dinge von mir," schmeichelte eben Freyas weiche Stimme, als Suse den Salon betrat, und Herr von Horneck wandte sich sofort mit herausforderndem Scherz an den Vater, um ihn für seine Tyrannei zur Rechenschaft zu ziehen.

„Die kleine Kröte will sich die weißen Patschhändchen nicht verderben beim Kochen, und als ich sie neulich mit in den Kuhstall nehmen wollte, zeigte sie auf ihre Lackschühchen und sagte: ‚Papa, das ist nichts für mich,' nun bitte ich Sie, bester Herr Nachbar, schickt sich so etwas für eine Landwirtstochter?"

Ein dröhnendes Lachen begleitete Kielemanns Worte und während er mit gezierter Stimme und Geste seine Tochter nachahmte, sah ihm der Vaterstolz so zärtlich aus den Augen, daß man die große Unabhängigkeitsmiene der jungen Dame begriff, mit der sie erwiderte:

„Daß Du Landwirt bist, ist Deine Sache und nicht meine, Papachen. Ich habe nicht die Absicht, Landwirtschaft zu studieren."

Und dann begrüßte sie Suse.

Nach wenigen Minuten jedoch war sie mit der Jugendgespielin fertig und hatte Friedhelm mit einem graziösen Scherz an ihre Seite und in ihre Unterhaltung gezogen.

Und Friedhelm war gerade in der Stimmung, Suse zu zeigen, daß andere Damen liebenswürdiger seien als sie. Er zog ein Tabouret an Freyas Seite und machte Herrn von Horneck Konkurrenz, der unter dem Deckmantel väterlicher Gönnerschaft die junge Dame förmlich anschwärmte.

Und da auch Kielemann immer wieder sein Interesse dieser Gruppe zuwandte, und an den Neckereien Hornecks mit seiner Tochter großen Spaß zu haben schien, mußten sich Johanna und Suse in die Unterhaltung ihrer Mutter mit Frau Kielemann teilen.

Suse spielte nicht gern eine Nebenrolle, und sie fing an sich neben Freya unbehaglich zu fühlen. Verstohlen beobachtete sie Friedhelm.

Er schien Freya zu gefallen. Frauen haben einen scharfen Blick für einander, und Suse bemerkte sofort, daß es dem Referendar galt, wenn sie Herrn von Horneck gegenüber eine bestrickende Liebenswürdigkeit und schelmische Koketterie entfaltete.

Und Friedhelm war wie ausgetauscht. Noch nie in seinem Leben hatte er ihr so gehuldigt wie Freya,

mit so unbedingter Unterwerfung und Entäußerung jeder Überlegenheit. Noch nie hatte sie diese versteckten und doch kühnen Schmeicheleien von ihm gehört, diesen feurigen, liebelnden Unterhaltungston, voll prickelndem Reiz und offen zur Schau getragener Bewunderung. Er kam ihr wie ein ganz anderer Mensch vor.

Hübsch und gut aussehend hatte sie ihn ja immer gefunden, mit seiner großen, schlanken Figur, dem blonden, energischen Kopf, der den charakteristisch ehrlichen, freimütigen Blick seiner Mutter zeigte, aber sie kannte ihn eben schon so lange, und seine Erscheinung war ihr alltäglich geworden. Heute fiel es ihr mit einem Male auf, wie vorteilhaft er sich in letzter Zeit noch entwickelt hatte, wie distinguiert und männlich er geworden war.

Der graue, englische Jackettanzug stand ihm eigentlich wunderhübsch. Aber ist er denn so dumm, daß er Freya nicht durchschaut? Sie ist doch nur eine eitle, egoistische, berechnende Kokette, genau das, was aus dem kleinen Mädchen werden mußte, das mit dem Reitknecht seines Vaters liebäugelte! Und Suse ärgerte sich wütend über Friedhelm.

An ihr schulmeisterte und tadelte er stets herum, und dieser Wildfremden gegenüber, deren wahren Wert er noch gar nicht taxieren kann, macht er sich zum Sklaven und blinden Anbeter!

Als Kielemanns aufbrechen wollten, erhob Herr von Horneck energischen Protest und zwang dadurch auch seine Gattin, zum Bleiben aufzufordern. Frau von Horneck that es mit etwas Zurückhaltung, aber Kielemanns blieben.

Man ging jetzt in den Park, da aber Frau von Horneck und Johanna wegen Anordnung des Abendessens zurückblieben, mußte Herr von Horneck Frau Kielemann führen und Freya entschlüpfte mit dem Referendar, der nicht von ihrer Seite wich. Man hörte das helle Lachen des Paares hie und da aus den versteckten Laubgängen, und Susens scharfe Augen sahen einmal von fern, wie Friedhelm Rosen pflückte, um sie seiner Dame zu überreichen.

Ihr Vater sagte unterdessen Frau Kielemann nichts als Elogen über die unvergleichliche Tochter.

„In der That, meine Gnädigste, Sie dürfen stolz sein, das ist Vilsenbergsches Vollblut, da steckt Rasse drin! Jeder Zoll eine Vilsenberg. Habe noch eine dunkle Erinnerung an Ihre Frau Mutter — war eine bildhübsche Frau — es muß da eine große Ähnlichkeit vorhanden sein.“

„Ach ja,“ seufzte die müde, welke Frau und der Leidenszug verschärfte sich in ihren Zügen, „aber den Charakter hat sie von meinem Mann. Und sie wickelt ihn um den Finger, sie kann alles mit ihm machen, was sonst kein Mensch vermag. Wenn er das Haus einmal am Tage auf den Kopf stellt, so stellt sie es zweimal auf den Kopf und sie hat Nerven wie Stricke, gerade wie mein Mann. Sie kann natürlich nicht ahnen, wie mir dabei zu Mut ist, und ebenso wie ihr Vater lacht sie mich aus, aber es greift mich an, es greift mich wirklich sehr an. Ich will ja froh sein, wenn sie nur glücklich wird, ich will ja alles für sie thun, aber nun kommen die vielen Visiten, die Gesellschaften und die Bälle, ich kann es wirklich nicht aushalten, aber sie wollen es mir ja nicht glauben.“

Herr von Horneck hörte nur halb auf die Klage der armen Frau, die im weinerlichen Ton heruntergehaspelt wurde und mehr über den Charakter der Tochter sagte, als die Mutter zu sagen beabsichtigte.

„Schicken Sie nur Fräulein Freya recht oft zu uns, meine Frau wird sie nur zu gern in der Gesellschaft chapronnieren, wenn es Ihnen zu viel werden sollte,“ erwiderte er und dachte für sich: „schrecklich für ein so junges, sprühendes Leben, an diese alte Mumie gefesselt zu sein.“

Suse, welche die Worte gehört hatte, dachte anders, und sie blickte mit wahrem Mitleid auf die gequälte Frau, die in ihrer zarten, vornehmen Wehrlosigkeit zwischen der brutalen Selbstsucht des Vaters und der Tochter zerrieben wurde.

Jetzt erschienen die Brüder Petsch auf dem Platz und Kielemann begegnete ihnen mit lauter, jovialer Zuvorkommenheit.

Albert, obgleich etwas ernüchtert, war doch immer noch angeheitert durch sein Trinkgelage mit den Polen und fiel in dieser Stimmung Kielemann beinah um den Hals.

In stark aufgetragenen Farben schilderte er die Erfolge und Aussichten des Kohlengruben-Unternehmens und hatte den kolossalen Gewinn bereits in der Tasche, so daß selbst Kielemann anfing ihn ein wenig aufzuziehen, indem er seine Übertreibung noch überbot.

Gustav war wie immer ruhiger und zeigte Mäßigung. Er hatte vor seinem Erscheinen sorgfältig Toilette gemacht und sah recht stattlich aus. Wenn er sich nicht gehen ließ und Haltung beobachtete, hatte er viel Würde und war trotz seiner angehenden Korpulenz immer noch ein hübscher Mann von angenehmen Zügen, der Typus des überseeischen Groß-Industriellen.

Suse begegnete ihm heute mit lebhafter Herzlichkeit.

Und er war der einzige, der sich nicht in Freyas Zauberkreis ziehen ließ. Selbst Albert verfiel dieser Schwäche. Vielleicht geschah es noch unter der Nachwirkung des Zechgelages, aber er sagte Kielemanns Tochter fast alberne Schmeicheleien und schloß sich ihrem Gefolge an.

Als Freya die Laune hatte, eine Partie Croquet spielen zu wollen, rissen sich Friedhelm, Herr von Horneck und Albert Petsch um die Teilnehmerschaft.

„Gnädiges Fräulein, spielen Sie mit?“ rief der Referendar Suse nur gelegentlich zu.

„Danke,“ erwiderte diese mit lächelnder Gleichgültigkeit, „ich will mit Herrn Petsch Mühle spielen.“

Und sie setzte sich allein mit Gustav in eine Fliederlaube zu einer Partie Mühle.

Auf dem Croquetplatz ging es sehr lustig zu, bis der Ruf zum Abendessen das Spiel unterbrach.

Herr von Horneck ließ es sich nicht nehmen, die schöne Freya am Arm in das Haus zu führen, und Suse ging an Gustavs Arm zur Tafel, mit der lachenden Miene strahlender Zufriedenheit.

Auch an der Abendtafel herrschte heute ein sehr animierter Ton. Die Herren waren wie elektrisiert. Sie diskutierten lebhaft ihre Geschäfte und die Tagespolitik und machten mitten in den erregtesten Debatten Freya den Hof, die ihren Platz zwischen Herrn von Horneck und dem Referendar hatte. Sie verstand es, sich immer wieder zum Mittelpunkt des Interesses zu machen und die Stimmung der Männer auf dem Höhepunkt der guten Laune und angenehmen Erregung zu erhalten.

Die Glasthüren des Speisesaales waren geöffnet, im Park blühten die alten Linden und trugen auf Wolken von Duft den schwülen Zauber der Sommernacht herein. Magisch kontrastierte das strahlende Milchglaslicht der großen Astrallampen auf der Tafel mit dem tiefblauen, warmen Luftton, der die Gartenlandschaft in träumerisch wollüstige Dämmerung hüllte. Große, schmachtende Rosen, die in kleinen Krystallvasen über den Tisch zerstreut standen, schienen sehnsüchtig hinauszulauschen, wo in den gurgelnden Chor der Frösche im Parkteich zuweilen der durstige, langgezogene Schrei eines Sumpfvogels tönte.

Wie ein Märchenbild saß Freya, von den weichen, schimmernden Falten ihres hellen Gewandes umflossen. Das Lampenlicht machte sie noch bleicher, und diese durchsichtige Blässe hob den Glanz der Augen und die Purpurröte der Lippen.

Es war schwer zu sagen, was ihr besser stand, wenn sie mit anmutiger Sicherheit über Dinge konversierte, die sonst jungen, achtzehnjährigen Damen fern liegen, wenn sie sich wie ein verzogenes Kind von Herrn von Horneck verhätscheln ließ und mit kindlich, anschmiegendem Vertrauen seiner zärtlichen Huldigung begegnete, oder wenn sie Friedhelm abwechselnd wie einen Sklaven und wie einen bevorzugten Freund behandelte, mit jener tastenden, suchenden Sehnsucht, die deutlich sagt: „bist Du der da kommen soll oder soll ich eines andern warten?“

Suse war scheinbar ganz in ihr Gespräch mit Gustav vertieft, aber es entging ihr nicht, was Freya sagte und that. Sie sah die wachsende Vertraulichkeit zwischen ihr und Friedhelm, hörte den Doppelsinn aus leicht hingeworfenen, scherzenden Worten heraus, und es konnte ihr nicht entgehen, daß Freyas Blicke schmachtender wurden, während des jungen Mannes Aufregung wuchs. Er sprach und trank viel und lachte lauter als er sonst zu thun pflegte. Die alte Kinderabneigung gegen Freya erwachte mit doppelter Stärke in Susens Herzen und seltsamerweise empörte es sie heftig, daß gerade Friedhelm in das Netz dieser Sirene gehen mußte.

Eigentlich ging es sie nichts an, denn sie wollte ja Gustav Petsch heiraten und hatte den Referendar in letzter Zeit gründlich abfallen lassen, aber er brauchte sich darum doch nicht gleich mit einer anderen und gerade mit dieser zu trösten! Nein, wenn sie ihn auch verschmähte, Freya gönnte sie ihn ganz gewiß nicht!

Gustav Petsch hingegen zeigte sich heute abend von einer sehr netten Seite. Freya schien gar keinen Eindruck auf ihn zu machen, im Gegenteil, er bemerkte einmal gegen Suse, die junge Dame sei ganz amerikanisch in ihrer Frühreife und souveränen Unabhängigkeit, man merke gleich, daß sie im Ausland erzogen sei. Und Suse wußte, das war kein Lob in seinem Munde. Ihr gegenüber hatte er wohl schon längere Zeit eine gewisse berechtigte Zusammengehörigkeit betont, als verstehe sich das bereits von selbst. Aber heute abend ging er einen großen Schritt weiter. Er sagte Suse bei der Tafel, daß die Last der Geschäfte ihn in den letzten Wochen so in Anspruch genommen hätten, daß die Realisierung seines liebsten Wunsches eine Unmöglichkeit gewesen sei. Aber nun die Sache im Geleise wäre, dürfe er sich wohl auch ein Aufatmen gönnen und einmal an sich selbst denken.

„Vielleicht haben wir heute abend noch ein Viertelstündchen für uns,“ setzte er mit einem bedeutsamen Blick hinzu.

Susen stand das Herz fast still. Also heute abend noch! Warum er es nur plötzlich so übereilte? —

Also heute noch sollte sie sich diesem Mann mit Leib und Seele als Eigentum versprechen, für das ganze, endlos lange, lange Leben! Sie schauerte zusammen und fühlte kalten Schweiß auf der Stirn.

Der fürchterliche Ernst des Lebens packte sie plötzlich an der Kehle und legte sich wie ein Mühlstein auf ihre Brust.

Der berauschende Duft der Rosen und Lindenblüten, das sehnsüchtige, wollustatmende Seufzen der Sommernacht, das sie mit weichem Hauch umschmeichelte, hetzten sie noch tiefer in das Angstgefühl hinein.

Wozu, ach, wozu all diese Süße, dieses Ahnen, Sehnen, Träumen und Verheißen? Das Leben ist ja nur eine schwere, harte Aufgabe, die gelöst werden muß.

„Wenn Sie zu uns kommen, werde ich Ihnen das schönste Gedicht dieses meines Lieblingsschriftstellers vorlesen, o! es sind abgrundtiefe Worte, Zauberformeln der Liebe,“ sagte eben Freya mit einem leuchtenden Augenaufschlag zu Friedhelm.

„Wann darf ich kommen?“ fragte er leise.

„O, wann Sie den Wunsch fühlen, uns zu sehen.“

„Dann komme ich gewiß morgen schon.“

Wie mit einem Schlage war Susens Angstbeklemmung verschwunden. Ja, heute abend noch wollte sie sich mit Gustav verloben! Er war gewiß ihrer Liebe würdig.

Und als er nun leise fragte: „Wollen Sie nachher mit mir gehen, Ihre Goldfische im Springbrunnen zu füttern?“ sagte sie entschlossen:

„Ja, ich will.“

Und dann erzählte er ihr mit schonender Rücksicht von Dingen, die sie gern hörte, von seinen Reisen, von fremden Ländern und Menschen, ohne weiter in sie zu dringen. Er hatte viel gesehen und erlebt und wenn er sich in die Unterhaltung der Männer mischte, so war sein ruhiges Urteil, sein besonnenes Wort oft ausschlaggebend im Kampf verschiedener Meinungen.

Suse blickte mit dankbarer Verehrung zu ihm

auf. „Er ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann," tröstete sie ihr geängstigtes, unruhiges Herz.

Und nach dem Essen ging sie mit ihm zum Springbrunnen.

Die mondlose Nacht umfing sie mit weichem Dämmern und durch Baum und Strauch ging ein leises Schauern und Wispern. Wie weiße, leuchtende Sterne schimmerten die Jasminblüten aus dem dunklen Gebüsch, hinter dem der kleine Springbrunnen verschlafen, eintönig plätscherte und jetzt flutete eine große, schöne Tonweise aus einem geöffneten Fenster des Herrenhauses. Johanna hatte sich an das Klavier gesetzt und sie war eine Meisterin des Spiels und Gesanges.

Gustav hatte Susens Arm in den seinen gezogen und ging langsam und schweigend mit ihr in den Garten hinein, zuweilen ihre zitternde Hand mit zärtlichem Druck gegen sich pressend.

Sie stand plötzlich still und sah sich um.

Da lag das alte Haus in dunklen verschwommenen Konturen zwischen den schwarzen Laubmassen der ragenden Baumriesen. Magisch flutete das rötliche Licht seiner Lampen wie von den schwermütig anschwellenden Musikaccorden getragen, in die duftblaue Nacht hinaus. Über dem Balkongeländer, zwischen dem Geranke der Climatis, dessen zackige Blätter weiß im Lampenlicht schimmerten, lehnte eine helle, malerische Gestalt und einige Stufen tiefer stand ein Mann, der zu ihr emporsah. Darüber die blaßgoldenen Sterne und tief im Park der ängstliche Schrei eines Nachtvogels.

„Suse!" flüsterte Gustav, und Suse ging aufschreckend weiter mit ihm. Unter den Jasminbüschen am Springbrunnen stand eine Bank und er zog sie auf diese Bank, an seine Seite. Er hielt ihre Hand fest und sprach zu ihr warm und aufrichtig, wie er sich die Zukunft und eine gute, glückliche Ehe denke.

Es waren einfache, männliche und gute Worte, wohl geeignet, Mut und Vertrauen einzuflößen und sie wirkten beruhigend auf Susens hämmerndes Herz.

Zitternd vor Angst hatte sie halb abgewandt neben ihm auf dem äußersten Rande der Bank gesessen, aber er schonte ihre mädchenhafte Scheu, die ihm um so heiliger und verehrungswürdiger schien, um so mehr er das Gegenteil bei anderen Frauen, draußen in der großen Welt, kennen gelernt hatte.

Er streichelte und küßte ihre eiskalten Hände und bat sie, seine Worte zu überlegen, ob sie ihm angehören wolle als sein liebes Weib.

Da kam es wie ein großer Entschluß über Suse, sie wandte sich ihm plötzlich ohne ängstliche Zurückhaltung zu und sagte: „Ja, ich will."

Alles, was weiter an diesem Abend geschah, war hernach nur wie ein Fiebertraum. Er hatte sie als seine Braut in seinen Armen gehalten und geküßt, und als unter dem Rauschen und Raunen der Sommernacht, bei dem leisen, müden Weinen des Brunnens, ihren unberührten, stolzen Mädchenlippen jener erste, heilige Kuß geraubt wurde, kam es wie eine schwindelnde Ahnung über sie, was die Gemeinschaft der Liebe bedeute. Es war, als ob ein Nebel vor ihren Augen zerreiße, das verlorene Paradies der Kindheit versank in bodenlose Tiefe und sie stand an der Pforte eines unbekannten Landes.

In das Haus zurückgekehrt, hatte sie Friedhelm nicht mehr gefunden.

„Wo steckst Du nur?" sagte Johanna, „Friedhelm läßt Dir gute Nacht sagen, er mußte eilig fort, um den letzten Zug nach Kottbus zu erreichen, Papa ließ ihn im Einspänner nach der Bahn fahren."

Es war wie eine Erlösung, als Kielemanns endlich aufbrachen.

Freya hatte sich damit begnügt, den Rest des Abends malerisch in einem Sessel zu sitzen, ohne zur Unterhaltung beizutragen, nachdem die Herren sich, auf Kielemanns Anregung, zu einem Skat in das Rauchzimmer zurückgezogen.

Und Frau Kielemann hatte unaufhörlich mit ihrer klanglosen Stimme gesprochen, es war, als ob ein Räderwerk in ihr aufgezogen wäre, das nicht zum Stillestehen kommen konnte. Die arme Frau schien mit ihren Gedanken nur in langvergangenen Zeiten zu leben, sie erzählte von Personen und Begebenheiten ihrer Jugend, wie von den allerneuesten Dingen. Ihr Vater, an dessen Andenken sie mit schwärmerischer Liebe hing, und eine alte Tante, die sie an Mutterstelle erzogen, spielten dabei die Hauptrolle. Sie erörterte deren Lebeweise und Gewohnheiten, und was sie bei ganz unbedeutenden Begebenheiten gesagt und gethan hatten, als spräche sie von Dingen, die ein allgemeines, großes Interesse beanspruchen könnten, und mit ihrem welken, gelben Wachsmaskengesicht und ihrer verschrumpften, zusammengefallenen Gestalt glich sie selbst einem jener Schattenwesen der Vergangenheit, die sie sich vergeblich bemühte, aus Staub und Moder der Vergessenheit in das Leben der Gegenwart zurückzubeschwören.

Frau von Horneck sah abgespannt aus und gähnte krampfhaft hinter ihrem Taschentuch, Johanna stichelte mit lobenswerter Energie an einem endlosen Leinwandstrich in Weißstickerei, und Suse fühlte sich weder imstande, den Thatsachen, daß der selige Herr von Bilsenberg Katzen den Hunden im allgemeinen vorzog, und daß er vor dem ersten Frühstück spazieren ging und eine Karaffe kalten Wassers nüchtern trank, das gebührende Interesse zu schenken, noch sich den Wäschestickereien für ihre künftige Ausstattung zu widmen.

Das große, schicksalentscheidende Ereignis des Abends, lastete auf ihr. Sie war so verwirrt, so aus allen Fugen gerissen, schwankend zwischen dem Ahnen einer märchenhaften Seligkeit, die noch irgendwo auf der Welt möglich sein mußte, außer in den süßesten Liedern der größten Dichter, und sich wundernd, mit einem dunklen, dumpfen Schmerzgefühl, warum sie nicht ihr und jedem Menschen möglich sei, grübelnd über die verschleierten Mysterien der Liebe und Ehe, daß selbst Freyas lächelnder Blick, aus dem sie einmal eine forschende Neugier herauslas, sie unempfindlich ließ.

Endlich waren Kielemanns fort und Frau von Horneck sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: „Ich habe genug. Und ich begreife Papa nicht.

Mein Geschmack ist dieser arrogante, raffinierte Backfisch nicht. Die Mutter ist die einzig Erträgliche der ganzen Familie, wenn sie einen auch umbringt mit ihrem nervösen Geschwätz."

Und dann kam Herr von Horneck mit Gustav Petsch aus seinem Zimmer und Suse sah auf den ersten Blick, daß er alles wußte. Sie fand es fürchterlich peinlich, sich öffentlich als verlobt zu bekennen und schämte sich halbtot. Hätte sie nur weglaufen und sich verstecken können!

„Also, liebe Tochter, Du hast Dein Jawort schon gegeben, dann können Mama und ich Dir unseren Segen nicht vorenthalten zu diesem ernsten Schritt, zu dem Du eigentlich noch etwas jung bist. Ich darf wohl sagen, es kommt uns nicht überraschend, und angesichts der — hm — freundschaftlichen und — hm — geschäftlichen Verbindung unserer Familien, begrüßen wir die Thatsache als ein — hm — frohes Ereignis — aber — mein lieber Gustav — Sie werden begreifen, daß es Eltern immer schwer fällt, ein Kind aus ihrem häuslichen Kreise scheiden zu sehen — und besonders, besonders —" hier versagte Herrn von Hornecks Stimme etwas und die Mitwelt erfuhr nie, was ihm besonders schwer wurde in diesem Fall, obgleich einige vermuteten, daß er lieber einen Standesgenossen zum Schwiegersohn gehabt hätte, als einen Herrn Petsch, und damit vielleicht der Wahrheit nahe kamen.

Frau von Horneck verließ auch in diesem Moment ihre Haltung nicht, obgleich sie Susens Wahl beklagte. Sie hatte immer Friedhelm von Bornitz im Auge gehabt als künftigen Gatten dieser Tochter, aber nach den Ereignissen des Abends und da nun doch einmal die Geschäftsverbindung ihres Mannes mit Petschens von so wesentlicher Bedeutung geworden war, mußte man suchen, die Sache von der besten Seite aufzufassen. Und solche Verbindungen waren ja leider heutzutage an der Tagesordnung. Gott sei Dank, daß Gustav Petsch wenigstens kein Jude war!

Nachdem Suse die Marter der Familienscene mit der ersten öffentlichen Umarmung ihres Verlobten überstanden hatte, fühlte sie sich als ob sie nie in ihrem Leben wieder aus ihrer Verlegenheit herauskommen würde. Sie war nicht fähig gewesen, ein vernünftiges Wort zu sagen oder sich überhaupt irgendwie zu benehmen. Glühendrot und verwirrt, mit zugeschnürter Kehle, wanderte sie nur von einem Arm in den anderen und als sie später aufatmend, allein in ihrer Schlafkammer im Bette lag, hatte sie nur den einen Gedanken:

„Es giebt nicht Schrecklicheres, als sich zu verloben! Gott sei Dank, daß es so weit überstanden ist."

VIII.

Am folgenden Morgen erwachte Friedhelm von Bornitz, in seiner Junggesellenbehausung in Kottbus, mit einer Art moralischen Kater.

Die Erinnerung an den Abend in Wartekow und an Freya Kielemann war ihm peinlich. Er hatte sich in einer fatalen Stimmung hinreißen lassen, zu weit zu gehen und der jungen Dame eine Verehrung zu zollen, die er in Wahrheit durchaus nicht für sie empfand.

Es war nicht zu leugnen, sie hatte etwas Berauschendes, sie gehörte zu jener uralten Schwesterschaft der Sirenen, die von alters her bis auf den heutigen Tag selbst den ehrenfestesten Mann in jeden beliebigen Strudel der Verrücktheit zu locken vermögen. Aber es giebt einen Talisman gegen solche Verlockungen, das ist die echte, rechte Liebe zu einem anderen Weibe.

Und was war für ihn Freya im Vergleich zu Suse? Suse mit ihrem warmen, ehrlichen Herzen, ihrem gesunden, naturwüchsigen Empfinden, das noch in den Kinderschuhen einer entzückenden Harmlosigkeit steckte und sie nur um so reizender machte, durch die ersten drollig-täppischen Versuche, seine Schwingen zu entfalten. Eine Grobheit von Suse war ihm lieber als ein süßes Wort von Freya, aber es war klar, daß Suse in einer dringenden Gefahr schwebte.

Sie war unwissend und thöricht genug, um ihre grüne Begeisterung für den modernen Zeitgeist, mit seinen liberalen Strömungen und seiner Vergötterung spekulativer Börsenintelligenz, in die That umzusetzen und Gustav Petsch zum Helden ihres ganzen künftigen Lebensschicksals zu machen.

Ihm wurde gräßlich unbehaglich zu Mut, wenn er an sein gestriges Benehmen dachte. Hatte er nicht Suse noch gereizt und aufgestachelt, sie geradezu dieser Gefahr in die Arme getrieben? An ihren Eltern würde sie wahrscheinlich nicht den Halt finden, den sie jetzt brauchte.

Friedhelm wäre am liebsten gleich denselben Nachmittag wieder nach Wartekow hinausgefahren, um sein gestriges Benehmen gutzumachen. Aber seine Zeit erlaubte es nicht und es würde Aufsehen machen, wenn er ohne eine besondere Veranlassung zwei Tage hintereinander käme.

Kottbus war keine schöne Stadt, weder landschaftlich, noch architektonisch, aber noch nie war sie ihm so unerträglich, farblos, nüchtern und öde erschienen wie an diesem staubigen Sommermorgen, da er mißmutig und bedrückt über das schattenlose Pflaster der Berliner Straße nach dem Gericht schlich, wo er arbeitete.

Rasselnde Lastwagen auf dem holprigen Pflaster, die die Luft erdröhnen machten, ein paar alte Weiber und Schulkinder, denen er täglich zur selben Stunde auf demselben Fleck begegnete, ließen ihn das unerfreuliche Einerlei seines Alltagsdaseins noch bedrückender empfinden. Die Schmucklosigkeit der kahlen Häuserreihen, die kleinstädtischen Schaufenster, der spießbürgerliche Philister, der hie und da unter der Ladenthür lehnte oder seinen Weg kreuzte, beleidigten heute sein Auge und der lange, semmelblonde, schnauzbärtige Hauptmann von den Zweiundfünfzigern, der seine staub- und schweißbedeckte Kompagnie heute wie alle Tage von dem Exerzierplatz heimwärts führte, und ihm stets mit derselben schnarrenden, gequetschten Stimme einen kameradschaftlichen Gruß

zurief, verursachte ihm einen überwältigenden Eindruck von der Misere des Erdenbaseins.

Würde er nicht in wenigen Jahren derselbe mechanische Kleiderstock sein wie dieser pflichttreue Vaterlandsverteidiger, dessen Tagewerk sich um Rekrutendrillen, eine Flasche Rotspohn, einen Skat und das Poussieren von kleinen Bürgermädchen drehte?

Wäre es nicht vielleicht doch Selbstrettung, Mitarbeiter des Herrn Quistorp zu werden?

Es war Donnerstag, der Wochenmarkttag. Auf dem Marktplatz drängte sich das bekannte Gewühl der feilschenden Händler, handelnden Städter, der schnapstrinkenden wendischen Bauern, der malerischen, echten Spreewälder und der Köchinnen und Hausfrauen mit großen Marktkörben. Der ganze Platz war mit Gurken und Salat überschwemmt und ein penetranter Gemüse-, Blumen und Häringslakegeruch erfüllte die Luft.

Es hatte ihm sonst wohl Spaß gemacht, sich mit einem dieser alten Marktweiber mit den großen, wendischen Hauben in einen Handel um Obst oder Blumen einzulassen, er hatte sogar seine besondere Freundin unter ihnen, eine stattliche Großmutter aus dem Spreewald, die nur wendisch und kein Wort deutsch sprach, aber er selbst konnte das Wendische etwas radebrechen.

Heute fand er das ganze Markttreiben widerwärtig und ging schnell vorüber, um aus dem Bereich der lärmenden Bauern wie der animalischen und vegetabilischen Düfte zu kommen, deren Dunst die ganze Atmosphäre erfüllte.

Auf dem Gericht ging es ihm nicht besser, er saß wie gelähmt vor seinen Akten und die geschäftsmäßige Kahlheit seines Bureaus mit dem monotonen Fliegensummen an den trüben Fensterscheiben kam ihm wie die Hölle der Verdammnis vor. Die große Fliegenfangglocke auf seinem Schreibtisch, in der tote und halbtote Fliegen durcheinanderschwammen, während die noch lebenden sich ebenso vergeblich wie mühselig an den Glaswänden emporzurappeln und zu befreien suchten, war ihm ein qualvoller Anblick und vergegenwärtigte ihm die Jämmerlichkeit alles Daseins noch aufdringlicher, als selbst der zur seelenlosen Dienstmaschine gewordene Hauptmann. Er kam mit der Arbeit nicht vom Fleck und atmete auf, als die Stunde der Mittagspause schlug.

Im Hotel Anforge ging es heute lebhafter zu als an anderen Wochentagen. Der Wochenmarkt führte eine Anzahl von den Gutsherren und Inspektoren der Nachbarschaft in die Stadt und in der Gaststube bei Anforge traf man sich.

Friedhelm nahm an einem Seitentisch der großen Speisetafel mit einem ihm befreundeten Rechtsanwalt Herber sein Mittagsmahl ein.

Ab und zu hatte er dem Gruß oder einer Ansprache eines Nachbarn von Zschocher zu begegnen, und eben diskutierte eine Gruppe Herren vom Lande am nächsten Tisch beim Glase Wein und Bier lebhaft die neuen Kartoffelpreise und die Ernteaussichten, als Kielemanns breite Hünengestalt sich durch die Menge schob.

„'Morgen, 'Morgen, meine Herren, wer kauft Zschochersche Gruben-Aktien? Beeilen Sie sich, meine Herren, kapitales Geschäft, in acht Tagen wird der Aktienkauf geschlossen," rief er im Vorübergehen der kleinen Tafelrunde zu, und Friedhelm gewahr werdend: „'Morgen, Herr Referendar, kommen wohl bald mal zu uns, müssen sich sputen, sonst giebt's keine Erdbeerbowle mehr, und Spargel sind gerade jetzt massenhaft; beste Zeit fürs Land — gesegnete Mahlzeit."

Er drängte weiter und seine laute Sprache beherrschte überall das Stimmengewirr. Bald stritt er mit einem Kottbusser Gerichtsrat über die Civilehe und die Jesuitenausweisung, über Bismarck und den Kultusminister Falk, bald handelte er mit einem Pferdejuden um ein Paar neue Kutschpferde oder er erzählte einem Nachbar von den fabelhaften Erfolgen seiner neu angelegten Rieselwiesen.

Friedhelm sah, daß die Tischgesellschaft neben ihm die Köpfe zusammensteckte und ihre Unterhaltung zum Flüsterton herabdämpfte. Er konnte darum nicht verstehen, was gesagt wurde, hörte nur einigemal die Namen Horneck und Kielemann heraus, und daß es sich um die Kohlengrube handelte.

„Unangenehmer Protz dieser ehemalige Inspektor," murmelte der Rechtsanwalt Herber.

„Sagen Sie," fragte Friedhelm, dessen Neugier durch die nähere Bekanntschaft rege geworden war, „wissen Sie etwas über seine Vergangenheit? Es soll da ein dunkler Punkt sein, aber man spricht nicht davon."

„Hm, hm," räusperte sich der Rechtsanwalt, ein Mann in den mittleren Jahren, klein, häßlich, von unverkennbar jüdischer Abstammung, aber von prägnanter Intelligenz, „vor zwanzig Jahren war er einmal der Klient meines Vaters und mein Vater riß ihn heraus."

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Kleine Lieder.

1.

Fern im Nebel schwebt
Dein holdes Angesicht;
Still und traurig webt
Der Mond sein bleiches Licht.

Flüsternd rauscht der Wind
Und Stern nach Stern erwacht —
Armes, armes Kind,
Dein Stern versank in Nacht.

2.

In des Nebels weichen Armen
Schläft die sonnenmüde Welt,
Himmlisch lächelnd voll Erbarmen
Wölbt die Nacht ihr Sternenzelt.

Und die Wälder stehn im Kreise,
Überglänzt vom Mondenschein —
Meine Seele atmet leise
Tiefen, süßen Frieden ein.

Ludwig.

Eine Frage.

Eine kleine Geschichte von ***.

I.

Auf dem linken Rheinufer, zwischen Coblenz und Kapelln, drängt sich ein kleines Flüßchen unscheinbar dem großen Strome zu. Ein enges, grünes, waldduftiges Thal begrenzt den springenden Wasserlauf und auf schmalem Wege gelangt man aufwärtssteigend unter schattigem Buchen- und Eichengemisch bis zur Quelle des Baches. Seiner Mündung nahe, von dem mächtigen Rheinstrome nur durch einige Wiesen und die Chaussee getrennt, die, von Coblenz nach Mainz führend, unter Napoleons Herrschaft gebaut wurde, ist ein kleines Bad eingerichtet, in der Gegend dort einfach: „Die Laubach" genannt.

Einige ruhebedürftige Menschen finden sich dort für etliche Sommermonate zusammen, erquicken sich an dem mineralhaltigen Wasser der dortigen Quelle und durchstreifen einzeln, oder zu Gruppen vereinigt, die angrenzenden Berge. Natur, Waldesstille, Sonnenschein umgiebt sie hier, und die Menschen, mit denen sonst das Leben in arbeitvoller Hast dahinstürmt, trinken wie Durstende in wonnigen Zügen den erquickenden Trank der Freiheit, der Ruhe und sättigen ihr Auge an der Schönheit einer lebenausstrahlenden Natur. Wie neu geschaffen kehren sie aus der kleinen Laubach in die alltägliche Begrenzung ihres Lebens zurück und empfinden diese Begrenzung nunmehr als den notwendigen Rahmen zu der genossenen Freiheit; denn wahre Freiheit und das echte Freiheitsgefühl wohnen eben nur in Begrenzung, wo diese fehlt, verflüchtigen sich jene wie der Dampf, der dem geöffneten Gefäße entweicht, der in dem bedeckten eine Kraft bedeutete. —

Auch ich liebe die Begrenzung meiner Freiheit, die mein Beruf, verbunden mit einer ausgedehnten litterarischen Thätigkeit, mir täglich auferlegt, aber ich fühle trotz meiner 40 Jahre einen Jubel quellender Jugendlust mein Herz durchziehen, wenn ich in Begleitung meines Reisekoffers durch die lärmenden Straßen meiner Heimatstadt fahre, das hastende Treiben der Großstadtbewohner sehe, ihre Vergnügungsanzeigen und ihren armseligen Luftgenuß in zeltbedeckten Bier- und Kaffeegärten, in denen ich sie vor Straßenstaub fast ersticken zu sehen meine. Ich rette mich hinaus aus ihrer lärmenden Gemeinschaft, gehöre nicht zu ihnen mehr, wenn mein Mietsgefährt mich dem Bahnhofe zuführt. Lebt wohl, Ihr Mitbürger, und nehmt mit meinem schmerzlosen Abschied vorlieb; ich eile in die Freiheit holdseliger Natur, dahin, wo der Wald erzählt und Phantasie ihre feinfädigen Träume spinnt. Ach! ein herzensfroher Augenblick!

Schon im zweiten Jahre habe ich mich der stillen Laubach zugewendet, um mit mir selbst allein einige friedliche Wochen in dem einfachen Kurhause, mehr noch in den Bergen und Thälern der Nähe und Ferne wandernd, genießend zuzubringen.

Meine Freunde wunderten sich der Wahl meines Reisezieles und wußten mir für dieses Jahr manch anderes Asyl für denkmüde und gefühlsdurstige Menschenkinder in Vorschlag zu bringen. Ja, ich selber wunderte mich fast, als ich nach manchem Erwägen wiederum das Billet nach Kapelln löste, dort einen Wagen nahm und dem Kutscher zurief: „Nach der Laubach!"

Doch es giebt eine kleine Geschichte für den, der sie hören will, wenn ich den Grund für meine Wiederkehr in das stille, kleine Bad am Rheine zu erklären suche.

Ich war zum ersten Male in der Laubach und hatte bereits auf dem Rittersturz, auf dem Kuhkopf die Vögel singen hören, war hinüber nach Stolzenfels gegangen und hatte mich dann im Kahne rheinabwärts wieder meinem stillen Thale zutreiben lassen. Nun wollte ich auch die benachbarte Rhein- und Moselstadt kennen lernen und nahm in aller Frühe einen Wagen nach Coblenz. Mein Eindruck war der einer unfrohen Enttäuschung; eine enge, kleine Festungsstadt umgab mich und überhaupt — was sollte ich denn auch in einer Stadt? — Ich wollte ja Natur genießen!

Es war glühend heiß bereits um 10 Uhr und um mich vor der Heimfahrt an einem Glase Citronenwassers zu erfrischen, trat ich in der Jesuitengasse bei dem Hofkonditor des Städtchens ein. Ich forderte das Gewünschte und nahm für wenige Augenblicke einen Sessel in dem kleinen, Unbehaglichkeit ausströmenden Frühstückszimmer.

In demselben fand ich als einzigen Gast beim Eintreten eine schwarzgekleidete Dame vor, die gegen Dreißig sein mochte und deren dunkle, großgeöffnete Augen mir mit einem Forschen im Blick entgegensahen. Das war mir verwunderlich. Ich blickte wieder zu ihr hinüber, die wohl schnell die Augen senkte, aber, wie mir nicht entging, im nächsten Augenblicke mit demselben großäugigen Forschen und gespanntem Gesichtsausdrucke meine Züge wieder zu betrachten begann.

War sie eine ferne Bekannte, die ich zu grüßen ver-

gessen? — Ich blickte nochmals hinüber: Nein, dieses Gesicht hatte ich noch nicht gesehen, ich würde es nie vergessen haben. Seltsam schöne, reine Züge sah ich, von auffallender Blässe, aus denen wie brennend die beiden schwarzen Augen hervorstrahlten. Warum waren sie nur so weit geöffnet? Das störte. — Die Haare, unter dem Hute wenig sichtbar, schienen schon leicht ergraut und dennoch konnte die schöne Frau den Zügen nach die Dreißig noch nicht überschritten haben.

Doch mein Wagen wartete und eine unerträgliche Stickluft in dem kleinen Zimmer trieb mich hinaus. Beim Verlassen desselben grüßte ich leicht zu der Dame hinüber, die mit ernstem Ausdruck, ohne die leiseste Spur einer höflichen Freundlichkeit blicken zu lassen, den Gruß erwiderte.

Coblenz hatte mir nicht gefallen, auch die Dame nicht. Ich legte mich so bequem es gehen wollte in den Wagen zurück, zündete mir eine Cigarre an und wurde erst wieder frohgelaunt, als ich, die Stadt im Rücken, in ruhigem Trabe die Chaussee nach der Laubach entlang fuhr, den mächtig strömenden Rheinwellen entgegen, und als das eintönige Klapp-Klapp von den Hufen meines Einspänners den Takt zu meinen Gedanken abgab, die bereits, dem Augenblicke voraneilend, Pläne machten zu einem neuen, großen Bergspaziergange in der Abendkühle.

Ich beabsichtigte zuerst nach dem nahen Rittersturze aufzusteigen und von dort über die bewaldeten Höhen hinweg den Remstecker Hof zu erreichen, der auf der Höhe eines romantischen, nach der Mosel zu abfallenden Thales liegt. Mit einbrechender Nacht — es war die Zeit der längsten Tage — gedachte ich in der Laubach wieder einzutreffen.

Um 6 Uhr trat ich meinen Spaziergang an und hatte mich eben auf einem Aussichtspunkte in halber Höhe des Rittersturzes flüchtig niedergelassen, um den reizenden Blick auf Coblenz und Ehrenbreitstein zu genießen, der, eingerahmt in malerische Buchenkronen und dunkelzackige Tannen, vor mir lag, als ich, meinen Schritten folgend, eine biegsame Frauengestalt die letzten steilen Stufen, die meinem Platze zuführten, hinaufklimmen sah.

Ein wenig erschöpft sank die Dame auf die kleine Bank, welche ich zur Hälfte inne hatte, nieder; es war eine heiße, schwüle Luft und das zarte Wesen atmete tief nach der Anstrengung, die sich ihr geboten.

„Es ist mühevoll, bei dieser Temperatur zu steigen," sagte ich höflich teilnahmvoll.

„Ein wenig!" — dabei schlug sie einen dichten, weißen Schleier zurück.

Ich erkannte die Dame, der ich vormittags in Coblenz begegnet war; dieselben dunklen Augen strahlten mir entgegen. Auch sie erkannte mich und sagte ohne Affektation: „Ich habe Sie heute früh schon gesehen!"

„Wie ich soeben auch bemerke, gnädige Frau — oder Fräulein, wie darf ich sagen?" erwiderte ich mit leichtem Lächeln.

„Das erste," sagte sie mit merkwürdigem Ernst.

Ich sah ihre schwarze Kleidung an und die Kombination: „junge Witwe" flog mir durch die Gedanken. Sie sah vor sich nieder. Mich aber reizte der Anflug von Abenteuerlichkeit, der in dem einsamen Umherstreifen der jungen Frau und mehr noch fast in ihrem eigentümlichen Blicke lag, dessen Ausdruck ich mir nicht zu deuten wußte, — dieses beides reizte mich, bei der kurzen Unterhaltung, die wir soeben ausgetauscht hatten, nicht stehen zu bleiben.

„Sie unternehmen, wie ich, einen Bergspaziergang in dieser anmutigen Gegend, meine Gnädige?" begann ich von neuem.

„Ja," sagte sie, „einen Tag der Freiheit muß ich nutzen," und dabei sah sie mir wieder mit den forschenden Augen ins Gesicht. Sie fuhr gleich zu sprechen fort: „Sie sind ein Mann von Bildung und Geisteskraft, ich habe es heute früh schon gesehen" — mein Erstaunen wuchs ins maßlose — „selten trifft man solche Menschen" — ich verbeugte mich mit ironischem Dank für die gute Meinung — „ich wünschte wohl, daß Sie mich heute begleiten möchten, wenn's Ihnen nicht lästig ist?" —

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau, ich bin ja ganz entzückt; wohin befehlen Sie?"

„Wohin ist mir ganz gleichgültig, nur in der Freiheit will ich sein und mit einem klugen Manne sprechen."

„Originell," dachte ich, wahrlich, ein so pikantes Abenteuer hätte ich in der stillen Laubach nicht erwartet.

„Dann schlage ich Ihnen vor," sagte ich, mich erhebend, „wir gehen den steilen Weg wieder hinab und nehmen einen Wagen zur Spazierfahrt, es ist zu heiß, um zu steigen — und zu sprechen —" dies mit besonderer Betonung.

„Ich bin einverstanden," sagte sie mit monotonem Ernst, indem sie auch aufstand; ihre Art sich zu geben, konnte ich nicht in Einklang bringen mit dem eigentümlichen Vorschlage, den sie mir gemacht.

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle," sagte ich höflich, „mein Name ist: Doktor —"

„Nennen Sie keinen Namen," fiel sie mir in die Rede, „er thut nichts zur Sache. Herr Doktor, ich heiße ‚Frau Eva', das genügt zwischen uns."

„Ganz wie Sie wünschen, Frau Eva," und ich bot ihr lachend den Arm. „Danke," sagte sie kurz ablehnend.

Wir stiegen ziemlich schweigsam bergab, denn meine wiederholt angeknüpfte leichte Konversation fiel auf unfruchtbaren Boden.

„Es wird doch nicht langweilig werden?" fragte eine heimliche Stimme in mir und schon dachte ich sehnsüchtig an meinen verlorenen Waldweg nach Remstecken. Aber den konnte ich schließlich jeden Tag machen und wenn meine originelle Gefährtin zunächst auch ernst und einsilbig war, sie mußte mit der Zeit doch anders werden, und immerhin war es ein reizendes Original, das da vor mir ging, gar nicht zu leugnen. Schlank und biegsam war die Gestalt, feine Füßchen, zierlich beschuht, trugen sie von Stein zu Stein. Der weiße Schleier war jetzt wieder herabgelassen, aber die blassen, schönen Züge, der ausdrucksvolle Mund waren dennoch zu unterscheiden. Wie sie jetzt so vor mir ging, scheinbar meine Gegenwart vergessend, konnte ich bei den häufigen Biegungen des Weges den Ausdruck ihres Gesichts wohl beobachten. Eine tiefe Melancholie lag darauf gebreitet, senkte sich von der Stirn scheinbar herab auf die großen, dunklen Augen, deren Lider bei unserem Abstieg zu Boden gesenkt, wie durch die Last einer großen Trauer herabgedrückt zu sein schienen.

„Sie betrübt sich um ihren toten Mann," so wieder mein flüsternder Genius, „aber was soll ich denn nur bei dieser melancholischen Witwe?" — so derselbe.

„Vorläufig sie ansehen, sie ist es wert — das weitere wird sich finden." Und ich sah sie an, bis wir unten angekommen waren.

Ein aus Kapelln nach Coblenz zurückkehrender Wagen

wurde von mir angerufen und so saß ich bald mit meiner schwarzen Dame und fuhr über die große Rheinbrücke nach Pfaffendorf hinüber und von dort in das liebliche Lahnthal.

Nachdem ich eine Zeitlang über die schöne Gegend geredet hatte, dann über das Leben am Rhein, über die Hochflut vom vergangenen Herbst und die Verheerungen, die selbige angerichtet, als ich über das und noch manches andere geredet hatte, ohne viel Antwort erhalten zu haben, wurde mir klar, daß ich mit aller Mühe meine eigentümliche Gefährtin aus ihrer eigenartigen Versunkenheit nicht wecken würde, und so beschloß ich nunmehr zu schweigen und eine Anregung von ihrer Seite zu erwarten.

Wir schwiegen eine kleine Zeit. Die Sonnenstrahlen fielen jetzt in schräger Richtung und ein erfrischender Abendwind erhob sich und wehte leise das Thal entlang, uns entgegen.

Frau Eva legte wieder ihren Schleier zurück und atmete auf, wie durch die abkühlende Frische der wohlthuenden Luftströmung erquickt. Dann wandte sie sich ganz unvermittelt zu mir und sagte: „Haben Sie oft über den Ursprung aller Dinge nachgedacht, Herr Doktor?“

Mein Erstaunen über diese Frage war so groß, daß ich zunächst zu antworten vergaß und der Fragenden stumm in die Augen sah. Sie erwiderte meinen Blick ruhig und forschend, und ich mußte mich entschließen, die Frage ernst zu nehmen.

„Ob ich oft über den Ursprung aller Dinge nachgedacht habe, gnädige Frau? — Zeitweise — gewiß. Es giebt wohl wenige unter uns großen Kindern, die nicht auf jede im Leben beantwortete Frage sofort mit der neuen kommen: ‚und dann?‘ — bis sie bei der Frage nach dem letzten Ursprung alles Seins angelangt sind; wie man es wohl thut, wenn man als Kind an Winterabenden der Mutter zu Füßen sitzt, die Märchen erzählt und eine Pause macht, um die Maschen an ihrem Strickstrumpf zu zählen. Dann sagt man auch ungeduldig: ‚Mutter, und dann?‘ und sie: ‚Warte, Kind, Du wirst ja alles erfahren!‘ Ja sehen Sie, gnädige Frau, das ist ein goldenes Alter, wo man noch darauf baut: ‚Du wirst ja alles erfahren!‘“

„Ja, und hernach erfahren wir nichts,“ sagte sie, indem sie mit trübem Blick in die Ferne sah.

„Wir erfahren doch einiges, Frau Eva, wenn auch nicht alles, und man kommt dahin, ich versichere Sie, daß dieses begrenzte Erfahren einem genügt.“

Sie sah mich groß und ungläubig an.

„Ich will Ihnen meine Meinuug erklären,“ fuhr ich fort. „Sie müssen das Wort ‚Erfahren‘ beachten, welches ich mit Absicht wählte. Es ist nicht gleichbedeutend mit verstandesmäßiger Erkenntnis, sondern es bedeutet: ‚Erleben‘. Es giebt eine Art der Erkenntnis, die wie eine Naturgewalt sich unserer bemächtigt, die einem leuchtenden Blitz in dunkler Nacht zu vergleichen ist, den wir sehen und nie wieder vergessen.

„Wir vermögen heute die Erscheinung des Blitzes zu erklären, wir kennen seine elektrische Natur, ja, wir vermögen ihn künstlich zu erzeugen. Aber es gab eine Zeit, wo man nur das Phänomen wahrzunehmen vermochte, ohne seinen Grund zu erkennen, und dennoch würde die beredteste Widerlegung der Möglichkeit einer solchen Erscheinung den Menschen, der einmal einen Blitz gesehen, damals nicht von dem Glauben an dessen Existenz haben abbringen können. Ich langweile Sie, gnädige Frau, nicht wahr?“

„Nein!“ sagte sie lebhaft und legte ihre Hand auf die meine: „Bitte, sprechen Sie!“ Sie folgte wie mit Spannung jedem meiner Worte.

„Die Naturforscher von heutzutage, gnädige Frau, wollen so viel erklären und können es auch; aber in vielen Fällen stößt doch die spätere Erkenntnis die frühere wieder um, so daß dieselbe eben doch keine rechte Erkenntnis war. Ich sage zu ihnen: ‚Ich habe für mich eine gleichsam divinatorisch gefundene Erkenntnis, ein Wissen, einen Glauben, den ich Euch nicht verstandesmäßig zu beweisen vermag. Ich fordere vielmehr von Euch, wenn Ihr mich widerlegen wollt, einen Beweis, daß es nicht so sein kann, wie ich glaube; Eurem untrüglichen Beweise, nicht Euren Einwänden werde ich mich fügen.‘ —

(Schluß folgt.)

Heimat.

Von F. Gebhardt.

Heimat! du Wort von zaubervollem Klang!
Stets bannst du neu das Herz mit deinem Zwang.
Und gabst du ihm auch nichts als Weh und Leid,
An dir doch hängt's voll Liebe allezeit,
Und bot die Ferne nur ihm Heil und Glück,
Zu dir doch sehnt's sich stets aufs neu' zurück!

Du bist das Bild ihm der Erinnerung
An jene Zeit, da's hoffend noch und jung,
Da es des Lebens dornenvollen Pfad
Noch ungebeugten, frischen Muts betrat!
Des Mutes Schwinge brach, die Hoffnung schwand —
Du bist und bleibst sein heilig Jugendland!

Dir schuld' ich ewig meiner Liebe Zoll,
Zuckt oft das Herz mir auch in Weh und Groll,
Denk' ich, wie kärglich nur des Glückes Pfand
Den Liebsten ward und mir aus deiner Hand —
Du hältst gebannt mich dennoch lebenslang,
Heimat, du Wort von zaubervollem Klang!

Das kleine Grab am Wege.

Von Lilly Baronin von Bistram.

(Schluß.)

Von den Türmen der Kirchen herab läuten die Glocken und laden arme und reiche, elende und glückliche Menschen ein, in das Gotteshaus zu treten.

„Kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.“ So spricht der himmlische Vater auch zu der wandernden Frau. Sie kennt diese Worte nicht, aber sie weiß wohl, daß die Kirchenglocken zum Gebete auffordern

Will sie denn beten? Ach, sie hat lange kein Gebet mehr gesprochen. Ehe sie wieder beten darf, muß sie den Herrn versöhnen, der ihr zürnt. Wird sie aber Kraft genug haben, um ihr Gelübde zu vollbringen? Ihr ist, als müsse sie bald sterben.

„Nur noch so lange leben, bis ich mein Kind erlöst habe, dann wollte ich wohl gerne sterben.“

Arme Mutter in dem Irrtume, ihr Kind selbst erlösen zu müssen!

„Dort in der Ferne sehe ich die Kirchtürme in der Sonne glänzen . . . wenn ich doch beten dürfte! . . . wie ich mich heute nach der Kirche sehne! Still und stumm dem Gottesdienste beizuwohnen, das erlaubt mir Gott gewiß . . . nur weiter, weiter . . . wo nehme ich die Kraft her zum Wandern?“ Und sie geht. Doch wenige Minuten noch, da wollen sie ihre Füße nicht mehr tragen. So recht zum Ausruhen geschaffen, steht eine Bank dicht an einem Hause, an dem sie vorüber muß. Ein kleiner Garten begrenzt das Haus. Einige dunkle alte Linden, viele blühende Blumen, lachender Sonnenschein und Sonntagsmorgenstille sind darin.

Welch friedlichen Eindruck das alles auf die Friedlose macht!

„Die hier wohnen, mögen Ruhe und Glück kennen. Wenn ich mich auf der Bank einen Augenblick erholte? Ich kann nicht weiter.“

Sie setzt sich.

„Wie wohl thut Ruhe! Mir ist der Kopf so schwer, ich glaube, ich schlafe ein . . . ich . . .“ Die Sinne schwinden ihr, eine tiefe Ohnmacht hat sie befallen.

Wenige Minuten nur mag sie bewußtlos auf der Bank verbracht haben als sich die Hausthür öffnet und ein alter Herr, allen Anzeichen nach ein Geistlicher, heraustritt. Wie ehrwürdig er aussieht! Milde spricht aus seinen Zügen, tiefer, heiliger Friede liegt in seinen Augen. Die Stirn ist die eines Denkers und manche Schmerzensfalte in seinem Antlitz bezeugt, daß schwere Lebenserfahrungen ihm nicht erspart geblieben.

Er stutzt, als er die Ohnmächtige erblickt. Einen Augenblick lang ruht der Blick erstaunt auf ihr, dann prägt sich innige Teilnahme auf seinem Gesichte aus. Die Thür hat sich bereits hinter ihm geschlossen, daher zieht er die Klingel.

„Thekla,“ wendet er sich zu einer älteren Dame, die ihm die Thür öffnet, „hier auf der Bank ist eine Ohnmächtige. Schaff Leute herbei, laß die Frau ins Haus tragen, sorge, daß sie zum Bewußtsein komme und pflege sie recht herzlich, Schwester. Gleich nach dem Gottesdienste bin ich wieder hier.“ Und er eilt zur Ausführung seines Amtes.

* * *

„Wo bin ich? Ist das der Himmel, so still und schön? So wohl ist mir, wie nie zuvor. Hat der Herr mir denn vergeben? Wo ist mein Sohn?“ Und sich zu der Schwester des Geistlichen wendend: „Wenn Du ein Engel bist, dann sage mir, wo ich mein Kind wiederfinden kann.“

„Ein Engel bin ich nicht, auch irrst Du, wenn Du meinst, im Himmel zu sein. Wohl aber bist Du bei Menschen, die an Deinem Geschicke teilnehmen. Wir haben Dich krank vor unserer Thür gefunden und wollen Dich hier behalten, bis Du wieder zu Kräften gekommen bist.“

„Nein, nein, ich habe ein Gelübde gethan, das mich ruhelos macht. Laßt mich weiter wandern.“

„Wie Du willst. Wenn Du von mir Abschied nehmen möchtest, findest Du mich im Nebenzimmer.“

Hastig erhebt sich die müde Frau und tritt binnen kurzem reisefertig in den ihr angewiesenen Raum. Vor einem sauber und einladend gedeckten Tischchen sitzen der Geistliche und seine Schwester beim Mittagsmahle. Beide erheben sich beim Eintritte ihres Schützlings.

„Das ist mein Bruder, liebe Frau“ — „der, da Ihr unser Gast seid,“ fällt der Geistliche ein, „auf keinen Fall zugeben wird, daß Ihr weiterzieht, ehe Ihr Euch genügend gestärkt und erholt habt. Ich höre, Ihr hättet ein Gelübde gethan, das Euch nicht ruhen läßt. Nun, wenn Ihr es vollbringen wollt, braucht Ihr Kraft. Nehmt teil an unserem Mahle, bleibt heute bei uns und morgen mögt Ihr ziehen.“

Es wird dieses in einem so bestimmten Tone gesagt, daß jeder Widerspruch ausgeschlossen scheint. Zudem fühlt sich die Frau noch so sehr matt, daß sie eine zweite Ohnmacht befürchtet.

Schweigend nimmt man die Mahlzeit ein. Gleich nach Beendigung derselben verläßt die Schwester des Geistlichen unter irgend einem Vorwande das Zimmer. Weiß sie doch, daß ihr Bruder es, wie kaum ein anderer Mensch, versteht, kranke Herzen dem himmlischen Vater zuzuführen, damit er sie heile. Und diese Frau scheint ihr recht seelenkrank.

Mit seinem Schützlinge allein geblieben, sorgt der Geistliche dafür, daß nicht jenes peinliche Schweigen eintrete, welches das Sichaussprechen über Angelegenheiten, die einem wehe thun, um vieles erschwert. Unbefangen läßt er sich von Land und Leuten aus Wolhynien erzählen und teilt der Frau einiges über die Stadt mit, in der sie sich eben befindet.

Sachte, sachte sucht er nach der wunden Stelle in ihr, so zart, daß sie es nicht merkt. Als sie einmal schmerzlich zusammenzuckt, da weiß er, daß er auf der richtigen Spur sei. Und nun verhilft er ihr zur Offenheit gegen ihn. So gütig und teilnehmend hat noch nie jemand zu der armen Frau gesprochen. Das ist es wohl, weshalb sie, erst in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, dann sich allmählich beruhigend, dem Geistlichen, der sie vertrauenerweckend anblickt, die traurige Geschichte ihres Lebens erzählt.

Viele Stunden bleiben die beiden allein und sprechen und sprechen . . .

Als Schwester Thekla endlich mit der Meldung in das Zimmer tritt, ein Schwerkranker verlange dringend nach dem Geistlichen, hört sie ihn folgende Worte sagen: „Wir Menschen sollen einander überhaupt nicht richten, der Herr ist unser Richter. Aber: ‚Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten.‘ Sei getrost, Du arme Mutter, der da gesagt hat: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes;‘ und: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: es sei denn, daß Ihr umkehret und werdet, wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen;‘ und: ‚Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.‘ Der dieses gesagt hat, wird Dein Kind nicht verdammen.“

* * *

Gesund an Leib und Seele tritt die wandernde Frau nach vierzehn Tagen den Heimweg an. Erstaunt empfangen sie die Bauern und bestürmen sie mit Fragen. Sie aber antwortet immer nur, sie habe eine weite Reise unternehmen müssen. — Das kleine Grab liegt noch immer dicht am Fahrwege, aber die Mutter, die nach gethaner Arbeit davor kniet, trägt den Frieden Gottes in sich.

Was ihr der alte Mann aus eigener, tiefster Überzeugung in wahrer christlicher Liebe mitgeteilt, ist als Glaubenssamen in ihr Herz gefallen, will nun aufgehen und eine herrliche, ewige Frucht tragen.

Deine Liebe.

Deine Liebe ist der Ostwind,
Der die Wolken hat verjagt,
Daß in reiner Himmelsbläue
Mir des Glückes Morgen tagt.

Deine Liebe ist der Sommer,
Der ins Herz mir Feuer gießt,
Daß durch die gestärkten Glieder
Warm des Lebens Welle fließt.

Deine Liebe ist die Fackel,
Die das Dasein mir erhellt.
Mit ihr schreit' ich mutig vorwärts
Durch die nachtumhüllte Welt.

Johannes Tapp.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck.**

I.

Es giebt wohl sicher kein Volk, das an allgemeiner dichterischer Begabung sich mit dem deutschen messen könnte. Das mag mit daran liegen, daß keiner Sprache diese dichterische Gewalt, diese Geschmeidigkeit zur Verwertung im Verse eignet, wie der oft als rauh und ungelenk geschmähten deutschen. Aber diese dichterische Veranlagung und die verhältnismäßig leichte Handhabung des poetischen Stils sind denn doch Geschenke, deren Wert einem oft sehr zweifelhaft vorkommen mag. Das Wort „Dichteritis" ist zwar ein sehr häßlicher Kalauer, enthält aber die Wahrheit, daß bei uns zu viel gedichtet wird, eine Sucht zu dichten besteht. Sucht ist aber immer etwas Krankes, und durch sie hervorgerufene Produkte können also auch nicht gesund sein.

So lange unter dieser Dichterei nur die heimischen Penaten, die Geliebte und die Vereinsbrüder des vermeintlichen Lieblings der Musen zu leiden haben, läßt sich ja nichts dagegen machen. Aber da kommt nun die Bücherwut des Deutschen dazu — die sich leider so selten objektiv im Bücherkauf bewährt — die Gedichte werden gesammelt und in Druck gegeben. Würden die Verfasser statt auf einige Familienfreunde zu hören, sich eines urteilsfähigen Mannes Rat erholen, so würde mindestens ein Drittel sämtlicher Lyrika überhaupt nicht erscheinen, das zweite Drittel würde nur den halben Umfang haben, und das letzte Drittel wirklich lebensfähiger Erscheinungen könnte dann auf die Teilnahme des Volkes rechnen. Wenigstens ließe sich diese dann leichter erreichen als jetzt, wo die Flut der Erscheinungen genaue Prüfung nicht zuläßt, der Käufer sich deshalb meist auf den Rat des Buchhändlers — den ganz andere Absichten als die der Verbreitung guter Litteratur leiten — und den Klang eines Modenamens verläßt.

Zu den Büchern, deren Inhalt strenger hätte gesichtet werden müssen, muß ich leider auch Alfred Pretzells **Gedichte** (Danzig bei A. W. Kafemann) rechnen. Ich sage „leider", denn ich habe das Gefühl, daß diese Gedichte aus einer ringenden Seele stammen und vom Verfasser ehrlich gemeint sind; daß sie ihm manche angenehme Stunde bereitet, über manche unangenehme hinweggeholfen haben. Aber dem fremden Leser bieten sie zu wenig. Kein Stoff der packt, nicht genug innere Leidenschaft, die das Alltägliche hebt und adelt, auch nicht so geistreich in der Form, daß man über ihr das andere vergißt, wenn sich der Verfasser auch von Geschmacklosigkeiten fernhält und die Sprache mit Ehrfurcht behandelt. — Die psychologischen Kleinigkeiten (in Prosa) sind wirklich Kleinigkeiten.

Nicht höher steht mir

Franz Lechleitners **Tiroler Waldraft.** Ein Liederbuch. (Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwissler.)

Vor allem nicht in den rein lyrischen Teilen, während der Abschnitt „Gestalten" wenigstens in einigen Gedichten — vor allem in der „Vestalin" S. 72 — größeres Können verrät. Sonst aber fehlt die Kraft einer starken Empfindung, die den Leser ergreift und mitzufühlen zwingt. Daher auch die oft zu breite Behandlung der Stoffe. Vor allem hat unter dieser, sowie der Energielosigkeit in der Schürzung des Knotens der schöne Vorwurf in „Einhart, der Thor" leiden müssen. — Leider verunzieren auch einige Sprachverstöße neben zahlreichen rhythmischen Unebenheiten das Buch. Es heißt „der Dünkel" und nicht „das Dünkel" (S. 10). „Fliehen" kann nicht mit dem Dativ konstruiert werden (wie S. 15). Unrichtig ist eine Wendung wie „Ich bringe All dir, was ich bin, entgegen!" (S. 31.) Auch kann man nicht „scheuverhohl'ne Thränen weinen" (S. 81), sondern „scheuverhehlte", oder man kann „scheuverhohlen" Thränen weinen. Beide Formen wären auch rhythmisch besser gewesen. — Man sehe in der Erwähnung dieser Fehler keine Pedanterie. Wer soll denn unsere so oft mißhandelte Sprache rein bewahren, wenn nicht der Dichter!

Dagegen machen die Gedichte, die

Gotthard Winter unter dem Titel **Lieb' und Leid** vereinigt hat, (Meißen, Verl v. C. E. Klinkicht & Sohn), den Eindruck des Wahren und Erlebten und wirken deshalb, obwohl auch sie nicht den Anspruch auf Tiefe machen können. Des Dichters Stärke ist das sangbare kleine Lied; ihm versagt die Kraft, wenn er Größeres anstrebt wie im „Prometheus" (S. 52). Ein Prometheus spricht nicht in irrealen Bedingungssätzen. Einige rhythmische Unebenheiten, wie in den Gedichten (S. 20. 39. 42) fallen bei der sonstigen Formgewandtheit doppelt unangenehm auf.

Eine edle, befriedete, schönheitsdurstige Natur spricht aus

Paul Kunads **Neuen Gedichten.** 3. Sammlung. (Dresden u. Leipzig, Verl. v. E. Pierson.)

Ein warmes Herz, das für sein abgeklärtes Empfinden, das von stürmischer Leidenschaft nie getrübt wird, innige Töne findet, eignet dem Dichter, der stets ein den Gedanken ebenbürtiges Gewand findet.

Ganz anders sind

Richard Jordans **Lieder vom stillen Ocean.** (Halle, Verlag v. Otto Hendel.) Fern der Heimat sind sie entstanden. Sehnsucht nach ihr, nach den Lieben, den Freunden, den Stätten, an denen der Knabe gespielt, ungestilltes heißes Sehnen nach der fernen unerreichbaren Geliebten, das Weh des verlassenen, einsam irrenden Mannes, die Träume eines immer noch Hoffenden — sie haben diese Lieder gedichtet. Leidenschaftstrunken sind sie, und doch fühlst Du, daß der Dichter noch viel im Herzen behielt, was die Sprache nicht sagen konnte. In diesen mit Herzblut geschriebenen Liedern zittert es nach von verhaltener Glut, verschluckten Thränen, zurückgedrängtem Groll und schmerzlichem Entsagen.

Aber auch die Lieder, die nicht des eigenen Herzens Erlebnisse schildern, verraten ein starkes Dichtertalent. Prächtig

geschaut sind die Bilder aus der Wildnis, voll tiefer Gedanken jedes der anderen Gedichte. In den durch den neuspanischen Dichter Campoamor in die Litteratur eingeführten Doloras, abgerissenen Schmerzensliedern, strömt der Dichter noch einmal sein ganzes Weh in ergreifender Weise aus. — Ich kann das mit dem Bilde des Dichters geschmückte Buch nicht warm genug empfehlen.

Zu den im weiteren Leserkreise bekannteren unserer Lyriker gehört, dank dem Umstande, daß man seinem Namen häufig in Zeitschriften begegnet, **Viktor Hardung**. Ich muß gestehen, daß mir seine Lieder einzeln besser gefielen, als jetzt, da ich sie in der Sammlung: **Im Reigen** (Glarus, Verlag von B. Vogel) in geschlossener Reihenfolge gelesen habe.

Hardung besitzt in seltenem Maße das Talent des Stimmungmachens. Er hat mich in der Hinsicht oft an Adalbert Stifter gemahnt. In wenigen Versen zaubert er in wohllautgetränkter Sprache das Bild einer Stimmung der Natur oder des Herzens hervor. Aber dieses Unbestimmte, Verlorene, in das das augenblickliche Fühlen gewissermaßen verduftet, und das manches Lied zu einer Perle leicht verschwebender Stimmungslyrik macht, kann nur wirken, wenn der Leser dem einen Liede nachhängen, es nachdichten kann. Sonst wirkt die Gestaltlosigkeit ermüdend, und man bekommt ein Gefühl der Schwäche. — Lesern und besonders Leserinnen, die in stillen Augenblicken gern einem Liede lauschen, das sie vom Erdenstaube wegträgt, sei das schön ausgestattete Bändchen gern empfohlen.

Ein ganz anderes Buch ist

Sommer. Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. (München, G. Franzsche Hofbuchhandlung.)

Hier haben selbst die Lieder einen realen Hintergrund. Der größte Teil des Buches aber gehört gedankentiefen Betrachtungen über alle uns bewegenden Fragen. Man fürchte aber keine trockenen, versifizierten, philosophischen Abhandlungen! Nein, reiches Leben pulsiert, und Gestalten voll markiger Kraft sind es, die des Dichters Gedanken tragen. Auch die Satire fehlt nicht, oft sogar mit allzu kräftigem Ausdruck (z. B. im „Lamento" S. 61), aber echte, aufrichtige Liebe beseelt den Verfasser. Einen wunderschönen Gedanken, der mich besonders anmutete, kann ich dem Leser mitzuteilen, mich nicht enthalten. In einem „Gesicht" überschriebenen Gedichte (S. 50) schildert der Dichter, wie er den Heiland durch das schimmernde Ernteland schreiten sah, der Menschheit Segen und Frieden bringend:

> „Doch wundersam: von den Menschen allen,
> Auf die nur je mein Blick gefallen,
> Die einst ich sah in Kraft beglückt,
> Die tief ein Kümmernis bedrückt,
> Fand ich verklärt einen leisen Zug,
> Den er auf seinem Antlitz trug." — —

Eine der eigenartigsten Erscheinungen unter unseren heutigen Dichtern ist Oskar Linke, der seine in den Jahren 1883—93 entstandenen Gedichte unter dem Titel: **„Schlummere, Schwert, unter Myrten!"** zu einem ziemlich starken Bande vereinigt hat. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter.)

Ich kenne keinen zeitgenössischen Schriftsteller, der so im klassischen Hellenentum lebt und schwelgt wie er, und dessen Werke trotzdem einen so modernen Eindruck machen. Denn er ist auch Berliner. Ein Hellene, aus des Perikles Zeit, in die moderne Großstadt versetzt. Trunken von der Schönheit des hellenischen Lebens, begeisterter Anhänger der fröhlichen Genußphilosophie — sieht er sich versetzt in das Treiben und Ringen unserer Tage, gegenüber den vielen Fragen, die ihre Lösung noch nicht gefunden. Und er stürzt sich hinein in den Trubel, und er arbeitet mit an der Lösung der Probleme, — aber er bleibt dabei treu seinem Prinzip hellenischer Schönheit und Lebensfreude. — Das Buch wird jedem Freude bereiten, jedem Anregung bieten.

Ein besonderes Interesse und breiteren Raum als es seinem Umfange und auch seinem rein poetischen Wert nach beanspruchen könnte, müssen wir dem kleinen Büchlein einräumen, das Fritz Lienhard unter dem Titel: **Lieder eines Elsässers** (bei Lüstenöder in Berlin) hat erscheinen lassen.

Die deutsche Dichtung findet im Elsaß seit einigen Jahren eifrige Pflege und hat auch schon manche schöne Frucht gezeitigt. Aber zum größten Teile sind diese Dichter eingewanderte Altdeutsche oder stammen von solchen. Die Altelsässer haben immer wenigstens mit einer gewissen Beschränkung der Motive gedichtet und haben sich der Behandlung des Verhältnisses des Elsasses zum neuen Vaterlande ferngehalten. — Darin, daß es das nicht thut, im Gegenteil, eigentlich der Titel, deutsche Lieder eines Elsässers, herausfordert, unterscheidet sich Lienhards Büchlein von den anderen und erlangt eine gesteigerte Bedeutung.

Wohl hat im Lauf der fünfundzwanzig Jahre im Elsaß das erst durch den Krieg gesteigerte Gefühl für Frankreich nachgelassen; die Einsichtigeren sind sich heute darüber klar, daß dem Elsässer niemals französisches Wesen ziemte, und, was französisch schien, nur oberflächlicher Firnis war — aber diese Erkenntnis hat nicht zu der Überzeugung geführt, daß man den Anschluß an Deutschland suchen müsse, sondern zum Traum und Ideal eigener Selbständigkeit: das (neutrale) Elsaß den Elsässern! — Im Gegensatz hierzu finden wir bei Lienhard das Gefühl des Deutschen ausgeprägt. Zunächst ja nur das Gefühl der Pflicht, die deutsche Eigenart gegenüber dem Welschtum zu bewahren. (Am stärksten in den Gedichten: „In Paris" S. 21 und „Im Zorn" S. 28.) Aber bald geht er weiter. Deutsche Art kann nur dann aufblühen, wenn man dem Großen sich eint, das deutsch fühlt und denkt: er sieht das Elsaß als deutschen Teil Alldeutschlands. — Und noch mehr;

Wir „Querköpfe".

> „Querköpfe" nennt man uns in welschen Landen —
> Wohlan, so schaffen wir dem Namen Ehre!
> So treten wir mit trotz'gen Schädelkanten
> Dem Zeitgeist eigensinnig in die Quere!
>
> Querköpfe seid, ihr teu'ren Alisassen!
> Sie brauchen Vorspann in den deutschen Landen]
> Das deutsche Lieben und das deutsche Hassen,
> Die zähe deutsche Treue brach zu Schanden!
>
> Wir aber hier vom ausgeruhten Stamme,
> Wir brechen ein mit uns'ren jungen Kräften!
> Wir mischen uns'res Blutes Rebenflamme
> Mit ihres Reiches mattgeword'nen Säften! (S. 31.)

Es ist wahr! Eine Fülle von Kraft schlummert im Elsaßvolke, das, wenn es erst aus seiner Lethargie aufwacht, rasch den letzten fremden Flitter abschütteln und stolz sein Haupt erheben wird zu wackerer Mitarbeit an großen Thaten. Es ist eine wahre Freude, Lienhard in seiner Bauernkraft zu belauschen; diesen Bauer, dem der akademische Schliff nichts anhaben konnte, und dessen gesunder Sinn sich mächtig

aufbäumt gegen die Krankheiten der Zeit, die er in der Großstadt Berlin kennen lernt.

Denn Berliner Lieder bilden den zweiten Teil des Büchleins des Elsässers. Ich kann es ihm nachfühlen, wie er sich heimsehnt aus den engen Mauern nach den blauen Wasgaubergen, denen er so manches schöne Lied gesungen. — Mir ist warm geworden beim Lesen dieses Büchleins, das der gesunde Hauch der auch mir heimatlichen Vogesen durchweht; beim Lob des elsässer Bauern, des elsässer Mädchens, des elsässer Weines, des weinfrohen, gastlichen elsässischen Bürgers. Dem gleichstrebenden Landsmann aber reiche ich über die Berge die Hand und stimme ein in sein Schlußgebet, daß

„Die Welt um mich, mein ganzes deutsches Volk
Zu Kraft und Ernst und Freudigkeit gesunde!"

Im Dunkeln.

Von P. Georg Busse.

Vom Garten kommt, vom Nelkenbeet,
Ein Düften und ein Schauern —
Es schläft die Stadt — der Wind nur geht
Noch um die stillen Mauern.

Der Mond steht rot im Wolkenzelt,
Und tausend Sterne funkeln —
Und doch liegt meine kleine Welt
So ganz, so ganz im Dunkeln . . .

Aus dem Leben für das Leben.

Von H. v. L.

Ich habe Mütter getroffen, die behaupteten, sie könnten ihre Söhne viel besser erziehen, wenn sie fähig wären, mit ihnen Latein und Algebra u. s. w. zu lernen. Eine größere Verkennung der Aufgabe einer Mutter ist kaum denkbar. Die mütterliche Erziehung soll das Pflichtgefühl so entwickeln, daß die Kinder frühzeitig den eigenen Willen anwenden lernen. Das aber wird vernachlässigt, ja oft durch diese Unterstützung geradezu verhindert.

*

Schwache Eltern „machen den Kindern gerne eine Freude". Sie schenken ihnen so viel, daß den Sprossen die Fähigkeit, sich selber zu freuen, abhanden kommt und sie mit jungen Jahren schon abgestumpft sind.

*

Welche Widersprüche enthüllt die heutige Frauenbewegung! Da giebt es z. B. eine Ruferin im Streite, die für die ökonomische Freiheit des Weibes mit Feuereifer kämpft und jede Bevormundung von seiten des Mannes als entehrend abweist. Sie selbst aber ist so unfähig zu wirtschaften, daß ihr das Einkommen nur in kleinen Beträgen in die Hand gelegt werden darf und sie von jedem Dienstboten bestohlen und betrogen wird. Eine andere, Dr. phil., wollte einen Vortrag über den Einfluß der Frauen im politischen Leben und der Litteratur halten. Und da sammelte sie in einer Gesellschaft die Thatsachen dazu bei — Männern. Eine dritte, die über die sittliche Niedertracht meines Geschlechtes donnert, hat eine Flugschrift geschrieben, in der sie aus Gesundheitsrücksichten schon für die jungen Mädchen die volle Freiheit des Geschlechtsverkehrs fordert. Eine vierte will kräftige Menschen und schlägt vor, schwächliche Kinder zu vergiften. Goethe war ein solches; vom Schinderhannes bin ich überzeugt, daß er stark zur Welt kam. Nach ihr hätte jener beseitigt werden müssen.

*

Wer sich über fremde Dummheit sehr ärgert, ist auf dem besten Wege, selber einen dummen Streich zu begehen.

*

Mit Begriffen kann man Begriffe, aber nicht Leidenschaften totschlagen. Man muß eine andere Leidenschaft wecken, wenn man eine Leidenschaft entwurzeln will.

*

Wer die Menschen lieb behalten will, muß ihnen entweder fern bleiben oder sehr nahe treten. In mittlerer Entfernung bemerkt er fast nur Fehler.

*

Der Weg des Gelehrten ist, zu sammeln, was andere wissen; der Weg der Tugend aber, zu können, was das Selbst weiß. Damit es aber spreche, muß das Ich schweigen.

*

Willst Du etwas erkennen, mußt Du aufhören es zu verlangen. Denn wer verlangt, legt in das Begehrte seines eignen Ichs Begier. Dann erkennt er aber in dem Etwas nur sein Ich, aber nie das Etwas.

*

Auf dem Lande kann man nicht schwimmen lernen. Und Du willst Lebensüberwinder werden, ohne Leid auf Dich zu nehmen? Flieh es nicht, steh still und Du wirst erkennen, wie nichtig oft es im Kerne ist.

*

Schon mancher ist im Sonnenschein des Glücks erbärmlich schwach geworden, der im Schatten des Leides ein Starker hätte werden können. Da aber die meisten von uns auf dem Lebenswege bald durch Schatten, bald durchs Licht wandeln, sind wir bald stark, bald schwach. Die Eitelkeit hindert uns nur, das zweite offen zu bekennen.

*

Unglücklich ist, wer in sich die Sehnsucht nach Einheit trägt und doch weiß, daß er in seinem Denken und Fühlen zwiespältig ist.

*

Eine Fabel.

Zwei Frösche hörten dem Gesange der Nachtigall zu. „Eine beschränkte Begabung," sagte der eine, „kann man ihr nicht ganz abstreiten." — „Nun ja, vielleicht," lautete die Antwort, „aber ihr mangelt klassische Einfachheit, die Erhabenheit des Eintönigen zu sehr." Da begannen die anderen Frösche im Röhricht zu quaken, und der zweite fuhr fort: „Hör nur, wie einfach das ist in seiner Größe und wie groß in seiner Einfachheit!"

Die Nachtigall aber sang weiter und dachte gar nicht daran, daß ihr Lied für Frösche Gegenstand des Kunsturteils sein könne.

Dreizeiler.

Der Schreier macht sich breit auf allen Gassen,
Er ahmt dem Sperling nach in jeder Weise —
Im Waldesdunkel singt die Nachtigall verlassen!

*

„Wer keine Arbeit thut, soll auch nicht essen!"
Ich las den Spruch in meiner Bibel heute
Und dachte, wie viel „Christen" ihn vergessen!

*

Goldgier und der Parteien Haß und Streiten
Hat uns'res Volkes Einigkeit zerrissen —
Nun hat's verlernt der Welt voranzuschreiten!

*

Schön ist das Leben! Doch in steter Not
Zubringen müssen — Schicksal, ach, gar vieler —
Da scheint als höchstes Glück fürwahr der Tod!

E. Haupt.

Vermischtes.

Die Überproduktion auf dem Gebiete der Modenzeitungen hat ungesunden Wettbewerb erzeugt, der an Stelle von anerkannt Gediegenem Billigeres und Wertloses zu setzen sich bemüht. In diesem, das Urteil des Publikums verwirrenden Getriebe ist es doppelt erfreulich, Erscheinungen zu begegnen, die von ihrem Grundsatz nicht abgehen, das Beste in vollendeter Form zu bieten. Dieser Ruhm gebührt der im Jahre 1865 gegründeten „Modenwelt". Das Schöne zum Schmuck unserer Frauen und unseres Heims erscheint hier mit dem Praktischen aufs glücklichste vereint, so daß die zweimal im Monat wiederkehrenden Darbietungen von der elegantesten Weltdame mit der gleichen Freude begrüßt werden, wie von der Frau und Mutter in bescheidenen Verhältnissen. Das Unterhaltungsblatt bringt einen gediegenen Roman, ferner einen Austausch der Meinungen unter den Rubriken „Aus dem Leserkreise". Eine besondere Werkstätte gewährt den Abnehmern des Blattes Gelegenheit, von jedem der in der Modenwelt dargestellten Kleidungsstücke einen erprobten Schnitt gegen Ersatz der Versendungskosten von 30 Pfg. zu erhalten. Der Bezugspreis der Modenwelt beträgt unverändert vierteljährlich 1 Mark 25 Pfg.

Die bösen Kritiker. Wie ungalant und ungeniert der Kritiker des vorigen Jahrhunderts auch gegen das schöne Geschlecht seine Geißel schwang, ersieht man aus einem Zeitungskampfe jener Tage. Der Herausgeber der „Dramaturgischen Fragmente", Namens Schink in Wien, hatte in seiner „Galerie deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen" von einer Actrice, einer gewissen Madame Schüler, erzählt, „sie komme stets schmutzig auf das Theater". Darob ergrimmte ihr Gemahl und rückte in die „Berliner Theater- und Litteraturzeitung" eine energische Erklärung, worin es heißt: „Eine eigene Theatergarderobe kann ich meiner Frau ebensowenig halten als ein anderer deutscher Schauspieler; sie muß sich auf dem Theater kleiden, wie es die Garderobe ihres Prinzipals erlaubt; aber an Reinlichkeit hat sie es niemals fehlen lassen. Also fordere ich den Verfasser auf, seine Beschuldigung zu beweisen, oder er mag es mir nicht übelnehmen, wenn ich sage: er hat gelogen!" Die Kontroverse fand noch eine Fortsetzung, denn Schink wich von seiner fatalen Behauptung nicht ab. Th.

Zur Geschichte der Visitenkarte. Die Visitenkarten, ebenso wie die in England übliche Art der Verlobungs- und Vermählungskarten (zwei durch ein seidenes Band verbundene Karten) stammen ursprünglich aus China. Dort waren dieselben schon zur Zeit der Tong-Dynastie (618—907 n. Chr.) allgemein üblich und aus jener Zeit datiert auch die Einführung der rotseidenen Schnur bei den Verlobungskarten der Chinesen. Die Visitenkarten der Chinesen sind heute noch ebenso beschaffen, wie vor tausend Jahren; sie sind von sehr großem Format, gewöhnlich von hellroter Farbe, und ihr Gebrauch unterliegt genauen Vorschriften. Die Verlobungskarten bestehen aus zwei großen Karten mit den Namen von Braut und Bräutigam, sowie den Einzelheiten der Verlobung. Diese Karten werden durch eine rotseidene Schnur verbunden. Th.

Vergiftung der Nadelhölzer. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Nadelhölzer in den Gärten und Anlagen unserer Großstädte immer mehr zurückgehen. Dr. Gustav Holle führt diese Erscheinung auf die Vergiftung der Nadelhölzer durch Schwefelsäure zurück. Diese Schwefelsäure bildet sich durch die Verbindung des im Schnee enthaltenen Wasserstoffsuperoxyds mit Schwefeldioxyd, welches seinerseits wieder aus der Verbindung des in den Steinkohlen vorhandenen und beim Verbrennen frei werdenden Schwefels mit dem Sauerstoff der Luft hervorgeht. Der Schnee erweist sich also in der vom Steinkohlendunst gesättigten Luft der Großstädte als ein Todfeind der Nadelhölzer, die durch ihre immergrünen Nadeln das in ihm aufgespeicherte Gift in sich aufnehmen. Th.

Widerrufen. Im vorigen Jahrhundert trugen die Damen des Wiener Hofes, die Kaiserin nicht ausgenommen, so tief ausgeschnittene Kleider, daß der fromme und unerschrockene Pater Abraham a Santa Clara sich veranlaßt fühlte, von der Kanzel aus heftig gegen diese Modethorheit und Ungeniertheit der Damen zu predigen. „Weiber," sagte er, „die sich auf solche Weise entblößen, sind nicht wert, daß man ihnen ins Gesicht spuckt!" Die Kaiserin und ihre Damen nahmen diesen Freimut ungnädig auf, und es wurde dem Pater eröffnet, daß er sein Amt verlieren würde, wenn er nicht widerriefe. Am nächsten Sonntag trat er auf die Kanzel und sagte: „Ich behauptete neulich, Weiber, die sich so entblößt haben, seien nicht wert, daß man ihnen ins Gesicht spucke; ich widerrufe das und erkläre hiermit feierlich: sie sind es wert!" Th.

Inhalt der No. 18.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 19.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

Als TheuriIle ausstieg, wobei man ihn mehrere Minuten warten ließ, gelang es ihm, mit einem raschen Blicke sich zu orientieren.

Er war in der Kommandantur der Stadt, in der Rue des Capucines, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Bonapartes.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er sich nicht ohne Herzklopfen. „Will der General —?“

Für heute sollte ihm die Lösung des Rätsels nicht werden. Man wies ihm ein kleines, sehr dürftig eingerichtetes Zimmer an, das aber mit einem Kerker nicht die mindeste Ähnlichkeit hatte. Auch das Benehmen der Soldaten ihm gegenüber war, obgleich sie unzugänglich für alle seine Fragen waren, keineswegs streng.

André Theurille verbrachte eine ziemlich unruhige Nacht.

Er hatte sich am andern Morgen kaum erhoben, als er Schritte auf seine Thür zukommen hörte und dieselbe sich öffnen sah.

Zu seinem Erstaunen war es niemand anders als Bonaparte selbst, der eintrat, von einer Ordonnanz begleitet, die eine mit Papieren gefüllte Ledermappe trug — sie legte dieselbe auf einen kleinen Tisch und verschwand.

Der General war mit dem jungen Jakobiner allein.

„Bürger Theurille,“ begann er langsam, „habt Ihr Euch überlegt, wohin es heute führen kann, wenn man nicht nur den Kultus, sondern auch die Verbrechen Marats erneuern will?“

André Theurille erhob sich.

„Bürger General,“ sprach er, „wenn hier einer zu fragen hat, so bin ich es. Warum hat man mich willkürlich verhaftet und hierher gebracht?“

Er hatte die Arme gekreuzt und sah ihn an.

Bonaparte machte eine Bewegung mit der Hand.

„Bekümmert Euch nicht um Eure Verhaftung — sie ist vielleicht besser für Euch als Ihr glaubt. Wenn wir ernstlich gegen Euch und Eure Genossen hätten vorgehen wollen, würden wir ganz andere Mittel angewandt haben.“

Theurille lachte höhnisch.

„In der That, man merkt, daß wir unter einem neuen Regime leben —!“

„Ich hoffe es. Eben darum komme ich zu Euch, um Euch zu beweisen, daß das alte vorbei ist — daß Ihr nicht versuchen sollt, es zu erneuern — und Euch davor zu warnen, hört Ihr wohl! zu warnen —“

Bonaparte sah, an den Rand des Tisches gelehnt, sein Gegenüber fest an.

Theurille bemerkte jetzt erst, wie bleich, wie finster, gleichsam wie von Abgründen durchzogen sein Gesicht und seine Stirn waren, wie hohl seine Wangen — Diese Gestalt da vor ihm sprach auch von schlaflosen Nächten, von Fiebern des Gedankens, von dem Anprall ungemessener Träume gegen eine widerspenstige Außenwelt.

Nur in dem starren, tiefliegenden Blick des Auges, der von unten heraufkommend sich einzubohren schien in das Wesen des anderen — da lag etwas von antikem Bewußtsein, von dem Schicksalsglauben Sullas und Cäsars. „Ich bin etwas und die anderen sind nichts —!“

Aber Theurille verstand ihn nicht, diesen Blick. Er hatte in den Pariser Klubs, wo er eine große Rolle gespielt hatte, noch keine solche Physiognomie vor Augen gehabt.

Ungeduldig rief er:

„Ihr wollt mich warnen, indem Ihr mich verratet? Mich und die Partei, der Ihr angehört habt? Indem Ihr Euch zum Schergen des Direktoriums macht?“

Und nach einer Weile fügte er mit verächtlichem Lächeln hinzu:

„Ich habe Euch doch die Briefe gezeigt, die der General Bonaparte an den Wohlfahrtsausschuß und an Augustin Robespierre schrieb? Allerdings war das im Jahre II — seitdem hat sich manches verändert, Bürger General —“

„Gewiß — die Menschen am meisten —“

„Die Menschen am meisten, da habt Ihr recht! Es ist bequemer, bei den Gastmählern Barras' zu schwelgen, als den großen Ideen von 89 nachzuleben!“

Es war, als käme bei diesem Wort Bewegung in Bonaparte. Er schleuderte die Handschuhe, die er in der Hand hielt, auf einen Stuhl und rief, heftig den Arm ausstreckend:

„Sagt, und Ihr glaubt sie zu verwirklichen, die Ideen von 89, indem Ihr mit Babeuf das Werk des Ungeheuers Marat zu erneuern sucht?! Ihr habt noch nicht begriffen, daß Babeuf unwürdig ist, den Namen der Demokratie zu mißbrauchen — daß er nicht wert ist, daß Ihr Euch für ihn zu Grunde richtet —“

„Und mir das zu sagen, seid Ihr gekommen?“

Theurille lächelte höhnisch.

„Ich wollte es Euch nicht bloß sagen — ich will es Euch auch beweisen —“

Bonaparte nahm die Mappe, die der Grenadier bei seinem Eintritt auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich will Euch beweisen, daß die Complicen Babeufs nur darauf ausgehen, durch Raub und Plünderung sich der Gewalt zu bemächtigen und dieselbe dann auszunützen — daß Babeuf selbst wegen Betrug und Fälschung vom Gericht zu Nantes verurteilt wurde, ein Prozeß, der im Jahre 93 auf Betreiben Marats niedergeschlagen wurde — daß diese Leute nicht wert sind, einen in ihrer Mitte zu haben, wie Ihr, der die Bastille mitgestürmt und den 10. August mitgefeiert hat. — Das wollte ich Euch beweisen, Bürger Theurille. Und nun werdet Ihr vielleicht begreifen, warum ich Euch habe verhaften lassen. — Weil ich verhindern möchte, daß Ihr im Strudel dieser Nacheiferer Catilinas zu Grunde geht —“

Bonaparte stand, die Arme über der Brust gekreuzt, da. Der Blick, den er auf den jungen Mann heftete, hatte nichts Drohendes oder Gewaltsames mehr — eine warme, menschliche Teilnahme lag darin, so wie sie sich dieser Mensch immer gestatten zu können glaubte, wenn er zu zweien oder allein war.

Theurille zögerte — eine bange Ahnung hatte sich seiner bemächtigt.

Die Vergangenheit Babeufs war ihm immer fragwürdig erschienen.

„Lest, lest! Es sind die Akten des Gerichts selbst, die wir haben kommen lassen —“

Der junge Mann nahm die Papiere zur Hand und las. Bonaparte ging indessen schweigend, den Blick auf den Boden gerichtet, im Zimmer auf und ab.

Es war alles wahr — an diesen Papieren war kein Zweifel möglich. Babeuf hatte ein Verbrechen begangen, das ihm in ruhigen Zeiten und ohne Marat Zuchthaus eingebracht hätte. — Und noch mehr, daneben waren Berichte der geheimen Polizei beigelegt, die bewiesen, in wessen Solde Babeuf kurz nach dem Thermidor gestanden hatte — da lagen Quittungen über Pensionen von Tallien, Fréron, Barras — gerade den Leuten, die er jetzt am heftigsten angriff.

Theurille zog die Stirn in Falten. Er fühlte, wie das Götzenbild seines sozialen Propheten in Trümmern um ihn herumlag. Hatte er schon die anderen gering geachtet, mußte er diesen nun geradezu verachten.

Plötzlich rief er, mit einer heftigen Bewegung das Papier auf die Erde schleudernd:

„Und wenn Ihr zehnmal recht habt, wenn alle diese Leute auch Nichtswürdige wären, so bleibt das doch wahr, was sie sagen! Der Trank, den Frankreich braucht, kann auch in einer unwürdigen Schale enthalten sein. Was Saint-Just und Robespierre gesagt hat, und was Babeuf ihnen nachgesprochen hat, daß die alte Gesellschaft umgestürzt werden müsse mit Blut und Feuer, wenn die Revolution ihr Ziel erreichen wolle — es bleibt wahr für alle Zeiten.“

„Ihr wollt also nicht? Ihr wollt Euch nicht überzeugen lassen?“

Theurille schüttelte den Kopf mit einem wilden Lächeln.

„Frankreich hat einen Pakt mit dem Tode geschlossen. Der Pakt ist noch nicht eingelöst. Erst der König, dann der Adel, dann der Reichtum. Wir sind beim dritten Punkte, General.“

„Ihr vergeßt, daß das Wahnsinn ist, daß Babeufs Pläne von dem sozialen Staat eine ungeheuere lügenhafte Utopie sind! Wenn Ihr die ganze Gesellschaft dem Erdboden gleich gemacht habt, was soll dann werden? Wie wollt Ihr das Neue aufrichten?“

Bonaparte sah ihn fest an, während er das sagte.

„Ihr wißt es aus unserem Programm, das an allen Mauern von Paris angeschlagen ist,“ entgegnete der junge Demagoge, „Frankreich kann nicht bleiben, wie es ist — es kann nicht so weiter gehen! Was jetzt herrscht, ist das Chaos, die Anarchie! Ihr wißt das so gut wie ich.“

„Ich weiß es vielleicht besser als Ihr.“

„Und Ihr habt kein Mitleid mit diesem Volk, das stirbt? Wißt Ihr etwa den Weg zur Erlösung?“

Bonaparte zögerte, wie ein tiefer Strahl brach es aus seinen Augen. Er antwortete nicht auf Theurilles zweite Frage.

„Mitleid,“ rief er. „Wer der Held, der Befreier dieser Menge werden will, darf nicht auf ihr Schreien und Winseln achten — Aber Ihr, Ihr seid nicht dazu berufen, das Volk zu erlösen! Ihr seid nicht das Land, Ihr seid nicht das Volk! Ihr täuscht Euch und Ihr täuscht die Welt!“

Er hielt plötzlich inne, die Lippen aufeinanderbeißend, als fürchtete er, er hätte schon zuviel gesagt.

Dann mit einem kurzen verächtlichen Auflachen vor Theurille stehen bleibend, rief er:

„Ihr wollt also nicht? Ihr wollt Eure Verbindung mit Babeuf nicht aufgeben —?“

„Nein —!“

„Dann ist meine Mühe vergebens gewesen. Ich habe Euch retten wollen. Vielleicht denkt Ihr an mich an dem Tage, wo man Euch nach der Barriere bringt —"

Der junge Mann lächelte spöttisch.

„Ich danke Euch, General," sprach er mit unheimlich leiser Stimme. „Ich werde es nicht vergessen. Aber das weiß ich, daß an dem Tage, wo das Volk die Straßen erobert und über seine Peiniger herfällt, Ihr der erste sein werdet, dessen Kopf man auf Piken umherträgt. — Der Vendémiaire wird Euch nie vergessen —"

Er sah ihm tief in die Augen dabei.

Er hatte es allmählich wie wütenden, fanatischen Haß in sich aufsteigen gefühlt gegen den Mann da, der mit ihm sprach. Es war nicht bloß die Enttäuschung, die Bonaparte ihm bereitet hatte. Er haßte alles an ihm, seine kurze, schmucklose Weise zu sprechen, die jedes überflüssige Wort verschmähte, seine ruhige Haltung, seine einfachen, in keiner Weise pathetischen oder überreizten Manieren. So sicher, so in sich selbst begründet, wie schweigende, unheimliche Kraft blickte es ihm entgegen aus diesen dunklen, tiefgrauen Augen. Es war alles ganz anders, als — er selbst.

Bonaparte zuckte die Achseln und griff nach seinen Handschuhen.

„Wir haben uns also nichts mehr zu sagen, Bürger. Ich wiederhole, Babeuf wird Euer Untergang sein. Im übrigen seid Ihr frei, Ihr könnt Euer Gefängnis verlassen, wann Ihr wollt —"

Er machte eine Bewegung mit der Hand. In dieser Geste wie in seinen Gesichtszügen prägte sich etwas wie Bedauern aus — ein Gefühl, das selten auf diesem Gesichte zu lesen war.

Theurille verließ schweigend den Raum und schritt, dem General folgend, über Korridore und Treppen, bis sie vor dem äußeren Hof des Gebäudes standen.

Hier verabschiedete er sich von ihm, indem er mit einer Stimme, die etwas verschleiert klang, sprach:

„Ich danke Euch, General! Ich habe gesehen, daß Eure Meinung besser ist als Euer Thun. Aber den Weg, den Ihr mir zeigen wollt, und den Ihr selbst gegangen seid, kann ich nicht gehen — ich muß dem treu bleiben, was Ihr verlassen habt."

Damit verließ er den Hof.

Bonaparte grüßte ihn militärisch, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sie hatten sich nicht die Hand gereicht; sie wußten, daß sie Gegner sein würden.

Als André Theurille sich wieder draußen auf der Straße im Sonnenlichte sah, war es ihm, als hätte diese Nacht einen schweren Druck auf seine Brust gewälzt, den er fortan nicht wieder los werden könnte.

Es waren nicht bloß die Enthüllungen, die Bonaparte ihm über Babeuf gemacht hatte; auch seine anderen Worte bohrten und wühlten in ihm nach.

Sie trafen da auf Stimmen, die dasselbe sagten, was der junge General ihm eben gesagt hatte — was Theurille aber weder vor sich noch vor anderen zugestehen wollte.

Der Zweifel an Babeuf, an seinen Genossen, an dem ganzen Werke, das sie vor hatten, gewann immer mehr Raum in seiner Seele. Er wußte in der That, daß für die meisten die soziale Umgestaltung auf eine Plünderung der Reichen und auf die rücksichtslose Usurpierung der Macht hinauslief. Das war es nicht, was Robespierre und Saint-Just gewollt hatten. Es galt das letzte, das lösende Wort der Revolution zu finden; dann konnte die Sündflut abdämmen und verfluten —

Aber waren dies die Leute dazu? Der Fälscher Babeuf, der Schwätzer Buonarotti, der Feigling Maréchal, der überspannte „Enragé" Drouot —

Theurille stöhnte schwer und dumpf auf.

Konnte man mit diesen Leuten das Werk vollenden?

Die Skepsis, die die Worte des Korsen angeregt hatten, fraß in ihm weiter. —

Wieviel Phrasen waren doch bei ihren Versammlungen gesprochen, wieviel hohlen Eitelkeiten hatte man gedient, wieviel Niedrigkeiten begangen oder begehen lassen auf dem Wege nach diesem „sozialen Ideal" —!

Und auf diesem Wege sollte das Heil liegen?

O, nur jetzt nicht unsicher werden, nur jetzt keine Zweifel und Bedenken!

Theurille raffte sich auf — er sah irren Auges um sich.

Er sah sich nicht weit vom Gitter der Tuilerien, im hellen Sonnenlichte des Mittags — rings um sich her fliehende Menschen, schreiende und gestikulierende Gruppen, Leute, die nach der Gegend des Faubourg St. Honoré zu wiesen.

Was war geschehen? War die Stadt schon in Aufruhr?

Fünfzehntes Kapitel.

Die Leute, die Brot wollen.

Babeuf hatte sich durch die am Abend stattgefundene Schließung des Pantheonklubs nicht entmutigen lassen.

Noch in der Nacht ließ er in der Druckerei seines Journals in mehreren Tausenden von Exemplaren ein fliegendes Blatt herstellen mit der Aufschrift: „Adresse des Tribunen an das Volk von Paris", dessen erster Satz lautete: „Schulden wir der Konstitution von 1795 Gehorsam?" — worin er die Pariser zu Richtern in dem Zweikampf zwischen ihm und dem Direktorium aufrief.

Dies Blatt wurde bei Tagesanbruch an allen Straßenecken verteilt.

Der Zufall kam seinen Aufreizungen an diesem Morgen zu Hilfe.

Die Commune hatte die Brotrationen um ein volles Drittel herabgesetzt. Die tägliche Lieferung an jeden Bürger, die im Dezember sieben Unzen, dann im Januar sechs Unzen betragen hatte, wurde an diesem Morgen plötzlich auf vier Unzen festgesetzt und dies durch Anschlag an allen Bäckerläden bekannt

gemacht. Der Municipalrat erklärte, daß er sich außer stande sehe, für größere Zufuhr zu sorgen und keine Mittel habe, mehr Brot herbeizuschaffen.

Man wird das begreifen, wenn man weiß, daß diese Brotausteilungen dem Lande monatlich fünfhundertundsechsundvierzig Millionen Livres (gleich ebensoviel Franks) kosteten.

Das war eine Lebensfrage für die Hauptstadt geworden, denn der größte Teil ihrer Bewohner lebte von diesen Brotausteilungen. Freilich war das schon lange nicht mehr das gute, weiße Brot, das sie in den glücklichen Tagen des Königtums genossen hatten — es war mit allen möglichen Ingredienzien gemischt, und die Lieferanten verfälschten es auf alle erdenkbare Weise.

Trotzdem gab es an jedem Morgen denselben Kampf vor den Bäckerläden, wo man mit seiner Nummer antrat, und wo viele schon von Mitternacht an Spalier bildeten. Denn wenn der Vorrat alle war, gab es kein Brot mehr. Und die stete Angst der Pariser war, daß es eines Morgens überhaupt keine Rationen mehr gäbe, und daß sie dann buchstäblich dem Kampf mit dem Hunger entgegensähen.

Als man an diesem Morgen den Anschlag der Commune las, kannte die Wut und die Entrüstung der Menge keine Grenzen mehr.

„Man will uns verhungern lassen!“ — „Das Direktorium steckt mit den Aufkäufern unter einer Decke!“ — „Kein Sack Getreide darf mehr aus Paris!“ — „Laßt uns die Läden plündern, und den Reichen wegnehmen, was sie haben —“

„Vive Babeuf! Es lebe der Volkstribun —“

„Er soll uns Brot schaffen —!“

Der Name des Demagogen, dessen Blatt jedermann kannte, ging von Mund zu Munde.

Sein Aufruf an diesem Morgen wirkte wie ein Funke ins Pulverfaß.

In der Rue St. Antoine, wo die Hauptzusammenrottungen stattfanden, beschloß man vor die Redaktion des Journals zu ziehen und den Volkstribunen zu zwingen, daß er der Menge helfe.

Mit wildem Geschrei, sich zusammenballend, Weiber und Kinder vorauf, die am meisten Lärm machten, begann alles nach Westen, dem Faubourg St. Honoré zuzuströmen.

Überall schlossen sich bei ihrer Annäherung die Läden, flohen die Passanten, machten die Wagen, die ihnen in den Weg kamen, schleunigst kehrt — Man sah, vor diesen Leuten war nichts sicher.

„Brot! Brot!“

Es schien, als habe sich die ganze Armee des Elends, die das unheilschwangere Paris seit mehreren Wintern in seinem Schoße großgezogen, aufgemacht. — Aus allen Höfen, Gassen und Winkeln kroch's herbei, vergrößerte wie eine Lawine diesen tosenden Schwarm. Alle Straßen vom Faubourg St. Antoine her bedeckend, wälzte es sich heulend und schreiend daher, Steine gegen die Boutiquen und Fensterläden werfend, sich über die unglücklichen Stadtgardisten hermachend, die ihnen einzeln in die Hände fielen. — Dabei schrieen sie ihr Elend in wirren, unzusammenhängenden, gellenden Lauten gen Himmel! Es ging nicht mehr so weiter — Es war für Menschen ihrer Art nicht möglich, noch elender zu werden.

Sie zeigten sich ihre abgerissenen und zerlumpten Kleider, erzählten sich untereinander ihre Leidensgeschichte — die Geschichte von Not und Hunger und Entbehrungen seit nunmehr fünf Jahren.

„Brot! Brot!“

Das waren keineswegs die müßigen Bummler der Straßen oder die Arbeiter allein, die den Hauptzug dieser Masse bildeten. — Die meisten, die hier nach Brot schrieen, hatten ganz andere Tage gesehen! Sie hatten ihr Brot, ihr Fleisch, ihren Wein, ihr kleines, häusliches Glück gehabt vor der Revolution, sie hatten damit zufrieden gelebt. Das waren Handwerker, Commis, kleine Beamte, Kaufleute.

Sie alle waren jetzt auf die Straße geworfen und lebten von den Almosen der Commune. Wovon sollten sie auch leben? Fabriken? Es gab keine mehr. — Geschäfte? Es wurden keine mehr gemacht. — Häuser? Es wurde nicht mehr gebaut. — Handwerke? Wie viele waren eingegangen, bereits halb vergessen, seit es keine Aristokratie, keinen Luxus, keine herrschaftlichen Schlösser mehr gab! —

Und diese Leute wollten leben, und da sie niemand mehr hatten, der sie beköstigte, begriffen sie nicht, wie es in der allgemeinen Auflösung noch solche gab, die schwelgten, die Reichtümer sammelten, — lasen sie mit gieriger Hast Babeufs Worte, daß der Reichtum ein Verbrechen, daß der Reiche an sich der Feind der Gesellschaft sei —

„Es lebe Babeuf! Nieder mit Barras — nieder mit dem Direktorium!“ —

„Nieder mit Bonaparte —!“

Es waren nicht wenige, die diesen letzten Ruf ausstießen. Das strenge Regiment, das der General in der Stadt hielt, hatte ihn keineswegs beliebter gemacht beim Volke.

Am Louvre zeigte die Wache des Direktoriums, die schon seit etlicher Zeit verstärkt war, eine drohende Haltung. Man zog an ihr vorbei durch die Rue St. Thomas du Louvre, nach der Straße Grande Truanderie zu, wo Babeuf wohnte. Die Nähe des Faubourg St. Honoré und der Chaussee d'Antin, wo viele Häuser reicher Privatleute und Läden waren, lockte die Gelüste derer, die plündern wollten.

„Tribun, gieb uns Brot! Die Commune läßt uns verhungern! Das Direktorium steckt mit den Reichen im Bunde und läßt das Getreide nicht herein nach Paris —“

„Es soll niemand mehr etwas haben! Verbrennt die Häuser der Reichen —“

„Und werft die Beamten ins Feuer —! Wir brauchen keine Bureaukraten mehr!“ —

Babeuf sah vom Fenster aus die Leute herankommen, dieses Gemenge von wild erregten, knochigen Gesichtern, von Vorstädtern in rotwollener Schärpe mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf, Arbeitern in schweißigen Hemden, mit fahlen, blutlosen Zügen, die das Elend gebleicht hatte. —

Sie riefen seinen Namen, hielten sein Manifest in den Händen —

Die Saat war aufgegangen.

„Es lebe der Tribun des Volkes! Tribun, führ' uns zum Luxemburg, um mit den Blutsaugern da ein Ende zu machen —!"

„Keine Reichen mehr! Keine Beamten! — Keine Gelehrten, die sich von unserem Schweiße mästen. Der Staat braucht nur Arbeiter und Bauern —!"

„Wozu einen Staat? Der Staat giebt uns doch nichts zu essen, Ihr Narren," schrie ein alter, graubärtiger Arbeiter. „Laßt uns ohne Staat leben —! Es lebe die Freiheit —!"

Babeuf sah starr, bleich, mit aufeinandergepreßten Lippen auf das Gewühl unter ihm herab — er sah, wie sie die Läden plünderten, in die Häuser einbrachen, Schilder und Fenster zertrümmerten —

In diesem Kampf des sozialen Elends lag bereits etwas Tierisches, etwas Fürchterliches, das Entsetzen einflößte. Diese Leute da fragten den Teufel nach Freiheit und Gleichheit und nach staatsbürgerlichen Rechten! — Ah bah! Das ist etwas für Schwätzer wie Lafayette und Bailly, die in ihrem schönen Hotel wohnen und jeden Tag gut zu Mittag essen und beim Dessert so salbungsvoll über die unveräußerlichen Rechte des freien Mannes reden. — Zum Teufel mit all diesem Geschwätz! Gebt uns zu essen —!

„Brot! Brot!"

„Brot! Sie fordern Brot von mir — mir, der ich selbst keins habe!" murmelte Babeuf mit einer verzweiflungsvollen Geste.

„Schnell, laßt uns handeln!" rief Buonarotti, der bei ihm war, „daraus kann etwas werden — dieser Tumult ist vielleicht der Anfang —"

„Die sind zu allem fähig!"

Babeuf behielt seinen Kopf oben. Er sah keinen Faktor des Erfolgs in diesen ordnungslosen Haufen.

„Unmöglich — Bonaparte hat noch alle seine Mannschaften zusammen von heute nacht," sprach er, „dies wird keine zwei Stunden dauern! Unsere Freunde sind noch zerstreut — wir müssen die Sache verschieben —"

„Seht nur, man plündert das Hotel Nanteuil da drüben. Es ist Auktion da, eine Menge vornehme Gesellschaft — Das wird ernsthaft —"

Babeufs Augen leuchteten.

„Bravo! Recht so, Freunde!" rief er. „Legt den neuen Aristokraten die Köpfe vor die Füße wie den alten! Das sind sie, unsere neuen ‚Richards' — sie kaufen die Juwelen und die Schätze der alten, weil sie glauben, sie sind schon in deren Stelle gerückt —"

„Tribun, komm herab —! Du sollst uns helfen, den Aristokraten ein bißchen das Fell zu gerben!" schrie der Arbeiter von vorhin.

„Meine Freunde —"

Babeuf erschien inmitten der Volksmenge. Er war blaß, seine Lippen bewegten sich krampfhaft. Inmitten der Stürme der Straße hatte er stets dasselbe Gefühl wie Robespierre: er empfand ein physisches Unbehagen dabei.

„Meine Freunde, hört mich —! Ich weiß, was Ihr leidet, die Commune giebt Euch kein Brot, das Direktorium betrügt Euch —! Aber wartet, wartet nur noch kurze Zeit, dann wird all Euer Elend ein Ende haben — dann werden die öffentlichen Diebe, die jetzt die Staatskasse bestehlen, ihrem Schicksal anheimfallen —"

„An die Laterne mit ihnen! An die Laterne mit Barras!"

„Inzwischen gedulbet Euch. Wir sammeln die Gutgesinnten! — Die Arme der Patrioten sind bereit, und unsere Dolche werden ihr Ziel nicht verfehlen. Es ist Zeit, daß der Schrecken wieder herrsche in Frankreich — der Schrecken für die, die gleich Lukull schwelgen und ihre Mitbürger darben lassen —"

„Es lebe der Tribun —"

„Laßt uns inzwischen das Aristokratennest da drüben plündern," schrieen andere. „Es sind verteufelt hübsche Sachen da —"

„Tribun, komm mit uns — Du wirst uns führen —"

Und Germain, der ebenfalls herbeigeeilt war, stimmte das Lied an, das der „Tribun du peuple" vor etlichen Tagen veröffentlicht hatte:

„Mourant de faim, ruiné, tout-nu
Avili, vexé, que fais-tu,
Peuple, tu te désoles —"

Man riß Babeuf fort. —

Er folgte, von Germain und Buonarotti begleitet, mehr der Mitschuldige dieser Volksmasse, als ihr Herr und Gebieter.

In diesem Moment freute er sich beinahe, daß Theurille nicht da war, dessen Ungeduld in diesem gefährlichen Augenblick vielleicht das Schlimmste angerichtet hätte. Dagegen erschien Drouot, der in einem Café des Palais Royal saß, durch den allgemeinen Tumult herbeigezogen.

Drüben vor dem großen altertümlichen Hause der Rue St. Honoré, dem ehemaligen Hotel Nanteuil sah es gefährlich aus. In hellen Haufen drängte sich der Pöbel durch das Portal, schleppte Sachen heraus, kostbare Möbel, Spiegel, die auf dem Straßenpflaster zerschlagen wurden — dazwischen sah man Frauen in eleganten Toiletten, die zu flüchten versuchten, nach ihren Wagen riefen, deren Lakaien hin- und herrannten — und welche die Volksmasse insultierte.

Es war hier Auktion. Man versteigerte das gesamte Inventar des Hotels des Herzogs von Nanteuil, der bereits seit 91 im Ausland lebte. Das war nicht etwa eine Versäumnis, ein liebenswürdiges Vergessen von seiten der Republik. — Der Herzog hatte nur bisher Gönner, die er jetzt nicht mehr hat. — Man ließ ihn fallen, und Gaston Valèze hat sein gesamtes Vermögen, Mobilien und Immobilien, mit einer Pauschalsumme erstanden und verauktioniert; jetzt zunächst das in der Rue St. Honoré gelegene Hotel — er hat sich selbst in Person dort eingefunden.

Und außer ihm sieht man noch viele der elegantesten Erscheinungen aus der Welt des Direktoriums. Das ist sehr beliebt bei den Damen, dieser Besuch der Auktionen proskribierter Häuser — Man sieht da oft prachtvolle Stücke. — Hier sind Frau von Savigny, Frau von Beauharnais, Madame Devaines. —

Ganz besonders wenn ein Haus mit solcher Pracht und solchem Geschmack eingerichtet gewesen ist, wie das dieses alten Edelmanns aus dem Languedoc, der einer der Intimen des Grafen von Provence war.

Was für kunstvolle, altfranzösische Bronzen, holländische Gemälde, Tapisserien von Beauvais, dunkle Gobelins, Flamänder Spitzen, geschnitzte Möbel aus der Zeit Ludwigs XIII. — alles in wirren Haufen aufgestapelt —! Dort drüben die Pracht der Sèvresvasen, mit Gold und Silber emailliert, die venetianischen Spiegel, die antiken Bronzen in ihrer Patinahülle, die leuchtend roten Seidenvorhänge des üppigen Himmelbetts im Stil Ludwigs XV. — Böhmische Gläser, in Grün und Gold schillernd, Silberpokale, Marmorstatuen und kostbare Teppiche, deren Zeichnungen einst Boucher angefertigt hat, dies ganze glitzernde, farbige, bunte Allerlei wird hier zum Verkauf ausgeboten — diese ganze aristokratische Herrlichkeit kann jeder reichgewordene Lakai oder Krämer erstehen.

Sie gehen in der That mit eigentümlichen Gefühlen umher unter diesen Schätzen, die Damen einer neuen Welt, einer neuen Gesellschaft. — Das sind die Überbleibsel der alten Welt, die die Sündflut weggespült hat, die ihre eigene, glänzende Schönheit hatte, und die doch schon halb vergessen ist — die man bereits nicht mehr recht versteht.

Héloise von Savigny besonders giebt sich bitteren Gefühlen hin. — Sie hat diesen Herzog von Nanteuil selbst gekannt.

Von allen Worten der Revolution ist dies das furchtbarste — diese nüchternen großen schwarzen Buchstaben: „Propriété nationale à vendre“.

Nach dem Edelmann kommt der Bankier, der Trödler, oder der reichgewordene Parvenu. — Und nach dem Trödler der Pöbel, der alles zerschlägt und verwüstet. Das ist logisch.

Héloise sieht sich nach irgend einer Hilfe um in dem Tumult, der sie umwogt.

„Beruhigen Sie sich,“ sagt sie zu Frau von Beauharnais, die neben ihr steht und die am aufgeregtesten ist, „dies kann nicht lange dauern.“

„Sie werden alles zerschlagen —! Wenn man wenigstens zu seinem Wagen kommen könnte —!“

Héloise lächelt bitter.

„Lassen Sie sich hier nicht merken, daß Sie einen Wagen haben — da, sehen Sie, da wird schon einer umgestürzt — Der Lakai fällt auf das Pflaster —“

„Um Gottes willen —!“

„Meine Damen, ich bin untröstlich —“ Es ist Gaston Valèze selbst, der aufgeregt hin- und hereilt. „Eine solche Scene —! Wer konnte das vorhersehen! Diese Leute sind in einem Zustand, daß sie nichts schonen. Ich verliere Tausende, wenn nicht bald die Polizei oder Militär kommt — diese Canaille —“

„Sie sind zu bedauern —“

„Wer? Ich?“ Valèze wandte sich um.

„Ich meinte nicht Sie,“ entgegnet Héloise mit ihrer ruhigen Ironie, indem sie den Blick fest auf die hereindringende Volksmasse richtet, „ich meinte jene Leute!“

„Lassen Sie uns schleunigst flüchten — Es giebt hier noch einen anderen Ausgang nach der Terrasse der Feuillants zu!“

„He! Bürger — warte einen Augenblick —! Bist Du nicht Valèze, der Spekulant, der Aufkäufer von Nationalgütern —? Ich kenne Dich doch — Wahrscheinlich hast Du Dir heute auch die Tasche recht vollgestopft. Hier sind Leute, die Brot wollen — hörst Du, die Brot wollen?“

Es war ein blasser, verkommener Mensch, der aussah wie ein entlassener Commis — der jetzt Valèze ohne Umstände am Kragen ergriff und tüchtig schüttelte.

„Das ist einer, der mit Barras immer unter einer Decke steckt!“

„An die Laterne mit ihm!“ — „Hängt ihn an den Gitterfenstern auf, sie sind gerade geöffnet!“ schrieen einige mit rohem Scherz.

Die Situation wurde ernst. Valèze ward blaß wie die Wand. Er wand sich unter den Fäusten der Leute, die ihn an den Boden niederdrückten wie ein Opfer, über das sie bereits verfügt hatten.

Die Frauen schrieen laut auf. Héloise that unwillkürlich einen Schritt vor.

In diesem Moment betrat Babeuf mit seinen Freunden den Saal. Die Menge bewillkommte ihn mit Acclamationen, drückte ihm die Hand, drängte sich um ihn herum.

„Bürger Tribun — Du siehst, wir fangen unsere Arbeit an. Haben wir nichts, sollen die anderen auch nichts mehr haben —!“

„Diese Schurken von Reichen, in solchen Betten zu schlafen, während wir kein Dach über dem Kopf haben —“

„Ins Feuer damit —!“

„Laßt uns vor den Luxemburg ziehen und dem Direktorium damit einheizen —“

„Aber beeilt Euch, ehe der Knirps von Bonaparte Euch über den Hals kommt,“ mahnte Germain.

Babeuf warf einen verächtlichen Blick auf den Prunk und die Reichtümer.

„Zerschlagt, vernichtet dies alles!“ schrie er mit lauter Stimme. „Dies alles gehört Euch — Niemand hat ein Recht auf das Überflüssige, so lange Ihr nicht das Notwendige habt —!“

Die Menge jauchzte. Krachend wurden die großen japanischen Vasen des Empfangssaales vom Balkon der ersten Etage herab aufs Pflaster geworfen — die Spiegel durch Steinwürfe zertrümmert.

In diesem Moment bemerkte Babeuf die Gruppe der angstvollen zitternden Damen in einer Ecke zusammengedrängt — daneben Valèze.

Sein Herz schwoll im Triumph. Er fühlte sich jetzt wirklich als der Herr der übermütigen, vornehmen Gesellschaft, die ihn verhöhnt hatte —

Als er aber Héloise von Savigny sah, änderte sich seine Miene.

Sie ging ihm entgegen — sie wußte, daß sie auf ihn rechnen konnte.

„Bürger Tribun," sprach sie fest, „wir sind hier in diesen Tumult geraten, ich und meine Freundinnen. Es kann nicht Eure Absicht sein, friedlichen Bürgern, die an Euren Leiden teilnehmen und sie zu lindern suchen, Schaden zuzufügen. Laßt uns passieren, und sagt diesen guten Leuten, daß sie den Bürger da —" sie zeigte auf Valèze — „in Ruhe lassen —"

Babeuf begrüßte sie zuvorkommend.

„Bürgerin, Ihr wißt, daß Ihr über uns verfügen könnt. Wer sich um die Patrioten so verdient gemacht hat wie Ihr, dem gebührt der Dank des Vaterlandes. — Laßt die Bürgerin passieren —!" schrie er der Menge zu, die sogleich Platz machte und zunächst Frau von Beauharnais hindurch ließ, die in ihren Wagen flüchtete.

„Ich danke Euch," erwiderte Héloise, „und dieser Herr hier?"

Sie zeigte auf Valèze.

Babeuf zog die Stirn in Falten.

„Für ihn liegt die Sache anders, Bürgerin. Das Volk will ein Exempel statuieren. Es ist lange genug betrogen und ausgeplündert worden. Man weiß, wer der Bürger Valèze ist —"

„An die Laterne mit ihm —!" schrieen etliche.

Héloise ward selbst blaß wie der Unglückliche, der an allen Gliedern zu zittern begann.

„Laßt ihn frei," bat sie. „Ihr seid mir verpflichtet, Bürger Tribun. Es ist mein Dank, den ich hiermit dafür fordere —"

„Bürgerin —"

Buonarotti trat herbei und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Babeuf zögerte einen Moment, dann sprach er zu Héloise:

„Es sei, Bürgerin, — Ihr sollt keinen Undankbaren an mir finden. Der Bürger Valèze mag gehen, wohin er will. Aber," fügte er finsteren Tones hinzu, indem er auf jenen zuschritt und ihn am Ärmel schüttelte, „er mag sich das merken, was er hier gesehen hat. Daß ihn nichts vor der Rache des Volkes schützt, wenn dasselbe sich einmal aufgemacht hat — daß die Zeit gekommen ist für Barras und seine Satrapen — daß nächstens Gericht gehalten wird über alles, was seit dem Thermidor geschehen ist! Geh, Bürger, und sag das Deinem Herrn und Meister —"

Er zeigte ihm den Weg durch die Menge, die sich geöffnet hatte.

Gaston Valèze sprach kein Wort. Er schwankte auf den Füßen.

Héloise sah ihn an.

„Sie sind frei, mein Herr, Sie können in Sicherheit nach Haus gehen," sprach sie mit unverkennbarer Geringschätzung.

Er biß die Lippen aufeinander — noch immer blaß wie der Marmor der Statuen rings umher.

„In der That, ich verdanke Ihnen mein Leben, Madame," sprach er leise zu Héloise, in einem Tone, vor dem man hätte erschrecken können.

Es war in Wahrheit ebenso gefährlich, einem Mann auf diese Weise das Leben zu retten, als ihn umkommen zu lassen.

Dann ging er.

Drouot murrte.

„Man hätte ihn aufknüpfen sollen, das hätte die Leute oben ein wenig in Schrecken gesetzt," sprach er —

„Sie werden schon merken, daß wir Ernst machen."

„Es muß wieder werden wie 93; die Guillotine vor den Fenstern der Tuilerien — oder womöglich im Saale selbst —"

„Wir müssen das Volk jetzt gegen Bonaparte aufbringen," meinte Babeuf, „er ist unser Haupthindernis. Seit er den Klub aufgelöst hat, wissen wir, was wir von ihm zu halten haben. Wenn wir das Direktorium zwingen, ihn fallen zu lassen —"

„Seid unbesorgt, er soll Euch nicht lange mehr hinderlich werden," sprach auf einmal eine Stimme hinter ihm.

Alle wandten sich um.

Es war André Theuríllе.

Er trat langsam ein, sich durch die Haufen durchdrängend, das Gesicht blaß und finster, die Haare verwirrt — er war dem Zuge der Tumultuanten gefolgt, der ihn bis in das Hotel geführt hatte.

Schweigend mit gekreuzten Armen blieb er vor Babeuf stehen — Er sah aus wie einer, der einen langen Kampf mit sich gekämpft hat. Nur, als er Héloise gewahrte, leuchtete sein Auge auf.

Sie ging auf ihn zu, und während sie seinen Arm nahm, bemerkte sie seinen unruhigen, veränderten Blick.

„André, was ist Dir? Du siehst sonderbar aus. Wo kommst Du her?" fragte sie.

„Ich? Ich komme aus der Kommandantur. Der General Bonaparte hat mir ein ausgezeichnetes Quartier gegeben für diese Nacht!" antwortete er mit einem bitteren Lachen.

Babeuf warf den anderen Blicke zu. Sie sahen sich an, es ging wie ein Einverständnis zwischen ihnen durch.

„Du bist aus Deiner Haft schon entlassen, Bürger?" fragte er Theurille, indem er ihn fixierte. „Das ist seltsam in der That —"

„Sehr seltsam —"

„Die Regierung nimmt hier eigentümliche Rücksichten auf einen Terroristen —"

„Mein Gott, nach der vertraulichen Unterredung, die der Bürger Theurille mit Madame Tallien neulich hatte —" bemerkte Buonarotti, absichtlich langsam, „man weiß, im Tivoli —"

Theurille fuhr auf.

„Ihr wißt nichts, Ihr seid falsch unterrichtet —"

Héloise war nähergetreten. Ihr Augenbrauen hatten sich unmerklich hochgezogen.

„Mit Madame Tallien? Du hast eine Unterredung gehabt mit der Tallien, André —?"

„Allerdings, Bürgerin," entgegnete Buonarotti, „und zwar in sehr vertraulichem Kreise, mit Barras. Man weiß nicht, was der Bürger Theurille mit ihnen zu verhandeln hatte, aber das weiß man, daß sie bis fast zur Morgendämmerung zusammen waren —"

„André!"

Die Zähne aufeinandergebissen, den Blick zu Boden gesenkt, stand Theurille da. Er traf überall auf feindliche Blicke, kalte Gesichter. Er sah das Weib, das er liebte, und das ihn mit den Blicken zorniger Entrüstung, rasch aufflammenden Verdachts betrachtete.

„André Theurille," sprach Babeuf warnend, „Du warst bisher ein guter Patriot — hüte Dich vor dem tarpejischen Felsen! Es hat nur einer Helena bedurft, um ganz Troja zu verderben —"

„Verräter! Das mit Bonaparte war abgekartet!" rief Germain.

„Man kennt sie, diese Helena —!"

„Darum also auch der auffallende Schritt Bonapartes — Der Bürger Theurille schien desselben erst so sicher zu sein!" sprach Germain mit höhnischem Lachen.

„Erkläre Dich" — begann der Tribun von neuem, „sprich, wir warten auf Deine Rechtfertigung. Wir können nicht glauben, daß in diesem Moment, wo wir vor der Entscheidung stehen, einer unserer besten Genossen abtrünnig geworden sei —"

„Abtrünnig —! Hüte Dich, Bürger Tribun, daß Du nicht morgen schon dies Wort bereust —!"

Theurille sah ihn finster, fast drohend an. Es lag ihm auf der Zunge, alles herauszuschleudern, was er von ihm wußte, was er über seine Vergangenheit erfahren hatte — was er von den Genossen des „Werkes" halte —

Aber in diesem Falle war die Verschwörung im Keime vernichtet, die Uneinigkeit und der Verrat da, seine eigene Thatkraft, das einzige, was sie zusammenhielt, von vornherein gelähmt.

Er mußte schweigen. Er durfte selbst Héloise nichts sagen.

„Ich werde mich nicht rechtfertigen," sprach er fest. „Ich werde Besseres thun — ich werde Euch durch die That widerlegen. Wenn ich wirklich mit Madame Tallien zusammen gewesen bin, kann es nicht in der Absicht gewesen sein, einen vernichtenden Schlag zu führen — einen Schlag, zu dem ich das Terrain sondieren mußte?"

Er sah sich um — ein argwöhnisches Stillschweigen begegnete überall seinen Blicken.

„Mit anderen Worten," fuhr Theurille leiser fort, die Arme über der Brust kreuzend, „wenn ich Euch binnen acht Tagen von Bonaparte befreie, werdet Ihr mir dann glauben?"

Eine allgemeine Bewegung entstand — Héloise stieß einen halblauten Schrei aus.

„Bravo! Ich habe es gewußt. In dem steckt mehr als in Euch allen," sprach Drouot halblaut, zu Germain gewandt, von Theurilles eigentümlichem Blick betroffen. Er hatte stets eine gewisse Sympathie für den jungen Jakobiner bewiesen.

„Wenn Du das könntest, Bürger Theurille," rief Babeuf, „wäre ich in der That der erste, zu beantragen, daß Dir die Bürgerkrone verliehen wird."

„Ihr könnt auf das rechnen, was ich sage —"

„Aber wie willst Du es ausführen? Wann und wo — ?"

„Überlaßt das mir — ich habe meinen Plan, und er wird nicht versagen."

„Gut, handle, wie Du willst. Der Dolch Marats ist in diesem Fall ebenso gut wie das Gift Condorcets —"

„André, was willst Du thun?" flüsterte die junge Frau, seine Hand ergreifend, indem sie ihn beiseite zog.

Er sah sie an.

„Das, was geschehen muß, Héloise — Bonaparte muß sterben — und ich rechne sogar auf Deine Beihilfe, um die That auszuführen —"

„Ich? Ich soll Dir helfen —?!" sprach sie voll Schrecken.

In diesem Moment kam Buonarotti eilends herbei mit der Meldung, daß von den Tuilerien her eine Abteilung Truppen käme — daß es vielleicht geraten sei —

„Gut," sprach Babeuf. „Wir wollen nicht wieder die Gastfreundschaft Bonapartes in Anspruch nehmen. Wir brauchen unsere Zeit jetzt notwendiger. Zerstreut Euch, meine Freunde —!"

In der That begannen sich die Tumultuanten aus dem Saale, aus den Räumen des Hotels zu drängen; sie fürchteten die Ankunft der Truppen.

Die meisten murrten, man solle vor den Luxemburg ziehen und vom Direktorium Brot verlangen.

„Oder in die Tuilerien —! Den Rat der Fünfhundert zwingen, uns anzuhören —!" schrieen andere.

Babeuf und seine Freunde beschworen sie, auseinanderzugehen — sich keiner Gefahr auszusetzen, in die die stattgefundenen Unordnungen sie ohne Zweifel bringen würden.

„Ihr werdet zur Stelle sein, Bürger, wenn die Patrioten Euch zur Freiheit aufrufen!" rief er laut, „wenn es gilt, den Tod des illustren Robespierre zu rächen, den die infame Fraktion der Reichen mordete, weil er ein Herz für das Volk hatte —! Wenn Ihr eines Morgens die Sturmglocke hört und unsere Anschläge an den Mauern von Paris findet, dann sammelt Euch vor dem Stadthaus — das Schicksal des Vaterlandes liegt dann in Eurer Hand —"

„Lang lebe der Tribun! Nieder mit Barras und den Reichen!"

Babeuf sah zu, wie sie hastig, sich aneinander vorbeidrängend, Stücke ihrer Beute mit sich fortschleppend, durch das Thor strömten.

„Der Anfang vom Ende! — Jetzt rufe ich Euch zum Kampfe, Ihr Oligarchen des Direktoriums —! Wir wollen doch sehen, ob fünf Könige sich besser schützen als einer —!" rief er aus.

Am Ausgang der Straße wurden die weißen Bandeliere und die blauen Röcke der Soldaten sichtbar. Babeuf verschwand eiligst mit seinen Freunden

in der entgegengesetzten Richtung, nachdem er noch mit André Theuville etliche Verabredungen getroffen hatte.

Dieser hatte schweigend, ohne ein Wort weiter zu bemerken, Héloise von Savigny zu ihrem Wagen gebracht.

Sie blieb ebenfalls stumm — das Wort, das sie zuletzt von ihm gehört hatte, stand wie ein Phantom zwischen ihnen.

Er stieg mit ihr ein, und der Wagen rollte langsam nach der Gegend der Elysäischen Felder zu.

„André, was willst Du thun? Du willst Bonaparte töten?"

Sie hatte seine Hand ergriffen und sah ihm in fieberhafter Erregung in die Augen. Er wandte sich ab — er suchte ihren Blick zu vermeiden.

„Ich wiederhole Dir, daß das sein muß, Héloise," sprach er mit dumpfer Stimme. „Er oder ich — einer von uns beiden. Er hat uns verraten und getäuscht, das ganze Werk der Verschwörung wird möglicherweise daran scheitern. O, und ich hasse ihn, ich —"

„Er hat gethan, was so viele nach dem Thermidor gethan haben —" sprach sie achselzuckend, „er verträgt sich mit den neuen Machthabern —"

„Nein, nein, es ist noch etwas anderes in diesem Menschen. Er verachtet uns, er hält uns für abgethan — er sagt, wir hätten weder die Kraft noch den Beruf mehr, dem Volke zu helfen —"

Und mit einem bitteren Lächeln fügte er nach einer Pause hinzu:

„Und wenn man ihn noch Lügen strafen könnte — wenn man noch glauben könnte an diese Leute und an das, was sie vorhaben! — Aber dieser Kathederheld Babeuf, dieser Schwätzer Maréchal —"

Er biß die Lippen aufeinander, plötzlich abbrechend — er merkte, wie seine Begleiterin ihn seit einer Weile unablässig beobachtete.

„André — Du glaubst nicht mehr an unsere Sache —! Ich habe es Dir angesehen vorhin, als Du mit Babeuf sprachst — unterbrich mich nicht! Es ist also wahr, was sie Dir vorwarfen, daß Du mit Barras, mit der Tallien in Verbindung stehst?!" rief sie.

„Héloise, ich beschwöre Dich —"

Sie sah ihn kalt, beinahe drohend von der Seite an — etwas ganz anderes kam in ihr zum Vorschein.

„Ich will die Wahrheit wissen —! Ist das wahr, die Scene mit der Tallien?"

„Ja —! Aber ich versichere Dich, es war zufällig — ich hatte ihr einen Dienst erwiesen im Tivoli, als sie sich verirrt hatte —"

„Nimm Dich in acht, André! Es ist noch niemand rein von dieser Frau hinweggegangen. Und diese Verhaftung, bei der man Dich nach einer Nacht entlassen hat?! André — wenn ich glauben müßte —!"

Ihr ganzes Wesen war in fieberhafter Eifersucht erregt. Das Herrschsüchtig-Gewaltsame, das in ihrer Natur lag, die für gewöhnlich stolz und ruhig erschien, brach in ihr hervor. Und sie kannte Aspasia — der Name Tallien genügte, um die schlimmsten Befürchtungen in ihr wachzurufen.

Sie begriff den Zustand nicht, in dem Theuville war — diese Qual, daß er an dem Werke zu zweifeln anfing, das er vollenden sollte — diese Empfindung von Unsicherheit, Zorn, Beschämung, die ihm den verzweifelten Entschluß eingegeben hatte, Bonaparte zu töten, um sich bei seinen Genossen zu retablieren, um sich vor seinen inneren Zweifeln zu retten.

Dergleichen versteht eine Frau nicht. Sie sieht überall nur die einfachen Linien, die starken Empfindungen, die bloßen Thatsachen.

„Höre mich an, Héloise," sprach er jetzt in einem seltsam müden und ruhigen Tone, indem er seine Hand auf ihren Arm legte, „vergessen wir jetzt alles, was hinter uns liegt. Es nützt nichts, sich an vergangenen Geschichten den Kopf zu verbrennen. Wir wollen nur an das denken, was geschehen muß. Und da begreifst Du, daß wir uns an Bonaparte rächen müssen für den Verrat, den er geübt hat. Zudem hasse ich ihn — o, ich wüßte keinen Menschen, den ich tiefer hassen könnte —"

„Was willst Du also?"

„Es findet nächstens ein Fest in St. Cloud statt zu Ehren der aus Belgien zurückgekehrten Truppen — das Direktorium wird da sein, Bonaparte auch. Es wird Dir leicht sein, eine Einladung zu erlangen —"

„Aber man spricht davon, daß Bonaparte vielleicht das Kommando der Armee von Italien bekommen soll — daß er sich nach der Grenze begeben wird —"

„Um so mehr müssen wir uns beeilen. Höre also, bei einem solchen Feste, in dem Menschengedränge ist die beste Gelegenheit für eine That, wie ich sie vorhabe. Es handelt sich dann nur darum, den General an einer bestimmten Stelle festzuhalten, um dann im gegebenen Moment — Diesen Dienst sollst Du mir leisten —"

„André — Du verlangst etwas Furchtbares von mir!" rief die junge Frau entsetzt.

Sie sah ihn starr an, es durchflog ihren Geist in diesem Moment, was sie ihm schon alles geopfert hatte — ihre Freunde, ihren Verkehr, den Frieden ihrer Seele, ihr Gewissen beinahe —

„Es muß sein," entgegnete Theuville unerbittlich, „so lange Bonaparte lebt, kann die Republik Babeufs nicht auferstehen."

Sie hielt noch immer den Blick auf ihn gerichtet.

„Ich kann alles für Dich thun," murmelte sie. „Aber ich darf nicht an Dir zweifeln —! Von dem Tage an, wo ich zweifeln müßte —"

Sie waren bei ihrem Hause angelangt; schweigend stiegen sie aus und begaben sich hinein, Héloise hörte noch immer seine Worte, die dies von ihr verlangt hatten.

Er hatte sich in einen Sessel geworfen, und als sie ihn betrachtete, sah sie, wie blaß und zerwühlt sein Gesicht war, wie fieberhaft seine Augen leuchteten —

Ein seltsames Gefühl ergriff sie.

„André,“ sprach sie leise, an ihn herantretend, „und wenn dies alles vollbracht ist, werden wir glücklich sein nachher —?“

Er vermied ihren Blick. Er fühlte wie sie, daß etwas zwischen sie getreten war — daß es nicht mehr war wie früher.

Dann schüttelte er unmutig den Kopf.

„Ich weiß es nicht — Wer das vorhat, was wir wollen, darf nicht fragen, ob er glücklich wird — Robespierre und Saint-Just haben Tausende geopfert, um das Ziel zu erreichen, und sie sind auf halbem Wege aufgehalten worden. Sollen wir jetzt nach diesem einen Menschenleben fragen, das uns hinderlich ist?“

Das Auge der jungen Frau senkte sich tief in das seine. Es hatte wieder den starren, drohenden Ausdruck von vorhin.

„Ich werde das thun, was Du willst,“ sprach sie mit bleichen Lippen, „ich habe Dir so viel geopfert, mag auch dies noch sein —! Aber hüte Dich, daß das wahr ist, was ich heute gehört habe —! Hüte Dich, mich um den Preis zu betrügen —! Denn ich wäre die erste, die Dich ins Verderben stürzte — Dich und Euch alle dazu —!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Rosen von St. Cloud.

Im Park von St. Cloud flammen die bunten Lichter, hört man die Klänge der Musik, vermengt der Frühlingswind seine ersten schüchternen Grüße mit dem heißen Atem des Festes, dem Lärm und der Bewegung all dieser Hunderte, die hier versammelt sind. Oben die Orangerie des Schlosses ist glänzend erleuchtet, man sieht hinter den Spiegelscheiben Schatten vorbeihuschen — da wird das Diner vorbereitet für die Nobili der Republik. — Unten sind die Spielsäle geöffnet, die Lotterien, die Schaubuden, denn das Vergnügen hat einen etwas volksmäßigen Charakter heute, in Hinsicht auf die vielen Soldaten und Offiziere, die das Direktorium eingeladen hat. Sie bleiben unten im Parke, vor den Zelten, die da aufgeschlagen sind, während in jenen glänzenden Räumen, zu denen die mit Palmen und kostbaren Pflanzen bedeckten Treppen hinaufführen, Barras und seine Kollegen, die Offiziere der Pariser Garnison, hervorragende Deputierte und Notabilitäten der Künstlerwelt sich versammeln.

Man feiert den letzten Sieg, den die Maasarmee unter Jourdan errungen hat. — Das Direktorium hatte überhaupt alle Ursache, mit der Haltung seiner Armeen zufrieden zu sein in der letzten Zeit. Während im Inneren der Vulkan kreist und tobt, hat man Belgien, das Rheinufer, Luxemburg erobert und der Republik einverleibt. Zudem ist der Krieg in der Vendee, dieser stete Alp der Pariser Machthaber, nahezu beendet. — Die Hauptführer der Royalisten, Stofflet und Charette, sind vor kurzem gefangen.

In Hinsicht auf die siegreichen Truppen sieht man denn auch überall farbige Embleme, blau-rot-weiße Fahnen, Statuen des Mars und der Bellona, die die phrygische Mütze tragen, wie es der antike Stil von 93 erforderte, Liktorenbündel und römische Schilde — den ganzen nachgeahmten Apparat der römischen Triumphatoren.

Trotzdem sehen diese Physiognomien merkwürdig aus. — Alle, Offiziere wie Deputierte, fremde Diplomaten wie Financiers, Männer und Frauen —

Man tanzt — aber man tanzt auf einem Vulkane. Man trinkt — aber man weiß nicht, ob der Wein nicht vergiftet ist wie der des Doktors Desault war, der sterben mußte, weil er Ludwig XVII. nicht begraben wollte. — Man singt — aber man fürchtet sich beinahe vor den Klängen der Marseillaise, vor dem roten Phantom von 93, das wieder zu erstehen drohte.

In einem der Säle unten, geht es ziemlich lebhaft zu. Man sieht die magere, eckige Figur Bonapartes, umringt von den Damen Hamelin, Savigny und Devaines, von Talma, dem Schauspieler, und dem Direktor Letourneur, dem Kollegen Barras'.

„Der General Hoche wird, wenn er aus der Vendee zurückkommt, vom Direktorium in besonderer Sitzung empfangen werden!“ erwidert Letourneur. „Er verdient diese Auszeichnung — er hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.“

Madame Hamelin wendet sich mit einem Lächeln zu ihm um.

„Bürger, Sie dürfen in Gegenwart Bonapartes nicht von seinem Kollegen sprechen,“ sagt sie mit ihrer drastischen Offenheit. „Sie wissen doch, daß er das nicht leiden kann —“

Man lächelt — Bonaparte ebenfalls, aber gezwungen. In der That hat er es nie vertragen können, wenn andere, und besonders Hoche, vor ihm gelobt wurden.

„Pah, das hindert nicht, daß Hoche ein tüchtiger General ist —“

„Kein Wunder, er hat Gelegenheit, sich zu zeigen! — Das Schlachtfeld ist die einzige Schule des Soldaten.“

„Indessen sagt man, General, Ihr wollet uns auch bald verlassen und das Kommando in Italien übernehmen,“ bemerkt Héloise von Savigny nachlässig.

Bonaparte verbeugte sich etwas ironisch.

„Man sagt es nicht nur, Madame — es ist so. In wenigen Tagen erhalte ich mein Dekret und lege dann mein Kommando in der Stadt nieder.“

„Hm — gerade in diesem Moment,“ spricht Letourneur halblaut, die Stirn bewölkt.

„Nachdem Ihr den Pantheonklub aufgelöst habt —“

„Vielleicht gerade deshalb!“ spricht Héloise, den Korsen fixierend.

Dieser verzog keine Miene.

„Hoffentlich bekommt Euch das Klima Italiens gut, General,“ bemerkt Madame Hamelin lächelnd. Und zu Héloise gewandt, flüsterte sie dieser zu:

„Er wird noch ausgetrockneter wiederkommen, als er jetzt schon aussieht. Ihr wißt doch, was man sich darüber seit vierzehn Tagen erzählt —?"

Und sie berichtet ihr heimlich lachend, wie Bonaparte neulich die Tumulte, die Babeuf erregt, zu stillen versuchte und dabei mit einem Volkshaufen zusammengestoßen sei, an dessen Spitze eine zerlumpte, ziemlich beleibte Frau sich befand, die, sofort auf den General und seine glänzende Suite losgehend, ihn in dem Phrasenstil der Demagogen gefragt hatte, womit sie es verdienten, daß sie sich vom Schweiße des Volkes dick und fett mästeten? Da wandte sich Bonaparte mit dem ruhigsten Lächeln zu der Gegnerin, indem er sie fragte: „Madame, wer von uns beiden ist dicker, Sie oder ich?" worauf das Volk stürmisch applaudierte. —

Mit einem Witz sind sie noch immer zur Ruhe zu bringen, die guten Pariser.

Héloise hört nur flüchtig, mit zerstreutem Lächeln zu. Sie hat ganz andere Gedanken im Kopf. Und es ist gut, daß niemand aus ihrer Umgebung diese Gedanken ahnt —

„Wissen Sie, daß Madame de Staël nächstens von London nach hier kommen wird —?" spricht Talma, indem er sich an sie wendet.

„Ah, die Tochter Neckers —! In der That, sie hat lange genug gewartet, bis ihr der Boden hier sicher genug schien —"

„Als ob er jetzt sicher wäre —"

„Madame de Staël, die geistreiche Verfasserin des Buches, das Sie mir neulich gaben?" wendet sich Madame Devaines an die Hamelin.

„Ebendieselbe —! Man spricht in allen Salons davon —"

„Ich liebe weder diese Frau noch ihr Buch," mischt sich Bonaparte ins Gespräch. „Sie wendet zu viel Kunst an, um das Allereinfachste und Natürlichste zu erklären —"

„O, General — es sind eine Fülle der schönsten Sittensprüche in diesem Buche! Betrachtungen über die Tugend, die Religion —"

Um Bonapartes Lippen zeigt sich eine gefährliche Ironie.

„Ja, sie spricht von der Tugend mit der ganzen Wärme einer neuen Bekanntschaft —"

„General," versichert ihm die Hamelin mit einer drohenden Geste, „wenn man nicht bisweilen merkte, daß Sie zu viel Geist haben, könnte man glauben, Sie hätten gar keinen."

Héloise lächelt ebenfalls.

„Das ist ein Kompliment, über das ich nachdenken würde, General," sprach sie. „Oder halten Sie es in unserer Zeit für überflüssig, mit den Frauen Betrachtungen über Tugend und Religion anzustellen —?"

Bonaparte macht sein gewöhnliches ernstes Gesicht.

„Mit Ihnen, Madame, nicht — wohl aber mit Frau von Staël —"

Er ist heute abend liebenswürdiger gegen sie als sonst — vielleicht macht das seine Stimmung, seine Heirat mit Josephine von Beauharnais, die in den nächsten Tagen vollzogen wird, die Abreise zu dem so heiß ersehnten italienischen Kommando —

Er sehnt sich nach frischer Luft, nach Alleinsein — Diese Frauen, der Lichterglanz, die Musik, die stickige heiße Atmosphäre des Salons — daran kann er sich immer noch nicht gewöhnen —

Letourneur nimmt seinen Arm und promeniert mit ihm in der Vorhalle auf und ab.

„General, suchen Sie Barras an diesem Abend noch einmal zu sprechen. Er wollte Ihnen die letzten Nachrichten von der Armee von Italien mitteilen. Es scheinen dort unglaubliche Zustände zu herrschen — Man verlangt Geld von uns — Geld, Geld, ja, wer das schaffen könnte —"

Er zuckte die Achseln und ging.

Bonaparte lächelte bitter. Die Republik war auf dem Standpunkte wie die Danae Tizians — sie hätte sich selbst verkauft, um sich im Golde wälzen zu können.

Und trotz aller Misere hatte er den Kopf so voll von Plänen, von Träumen seines Ehrgeizes, die er niemand sagen konnte — die in seiner Seele aufschossen wie phantastisch riesenhafte Wunderblumen, deren Farben entzücken, und deren Duft betäubt.

Denn dieser junge Kopf träumte — mit der Kraft eines Poeten, der er war, mit dem Durst eines Abenteurers, der das Leben erobern will.

Er träumte von Italien.

Bonaparte ging langsam auf die Terrasse hinaus, die, in Absätzen nach dem Seineufer hinabstürzend, in diesem Moment menschenleer und verlassen lag.

Hier war alles dunkel und einsam. Der junge Korse nahm den Hut ab und ließ sich die Stirn von den Frühlingslüften umwehen, die durchs Land zogen, und die ihm vielleicht Dinge erzählten, die die anderen nicht verstanden.

Nach Italien —

Kennst Du das Land, junger Stürmer? Du hast sein Blut in den Adern und seine Gedanken hinter der Stirn. Es ist das Land, wo die Propheten und Welteroberer erstehen, und wo ein glühender Himmel die Gedanken bis zum Ungeheuerlichen erhitzt. Es ist das Land, wo die Erde, schweigend und kahl, mit Ruinenfeldern bedeckt ist, die Dich mahnen, Großes, Niegewesenes zu vollbringen, um Dich nicht von den Toten beschämen zu lassen, die da unten schlummern —

Er fährt mit einem Seufzer empor.

Wenn er das kann —! Wenn er durch diesen Wust von Unfähigkeit, Dummheit und Niederträchtigkeiten durchbringen kann, den der Vulkanboden der Revolution abgesetzt hat, und der jetzt die regierende Schicht des Direktoriums bildet! Diese Deputierten, die alle bereit sind, die Republik für königliches Gold zu verkaufen — diese Generale, die keinen Marsch von zwei bis drei Tagen unternehmen können, weil ihre Soldaten keine Schuhe, und ihre Reiter keine Pferde haben.

Und die nichts anzufangen wagen, weil jetzt jeden Augenblick wieder die Katastrophe in der Hauptstadt eintreten kann, und es sich für sie dann um Kopf und Leben handelt.

Wer hier den Ausweg wüßte —?

Während er hier, den glühenden Kopf in die Hand gestützt, nachsann, beschäftigte man sich eine Etage über ihm ebenfalls mit ihm.

Es war in dem kleinen Saale, wo Barras Cercle hielt.

Die Abgeordneten, die fremden Diplomaten und Offiziere, die ihn vorher in ehrfurchtsvoller Distanz umringten, haben sich im Gewühl der Menge verloren. Er hat sich in eine Nische zurückgezogen, es ist niemand bei ihm als Gaston Valèze und Letourneur, der eben von Bonaparte kommt.

Das Gesicht Barras' sieht geradezu verändert aus — die liebenswürdige, etwas blasierte Ruhe, die er sonst zur Schau trägt, ist gänzlich daraus verschwunden. Unruhe, Zorn, Beschämung beinahe prägt sich darin aus, während er Valèze zuhört, der eifrig auf ihn einredet.

„Ah, da kommt Ihr ja," spricht er zu dem eintretenden Letourneur, „Ihr wißt, was man mir hier einzureden sucht, Bürger Kollege?"

Letourneur sieht Valèze an. Dieser macht eine bezeichnende Geste.

„Daß eine Verschwörung besteht — ein Plan, das Direktorium zu stürzen und dem Volke von Paris eine neue Verfassung aufzuzwingen!" spricht er rasch.

„Eine Verschwörung?!"

„Ich sage es Euch — wovon der Pantheonklub der Anfang war — deren Führer Babeuf, Theurille, Drouot sind, die ganze Meute von 93 — und die nahe dem Ausbruch ist —"

„Und Bonaparte?!" fragt Barras rasch, der einen bestimmten Gedanken zu verfolgen scheint.

Alle drei sehen sich an. Valèze zuckt die Achseln.

„Darum wollte er seine Abreise vielleicht beschleunigen!" rief Letourneur. „Er war davon unterrichtet —!"

„Ich glaube nicht, daß Bonaparte mitschuldig ist, Bürger Direktor," spricht Valèze.

„Einerlei. Er wird vielleicht das Kommando in Italien nicht übernehmen," erwidert Barras. „Wir brauchen ihn dann hier notwendiger — Aber wer hätte das gedacht — diese Canaille von Babeuf —!"

Er stampft ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Diese letzten Tumulte hätten Euch die Augen öffnen müssen — Babeuf hat in diesem Moment unter dem Volke von Paris eine Armee hinter sich —"

„Im Rat der fünfhundert droht uns auch eine Interpellation deswegen," bemerkt Letourneur, „die alten Montagnards rühren sich wieder — Drouot und Theurille haben sie von neuem aufgebracht —"

„Und ich glaubte diese Jakobiner von gestern gut an der Leine zu haben," murmelt Barras, „sie gegen die Royalisten auszuspielen —"

„Ihr seid düpiert, Bürger Direktor, Ihr seid düpiert — Diese Leute wollen etwas ganz anderes —!"

Barras wirft ihm einen kalten Blick zu.

„Ihr wählt Eure Ausdrücke seltsam, Bürger Valèze," spricht er in ruhigem Tone.

Als Mann des ancien régime kann er es nicht immer vertragen, wenn seine Eitelkeit durch die formlosen Ausdrücke der neuen Zeit beleidigt wird.

Valèze entschuldigt sich.

„Ich sage nur, daß Ihr sehr auf der Hut sein müßt. Der Abgrund ist vor Euren Füßen geöffnet —"

„Und Ihr wißt noch gar nichts Näheres über die Verschwörung —?" fragt der allmächtige Direktor ungeduldig weiter.

„Absolut nichts. Ich lasse die Verschworenen überwachen durch den Kapitän Grisel, der sich in ihr Vertrauen eingeschlichen hat, der jedoch an den Beratungen der Führer nicht teil nimmt. Sie versammeln sich teils in Babeufs Wohnung, teils in bestimmten Cabarets, die ich nicht kenne —"

„Ihr wißt also nichts Näheres — Das ist sehr ärgerlich. — Es müßte doch ein Mittel geben —"

Valèze lächelte eigentümlich.

„Ich glaube es schon gefunden zu haben —"

„Und welches —?"

„Das Nähere kann ich Euch noch nicht sagen. Es kommt auf den Erfolg an. Es handelt sich dabei um eine Frau —!"

Jetzt lächelt Barras spöttisch.

„Ah, eine Frau — dann freilich —"

„Um diese Frau —"

Valèze zeigt auf die Gestalt in der weißen, goldgesäumten Robe, die auf der Schwelle des Bankettsaales erscheint — es ist Héloise von Savigny.

„Um diese Frau?! Ah, ich dachte mir, daß sie ihre Hände darin hätte. — Das ist ein Dämon, diese Frau —!" Barras geht erregt ein paar Schritte auf und ab. „Wirklich, Bonaparte hat mich nicht umsonst vor ihr gewarnt — Und durch sie wollt Ihr die Verschworenen —?"

„Ich hoffe mit ihrer Hilfe die ganze Verschwörung wie in einem Netze zu fangen —"

„Ich würde das einen Meisterstreich nennen, Maître Valèze," erwidert Barras etwas spöttisch. „Ihr habt ohne Zweifel Eure Privatabsichten dabei —?!"

„Warum soll ich es nicht eingestehen, Bürger Direktor? Diese Frau war einst so gut wie mein, als André Theurille dazwischen kam —"

„Aha, daher —! Und Ihr hofft jetzt die Beute wieder zu erlangen —? Ihr habt einen anspruchsvollen Geschmack!"

Und Barras wirft auf die junge Frau einen Blick, als ob er sie selber nicht für unwürdig hielte, die Liste seiner Eroberungen zu vergrößern.

„Ich denke, Bürger Direktor, für die ausgezeichneten Dienste, die ich dem Vaterland mit der Aufdeckung der Verschwörung erweise —"

„Es ist noch nicht so weit —! Verschafft sie uns erst, zum Greifen faßbar, die Verschwörung —"

„Ich werde halten, was ich Euch verspreche —"

Barras sieht Valèze einen Moment an. Er überlegt sich, daß dieser Mann eigentlich schon viel zu viel von ihm weiß.

Er hat auch die Geschichte vom Vendémiaire nicht vergessen — Dabei hat Valèze in sehr selbstbewußter Weise auf seiner gänzlichen Amnestierung

bestanden und sehr deutlich auf die Korrespondenz angespielt, die Barras mit dem Ausland geführt hat.

Er könnte unbequem werden, dieser Mann. Es wäre vielleicht gut, sich mit der Zeit seiner zu entledigen.

Wenn nur erst diese Krise, in die Babeuf die Republik gestürzt hat, vorüber wäre —

„Ich sehe also Euren Berichten entgegen, Bürger," spricht Barras ruhig, indem er Miene macht, sich zu verabschieden. „Und vergeßt nicht, daß Eile not thut — Ich verlasse mich auf Euch."

Valèze verneigte sich schweigend.

„Glaubt Ihr auch, Bürger, daß die Republik in einer Krise ist?" wendet sich der Direktor scherzend an Talma, der eben an ihn herantritt, „mir scheint, die Ära der Krisen ist nunmehr geschlossen!"

Der Schauspieler macht ein eigentümliches Gesicht.

„Die Republik gleicht dem Fieberkranken des Apulejus," spricht er. „Die ersten Stürme sind vorüber, aber nun fühlt sie sich müde, erschöpft. — Soll ich Euch ein großes Geheimnis sagen, Bürger? Sie sehnt sich nach einem Arzt, einem Herrn, Bürger Direktor —"

Barras wendet sich halb ärgerlich ab.

Er fühlt ganz gut, daß er nicht das Zeug in sich hat, dieser Herr zu sein.

Talma hat damit nur seine Überzeugung, die des unwandelbaren Monarchisten, der er stets gewesen ist, gegeben.

Übrigens kann man eigentümliche Dinge unter den Offizieren der Loire- oder der Sambrearmee, die unter den Gästen umhergehen, hören. Sie sehen mit Achselzucken auf den Prunk und die Verschwendung des Festes, auf die Prachtkostüme Barras' und seiner Kollegen, auf die Tafel von vierhundert Gedecken, die im Saale der Orangerie gerüstet wird.

Sie wissen, wie es bei ihren Armeen aussieht.

„Hm —! Wie es scheint, ist die Republik noch immer eine Goldmine für die, die an der Quelle sitzen," spricht einer.

„Und uns liefert man Pappsohlen und Uniformen zu drei Livres das Stück —"

„Und die achtundvierzig Bronzekanonen in Metz, die man verkauft hat als altes Eisen, nur um Geld zu machen —"

„Dabei hat das Direktorium sein Gehalt verdoppelt, weil die Assignaten immer noch gefallen seien —"

„Babeuf hat recht —! All die Tausende von Köpfen sind nur gefallen, damit jetzt einige wenige die Nationalgüter zu Millionen ankaufen. Das Land soll eine Domäne der großen Bankiers werden —"

„Die aber nichts einbringen wird! — Seit zwei Jahren sind in Frankreich keine Steuern bezahlt worden!" —

„Wer soll die Bauern zwingen, da keine municipalen Gewalten mehr existieren?"

So spricht und flüstert das durcheinander, der Name Babeuf, sein Programm, seine flammenden Anklageartikel gehen auch hier von Hand zu Hand.

„Seht, wie rasch dies Sparta ein Sybaris geworden ist," spricht ein junger Mann mit düsterem, knochigem Gesicht zu seinem Begleiter, einem hochgewachsenen, stattlichen Mann, der von allen Seiten viel gegrüßt und umschwärmt wird.

Es ist Joseph Chénier, der Bruder des bekannten Dichters, den Robespierre guillotinieren ließ, und der bei ihm ist David, der Maler.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der „Gründerzeit".

Roman

von

Marie Stahl.

(Fortsetzung.)

„Dann wissen Sie natürlich alle Details? Was war's eigentlich mit dem alten Bilsenberg und der Erbschaft?"

„Herr von Bilsenberg war ein vermögensloser, verabschiedeter Offizier und verwaltete den Besitz und das große Vermögen seines blödsinnigen Vetters Udo von Bilsenberg auf Groß-Jehser. Kielemann war erster Inspektor dort, er soll aus den untersten Volksschichten hervorgegangen sein, man sagt, er sei das uneheliche Kind einer Magd und eines Herrn gewesen, was jedoch nicht erwiesen ist, da seine Mutter zur Zeit seiner Geburt verheiratet war. — Einem unheilvollen Erbschaftsgesetz nach wurde Herr von Bilsenberg Erbe des ganzen Besitzes und Vermögens seines Vetters, falls dieser vor ihm das Zeitliche segnete. Starb er hingegen vor dem Idioten, so ging alles an eine andere Linie. Udo, der von Jahr zu Jahr mehr in einen wahrhaft viehischen Zustand versank, bewohnte mit einem Krankenwärter, der ein heruntergekommener, am Examen gescheiterter Student der Medizin gewesen sein soll, und ein anderer hätte sich wohl kaum für den ekelhaften Dienst gefunden, einen separaten Flügel des Jehserschen Hauses. Er war alt und gebrechlich, seine endliche Auflösung stand nahe bevor, als Herr von Bilsenberg, ein Mann in den besten Jahren, durch eine akute Lungenentzün-

bung auf den Tod erkrankte. Doch es ereignete sich, daß in einer Nacht, als man seinen Tod stündlich erwartete, Udo plötzlich starb, während er, gegen alle ärztliche Vermutung, am Leben blieb und genas. Er trat das Erbe seines Vetters an und seltsamerweise verlobte sich gleich darauf seine einzige Tochter, die zur reichsten Erbin der ganzen Gegend geworden war, mit seinem Inspektor Kielemann. Die Sache war so auffallend, da man nichts von einer Neigung der jungen Dame zu dem immerhin vulgären Inspektor wußte, daß man Gründe dafür suchte. Um einen dunklen Verdacht zu bestärken, verschwand der ehemalige Krankenwärter des verstorbenen Idioten nach Amerika. Endlich wiesen die Leute mit Fingern auf Kielemann und Bilsenberg und sagten, daß sie mit Hilfe des verpfuschten Medizinstudenten den Blödsinnigen in jener verhängnisvollen Nacht per Eilzug ins Jenseit befördert hätten, um das Erbe zu sichern. Die Sache kam vor Gericht, die Leiche wurde exhumiert; Gift wurde aber nicht gefunden; im übrigen war sie bei der Sommerhitze so zersetzt, daß etwas anderes nicht mehr festzustellen war. Die Angeklagten wurden bedingungslos freigesprochen und rehabilitiert. Es war nicht anzunehmen, daß Bilsenberg angesichts des Todes einen Mord auf seine Seele laden sollte und ebenso unwahrscheinlich blieb es, daß Kielemann das Verbrechen auf eigene Hand unternommen hätte, um Bilsenberg in den Besitz des Erbes zu setzen, der ihm schwerlich zum Dank für diese That die Tochter zum Weibe gegeben hätte. Es war meinem Vater ein leichtes, den Prozeß zu einem günstigen Ende zu führen und den Verdacht mundtot zu machen, besonders da Herr von Bilsenberg als Ehrenmann bekannt war. Bilsenberg sollte sich jedoch nicht lange an seinem Besitz freuen. Ob die Lungenentzündung ihm den Stoß gegeben oder ob die furchtbare Anklage ihn gebrochen — er erholte sich nie wieder, siechte hin und starb an Auszehrung. Und so ist nun Kielemann sein glücklicher Erbe."

Friedhelm blieb eine Weile nachdenklich. Dann legte er seine Hand auf den Arm des Freundes und fragte mit Nachdruck: „Und was glauben Sie?"

„Bester Bornitz," fuhr Herder auf, „Glauben ist Luxus. Entweder ich weiß oder ich weiß nicht. In diesem Fall weiß ich nur, was ich Ihnen soeben mitgeteilt habe."

„Ich erinnere mich, daß die Sache großes Aufsehen machte, als ich ein Kind war," sagte Friedhelm, „und ich glaube, daß man nur Frau Kielemanns wegen, die ja vielfach mit der Nachbarschaft verwandt ist, ihren Gatten als gesellschaftsfähig anerkannt hat. Meine Eltern verkehren zum Beispiel nicht mit ihnen, obgleich ich zu Hause nie eine Silbe über den Verdacht und was damit zusammenhängt, höre. Aber das ist Grundsatz meines Vaters, seinen Mitmenschen hinter dem Rücken nichts Böses nachzusagen, während er Auge in Auge kein Blatt vor den Mund nimmt und nie mit seiner Meinung zurückhält."

In die Thüre des Gastzimmers traten jetzt die beiden Herren Petsch, leichtes Reisegepäck in der Hand. Gustav in einem kleinkarrierten Jackett-Anzug mit grauem Cylinder und umgehängter Geldtasche, sah wie ein reisender Engländer aus, während Albert in Joppe und Schlapphut an den wilden Westen erinnerte.

Kielemann eilte ihnen entgegen und begrüßte sie mit Händeschütteln.

„Wir fahren nach Berlin, dringende Geschäfte, aber zum Sonntag kommen wir zurück und bringen meine Frau mit — besondere Veranlassung — Familienfest — sehen Sie meinem Bruder nichts an?" fragte Albert mit Augenzwinkern.

„Natürlich — hab's gestern schon gewußt, sagte gleich zu meiner Frau: ‚die sind für einander geschaffen'. Na, gratuliere, gratuliere aufrichtig. Wenn ich noch ein junger Kerl wäre, hätte ich alles dran gesetzt, sie Ihnen wegzuschnappen — Staatsmädchen das, Ihre Fräulein Braut — sehr verständige, junge Dame. Darf's doch zu Hause erzählen?" Und Kielemann schüttelte Gustav fast den Arm aus dem Gelenk.

Friedhelm empfahl sich plötzlich hastig bei Herder, drückte sich grüßend an Petschens und Kielemann vorbei und ging geraden Wegs nach seiner Wohnung.

Er konnte in dieser schwersten Stunde keinen Blick und kein Wort eines Bekannten ertragen. Allein mit sich mußte er die Frage lösen, wie man das Leben weiter erträgt, dem plötzlich alle Freude, alle Hoffnung und alle Süßigkeit geraubt ist, dem nichts bleibt als nüchterne Arbeit, trockene Pflichterfüllung und der bohrende Stachel enttäuschter Liebe.

Eine solche Frage läßt sich nicht von heute auf morgen lösen und nachdem er mehrere Tage bis zur Erschöpfung gearbeitet, fühlte er sich kaum einen Schritt weiter auf dem Wege zur Selbstüberwindung.

Er hatte Freya und seinen versprochenen Besuch in Groß-Jehser ganz vergessen, als ihm an einem Nachmittag die junge Dame in der Berliner Straße begegnete. Sie trat aus einem Konfektionsgeschäft ihm gerade entgegen, er konnte es nicht umgehen, sie zu begrüßen und anzureden.

Er entschuldigte sich verlegen wegen seines Fernbleibens mit Arbeitsüberbürdung, aber Freya schnitt ihm gleich das Wort ab.

„Bitte, nur keinen konventionellen Zwang zwischen uns. Das ertötet jeden Genuß am Verkehr. Ich hoffe, ich habe Sie nicht falsch taxiert, daß man mit Ihnen individuell umgehen kann. Aber Sie sehen wirklich aus, als ob Sie acht Tage lang wie ein Galeerensträfling gearbeitet hätten und notwendig einen Atemzug frische Luft brauchten. Kottbus ist im Sommer noch greulicher als im Winter, nur die äußerste Not trieb mich heute her. Haben Sie schon gehört, daß Petschens die Betriebseröffnung des Aktienunternehmens und die Verlobung mit einem Fest auf der Kohlengrube feiern wollen? Sie werden doch natürlich dabei sein?"

Friedhelm wußte noch nichts davon, er hatte nur schriftlich zur Verlobung gratuliert.

„Das ganze Arbeiterpersonal soll mitfeiern," erzählte Freya. „Offen gestanden, mir sind derartige Feste ein Greuel. Ich habe durchaus keine demokratischen Neigungen, mein eigener bürgerlicher Name

und Papas niedere Herkunft sind mir verhaßt. Ich halte die Aristokraten entschieden für die höhere und höher berechtigte Menschenklasse."

„Sie gehen etwas zu weit, gnädiges Fräulein. Die Aristokraten des Geistes sind denen der Geburt oft überlegen."

Freya zuckte die Achseln. „Ich glaube, Suse von Horneck hält Petschens für Aristokraten des Geistes," sagte sie mit einem leisen Auflachen.

Friedhelm fühlte sich nicht imstande, ein Wort zu erwidern.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unangenehm mir diese biederen, breitspurigen Berliner sind," fuhr Freya fort, während sie zusammen die Straße hinuntergingen. „Der ganze Hochmut irgend eines meiner Bilsenbergschen Vorfahren muß sich auf mich vererbt haben. Ich hasse den Kaufsmannsstand, die Geldspekulation, den ganzen schachernden Handel!"

„Wenn Sie selbst arm wären, würden Sie nicht auch lieber jemand vom Schlage eines Gustav Petsch heiraten, statt lebenslänglich entbehren?" fragte Friedhelm.

„Wenn ich arm wäre?" Freya dachte eine Weile nach. „Dann wäre ich eben nicht ich, nicht die in Überfluß und Unabhängigkeit geborene — darum kann ich diesen Zustand nicht beurteilen. Aber kommen Sie, da ist mein Wagen. Wissen Sie was? Ich fahre Sie ein bißchen spazieren, dabei läßt es sich gut plaudern. Ich langweile mich oft so entsetzlich allein," fügte sie ehrlich hinzu.

Friedhelm fühlte sich durch das Geplauder des interessanten Mädchens von seinen quälenden Gedanken abgelenkt und ohne zu zögern folgte er ihrer Einladung. Er bestieg mit ihr die kleine, elegante Ponyequipage, die sie selbst lenkte.

IX.

Fräulein Kielemann verstand es während der Fahrt ihren Gefährten so anregend zu unterhalten, daß er gar nicht auf den Weg achtete.

„Mitgefangen, mitgehangen," sagte sie endlich lachend, als sie in eine chaussierte, mit schattigen Bäumen bepflanzte Allee einbog, die gerade auf den Gutshof von Groß-Jehser führte. „Jetzt können Sie gleich die versprochene Visite bei uns machen und ich lade Sie zum Abendbrot ein."

„Aber gnädigstes Fräulein —" wandte der Referendar ein, mit einem erschrockenen Blick auf seinen nicht visitenmäßigen Anzug.

„Lassen Sie nur, Sie sind entschuldigt, weil überrumpelt und mit Gewalt hergeschleppt. Papa ist nicht zu Hause und es ist tödlich, mit Mama den ganzen Abend allein zu sein."

So lange Friedhelm denken konnte, war er nicht mehr in Jehser gewesen, darum blickte er jetzt mit Interesse um sich. Man konnte sofort bemerken, daß man sich auf dem Grund und Boden eines reichen Mannes befand, so hochkultiviert und gepflegt war hier jeder Zoll breit Land.

Mitten in den prachtvollen, alten Park hinein war ein neues, villenartiges Herrenhaus gebaut, das etwas den Bildern der cottages auf altenglischen Herrensitzen glich. Es war ein einstöckiges, etwas langgestrecktes Gebäude, dessen Fenster nach der Gartenterrasse zu alle bis auf den Boden gingen. Ein Seitenflügel, der Parterre und ein Stockwerk hatte, war ganz mit Kletterrosen berankt, die zur Zeit in voller, blaßrosa Blüte standen. Die nächste Umgebung des Hauses zeigte hochentwickelte Kunstgärtnerei in sammetartigen Rasenflächen, Teppichbeeten und schönen Ziersträuchern, während auf der Terrasse eine ganze Orangerie aufgestellt war.

Das Schönste an dem Bilde dieses behaglich luxuriösen Heimes war die Parkumgebung mit der weiten Perspektive der Rasenflächen und mächtigen, alten Baumriesen.

Friedhelm fragte, was aus dem alten Wohnhause geworden wäre, dessen er sich noch von früher dunkel erinnerte.

„Das alte Haus liegt am anderen Ende des Parks," entgegnete Freya, während sie die Rampe hinauffuhren. „Es dient mit den alten Stallgebäuden als eine Art Vorwerk und wird von Wirtschaftsbeamten bewohnt, doch steht ein Flügel ganz leer. Das dumme Landvolk hat den Aberglauben verbreitet, es spuke dort, und niemand ist zu bewegen, ihn zu betreten. Wir wollen hernach einmal durch den Park laufen und ich zeige Ihnen das alte Haus."

Sie fanden Frau Kielemann auf der Gartenterrasse in einem großen Lehnsessel zusammengekauert, wie es schien in leblose Apathie versunken. Sie sah trotz des warmen Sommertages wie ein Bündel von Shawls aus.

Nachdem sie sich aufgerüttelt und den jungen Mann begrüßt hatte, begann das mechanische Räderwerk ihrer Gedanken sein Pensum abzuschnurren.

Freya ging in das Haus, um das Straßenkostüm mit einem leichten Hauskleid zu vertauschen, und überließ ihren Gast eine halbe Stunde der Konversation ihrer Mutter.

Friedhelm fühlte der alten Dame gegenüber Neugier und Teilnahme, seitdem ihm die Bilsenbergsche Familientragödie in das Gedächtnis zurückgerufen war. Er betrachtete mit Interesse die verwitterte, gelbliche Wachsmaske ihres Gesichts, das schneebleiche Haar, das nervöse Spiel der feinen, durchsichtigen Hände, die gebrochene, in sich zusammengesunkene Gestalt, und glaubte Spuren großer, ehemaliger Schönheit in diesem greisenhaften Schattengespenst zu entdecken.

Es mochte wohl ein schwerer Schicksalsschlag gewesen sein, der dieses Leben zerstört hatte, und nur unter einem furchtbaren Zwang konnte die Ehe zwischen der schönen Erbin des großen Bilsenbergschen Besitzes und dem Inspektor Kielemann geschlossen sein.

Friedhelm grübelte darüber, als plötzlich die alte Dame ihre hastige, monotone Plauderei unterbrach, und mit einem unbeschreiblichen Blick voll Todesangst in seinen Zügen forschend, ganz unvermittelt fragte:

„Nicht wahr, Sie glauben es nicht, daß er der Mörder war?“

Friedhelm war so überrascht, daß er kaum eine Antwort finden konnte. Er besann sich jedoch schnell darauf, daß es hier nur galt, eine an Herz und Seele Schwerkranke zu beruhigen.

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte er darum möglichst unbefangen und energisch, „ich glaube es nicht und niemand glaubt es. Ihr Herr Gemahl steht über jedem Verdacht.“

„Mein Mann?“ fragte Frau Kielemann mit einem Lächeln, bei dem es dem Referendar ganz kalt wurde — es war ein unheimliches Lächeln.

Sie schwieg eine Weile, es war als wolle sie sich auf etwas besinnen, dann sagte sie mit einer erzwungenen Haltung: „Selbstverständlich. Aber ich sprach eben von dem großen Prozeß, der jetzt in allen Zeitungen ist.“

Eine peinliche Pause folgte.

Friedhelm fragte sich, ob er wirklich eine unerhörte Taktlosigkeit begangen habe oder ob der seltsame Blick und die noch seltsamere Frage der bedauernswerten Frau ihn nicht getäuscht hätten. Er wußte auch nichts von einem Aufsehen erregenden, gegenwärtigen Mordprozeß.

Mit Mühe brachte er ein paar konventionelle Phrasen hervor, als endlich Freyas Rückkehr ihn aus der verlegenen Situation befreite.

Sie sah reizend aus in einem hellen Foulardkleid, das sich ihr, nach dem Schnitt der Tagesmode, wie eine Haut anschmiegte und einen mattschimmernden Glanz hatte. Das durchsichtige Weiß ihrer Gesichtsfarbe war heute durch die Sonnenhitze um einen Ton wärmer gestimmt und in ihren Augen stand ein heiteres Leuchten.

Nachdem man das Abendessen im Gartenzimmer eingenommen hatte, wobei Freya der ermüdenden Konversation ihrer Mutter ziemlich ungeduldig das Wort abschnitt, um dann selbst lustig amüsant zu plaudern, schlug sie Friedhelm einen Rundgang durch den Park vor.

Es dunkelte bereits im Laubschatten der alten Baumriesen; im Gesträuch, über den weiten Rasenflächen lag das Zwielicht der Dämmerung und die warme, dunkelblaue Nachtluft zog magische Schleier über alle Fernperspektiven.

Hätte Freya in diesem selbst herbeigeführten tête-à-tête mit ihrem Gast die geringste Neigung zu einer Liebelei oder zur Sentimentalität gezeigt, so hätte sie abstoßend auf ihn gewirkt und ihn in seinem einmal gefaßten Vorurteil gegen ihren Charakter bestärkt.

Aber sie war weit davon entfernt. Sie blieb so nüchtern, als ob die träumerische Poesie des alten Gartens, im Dämmerdunkel der blütenschwülen Sommernacht, gar keine Reize für sie besäße, und sie unterhielt sich mit Friedhelm, als ob sie mit ihm in einem Salon, unter den Augen vieler Zeugen wäre.

Sie hatte gerade das Richtige für die Stimmung des jungen Mannes getroffen. Er fühlte sich frei und unbefangen, durch ihr anregendes Gespräch angenehm unterhalten und von seinem Kummer abgelenkt, während die duftige Frische der Natur ihn ungemein wohlthuend berührte, gegen die häßliche Prosa des staubigen, dunstigen Stadtaufenthalts.

Sie gingen tiefer in den Park hinein, und je mehr sie sich von dem Wohnhaus entfernten, um so malerischer und stimmungsvoller wurde für Friedhelms Geschmack die Scenerie.

Die moderne Kunstgärtnerei und die jungen Anpflanzungen hörten ganz auf, der Baumwuchs wurde älter und mächtiger, in unbeschränkter Pracht breiteten die Linden, Ulmen, Silberpappeln, Birken und Tannen ihr majestätisches Gezweig. Die kurzgeschorenen Rasenflächen verwandelten sich in wildblühende, wogende Wiesen, aus üppig wildem Gesträuch sah hie und da ein verwittertes Marmorbild, ein kleiner, altmodischer Tempel, und das Wiesengras überwucherte die ausgetrockneten Becken verrosteter und versiegter Springbrunnen. Wunderschön war ein großer, von Weiden und Erlen fast versteckter Weiher, dessen kohlschwarzer Spiegel nur stellenweise zwischen Schilf, Binsen und ganzen Inseln von Wasserlilien sichtbar wurde. Über seine Fläche hinweg tauchte am jenseitigen Ufer, im Rahmen einer Lichtung, das alte Herrenhaus in stattlichen Umrissen auf.

Friedhelm stieß einen Ruf der Überraschung aus über das schöne Landschaftsbild, und wie gebannt blieb er auf der baufälligen Brücke stehen, die er eben mit Freya überschritt. Das alte Haus mit seiner dunklen Vergangenheit wirkte mächtig auf ihn. Es war ein schlichter, aber imposanter Quadersteinbau, dem Verödung und Vernachlässigung nichts von seiner Vornehmheit rauben konnten, sondern ihr einen großen, tragischen Zug verliehen.

Dieses Haus erzählte von Tagen des Glücks und Glanzes eines stolzen, blühenden Geschlechts, dessen verwittertes Wappen noch über dem hohen Frontportal prangte, und in seiner Verlassenheit und Herabwürdigung verkündete es mit stummer, gewaltiger Sprache seinen tragischen Untergang. Die weichen, grauen Schleier der Abenddämmerung verhüllten etwas den häßlichen Verfall und zauberten verschwundenen Glanz zurück, aber sie vertieften die Schwermut des verödeten, verwilderten Landschaftsbildes, das einsame Schweigen, das wie ein unheimlicher Bann auf allem lastete.

Große, schattenhafte Fledermäuse, die ihre Zickzackkreise lautlos über dem Wasserspiegel zogen, schienen hier die einzigen Lebewesen zu sein und durch Freyas helles Kleid geblendet und aufgescheucht, huschten sie gespenstisch hin und wider.

„Können Sie Papas Geschmacklosigkeit begreifen, diesen feudalen Herrensitz verfallen zu lassen und sich eine moderne Villa aufzubauen, die nichts ist als hübsch und komfortabel, aber tödlich alltäglich und uninteressant?“ fragte Freya, indem sie über dem Brückengeländer lehnte. „Ich habe eine Leidenschaft für dieses alte Haus mit seiner Vorgeschichte und dem dunklen Punkt seiner Vergangenheit. Es ist so durchaus aristokratisch, es giebt keine große Familie

ohne große Tugenden und große Verbrechen, es giebt nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft und Gewaltsamkeit. Wissen Sie, daß ich ganz bestimmt glaube, Großpapa Vilsenberg hat den blödsinnigen Udo ermordet oder ermorden lassen?"

Freya sprach so ruhig als spräche sie vom Wetter, während ihre wunderschönen, kühlen Augen gleichmütig zu dem alten Hause hinüberblickten.

„Aber gnädiges Fräulein!" rief Friedhelm entsetzt, „Sie wissen wohl kaum, was Sie da aussprechen."

„Ich weiß es und ich glaube es ganz gewiß, doch Sie sind der erste, dem ich es ausspreche. Es giebt so wenig Menschen, denen man sagen kann, was man denkt. Diese Geschichte von Großpapa und dem Vetter Udo hat mich stets brennend interessiert. Denken Sie nur, welch ein Romanstoff! Ohne Zweifel war mein Großvater ein echter Edelmann, aber auch seine Vorfahren, die Raubritter gewesen sein mögen und die Leute am Wege totschlugen, um sie zu plündern, waren echte, brave Edelleute. Und nun denken Sie doch, daß zwischen ihm und dem herrlichen Besitz nur das schwache, wertlose Leben eines greisen Idioten stand! Er war natürlich seines Erbes so sicher, als hätte er es schon in der Tasche, da kommt der Tod und will ihn foppen, will ihn, den lebenskräftigen Mann, mitnehmen und die blödsinnige Jammergestalt am Leben lassen — vielleicht nur noch ein paar Wochen oder ein paar Tage — um sein einziges, abgöttisch geliebtes Kind zur Bettlerin zu machen. Können Sie es nicht verstehen, daß er selbst angesichts des Todes den Löwenmut hatte, sich zum Herrn des Schicksals zu machen und seiner Tochter das Erbe zu retten? — Ich kann es —"

Freya sah mit einem Blick auf Friedhelm herab, der etwas Zwingendes, Fascinierendes hatte. Sie saß auf dem malerischen, alten Brückengeländer, die Hände um ein Knie geschlungen, und sie glich einer Märchengestalt in dem weißen, weichfließenden Gewand, mit dem bleichen Gesicht und dem dunklen Lockenhaar, unter dem stolzgewölbten Gezweig der alten Baumriesen.

Friedhelm stand in diesem Augenblick unter dem Bann des schönen Weibes und er vergaß fast die Moral ihrer Worte.

„Sie können es?" fragte er nur zweifelnd.

Freya überhörte die Frage. „Und ich glaube, daß mein Vater mehr wußte oder argwöhnte, als für den alten Herrn gut war, und darum mußte ihn wohl meine Mutter heiraten — die bildschöne, einzige Erbin — die zuversichtlich einmal einen anderen geliebt hat — denken Sie nur, welch eine Tragödie!"

„Der Schluß einer Tragödie ist stets die Rache der erzürnten Götter, die unentrinnbar und unabwendbar das unschuldige Haupt des Erben eines Verbrechens trifft," sagte Friedhelm, „darum hüten Sie sich, gnädiges Fräulein, die Geister dieser dunklen Vorgeschichte Ihres Daseins heraufzubeschwören."

„Solch ein Fluch trifft nur Schwächlinge," erwiderte Freya achselzuckend, „ich habe keine einzige Hamlet-Ader in mir. Eigentlich müßte ich als Sprößling so schwerer Konflikte melancholisch-grüblerisch veranlagt sein, aber das gesunde bürgerliche Blut meines Vaters rettete mich vor Zersetzung und Entartung. Ich stehe der Vergangenheit nur mit kritischer Neugier gegenüber und diese Neugier hat mich schon oft in das alte Haus dort hineingetrieben, um alle Ecken und Winkel zu durchforschen und mir, so weit es möglich ist, ein eigenes Urteil über jene Angelegenheit zu bilden. Ich habe mir genau die Räumlichkeiten angesehen, die mein Großvater und sein Vetter Udo bewohnten, und nach der Entfernung, die zwischen ihnen liegt, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß der todkranke Großpapa nicht selbst den Blödsinnigen ermordet haben kann, aber wahrscheinlich hat er den Krankenwärter, der ja eine catilinarische Existenz gewesen sein soll, dazu veranlaßt. Es ist mir alles ganz klar."

„Nach welcher Seite liegen die Räume, die der Blödsinnige bewohnte?" fragte Friedhelm.

„Die beiden Eckfenster oben links gehören dem Zimmer, in welchem er in jener verhängnisvollen Nacht starb. Kein Mensch in ganz Jehser ist zu bewegen, die Schwelle dieses Raumes zu betreten, so stark ist der Aberglaube an den spukenden Geist des armen alten Udo. Aber — was ist das? — sehen Sie es?"

Freya sprang auf ihre Füße und starrte nach den bezeichneten Fenstern hinüber.

„Ja, ich habe es deutlich gesehen, ein alter Mann stand an dem äußersten Eckfenster," sagte Friedhelm, indem auch er angestrengt hinübersah.

„Da ist er wieder!" rief Freya.

Es konnte keine Täuschung sein, sie sahen es beide.

Die Züge des Mannes waren nicht zu erkennen, man sah nur hinter den Scheiben ein weißhaariges Haupt. Aber um jeden Gedanken an eine Täuschung unmöglich zu machen, öffnete die Gestalt drüben das Fenster und lehnte eine Weile hinaus, wobei sie scheinbar starr nach der Brücke hinübersah, auf der Freya und Friedhelm standen.

Der Nachtwind hatte sich erhoben, es kam ein kalter Lufthauch mit müdem Seufzen über die schwarze Wasserfläche und schauerte durch das aufrauschende Schilf.

Freyas Hand hatte sich unwillkürlich um den Arm des jungen Mannes geklammert, sonst verharrte sie regungslos und mit allen Sinnen beobachteten beide die Erscheinung am Fenster, die plötzlich sehr hastig verschwand und das Fenster schloß.

„Sie sehen," sagte Friedhelm, der sich zwang, ganz unbefangen zu scheinen, obgleich ihm seltsam schauerlich zu Mute war, „es giebt doch noch Leute, die das Zimmer betreten."

„Ich habe diesen Mann noch nie in Groß-Jehser gesehen," erwiderte Freya, „und soviel ich weiß, sind die Thüren zu diesen Räumen verschlossen. Die Schlüssel, die dazu gehören, hat der Verwalter in Verwahrung, der die Parterrezimmer der Hoffront bewohnt. Ich schlage vor, wir gehen sofort zu ihm und fragen nach den Schlüsseln."

Friedhelm war mit diesem Vorschlag einverstanden und Freya führte ihn um den Teich herum nach dem

Gehöft, das die Rückfront des alten Herrenhauses umgab.

Es kostete einige Mühe, bis sie den Verwalter gefunden hatten, aber dieser beteuerte, daß er noch nie irgend jemand die bewußten Schlüssel gegeben hätte. Er holte zur Bekräftigung seiner Aussage das ganze Bund herbei, das er in seinem Schreibpult verschlossen hielt, als Freya, durch das Fenster seines Zimmers auf den Hof blickend, überrascht ausrief:

„Sehen Sie, Herr von Bornitz, da geht er über den Hof! Das ist ja derselbe Mann, den wir oben am Fenster gesehen!"

„Das ist ganz unmöglich, gnädiges Fräulein müssen sich irren," sagte der Verwalter sehr bestimmt, „das ist einer von den fremden, polnischen Arbeitern auf der Kohlengrube. Der kommt eben geraden Wegs von Zschocher herüber, um mir den Wochenbericht zu bringen."

Friedhelm glaubte ebenfalls eine Ähnlichkeit zwischen dem alten Arbeiter und der Erscheinung am Fenster zu sehen, aber er meinte, ein Irrtum sei nicht ausgeschlossen. Das weiße Haar könne die Täuschung hervorrufen.

„Gut," sagte Freya energisch, „so wollen wir hinaufgehen und die Zimmer untersuchen."

„Aber gnädiges Fräulein bleiben besser zurück," warf der Verwalter ein, ein großer, robuster Mann, mit gebräuntem Gesicht und Thranstiefeln, der eine sehr ernsthafte Miene zu diesem Vorschlag machte. „Meiner Meinung nach ist da gar nichts zu untersuchen, es ist besser, dem Spuk vom Leibe zu bleiben. Was die Herrschaften eben gesehen haben, verwundert mich gar nicht, so was hat man schon öfter gehört. Das braucht nicht Thür, nicht Schlüssel, um da oben sein Wesen zu treiben."

„Jedenfalls möchte ich einmal hinaufgehen," fiel Friedhelm ein, der sich selbst gern überzeugen wollte, wie sich die Sache verhielt und den leisen Spott in Freyas Augen sah, mit dem ihr Blick ihn streifte, als wollte sie fragen: „fürchtest Du Dich auch vor einem Gespenst?"

Friedhelm war durchaus nicht ganz frei vom Mysticismus. Die alteingesessenen Familien wie das Landvolk der Gegend hatten alle ihren starken, traditionellen Aberglauben, und trotz wissenschaftlicher Aufklärung und gesunden Menschenverstandes verwischten sich in seinem Denken und Empfinden zuweilen die Grenzen zwischen Religiosität und Mysticismus, die eigentlich überhaupt nicht festzustellen sind. Aber wenn er auch den Schauer kannte, mit dem man an die Pforte des Übernatürlichen pocht, so war doch Furcht nicht seine Sache. Und seine gesunde Intelligenz fühlte sich ohne zwingende Gegenbeweise stets zum Skepticismus geneigt. Er wollte auch jetzt den Aberglauben nicht gerne Herr über sich werden lassen und vermutete, daß die Erscheinung am Fenster eine natürliche Erklärung finden würde. Aber auch er riet Freya, zurückzubleiben und forderte nur den Verwalter auf, ihm den Weg zu zeigen. Das junge Mädchen ließ sich jedoch nicht zurückhalten.

„Ich bin viel zu neugierig und muß mich selbst überzeugen," sagte sie, „ich gehöre zu den Menschen, die immer am liebsten mit eigenen Augen sehen."

Der Verwalter bewaffnete sich mit einer Laterne und einem dicken Stock und man begab sich die große, vom Alter geschwärzte Holztreppe hinauf, die in die oberen Räume führte.

Die unteren Räume waren zu Vorrats- und Rumpelkammern benutzt, der Geruch von Korn, Kartoffeln, altem Leder und Wagenschmiere verriet ihre jetzige Bestimmung, während den Eintretenden im oberen Stockwerk die dumpfe, moderige Luft entgegenschlug, die unbewohnten, geschlossenen Gemächern eigen ist.

Der Verwalter schien mit seiner Behauptung, daß jede Untersuchung fruchtlos sein würde, recht zu behalten. Die Hauptthüre, die allein den Zutritt zu den Zimmern gestattete, war ordnungsmäßig verschlossen. Gespenstig schlich der Lichtschein der mitgebrachten Laterne durch die kahlen Räume mit den altersgeschwärzten Holzdielen, den von den Wänden faulenden Tapeten und dem von den Decken bröckelnden Stuck, aber weder von einem Einbrecher noch von einem Gespenst war eine Spur zu entdecken.

Große, farbige Kachelöfen und hie und da ein offener Kamin war alles, was von häuslicher Einrichtung noch übriggeblieben. Bis auf die Mäuse, die beim Betreten der Gemächer in eiliger Flucht über die Dielen huschten und hinter den Tapeten raschelten, herrschte öde Leere und totes Schweigen und jedes Wort, jeder Schritt hallte unheimlich von den kahlen Mauern wieder.

„Hier ist Vetter Udos Sterbezimmer, hier war die Gestalt des alten Mannes am Fenster," sagte Freya, indem sie mutig die Thür öffnen und zuerst eintreten wollte. Aber Friedhelm schob sie energisch beiseite und kam ihr zuvor. Seine Vorsicht war unnütz, das Zimmer war ebenso leer wie die übrigen.

Mit lebhaftem Interesse und mit einem leisen Frösteln sah sich Friedhelm in dem kühlen, nach Schimmel und Staub riechenden Gemach um. War hier ein Verbrechen geschehen? ein Verbrechen, das seine Sühne nie gefunden hatte? Und war jene rätselhafte Erscheinung am Fenster wirklich der Abgesandte einer höheren Welt, der Geist des armen Udo, der das schöne, übermütige, selbstbewußte Mädchen hier daran erinnern wollte, daß sie die Erbin einer Blutschuld sei?

Freya hatte unterdessen dem Inspektor die Laterne aus der Hand genommen und unterzog jeden Zoll breit Boden in dem Zimmer einer nüchternen Kritik.

„Ah," sagte sie plötzlich zu Friedhelm, „sehen Sie hier!"

Dicht unter dem Fenster, hinter welchem sie den alten Mann gesehen hatten, lag etwas Erde, frische, noch feuchte Erde, wie von einem Stiefel abgetreten.

„Hier ist ein Mensch gewesen, der ebenso wie

wir von draußen hereingekommen ist," rief Freya mit einem triumphierenden Blick auf den Inspektor.

Das braunrote Gesicht des biederen Mannes war um einen Schein bleicher, als er ängstlich flüsternd erwiderte: „Wissen denn gnädiges Fräulein nicht, das ist ja Graberde. Wenn die Toten wiederkommen, findet man oft etwas davon an der Stelle, wo man sie gesehen hat. Um Gottes willen, lassen Sie liegen, das bringt Unglück."

„Aber Herr Wendlandt," protestierte Freya, „das ist ja alles Aberglaube."

Friedhelm hatte unterdessen sorgfältig die Erde gesammelt und in ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche gewickelt.

„Ich werde sie chemisch untersuchen lassen," sagte er.

Der Inspektor schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Damit soll man sich nicht befassen, das bedeutet nichts Gutes, wenn man es findet. Das bedeutet immer ein frisches Grab," murmelte er, aber die jungen Leute achteten nicht auf seine Warnungen. Sie untersuchten jetzt genau die Riegel und das bewußte Fenster und wollten an dem weggewischten Staub des Simses ebenfalls Spuren eines Menschen von Fleisch und Bein finden.

„Aber wie kommt ein Mensch durch die verschlossenen Thüren?" Diese Frage Wendlandts war allerdings vorläufig nicht zu beantworten.

Freya zeigte ihrem Gast noch die Zimmer, die ihr Großvater bewohnt hatte, und Friedhelm kam ebenfalls zu der Überzeugung, daß ein an Lungenentzündung Todkranker den weiten Weg von diesen bis zu dem Sterbegemach Udos nicht zurückgelegt haben konnte.

Als sie sich endlich wieder von dem Inspektor verabschiedeten, nahmen sie ihm das Versprechen ab, über den Vorfall zu schweigen.

„Ich werde es meinem Vater erzählen, aber ich will nicht, daß meiner Mutter etwas davon zu Ohren kommt," sagte Freya in befehlendem Ton.

Auf dem Rückweg durch den Park tauschten die jungen Leute lebhaft ihre Meinung über das Abenteuer aus und gerieten in einen Disput über Aberglauben und Wunderglauben.

Freya nannte Friedhelms Unfähigkeit, die Grenze zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt ebenso schroff zu ziehen wie sie, eine Schwäche seines altadligen Blutes und sie bedauerte es, diese aristokratische Ader nicht zu besitzen, da sie Vornehmheit über alles schätze.

Als Friedhelm ziemlich spät Groß-Jehser verließ, beschäftigte er sich in Gedanken lebhaft mit Freya und der Familiengeschichte der Vilsenbergs.

X.

Suse von Horneck und Magdalene von Bornitz saßen zusammen auf einem schattigen Plätzchen im Garten von Zschocher, eifrig mit Handarbeiten und Plaudern beschäftigt.

Sie waren unzertrennliche Freundinnen von Kindheit an gewesen. Sie hatten zusammen mit Puppen gespielt, gemeinschaftlichen Unterricht bei Geistlichen und Gouvernanten genossen, waren zusammen konfirmiert worden und hatten alle Jugendschwärmereien erwachsener Mädchen geteilt.

Suse war in Zschocher fast ebenso zu Hause wie in Wartekow, die Nachbarschaft der Güter machte es möglich, sich auf Fußwegen quer durch die Felder in einer halben Stunde zu erreichen, und die Freundinnen sahen sich oft täglich.

Susens Reise nach Berlin und ihre Freundschaft mit Petschens hatte die erste Erkaltung dieser Jugendliebe herbeigeführt. Magdalene war eifersüchtig und sie machte Susens neuer Schwärmerei heftige Opposition. Susens Verlobung drohte verhängnisvoll zu werden, man stand auf gespanntem Fuß.

Magdalene stichelte an einer Weißnäherei, der große Wäschkorb mit der Flickwäsche der Familie stand wie gewöhnlich unzertrennlich neben ihr. Suse hatte ihre Handarbeit fortgeworfen und die Hände um das Knie geschlungen, blickte sie in das dunkle Laub der Rüstern, unter deren Schattendach sie saßen, mit lebhaft geröteten Wangen und streitbaren Augen.

Magdalene sah erregt und sehr niedergeschlagen aus. „Du heiratest also Herrn Petsch um seines Geldes willen?" fragte sie in ihrer geraden Weise, die gern jeder Wahrheit die Stirn bot.

„Aber Lene! das ist doch eine ganz falsche Auffassung der Sache und dessen, was ich eben sagte!"

„Verzeih, Du hast mir auseinandergesetzt, daß Du das Leben in den alten, engen Verhältnissen nicht mehr ertragen kannst, und daß die Aussicht auf eine weitere, interessantere Lebenssphäre, die Dir durch die Mittel Deines künftigen Gatten offenstände, Dich zu diesem Entschluß veranlaßt hätte."

„Nun ja, das ist doch im Grunde ganz etwas anderes. Du willst mich nicht verstehen, Magdalene. Es zieht mich mit Macht hinüber in jene fremden Kreise, weil mir ein Licht aufgegangen ist, daß die Intelligenz und die beste Arbeitskraft unserer Zeit dort zu finden ist."

„Wenn Du Dich nur nicht irrst. Ich kann nicht sagen, daß Petschens mir oder irgend jemand sonst diesen überwältigenden Eindruck gemacht haben."

„Weil Ihr in Vorurteilen befangen seid."

„Ich denke, man sollte einzig und allein aus Liebe heiraten."

„Bitte, erkläre mir doch gefälligst, was Liebe ist."

„So lange Du nicht weißt, was Liebe ist, solltest Du überhaupt nicht ans Heiraten denken."

„Da könnte ich vielleicht warten, bis ich eine vertrocknete alte Backpflaume bin."

„Besser, als ohne Liebe heiraten."

„Nein, Lene, ich habe nicht die Geduld wie Du, ewig neben dem Flickkorb zu sitzen. Siehst Du, Linchen Petsch ist doch ideal glücklich in ihrer Ehe und sie hat mir gesagt, sie hätte vor der Hochzeit keine Ahnung gehabt, was Liebe in Wirklichkeit sei. Sie behauptet fest, jedes wohlerzogene und christliche junge Mädchen verliebe sich erst nach der Hochzeit in

seinen Gatten. Vorher sei es weder schön noch schicklich und Hochachtung genüge vollkommen."

„Es ist mir ganz egal, was Dein Linchen predigt," rief Magdalene heftig, mit einer Gereiztheit, die auf kein Wohlwollen gegen besagte Dame schließen ließ, „ich glaube kein Wort davon! Sie hat Dich zu der Ehe mit ihrem Schwager überreden wollen. Aber ich bin überzeugt, wenn Du nur gewartet hättest, würdest Du die echte, rechte Liebe kennen gelernt haben und der arme Friedhelm brauchte nicht unglücklich zu werden!"

„Friedhelm?" fragte Suse und machte große Augen.

„Ja, hast Du denn wirklich nie gemerkt, daß Friedhelm Dich lieb hat?"

„Ach, Lene! was Du Dir einbildest! Als ob er nicht ewig mit mir gezankt und mich schlecht gemacht hätte."

„Ja, gerade darum!"

„So? Das ist eine sonderbare Art von Liebe, ich danke schönstens dafür. Mich hat er stets geschulmeistert und jene arrogante Inspektorstochter braucht ihn nur süß anzulächeln, um ihn sofort zu ihrem Sklaven zu machen!"

„Du hast Friedhelm nie verstanden und Du hast keine Ahnung, was Du an ihm verscherzt hast. Ich weiß es schon sehr lange, daß er Dich liebt, und obgleich es mein größter Wunsch war, Euch einmal vereint zu sehen, die Ihr mir die beiden liebsten Menschen auf der Welt seid, habe ich nie ein Wort darüber zu Dir gesagt, weil ich es unrecht und taktlos finde, sich einzumischen. Ich denke darüber anders als Dein Linchen."

„Wenn Friedhelm mich wirklich liebte, würde er nicht Freya Kielemann so rasend den Hof gemacht haben."

„Du wirst ihn wohl dazu gereizt haben und Du bist auch seiner Liebe gar nicht wert. Ich würde lieber mit einem Mann wie Friedhelm hungern und trocken Brot essen, als mit einem Herrn Petsch bis an den Hals im Golde sitzen!"

„Mir scheint, Du kannst nicht von der fixen Idee loskommen, daß ich meine Seele für Braten und Pudding an Gustav verkauft habe."

„Jedenfalls kann ich Dich nicht begreifen. Es ist nicht mehr zu ändern, ich fürchte nur noch ein Unglück. Friedhelm wird wie jeder rechte Mann nicht an einer enttäuschten Liebe zu Grunde gehen. Er wird es überwinden und einsehen, daß Du nicht die Rechte für ihn warst. Aber gerade jetzt kann ihm Fräulein Kielemann gefährlich werden. Sie ist sehr schön und sehr klug, sie blendet und täuscht. Sie will einen Mann mit altem Namen, Friedhelm gefällt ihr, und das Geld ist ihr gleichgültig, denn sie selbst hat mehr als genug. Sie kann jede Rolle spielen, die sie will, sie hat sogar meinen Vater getäuscht und das will viel sagen. Ich habe sie beobachtet, als sie neulich Besuch bei uns machten."

„Laß doch," sagte Suse mit einem Aufwerfen des Kopfes, „vielleicht kann Friedhelm gar keine bessere Partie machen. Wenn er sich in sie verliebt, dann ist ihm ja geholfen."

„O, Suse, wie Du sprichst! Ich kenne Dich gar nicht mehr!" rief Magdalene entrüstet. „Kann wohl ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mit Freya glücklich werden?"

„Vielleicht beurteilst Du sie zu scharf."

„Mich haben meine Antipathien selten getäuscht. Aber selbst wenn Freya ein Engel wäre, könnte man nur den Mann beklagen, der in die Familie hineinheiratet."

„Wegen der alten Geschichten?"

„Ja, ich weiß, daß alle rechtlichen Menschen überzeugt sind, es ist da nicht mit rechten Dingen zugegangen und daß Herr Kielemann sich auf unrechtmäßige Weise in den Besitz seiner Frau gesetzt hat. Papa hat deshalb stets den Verkehr mit Groß-Jehser vermieden und nun bringt uns Friedhelm diese Leute über den Hals. Deine Verlobung hat uns schon Kummer genug gemacht, aber ich weiß nicht, wie wir es ertragen würden, wenn Friedhelm sich von Freya fangen ließe."

Suse sah sich mit einem eigentümlichen Gefühl in dem alten Garten um. Sie war eine Fremde geworden auf diesem Stückchen Heimatserde. Sie hatte sich losgelöst von den alten, lieben Freunden, um neue zu erwerben und wie eine Abtrünnige sah man sie scheiden. Wie lieb war ihr früher dieser heimlich stille, alte Garten gewesen, mit den Äpfel- und Birnenbäumen auf den Grasplätzen, den gelben, mit kniehohem Buchsbaum eingefaßten Kieswegen, den Gemüsepflanzungen zwischen buntwuchernden Blumenbeeten und das einfache, ehrwürdige Landhaus dort mit seinem epheuumsponnenen First war ihr stets ein zweites Vaterhaus gewesen!

Ein heißes Wehgefühl stieg aus einer noch unergründeten Tiefe ihres Herzens empor als sie fragte: „Glaubst Du wirklich, daß er daran denkt, sie zu heiraten? Er hat sie ja kaum kennen gelernt?"

„Ich glaube, denken thut er sich vorläufig gar nichts, er sucht Zerstreuung. Er ist in letzter Zeit oft in Jehser gewesen. Freya holt ihn sogar in ihrem Ponywagen aus der Stadt ab. Sie nimmt sich allerlei Freiheiten für ein junges Mädchen. Ihr Vater kümmert sich nicht darum und hat natürlich keine Ahnung, was einer jungen Dame zukommt, und ihre Mutter ist ja immer krank oder bildet es sich wenigstens ein. Friedhelm ist viel allein mit ihr."

„Das ist ja sonderbar!" rief Suse ärgerlich, „ich begreife nicht, wie Friedhelm ein solches Benehmen gefallen kann!"

Eine Pause trat ein. Suse lauschte in Gedanken versunken dem leisen Wehen des Sommerwindes, der in den breitästigen Äpfelbäumen hängen blieb und die feierlichen Malven und Sonnenblumenstauden auf den Rabatten nicken machte.

„Ich will jetzt zu Deinem Vater gehen und ihn selbst zu meinem Verlobungsfest einladen," sagte sie endlich, sich aus ihrer Träumerei aufraffend. „Er wird wohl unterdessen vom Felde gekommen sein."

Sie fand den alten Herrn in seinem Arbeitszimmer. Er war eifrig damit beschäftigt, Samen zu sortieren und bastelte und klebte an Papiertüten herum. Suse warf einen Blick durch das Zimmer,

als sähe sie es heute zum ersten Mal in seiner puritanischen Einfachheit. Wie heimisch war sie hier gewesen und auch hier fühlte sie sich entfremdet. Es war nur die Schuld ihrer Freunde, die sie nicht verstehen wollten. Gewiß, sie waren die liebsten, prächtigsten Menschen und sie würde ihnen stets die alte Liebe und Freundschaft bewahren. Aber sie blieben an alten, altmodischen Vorurteilen hängen und waren zu engherzig, ihr den freieren Flug zu gönnen.

„Onkel Bornitz," sagte Suse, zu dem alten Herrn an dem mit Wachstuch bezogenen, birkenen Schreibtisch tretend, „nicht wahr, Ihr kommt doch alle zu unserem Fest? Ich wollte Dich noch persönlich darum bitten."

Herr von Bornitz setzte die große Hornbrille ab, zog Suse mit beiden Händen näher zu sich und sah ihr gerade in die Augen.

„Nein, mein Kind, was ich nicht gutheißen kann, das kann ich nicht durch Feste mitfeiern. Und ich kann den Gruben-Aktienschwindel ebensowenig gutheißen wie Deine Verlobung."

„Aber Onkel —" die Thränen traten dem jungen Mädchen in die Augen.

„Ich kann es auch Dir zuliebe nicht thun. Ich würde Euer Vergnügen stören. Ich kann Dir nicht verbürgen, daß ich nicht mitten unter Euch mit der Faust auf den Tisch schlüge und Euch ein Mene Tekel zuriefe. Es thut mir leid um unsere alte Freundschaft, Kind, aber es ist nun nicht mehr zu ändern. Geh Du hin und heirate Deinen Gründer, aber laß den altmodischen Onkel Bornitz dabei aus dem Spiel. Sein Rücken ist zu steif, er kann sich nicht mehr vor dem neuen Zeitgötzen, dem goldenen Kalb, bücken lernen."

„Denkst Du wirklich so niedrig von mir?" rief Suse mit blitzenden Augen.

„Suse, sieh mir einmal gerade in die Augen und beantworte mir die eine Frage: liebst Du Deinen Berliner Gründer?"

„Ich — ja — ich — Onkel, was ist denn eigentlich Liebe?"

„Gott bewahre Dich, daß Du es zu spät erfährst. Mir ist recht bange um Dich, mein Kind. Ich weiß, Du begehst keine bewußte Niedrigkeit, aber Du hast Dich in Täuschungen verrannt. Das, was Dir jetzt so groß erscheint, ist nicht wahre Größe, und was in Deinen Augen glänzt, ist trügerischer Schein. Solche Männer wie Petschens, wie die Herren Strousberg und Quistorp sind kein Segen für unser deutsches Land. Sie verleiden unserem Volk die rechtliche Arbeit im Schweiße des Angesichts, und sie säen das Unkraut der Geldgier und des unlauteren Geldschachers unter uns. Mögen ihre Paläste bis in den Himmel ragen, und mögen sie unsere Reichshauptstadt zu einer Stadt mit goldenen Gassen machen, sie bringen uns doch nur Verderben! Die wahre Größe eines Volks ist nichts als Mühe und Arbeit und die einfach rechtliche Gesinnung, die das Gewissen nicht dem äußerlichen Erfolg opfert. — Es ist mir leid um Dich, mein liebes Kind, Du warst eine von unsern Besten. Ja, die Herren, die jetzt die Helden des Tages sind, werden eine Auslese halten unter unseren Töchtern und sich nicht die schlechtesten aussuchen. Und Ihr thörichten Weiblein folgt ja doch alle der Rattenfängerpfeife, die so lieblich lockt und so schöne Liedchen singt von den Genüssen der Welt und von ihrer Herrlichkeit."

Suse hörte gesenkten Hauptes zu. Ihr war tieftraurig zu Mut, und doch konnte sie ihre Überzeugung nicht opfern. Und sie glaubte fest, daß der alte Onkel Bornitz sich irre. Das Neue war ihm nur verhaßt, weil es mit alten Traditionen brach, in denen er wurzelte und von denen er nicht mehr loskommen konnte. Er verstand seine Größe nicht.

Mit dem Gefühl, eine Märtyrerin ihrer Überzeugung zu sein, ging sie später allein durch die wogenden Kornfelder heimwärts, nachdem Magdalene sie bis an die Grenze begleitet und versprochen hatte, zu ihrem Verlobungsfest zu kommen, so schwer es ihr wurde.

Sie grübelte darüber nach, ob es wahr sei, daß Friedhelm sie geliebt habe, und ein heftiger, nicht ganz zu rechtfertigender Zorn erfaßte sie stets bei dem Gedanken an ihn und Freya. Ihr war dabei zu Mut, als stünde sie an einem jäh sich öffnenden Abgrund, vor dem sie die Augen fest verschließen müsse.

Das Bild des jungen Mannes wollte nicht aus ihrer Seele weichen, als er plötzlich an einer Biegung des Weges leibhaftig vor ihr stand.

Es war ein Sonnabend Abend, und er pflegte oft zum Sonntag von Kottbus nach Zschocher hinauszuwandern.

So hatte diese Begegnung an und für sich nichts Wunderbares, bis auf den Zufall, daß er gerade heute diesen Fußpfad wählte, aber Suse erschien sie in ihrer erregten Stimmung fast wie eine übernatürliche Fügung.

Es kam wie ein großer Schreck über sie. Sie starrte ihn sprachlos an, er kam ihr ganz fremd vor, als sei eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

Sie hatte ihn bisher noch nie als vollreifen Mann angesehen, und jetzt bemerkte sie, daß er in die Mannesjahre hineingewachsen war, ja, daß seine Haltung und der ganze Ausdruck seines Wesens, in gefestigtem Ernst und unabhängiger Würde, allen jungen Männern ihrer Bekanntschaft weit überlegen war.

Und das Wohlgefallen, das die anspruchsvolle Freya an ihm fand, öffnete ihr auch plötzlich die Augen über seine äußeren Vorzüge. Seine energisch freie Haltung, sein Gang, die kräftig schlanke Gestalt und der männlich intelligente Kopf fielen ihr jetzt auf wie etwas Ungewöhnliches, während sie ihr bisher alltäglich erschienen waren durch die Macht der Gewohnheit.

Auch Friedhelm kam die Begegnung mit Suse ganz unerwartet und ihr Anblick überwältigte ihn einen Augenblick.

Er hatte eben lebhaft über Freya nachgedacht, deren zuweilen einfaches, offenes und zuweilen so kompliziertes, vielgestaltiges Wesen ihm in letzter Zeit viel zu raten aufgab. Aber kaum erblickte er Suse,

als ihr Bild wie ausgelöscht vor seinen Augen war und die alte, unterdrückte Liebe sich geltend machte.

Auch er fand Suse durch die letzten Wochen verändert.

Ein Schimmer des reifenden Weibes lag über ihr, die er bisher nur als ein großes Kind gekannt hatte, und diese neue Entwicklungsphase erhöhte den schmerzhaften Reiz, den sie auf ihn ausübte.

Mit verdüsterter Stirn sah er ihr in die großen, erschrockenen Augen und zog den Hut zu einem formellen Gruß.

„Gnädiges Fräulein kommen von Zschocher, wie ich vermute?"

Man konnte eine Wildfremde nicht steifer begrüßen.

„Ja," entgegnete Suse mit aufsteigendem Unmut, „und man will dort kaum noch etwas von mir wissen. Ihr Vater hat mir einen Korb gegeben auf meine Einladung zu meinem Verlobungsfest, und Magdalene läßt mich fühlen, daß ich in Ungnade gefallen bin, und daß es ein großes Opfer für sie sein wird, zu dieser nicht standesgemäßen Verlobung zu erscheinen."

„Magdalene ist wohl ein wenig eifersüchtig auf Ihre neuen Freunde, Sie müssen ihr schon etwas zu gute halten, und über meinen Vater dürfen Sie sich nicht wundern. Sie kennen ihn zu lange und zu genau, um erwarten zu können, daß er Ihretwegen seine Ansichten ändert," erwiderte Friedhelm mit wiedergewonnener Beherrschung.

„Und werden Sie mich auch durch Nichterscheinen strafen?" fragte Suse gereizt, aber gleich darauf bereute sie die schnellen Worte bei dem stolzen, fast strengen Blick, der sie traf.

„Dazu ist keine Ursache vorhanden, ich maße mir nicht mehr an, Ihre Handlungsweise zu kritisieren, es giebt jetzt nur noch einen Mann auf der Welt, der dazu ein Recht hätte, und das ist selbstverständlich Ihr Verlobter."

Diese Antwort reizte Suse noch mehr, sie fühlte wie ihr das Weinen die Kehle emporstieg, und sie erhitzte sich mehr und mehr in den Zorn der gekränkten Unschuld hinein. Der Zorn auf Friedhelms Verhältnis zu Freya versteckte sich dahinter.

„Sie machen es gerade so wie die andern, Sie behandeln mich alle, als wenn ich eine Schlechtigkeit begangen hätte!" rief sie mit blitzenden Augen.

„Sie übertreiben," sagte Friedhelm fast kalt, „aber Sie müssen die Folgen Ihrer Handlungsweise auf sich nehmen. Sie wußten ganz genau vorher, was wir alle darüber denken, es kann Sie jetzt nicht in Erstaunen versetzen."

„Ich bin allerdings von jeher daran gewöhnt, von Ihnen geschulmeistert zu werden," erwiderte Suse und warf den Kopf auf. „Ich habe es mir vielleicht früher manchmal zu Herzen genommen, seitdem ich mich aber überzeugte, wie parteiisch Sie sind, wie abhängig Ihr Urteil von Ihrer Neigung ist, habe ich das Vertrauen in Ihre Urteilsfähigkeit überhaupt verloren!"

Friedhelm blickte grenzenlos überrascht auf, es ging fast ein Schreck über seine Züge.

„Wie meinen Sie? Was meinen Sie?" stammelte er sichtlich verwirrt.

Suse verstand seine Verlegenheit falsch. Sie glaubte nun erst recht mit ihrem Vorwurf das Rechte getroffen zu haben.

„Ich brauche wohl nicht indiskret zu sein und mich näher zu erklären," sagte sie noch hochmütiger.

„Also auf Wiedersehen — ich rechne auf Ihre Zusage — wir haben kaum genug tanzfähige Herren und wären in Verlegenheit um einen Tischnachbarn für Fräulein Kielemann. Grüßen Sie, bitte, noch zu Hause."

Sie ging mit frostiger Verneigung, mit dem Triumphgefühl, dem jungen Mann ihre wahre Meinung gesagt zu haben und doch mit einem seltsamen Jammergefühl im Herzen.

Magdalenens Befürchtungen waren also gerechtfertigt. Seine Verwirrung zeigte nur zu deutlich, daß sie mit ihrer Anspielung auf Freya seinen verwundbaren Punkt getroffen hatte.

Friedhelm hatte ihr einen Augenblick nachgestarrt.

War es möglich? Klang das nicht wie Eifersucht?

Ach — Gewißheit! Hätte er nur Gewißheit! Er würde ihr nachstürzen und sie festhalten, um sie nie wieder von sich zu lassen, um ihr zu sagen: „Noch ist es nicht zu spät, Deine Thorheit wieder gut zu machen! Du großes, dummes Kind, weißt Du denn nicht, daß Du mich ebenso lieb hast, wie ich Dich?"

Schon machte er eine unwillkürliche Bewegung ihr nach, aber er besann sich und wandte sich mit einem Seufzer nach der entgegengesetzten Richtung.

Nein, er würde sich blamieren, sie hatte ihm ja nur zu deutlich gesagt, daß er ihr gleichgültig und langweilig sei und warum sie Gustav Petsch vorziehe. Daran war nun nichts mehr zu ändern.

Ihre scheinbare Eifersucht auf Freya entsprang wohl mehr den Kränkungen, die sie eben in Zschocher erfahren hatte.

Gesenkten Hauptes ging er durch den blühenden Sommerabend heimwärts. Er war entschlossen, sich mit dem Schicksal abzufinden wie ein Mann und fürs erste sein Leben unermüdlicher Arbeit zu widmen.

XI.

Friedhelm war seinem Vorsatz treu geblieben, er hatte einige Tage hart gearbeitet, um jeden Gedanken an Suse zu überwinden.

Er war auch Groß-Jehser fern geblieben und schlug sich jedes Verlangen nach Freyas fesselndem, oft berauschend wirkendem Verkehr aus dem Sinn. Eine innere Stimme mahnte ihn hier zur Vorsicht.

Doch ein kleines Briefchen, das ihm eines Morgens die Post brachte, zwang ihn, seinen Entschluß zu ändern. Das Billet kam von Freya, er erkannte es sofort an ihrem Lieblingsparfüm, das ihm anhaftete, und es enthielt in großen, eleganten Schriftzügen die wenigen Zeilen:

„Ich muß Sie sprechen, am liebsten ganz allein, darum kommen Sie, bitte, heute abend um sieben Uhr nach dem alten Borkenhäuschen am Parkteich.

Besten Gruß

F. K.“

Friedhelm folgte dieser Aufforderung, obgleich es ihn einige Überwindung kostete, seine Arbeitsruhe aufzugeben und sich von neuem Freyas zerstreuendem Einfluß auszusetzen.

Aber bei der Gunst, die ihm die junge Dame stets durch ihr Vertrauen erwiesen hatte, wäre es eine Ungezogenheit gewesen, diese Bitte nicht zu erfüllen.

Er ließ sich auch nicht durch ein starkes Gewitter abhalten, das in dem Augenblick seiner Abfahrt losbrach. Der Regen rauschte noch eindringlich nieder als er den Park von Groß-Jehser betrat.

Schon von weitem sah er Freya in der Thüre des Borkenhäuschens auf den Holzstufen sitzen, die in das Innere führten. Sie saß unbeweglich und sie glich irgend einer verwunschenen Prinzessin oder einer Zauberin in der Waldeinsamkeit. Die dunkle Öffnung des verwitterten, von wildem Hopfen umsponnenen kleinen Tempels wölbte sich malerisch über ihrem Haupt, ihr weißes Gesicht, mit den seltsam fascinierenden Augen, leuchtete förmlich durch das feuchte Dämmern des Regenabends, und ein weicher, dunkler Mantel, halb zurückgeschlagen, mit langen, fließenden Falten, sah in seiner Einfachheit wundersam phantastisch aus.

Über dem kleinen Borkentempel ragte das dunkel dichte Geäst alter Baumriesen und ringsumher eine Wildnis großer Klettenblätter, auf die der Regen eintönig laut trommelte. Die Klettenstauden versteckten hier fast ganz den schwarzen Teichspiegel, von dem nur eine kleine Bucht sichtbar war.

Als Friedhelm sich näherte, rührte sich Freya immer noch nicht, nur ihre Augen hefteten sich in die seinen und der Schatten eines Lächelns huschte über ihr Gesicht.

Endlich streckte sie ihm die Hand entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie da sind. Es fing an unheimlich zu werden in dieser Einsamkeit. Kommen Sie, hier ist es trocken.“

Sie blieb sitzen und der junge Mann lehnte an dem Pfosten neben ihr.

„Ich habe Sie heute herbestellt, um Zeuge eines anderen Rendezvous zu sein, das ich hier erwarte und vor dem ich mich allein fürchte,“ sagte Freya, „hören Sie nur, was ich erlebte. Sie wissen, daß mein Vater von unserem Abenteuer mit jener Erscheinung am Fenster nichts wissen wollte. Er wurde zum ersten Mal in seinem Leben grob gegen mich, als ich ihm davon erzählte, und schrie mich heftig an, ich sollte ihm mit alten Weibergeschichten vom Halse bleiben. Ich aber nahm mir fest vor, der Sache auf den Grund zu kommen. Ich habe das alte Haus seitdem oft in den Abendstunden beobachtet und ich machte in den letzten Tagen die Entdeckung, daß es wiederholentlich von dem alten Mann umschlichen wird, den wir an jenem Abend über den Hof gehen sahen und der eine Ähnlichkeit mit der Fenstererscheinung zeigte. Gestern, nachdem er plötzlich meinen Blicken entschwunden war, sah ich ihn nach einer geraumen Weile genau denselben Weg über den Hof machen, wie an jenem Abend. Jetzt wartete ich bis er zurückging, und auf dem Fußpfad, der zwischen Hof und Park nach der Landstraße führt, trat ich ihm entgegen. Ich fragte ihn ohne Umschweife: ‚Wollen Sie mir nicht sagen was Sie in dem alten Schloß suchen und warum Sie es so häufig in den Abendstunden heimlich besuchen? Ich habe Sie neulich an einem Fenster des oberen Stockwerks gesehen. In dem leeren Hause ist nichts zu holen, es muß ein besonderer Grund sein, der Sie dorthin führt und wie kommen Sie durch die verschlossenen Thüren?‘

„Der alte Mann hat ein merkwürdiges Gesicht, aber in jenem Augenblick glich er mehr einem Wesen aus einer anderen Welt als einem Menschen von Fleisch und Bein. Er murmelte etwas in einer Sprache, die ich für polnisch hielt, machte wilde Gesten und schüttelte die Faust nach der Richtung des alten Hauses. Plötzlich lachte er ein schrecklich böses Lachen und sagte in dem Deutsch eines gebildeten Mannes: ‚wenn Sie Kielemanns Tochter sind, will ich Ihnen schon den Spaß machen und Ihnen erzählen, was ich dort suche. Aber nicht hier an der Landstraße und nicht heute. Kommen Sie morgen abend um acht an den Parkteich, wo das Borkenhaus steht.‘ Sehen Sie, allein fürchte ich mich nun vor dem Unhold und ich wollte Sie bitten, mir in einem Versteck nahe zu bleiben.“

„Es ist ein Glück, daß Sie mich kommen ließen,“ fiel Friedhelm lebhaft ein, „ich warne Sie vor jedem Alleinsein mit diesem Menschen, denn man kann nicht wissen, was er im Schilde führt. Vielleicht ist er ein Verrückter oder ein Verbrecher.“

„Gehen wir in das Haus bis er kommt,“ sagte Freya, „und wenn wir ihn von weitem erblicken, treten Sie zwischen diesen Pfosten und die Borke, die sich hier wie ein Wandschirm losgelöst hat.“

Sie standen beide in dem dunklen Häuschen und blickten gespannt auf den Weg, auf dem sie den alten Mann zu sehen erwarteten.

Es wurde mit jeder Minute dunkler unter dem dicht verhangenen Abendhimmel und gespenstisch stiegen die Schatten der Nacht aus Baum und Gesträuch.

Und wie der Regen um den altersmorschen Tempel herum rauschte und rieselte und auf den Klettenblättern klatschte und trommelte, nahm er allerlei seltsame Töne und Sprachen an, es klang oft wie ein geisterhaftes Schwatzen, oft wie ein drohendes Murmeln und ersticktes Gurgeln.

„Sprach dort nicht jemand?“ flüsterte Freya.

„Nein, das ist nur der Regen,“ war Friedhelms leise Antwort.

„Es klang ganz deutlich wie eine menschliche Stimme.“

Die Minuten verrannen, die Dunkelheit wuchs, niemand kam. In dem schweigenden, unbeweglichen Warten, Hinausborchen und gespannt auf den Weg

blicken schlich den jungen Leuten leise das Grauen in die Adern.

Auch Friedhelm konnte sich des unheimlichen Gefühls nicht erwehren, als nahe etwas Entsetzliches, dessen sein Mut nicht Herr werden konnte, weil er nicht wußte, was es war.

„Ich fürchte mich," hauchte Freya leise und klammerte sich in demselben Augenblick an den Arm des jungen Mannes.

Dieser faßte nach ihrer Hand und sie schmiegte sich fest an ihn. Es ging ihm wie ein elektrischer Strom durch alle Glieder, als er diesen warmen, hochatmenden Frauenkörper an dem seinen fühlte und die schlanke, nervige Hand in der seinen zuckte.

Er legte schützend den Arm um die holde Gestalt, da bog sie den Kopf zurück und er sah ihre wunderbaren Augen durch die Dunkelheit schimmern.

Er fühlte den Hauch ihres Mundes und in einem Rausch trunkenen Entzückens küßte er die halboffenen, weichen Lippen.

Verloren in diesem ersten Kuß standen beide und als sie aus ihrer Selbstvergessenheit aufschraken, starrte ein verzerrtes, entstelltes, grauenhaftes Menschenantlitz ihnen entgegen, durch eines der bogenförmigen Fensteröffnungen neben der Thüre.

Es war etwas Furchtbares in den verglasten Augen unter dem strähnigen, vom Regen triefenden weißen Haar, etwas, was das junge Paar lähmte und ihm einen eiskalten Schauder durch das Gebein jagte, dann hörten beide einen unterdrückten, heiseren Schrei und wie eine Vision war die entsetzliche Erscheinung verschwunden.

Friedhelm wollte hinaus und ihr nachstürzen, aber Freya lag halb ohnmächtig in seinem Arm und klammerte sich an ihn.

Als sie endlich beide in das Freie traten, war keine Spur von einem menschlichen Wesen zu sehen, ringsumher die dämmernde Einsamkeit, das eintönige Herabfließen des Regens und das große, schwermütige Schweigen der Nacht.

Als sie sich an diesem Abend trennten, waren sie einig, ihre Erlebnisse als Geheimnis zu wahren.

Friedhelm wollte erst darauf bestehen, Anzeige zu machen, um den unheimlichen Menschen und sein Treiben unter Kontrolle zu stellen, aber Freya widersprach diesem Vorhaben lebhaft.

„Wir können ihm nichts beweisen, es käme nichts dabei heraus, wir haben den Aberglauben des ganzen Dorfes gegen uns, der durch unsere Anzeige neue Nahrung erhielte. Vor allen Dingen den Aberglauben meines Vaters, denn ich merkte an seinem Benehmen der Sache gegenüber, daß er ebenfalls an den Spuk glaubt. Außerdem würden wir wahrscheinlich dann niemals erfahren, woran mir einzig und allein liegt, nämlich, was den alten Mann in das verlassene Haus treibt. Nein, ich muß es noch einmal versuchen, ihn auf gütlichem Wege zum Sprechen zu bringen."

Friedhelm gab nach, weil er sich sagte, daß es Herrn Kielemann jedenfalls mehr als fatal war, alte, endlich vergessene Geschichten, die so schwerwiegende Konsequenzen nach sich gezogen hatten, wieder aufzurühren. Aber Freya mußte ihm versprechen, keinen Schritt in dieser Angelegenheit ohne sein Wissen zu thun und vor allen Dingen dem alten Mann nicht mehr allein zu begegnen.

Er war noch im Zauberbann der Leidenschaft als er Freya zum Abschied küßte, nachdem er sie bis in die sichere Nähe ihres Hauses begleitet hatte.

Sie selbst legte ihm strenges Schweigen über ihr Verhältnis zu einander auf, weil eine heimliche Liebe so entzückend sei, ein öffentliches Brautpaar jedoch immer halb komisch, halb bemitleidenswert für andere erscheine.

XII.

Die Vorbereitungen zu Susens Verlobungsfest nahmen in Wartekow einige Zeit und Mühe in Anspruch. Es sollte mit der Betriebseröffnung der Kohlengrube zugleich auf dem Grubenterrain gefeiert werden, unter Teilnahme der Aktionäre und Arbeiter. Die Idee war von Albert Petsch ausgegangen und wurde von ihm, gegen allen Widerspruch, durchgesetzt und ausgeführt.

Frau von Horneck hatte die Hände gerungen über die Schwierigkeiten und Umstände, die eine solche Festfeier draußen auf freiem Felde verursache, aber für Albert Petsch war das nur Spielerei.

Er verstand es nicht nur, seine Leute zu kommandieren und ihre Leistungsfähigkeit auszunützen, sondern er arbeitete selbst für zwei und offenbarte sich zu Linchens Stolz als Universalgenie, als Zimmermann, Dekorateur, Tafeldecker, Speisemeister und Festordner.

„Seine schöpferische Künstlernatur befähigt ihn zu allem, Du wirst staunen, was er aus Nichts hervorgezaubert und zu welch malerischem Festplatz er das öde Grubenterrain umgewandelt hat," bemerkte Linchen zu Suse, die überrascht werden sollte und jene Festregion nicht vor der Feier betreten durfte.

Suse hatte seit ihrer Verlobung Gustav Petsch nicht wiedergesehen, unerwartete Geschäftskomplikationen hielten ihn in Berlin fest.

Die Hochzeit war für den Herbst festgesetzt, früher wollten ihre Eltern und sie selbst sich nicht dazu verstehen.

Sie hatte sich nach ihrem etwas deprimierenden Besuch bei Vornitzens wieder um so energischer in den Heroismus der „modernen Ideen" hineingeredet und es war ganz nach ihrem Sinn, daß ihr Verlobungsfest ein Volksfest sein sollte, an dem der gemeine Arbeiter ebenso viel Anteil hatte wie der Kapitalist.

Am Tage vor dem Fest sollte Gustav Petsch eintreffen und Suse sah diesem Wiedersehen mit einigem Herzklopfen entgegen. Er war ihr in den Wochen der Trennung nur die Personifikation dieser „modernen Idee" gewesen, aber um so näher der Tag seiner Ankunft rückte, um so unabweisbarer fühlte sie die Realität ihres Verhältnisses zu ihm.

Einige Tage vor dem Fest saß die Familie Horneck am Frühstückstisch im Gartensaal beisammen, als wie gewöhnlich die Postsendungen eintrafen.

Herr von Horneck erhielt Zeitungen und Briefe und auch Suse hatte einen Brief von ihrem Verlobten. Als Herr von Horneck die Briefe beiseite schob und die Zeitungen aufnahm, griff Johanna nach dem Briefpaket.

„Du erlaubst, daß ich öffne, Papa, es sind nur Antworten auf unsere Einladungen.“

Sie öffnete einen Brief — „Wernecks sagen ab“ — sie öffnete einen zweiten — „Dieberitzens sagen ab“ — einen dritten — „Graf Kroner sagt ab“ —

„Lauter Absagen?“ rief Frau von Horneck, „und gerade von den nettsten Familien! Mein Gott, wird das ein Fest! Wir werden uns mit den Arbeitern amüsieren müssen!“

Suse blickte mit einem stolzen Stirnrunzeln auf. „Laß nur, Mama, mir liegt nichts daran. Man kann auch ohne sie bestehen.“

„So? Es ist gut für Dich, wenn Du es kannst. Ich kann nicht ohne sie bestehen. Ich möchte meinen altgewohnten Umgangskreis nicht geändert sehen.“

„Es ist wohl nur das Neue, Ungewohnte, was Ihre Freunde abschreckt,“ fiel Linchen beschwichtigend ein, die schon vor einigen Tagen wieder in Wartekow eingetroffen war, um bei den Festvorbereitungen zu helfen, „lassen Sie nur die Zeit lehren, daß der Erfolg auf Ihrer Seite ist, gnädige Frau, und Sie werden sehen, wie recht man Ihnen giebt.“

„O!“ rief Johanna, „Sie irren sich, diese Leute wissen ganz genau, was sie wollen. Der materielle Erfolg ändert an ihren Grundsätzen nichts.“

„Ich weiß auch ganz genau, was ich will,“ erwiderte Suse schnell und schwer gereizt, „die Meinung der Dieberitzens, Kroners und Genossen wird ebensowenig etwas an meinen Grundsätzen ändern!“

„Chacun à son goût,“ sagte Johanna achselzuckend, „ich tanze lieber mit Graf Kroner als mit einem Kohlenarbeiter.“

Die Stimmung wollte ungemütlich werden am Kaffeetisch, als Herr von Horneck sich erhebend sagte: „Sehr beunruhigende Gerüchte aus Wien. Der große Finanzkrach ist zur Thatsache geworden und nimmt Dimensionen an, die alle Befürchtungen weit übersteigen. Wo ist denn Herr Petsch? Ich muß ihn sprechen.“

„Mein Mann ist schon seit fünf Uhr früh auf der Kohlengrube und wird vor dem Mittagessen kaum heimkehren,“ erwiderte Linchen.

„Dann werde ich einmal hinausreiten,“ mit diesen Worten entfernte sich Herr von Horneck, ohne sein Frühstück zu beenden. Seine Frau ging ihm nach.

„Hast Du irgend welche Befürchtungen?“ fragte sie, die Thür seines Ankleidezimmers hinter sich schließend, die Klinke in der Hand.

„Man kann nicht wissen,“ war die Antwort, die einen gereizten Ton hatte. „Noch steht bei uns scheinbar alles fest — wir haben hier gesundere Verhältnisse als in dem vermorschten, alten Österreich stecken — aber eine große Depression werden diese unheilvollen Ereignisse jedenfalls auch auf unsere Geschäftswelt ausüben.“

„Kann das irgend welchen Einfluß auf Euer Unternehmen haben?“

„Natürlich den schlimmsten. Wenn die Unternehmungslust fehlt, gerät alles ins Stocken. Die Vorboten dieses Krachs haben sich längst fühlbar gemacht.“

„Mein Gott, mir ist so bange um Suse,“ sagte Frau von Horneck angstvoll, „mir fehlt jede Stimmung zu diesem widerwärtigen Fest mit Tagelöhnern und Kottbusser Fabrikbesitzern. Unsere Standesgenossen sagen alle ab.“

„Mir ist noch um ganz andere Dinge bange — aber Ihr habt einen ja hineingeritten in die Patsche. Warum läßt Du Dir etwas aufzwingen, was Dir widerwärtig ist, ist denn Herr Petsch hier Herr im Hause?“

„Hat man mich etwa gefragt? Habe ich nicht Einwendungen genug gemacht und auch von Dir die Antwort bekommen, ich solle Petschens gewähren lassen, es sei im Interesse des Geschäfts?“

„Nun ja — bis zu einem gewissen Grade — aber —“

„Ich möchte wissen, wie da von einem ‚gewissen Grade‘ die Rede sein kann, wenn ich es Herrn Petsch überlassen soll, das Fest anzuordnen. Unsere Nachbarn beweisen den richtigen Takt, wenn sie da fern bleiben, wo der moderne Liberalismus herrscht.“

„So — das hättest Du Dir besser früher überlegt. Hast Du mich nicht mit Gewalt in diese Verhältnisse hineingetrieben?“

„Ich! — Als ob Du Dich jemals von mir zu etwas überreden ließest, wozu Du keine Neigung hast! Ich hätte auch heute noch nichts gegen diese Geschäftsverbindung, man braucht ja eine Aufbesserung der Finanzen zu notwendig und ich habe längst aufgehört auf große Erfolge Deiner Landwirtschaft zu hoffen — aber wenn nur diese Verlobung nicht dazu gekommen wäre, wenn Du Dich nur nicht so ganz diesen Herren Petsch untergeordnet hättest! Ich fühle mich wahrhaftig in meinem eigenen Hause fremd, seitdem dieser Berliner demokratische Geist hier eingekehrt ist!“

Herr von Horneck fühlte sich empfindlich getroffen.

Seine Frau hatte nicht unrecht. Er war abhängig geworden von Albert Petsch, dadurch, daß er diesem die Leitung seines materiellen Wohl und Wehes anvertraut hatte. Langsam aber unfehlbar war die moralische Abhängigkeit auf die materielle gefolgt. Das Verlangen nach erhöhten Geldeinnahmen ohne Arbeitsanstrengung war schuld daran.

Aber der Zorn seines heimlich gefolterten Ehrgefühls wandte sich jetzt gegen seine Frau. Sie bekam bittere Dinge zu hören. Sie war schuld an allem. Ihre Unvernunft, ihr Mangel an Tüchtigkeit, ihre unerhörten Ansprüche hatten ihn in dies unerträgliche Verhältnis hineingetrieben. Und die fehlerhafte Erziehung ihrer Töchter war schuld. Wenn

Suse richtig geleitet wäre, hätte sie sich nie an diesen Commis Voyageur weggeworfen, sondern mehr Standesbewußtsein gezeigt.

Wie gewöhnlich war der Zwist der Eheleute auf dem alten Punkt angelangt, auf den Krieg der beiden Geschlechter. Der Moment war gekommen, wo Frau von Horneck die Thürklinke fest in die Hand nahm und mit Nachdruck und sehr viel Unerschrockenheit sagte:

„Wenn Du mehr an die Versorgung Deiner Töchter als an die Befriedigung Deiner nicht einmal immer erlaubten Wünsche gedacht hättest, hätte Suse allerdings mehr nach dem Herzen als nach dem Verstande wählen können. Du solltest Deine Vorwürfe an eine andere Adresse richten, als an sie und mich. Und wenn die Frage des mangelnden Pflichtgefühls zwischen uns beiden abgewogen wird, so weiß ich ganz genau, wer den kürzeren zieht!"

Diese Anspielung auf gewisse Episoden ihres ehelichen Lebens, in denen Frau von Horneck dem stark gewissenlosen Gatten sehr viel zu verzeihen gehabt hatte, wurde stets als letzter und höchster Trumpf nach schweren Reizungen ausgespielt und verfehlte gewöhnlich ihre Wirkung nicht.

Frau von Horneck wollte das letzte Wort wieder durch majestätischen Rückzug bekräftigen, um den Gatten seinen Ärger über die Niederlage ungestört auskosten zu lassen, aber sie prallte auf der anderen Seite der Thüre gegen die Wirtschaftsmamsell, die platt am Schlüsselloch gelegen haben mußte, so heftig war der Zusammenstoß.

Ehe sie jedoch ihrer Indignation Luft machen konnte, brach die Mamsell in laute Klagen aus.

„Gnädige Frau, Herr Petsch nimmt mich alle Leute weg, Frau Jauer habe ich den ganzen Tag noch nicht zu sehen bekommen, die Viehmagd und das Gänsemädchen sind man bloß noch für ihn da und nun soll auch noch das Küchenmädchen helfen die Fahnen zusammennähen und den Kohlenschuppen scheuern! Und als wie ich ganz alleine soll Wirtschafterin, Köchin, Viehmagd und Scheuerfrau hier im Hause spielen, was mich aber zu viel ist, und wenn Herr Petsch hier will Herr im Hause sein, dann kann er sich ja nach einer anderen Wirtschafterin umsehen, denn als Mädchen für alles bei ihm habe ich mir nicht vermietet!"

„Da hörst Du's" wandte sich Frau von Horneck an den Gatten, „Du mußt Herrn Petsch sagen, daß ich unter keinen Umständen die Küchenmagd entbehren kann und daß die Viehmägde ihre Arbeiten auf dem Hof nicht länger versäumen dürfen."

„Ach was, bleibt mir mit solchem Quark vom Halse, macht Eure Leutegeschichten unter Euch ab, ich habe jetzt ganz andere Dinge mit Herrn Petsch zu verhandeln," schrie Herr von Horneck wütend und warf seiner Frau die Thür vor der Nase zu.

Frau von Horneck mußte den Kampf für ihre Hausfrauenrechte allein ausfechten und Albert Petsch war ein stärkerer Gegner als ihr Gatte.

Er wurde nicht nur mit dem ganzen weiblichen Dienstpersonal und der Mamsell, sondern auch mit ihr fertig und setzte seinen Willen gegen alles Sträuben durch. Daß der Haushalt dabei etwas von seinem aristokratischen Wesen einbüßte, kümmerte ihn wenig, er besaß kein Verständnis und keine Würdigung dafür.

Am meisten kränkte Frau von Horneck der familiäre, derbe Ton, den er den Dienstboten gegenüber anschlug und daß er seine Absichten weniger durch Strenge und Respekt, als durch Gemütlichkeit und drastische Scherze erreichte, wenigstens was das weibliche Element im Hause betraf.

„Mit einer Frau muß man nicht zanken; wenn sie nicht parieren will, faßt man sie um die Taille und streichelt ihr ein bißken die Backen, da wird die tollste zahm," diesen Grundsatz hatte er sich zur Richtschnur gemacht und er wirkte thatsächlich Wunder.

Selbst Mamsell wurde zum Lamm als er sie auf den Rücken klopfte, unter das Kinn faßte und gemütlich sagte: „Na, Mamselleken, seien Se man jut, man bloß dies eine Mal, es ist ja für Fräulein Suse und mir zuliebe quälen Se sich ja recht jerne. Ich verschaffe Ihnen auch 'nen recht propren Mann dafür, ich weiß einen in Berlin für Sie, mit 'n Delikateßjeschäft in der Chausseestraße. Der hat die besten Matjesheringe und 'n wunderschönen, großen Bart. Der braucht jrade so 'ne kleene, dralle, vernünftige Person wie Sie sind."

Frau von Horneck war starr vor Staunen und Entsetzen, als sie die Küche betrat, die sie vor einer Weile als wüstes Chaos heulender, zankender Weiber verlassen hatte, und plötzlich nichts als Lachen, Kichern und Jubeln vernahm.

Da stand Albert Petsch, eine große, blaue Küchenschürze umgebunden, eine alte Schute von Weiberhut auf dem Kopf und mimte dem entzückten Personal ein Berliner Hökerweib vor.

Sie waren alle hingerissen, von der Mamsell bis zum kleinen Gänsemädchen, und er konnte darauf mit ihnen machen, was er wollte.

Es war zwar eine Erleichterung, der weiteren Kämpfe überhoben zu sein, aber Frau von Horneck war nichts weniger als erbaut über diese Berliner Gemütlichkeit.

Suse hatte in dem Brief ihres Verlobten die Nachricht erhalten, daß er erst am Tage des Festes selbst eintreffen könne. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, sich um diesen Aufschub zu sorgen, bis sie später Linchen unter vier Augen ihren Mann fragen hörte:

„Es kann doch nichts Ernsthaftes sein, was Gustav abhält zu kommen?"

„Bewahre," erwiderte Albert leichthin, „es ist ja alles wieder in Ordnung."

„Wieder in Ordnung," sagte er, es mußte also einmal etwas nicht so gewesen sein, wie es sein sollte.

Suse fragte Linchen danach, als sie mit dieser allein war.

„Beunruhige Dich nicht, liebes Herz," sagte Linchen, „in letzter Zeit hat die große Firma, von der alles für uns abhängt, viel Unannehmlichkeiten durch den Wiener Finanzkrach gehabt, der ja schon seit Monaten spukt. Es entstanden allerlei gefahr-

volle Komplikationen, die aber glücklich wieder überwunden sind und nur bewiesen haben, auf wie festen Füßen man steht. Die ganze Basis unseres Geschäfts- und Staatslebens ist eine zu gesunde, gefestigte, um solche Krisen, wie sie jetzt über Österreich hereingebrochen sind, möglich zu machen. Es hat gewiß sein Gutes, daß das drohende Wetter in Wien endlich voll und ganz zum Ausbruch gekommen ist, es wird die Luft reinigen, allen Schwindel und alles Ungesunde beseitigen, um Handel und Wandel hernach um so freier emporblühen zu lassen."

Linchens Talent, sich mit klangvollen Worten Brücken über alle Untiefen des Lebens zu bauen, fand bei Suse stets volle Anerkennung und Würdigung. Sie fühlte sich auch diesmal wieder beruhigt, besonders da Albert Petsch einen unveränderten Humor zur Schau trug und allen Ängsten und Besorgnissen ihres Vaters mit Gleichmut und rücksichtsloser Ungeduld begegnete.

XIII.

Am Tage vor dem Kohlengrubenfeste saß Friedhelm wie gewöhnlich vor seinen Akten auf dem Kottbusser Amtsgericht.

Er war nicht imstande, seine Gedanken auf das Papier zu bannen und die Buchstaben tanzten vor seinen Augen sinnlos durcheinander. Eine qualvolle Stimmung hatte sich seiner bemächtigt.

Auf den Rausch jenes Regenabends im Park von Jehser war unausbleiblich die Entnüchterung gefolgt. Seitdem quälte ihn ein unerträglicher Katzenjammer, denn er war sich mit peinlicher Klarheit bewußt, daß er zu weit gegangen war, um sich jetzt noch zurückziehen zu können, und daß sein Benehmen ihm Freya gegenüber Verpflichtungen auferlege, die er als Ehrenmann und Kavalier auf sich nehmen mußte.

Denn Freya war in ihn verliebt. Er befand sich in der fatalen Lage, täglich Beweise davon zu erhalten, die er nicht aus aufrichtigem Herzen erwidern konnte. Sie schrieb reizende, kleine Liebesbriefe, sie schickte ihm täglich durch einen heimlichen Boten auserlesene Früchte und Blumen aus den Gewächshäusern und Gärten von Jehser und sie schien sich ausschließlich in Gedanken mit ihm zu beschäftigen.

Friedhelm kam sich selbst wie ein Lügner und Betrüger vor, indem er diese Liebeszeichen annahm und die Briefe erwidern mußte, und doch verboten ihm Ehre und Zartgefühl, wahr zu sein.

Er hielt die Ehre eines unbescholtenen Weibes zu hoch, um nicht voll und ganz die Konsequenzen auf sich zu nehmen, wo er sich einmal hatte hinreißen lassen, wie an jenem Abend Freya gegenüber, selbst da, wo er sie beschuldigen mußte, daß sie die Situation provoziert und ihn von Anfang an in das Verhältnis hineingetrieben hatte.

Vielleicht hätte zu jeder anderen Zeit der Reiz dieses Liebesverhältnisses ihn auf lange über seine wahren Empfindungen zu täuschen vermocht, aber das Andenken an Suse war noch zu frisch und seine Liebe zu ihr war noch nicht tot. Wie fürchterlich ihn der Gedanke marterte, daß morgen ihr Verlobungsfest sein sollte!

Er hatte Freya fest versprechen müssen, nicht dabei zu fehlen, doch ihm war heute zu Mute, als könne er dies Versprechen nicht halten.

Endlich mußte er sich aus seiner Selbstmarter aufraffen, um als Protokollführer den abzuhaltenden Terminen des Tages beizuwohnen.

Nachdem bereits verschiedene Parteien vernommen und ihre Angelegenheiten erledigt waren, wurde zuletzt ein aufgegriffener Arbeiter vorgeführt, den man in der Nacht bei einer Schlägerei festgenommen hatte.

Friedhelm war überrascht, in ihm den weißhaarigen Alten, den polnischen Kohlengrubenarbeiter wiederzuerkennen, der ihm aus so fragwürdigen Situationen her bekannt war.

Seine Papiere lauteten auf den Namen Jan Salewski aus Posen gebürtig. Er gab an, von dem Arbeitsvorstand der Kohlengrube auf Zschocher plötzlich entlassen worden zu sein. Mit dem ausgezahlten Gehalt war er nach Kottbus gekommen und in einer Destillation sein Geld bei Schnaps und Kartenspiel los geworden. Nachdem er einen der Mitspieler des Betrugs beschuldigt hatte, kam es zu einer Schlägerei, die sich auf der Straße fortsetzte und in öffentliche Ruhestörung ausartete.

Friedhelm kam während des Verhörs der Gedanke, daß Salewski wohl ursprünglich aus besserem Stande und durch Schuld oder Schicksal heruntergekommen sein müsse. Es war ein Rest von dem Anstand des Gentleman in den Manieren des vagabundenhaften Alten und auch seine Sprache war die der gebildeten Klasse.

Als der Amtsrichter fragte, warum er in Zschocher entlassen worden sei, verwandelte sich der stumpfe, gleichgültige Ausdruck seines Gesichts in Hohn und Haß.

„Wenn Sie sich an Ort und Stelle erkundigen, Herr Amtsrichter, wird man Ihnen sagen, daß ich ein Säufer bin und daß mich der Suff arbeitsunfähig macht. Solch einen alten, unnützen Menschen wirft man auf die Straße. Warum man aber bis auf die Straße gekommen ist und sein Leben hinterm Zaun enden muß, während andere, die nicht um ein Haar besser sind, in Schlössern sitzen und große Herren wurden, dafür giebt es ja wohl etwas, was man ‚göttliche Gerechtigkeit' nennt."

Der Amtsrichter verwies den Angeklagten zur Sache und verurteilte ihn zu vierundzwanzig Stunden Haft.

Friedhelm, der dem Gang der Verhandlung mit großem Interesse gefolgt war, beschloß, sich diese Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, Salewski näher kennen zu lernen und womöglich hinter seine Geheimnisse zu kommen. Er verständigte sich mit dem Amtsrichter und ließ sich am Nachmittag von

dem Amtsdiener in die Zelle führen, in der sich der alte Mann befand.

Er überraschte diesen friedlich auf dem Strohlager ausgestreckt und anscheinend ganz in die Lektüre eines abgegriffenen Buches vertieft, das er bei dem Eintritt des jungen Mannes in die Tasche seines schäbigen Rockes schob.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Wandernde Blumen.

Sang einst mir eine Blume
In mondklar lauer Nacht:
„Wo glänzt an Bergesfirnen
Der Gletscher blitzende Pracht,
Dort lebten meine Ahnen
Im Elend jahrelang,
Es trieb sie zu wärmeren Thälern
Ein unauslöschlicher Drang.

Das war ein Wägen und Ringen
Um Boden und sonniges Licht;
Wie auch Geschlechter sanken,
Die Wanderer zagten nicht;
Am Ende ward errungen
Das heiß ersehnte Revier:
Nun muß ich wieder fragen —
Wie lang noch bleiben wir hier?"

Oskar Linke.

Eine Dichtermutter.

Von **Carola Blacker.**

Josephine Scheffel war eine hochbegabte und originelle Persönlichkeit; und wenn die Behauptung, daß es meist die Mutter ist, von der ein Dichter das Beste seiner Gaben empfängt, einige Gültigkeit hat, so ist sie dafür ein Beleg. Mit Wärme erinnern sich ihrer die überlebenden Zeitgenossen der Karlsruher Kreise der vierziger und fünfziger Jahre, wo sie eine durch edle Charaktereigenschaften und liebenswürdige Eigenheiten bekannte Erscheinung war. Vor kurzem wurde sie uns durch zwei anmutige Veröffentlichungen nahe gerückt: „Gedichte von Josephine Scheffel" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), herausgegeben von ihrem Enkel Viktor von Scheffel, und „In der Geißblattlaube" durch Märchen, nacherzählt von Alberta von Freydorf. Und so dürfte sie, auch ohne die Mutter des gefeierten Dichters zu sein, ihrer selbst wegen unser Interesse erregen.

Sie war im Lande Schillers, in Oberndorf am Neckar, am 22. Oktober 1805 geboren, Tochter des dortigen Bürgermeisters Franz Josef Kreberer und seiner Gattin Katharina geb. Eggstein.*) Von ihrer in dem schwäbischen Städtchen verlebten Jugend berichtet die vom Stadtschultheiß Ivo Frueth verfaßte und dort noch aufbewahrte Familienchronik keine Einzelheiten. Nur daß sich früh bei ihr ein lebhaftes Gefühl fürs Vaterland entwickelt hatte, geht aus einigen ihrer Gedichte des reiferen Alters hervor. Sie zeigen, wie tief die Ereignisse von 1815 sich dem zehnjährigen Kinde eingeprägt hatten. In Gengenbach bei einem Aufenthalt im Hause ihrer Tante, Frau Anna Stolz, geb. Kreberer, lernte sie ihren zukünftigen Gatten kennen, den Hauptmann Philipp Jakob Scheffel, der sich dort bei seinem Vater, dem badischen Domänenverwalter, in Urlaub befand. Die Verlobung erfolgte wohl bald, im Jahre 1824 fand die Vermählung statt, und die junge Frau folgte ihrem Manne nach Karlsruhe, wo er in Garnison stand. Drei Kinder wurden dem Paare geboren: der älteste Sohn Karl, die Tochter Marie und zwischen den beiden Josef Viktor, der Dichter. Am 16. Februar 1826, im Haus Nr. 23 der Steinstraße, wo seine Eltern damals wohnten, kam er zur Welt.

„Eine durch geistige Begabung, gesellige Talente und vielfach bewährte Humanität hochgeschätzte Frau", nennt sie der Sohn selbst in einem Briefe vom 31. Juli 1884, den er von Radolfzell-Seehalde an einen Stuttgarter Gelehrten schrieb. Und damit stimmen auch die Zeugnisse ihrer Freunde und Bekannten überein. „Die Dichtermutter," schreibt mir ein Mann, der ihr nahe stand, „ist mir als Freundin meiner Mutter und ich darf sagen, als eigene mütterliche Freundin in lebhafter Erinnerung: die freundliche Erscheinung, der helle Geist, das frohgemute Wesen, mit dem Schalk im Nacken — eine Frau Rat, aber ohne deren etwas vergröberte Ethik — steht sie noch heute vor mir."

In der damaligen, durch Geist und künstlerische Interessen ausgezeichneten Karlsruher Gesellschaft erlangte sie auch bald eine einflußreiche und bevorzugte Stellung. Das Haus der „Frau Majorin" Scheffel ward der Sammelplatz hervorragender und bedeutender Männer und Frauen. Sie selbst verlieh ihren Gesellschaftsabenden einen Reiz besonderer Art durch ihre phantasievollen Märchenerzählungen, oder die geistvolle Improvisation eines Gedichts. Mit einer belebenden, aus dem Innern sprudelnden Heiterkeit verband sie eine vornehme Art und Weise. Etwas Schwärmerisches im Ton, oder allzu Gehobenes in der Stimmung, was ihr von Fernerstehenden manchmal den Vorwurf der Affektation zuzog, entsprang ihrem durch und durch poetisch angelegten Wesen, welches sie unwillkürlich an die Oberfläche drängte.

Ihre geniale Originalität zeigte sich nicht selten in Vergeßlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen die Vorschriften gesellschaftlicher Konvenienz. Ich erinnere mich noch gut der Erzählungen meines Vaters von Frau Scheffels großer schwarzer Katze, die auch während den Empfangsstunden schnurrend auf dem Schoße ihrer Herrin saß, um dann plötzlich und unvermerkt einem der Besucher auf die Schulter zu springen, wie es ihm selbst öfters passierte. Man war später versucht in diesem Liebling das Urbild des Hidigeigei

*) In einem vorzüglichen Aufsatze der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte", 1892, Heft 3, hat Stadtpfarrer A. Bringinger von Oberndorf die meisten der biographischen Thatsachen zum ersten Male festgestellt und der Öffentlichkeit mitgeteilt.

zu erkennen. Einer sicheren Tradition zufolge ist es jedoch in einem Kater zu suchen, der dem Hofgerichtsrat Preuschen in Bruchsal gehörte, wo Scheffel während seiner kurzen Juristenlaufbahn im Jahre 1851 auf 52 praktizierte. Manch lustige Geschichten werden heute noch von Frau Scheffels Zerstreutheit erzählt. Daß sie angenommene Einladungen vergaß, sei nichts ganz Seltenes gewesen. Es soll aber auch vorgekommen sein, daß sie die Gesellschaft im eigenen Hause gänzlich vergessen hatte, so daß sie mit unverhohlenem Erstaunen ihre Gäste begrüßte. — Einen großen Stein des Anstoßes bildete für sie die Toilettenfrage. Dies war ihren Freundinnen wohlbekannt, und die alte Excellenz Berstedt, eines der Häupter jenes Kreises, mußte sie zuweilen inständig bitten, zu deren Soireen sich mit ihrem Anzug doch ein wenig Mühe zu geben. Frau Scheffel versprach dies dann auch feierlich; am betreffenden Abend aber erinnerte sie sich daran nicht im geringsten und erschien ganz wohlgemut, zur bitteren Enttäuschung der Excellenz, in ihrer ältesten, von derselben schon mehr als einmal abdekretierten Toilette.

„Plauderinnen mir zur Seite
Muß ich gehn im Abendlichte
Und vom letztbestellten Kleide
Wandelnd hören die Geschichte.
Wenn in Farbenglut und Feuer
Rings umher die Berge strahlen,
Soll ich staunen wie so teuer
Sich der Schneider läßt bezahlen."

So klagt sie über das lästige Thema in ihren Versen.

Ihre dichterische und künstlerische Begabung war für ihre Freunde eine beständige Quelle des Vergnügens und sogar auch der Rettung aus gesellschaftlicher Not. So erinnert sich meine Mutter eines Falles, wo ihre Muse einer entsetzten Hausfrau hilfreich unter die Arme griff. Die genannte alte Excellenz hatte mit viel Wichtigkeit eine Einladung zum Abendessen ergehen lassen, deren Veranlassung eine vom Bodensee ihr zugesagte mächtige Forelle war. Der bestimmte Tag erschien, aber der erwartete Fisch blieb aus. Als mit dem vorrückenden Nachmittag die letzte Hoffnung geschwunden war, lief die arme Gastgeberin in ihrer Not zur Freundin. Frau Scheffel wußte in der schrecklichen Lage Rat. — Als am Abend die Gäste sich zum Schmaus um den Tisch der Excellenz versammelt hatten, fand jeder auf seinem Teller die reizende Zeichnung eines Fisches, der vergnügt den Kopf aus dem Wasser streckt und in ebenso vergnügten und witzigen Versen erzählt, wie es schön sei drunten auf dem kühlen Grunde und wie er sich nicht habe entschließen können, seinem Versprechen gemäß auf der Karlsruher Tafel zu erscheinen. — Das Ausbleiben der Seeforelle war gerechtfertigt und das sehr verkürzte Mahl, dessen Hauptbestandteil sie hätte bilden sollen, sei dann von besonderer Fröhlichkeit gewesen.

Dieser heiteren Frau brachte das Leben sein wohlgefülltes Maß von Leid. Ihr ältester Sohn Karl war schwachsinnig und seine Pflege erforderte ungewöhnliche Geduld. Mit mehr als mütterlicher Pflichttreue, fast mit einer Art leidenschaftlicher Hingebung widmete sie sich derselben, bis er zu ihrem großen Kummer starb. Vielleicht beging sie dabei den Fehler, daß sie von den andern Familiengliedern ein ähnliches Gefühl der Hingebung für den Leidenden erwartete. Jedenfalls war Josefs, des Dichters, nervös empfindsame Natur einer solchen Anforderung nicht gewachsen. Zu manchem andern, was auf ihm lastete, mögen diese traurigen häuslichen Eindrücke, wenn auch in geringem Maße, doch vielleicht in etwas beigetragen haben, daß er in eine tiefe Schwermut fiel. Als diese, einige Zeit darauf, in München seinen Geist zu umnachten drohte, wußte die geängstete Mutter in ihrer schweren Sorge nur ein Mittel, ihn zu retten: sie sandte ihm dorthin zur Hilfe und Erheiterung die Schwester, an der er mit begeisterter Liebe hing. Marie Scheffel, das Idol ihrer Eltern, war ein Wesen von ungewöhnlicher Anmut und Begabung. Sie erhellte das Leben des Bruders während einem Jahr, bis sie plötzlich in der Blüte ihrer Jugend vom Typhus dahingerafft wurde. Der Dichter hat sich nie darüber trösten können, wie auch Felix Dahn in seinen Erinnerungen erzählt; und heute noch widmen ihr die überlebenden Glieder des Münchener Dichter- und Künstler- sowie des Karlsruher Freundeskreises ein enthusiastisches Gedenken. — Die arme Mutter trug all dies große Leid mit hoher Ergebung. Echte Frömmigkeit im Verein mit der ihr eigenen phantasiereichen Heiterkeit halfen ihrer gesunden Natur nach und nach das Leben mit unverminderter Energie wieder aufzunehmen.

Frau Scheffels Verhältnis zu ihrem Sohne Josef war ein ungewöhnlich nahes und inniges. Durch die Heiligkeit „seiner tief ernsten Beziehungen" darf es jedoch niemals der Öffentlichkeit gehören. Neben der Mutterliebe in ihrer vollen Größe bekundete sich am Dichter auch das Verständnis der Mutter, „die selbst von der Muse Kuß berührt worden war". Die Gabe des Fabulierens war ihr als Erbteil eigen; bald nach der Verheiratung nahm sie ihre eigene Mutter, eine gescheite heitere Schwäbin, zu sich, und so wuchs der kleine Josef auf zwischen den beiden phantasievollen Frauen und ihren schönen Geschichten vom Hohenstoffel und Hohentwiel, von den Mönchen der Insel Reichenau, von den Geistern des Bodensees und den Sagen des Schwarzwaldes mit seinen poetischen Gestalten. Mit Wärme spricht er später von den „freundlichen Erinnerungen an die schwäbische Heimat und deren Bewohner am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts, welche die Großmutter und Mutter mich bewahren lehrten". Oberndorf selbst hat er öfters besucht, vielleicht weniger wegen der Familientraditionen, als wegen Hadwiga selbst, der Heldin seines Ekkehard, deren Andenken dort so sehr eine Thatsache ist, daß im benachbarten Epfendorf noch heute ein Jahrestag gehalten wird für „die Witwe des Herzogs von Schwaben, Burkhard II., die im Jahre 994 gestorben ist!"*)

Die Mutter war es, die, als die Zeit des Märchenerzählens vorüber war, dem Gymnasiasten bei seinen Arbeiten half, mit denen er nur langsam weiter kam. Sie las mit ihm unsere Klassiker und führte ihn in die Herrlichkeit der deutschen Dichtung ein; an ihrem poetischen Empfinden konnte sich früh das seinige entzünden. Unter ihrer Leitung verfaßte der sechzehnjährige Jüngling die meisten der vom Karlsruher Lyceum als Schulaufgabe vorgeschriebenen deutschen Verse; ihre dichterische Begabung wirkte aneifernd auf sein lange schlummerndes Talent. Und so ward sie ihres Sohnes poetische Lehrmeisterin. Seiner Natur viel näher verwandt, als der nüchtern beanlagte Vater, war sie es auch, die sein erwachendes Streben verstand, seinen Genius erkannte und mit der ihr eigenen Energie ihm die Wege ebnete zur Ausführung seines Dichterberufes. „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen Sie

*) Siehe den früher erwähnten Aufsatz des Pfarrers Brinzinger.

den Grund nicht in meinem Leben suchen, das ist sehr einfach verlaufen; meine Mutter hätten Sie kennen lernen müssen, was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr," sagt der „Meister Josefus" in den „Erinnerungen".

Ihre geistige Beweglichkeit, ihre deutsche Gemütstiefe sind auf ihn übergegangen. Schon beim Gespräch mit ihm war es leicht, die Mutter zu erkennen in dem glücklichen Humor, in der Neigung zum Epigrammatischen. Seine frisch schweifende Phantasie, die schalkhafte, bei ihm bis zum Satirischen und selbst Derben gehende Laune, dabei das echt romantische Empfinden sind Anklänge an ihre Eigenart, wie wir dieselbe auch in mehreren ihrer Gedichte wiedererkennen. Selbst in seiner Art des Schaffens, wenn auch wohl aus verschiedenen Ursachen, hatte er Ähnlichkeit mit ihr, indem auch bei ihm gar vieles nur Fragment oder Skizze blieb. Gerne erzählte er jedoch lächelnd, daß ein Lustspiel seiner Mutter über die Karlsruher Hofbühne gegangen, eine Auszeichnung, die ihm nie geworden sei. —

Sie war sein führender Genius, sein stützender Stab. Von ihr hatte er den Glauben an die Gottheit und eine göttliche Ordnung in der Welt, die er im Leben nie ganz verlor; und seiner Mutter galt noch des sterbenden Dichters letzter, sehnsuchtsvoller Klageruf.

Neben Frau Scheffels oft sehr glücklichen Gelegenheitsversen finden sich (in dem schon genannten Bande) epische und lyrische Gedichte tieferen Inhaltes. Am liebsten wählte sie dazu vaterländische oder sagenhafte Stoffe. Wärme des poetischen Empfindens, edler Idealismus, darüber ein elegischer Hauch möchten sie bezeichnen. Immer sind sie der Ausdruck einer Stimmung oder des Selbsterlebten. Daß Josephine Scheffel, einem inneren Drange folgend, durch die Poesie ihrem Herzen Luft machen mußte, zeugt vielleicht am meisten für ihre Begabung, von der sie selbst jedoch die bescheidenste Meinung hatte:

„Ganz allein, nur aus Gefühlen
Wob ich Reime zum Gedicht,
Ob Trochäen, ob Daktylen
Ich geschrieben, weiß ich nicht.

Spielend nur, im Heimatthale
Hat die Muse mich gelehrt,
Daß ein Kern in reiner Schale
Doppelt des Genusses wert.

Aber nie ruhn meine Klänge
Auf der Regel festem Grund,
Sie sind flüchtige Gesänge
In des Alpenhirten Mund."

Zu den ansprechendsten ihrer Gedichte gehören wohl die im Tone einer fast volkstümlichen Einfachheit gehaltenen, wie, um nur eines zu nennen „Frau Königin in der Mühle". Durch einen Unfall mit ihrem Wagen ist die Fürstin gezwungen, bei den Müllersleuten zu rasten und erblickt hier zum ersten Mal das wahre Glück.

„. . . Die junge Müllerin trat herbei,
Sie glühte hold in Mutterlust,
Und als sie hörte, wer das sei,
Nahm sie den Säugling von der Brust."

Sie bereitet dem Königspaar ein ländliches Mahl:

„Das mundete dem König sehr,
Er lohnt mit einem Gnadenblick.
Die Königin lächelt wehmutschwer
Sie sah zum ersten Mal das Glück.

Der Wagen stand geschmiedet schon,
Ein Wetter braust durchs Thal dahin;
Der alte König fuhr davon
Mit seiner jungen Königin."

So musterhaft und hingebend Frau Scheffel auch ihren Beruf der Gattin und Mutter erfüllte, so wurde ihr doch nie die Familie zum eng einschließenden Kreis, der ihrem Leben seine Grenzen zog. Und in dieser Beziehung möchte ich sie eine unbewußte Vorgängerin nennen, im Geiste der edelsten unserer heutigen Aspirationen und Bestrebungen. Sie fühlte, daß die der Frau am nächstliegenden Ideale des Hauses in die größte Höhe reichen, aber auch daß die des eigenen Volkes und der Menschheit sich in herrliche Weiten erstrecken und nicht minder zu dem uneingeengten Bereich weiblichen Wirkens gehören. Frau Scheffel war eine groß angelegte Natur. Mit der pflichttreuen Liebe für Mann und Kinder erfüllte auch eine weite Menschenliebe ihr Herz. Segensreich war nicht nur ihr stilles Wirken unter den Armen, sondern durch die Gründung des in Baden bedeutenden Elisabethenvereines wurde sie auch eine Wohlthäterin im weiteren Sinne. Über alles aber trug sie in sich eine werkthätige und begeisterte Liebe zum Vaterland. Durch ihre Dichtungen giebt sie derselben hörbaren Ausdruck. In „Thusnelde", indem sie die kraftvolle Wirkung des Patriotismus auf ein Frauenherz zeigt, in „Geisterruf" durch die Worte des Bauherrn des Straßburger Münsters, der, in Sehnsucht nach Wiedervereinigung, die Glocken läutet, als Gruß des Elsasses dem Vaterland über dem Rhein. In den „Landwehrmännern von 1814 und 1815" stimmt sie in den Siegesjubel über die letzte und endgültige Befreiung der deutschen Grenze — als nach der Schlacht von Leipzig die Franzosen noch einen Einfall gewagt hatten — durch die badische Landwehr und die heldenmütige Opferwilligkeit deutscher Frauen.

Denn Josephine Scheffel war selbst eine echt deutsche Frau und trug diese Ideale lebensfrisch und warm in der Brust bis zu ihrem Tode am 5. Februar 1865. Fest und unbeirrt bewahrte sie den Glauben an den „deutschen Geist".

„Wie sich Epheu frisch und grün
Aus den Trümmerhügeln wand,
So baut er auf dem Vergangnen
Uns ein schönes Vaterland."

Durfte sie auch die von ihr so tief ersehnte deutsche Einigkeit nicht mehr erleben, so möchte man fast denken, sie habe ihr Kommen doch geahnt:

„. . . Schon glüht um unsre Eichen
Die Morgenröte einer neuen Zeit;"

und mit den Augen der Hoffnung hat sie diese neue Zeit erschaut; es wird

„Der Enkel es dem Enkel sagen,
Wenn längst verhallt der Waffen Eisenklang,
Wie deutsche Kraft des Friedens Glück errang."

Wie Dir ums Herz, so zeigt sich Dir die Welt.

Nie froher hat das Herz mir je geschlagen,
Als in den düstergrauen Nebeltagen,
Da ich in Deinem Aug' vermeint zu lesen,
Ich sei Dir mehr als nur ein Freund gewesen;
Hüllt auch die Welt ein schwarzer Schatten ein,

Im Herzen lachte Frühlingssonnenschein:
Schön war mir selbst das trübe Himmelszelt:
„Wie Dir ums Herz, so zeigt sich Dir die Welt!“

Es kam der Lenz mit seinem Blütensegen,
Auf stillem Pfad schwoll Dir mein Herz entgegen;
Jedoch das eine Wort, das Du gesprochen,
Hat alle Blütenknospen mir gebrochen. —
Noch immer singt der Frühling durch den Wald,
In meiner Brust kein Echo widerhallt,
Kein Lenzeshoffen meine Seele schwellt:
„Wie Dir ums Herz, so zeigt sich Dir die Welt!“

Mag ringsum düster auch der Himmel drohen,
Nicht kümmert's Dich, den wahrhaft Herzensfrohen,
— Mag strahlend licht herab die Sonne lächeln,
Mag süßer Blumenduft Dich leis umfächeln,
Nicht tragen Trost und Freude sie Dir her,
Ist Dir vom Kampf das Herz so thränenschwer,
Nicht jedem glänzt ein Stern am Himmelszelt:
„Wie Dir ums Herz, so zeigt sich Dir die Welt!“

Laß nie vom Glück zu heiß Dich je berauschen,
's giebt böse Geister, die verstohlen lauschen;
Was siegestrunken heut Du hast gewonnen,
Ist, ach, wie bald vielleicht, in Nichts zerronnen;
— Laß auch nicht Unglück Dich betäuben ganz,
Verliere nie den leisen Hoffnungsglanz,
Denn hat sich süßer Friede Dir gesellt:
„Friedvoll Dein Herz, dann ist Dir's auch die Welt!“

Leo Rüdiger.

Eine Frage.

Eine kleine Geschichte von *,*.

(Schluß.)

„Die Entstehung alles Lebens ist unendlich wunderbar und geheimnisvoll, nicht weniger die Erzeugung einer bestimmten seelischen Überzeugung in uns, die in einer Kraft ihre Wurzel hat, welche wir in uns wirksam fühlen, ohne sie erklären zu können. Ich nenne sie für mich selbst: ‚die Kraft lebendigen Wissens‘ und meine mit diesem Wissen nicht ein durch Forschen und Studieren errungenes, sondern ein unmittelbares Erfassen einer großen, ewigen Wahrheit, die, wenn sie sich mir in dem Lichte dieser Wissenskraft einmal gezeigt, mir eine unumstößliche Gewißheit bleibt, auch wenn ich sie nicht nach des Logikers Sätzen mit 1 und 2 beweisen kann. Aber kann denn die Entstehung des Lebens bewiesen werden? Nimmermehr, und doch wird kein Gelehrter oder Ungelehrter sie verneinen. Die Kraft des lebendigen Wissens in mir erweckt eine Glaubensüberzeugung, die so geheimnisvoll kommt wie das Leben selbst. Wie der göttliche Funke, der organisches Leben schafft, nicht geleugnet werden kann und nicht bewiesen, so giebt es auch für den Inhalt meines Glaubens weder Beweis noch Gegenbeweis — er ist mit der Schaffenskraft des Lebens in mir entstanden.

„Da, wo ich am Anfang und am Ende aller Dinge einen festen Punkt, ein strahlendes Licht sehe, blicken die Materialisten in ein für ihr Auge undurchdringliches Dunkel. Sie schauen auf eine große Frage, auf ein ungelöstes Rätsel, und mir beantworten sich in steter Rückwirkung von dem durch die Kraft lebendigen Wissens gefundenen Punkte aus gar viele Fragen, die das Weltall durchziehen, und das nehme ich als eine Probe auf die Richtigkeit meiner Erkenntnis, auf die objektive Wahrheit meines unbeweisbaren, aber auch nicht fortzubeweisenden Glaubens.“

„O, könnte ich Sie ganz verstehen,“ flüsterte Frau Eva, „ich habe schon so viel nachgedacht, Herr Doktor, und mit dem Ding, das man Philosophie nennt, gefrevelt, daß mein armer Kopf mich davon schmerzt. Wissen Sie, ich will Ihnen gestehen, wie weit ich jetzt gekommen bin: ich kann nicht mehr nachdenken — ich will es nicht mehr, ich suche nur eines noch: ‚Autorität‘.“

Dabei sah sie wie ein Kind groß zu mir auf und alle Spannung, die ich vorher in ihren Zügen wahrgenommen, war jetzt gewichen.

„Autorität, Frau Eva,“ sagte ich, „ist ein fester Wanderstab, wenn man ihm vertrauen mag, aber es kommt auf die Eigenart dieses Wanderstabes gar sehr an für unser Glück und Heil; die ältesten Stützen dieser Art sind nach meiner Meinung die besten.“

„Ich will Ihnen sagen,“ antwortete sie lebhaft, „auf wessen Autorität ich mich stützen will: — auf die Ihre! — Ich habe Ihre Züge wohl studiert, und die divinatorische Gabe, von der Sie sprachen, fehlt auch mir nicht ganz — ich lese auf den Gesichtern der Menschen — und Ihnen vertraue ich. Sie sollen mir heute eine, — nur eine, aber für mich große und wichtige Frage beantworten!“

Dabei faßte die zarte Frau mit merkwürdiger Gewalt meine Hand und näherte in seltsamer Erregung ihr Gesicht dem meinen.

„Was wollen Sie fragen?“ sagte ich möglichst ruhig, um ihre mir unnatürlich scheinende Erregung zu beschwichtigen.

„Nicht hier im Wagen,“ gab sie zur Antwort, „lassen Sie uns hier aussteigen und den Waldweg nehmen, der Kutscher mag dort unten auf uns warten.“

Wir stiegen aus und schritten auf einen kleinen Fußweg zu, deren so viele von der großen Straße seitab in die kleinen, oft in dichter Belaubung ganz zusammengeschlossenen Nebenthäler führen. Diesmal nahm sie den Arm, den ich ihr bot; sie schien jetzt wirklich unterstützungsbedürftig; ihre Züge, so deuchte mir, waren noch um eine Schattierung bleicher geworden und ich fühlte, wie ihr weicher Körper im Vorwärtsschreiten auf meinem Arme gewichtig lastete.

Ich begann nicht zu sprechen, da der Gegenstand scheinbar zu erregende Saiten bei ihr angeschlagen hatte. Ich ließ sie und ging ruhig mit ihr dahin. Die Abendkühle senkte sich, von Tannenduft gewürzt, auf uns nieder.

„Und nun meine Frage,“ sagte Frau Eva plötzlich, indem sie still stand und ihren Arm aus dem meinen löste. Dann faßte sie meine beiden Hände, sah mir scharf ins Gesicht, indem sie dabei ihren feinen Kopf soweit hintenüber legte, als meine sie überragende Größe es nötig machte, um mir aus so großer Nähe ins Gesicht zu sehen, und sagte kurz und abgebrochen:

„Giebt es einen Gott?“

Ihre Augen flammten, und es schien, als ob ihr Schicksal an meiner Antwort hänge.

„Ja, Frau Eva,“ sagte ich sehr ernst, „es giebt einen Gott für Sie und mich!“

„Ich glaube Ihnen,“ rief sie mit überlauter Stimme und sank an meine Brust, während wohlthuende, milde Thränen die unnatürliche Spannung lösten, die ihr Wesen zusammengepreßt gehalten und die zugleich ihre völlige innere

Unterwerfung in einem bisher geführten Kampfe kundgaben; denn mit jedem Thränenstrome fließt der letzte Widerstand gegen eine bestimmte Macht dahin; der Kampf ist zu Ende solange man weint, man hat in völliger Unterwerfung die Waffen gestreckt.

Die überschwengliche Stimmung dämpfte sich endlich leise herab, dank meiner unbeweglichen Ruhe in diesem seltsamsten aller Zwiegespräche, welches ich je geführt. Ich wunderte mich selbst meines unberührten Wesens, wußte es mir nicht zu deuten, daß mir, dem in der Nähe weiblicher Schönheit oft das Herz hoch geschlagen hatte, heute kein schnellerer Pulsschlag, kein Beben des Herzens kommen wollte, als das schöne, seltsame junge Weib an meiner Brust lag und schluchzte.

Ich löste sie sanft aus meinem Arm und sagte: „Gnädige Frau, es ist genug der Erregung, kehren wir heim; wohin darf ich Sie führen?"

„Heim!" — sagte sie in einem trostlosen Tone, der mir durch die Seele ging, — und im Augenblick war ihr Thränenstrom getrocknet und ihre schwarzen Augen sahen mit totem Ausdruck zu Boden; die tiefe Melancholie flutete wieder von der Stirn herab auf das ganze zarte Gesicht.

Ein unsägliches Mitleid faßte mich an für das wunderbare, rätselvolle Menschenkind, und ich fragte: „Haben Sie kein Heim?"

Sie erhob langsam die Augen zu mir und schüttelte stumm den Kopf als einzige Antwort.

Frage auf Frage wollte sich jetzt über meine Lippen drängen, um den geheimnisvollen Schleier zu durchdringen, der die vor mir Stehende umgab; sie aber hastete plötzlich, auf unserm Pfade zurückkehrend, davon, daß ich kaum zu folgen vermochte, rufend: „Schnell zurück, mein letzter Zug fährt sonst davon!"

Fast atemlos erreichten wir beide unsern harrenden Wagen, den ich auf Anordnung meiner Begleiterin zum Bahnhofe Ehrenbreitstein dirigierte.

Neben mir sitzend, während tiefe Dämmerung uns umgab, faßte sie krampfhaft meine Hand und sagte: „Mein ewiger Freund, ich danke Ihnen, daß Sie mir zugesichert haben: Es giebt Gott! Ja, es giebt einen Gott, auch für mich — ich glaube Ihnen!"

Der nervöse Druck ihrer Hand war unsympathisch und ich hätte gern die meine aus der ihren gelöst, doch sie litt es nicht, und schweigend fuhren wir Hand in Hand die einsame Straße.

Der Mond stieg hinter den Bergen auf und schüttete plötzlich sein weißes Licht wie ein Feengewand über die ganze Gegend. Der Rhein leuchtete auf wie geschliffener Krystall unter seinen Strahlen, und die Berge an beiden Stromufern schienen in der Unbestimmtheit ihrer Umrisse ins Riesenhafte zu wachsen. Es war sehr still ringsum, warme Sommerluft wehte, und wir beide in unserm schnellrollenden Wagen schwiegen — und schwiegen.

Als wir am Bahnhofe ausstiegen, preßte Frau Eva mir nochmals die Hand und sagte schnell: „Versprechen Sie, mir nicht zu folgen! Leben Sie wohl, kehren Sie zurück, — lassen Sie mich allein, ich beschwöre Sie!"

Als ich ihr meine Begleitung als unbedingt nötig aufdrängen wollte, wurde sie so erregt, bat sie mich so flehentlich, sie zu verlassen, daß ich ihr zunächst den Willen that und mich von ihr verabschiedete.

Sie huschte wie der Schatten einer menschlichen Gestalt von meiner Seite hinweg, — und ich ließ sie. — Jedoch meine Wißbegierde in Bezug auf die seltsame Bekanntschaft ließ mir jetzt keine Ruhe. Ich trat zum Schaffner des eben in den Bahnhof eingefahrenen Zuges und sagte unter klingendem Beweise meiner Dankbarkeit. „Ich fahre so weit mit wie eine schwarzgekleidete Dame mit weißem Schleier, die hier einsteigt, und die Sie bemerken werden; lösen Sie ein Billet für mich, wenn Sie das ihre abgenommen." — So geschah es. — Sie fuhr nach Bendorf.

Schnell entstieg ich dem Zuge, ihr zu folgen und sah, wie sie eilig einer Droschke entgegenging, die als erste einer kleinen Zahl am Bahnhofe hielt. Der Gedanke, ich könne ihr gefolgt sein, schien ihr nicht zu kommen; sie blickte nicht ein einziges Mal umher, sondern große Eile und der Wunsch fortzukommen schienen ihren Gang zu beflügeln.

Ich nahm die zweite Droschke, um welche ich vorsichtig herumgegangen war, und sagte leise: „Folgen," während Frau Eva die ihre bestieg und dem Kutscher ihre Weisung gab.

Sie nannte den Namen eines weitbekannten Irrenarztes.

Großer Gott! — Eine Ahnung, die schon einigemal leise bei mir angeklopft hatte, schien sich plötzlich in schauerliche Wirklichkeit zu gestalten! — Lag hier die Lösung aller Seltsamkeiten traurig verraten vor mir?

Ja, ich war jetzt meiner Sache fast sicher: Frau Eva war geisteskrank!

Ich wurde sehr traurig um diese arme zerstörte Menschenblüte.

Da hielt der erste Wagen vor einer großen Villa. Wie — ist das hier eine Krankenanstalt? — Sollte ich mich dennoch getäuscht haben?

Im Hause war Licht von oben bis unten und der Klang der rollenden und schnell verstummten Räder vor der Hausthür veranlaßte ein Aufschließen derselben.

Ein ältliches Frauenzimmer mit weißer Haube bekleidet trat heraus. Eva stürzte ihr entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!" rief die Frau; „wie haben Sie uns heute den ganzen Tag in Angst gehalten!"

Eine Antwort Evas vermochte ich nicht mehr zu erhaschen, die Thür wurde schnell hinter den Eintretenden geschlossen. —

Ich wartete draußen eine Zeitlang, bis die Stimmen im Hausflur verhallt waren und zog dann die Glocke.

Dieselbe weißhäubige Frau öffnete mir und fragte nach meinem Begehr.

Ich ersuchte sie, mich trotz der späten Stunde beim Herrn Doktor zu melden, da ich den Nachmittag und Abend in Gesellschaft der soeben eingetroffenen Dame zugebracht habe; — und ich wurde vorgelassen.

Ich erfuhr folgendes:

Frau Eva war die Frau eines reichen und vornehmen Grundbesitzers, dem sie drei blühende Kinder geboren hatte. Alles schien sich vereinigt zu haben, um ihr Leben des schönsten Glückes voll zu machen, alles, — nur einen glückstörenden Feind barg sie in sich selber — einen ungewöhnlich scharfen Verstand. Sie setzte ihn zum Herrn über all ihre Güter und durchdrang mit zersetzend kritischem Denken jedes, was sie berührte. So wie in der Hand des Midas alles zu Golde wurde, so unter der Berührung ihres ewig prüfenden Verstandes alles zu kaltem, totem Objekt und was sie nicht durchdenken konnte, das gab sie verloren. Auch der fromme Glaube, in dem sie erzogen war, entblätterte unter dem kalten Hauche ihres Verstandes, unter demselben Hauche, der aus jenen Büchern wehte, die verstandesstarke, und herzenskalte Männer geschrieben hatten und die Eva als die tägliche

Nahrung ihres Geistes auf sich wirken ließ. So hielt sie eines Tages statt ihres blühenden Glückes ein verdorrtes Zweiglein in der Hand, alle schönen, lebenden Triebe daran waren verkümmert und seine Blüten und Blätter längst hinweggeweht, eines nach dem andern. Sie hatte kein Glück, keinen Glauben mehr an irgend ein Ideales, keinen Gott — nur noch einen Verstand, den sie zum Herrn ihrer Welt erwählt.

Aber der Verstand ohne Seele hatte auch bei ihr keinen dauernden Halt; die begrenzte Kraft muß eben in der unbegrenzten Wurzel haben, um ein normales Leben zu führen, muß beherrscht werden, statt zu herrschen. Eva hatte der höchsten menschlichen Kraft, der seelischen, keinen Wert beigelegt, so war sie verdorrt in ihr und eingeschlafen. Da welkte auch die andere Kraft dahin und ihr Verstand wurde von einer tiefen Melancholie umnachtet, deren dunkle Schatten ich auf ihrer Stirn gesehen. Der trostlose Gatte mußte sein schönes, angebetetes Weib in die Krankenanstalt bringen.

Dem Arzte hatte Eva in letzter Zeit oft gesagt: „Ich habe eine Frage für einen Mann, dem ich vertraue, aber Sie sind nicht der Mann, — ich muß ihn suchen."

Stets, wenn der Doktor mit jüngeren Kollegen oder gelegentlich mit einem Besuche ihr Zimmer betreten, hatte sie ihren prüfenden Blick von einem zum andern gleiten lassen, aber noch keinem hatte sie die Frage vorgelegt, die ich nun in Waldesabgeschiedenheit aus ihrem gequälten Herzen hören mußte.

Sie war an jenem Tage früh aus dem Garten der Villa ihrer arglosen und darum nicht ganz achtsamen Wärterin entkommen und es war ihr gelungen, unbemerkt die Freiheit zu gewinnen, die sie nützen wollte, um den zu finden, dem sie ihre Frage vorlegen könnte. Und seltsam! sie hatte ihn wirklich gefunden.

Der Arzt staunte, als er von mir vernahm, daß die Frage gelautet habe: „Giebt es einen Gott?"

„Es ist nicht ganz unmöglich," sagte er, „da das abstrakte Denken sie krank gemacht hat, daß die bestimmte Antwort, die ihr von Ihnen geworden, allmählich eine Heilung ihres überreizten Gehirnlebens hervorbringt, indem sie ihrem Denken ein Ziel setzt."

„Gott gebe es," sagte ich traurig, denn ich glaubte nicht an solche Heilung.

Ich verabschiedete mich nach Mitternacht von dem im Dienste der kranken Menschheit rastlos thätigen Mann und suchte das nächste Gasthaus des Ortes auf. Wunderbare Träume zogen durch meinen Schlaf in jener Nacht.

* * *

In diesem Jahre bin ich wiederum Gast in der Laubach und es war mein erstes Unternehmen, nach Bendorf zu fahren und bei dem gütigen Arzte vorzusprechen.

„Wie geht es Frau Eva?" war meine erste Frage, sobald ich seiner ansichtig wurde.

Ich war so schnell auf ihn zugeschritten, daß ich die blasse Frau gar nicht wahrgenommen hatte, die im Hintergrunde des Zimmers in Reisekleidung saß.

Ehe noch der Arzt eine Antwort auf meine Frage fand, war die Dame aufgesprungen und kam auf mich zugeeilt.

„Mein ewiger Freund," rief sie in Erregung, „o, ein gütiges Geschick, — eine göttliche Fügung, daß ich Sie sehe und Ihnen danken darf. Sie haben mir alles wiedergegeben, meinen Gott, meine Heimat und all mein altes Glück! In Ewigkeit begleitet Sie mein Dank!"

Eine kurze Pause, während der ich bewegt auf sie niederschaute; dann sah sie strahlenden Auges auf den Arzt und von ihm zu mir und sagte leise: „Ich darf jetzt heim!"

Ich staunte. Es war dieselbe Frau, mit der ich den seltsamsten Tag meines Lebens zugebracht, und doch eine andere. Die schönen Augen hatten das rätselhafte Forschen verloren, die Stirn war befreit, und der Druck der Hand, als ich ihn über der meinen fühlte, war ein anderer geworden, ruhig und bewußt, nicht mehr angstvoll und krampfhaft wie vordem. Heute stand eine vornehme Dame vor mir, und seltsam, — als ich mich beugte, um ihre feine, weiche Hand zu küssen, und als ich sah, wie langsam zwei große Thränen aus diesen befreiten Augen quollen und leise herabfielen, — da ging ein Zittern durch mein ganzes Wesen und ich hätte ihr zu Füßen flehen mögen: „Eva, herrliches Wesen, laß mich Dich lieben!"

Aber ich wagte nur leise ihre Hand zu küssen und stumm sah ich ihr nach, als sie mit dem Arzt das Haus verließ. In der Thür wendete sie sich noch einmal zurück und winkte und grüßte mit den tiefdunkeln Augen zu mir herüber, während der Arzt mir die Hand drückte und sagte: „Hier haben Sie, nicht ich geholfen."

Dann gingen sie, und ich sah, aus dem Hause tretend, nur noch ihren davonrollenden Wagen.

Ich kehrte nach der Laubach zurück und ertappe mich seltsamen Menschen in diesen Tagen immer wieder darauf, daß ich einer engelschönen Frau, die ich mit tiefdunkeln Augen grüßen sehe, sehnsüchtig nachträume.

Mit Dir!

Es war ein Tag — der Sterne Glanz war blind,
Umringt von Kampf und Schicksals wilden Wogen
So stand ich da — ein arm verlassen Kind,
Da hast Du mich an Deine Brust gezogen,

Und brachtest mir der Jugend Freudenstrahl
Und ließest mich in Deinem Schutz gesunden;
Durch Deines Herzens liebevolle Wahl,
Hatt' eine Heimat ich und Glück gefunden.

Und ich umfaßt in Dir mit heißem Sehnen,
Was ich in stillen Träumen oft erblickt,
Dein Streben nach dem Wahren, Guten, Schönen
Hat mehr als Deine Liebe mich beglückt.

Und dann ein Tag! Des Schicksals rauhe Schläge
Zerrissen jäh den Bund, der uns vereint;
Du gingst in Schmach, auf martervollem Wege,
Indes ich wilde Thränen hab geweint.

Doch wie ich Dich erkannt in jenen Tagen,
So bleibst Du mein in Zeit und Ewigkeit,
Und von des Lenzes ros'gen Spuren
Der letzte blasse Schimmer flieht!

Weh mir! In Frühlings Duftgestalten,
Im herben herbstlichen Gebraus
Bleibt immer gleich des Schmerzes Walten,
Es löscht die Zeit das Weh nicht aus.

Es fiel ein Reif im Frühlingsprangen,
Zerstörte jäh mein reinstes Glück
Und keine Thräne, kein Verlangen
Bringt eine Spur mir je zurück;

Doch unverwandt in Nacht und Grauen
Schau ich hinauf zum ew'gen Licht
Und meiner Seele still Vertrauen
Erstirbt in Winterstürmen nicht,

Und wie im Schnee die Weihnachtsrose
Als heiliges Symbol erblüht,
So ist in meinem dunkeln Lose
Vom Glauben mir das Herz durchglüht!

Therese Simmerling.

Aus dem Leben für das Leben.

Von F. v. L.

Die Geduld des Schwächlings ist ein stumpfes Ertragen, das er sich oft als Tugend einredet, um sich vor sich selbst nicht schämen zu müssen. Die Geduld des Starken entstammt der Besonnenheit und trägt in sich den Keim neuen Strebens.

*

Tief angelegte Gefühlsmenschen verfallen leicht der Gefahr, in sich selbst zu versinken. Der sittlich Strebende soll zwar von Zeit zu Zeit in sich hinabtauchen, aber nur, um mit stärkerer Kraft wieder aus sich ins Leben zu treten.

*

Wer mit reiner Seele an einem Bekenntnis hängt, soll nie vergessen, daß der Bekenner des Gegenteils mit ebenso reinem Herzen diesem anhängen kann. Dann aber finden sich stets Gedanken, in denen beide übereinstimmen können.

*

Gold und Blei können in gleiche Form gegossen werden. Wer aber nun von ihr auf Gleichheit des Stoffes schlösse, wäre mit Recht gedankenlos zu nennen. Dennoch glaubt man, daß, falls alle äußeren Verhältnisse für alle gleich gemacht wären, sich auch Gleichheit der Menschen erzielen ließe. Der Schluß ist hier ebenso falsch wie im ersten Falle.

*

Du sollst nach dem Lobe weder gieren noch es fliehen. Handle so, daß es Deinen Thaten freiwillig nachfolgt. Aber schau Dich nicht danach um.

*

Ich habe krankhaften Freiheitsinn bei solchen Menschen gefunden, die sich nur deshalb nicht fügen wollten, weil sie zu schwach waren, etwas zu leisten. Die Eitelkeit und Trägheit hinderten sie daran, aber um beides zu verstecken, erklärten sie, ihr Stolz verbiete es, zu dienen. Aber merkwürdigerweise: er hinderte sie niemals, alle Welt anzupumpen.

*

Natürlich liebenswürdiges, gewinnendes Wesen ist eine nicht gefahrlose Gabe. Mancher, der dessen Nutzen bemerkt, gewöhnt sich, es auszubeuten und bildet es zum Handwerk aus. Eh er's noch recht wahrnimmt, ist er dann ein Lump geworden.

*

Jede Gedankenreihe bis zum äußersten Schluß auszudenken ist sicher sehr logisch, aber gar oft sehr unvernünftig. Das zeigt sich besonders klar, wenn solch ein letzter Schluß in die Wirklichkeit übertragen werden soll.

*

Nietzsches Stil und Ausdruck sind mir ein Leckerbissen. Darum nähre ich mich nicht von ihm; Leckerbissen sind für den Nachtisch. Wer sich aber nur an einem solchen sättigen will, muß die Folgen auf sich nehmen.

*

Der echt „moderne Mensch" mit den „differenzierten Nerven" offenbart sich am meisten darin, daß er bei nichts, bei keinem Gedanken, bei keinem Gefühl beharren kann. Darum ist er auch zu bleibenden Thaten nicht fähig. Er spielt den Handelnden nur, um die dabei auftauchenden Gefühle zu genießen. Alles Einfache wird ihm langweilig. So ist's kein Wunder, wenn er zuletzt Töne tasten, Gerüche sehen und Farben hören will, oder sich abwechselnd im Sumpfe wälzt oder in mystischen Schauern schwelgt, um nur „neue Sensationen" kennen zu lernen. Dann betrachtet er sich als „feinstes Ergebnis einer überreifen Kultur", als „differenziert bis in die zartesten Verzweigungen des psychophysischen Mechanismus". Und schließlich läuft alles darauf hinaus, daß er ein willensschwacher Schling ist, ein weibischer Mann.

*

Es ist ein seltsames Ding mit den eigenen Gedanken. Wenn wir alles ablegen müßten, was wir von anderen empfangen haben, stünden wir plötzlich geistig nackt da. Darum wird man um so bescheidener, je mehr man von den Geistesmühen der Vergangenheit kennen lernt. Ein Trost aber liegt in der Thatsache, daß wir doch aus unserem Selbst manches neu entwickeln können. Finden wir dann, daß auch andere vor uns Gleiches erschlossen haben, so dürfen wir in dieser Übereinstimmung einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für das von uns Gedachte erblicken. Doch auch dann ist Vorsicht nötig, denn wir können mit unseren Vordenkern ebenso zu gleichen Wahrheiten, wie zu gleichen Irrschlüssen gelangen.

*

Schriftstellerische Werke, die den Lesern die Kraft zum Lebenskampfe mindern oder rauben, in ihnen die Hoffnung auf den Sieg des Guten töten, erträgt ein noch gesundes Volk niemals lange. Die vereinzelten Verfallzeitmenschen mögen sich daran berauschen; strebende Geister wollen auch eine Dichtung, die voll ist von aufbauenden Kräften.

*

Selbstthätigkeit kann Kindern nicht aufgezwungen werden. Und auch kluge wohlmeinende Eltern müssen es zuletzt der Notwendigkeit überlassen, den trägen Willen aus seiner Ruhe aufzupeitschen. Ein trauriges Muß. Nur darf man nicht den festen Willen sich erschüttern lassen, der Erzieherpflicht bis zum letzten Augenblick zu genügen.

*

Im Zwielicht der Lebenssorge lernen die geistigen Augen schärfer sehen, als im blendenden Lichte des Glückes.

*

Mancher Gelehrte hält sich für ein Licht, ist aber nur ein Leuchter.

*

In einer Beziehung sind wir viel kindischer, als andere

Völker: wir fordern von jedem, daß er irgend einen Titel ausweise. Dann glauben wir, er besitze das dazu gehörige Wissen. So nehmen wir Gold nur als solches, wenn es den Münzstempel trägt. Allmählich richtet man auf diesen so sehr die Aufmerksamkeit, daß man gar nicht beachtet, ob das Erz ihm entspricht.

Am Ziele der Sehnsucht.

Alles Suchen, alles Hasten,
Das des Herzens Mühlrad treibt,
Ist ein unbewußtes Tasten
Einem Gute zu, das bleibt.

Von den Bergen springt die Quelle
Goldnen Fernen zu die Bahn;
Doch am Ziele stürzt die Welle
In ihr Grab im Ocean.

So verhüllt der Tod behende,
Was das Herz voll Sehnsucht will,
Und das Lachen hat ein Ende —
Doch das Mühlrad steht dann still.

Charles Buttgerald.

Vermischtes.

Der Eigentumsinstinkt bei den Tieren. Durch die zahlreichen Beobachtungen, die man in den letzten Jahrzehnten über das Gedächtnis, die Intelligenz und namentlich auch über das Mitgefühl der höher organisierten Tiere im allgemeinen gewonnen hat, ist ihre Stellung eine weit höhere geworden als dies in früheren Zeiten der Fall war. So sehr wir jedoch der physischen Begabung und Entwickelungsfähigkeit derselben gerecht zu werden suchen, so ist doch zweifellos, daß sie, trotzdem sie jahrein jahraus rings um sich Pflanzen erblühen, welken und absterben sehen und nach allen Seiten hin kleinen Tierleichen begegnen, bis auf den heutigen Tag noch nicht zum Begriff des Todes gelangt sind. Aber wer hätte jemals an den charakteristischen Instinkt des Eigentums gedacht, den wir Menschen in dem ausschließlichen Besitz irgend einer Sache finden, sowie an den Genuß derselben, der sich nur in unserem Geschlecht konzentriert? Es ist unbestreitbar, daß der Vogel für sein Nest die lebhafteste Zuneigung manifestiert; allein er liebt und verteidigt dasselbe doch nur wegen seines Inhaltes, wegen der Eier oder der Jungen. Das mühevolle Meisterstück schlägt er durchaus nicht hoch an, denn sobald das Nesthäkchen davongeflogen ist, bekümmert er sich nur selten mehr um die alte Wohnung, verläßt sie und denkt sogar das nächste Jahr kaum daran, sie wieder zu benutzen. Kommen dennoch einige Arten vor, die eine bleibende Wohnung haben, so sind es meist solche, die in Gesellschaft leben, da eine Gemeinschaft ohne feststehende Wohnung nun einmal nicht bestehen kann. Weit wählerischer hinsichtlich ihrer Wohnung zeigen sich viele Säugetiere, und es ist bekannt, daß manche von ihnen mit großer Anstrengung sich eine Zufluchtsstätte ausgraben; in der Praxis jedoch scheinen sie für dieselbe keine größere Vorliebe zu besitzen als für jede andere. Wenn der Fuchs seine Höhle benutzt, um darin seine Nachkommenschaft aufzuziehen, so sehen wir das Kaninchen seine Kleinen weit von der seinigen entfernt absetzen und pflegen. Die Liebe zum eigenen Herd aber, welche man doch als die Basis und entschiedenste Manifestation des Besitztriebes betrachten muß, finden wir in der That nirgends bei den wilden Tieren. Man wird hier vielleicht die räuberischen Gelüste gewisser Vögel erwähnen, von denen die diebische Elster so manche Beispiele geliefert hat, und auf den Hang nach Beute hinweisen, den wir bei dem in Gefangenschaft gehaltenen Raben, der Dohle und dem Nußhäher finden, die alles stehlen, was ihnen vor den Schnabel kommt, alles sich aneignen, was durch seinen Glanz „edlen Metallen" gleicht, für die sie bekanntlich eine besondere Vorliebe besitzen sollen. Allein wenn wir die Nester ihrer frei lebenden Kameraden untersuchen, so werden wir darin fast niemals Porzellan- oder Glasscherben finden, an denen auf den Feldern doch niemals Mangel ist, und welche wir die gezähmten Vögel mit so großem Eifer sammeln sehen. Der Hund, der Fuchs und der Wolf laufen oft davon und bedecken die Beute, die sie zur Zeit nicht verzehren können, mit Erde; aber der Instinkt der Vorsorge ist bei ihnen so wenig ausgeprägt, daß sie neunmal von zehn den Weg nach ihren Verstecken nicht wiederfinden. Einige kleine Nager tragen Lebensmittel für den Winter ein; diese Vorsicht repräsentiert einen besonderen Instinkt, der eine besondere Ernährung unumgänglich notwendig macht. Denselben Instinkt finden wir auch bei gesellig lebenden Insekten, deren Fortpflanzung nicht gesichert wäre, wenn sie für ihre Jungen nicht einsammelten. Nur bei dem Menschen hat das Bedürfnis, von dem Erworbenen etwas zu isolieren, um es aufzubewahren, einen solchen Grad angenommen, daß es zum Mittelpunkt des sozialen Lebens und der Civilisation geworden, und es ist so mächtig, daß es zu einer glühenden Leidenschaft werden kann, selbst wenn der Wert des Gegenstandes nur ein geringer wäre. Dieser Sinn zur Erwerbung eines gewissen Eigentums geht jedoch dem Tiere vollständig ab. Th.

Barthaare in alten Urkunden. In früheren Jahrhunderten war es Gewohnheit, zur Verstärkung des Ansehens öffentlicher Traktate, die man abschloß, einige Haare des Bartes an das Siegel zu befestigen, welches an alten Urkunden hängt. Man liest von einer aus dem Jahre 1121, wo dieser Gebrauch ausdrücklich bezeichnet ist: „Damit Gegenwärtiges mehrere Gewißheit und Festigkeit erhalte, habe ich ihm die Bekräftigung meines Siegels, nebst drei Haaren meines Bartes erteilt." Dasselbe liest man in einer Schenkung, die 1181 vom heiligen Florent de Sauneur zu stande gebracht wurde: „Und damit dieses Almosen den Mönchen unangetastet bleibt, habe ich es durch Aufdrückung meines Siegels, nebst dreien von meinen Haaren, wie der Augenschein ergiebt, bekräftigen lassen." Ferner liest man in einem alten Fragment von einer Geschichte Frankreichs, es sei in dem Traktat, welcher zwischen Alarich, dem König der Gothen, und Chlodwich, dem König der Franken, abgeschlossen worden, ausdrücklich bedungen, daß Alarich den Bart von Chlodwich berühren sollte, um dadurch sein Verwandter zu werden. Herzog Friedrich von Österreich überschickte seinen Bart, nachdem er ihn hatte abscheren lassen, dem König Karl von Ungarn als ein Unterpfand der Verbindung und Freundschaft, die er mit ihm errichten wolle.

Th.

Mein Lied für Dich.

Von **A. Engel.**

Weißt Du es nicht, daß Lieder schweigen,
Und regungslos verharrt das Wort,
Wenn Glücksgedanken niedersteigen
Zum tiefsten heiligen Herzensort?

Weißt Du nicht, daß am Meeresgrunde
Sich Perl an Perle strahlend drängt,
Und daß die Liebe nicht am Munde
Als flüchtig Wort vergänglich hängt?

Der Schatz, den ich im Innern hebe
In ernster stiller Friedenszeit,
Und daß ich Menschen wieder lebe —
Das ist mein Lied, das Dir geweiht.

Briefkasten.

Frl. M. v. M. in B. Das Sonett angenommen. Besten Gruß. — Herrn W. K. in B. Dieses Mal bin ich nicht zufrieden. Es liegt übrigens noch ein Gedicht vor. Besten Gruß. — Ein sehr alter Leser. Uns hat Ihre Gesinnung herzlich gefreut, aber das Gedicht leidet an Mängeln, die den Abdruck verhindern. — Frau A. S. K. in Düsseldorf. „Mein Junge“ beweist Mutterliebe — fast unvernünftige! — aber tiefere poetische Begabung fehlt. — Herrn Curt H. in B. „Am Genfer See“ hat einige feine Züge. Vermeiden Sie aber Wendungen wie „Der Seespiegel atmet“. Mit Spiegel ist ein Bild gegeben, mit „atmet“ ein zweites. Das soll man vermeiden. Der Dichter muß einheitlich schauen. Ein atmender Spiegel aber ist nicht einheitlich. „Unterwegs“ ist unklar. — Herrn H. W. in B. Unbrauchbar. Die Schauerballade hat mich tief angegriffen. Wie können Sie, junger Mann, auf einen Ahnungslosen ein solches Geschoß richten?! — Herrn G. Frankfurt a. M. Der Roman erscheint nicht in O. Jankes Verlag. — Nr. 2 X. „Küster“ angenommen. Mir geht's seit 1. Januar besser. Ich habe auch genau um 12 Uhr 1 Sekunde dem neuen Jahre sehr ernstliche Vorstellungen gemacht: so könne es nicht weiter gehen; es sei eine Affenschande, wie mich 1895 behandelt habe u. s. w. Sie sehen, Zureden hilft zuweilen. — Mignonne. Hat Ihnen die Muse etwas angethan? Aber auch dann war es nicht edel von Ihnen, sich durch solche Gedichte an ihr zu rächen. — Cand. theol. P. G. in G. Sie sind begabt. „Abschied“ kommt. Ein Schriftsteller A. St. ist mir nicht bekannt. — Frl. L. Sch. in O. bei Br. Drei kleine Lieder angenommen. „Drei Kreuze“ und „Abend“ sind nicht gedichtet, sondern gemalt. Und zwar mit so viel Einzelzügen, daß kein Leser sich davon ein Bild machen kann. — Frau S. Kn. in M. Hätten Sie diesen Einwand nicht erhoben, wären Sie für mich eine große Sprachkennerin geblieben. „Dreimonatig“ allein ist richtig, wenn man die Dauer von drei Monaten bezeichnen will. „Dreimonatlich“ heißt so viel als einmal in je drei Monaten (ebenso vierteljährlich). Sie sagen gewiß selbst: „Während meines achttägigen Aufenthalts in X“ und nicht „achttäglichen“. Also bitte, nicht mehr tadeln, bevor Sie gedacht haben. — Frl. G. L. in H. „Frühlingswehen“ etwas zu abgerissen. Besten Gruß! — Frl. Ilse E. in H. „Das Glück“ hat einige dichterisch geschaute Teile, aber dieser Pessimismus paßt für Ihre Jahre nicht. Sie können mir gelegentlich neue Versuche senden. — Emil W. in O. Noch zu jugendlich unfertig. — Herrn v. A. Berlin W. Die Gedichte sind in Form und Anschauung noch zu herkömmlich. — Herrn Dr. X. Geseke. Der Titel ist einfach „Gedichte“. Den Verlag erfahren Sie durch jede bessere Buchhandlung. Der Kritiker des Bandes ist mir leider augenblicklich nicht erreichbar, sonst schriebe ich ihm. — Einsiedlerin ohne Hilfsmittel. 1. Die gewöhnliche Form des Sonetts besteht aus 14 Zeilen. Die Reime folgen meist so: a, b, b, a — a, b, b, a. — c, d, c — d, e, e. Der Tonfall kann jambisch oder trochäisch sein; die Zeilen können 4 oder 5 Füße enthalten. Die ganze Form weist auf Gedrängtheit, auf Zuspitzung eines Gedankens oder Gefühls. Sonetten-Kranz besteht aus 14 Sonetten, deren Anfangszeilen das 15. bilden. Das führt sehr leicht zur Reimspielerei. 2. Jeder Hexameter fordert unbedingt „Cäsuren“, Einschnitte z. B.

— ∪ ∪ — | ∪ ∪ — ∪ ∪ — | ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪
oder
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — | ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪

Aber es ist nicht leicht, ihn so zu bauen, daß die deutsche Betonung mit den Längen genau übereinstimmt. 3. Das genannte Buch kostet 15 Mk. — Frl. M. Gl. in H. Ich habe Ihren Brief dreimal gelesen. Nun muß ich fragen: was wollen Sie eigentlich? — Herrn A. v. St. in P. Das Werk ist nicht nur wegen der tiefen Liebe zu deutschem Wesen, sondern auch wegen der Besonnenheit des Urteils und dem reinen Wahrheitsdrang zu empfehlen. — Herrn Dr. W. H. in R. Darüber steht mir ein öffentliches Urteil nicht zu. Der Genannte hat sicher seiner Überzeugung gemäß gehandelt; ich kenne ihn als durchaus ehrenhaften Mann. Für Ihr Wohlwollen besten Dank. — Herrn H. Th. in B. 1. Sicher wird das Blatt gehalten — vom Verleger. Sonst könnte es sich nicht halten. 2. Ja. 3. Nein. — Waldteufel. Nicht ungewandt, wenn auch zum Teil sehr empfindsam. „Nachtgedanken“ sollen kommen, bis auf die letzte Strophe, die sehr abfällt und ganz überflüssig ist. Aber unter welchem Namen? Waldteufel klingt unter einem Liede doch etwas zu komisch. — Herrn O. in Basel. „Einleitungen“ ist etwas zu unbestimmt gehalten. Ich habe Ihrem Wunsche gemäß die Blätter den reinigenden Flammen übergeben. Ein Phönix scheint in ihnen nicht enthalten gewesen zu sein. Besten Gruß. — Herrn E. Sch. in Berlin N. Der größere Teil der „Gedanken“ kommt.

Die nicht erwähnten Sendungen sind als unbrauchbar zu betrachten.

Schluß des Briefkastens: 30. Januar.

Inhalt der No. 19.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 20.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Fortsetzung.)

Chénier darf sich rühmen, in diesem Moment eine der bestgehaßten Persönlichkeiten von Paris zu sein. Man vergiebt es ihm nicht, daß er seinen Bruder nicht gerettet hat, der zwei Tage vor dem 9. Thermidor das Schafott bestieg. David dagegen scheint in bester Laune. Er lacht und scherzt mit einer kokett gekleideten, schönen jungen Frau, die mit einem gewaltigen Fächer à l'étrusque paradiert. Das ist niemand anders als Mlle. Aubry, die graziöse Nymphe der Oper, die einst als Göttin der Vernunft auf dem Altar von Notre-Dame figuriert hat, damals als Robespierre der Gott von Frankreich und seine Gebote Gesetz waren. —

Wie sich die Zeiten ändern! David hat längst den pathetischen Schwur vergessen, den er am 8. Thermidor Robespierre geleistet hat, „er wolle gemeinsam mit ihm den Giftbecher leeren“. — Schließlich fand er es doch angenehmer, die Becher bei Barras' Gastmählern zu leeren.

Unweit von ihm giebt der Schauspieler Dugazon die komische Geschichte von einem deutschen Baron zum besten, der sich in Paris amüsieren will — es ist das ein altes Repertoirstück von ihm. Aber er erzählt das mit so vortrefflicher Mimik und Aussprache, daß alle seine Zuhörer laut auflachen. Im Garten verkünden Kanonenschläge, daß das Feuerwerk begonnen habe. Das flammt und glänzt und blitzt durcheinander, feurige Räder und Schlangen, Sterne, Kometen, ganze Figuren. In den Gängen des alten Parks zwischen den hohen Buchenstämmen leuchten die bengalischen Feuer weiß und rot und grün auf, züngeln zwischen Büschen und Zweigen empor und beleuchten seltsam phantastisch die weißen Statuen der Götter und Helden, die hier aufgestellt sind — dazwischen die phantastischen Gestalten der Incroyables, der „Adonis“, wie man die höchstentwickelte Gattung des Incroyable Anno 1796 nannte, der „Merveilleuses“, der Offiziere und Soldaten in ihren bunten Uniformen, die goldenen Schnürröcke der Husaren, die schwarzen der Kanoniere von Vincennes, die flammendroten der belgischen Lanciers — ein farbensprühendes, die Sinne verwirrendes Bild. Auf den Rasenabsätzen zu beiden Seiten der Kaskade sind Zelte und kleine Theater aufgeschlagen, wo man Schattenspiele, Feerien und provençalische Tänzer sah — Pantomimen, wo die skandalösen Geschichten aus dem klassischen Altertum, die man aufführte, sich sehr sonderbar ausnahmen neben den erhabenen Statuen der Weisheit und Tugend, die an anderen Stellen des Parks errichtet waren und die Bürger zur Nacheiferung anspornen sollten.

Der antike Stil der Revolution gestattete eben verschiedene Auslegungen.

In diesem Moment — es ist kurz vor Mitternacht — erschallen die Klänge des „Chant du départ“, das Zeichen, daß das Souper im Saale beginnt.

Héloise, die auf der vorderen Terrasse am Arm Bonapartes promeniert hat, bleibt auf einmal in einer Nische der Balustrade stehen — sie scheint aufmerksam das holländische Kunstfeuer, das in der Lichtung einer Allee abgebrannt wird, zu betrachten.

„Was haben Sie, Madame —?“

„O, nichts, General —!“ Die junge Frau lacht etwas gezwungen. „Dies Feuerwerk erinnert mich nur an ein ganz ähnliches, das ich hier in demselben Park gesehen habe —“

„Ah, wirklich?!“

„Jawohl, im Sommer 90 — es war der letzte Sommer des Hofes! — Die Königin gab dem österreichischen Erzherzog, der sie besuchte — es war ihr Schwager — ein Fest. Freilich, wer denkt heute noch daran?“

„Sie haben recht," murmelt Bonaparte nachsinnend, „das scheint uns fast wie ein Märchen —! Und doch sind erst sechs Jahre seitdem vergangen."

Héloise ist bleich geworden. Sie hat ihren Blick beständig in eine bestimmte Richtung des Gartens geworfen.

Es ist der verabredete Moment.

„General, wollen Sie mich zum Souper führen? Ich darf Sie oben nicht weiter in Anspruch nehmen — ich weiß — Aber bis dahin —"

„Mit Vergnügen, Madame!"

Er bietet ihr mit einer etwas hastigen Bewegung seinen Arm.

Auf einmal stößt Héloise, die eine Bewegung nach ihrer Frisur gemacht hat, einen kleinen Schrei aus.

„O weh — da habe ich meine Rose verloren —! Dies Gedränge im Saal war aber auch wirklich nicht zum Aushalten. Was nun machen? Ich kann mich nicht so zeigen —"

„In der That, Madame — gäbe es hier keinen Ersatz?"

„Ah, ich weiß!" rief sie wie mit einem plötzlichen Erinnern. „Das Gewächshaus ist hier ja nur ein paar Schritte entfernt, es muß Rosen enthalten. — Sie wissen doch, General, daß die Rosen von St. Cloud berühmt sind?" fragt sie auf einmal, ihn mit einem eigentümlichen Blick ansehend.

Bonaparte lächelt. —

„Ich wußte es nicht — aber um so besser —! Wenn ich Ihnen also einen Gefallen thun kann —"

„Ja, ja, führen Sie mich! Wir haben nur ein paar Schritte zu machen —"

Er giebt ihr seinen Arm, er versucht sogar über ihren Unfall zu scherzen — ohne Ahnung, wohin seine heutige Galanterie ihn führen wird.

Héloise ist in der furchtbarsten Aufregung. Sie beginnt am ganzen Körper zu zittern. Es ist gut, daß das nicht lange währen kann, ihr Begleiter würde sonst ihren Zustand merken.

Das kleine Pförtchen zum Gewächshaus, das hinter der Orangerie liegt, ist bald sichtbar — Es ist grell erleuchtet durch eine Pfanne mit buntem Licht, die gerade davor steht, und die ihren Schein weithin über den Rasen wirft.

Gerade gegenüber stehen neben der Wohnung des Kastellans verlassene Remisen, die seit dem Abzug des Hofes nicht mehr benutzt sind — Die erste Etage derselben, wo früher die Stallbeamten gewohnt haben, ist jetzt unbewohnt und verlassen, die Fensterscheiben sind halb erblindet, zum Teil zerbrochen. Wer genauer zusähe, bemerkte hinter einer derselben einen Schatten sich auf und ab bewegen, der beim Herannahen des Paares unbeweglich bleibt und nach einem dunklen Gegenstand greift, der neben ihm verhüllt auf der Fensterbank liegt. —

Der Schatten, das ist André Theurille.

„Hier ist es, General, da — gleich links vom Eingang —"

Die Stimme der jungen Frau zittert, Bonaparte bemerkt es, er wendet sich um und mustert sie forschend.

„Ist Ihnen nicht wohl, Madame?"

„O doch — nur — mich fröstelt — Nach der Erhitzung da drin, Sie begreifen —"

„Wir werden gleich zurückkehren!"

In dem Moment, als Bonaparte die Thür aufstößt und beiseite tritt, um Héloise den Weg frei zu lassen, kracht ein Schuß, ein Blitzstrahl zuckt an dem gegenüberliegenden Fenster auf, eine weiße Wolke, die für den Moment alles einhüllt — dann ein Schrei, der von der jungen Frau herrührt —

Der General springt rasch beiseite, dahin, wo ihn eine vorspringende Ecke des Daches schützt.

Er ist vollständig unverletzt geblieben.

Von drüben aus dem Remisengebäude hört man etwas wie einen Ausruf, einen zornigen Fluch, dann das Umstürzen mehrerer Möbel, die raschen Schritte jemandes, der eine Treppe hinabeilt — dann wird alles still.

Héloise ist unter Schreckensausrufen davongeeilt zu der nächsten Gruppe, die sie gewahrt.

Man kommt in Bewegung, fragt, läuft durcheinander — jedermann hat den Schuß gehört.

Der junge General geht blaß, mit gesenktem Kopfe, die Lippen aufeinandergepreßt, der Orangerie zu.

Er hat sofort begriffen —

Das war die Quittung der Jakobiner für den Pantheonklub.

Er wird sich die Lehre merken für sein ganzes Leben. Fanatiker, die man beleidigt hat, darf man nicht schonen, sondern nur vernichten.

Auf der Terrasse und vor dem Schlosse läuft alles durcheinander. Das Gerücht von dem Attentat verbreitet sich in den Sälen, sprengt die Gruppen auseinander, stört die beginnende Heiterkeit des Soupers, läßt die Musik ihre lärmenden Weisen abbrechen.

„Unglaublich! Ein Mordanfall auf den General —"

„Die Jakobiner gewiß —!"

„Ein Attentat! Diese Blutdürstigen —!"

Barras stürzt auf den jungen General zu, sobald er seiner ansichtig wird.

„Sie sind unverletzt geblieben, General?!"

Ein finsterer Blick des Korsen trifft ihn.

„Durchaus, Bürger Direktor. Sie sehen, unsere republikanischen Gewohnheiten bleiben noch dieselben." Er lächelt bitter. „Der Dolch des Harmodius bei dem Gastmahl Hipparchs —"

Barras zuckt die Achseln. Er kann ihm nur einen einzigen Rat geben.

„Reisen Sie sobald wie möglich zur Armee ab!"

Bonaparte folgt ihm schweigend.

Er zeigt sich oben im Saale, wo man ihn von allen Seiten umringt. Überall Ausrufe des Zorns, der Entrüstung, der Teilnahme, von denen er allenfalls annehmen kann, daß ein Drittel aufrichtig gemeint ist.

Die anwesenden Fremden besonders sehen sich bedeutsam an, zucken die Achseln und tauschen flüsternd ihre Bemerkungen aus.

„Ein Mord bei einem Feste —! Und da spricht man von der Befestigung der Republik —!"

„Ist das die Versöhnung der Parteien, die das Direktorium verspricht?"

„Passen Sie auf —! Der Vulkan grollt — es dauert nicht lange, und er öffnet sich von neuem —!"

Auf Befehl Barras' hat man schleunigst das Remisengebäude und die Gelände dahinter untersucht. Man fand nichts. Die Hintertreppe des Gebäudes führt in einen Garten, dieser stößt an die Seine. Am Ufer findet man noch die Kette des Bootes, auf dem der Mörder entkommen ist.

Von diesem selbst keine Spur.

Auf Héloise fällt kein Verdacht. Ihr Schrecken und ihre Erregung waren zu ungeheuchelt und zu natürlich. Vergebens versuchen Barras und seine Kollegen die allgemeine Stimmung wieder herzustellen, die Heiterkeit ihrer Gäste von neuem zu beleben.

Der Schuß Theurilles hat wie ein drohendes Signal der Zukunft alles gestört.

Die meisten brechen früher auf, als sie beabsichtigten. Auch Héloise, die, immer noch eine Beute furchtbarer Erregung, sich sagt, daß das Verbrechen, zu dem man sie getrieben hat, nutzlos geblieben ist — daß die Terroristen nun nicht einmal ihren Zweck erreicht haben.

Sie sieht in Wahrheit aus wie eine Tote, als sie, die große Saaltreppe herabkommend, ihrem Lakaien zuwinkt, der nach dem Wagen eilt.

„Madame, es scheint, dieser Schuß ist in sehr großer Nähe von Ihnen abgefeuert worden! Sie thun gut, wenn Sie sich sobald wie möglich von hier fortbegeben!" spricht auf einmal eine Stimme hinter ihr.

Sie fährt zusammen. Es ist Gaston Valèze, der sie, wie sie weiß, den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen hat.

Héloise zieht die Augenbrauen zusammen — sie versucht ihn auf die frühere Weise zurückzuweisen.

„Mein Herr, wenn ich mich recht erinnere, hatte ich Ihnen verboten, mit mir zu sprechen —!"

„Trotzdem Sie mir das Leben gerettet haben," bemerkt Valèze etwas spöttisch.

„Trotzdem. Betrachten Sie das als eine Kleinigkeit —"

„Den Teufel auch! Sie denken etwas zu philosophisch darüber, Madame —"

Die junge Frau, den Kopf zurückwerfend, mißt ihn mit einem langen Blicke.

„Was wollten Sie mir also sagen, mein Herr?"

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich es von Ihrer Seite sehr sonderbar finde, sich für Leute aufzuopfern, die Sie mit Undank belohnen," spricht Valèze halblaut, die Arme über der Brust kreuzend, „denn daß dieser Schuß ohne Ihr Mitwissen abgefeuert wurde, davon werden Sie mich nicht überzeugen?!"

Héloise sieht ihn starr an — es glüht in ihrem Blick.

„Und wenn es so wäre?! —" spricht sie leise, fast zischend. „Mögt Ihr wissen, daß ich nur ein Gefühl für Euch alle übrig habe — Verräter! Mörder vom Thermidor —!"

„Aber Ihr Haß ist Wahnsinn! Sie betrügen sich selbst!" ruft Valèze. „Babeuf und seine Freunde sind nicht das, wofür Sie sie halten — André Theurille verrät Sie, verkauft Sie um einer Hetäre willen, die ganz Frankreich kennt — die aber zu hoch steht, als daß man sie nennen darf —"

Héloise preßt die Hand an den fiebernden Kopf. Da ist er wieder, dieser Verdacht, den schon die anderen ausgesprochen haben —

Sie rafft sich auf.

„Ich will nichts hören," spricht sie hastig, die Stufen der Treppe vollends hinabschreitend. „Bringen Sie Ihre Verleumdungen an anderer Stelle an — Ich kenne André Theurille —"

Valèze lächelt höhnisch.

„Ich auch —! Ich weiß, daß er sich fast jeden Abend mit Madame Tallien in ihrer Loge im Theater Montansier trifft — Das Theater Montansier, sagt Ihnen das nicht genug?"

Die junge Frau, die im Begriff ist, in ihren Wagen zu steigen, hält in der That inne. Valèze, der ihr mit der größten Höflichkeit behilflich ist, ist jetzt in beinahe ebenso großer Aufregung wie sie.

„Ich sage Ihnen, daß André Theurille sich mit Aspasia im Theater Montansier Rendezvous giebt," spricht er beinahe unhörbar leise, „daß ich sie Ihnen unbeobachtet zeigen will, sobald Sie wollen — geben Sie mir nur einen Wink, schreiben Sie mir! — Er ist von der Regierung erkauft, und er wird Sie und Babeuf und alle anderen verraten." —

Héloise antwortet nicht — aber in ihrem Kopfe wühlt und bohrt das nach, als Valèze, sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedend, sie verläßt und in den Saal zurückkehrt, während er dem davonrollenden Wagen mit einem triumphierenden Lächeln nachsieht.

„Nun?" fragt Barras, auf den er im Gedränge der auseinandergehenden und lebhaft diskutierenden Gäste stößt, und der ihn beiseite zieht.

„Die Falle ist aufgestellt, Bürger Direktor. Verlaßt Euch darauf, das Wild wird hineingehen!"

„Ich rechne auf Euch — Hier thut Eile not!"

Siebenzehntes Kapitel.

Der Mann in der Maske.

Zwei Tage nach dem Fest in St. Cloud gab es eine fürchterliche Scene im Rat der Fünfhundert. Santerre hatte das Direktorium zur Rede gesetzt über die Art und Weise, wie die Tumulte, die vor dem Hotel Nanteuil stattgefunden hatten, unterdrückt seien — und zum Erstaunen Barras' und seiner Kollegen zeigte sich, daß die Partei des Montagnards in dem neuen Parlament wieder ganz erheblich an Boden gewonnen hatte.

Sie standen alle mehr oder weniger mit Babeuf in Verbindung und verfochten die Interessen des Demagogen, der in seinem Blatte offen aussprach,

daß ein Staatsstreich heute oder morgen zu erwarten sei."

„Wir brauchen eine plebejische Vendee!" schrieb er; „der Schrecken muß gegen alle entfesselt werden, die die goldene Million, diesen scheußlichsten Aussatz auf dem Gesicht der modernen Gesellschaft, aufrecht erhalten."

Auf der Tribüne drückte man sich etwas gemäßigter aus.

„Die Raubwirtschaft, die das Direktorium mit den Gütern des Landes treibt, muß aufhören —!" rief Drouot den Ministern ins Gesicht.

Und Tallien, der bei ihm stand, und der wieder Fühlung mit den Jakobinern suchte, die er aufs neue eine Macht werden sah, sprach mit seinem düsteren Pathos:

„Seit Law hat man in diesem Lande nicht ein solches System schamloser Bedrückung und rücksichtsloser Aussaugung gesehen, wie wir es jetzt mit den Assignaten treiben."

Die Assignaten — das war es. —

Wenn das Königtum in einen Abgrund gesunken war, der mit Blut angefüllt schien, so würde das Direktorium vermutlich in einen Abgrund verschwinden, der mit Papier ausgefüllt war.

In diesem Moment stand der Goldlouis, der im Juni 95 auf tausend Franken Papier gesunken war, der im Oktober eintausendsiebenhundert, im Dezember dreitausend gegolten hatte, auf fünftausenddreihundert — Das heißt, wer im April 1796 noch im Besitz eines Goldlouisdors war, war eine Art Kapitalist — er besaß fünftausenddreihundert Franken.

Die Regierung hatte längst, um sich helfen zu können, zu dem Mittel gegriffen, daß man den Wert der eingezogenen Nationalgüter immer höher veranschlagte, um die maßlosen Emissionen neuer Assignaten einigermaßen zu entschuldigen. Man hatte die Nationalgüter im Jahre 1790 auf eintausendzweihundert Millionen taxiert, im Jahre 92 auf zweitausendzweihundert Millionen, 93 bereits auf drei Milliarden, 94 nach den vielen Konfiskationen auf sieben Milliarden, 95 behauptete Johannot, der Berichterstatter des Komitees der Finanzen, die Güter der Emigranten hätten im ganzen neun Milliarden Wert.

Dabei betrug der wirkliche Wert dieser Güter damals eintausendvierhundert bis eintausendachthundert Millionen

Und im Umlauf waren in ganz Frankreich nicht weniger als acht Milliarden Assignaten, die auf diesen Realwert gegründet waren.

Das war bis zum Sommer 95. Von nun an gab es kein Halten mehr, denn man mußte Geld schaffen um jeden Preis.

Der Konvent fabrizierte vom März bis zum Oktober, wo er abdankte, noch weitere zwanzig Milliarden. Das Direktorium mußte auf der betretenen Bahn weiter. Im Monat Dezember allein wurden für neun Milliarden Assignaten fabriziert. Als das erste halbe Jahr seiner Herrschaft um war, kursierten in Frankreich circa vierzig Milliarden Assignaten, für die kein Mensch eine Garantie wußte, und die sich täglich mehr entwerteten. Weder die Bauern auf dem Lande noch die Handwerker in der Stadt wollten diese Münze nehmen, und da die Guillotine nicht mehr populär war wie 93, hatte die Regierung kein Mittel, sie zu zwingen.

Dabei sah man sich, um nur den notwendigen täglichen Ausgaben zu genügen, genötigt, mit der Fabrikation des Papiergeldes immer fortzufahren — der Strom, der einmal im Rollen war, konnte nicht mehr aufgehalten werden. Man machte verzweifelte Vorschläge, um neue Werte zu schaffen, die als Unterlage dienen sollten. Bereits im Dezember war der Antrag eingebracht worden, Wälder im Umfang von fünfzehn Millionen zu verkaufen. Es fragte sich nur, wer sie kaufen konnte oder wollte. Man schlug sodann den Verkauf der ehemaligen Güter der Civilliste vor, der Schlösser von St. Cloud, Meudon, Vincennes, der Diamanten der Krone, wovon man den Regenten allein auf sechs Millionen, den Sancy auf vier Millionen schätzte — Man wollte sogar die Gemäldesammlung des Louvre verkaufen, nur um Geld zu schaffen!

Alles das waren natürlich Tropfen auf einen heißen Stein. Das Chaos, vor dem das Direktorium stand, ließ sich nicht entwirren.

Der Tribun und seine Freunde behaupteten, dies System sei eine Plünderung des Landes, der Ruin seiner Zukunft und die Verarmung auf Generationen hinaus.

„Wenn das Königtum gewirtschaftet hat wie eine Courtisane," rief er den Direktoren zu, „so ist Euer System das der türkischen Paschas, die ein Land verwüsten, indem sie es betreten —!"

In der That, wenn man Vergleiche zog zwischen dem vielgeschmähten Calonne und den Finanzmännern der Republik, konnte man zweifelhaft sein, wem die Palme der Blamage gebührte.

Alles dies kam in jener Sitzung des Rats der Fünfhundert zur Sprache, in der Santerre offen seine Sympathie für Babeuf bekannte und Drouet zum ersten Male öffentlich etliche der sozialistischen Maßregeln verlangte, die der Tribun seit Monaten in seinem Blatte proklamiert hatte.

Barras stand wie ein Felsen im Sturm. Er bot allem die Stirn, gab auf der einen Seite nach, um auf der anderen desto schroffer aufzutreten. Er hatte eine um so schwierigere Stellung, als er in Zwist mit seinen Kollegen war, mit Rewbell und Carnot, die seinem allmächtigen Einfluß entgegenarbeiteten.

Bonaparte war in Italien. Auf ihn konnte man zunächst nicht zählen.

Barras stand in täglicher Verbindung mit Valèze. Er rechnete fest auf dessen Versprechen und wartete mit fieberhafter Ungeduld auf den Erfolg.

Bis jetzt konnte ihm dieser noch nichts Entscheidendes mitteilen.

Die Verschworenen beschlossen, durch ihren wachsenden Einfluß in der Öffentlichkeit kühn gemacht, den Ausbruch nicht länger hinauszuschieben.

Sobald André Theurille zurückgekehrt war, der in St. Denis mit der Ansammlung der Mannschaften

beschäftigt war, die man aus den nördlichen Departements herbeizog, versammelte man sich an einem der ersten Maitage in der Wohnung des Tischlers Dufour, der zu den Verschworenen gehörte, in der Rue Papillon.

Babeufs Wohnung in der Rue Grande-Truanderie war hier nicht weit entfernt, und man konnte in Verbindung mit ihr bleiben.

Anwesend waren Buonarotti, Germain, Drouet, Darthé, Maréchal und Babeuf selbst.

Als der letzte trat André Theurille schweigend ein, indem er stumme Händedrücke mit ihnen austauschte.

„Bürger,“ fragte Babeuf, sich an seinem Tische erhebend und sich in der Runde umsehend, „Ihr seid also einverstanden, daß der letzte Schritt gethan wird —?“

„Ja, jawohl —!“ — „Das Direktorium ist im Rollen, laßt uns ihm den letzten Stoß geben!“ — „An die Laterne mit Barras!“ schrieen die Verschworenen durcheinander.

„Unsere Vorbereitungen sind beendet, die Dolche der Patrioten sind gezückt, bereit, die Verräter zu treffen — zweitausend Bewaffnete sind in der Stadt und in der Umgegend angesammelt und erwarten unseren Wink. Die halbe Polizeilegion ist für uns gewonnen, ein großer Teil der Friedensrichter und Beamten handelt mit uns im Einverständnis. Ihr seht also, unsere Kräfte sind ausreichend, um das Werk zu beginnen!“

„Und wie soll es geschehen?“ fragte Drouet, mit dem Griff der Pistole spielend, die er im Gürtel trug. —

„Eine Proklamation an das Volk von Paris —“

„Dann müssen die Proskriptionslisten im Stadthaus angeschlagen werden!“ — rief Darthé ungestüm. „Alle, die am Thermidor die Patrioten verraten haben, werden verhaftet, ihre Häuser konfisziert, und die Armen darin einquartiert!“

Theurille warf ihm einen Blick zu —

Er war sicher, daß dieser Mann, der beim Proskribieren der erste war, beim Kampfe der letzte sein würde.

Babeuf schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Bürger Darthé, Deine Meinung ist gut — aber wir müssen damit im Anfang noch zurückhalten. Die große Masse der Gleichgültigen und Lauen würde abgeschreckt werden, wenn wir sofort strenge Maßregeln ergreifen. Laßt uns unser Hauptaugenmerk darauf richten, die Truppenmacht unschädlich zu machen, die Barras und seine Complicen in der Stadt angesammelt haben. Wir kommen ihnen gänzlich unerwartet, und eine Überrumpelung ist daher leicht —“

Er wühlte in den Listen, die er vor sich liegen hatte.

„Hier sind eintausendzweihundert Mann, die in Vincennes und in den Dörfern der Umgegend liegen, sechshundert Mann, die sich in der Morgenfrühe im Cabaret ‚Zum roten Löwen‘ vor den Thoren des Lagers von Grenelle einfinden, fünfhundert Mann, die der Bürger General Rossignol führen wird, kommen in der Nacht in den ehemaligen Schuppen der Intendantur zusammen und rücken gegen den Luxemburg, um sich der Personen der Direktoren zu bemächtigen —“

„Besonders Rewbell — haltet Euch an Rewbell!“ rief Drouet dazwischen, „das ist der einzige, der Energie zeigen wird! Carnot ist ein Pedant — Lerévoillère ein Schwätzer —“

„Sodann die Proklamationen, die schon gedruckt vorliegen —“

„Das Lager von Grenelle — da liegt die Schwierigkeit! Diese Troupiers, die da liegen, sind verwöhnt vom Direktorium und fast alle aus dem Norden und Westen hergeschickt —“

„Sie werden es nicht wagen, auf das Volk zu schießen,“ rief Babeuf entrüstet; „sie werden nicht wagen, was der Tyrann Capet und die Gironde nicht gewagt hat —!“

„Hm, denkt an den Vendémiaire,“ bemerkte Drouet, „Bonaparte hat es doch gewagt —“

„Bonaparte ist fern, wir brauchen ihn nicht zu fürchten. Nein, Freunde, ich habe besseres Zutrauen zu jenen Kindern des Volkes, die man in bunte Röcke gesteckt hat — Redner müssen sie an ihre Pflichten gegen das Vaterland erinnern, Frauen müssen ihnen Bürgerkronen und Erfrischungen anbieten. Greise sollen sie anreden, um sie zu mahnen, mit uns die Freiheit des Volkes zurückzuerobern — Verlaßt Euch darauf, sie werden uns folgen!“

Babeuf sprach das mit glänzenden Augen, die Hand vorgestreckt. Er zweifelte nicht an dem, was er sagte.

Er sah noch die Tumulte von 93 vor Augen, er glaubte, jene Zeit werde wiederkehren, in der man sich am Lärm der Straßen und an seinen eigenen Worten berauschte.

„Und der Zuzug von Vincennes?“ fragte Germain. „Du weißt, Bürger Tribun, daß das eigentlich die Hauptsache ist.“

„In der That,“ rief Babeuf, sich wieder besinnend, „diese sind dazu bestimmt, die Hauptplätze der Stadt, vom Châtelet anfangend, zu besetzen und jeden Widerstand, der sich etwa regt, sofort zu ersticken —! Bürger Theurille, wir haben Dir die Führung dieser Truppe bestimmt. Eine rote Fahne, die einer der Unserigen am Kirchturm von St. Eustache aushängen wird, giebt Dir das Signal, daß Du in die Stadt einrücken kannst.“

Zum ersten Mal, seit er eingetreten war, hob André Theurille den Kopf und sah sich in der Runde um. Ein bitteres Lächeln lag auf seinen Lippen.

„Ihr vertraut mir also, trotz meines Mißgeschicks von neulich —?“ fragte er.

„Wir wissen, daß das nicht Deine Schuld war. Wenigstens hat Deine That soviel bewirkt, daß Bonaparte früher abgereist ist, als bestimmt war — und das war von großem Wert für uns.“

„Ich glaube auch,“ murmelte Drouet.

„Du wirst also das Kommando in Vincennes übernehmen — der Bürger Germain wird den Angriff auf das Lager von Grenelle führen — Wir

anderen werden uns des Morgens um acht in meiner Wohnung versammeln —"

Babeuf sann einen Augenblick nach, dann sprach er langsam und dumpf:

„Es ist heute der 17. Floréal. Am 20. Floréal, dem 10. Mai, wird die Republik frei, und der Schatten Robespierres gerächt sein!"

Es entstand eine allgemeine Pause.

Und seltsam klang die Unterbrechung, als André Theurille, ohne den Tribunen anzusehen, ohne sich von seinem Flecke zu rühren, fragte:

„Und dann?"

„Und dann?!" wiederholte Babeuf erstaunt, während die anderen den jungen Mann betroffen anblickten, „die Frage ist seltsam — Du weißt doch, Bürger Theurille —"

Theurille sah ihn starr an, ohne zu antworten.

„Die unterdrückte Konstitution von 93, das ist unser nächstes Ziel — dann die Abschaffung der Vorrechte des Reichtums, die Herstellung der wirklichen Gleichheit —"

„Gleichheit!" murmelte der junge Mann fast unhörbar, so daß niemand der Umstehenden es hörte, „und auf diese Weise wollt Ihr das erreichen?"

Die Worte Bonapartes tönten immer noch vor seinen Ohren — jene Worte, die er nie vergessen konnte: „Ihr seid nicht das Land — Ihr seid nicht das Volk. Ihr täuscht Euch, und Ihr täuscht die Welt."

„Dein Benehmen ist sonderbar, Bürger Theurille. Wenn wir nicht —"

„Verzeih," sprach Theurille, sich emporraffend, „ich weiß ja, um was es sich handelt! — Mein Kopf war mit anderem beschäftigt, Bürger Tribun. Also, ich werde mich mit Morgengrauen in Vincennes vor der Schloßwache einfinden — ich erwarte dann Euer Signal —"

„Und sei pünktlich. An Dir liegt die Hauptarbeit."

Theurille nickte.

Sein Atem ging schwer und unregelmäßig, in seinem Blick lag etwas Verstörtes.

Es war ihm in diesen Tagen, wo er das Werk vollenden mußte, an das er nicht mehr glaubte, wo er die Katastrophe immer näher kommen sah, als fühlte er förmlich, wie das Schicksal über ihn hinwegrollte. Er erschien sich wie ein Verurteilter, der nicht mehr gefragt wird, der nur noch die Aufgabe hat, sich zu betäuben, die Augen zuzumachen, um nichts mehr zu sehen.

Er konnte seine Genossen nicht im Stich lassen. Er konnte seine ganze Vergangenheit nicht verleugnen.

Und doch glaubte er nicht mehr an sie.

Dazu kam, daß er seit drei Wochen, seit dem Tage des Festes im Parke von St. Cloud, ohne jede Nachricht von Héloise war.

Sie zürnte ihm, daß er sie zu etwas gezwungen hatte, wovor alles in ihr zurückbebte — er wußte es, und er hatte doch nicht anders handeln können.

Wenn er etwas bereute, war es, daß sein Verbrechen nutzlos geblieben war.

„Die Aristokratin!" — dachte er mit einem bitteren Lächeln bei sich, „die Erbschaft des Blutes, die sich nie verleugnet! Im Salon die Notwendigkeit der Revolution deduzieren und für Rousseau und Mably schwärmen, o, das ist sehr hübsch —! Aber unsere Arbeit, der Kampf und die Straße —"

Es stürmte alles auf ihn ein.

Er wünschte oft, es wäre alles zu Ende. Und doch hatte er ein wahres Grauen vor dem Siege seiner Genossen, ihm ahnte, daß dann eine Anarchie beginnen würde, die alles Vorhergehende übertreffen würde.

Die Verschworenen trennten sich mit einem letzten Händedruck.

„Auf Wiedersehen vor dem Stadthaus am Morgen des 10. Mai —!" rief Babeuf.

Und Drouet fügte mit dumpfer Stimme hinzu:

„Als Sieger oder Besiegte! Mit den Trophäen des Luxemburg oder auf dem Wege zur Barriere —!"

Es lag wieder Thermidor-Luft über Paris. Theurille fühlte das mehr als ein anderer. Aber damals an dem Tage des Gigantenkampfes, als der Riese unterlag, und die Pygmäen siegten, da war er noch frisch und begeistert gewesen, da hatte er geglaubt an die Sache seiner Partei und seiner Idole —

Während jetzt — Er seufzte tief auf.

Als André Theurille nach Hause kam, fand er auf seinem Tisch ein Billet vor, dessen parfümierter Inhalt, und dessen kleines, goldgeränbertes Siegel auf eine Frauenhand zu deuten schien.

Er brach es hastig auf und las.

„Eine Freundin, die sich mit André Theurille zu versöhnen wünscht, bittet ihn, übermorgen abend nach elf Uhr ins Theater Montansier zu kommen. Er wird dort wichtige Aufschlüsse erhalten."

Theurille stand einen Moment schweigend da.

Von Héloise, ohne Zweifel. Sie bereute ihr Benehmen, wollte sich wieder mit ihm aussöhnen.

Es war zwar nicht ihre Handschrift, aber das besagte nichts. Sie hatte ihm schon öfters durch eine dritte Hand schreiben lassen, weil sie mit ihren Korrespondenzen vorsichtig sein mußte.

Lebhaft erregt, beschloß er auf alle Fälle hinzugehen. Wenn er um elf da war, hatte er von Mitternacht an noch Zeit, den zwei Stunden weiten Weg nach Vincennes zurückzulegen, um auf seinem Posten zu sein.

Ungefähr um dieselbe Tagesstunde empfing Héloise von Savigny einen Brief, der Gaston Valèze unterzeichnet war, und worin er sie aufforderte, am 9. Floréal abends um elf ins Theater Montansier zu kommen, um sich zu überzeugen, mit wem André Theurille seine Nächte verbringe.

Sie beschloß zuerst, den Brief zu zerreißen, dann, damit zu André zu eilen — dann, ihn noch einmal für sich zu lesen, und ihn wieder und wieder zu lesen.

Den ganzen Tag verbrachte sie in schrecklicher Unruhe.

Am nächsten Morgen erhielt sie ein Schreiben Babeufs, der ihr die letzten Verabredungen der

Verschworenen mitteilte, sie ermahnte, am Morgen des 10. Floréal zu Hause zu bleiben und, wenn möglich, ihren Bekannten, den Herzog von Lanjuinais, zu empfangen und bei sich festzuhalten, indem es für sie wichtig sei, die Reiterei der Nationalgarde wenigstens in Unbeweglichkeit zu wissen.

Das Netz, das Barras und dem Direktorium über dem Kopf zusammenschlagen sollte, war also aufgespannt.

Jetzt war Héloisens Entschluß gefaßt. Sie mußte wissen, ob André Theuriłle ein Verräter war oder nicht — ob er sie und Babeuf und alle anderen betrog und bei der Tallien einen Dank dafür fand, den sie, wie man sagte, schon vielen gewährt habe.

Ohne ihren Wagen anspannen zu lassen, fuhr sie an dem bestimmten Abend in einem gewöhnlichen Fiaker, das Gesicht von einem dichten Schleier verhüllt, nach dem Theater Montansier.

Das erste Gesicht, auf das sie da traf, als sie in fieberhafter Erregung, fast ohne sich umzusehen, die Treppe hinaufeilte, war das Gaston Valèzes.

„Ah, Sie sind also gekommen, Madame! Ich werde Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Folgen Sie mir.“

Héloise folgte ihm langsam, mit aufeinandergepreßten Lippen, die Augen starr vor sich hin gerichtet. Sie hatte sich nicht überwinden können, ihm ihre Hand zu reichen, so groß war ihre Verachtung gegen diesen Menschen.

Indes hatte sie seine Führerschaft nötig in diesem Menschengewühle.

Das Theater Montansier war eines der unsolidesten dieser unsoliden Republik, die anfing, nicht bloß Athen, sondern auch Capua und Sybaris zu werden. Am nördlichen Ende des Palais Royal gelegen, schien es von der Glutatmosphäre angesteckt, die das Gomorrha von Paris nach allen Seiten ausstrahlte. Die ausgelassensten Possen, die gewagtesten Pantomimen wurden hier gegeben, und während der Boden unter ihren Füßen wankte und zitterte, gingen hier die „Adonisse“ des neuen Athens, die Phrynen und Sykophanten, die Kleons und Aristophanes' — nur Demosthenes hätte man vergeblich gesucht.

Eine wahre Börse des Vergnügens, das Foyer und die Gänge dieses Theaters! — Bekannt ist die Spiegelgalerie hier, die hinter den Logen läuft, und wo man alles verfolgen kann, was in diesen vorgeht. In den deckenhohen Spiegeln, die von weißen Kameen eingefaßt sind, besieht sich alles, was Paris an Flaneurs, Ausschweifenden, Müßiggängern, Courtisanen, aufgeblasenen Nichtigkeiten, und protzenhaftem Reichtum hat. Beim Geflimmer der Kerzen, unter dem Rauschen der Musik, die leise von unten heraufsönt, bauschen sich all diese geputzten Eitelkeiten, die, unbekümmert um die Tragödie vor der Thür, ihr nichtiges Geschwätz fortsetzen.

„Gestehen Sie selbst, Volange ist ein göttlicher Schauspieler! Die Art und Weise, wie er den Vertriebenen aus dem Paradiese spielt —“

„Aus dem Paradiese — das ist ein Wort! — Das Paradies hinter zwei seidenen Vorhängen —“

„Und würden Sie die Engel wo anders suchen, Bürger?“ wendet sich der Incroyable, der zuerst gesprochen hat, lächelnd zu seinem Hintermann, indem er seine weißen Zähne, seinen hübschen blonden Schnurrbart zeigt.

„Still, da ist Henrion!“

„Ah, ah, Henrion —“

Man zeigt auf einen kleinen brünetten jungen Mann, der am Eingang einer Loge steht, von verschiedenen jungen Damen umringt, die gewiß niemals eine Stelle in den Acta sanctorum verdient hätten. Das ist Henrion, der Poet dieses Ortes, der diese Nymphen besungen hat, und der eine gewisse Berühmtheit erlangt hat — im Palais Royal und in der Umgebung.

„Wissen Sie, Bürger, daß man von einer Verschwörung spricht? Das Direktorium soll aufgelöst werden!“

„Te, te, Gaston, laß Dich nicht auslachen! Wir leben nicht mehr zur Zeit des Schreckens, wo man jeden Morgen eine Verschwörung zum Frühstück serviert bekam.“

„Es ist aber doch etwas daran. Seit etlichen Tagen sind die Posten an allen öffentlichen Gebäuden verdoppelt worden —“

„Es heißt, die Jakobiner haben den Luxemburg unterminiert —“

„In der Umgegend soll sich allerlei verdächtiges Gesindel zusammengefunden haben —“

Héloise hörte flüchtig auf das Geschwätz und Geflüster der Menschen um sie herum.

Auch in dieser Welt des Vergnügens, des Luxus, der gedankenlosen Ausschweifung hörte man es also, das Grollen des Gewitters, das dem Ausbruch nahe ist.

Als sie im Begriff ist, mit Valèze die Treppe zum zweiten Rang der Logen emporzusteigen, macht sie Halt. Sie bemerkt eine Erscheinung, die ihr seit einiger Zeit beständig zu folgen scheint, einen Mann in einfacher dunkler Tracht, mit einer schwarzen Halbmaske vor dem Gesicht, wie man sie hier in dieser Sphäre der galanten Abenteuer zuweilen trägt.

„Wer ist das da?“ fragt sie ihren Begleiter.

Dieser sieht sich flüchtig um.

„O das — das ist ein Bekannter von mir —“

Er antwortet nicht weiter. Sie hat auch keine Lust weiter zu fragen.

Es ist alles so schwer und wüst in ihr. Es kommt ihr vor, als ob man ihre Seele zerschlagen hätte, als ob man sie gezwungen hätte, alles zu thun, was ihre Empfindung empörte. Ihr früheres Leben scheint ihr trotz allem, was sie durchgemacht hat, ein harmloses Idyll im Vergleich zu dem Chaos der letzten Zeit, den Pöbelmassen, die sie auf der Straße gesehen hat, und unter die sie sich mischen soll — und dabei immer die Furcht vor dem, was kommen wird.

In alledem war die Liebe zu André der einzige Stützpunkt ihres Wesens. Und nun soll sie

erfahren, daß dieser sie mit einer anderen betrügt und verrät.

In dem Moment, als sie mit Valèze die Treppe zum zweiten Rang hinansteigt, betritt André Theurille den nordöstlichen Flügel des Gebäudes, der nach der Passage du Perron führt.

Er ist in braunem Überrock; die Kokarde am Hut, die er morgen anlegen wird, ist noch halb verborgen; im Gürtel, über den er das Gewand geknöpft hat, fühlt er zwei Pistolen — treue Begleiter von den Feldzügen im Süden her.

Er sieht sich um. Jeden Augenblick erwartet er, Héloise zu begegnen, ihre Stimme zu hören — sich mit ihr auszusöhnen, bevor er dem verhängnisvollen Moment entgegengeht.

Aber er begegnet niemand. Das Vestibule, die Foyers liegen verlassen, die Logenthüren sind geschlossen; man spielt gerade auf der Bühne, und das Publikum ist sämtlich im Saale versammelt.

André Theurille steigt die Treppe zum ersten Rang hinan — auch hier niemand.

Sollte das ein Irrtum sein? Er fühlt den Brief, den er in der Tasche trägt.

Da öffnet sich, während er langsam und sinnend den Korridor entlang geht, der am Ende mit einem prächtigen deckenhohen Spiegel geschmückt ist, dicht neben ihm die Thür einer großen Loge.

Er wendet sich blitzschnell um.

Eine Frauengestalt in einer langen rosa Robe, den Fächer in der juwelengeschmückten Hand, auf den Schultern Agraffen von schimmernden Kameen, die auf ihn zugeht, ihn mit einem Lächeln bewillkommnet.

„Madame Tallien!"

„Ah, Sie kommen also doch, Bürger Theurille! Ich habe Sie erwartet — erwartet, wie man nur einen Gegner, den man versöhnen will, erwarten kann."

Er starrt noch immer dies strahlend schöne Frauenbild an, als wäre es der Tod selbst, dem er ins Angesicht sähe.

„Ihr?! Ihr habt mir geschrieben, Bürgerin?"

„Aber wer denn sonst —? Ich wollte Euch sprechen — Euch schelten, denn Ihr habt Euer Wort im Tivoli nicht gehalten —"

Sie sieht ihn unter den gesenkten Wimpern herauf an — der Fächer bleibt in leise rauschender Bewegung.

Die Thür der Loge ist fortwährend offen — Man sieht da in den Zuschauerraum hinein, auf die Menge, die dort versammelt ist.

„Ihr — Ihr kommt hierher, um mich zu sprechen? Und in diesem Moment?" entfährt es Theurille, dessen Auge wild aufleuchtet.

Er denkt daran, was morgen vielleicht schon aus dieser Frau geworden ist.

Madame Tallien lächelt.

„Es scheint Euch wirklich sehr in Erstaunen zu setzen. Aber tretet doch ein — es plaudert sich hier besser —"

Sie zeigt auf den Diwan ihrer Loge. In diesem Moment fällt klirrend etwas auf die Erde.

„O weh, mein Armband —"

Mit einer instinktiven Gebärde hat sich Theurille rasch gebückt, um es ihr aufzuheben. Sie legt mit einer vertraulichen Bewegung die Hand auf seine Schulter.

„Ich danke Euch, Bürger! Es scheint also, Ihr findet doch zu Zeiten Eure frühere Galanterie wieder — so sehr man mir auch das Gegenteil versichert hat — Aber setzt Euch doch!"

Sie sendet dabei einen Blick oben in den Zuschauerraum des zweiten Ranges hinauf — sie bemerkt da die beiden Gestalten, die sich entfernen. Es ist also gelungen.

Diese ganze Scene ist mit Barras und Valèze abgekartet. Man hat sie bewogen, André Theurille in dies Theater, womöglich in ihre Loge, zu locken, um Héloisens Eifersucht zu reizen.

André Theurille hat eine halbe Ahnung der Falle, in die man ihn gelockt hat.

Er tritt zwei Schritte zurück, und mit einem verächtlichen Lächeln spricht er:

„Unmöglich, Bürgerin. Ich will wünschen, daß wir uns hier durch Zufall begegnet sind — denn mit meinem Willen wäre es nimmermehr geschehen."

Dann stürzt er fort, ohne auf ihre letzten Worte, ihre Blicke mehr zu achten.

Aspasia kann beruhigt sein. Das, was sie wollte, ist schon geschehen.

Oben eilt Héloise, die, mit Valèze in dem Zwischengang der Logen stehend, die ganze Scene zwischen André und der Tallien, die vertraulichen Gesten, die Blicke beobachtet hat, in furchtbarer Erregung in das Foyer hinaus.

„O, der Nichtswürdige! Also wahr, doch wahr! Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte —!"

Sie beißt die Zähne aufeinander, es ist ihr, als ob eine glühende Flut vor ihren Augen aufstiege, ihr Gehirn, ihre Gedanken versenge — sie wie im Fieber fortreiße.

„Nun, habe ich recht gehabt?"

Héloise ergreift jetzt die Hand dieses Menschen, der sich vertraulich an ihre Seite drängt, und schüttelt sie, als wollte sie ihn wegzerren von diesem Orte.

„O, nur zu recht —! Ihr hattet recht, tausendmal recht —"

„Und darf ich hoffen, daß Sie jetzt anders über mich denken, Madame?" fragt Valèze mit seiner Stimme, die einen so einschmeichelnd leisen Klang haben kann.

Die junge Frau starrt ihn an, ohne eigentlich zu wissen, was er sagt.

Hinter ihr taucht die Erscheinung jenes Mannes in der Maske wieder auf, der sie nicht aus den Augen läßt — Er giebt Valèze einen Wink mit den Augen.

Sie steigen wieder die Treppe zum ersten Rang hinab.

„Und ihm hätte ich mich beinahe aufge-

opfert — hätte seine Pläne unterstützt! — Der Elende —!"

„Sprecht nicht so laut —!" Valèze stößt die Thür eines kleinen Zimmers auf, das am Ende des Korridors liegt — es ist das Vorzimmers des Probesaales der Schauspieler. „Kommt hierher — man hört uns da überall."

Héloise sinkt erschöpft, fiebernd, die Hand gegen die Augen gedrückt, auf einen Diwan.

Sie sieht, daß der Unbekannte auch mit eingetreten ist.

„Aber was will —?"

Valèze antwortet nicht. Er stellt sich vor sie hin und die Arme über der Brust kreuzend, spricht er mit einem höhnischen Lächeln:

„Nun, haben Sie gesehen, was an der Treue von André Theurille ist? Den einen bezahlt man mit weißen Billets, den anderen mit Liebesschwüren und zärtlichen Blicken — André Theurille steht schon lange in unserem Solde —"

„Ah — Und die Verschwörung —?!"

Valèze lacht.

„Elle est bien bonne! die Verschwörung —! Er hat uns noch heute morgen seine Notizen darüber gemacht."

Der Unbekannte erhebt sich.

„André Theurille hat heute morgen noch diesen detaillierten Bericht in Chiffren an Carnot gesandt," spricht er langsam, ein weißes Blatt hervorziehend. „Sie sind von ihm verraten und betrogen, Bürgerin. Wir sind über alles unterrichtet!"

Die Stimme dieses Mannes klingt eigentümlich — dumpf und etwas gebrochen, als ob er sie verstelle.

Héloise wirft einen irren Blick auf das Papier — Sie glaubt sich von allen Seiten verkauft —

„Wie? Daß die Verschworenen morgen schon losschlagen wollten —? Daß man sich in der Wohnung Babeufs versammeln wollte?" ruft sie mit fast erstickter Stimme.

„Morgen —!"

Valèze hat Mühe, seine Selbstbeherrschung zu wahren. Er tauscht einen Blick mit dem anderen aus. Dieser fängt an hastig ein kleines Carnet, das er hervorzieht, an der Tischecke zu beschreiben.

„Morgen, jawohl. In der Wohnung Babeufs — beim ehemaligen Augustinerkloster?"

„Aber nein, Rue Grande Truanderie 21. Um acht Uhr —"

„Ganz richtig," fährt Valèze hastig fort. „Man wollte dann den Luxemburg blockieren —"

„Nicht doch —! Das Stadthaus ist ja das nächste Ziel. Die Truppen von Vincennes sollten durch die Porte Bagnolet —"

Héloise hält auf einmal inne — es ist in diesem Moment, als träte die Erkenntnis dessen, was sie thäte, vor ihre Augen —

„Mein Gott, mein Gott — aber was thue ich denn da?" ruft sie, sich mit fast irren Blicken umsehend.

Der Unbekannte hat sich erhoben — Er legt ihr die Hand auf die Schulter.

„Parbleu, Bürgerin, das Bewußtsein, dem Vaterland einen guten Dienst zu leisten, muß Sie trösten in diesem Moment," spricht er mit einer Art Bonhomie. „Also, Sie sagten —?"

„Die Namen — Sagen Sie uns die Namen!" drängt Valèze. „Wer sind die Leute, die sich in Babeufs Wohnung einfinden —?"

„Germain, Buonarotti, Darthé — dann Drouet, glaub' ich —"

„Drouet, der Königsmörder —?! Fahren Sie fort, das ist eine interessante Liste."

Es liegt eine solche Ironie in dem liebenswürdig sanften Tone, mit dem der Mann in der Maske das sagt, daß Héloise plötzlich aufsteht.

„Wer sind Sie?"

„Fahren Sie fort! Jetzt brauchen wir nur noch die Notizen über André Theurille."

Héloise faßt sich an den Kopf.

„Über André Theurille —?! Ich denke — Sie wissen —?!"

Der Unbekannte erhebt sich und macht ihr mit dem höflichsten Lächeln eine Verbeugung.

„Gewußt haben wir gar nichts, meine Gnädige! — Sie selbst waren so liebenswürdig, uns alles Erforderliche zu liefern."

Er wendet das Blatt rasch um, das er ihr vorhin gezeigt hat.

Es ist vollständig leer.

Héloise fühlt sich einer Ohnmacht nahe. Sie sieht es wie einen Abgrund vor sich öffnen. — Sie sieht, in welche Falle man sie gelockt hat.

Jetzt ist es zu spät. Sie hat alle ins Verderben gestürzt.

Und mit krampfhafter, fast schreiender Stimme ruft sie, Valèzes Arm ergreifend und ihn schüttelnd:

„Im Namen des Himmels, wer ist dieser Mann?"

Valèze schweigt.

Jener nimmt die Maske ab. Es ist Paul Barras der sie ruhig, mit einem kalten Lächeln betrachtet.

Sie hat ihrem ärgsten Feinde die Verschwörung verraten.

Halb besinnungslos fällt sie in die Kissen des Diwans zurück.

Der allmächtige Direktor wirft ihr einen Blick zu, der selbst in diesem Moment noch verrät, wie sehr er für blonde Haare und weiße Formen empfänglich ist.

Aber das ist nur ein Moment.

Er schleudert die Maske in eine Ecke des Zimmers, reißt hastig ein paar Blätter aus seinem Notizbuch und spricht mit Valèze.

„Jetzt gilt es handeln — Keine Minute darf mehr versäumt werden —! Hier, Befehl an die Kommandantur — an den Polizeipräfekten — an den Kommandanten von Vincennes —! Die Truppen in der Kaserne von Maubeuge sollen sogleich unter Waffen treten —"

Er sieht auf seine Uhr.

„Es ist halb eins. Ich eile sogleich aufs Stadthaus — Sie besorgen hier diese Papiere —"

Er ist jetzt ein ganz anderer — seine Miene,

seine Augen, sein Ausdruck sind völlig verändert — Der Mann vom 9. Thermidor kommt wieder zum Vorschein.

„Nun, Gracchus Babeuf, jetzt wollen wir sehen, wer das Spiel gewinnt —!“

„Und Madame?“ fragt Valèze, die Papiere zusammenraffend, indem er auf Héloise zeigt.

Barras zuckt die Achseln.

„Lassen wir sie hier —! Aber wohlverschlossen und verriegelt —! Sie darf sich bis zum Mittag nicht rühren.“

Sie eilen fort, indem sie die Thür des Zimmers doppelt verschließen und nichts zurücklassen als ein ohnmächtiges, verzweifeltes, hilfloses Weib — so glaubten sie wenigstens.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Weib.

In dem Moment, als Barras vor dem Portal des Theaters in den Wagen stieg, der ihn nach dem Stadthaus brachte, hatte er einem der Huissiers, die dort standen, einen Auftrag gegeben, mit dem dieser sich schleunigst entfernte.

Valèze, der das sah, fragte ihn:

„Wollen Sie das Kommando von Versailles benachrichtigen?“

Der Direktor sieht ihn mit einem eigentümlichen Blick an — dann spricht er langsam:

„Nein, es handelt sich um etwas anderes. — Hören Sie, lieber Freund, wenn Sie des Morgens um sechs Uhr an der Porte Maillot vorbeikommen, fragen Sie, ob der Jäger von Marly schon in die Stadt gekommen sei — und lassen Sie mir die Antwort zukommen.“

Valèze nickt — Er glaubt, es handelt sich um eine militärische Ordre.

Er sollte erst später begreifen, welchen Sinn diese Worte haben — — —

Héloise lag auf dem Diwan des kleinen Zimmers hingestreckt im Zustand jener wütenden, ohnmächtigen Verzweiflung, die sich betäuben möchte, die sich vor dem Klopfen des eigenen Herzens, vor den Regungen der eigenen Gedanken fürchtet.

Verloren, alles verloren —! Und durch ihre Schuld — Durch eine abscheuliche Falle, in die man sie gelockt hatte.

André Theurille war schuldlos. — Wenn sie ihn jetzt wenigstens noch retten könnte —

Bei diesem Gedanken sprang sie in die Höhe. Ihre Energie erwachte von neuem. Diese Frau gehörte zu denen, die viel von Gefahr und Unglück gelernt haben —

Von hier entkommen, die Verschworenen benachrichtigen, ehe es Tag wurde, und mit André entfliehen —

Aber man hatte sie eingeschlossen, sie war vielleicht bewacht, wenigstens hörte sie Schritte, die auf dem Korridor hin und her gingen, die allerdings um Mitternacht aufhörten. Der Theateroffizial, den Barras beauftragt hatte, vor der Thür Wache zu halten, schien es nicht für nötig zu halten, auf eine Frau, die doppelt eingeschlossen ist, viel achtzugeben.

Héloise stürzte ans Fenster. Die Entfernung vom Pflaster war nicht hoch — Man war im ersten Stockwerk, unter ihr an der Seitenfront befanden sich zwei Karyatiden, die einen Balken trugen, den man als Stütze benutzen konnte.

Aber sie mußte etwas haben, um daran hinabzugleiten, und rasch, so lange es noch dunkel war, ehe der frühe Maimorgen begann.

Sie blickte verzweifelt umher.

In diesem Moment entsann sie sich einer Scene, als sie vor dem 9. Thermidor in den Madelonnettes zusammen mit der Herzogin von Uzès eingesperrt war. Die beiden Frauen hatten eines Morgens vom Fenster ihrer Zelle aus die Entfernung aufs Pflaster geschätzt und dabei versuchsweise ihre Betttücher zusammengebunden, ob man an ihnen etwa entkommen könnte. Es blieb indes bei der Probe.

Ein Bett stand hier nicht — aber —

Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung riß Héloise die Vorhänge vom Fenster ab, knüpfte sie zusammen, band sie an den Fensterhaken und ließ sich vorsichtig daran herab.

Sie gelangte glücklich auf den Stützbalken, von da, nachdem sie ihr Rettungsseil nochmals um einen Knauf geschlungen hatte, auf die Straße herab.

Oben hatte niemand ihre Flucht bemerkt.

Es war Halbdunkel, der Morgen begann bereits zu dämmern.

Die junge Frau blieb einen Augenblick mit klopfendem Herzen unter dem eisernen Schutzdach des Theater-Portals stehen.

„Jetzt nach Vincennes, André warnen, daß er sich nicht der Porte Bagnolet nähert!“

Wagen gab es um diese Stunde nicht, also zu Fuß —

Héloise wollte gerade über die Straße schlüpfen, als um die nächste Ecke auf einem großen Karren lärmend und geräuschvoll ein Trupp Menschen gefahren kam, der vor dem Theater Halt machte.

Die junge Frau hatte gerade noch Zeit sich hinter einem Pförtchen zu verbergen, das neben dem Schauspielereingang sich befand und in einen leeren Hof führte.

Jene begannen geräuschvoll abzuladen, was sie mit sich führten — Es waren Maschinisten und Arbeiter, die Dekorationen und Coulissen hereinschleppten.

Heloise verharrte in ihrem Versteck in Todesangst, daß irgend ein Zufall sie entdecke — Dabei drängte die Zeit.

Die Arbeiter beeilten sich durchaus nicht. Es dauerte ein, zwei Stunden, ehe sie fertig waren, worauf sie mit ihrem Vehikel rasselnd abzogen.

Die junge Frau sah das Feld frei. Auf dem Kirchturm von St. Eustache schlug es vier Uhr in diesem Moment.

„Mein Gott, mein Gott, wenn ich zu spät komme — Wenn André schon aufgebrochen wäre —“

Das war die Angst, die sie folterte. Sie hatte

jetzt nur noch den einen Gedanken, ihr Verbrechen zu sühnen — zu sterben für ihn, wenn sie sich nicht mehr mit ihm retten konnte.

In den benachbarten Stadtteilen begann schon das Leben wieder zu erwachen, mit seinen dumpfen, regelmäßigen Accorden, als habe noch niemand eine Ahnung davon, was dieser Tag für Paris zu bedeuten habe.

Bis zum Faubourg du Temple fand Héloise den Weg. Dort hörte die Stadt auf. Sie stand ratlos, denn sie wußte nicht, welchen Weg sie einschlagen sollte — sie war früher nach Vincennes gefahren — ja, im Wagen, ohne sich um den Weg, um die Gegend zu kümmern — in vornehmer Gesellschaft, die sich zu erhaben dünkt, um auf Land und Volk einen Blick zu werfen.

Wie die Königin, die, als sie mit dem König nach Varennes entfliehen wollte, niemand fand, der in der nächsten Nähe der Tuilerien die Stadt kannte, und deren Abreise sich dadurch um zwei verhängnisvolle Stunden verzögerte.

Héloise nahm schließlich aufs Geradewohl den Weg querfelbein — sie kannte die Richtung nach Vincennes und glaubte schon in nicht allzuweiter Entfernung die dunklen Linien des Wäldchens am Horizont zu erblicken.

Es war alles still und klar hier, die Luft rein — die ganze Pracht des Maimorgens lag schon in dem Aufglühen der Sonne, die ihre ersten Strahlen über Felder und Gärten hinsandte.

Héloise schauderte vor dieser Ruhe — sie wußte, was darunter verborgen lag.

In der Stadt hinter sich glaubte sie einen Moment Trommelwirbel zu hören. Dort hatte vielleicht die Insurrektion schon begonnen, schlug man sich in den Straßen.

Sie entfloh immer weiter, nach Nordosten zu — nur von dem Gedanken getrieben, André noch zu treffen.

Auf einmal stieg das Terrain an, sie befand sich vor dem hochgelegenen Belleville — ihr Weg hatte sie zu weit nordwärts geführt.

Als sie eben in die erste Straße des Dorfes eingebogen war, machte sie bestürzt Halt —

Die Stille des Morgens ward unterbrochen.

Ein zahlreicher Trupp Menschen kam ihr entgegen, schreiend, johlend und allerhand Waffen schwingend, aber in einer gewissen Ordnung marschierend, und von zwei Leuten geführt, die die Uniform der Nationalgarde trugen.

Die Dorfbewohner versammelten sich unter den Thüren ihrer Häuser oder schlossen entsetzt die Fenster, wo sie durchkamen.

Man hörte sie schreien:

„Nieder mit dem Direktorium —! Laßt uns den Reichen die Häuser anzünden! Gleichheit, Gleichheit —! Nieder mit Barras —!"

„Keine Gesetze mehr! Keine Steuern —!" schrie ein weißbärtiges zerlumptes Individuum, das im ersten Gliede marschierte, und das wahrscheinlich schon mit allen Gesetzen in Konflikt gekommen war und niemals Steuern bezahlt hatte.

Es waren Banden, die die Verschwörung in Sold genommen und in den umliegenden Dörfern einquartiert hatte — Sie wollten jetzt nach der Stadt, sie hielten ihre Stunde, die des Mordens, Brennens und Plünderns, für gekommen.

Als sie Héloise bemerkten, machte der ganze Trupp Halt.

„He, he, Bürgerin — wohin willst Du so früh —?"

„Eine Aristokratin! Seht doch ihre Hände!"

„Und die seidenen Lappen, die sie trägt —"

„Bürgerin, Du kannst Dir ein Trinkgeld verdienen, wenn Du uns den Weg nach dem Hause des Schurken Barras zeigen willst!"

Man riß Witze, drängte sich um sie — Dies junge schöne Weib in der leichten, eleganten und seltsam beschmutzten Toilette, die sie gestern abend im Theater trug, lief die schlimmste Gefahr unter diesem entsetzlichen Trupp.

„Meine Herren — lassen Sie mich — ich muß nach Vincennes —!"

„He, he, Bürgerin, ich kenne Dich doch —!" rief auf einmal ein junger Ouvrier, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte, „Du warst im Hotel Nanteuil, als der Bürger Babeuf den Aristokraten den Kopf wusch. Er hat Dich uns empfohlen — Man hat Dich uns entgegengeschickt, um uns den Weg zu zeigen, nicht —?"

„Nach dem Luxemburg!" — „Bürgerin, Du mußt uns führen —!" — „An der Porte Bagnolet erwarten uns die Unserigen —"

Vergebens bat, protestierte Héloise, man möge sie nach Vincennes lassen — der wüste Haufe kannte kein Einsehen.

„Im Namen des souveränen Volkes, mach keine Widerreden, Bürgerin," schrie sie der zerlumpte Wortführer an, „oder man wird mit Dir verfahren, wie Jourdan Coupe-tète mit der Prinzessin Lamballe —! Also vorwärts!"

Sie mußte sich an die Spitze stellen, diesen Banden als Führerin dienen — und dann ging es vorwärts der Porte Bagnolet zu.

Es war Héloise, als marschiere der Tod mit ihr.

Sie sah sich inmitten dieser brüllenden, erregten, nach Wein und Branntwein duftenden Masse, die ihre Äxte, Piken, Flinten und Säbel schwangen, jeder war bewaffnet mit dem, was er auftreiben konnte — und die davon sprachen, Paris anzuzünden und die Reichen ins Feuer zu werfen — Und was für Gesichter! Knochig und fahl, Gestalten, aus denen das Elend und die Verkommenheit alles Blut herausgezogen hatte, die gewerbsmäßige „Canaille" der Revolution, die nichts mehr zu verlieren hatte, und der alles gleich war. —

Inmitten dieser Menge, dieses stinkenden Atems, dieser schmutzigen Gesichter und fleckigen Kleider, dieser Figuren mit rotwollener Schärpe, mit der phrygischen Mütze auf dem Kopfe oder dem blauen Gürtel des Pariser Arbeiters sah sich die junge Aristokratin fortgezogen, hilflos, betäubt, unfähig, jetzt noch einen rettenden Gedanken zu fassen.

„Wenn das nur ein Ende hat, bald — so oder so — Die Soldaten müssen kommen, und dann ist es aus mit uns allen —"

Das war das letzte, was sich in ihrem zermarterten Kopfe festsetzte.

Von weitem wurden bald die niedrigen, kreisförmigen Gebäude der Porte Bagnolet sichtbar.

Die Rotten begannen in aufgelöster Ordnung und unter hellem Geschrei darauf zuzuströmen — sie glaubten, das Thor sei schon im Besitze der Ihrigen und die Stadt für sie offen.

Aber Barras hatte fünf Stunden Zeit gehabt, seine Maßregeln auszuführen.

Fünf Stunden sind alles bei Pariser Revolutionen.

(Schluß folgt.)

Aus der „Gründerzeit".

Roman

von

Marie Stahl.

(Schluß.)

Wieder sprang Friedhelm der Kontrast zwischen ihm und einem gewöhnlichen Arbeiter in die Augen. So lag und las kein ungebildeter Proletarier, mit solchem Ernst und solcher Vertiefung, und das Buch, das er versteckt, hatte ein merkwürdig wissenschaftliches Aussehen. Die Art und Weise wie er sich erhob und ihn begrüßte, bestärkte Friedhelm in seiner Vermutung.

„Sie sind mir nicht mehr fremd, ich bin Ihnen ein paarmal unter merkwürdigen Umständen begegnet," sagte der Referendar, indem er sich auf dem ihm höflich angebotenen Holzschemel niederließ. „Sie haben mein Interesse und mein Mitleid erregt, weil ich in Ihnen einen Unglücklichen zu sehen glaube, der eine bessere Vergangenheit gekannt hat und nicht aus der Arbeiterklasse stammt."

„Ah," sagte der Alte und ein seltsames Lächeln huschte über sein verwittertes Pergamentgesicht — ein unheimliches Lächeln — „Sie kommen natürlich als Abgesandter von Kielemann. Bitte, sagen Sie nur gleich ohne Umschweife, womit er droht, daß ich unerkannt verschwinde. Hat der alte Fuchs doch Lunte gemerkt?"

Salewski hatte sich Friedhelm gegenüber auf die Bettkante gesetzt und betrachtete ihn lauernd unter seinen buschigen, weißen Augenbrauen. Es fiel dem jungen Mann von neuem auf, in welch gutem Hochdeutsch er sich ausdrückte. Eine Ahnung, die ihm bereits früher flüchtig und unsicher aufgetaucht war, nahm bei den Worten des Alten plötzlich eine deutliche, bewußte Form an.

„Ich komme nicht als Abgesandter von Herrn Kielemann und ich weiß nicht, in welchen Beziehungen Sie zu diesem stehen, aber ich sage Ihnen offen, daß ich gewisse Vermutungen darüber habe. Ich möchte gern wissen, was Sie veranlaßte, neulich Fräulein Kielemann in Groß-Jehser abends allein im Garten sprechen zu wollen, nachdem Sie so häufig von ihr in der Nähe des alten Herrenhauses gesehen worden waren?"

Friedhelm hatte beim Sprechen den Blick fest auf sein Gegenüber gerichtet und die strenge Wahrhaftigkeit dieses Blicks war ebenso charakteristisch an ihm wie an seiner Mutter. Er hatte die Gabe, andere förmlich in den Bann seines Vertrauens zu zwingen.

Der Alte zwinkerte mit den Augen unter diesem durch und durch schauenden Blick, er fuhr sich wie unschlüssig ein paarmal mit der Hand durch das dichte, weiße Haar.

„So, so, das soll ich Ihnen erzählen? Ja, ja, ich weiß, Sie sind der Schatz von dem Fräulein," sagte er kopfnickend, „Sie gehören zu der verfluchten Brut, die schuld ist an dem, was ich bin. Aber, junger Herr, von Rechts wegen gehören Sie nicht dahin, so viel kann ich Ihnen an den Augen ablesen. Sie werden nicht auf mich hören — die Liebe ist ja blind — ich aber sage Ihnen, diese Liebe wird Ihnen nur Fluch und keinen Segen bringen. Kielemanns Tochter und Kielemanns Geld — das sind zwei Dinge, von denen jeder ehrliche Mann sich fern halten sollte."

„Ich irre mich wohl nicht," erwiderte Friedhelm in wachsender innerer Erregung, „wenn ich Ihre Person mit jenem Prozeß in Verbindung bringe, der immer ein dunkler Fleck auf Kielemanns Namen geblieben ist. Wäre es wohl möglich — sind Sie jener Mediziner, der als Arzt und Gesellschafter des unglücklichen Udo von Bilsenberg eine Rolle in dieser traurigen Angelegenheit spielte?"

Der alte Mann war aufgesprungen und in großer Aufregung zwischen den kahlen Wänden seiner Zelle hin und her gegangen.

„Hat Kielemann mich erkannt?" fragte er, plötzlich vor dem Referendar stehend bleibend. Sein Gesicht war fahl und verzerrt.

„Sie sind in einem allerdings erklärlichen Irrtum befangen. Ich stehe Herrn Kielemann persönlich so fern, daß noch nie ein Wort über seine privaten Angelegenheiten zwischen uns gewechselt worden ist. Ihr Benehmen allein und Ihre letzten Äußerungen haben mich der Wahrheit auf die Spur gebracht,"

erwiderte Friedhelm, der sich äußerlich zur größten Ruhe zwang.

„Sie — sind Sie denn nicht Kielemanns Schwiegersohn — oder Sie wollen es werden — und Sie stehen ihm so fern, daß — —“

„Davon weiß Herr Kielemann vorläufig noch nichts — ich bin jetzt nicht in der Lage, um seine Tochter werben zu können,“ unterbrach der junge Mann die ungläubige Frage, die ihm ein peinvolles Unbehagen verursachte.

„Ah — ich verstehe — jetzt fange ich an zu verstehen,“ rief Salewski, „nun begreife ich Ihr Interesse für mich und warum Sie bei mir Erkundigungen einziehen wollen. Sie thun recht daran, und ich darf wohl sagen, es ist ein Glück für Sie, daß ich noch zur rechten Zeit Ihren Weg gekreuzt habe. Jetzt will ich Ihnen alles erzählen — die volle Wahrheit — ob es zu meinem Schaden sein wird, weiß ich nicht — jedenfalls habe ich nichts mehr zu verlieren als mein Leben und daran liegt mir verflucht wenig — aber Sie sind vielleicht noch zu retten vor der unreinen Berührung mit Kielemanns Brut, in deren Adern sein schlechtes, niederträchtiges Blut fließt.“

„Wird es Ihnen möglich sein, einen streng wahrheitsgetreuen Bericht über Ereignisse zu geben, die sich durch die Länge der Zeit verwischt oder durch die Größe Ihres Hasses grellere Farben gewonnen haben mögen?“ fragte Friedhelm, dem alles an der unentstellten Wahrheit lag.

„Junger Herr,“ erwiderte der Alte, indem er sich aufrichtete und Friedhelm mit einem Blick ansah, der die Qual eines ganzen Lebens offenbarte, „wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählt habe, dann werden Sie wissen, daß leider keine Zeit und keine Ewigkeit die Erinnerung für mich auslöschen kann. Es giebt nur ein Mittel, um Unglückliche wie mich vergessen zu machen — Sie wissen wohl, was ich meine — aber der Preis dafür ist hoch. Es ist nur mit Schmach und Elend zu erkaufen, mit Herabwürdigung und dem Tod in der Gosse. — Und nun hören Sie. — Ich will von meiner Person möglichst wenig reden, denn ich weiß, das kann Sie nicht interessieren, aber da ich nun einmal eine wichtige Rolle in dieser fluchwürdigen Geschichte gespielt habe, kann ich mich nicht aus dem Spiel lassen.

„Meine Vorgeschichte ist kurz erzählt. Ich war beinah dreißig Jahre alt, als ich nach Groß-Jehser kam. Ich war als blutjunges Bürschchen in die polnische und später als Berliner Student in die deutsche Revolution verwickelt gewesen. Ich hatte eine dreijährige Freiheitsstrafe abgebüßt und war im Begriff, mittellos nach England zu gehen, als mir diese Krankenwärterstelle bei dem Blödsinnigen von Groß-Jehser angeboten wurde. Ich nahm sie an, denn ich hoffte, dort Zeit und Muße zu finden, ohne Sorgen um das tägliche Brot, meine Studien wieder aufnehmen zu können. Diese Hoffnungen erfüllten sich nur zum Teil. Der Blödsinnige war ein ekelhaftes, boshaftes Tier, das mir viel zu schaffen machte, und nur wenn er schlief, war ich ganz frei. Aber zum Glück schlief er viel, Essen und Schlafen füllten seine Lebenszeit aus, und ich wurde gut bezahlt. Es war ein stilles, beschauliches Leben in dem alten Landhaus, und ich vertiefte mich immer mehr in die Wissenschaften, die ich am meisten liebte: Philosophie und Naturwissenschaft. Ich suchte die Wahrheit mit ‚heißem Bemüh'n', wie sie einst Faust gesucht hat, nachdem mich der Freiheitsrausch der Revolution gräßlich entnüchtert hatte. Aber auch wie Faust fand ich am Ende alles Forschens nur eine verschlossene Thüre, zu der es keinen Schlüssel gab und ich fand auch meinen Mephistopheles, der mich das Weib erkennen ließ und dafür meine Seele forderte.

„Herr von Bilsenberg, der mutmaßliche Erbe des blödsinnigen Udo, war ein gütiger und braver Herr, er hatte nur einen Fehler: die Abhängigkeit von seinem Inspektor Kielemann, der ihn mit roher, rücksichtsloser Energie beherrschte und sich durch seine Arbeitstüchtigkeit unentbehrlich machte.

„Sie können aus dieser Geschichte lernen, daß die rohe Kraft auf Erden siegt und herrscht, ohne sie sind Geist, Güte und Gesinnung immer knechtisch unfrei. —

„Aber ich schweife ab.

„Herrn von Bilsenbergs einzige Tochter Heloise kam aus einer Erziehungsanstalt zu uns in die etwas wüste Junggesellenwirtschaft hinein, und mit ihr kam Sonnenschein und Heimatsduft in das alte Haus mit seinem Tabaksqualm, Kartenspiel und derben Männergesprächen.

„Schildern kann ich sie nicht. Sie war für mich die erste Offenbarung des Weibes und der Liebe.

„Wie ich sie geliebt habe — o Gott, das kann nur der begreifen, der, wie ich, mit heißem Herzen von Jugend an heimatlos und glücklos gewesen, und von den Pforten des Himmels und der Hölle mit seinem Glückshunger abgewiesen worden war.

„Es kam eine kurze Zeit so unbeschreiblicher Seligkeit, wie sie wohl auf dieser armen Erde kein Sterblicher ungestraft genießen darf.

„Und dann, als der Sommer tot und die Rosen gestorben waren, kam jene furchtbare Nacht, in der ein Sterbender mit dem Tode rang, an dessen Leben die ganze Zukunft eines Weibes hing. Des Weibes, das ich mehr liebte als meine Seele.

„Da trat der Versucher an mich heran, in Gestalt jenes stiernackigen Mannes mit der Hölle und Teufel verachtenden Willenskraft.

„‚Was!‘ sagte er mir, ‚willst Du das Weib, das Du liebst, in Armut und Elend verderben lassen? Was liegt an ein paar Lebenstagen mehr oder weniger von solch einem erbärmlichen Wurm wie der Udo? Wenn er lebt und der andere stirbt, ist Heloise eine Bettlerin! Dir wäre es ja ein kleines, sie vor diesem Schicksal zu retten, aber Du bist zu feige — zu schwach —‘

„Und mich packte der Seelenkampf!

„Heloise eine Bettlerin? Das wäre ja Glück für mich gewesen, da durfte ich sie als meinesgleichen schützend in meine Arme nehmen und wie wollte ich für sie arbeiten! Aber hätte ich sie schützen

können vor Entbehrungen? Hätte ich ihr den gewohnten Überfluß ihres Lebens verschaffen und sie vor Armut und Sorgen behüten können? Nein, ich konnte es nicht und mein Wunsch, sie arm zu sehen, war nur Selbstsucht.

„Eine andere Stimme erwachte in meinem Herzen, die Stimme der Hoffnung, die mir zuflüsterte: sie bleibt Dir treu, auch als Erbin.

„Märchenhafte Glücksbilder tauchten im goldenen Zukunftsnebel vor meinen trunkenen Augen auf, zuerst nur schattenhaft, verschwommen, zaghaft, als scheuten sie sich vor dem Zorn meines Gewissens, dann immer deutlicher, sieghafter — unwiderstehlicher.

„Und was stand diesem Glück im Wege? Nur das schwache, elende, blödsinnige Leben eines alten, hinfälligen Menschen — nein — keines Menschen — eines Tieres. Ein Leben, das wohl nur noch nach Wochen, vielleicht gar Tagen zählte, denn in letzter Zeit hatten sich die epileptischen Anfälle des Idioten erschreckend vermehrt.

„Sein Dasein war Qual für ihn selbst. War es nicht eine Wohlthat, ihn zu erlösen? War es nicht eine gute That, ein hilfloses Weib vor Armut und Elend zu retten?

„Gott, war das eine Nacht!

„Der Herbstwind klagte schauerlich in den Rauchfängen und Kaminen des alten Herrenhauses und es war, als triebe die wilde Jagd ihr Wesen um seine Mauern.

„Ruhelos ging ich in den Zimmern umher und lauschte angstvoll auf jedes Geräusch von unten, wo der Schwerkranke bereits den Todeskampf kämpfte, wie man mir sagte.

„Und immer trieb es mich zurück in Udos Schlafzimmer, der nach einem Krampfanfall des Tages in einem schweren Schlaf lag. Schrecklich sah er aus mit dem gedunsenen, bleichen Gesicht, dessen Unterkiefer haltlos herabhing, und trotz des betäubungsähnlichen Schlafes hatte er nur ein Auge geschlossen. Das andere Augenlid schloß nicht, aus Muskelschwäche, und gräßlich starrte mich der verglaste Blick dieses offenen Auges an.

„Es war, als bewachte es mich, als folgte mir dieser stiere, verängstigte Blick überall hin, wo ich ging und stand.

„Da ließ mich Herr von Bilsenberg an sein Krankenbett rufen. Er lag in schweren Schmerzen und konnte nur mit Anstrengung flüsternd sprechen.

„Neben ihm, in einem Sessel, saß Heloise; der Schlaf hatte sie nach all den durchwachten Nächten übermannt. Der Anblick ihres blassen, thränenfeuchten Gesichtchens raubte mir fast die Fassung.

„Die Seelenqual in den Zügen des Kranken, mit der er leise fragte: ‚wird er leben? Wird er mich überleben?‘ und der Blick voll Todesangst, mit dem er sein Kind streifte, rissen mich zu einem schnellen, verzweifelten Entschluß hin.

„Ich dachte in jenem furchtbaren Augenblick nicht an mich, ich dachte nur an diese beiden Menschen, die mir die teuersten waren und die ich vor Jammer und Not retten konnte.

„‚Er wird diese Nacht nicht überleben,‘ erwiderte ich dem Kranken mit solcher Bestimmtheit, daß sich die Angst in seinem leidenden Gesicht sofort in Ruhe und Hoffnung verwandelte.

„‚Sind Sie dessen sicher?‘ hauchte er kaum hörbar.

„‚Ich weiß es ganz gewiß,‘ war meine Antwort, und wie erlöst von einer schweren Pein atmete er auf, wandte den Kopf zur Seite und schloß die Augen.

„Ich hatte mich tief über ihn beugen müssen, um ihn verstehen zu können, als ich mich erhob, begegnete mir Kielemanns teuflischer Blick, der eingetreten war und zu Füßen des Lagers stand.

„Der Mut, den ich gefaßt, verließ mich nicht wieder. Ich hatte das Gefühl, eine große That zu vollbringen.

„Ich ging schnell zu meinem Patienten zurück, es war keine Zeit zu verlieren.

„Er lag noch immer und röchelte in seinem dumpfen Schlaf und immer noch starrte mir das offene, stiere Auge entgegen, wie in einer entsetzlichen Angst.

„Ich versuchte es zu schließen, es ging nicht. Das Augenlid sträubte sich gegen meinen Druck, es war, als risse der Unselige mit Gewalt das Auge auf und als läse dieses schreckerstarrte Auge die Gedanken von meiner Stirn.

„‚Mörder!‘ dieses furchtbare Wort stand deutlich in seinem Blick.

„Aber meine Liebe war stärker als alles Grauen, und stärker als die Furcht vor dem Verbrechen.

„Und schließlich, war es ein Verbrechen? Wird nicht die Zeit kommen, die dem Arzte das Recht zuspricht, solch ein elendes, unnützes Dasein zu beseitigen?

„Meine Hand zitterte nicht, als ich dem Unglücklichen den Chloroformbeutel über das Gesicht zog — ich hatte in letzter Zeit wiederholt leichte Chloroformnarkosen angewandt, wenn ich das Herannahen eines Anfalls zur rechten Zeit bemerkte, und durch dieses Mittel war es ein Kleines, das schwache Leben zu ersticken, ohne daß sichtbare Beweise eines gewaltsamen Todes zurückblieben.

„Udo erwachte nie wieder aus seinem Schlaf.

„Ich saß an seinem Bett, in der einen Hand die Uhr, mit der anderen seinen Pulsschlag zählend — er rührte sich nicht.

„Aber irgendwo — im Rauchfang oder in den langen, weiten Gängen des Hauses, war ein unheimliches Seufzen und Stöhnen, in den Dachtraufen schluchzte und gurgelte der Regen, es klang wie wildes, verzweifeltes Weinen einer armen, verlorenen Seele, und dazwischen das zornige Drohen und Rütteln des Sturmes an den rasselnden Fenstern.

„Endlich, endlich, es schien eine Ewigkeit, — war es vorbei. Noch ein letztes, mattes Zucken des Pulsschlags und dann Ruhe — ewige Ruhe.

„Und nun hätte ich den Beutel entfernen können und mit ihm jeden Beweis meiner Schuld — aber ich dachte an das offene Auge und an den gebrochenen, glasigen Blick, der mich unter dem Beutel hervor anstarren würde und mich packten Grauen und Entsetzen.

„Meine Haare sträubten sich, meine Zähne schlugen aufeinander — es war so grauenvoll einsam umher, in den großen, dunklen Gemächern und hallenden Korridoren — nichts als jenes furchtbare Seufzen und Weinen von Regen und Wind.

„Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, stand Kielemann neben mir, ich hatte ihn nicht kommen hören, der Sturm war zu laut und er mußte sich hereingeschlichen haben. Das Schlafzimmer war nur durch eine Portiere von den angrenzenden Räumen getrennt.

„‚Was haben Sie gethan?‘ fragte er und riß dem Regungslosen den Beutel von dem Gesicht.

„Da war das fürchterliche, offene Auge, noch fürchterlicher, als ich es mir gedacht hatte. Es war förmlich aus der Höhle getreten und glotzte mich starr und drohend an.

„Ein Schwindel faßte mich, ich wollte aufspringen, fortlaufen, nur um diesem Todesblick zu entfliehen, aber ich fiel um und wußte in den nächsten Minuten nichts mehr von mir.

„Ich lag einige Tage im Fieber, und als ich besser wurde, war Udo begraben und Heloisens Vater in der Genesung.

„Es war, als hätte die Kunde von Udos Tod eine Krisis in seiner Krankheit herbeigeführt. Er war nun der Besitzer von Groß-Jehser. Und was war der Lohn meiner That? Kielemann beschuldigte mich des Mordes und drohte mir mit der öffentlichen Anklage.

„Und er beschuldigte Herrn von Bilsenberg, mich zu dem Morde angestiftet und getrieben zu haben.

„Er war stärker in seiner Niedertracht als wir beide.

„Er wußte uns zu drohen, zu quälen und zu ängstigen, bis ich aus dem Lande floh, und bis Herr von Bilsenberg ihm sein geliebtes Kind zum Weibe gab.

„Er hatte ein Mittel, mich und uns alle zu seinem Willen zu zwingen. Er sagte Heloise von meiner That und er sagte ihr, ihr Vater sei der Mitschuldige.

„Er ängstigte das arme Kind in eine solche Verzweiflung hinein, daß es sein willenloses Opfer wurde. Um mich und den Vater vor der rächenden Gerechtigkeit zu retten, wurde es das unglückliche Weib dieses Schurken.

„Was half es, daß ich die Schuld allein auf mich nahm? Daß ich Heloise sagte, die Liebe habe mich zum Mörder gemacht? Sie wandte sich mit einem Schauder von mir.

„Da floh ich sie und ich floh das Land, in dem sie atmete — Kielemann half mir auf die Reise.

„Vielleicht hätte ich das Land gesucht, von dannen kein Wandrer wiederkehrt — aber ich war feige geworden, und wissen Sie, was mich feige machte? Es war jener Blick, jener entsetzliche Blick aus dem offnen Auge. Erst wollte ich ihn vergessen und dann sterben, aber ich habe ihn bis heute nicht vergessen! Ich habe viel Schicksale gehabt, bis ich das wurde, was ich heute bin. Nur eins hatte ich verlernt. Ich konnte nicht mehr lieben und nicht mehr hassen. Die Liebe und der Haß aus jener Zeit erschöpften mein Seelenleben, es blieb nichts.“

„Und was hat Sie wieder hergetrieben?“ fragte Friedhelm tief erschüttert.

„Es war als trieb mich eine höhere Macht hierher zurück, eine rastlose Unruhe hatte mich erfaßt noch einmal die Stätte meines Glücks und meiner Verdammnis zu sehen, ehe ich sterbe. Und ein Traum hatte mir mein baldiges Ende verkündet. Es war ein schöner Traum gewesen von Frieden und Erlösung, und Heloise war im Tode mit mir vereint.

„Als nun der Zufall jenes Arbeiteraufgebot für die Kohlengrube in Zschocher in meine Hände spielte, nahm ich es für einen Wink von oben und folgte ihm.

„Es war auch ein brennendes Verlangen, das mich hertrieb, zu sehen und zu erfahren, ob es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe.

„Ich weiß nun, es giebt keine. Jener heimtückische Schurke steht hoch in Ehren und Ansehen, der Lebensgenuß leuchtet ihm von der frechen Stirn, und sein Weib — o Gott, neulich habe ich mich heimlich in Heloisens Nähe geschlichen — es war ein schwüler, dunkler Abend — ich glaubte, es ginge ein Gespenst um, dort zwischen den Magnolienbüschen, ein trauriges, todmüdes, seelenloses Gespenst, das seine Ruhe suchte und sie nicht finden konnte — und das war der welke Schatten jenes sonnigen, liebewarmen Kindes — o Gott, nein, nein, es giebt keine Gerechtigkeit, es giebt nichts als das Recht des Stärkeren, als den Sieg der brutalen Kraft. Was hilft mir der Haß? Er brennt wie höllisches Feuer in meinen Adern, er ist der Wurm, der nie stirbt, der Haß gegen den Mann, der das Leben dieses Weibes zertreten aus schnöder Habgier! Aber ich bin schwach und er ist stark, er behält recht. Die ohnmächtige Wut hat mich zum Säufer gemacht und zum Abschaum der Menschheit. Wer stark ist, darf sündigen — nur den Schwachen trifft die Rache!“

„Und sagen Sie mir, wie kamen Sie jetzt in die verschlossenen Räume des alten Hauses?“ fragte Friedhelm nach einer Pause.

„Ich hatte die Schlüssel, die in meinem Besitz waren, mit mir genommen, sie waren mein einziges Andenken und ich hütete sie mit abergläubischer Sorgfalt.

„Diese Schlüssel sollten mich einst zu ihr zurückführen — an diese Hoffnung habe ich mich lange geklammert, mit ihr fristete ich mein elendes Dasein.

„Und wie mit magnetischer Gewalt zogen mich diese Schlüssel jetzt in das alte Haus — warum? Das kann ich selbst nicht erklären. Man muß erlebt haben, was ich erlebte, um alles begreifen zu können. Vielleicht bin ich nicht ganz fern von Wahnsinn oder Tod.“

„Und was wollten Sie Kielemanns Tochter sagen?“

„Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, daß ihr Vater ein Schurke ist. Sie hat dieselbe freche, siegende Kraft wie er, sie ist von seinem Blut. Und als ich sie an dem Abend, der für meine Rache bestimmt war, glücklich in den Armen eines Mannes sah, an derselben Stelle, an der Heloise und ich glücklich gewesen waren, da that sich einen Augenblick der gähnende Abgrund des Wahnsinnes vor meinen Augen auf und ich strauchelte bereits an seinem Rande.“

Schweigend saß Friedhelm, überwältigt von dieser furchtbaren Beichte. Er konnte keinen Trost finden für den Unseligen, der jetzt erschöpft und gebrochen in sich zusammensank. Er fühlte nichts als Mitleid, namenloses Mitleid.

Als er sich mit dem Versprechen verabschieden wollte, daß er ihm helfen wollte auf irgend eine Art, er müsse erst darüber nachdenken wie, sah er, daß der alte Mann in einen tiefen Schlaf gefallen war, wohl eine Reaktion auf die heftige, seelische Erregung.

Er verließ ihn, ohne ihn zu stören, und empfahl ihn der Sorgfalt des Amtsdieners, dem er die Mittel zu seiner körperlichen Pflege gab. Wie in einem schweren Traum begab er sich auf den Heimweg. —

XIV.

So sehr sich Albert Petsch angestrengt hatte, das Kohlengrubenterrain als Festplatz würdig, feierlich und malerisch zu dekorieren, so war doch an der Thatsache, daß es schattenlos, im sandigen Felde, dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt war, nichts zu ändern.

Und mit einer solchen Hitze, wie sie gerade am Festtage herrschte, hatte man nicht gerechnet, da es in letzter Zeit zuweilen Gewitter mit Abkühlungen gegeben.

Die Blumengewinde der Ehrenpforten und die Guirlanden an den Schuppen waren bereits welk und verbrannt, als die Stunde der Festfeier schlug; schlaff hingen Wimpel und Flaggen, das aufgestellte Musikkorps, das jede der eintreffenden Equipagen mit einem Tusch begrüßte, ließ zuweilen greuliche Dissonanzen hören, so sehr war der Staub den Musikern auf die Lungen und Instrumente gefallen.

Die heranrollenden Wagen begruben die ganze Scenerie in Wolken von graubraunem Staub, und bald sah alles, Menschen und Gegenstände, aschgrau aus.

Farblos dehnte sich die weite, flache Landschaft in dem weißglühenden Licht des brennenden Himmels, ein blendendes Flimmern war über dem Sand, über den schwachbewegten Ährenwogen angrenzender Felder und über der graugrünen Kiefernheide, die hier etwas kümmerlich im Baumwuchs stand.

Das Häuflein der versammelten Herren, im Frack und Cylinder, auf dem Festplatz mitten in dieser Wüste Saharah, bot einen bemitleidenswerten Anblick. Die Damen in ihren hellen, weißen Kleidern, mit großen Sonnenschirmen, waren besser daran, doch glichen sie auch mehr einer Schar von Opferlämmern, als einer festfreudigen Gesellschaft.

Die Arbeiter, feierlich aufmarschiert, schlossen im weiten Kreis die Versammlung ein, die sich um die Einfahrt zur Kohlengrube gruppierte, denn hier sollte der erste Festakt vollzogen werden.

Es war eine sehr gemischte Gesellschaft unter der deutschen Reichsflagge, die regungslos von dem hohen Mastbaum herabhing, der die Einfahrt bezeichnete.

Außer Hornecks, Bornitzens und Kielemanns nur wenige Gutsnachbarn, die die Neugier oder die Freundschaft ihrer Töchter für Suse hergeführt hatte. Die Mehrzahl des Landadels, die dem Unternehmen skeptisch gegenüberstand, hatte abgesagt. Einen ganz anderen Typus als diese Landfamilien bildeten die städtischen Aktionäre aus Kottbus und Drebkau mit ihren Familien, einige Fabrikbesitzer und kleinere Kaufleute, und an diese schlossen sich ein paar Bauern der Umgegend mit ihren stark geputzten Frauen. Petschens allein vertraten das Berliner Element.

In der Mitte des Kreises stand das Brautpaar, und eine wahrhaft beklagenswerte Figur spielte der Bräutigam.

Ganz bleich und aufgelöst von der Hitze, wischte er sich unablässig und ächzend das Gesicht mit dem Taschentuch, und man sah ihm an, daß kein anderer Wunsch in seinem Herzen Raum fand, als der nach Schatten und Kühlung.

Er war erst eine Stunde vor der Festfeier eingetroffen und kaum zur Besinnung gekommen. Suse hatte ihn nur flüchtig begrüßen können, da er sofort durch seinen Bruder in Geschäftsangelegenheiten in Beschlag genommen wurde.

Jetzt stand sie an seiner Seite und hielt den Kopf hoch.

Sie war in streitbarer Stimmung, mehr noch gegen sich selbst als gegen andere.

Sie durfte ja das beängstigende Gefühl nicht aufkommen lassen, daß Gustav ihr bei dem Wiedersehen wie ein Fremder erschienen war, der sie eigentlich gar nichts anging.

Und ebensowenig durfte sie den schattenhaft auftauchenden Zweifeln an seinem Erfolge Raum geben.

Sie mußte ihren Glauben und ihre Zuversicht aufrecht erhalten, daß sie heute auf dem schnellsten und besten Wege zu den „Höhen des Lebens“ war, daß die Verbindung mit Gustav sie in die ersehnte Sphäre der „Vorkämpfer für Kultur und Fortschritt“ führte, und daß sie in diesem Bewußtsein glücklich war.

Der Zweifel war zu fürchterlich.

Albert Petsch that alles, die Stimmung aufrecht zu erhalten.

Er hielt eine Rede, und er brachte die Hochs aus.

Alsdann wurde die erste Ladung Kohlen, bekränzt und geschmückt, von Arbeitern zu Tage gefördert und mit feierlichem Weihespruch empfangen.

Die Musik spielte, und man sang „Nun danket alle Gott.“

Zum Schluß hielt Albert noch eine heitere Rede, mit dem scherzhaft angewandten Thema:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß u. s. w.

Was sich auf Kohlengrube und Brautpaar beziehen ließ, wenn auch das Liebespaar im Mittelpunkt der Versammlung nicht mehr zu den heimlichen zu zählen war.

Als Suse einmal den Blick suchend schweifen ließ, sah sie Freya sich gegenüberstehen.

Neben Freya sahen alle anderen Damen unbedeutend und alltäglich aus; sie war heute ganz besonders bezaubernd. Die Backofenglut der Luft färbte ihr weißes Gesicht nur um einen Ton rosiger, während die übrigen hochrote, gedunsene Gesichter hatten. Von der Spitze ihrer feinen schwarzen Lackschuhe bis zu der koketten Achselschleife ihres weißen Spinnwebkleides glich sie einer jener verführerischen Schäferinnen aus den süßen Liebesgedichten der Wertherzeit, und wie gewöhnlich zog sie die Blicke aller Männer auf sich.

Suse suchte noch einen anderen in dem Bekanntenkreis, aber sie fand ihn nicht.

Friedhelm war fern geblieben, gegen Freyas Wunsch und Befehl.

Es war ihm unmöglich gewesen, Susens Verlobung mitzufeiern, und ebenso unmöglich, heute mit Freya und ihrem Vater auf einem Fest zusammenzutreffen, nach dem, was er gestern erfahren hatte.

Suse war sich nicht ganz klar darüber, warum es ihr eine solche Erleichterung gewährte, ihn heute nicht hier und an Freyas Seite zu sehen.

Bei den feierlichen Klängen des Chorals und der Gruppierung um die Grubeneinfahrt hatten viele das Gefühl, als wohnten sie einem Begräbnis bei. Die Sonne stach wie ein Dolch, der Kohlenstaub wehte den Umstehenden in das Gesicht, und plötzlich wurde Alberts Rede durch einen Aufschrei aus den Reihen der Arbeiter unterbrochen.

Es gab eine Störung, und es stellte sich heraus, daß ein Mann umgefallen war.

„Er hat den Sonnenstich,“ hieß es, und diese Störung trug nicht zur allgemeinen Erheiterung bei.

Die Feier war und blieb unterbrochen. Einige bemühten sich um den Kranken, der jedoch bald wieder zu sich kam, und man flüchtete in die Schuppen, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen.

Die Festtafeln wurden jetzt eröffnet, in dem alten, großen Schuppen für die Arbeiter, in dem kleineren, neuen für die Herrschaften.

Die Schuppen und die Tafeln waren mit Grün, Fähnchen und Blumen reich dekoriert, und dank Alberts Umsicht und Kommando fehlte es beinahe an nichts, bis auf Kleinigkeiten, die übersehen werden konnten. Aber leider war die Luft in den leichten Holzbaracken nicht viel kühler als im freien Feld, und die vielen Menschen, die Blumen- und Speiseausdünstungen vermehrten die Schwüle.

Albert Petsch hatte die Tischordnung gemacht, und er hatte reichlich für bunte Reihe gesorgt. Geschmacksrücksichten gab es nicht. Die Bauern, die Aristokraten und die Kaufleute saßen in erfreulicher Abwechselung durcheinander.

Er selbst hatte eine alte Bauerngroßmutter, die noch die wendische Haube trug, zur Tischnachbarin, Herr von Horneck mußte neben einer schwerseidenen Kottbusserin, der Frau eines reichen Maurermeisters, den liebenswürdigen Tischherrn machen, und Frau von Horneck fiel ihrem Drebkauer Materialwarenlieferanten zum Opfer, dessen intime Mitteilungen über das letzte Wochenbett seiner Gattin sie mit Würde zu ertragen suchte.

In dieser Art waren alle Plätze verteilt, aber es wurden nicht alle Tischnachbarn so gut miteinander fertig, wie Albert mit seiner wendischen Großmutter. Es herrschte hier und da steife Zurückhaltung und verlegenes Schweigen, und selbst wo der beste Wille zur Annäherung vorhanden war, fehlten die Anknüpfungspunkte, so daß die Unterhaltung matt und gequält blieb.

Gegessen wurde wenig bei der großen Hitze, es kam auch vor, daß zu einem Gericht die Sauce, zu einem anderen die Beilage vergessen oder spurlos verschwunden war, und immer fand sich das Vermißte zu spät und wo es kein Mensch vermutet hatte, versteckt und verkrochen unter Stroh, Geschirr und Decken auf dem Transportwagen. Aber der Durst war ganz ungeheuer, und aus dem riesigen Eiskübel, der die kühlenden Getränke enthielt, schöpften alle den nötigen Lebensmut für diese festlichen Stunden.

Dank dieser Anfrischung, die aus vorzüglicher Erdbeerbowle und ebenso guten Tischweinen bestand, unter denen der Sekt nicht fehlte, erhob sich die Stimmung allmählich über das auszustehende Ungemach des heißen Tages.

Das gedämpfte, matte Gemurmel steigerte sich zum lauten Stimmengewirr, die Unterhaltung durchbrach die Schranken der Tischordnung und führte die Gesinnungs- und Standesgenossen wieder zusammen.

Die Toaste begannen, und bald nahm das Gläserklingen kein Ende mehr. Jeder Stand hatte seinen Redner, der das Standesinteresse vertrat und ganz ungeheuer viel zu sagen hatte, und Albert Petsch fiel stets eine heitere Entgegnung voll Schlagfertigkeit und drastischen Wendungen ein.

Selbst Frau von Hornecks kleiner Hoflieferant erhob sein Glas und toastete hochrot und weinselig auf seine Kunden, der Kottbusser Maurermeister hielt eine schwungvolle Ansprache, in der sehr viel von dem Mörtel gemeinsamer Interessen zwischen Stadt und Land die Rede war, und ein alter Bauer brachte mit versagender Stimme und Thränen der Rührung ein Hoch auf einen „seligen Herrn“ aus, nur daß niemand recht wußte, welcher „selige Herr“ eigentlich gemeint sei.

Eine hervorragende Rolle in dieser Gesellschaft spielten Kielemann und seine Tochter.

Kielemanns laute Stimme beherrschte die Unterhaltung. Er führte das große Wort, und wie gewöhnlich suchte er die Mängel seiner Herkunft und Vergangenheit durch anmaßendes Selbstbewußtsein vergessen zu machen.

In allen politischen, sozialen und landwirt-

schaftlichen Disputen schrie er seine Gegner tot, er prahlte mit den Erfolgen seiner Thätigkeit und protzte mit seinem Geld. Er ließ nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, um sich an seinen Nachbarn für seine persönliche Unbeliebtheit zu rächen, und der heutige Tag war seinen Triumphen günstig.

Er war nicht nur der reichste Mann des anwesenden Grundbesitzes und zu einer hervorragenden Bedeutung gelangt dadurch, daß er für einen erledigten Sitz im Reichstag als Kandidat der liberalen Partei aufgestellt und seiner Wahl sicher war, sondern er sonnte sich außerdem noch in den Erfolgen seiner Tochter.

Er fühlte, daß ihm mit dieser Tochter die Macht gegeben sei, auch seine hochmütigsten Widersacher zu besiegen, eine Macht, die er von seiner Frau vergeblich erwartet hatte.

Freya verstand es, alle Herren in Hör- und Sehweite, ohne Ausnahmen, mit sich in Verbindung zu bringen und in animierte Stimmung zu versetzen, durch hingeworfene Scherze, durch ihr brillantes Konversationstalent oder auch nur durch einen Blick oder eins ihrer bezaubernden Lächeln.

Die gesinnungstüchtigsten Herren vom Landadel, die nicht gern mit ihrem Vater verkehrten und ihm, wo sie nur konnten, aus dem Wege gingen, wurden ihr gegenüber warm und feurig und versuchten mit ihr anzuknüpfen.

Herr von Horneck war jeden Augenblick hinter ihrem Stuhl um mit ihr anzustoßen, ihr eine Blume oder einen Leckerbissen zu bringen, Albert Petsch schrieb ihr Zettelchen mit Knittelversen, selbst der Drebkauer Materialwarenhändler geriet über ihren Anblick in lyrische Stimmung und schwärmte sie an.

Frau Kielemann hingegen nahm nicht den geringsten Anteil an den Erfolgen ihrer Angehörigen.

Um so lauter ihr Gatte wurde, und um so gefeierter ihre Tochter war, um so mehr schien sie sich der allgemeinen Beachtung zu entziehen.

Die arme Frau litt sichtlich unter dem Lärmen der Tischgesellschaft und der drückenden Schwüle des Raumes, sie sah heute älter und hinfälliger aus denn je, und ihre große Toilette, der Glanz der Bilsenbergschen Familiendiamanten machte ihr mumienhaftes Aussehen noch auffallender.

Während der Tafel hatte der Himmel begonnen, sich langsam zu trüben, in rötlich-gelbem Feuerbrand verschwand die Sonne hinter einer Wetterwand im Westen und bald darauf deckte den ganzen Himmel ein mißfarbenes, eintöniges Bleigrau. Es dunkelte, und in dem großen Arbeiterschuppen zündete man nach aufgehobener Tafel die Lampen an. Die Dorfmusikanten auf bekränztem Podium rüsteten sich und mit winselnder Lustigkeit lockten Brummbaß und Fiedel zum Tanz.

Das Brautpaar mußte den Tanz eröffnen, und im bunten Durcheinander folgten Herren und Arbeiter mit ihren Tänzerinnen.

Die Tanzluft stieg immer höher, die Geigen rasten, Stampfen und Juchzen des Arbeitervolks erfüllte den Raum, die Luft wurde dick, und in dem rötlichen Nebel von Staub und Dunst bildeten die Lampen verschwommene Lichtkreise.

Immer mehr und mehr schmolzen die verschiedenen Elemente des großen Kreises ineinander.

Die moderne Zeitidee hatte gesiegt, sie hatte auch in diesen entlegenen Winkel des Reichs Bresche geschlagen und ihr Banner aufgepflanzt. Die alte Sprödigkeit gesellschaftlicher Vorurteile war im Weichen, Adel, Bürgertum und Proletariat näherten sich in dem erwachenden Bewußtsein, daß ihre vereinten Kräfte dazu gehörten, um dem Leben seine höchsten Güter und Genüsse abzuringen und die große Seuche der Zeit, die Goldsucht und die Gewinnsucht, deren Ansteckungsstoff in der Luft lag, fing an, um sich zu greifen und allen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen zu verleihen.

Sie tanzten alle um das goldene Kalb.

In den Ecken und Winkeln saßen die ernsthaften Männer beisammen, sie sprachen von Aktien, von Dividenden und Prozenten, sie schmiedeten Pläne, wie das Gold aus dem Boden zu stampfen war ohne Mühe, ohne Arbeit, in immer kürzerer Zeit, ein immer größerer Gewinn; sie erzählten sich mit fiebernden Pulsen und brennendem Verlangen von schwindelnden Spekulationen und ihren unglaublichen Erfolgen.

Die Frauen sprachen von Luxus und Prunk, sie flüsterten sich staunend die goldenen Märchen aus der großen Welt zu, von beneidenswerten Mitschwestern, die zeitgemäße große Partien gemacht hatten und jetzt in Palästen wohnten.

Sie träumten alle von Millionären, die alten und die jungen, sie vergaßen nach dem persönlichen Wert des Mannes zu fragen, sie fragten zu viel nach dem Wert seiner Aktien.

Und die Arbeiter erzählten einander, wie ihre Brüder in der Residenz bereits alle Tage Austern und Champagner frühstückten und in Droschken erster Klasse zur Arbeit führen und daß sie jetzt auf dem Wege wären, es ebenso gut zu haben.

Unter den Männern war Kielemann der Held des Abends. Man vergaß seine Vergangenheit — wer hatte heute noch Zeit, sich mit Skrupeln und alten Geschichten aufzuhalten — er hatte ja den Erfolg für sich, er wühlte im Golde, er kannte das Geheimnis, Sand und Spreu in Gold zu verwandeln und hatte es verstanden, die Landwirtschaft zur kaufmännischen Börsenspekulation zu machen. Der Mann mit dem Stiernacken, dem roten Kopf und der dröhnenden Stimme beherrschte sie alle, er war das personifizierte Prinzip rücksichtsloser Gewinnsucht.

Von ihm mußte man lernen, wenn man es zu etwas bringen wollte.

Suse und Freya waren die Königinnen des Festes, die Verkörperungen des modernen Weibes.

Suse, die Tochter der alten Zeit, die mit Ketten an den Siegeswagen des modernen Zeitgötzen gefesselt, seinen Triumphzug verherrlicht, und Freya, die Göttin dieses Triumphzuges selbst.

Man beneidet Suse, man gratuliert ihrer Mutter und beglückwünscht den Vater zu der „glänzenden Partie", man flüstert und spricht von der angenehmen

Zukunft, der sie entgegengeht, und Frau von Horneck brüstet sich und erzählt von der pompösen Ausstattung, die ihr künftiger Schwiegersohn für sein Heim plant, und daß auf seinen Wunsch Susens Trousseau nur direkt aus Paris und London bezogen werden dürfe. Und daß er bereits die Dividende, die er aus der Kohlengrube beziehen würde, zu Susens Nadelgeld bestimmt habe.

Man sieht Herrn von Horneck viel Arm in Arm mit Albert Petsch an diesem Abend und noch mehr mit Kielemann, dessen Tochter er noch höher schätzt als sein Gold.

In Freyas Person gipfelt alles, was diese Zeitepoche Berauschendes, Bethörendes, Durstentflammendes in sich hatte.

Sie gleicht der Glücksgöttin selbst, in ihrem weißen, lüstern durchsichtigen Kleid mit dem blutroten Nelkenbusch am Busen, und die ganze Männerwelt sieht das Füllhorn mit dem gleißenden Gold ihres Vaters in ihren Händen und das lockende, bethörende Lächeln in ihrem weißen Gesicht mit den blutroten Lippen.

Und alle Männer werden schwach und sklavisch vor diesem Lächeln und dem Goldglanz, der diese Gestalt mit den üppigen, weichen Gliedern umstrahlt.

Nur einer hat es gewagt, ihr zu widerstehen, und gerade der eine, den sie heimlich mit überschwenglicher Gunst begnadet hatte und der heute ihren Triumph voll machen sollte. Friedhelm hat ihrem Befehl nicht Folge geleistet, er ist nicht gekommen, trotzdem sie ihm am Morgen noch ein Billet gesandt hatte, dessen leidenschaftlicher Bitte zu trotzen eine tödliche Beleidigung für die Bittende ist.

Und so ist die erhöhte Glut, die heut in ihren Augen brennt, der heiße Odem, der sie umweht, mehr als Festrausch und Lebensgenuß, es ist die heimlich verwundete Eitelkeit, die nach Rache schreit.

Sie möchte sich an der ganzen Männerwelt rächen, sie alle zu Narren und Sklaven machen und in ihrem Herzen gelobt sie, Friedhelm blutiges Leid anzuthun.

Wie darf er es wagen, ihr ungehorsam zu sein? Hatte sie sich nicht einen raffinierten Genuß davon versprochen, ihn vor Susens Augen als ihren Sklaven aufzuführen?

Sie haßte Suse, weil sie mit dem Scharfblick des zur Leidenschaft entflammten Weibes wußte, daß Friedhelm sie geliebt hatte, wie er sie nie lieben würde, und daß alles Raffinement ihrer Reize verblassen mußte neben dem unwiderstehlichen Liebreiz von Susens stolzer, ehrlicher Schönheit.

Suse war die einzige ihr überlegene Rivalin. Das hatten sie beide schon instinktiv als Kinder gefühlt, und daher stammte die alte Kinderfeindschaft.

Sie sah Susens Verbindung mit Gustav Petsch nur als ein Opfer an, das dem Zwang der Verhältnisse gebracht werden mußte. Sie glaubte nicht an Susens freiwillige Wahl.

Gewiß, Suse hatte mit blutendem Herzen Friedhelm, den Aristokraten, aufgegeben, der mit den Vorzügen der Geburt so viel äußere Vorzüge vereinte, um sich mit diesem äußerlich und innerlich uninteressanten, gewöhnlichen Plebejer zu vereinen.

Und wie hatte sie sich darauf gefreut, heute vor Susens Augen Friedhelm als ihre Beute aufzuführen!

Und das hatte er ihr vereitelt!

Warum?

Es gab nur einen Grund, er konnte es nicht ertragen, Suse als Braut eines anderen zu sehen.

Sie hatte es geahnt, und sie hatte die Probe machen wollen, ob die neue Leidenschaft nicht die alte in seinem Herzen besiegt hatte.

Er hatte die Probe nicht bestanden, und er mußte büßen! Sie wollte ihn zertreten!

Mit diesen Rachegedanken im Herzen tanzte sie und lächelte ihr süßestes Lächeln.

Und Suse tanzte mit dem stolzen Gefühl, jetzt zu den Pionieren einer neuen, großen Zeit zu gehören.

Sie träumte den Fiebertraum der Zeit mit großem, warmem Kinderherzen, und ihre Seele blieb frei von seinen vergiftenden, pestartigen Miasmen.

Und immer höher stieg der Festesrausch, die Fiedeln und Geigen lockten und jauchzten wie irrsinnig, das Blut der Tänzer fing an zu sieden, es war so viel blühende, kräftige Jugend unter den Landleuten, und das Feuer der Jungen entzündete die Alten.

Alles tanzte durcheinander, man sang und stampfte im Reigen, und die Wangen und Augen brannten.

„Wir kommen nicht wieder so jung zusammen!“ rief Albert Petsch und führte seine wendische Großmutter in das Tanzgewühl.

„Mein süßes Kind, diesen Walzer nur mit Ihnen!“ flüsterte Herr von Horneck und ließ Freya gar nicht mehr aus den Armen, während Kielemann die drallste Bauerndirne schwenkte.

Niemand achtete auf das müde, abgemattete Weib, das sich schwindelnd hinter eine Dekoration von Fahnen und Blumengewinden zurückgezogen hatte, und auf den alten weißhaarigen Mann, der seit einiger Zeit neben ihr saß und leise mit ihr sprach.

Sie hatte ihn erst mit entsetzten, fast irren Blicken angestarrt, aber dann war es wie ein Schimmer von Erlösung und weltentrückter Seligkeit über ihr leidendes, gequältes Antlitz gegangen, und jetzt lag ihre kleine wächserne Hand in der seinen.

Die lärmende Tanzgesellschaft ahnte nicht, was sich hier zwei todmüde Wanderer zu sagen hatten von dem blutigen Herzeleid eines ganzen Lebens, von ewiger Liebe und von Todeshoffnung.

Aber dies Wiedersehen mit Jan Salewski, dem Geliebten ihrer Jugend, war zu überwältigend für Heloise von Bilsenberg. Ihre Sinne verließen sie, und sie sank ohnmächtig in sich zusammen.

Der alte Mann an ihrer Seite bettete sie sanft in dem versteckten Winkel, dann betrachtete er sie lange und ein irrsinniges Funkeln trat in seine Augen.

„Die Stunde der Vergeltung schlägt,“ murmelte er, „der Tod soll uns vereinen.“

Und er schlich unbemerkt hinaus, wie er gekommen war.

Nicht lange darauf entstand plötzlich eine Unruhe unter der Menge.

Der Trubel war gerade auf dem Höhepunkt, alles, was an dem Fest teilnahm, hatte sich in dem einen Schuppen zusammengedrängt und ein dichter Kreis von Zuschauern schloß sich um die Tanzenden, die eben unter Albert Petschs Kommando allerlei verwickelte Touren und Ketten ausführten und unter Jauchzen und vielfachen Wirrnissen zu einem Knäuel zusammengeballt waren.

Und da plötzlich eine Bewegung, ein Erschrecken auf einer Seite des Zuschauerkreises, zuerst nur ein Murmeln, das sich blitzschnell fortpflanzt, ein Fragen: „Was ist? Was giebt's? Was riecht so schlecht? Was ist das für ein Qualm?" Und gleich darauf der gellende Aufschrei:

„Feuer! Feuer!"

Wie eine grelle Dissonanz tönte dieser Schreckensruf in Sang und Klang hinein, mit einem schrillen, kreischenden Bogenstrich stockten die Geigen, die Kette der Tänzer zerriß und die verwirrten Paare stolperten, stießen aufeinander, zerrten sich zu Boden und klammerten sich zusammen.

Eine fürchterliche Panik brach aus, als der Ruf „Feuer!" sich wiederholte und die helle Flamme aus einem Winkel des Schuppens schlug.

Vergeblich versuchten einige besonnene Männer, sich dem Gedränge nach der einzigen Thür des Schuppens entgegenzuwerfen, die kopflose Furcht der vor Todesfurcht rasenden Menge gab keiner Vernunft Gehör.

In wenigen Sekunden war die Thür durch einen kämpfenden, ringenden Menschenknäuel blockiert, und da das ausgedörrte Holz wie Stroh brannte, wären unrettbar alle ein Opfer der Flammen geworden, wenn nicht schnelle Hilfe gekommen wäre.

Mit einigen dröhnenden Schlägen wurde von außen eine Bresche in die leichte Bretterwand geschlagen, Balken und Bretter splitterten und fielen — die verzweifelte, wahnsinnige Menge stockte — es war ein sekundenlanges Atemanhalten — dann mit einem Erlösungsschrei sah man eine Wand des fürchterlichen Gefängnisses in Trümmer zusammenbrechen und man war gerettet.

Eine Minute später und alle wären verloren gewesen, denn sobald der Menschenknäuel im Freien war, stand das Dach des Schuppens über und über in Flammen, als ob es von Papier wäre.

Das Blut erstarrte allen in den Adern als man sich umsah, was war das?

Mitten in dem Flammenmeer zwei kämpfende, ringende Männer, Kielemanns Hünengestalt in verzweifelter Wehr gegen ein Gespenst, ein Skelett, das sich mit seinen Knochenhänden an seine Brust gekrallt hat und den Riesen mit übernatürlicher Kraft festhält.

Es ist ein Todeskampf Brust an Brust; die Faust des Riesen schmettert wuchtige Schläge auf das Haupt des grauenvollen Gespenstes, dessen weiße Haarsträhnen sich mit Blut färben.

„Schuft! Mörder! Das ist Udos Rache!" tönt es schauerlich aus dem Feuermeer heraus, und in demselben Augenblick stürzt das Dach über den Kämpfenden zusammen und begräbt sie unter lodernder Glut.

Niemand konnte sie retten.

XV.

Friedhelm von Bornitz war der Retter im Augenblick der höchsten Not gewesen.

Nach der Beichte, die ihm Jan Salewski abgelegt, fragte er sich, was zu thun sei. Das Verbrechen war verjährt, der Mörder selbst stand am Rande des Grabes und die Beichte eines bereits dem Tode Verfallenen durfte er wohl heilig halten.

Kielemann war keine Schuld zu beweisen, seine moralische Mitschuld an dem Morde würde er leugnen und er würde dem alten, verkommenen Säufer gegenüber recht behalten.

Aber eins war zu befürchten, der ausbrechende Säuferwahnsinn Salewskis, und in diesem Zustand würde er unfehlbar eine unheilvolle Katastrophe herbeiführen, darum mußte er unter Aufsicht gehalten werden.

Vorläufig war er sicher im Amtsgefängnis, und so ging Friedhelm am folgenden Tage, nach der Aussprache, ruhig seiner Arbeit nach.

Als er Freyas Billet erhielt, mit dem Befehl, auf keinen Fall am Nachmittag bei dem Fest zu fehlen, schwankte er keinen Augenblick. Sein Entschluß stand fest, diesem Befehl nicht Folge zu leisten.

Warum sollte er Susens Verlobung mitfeiern, die ihm so herben Schmerz bereitet hatte? Warum sollte er sich an dem Fest zur Eröffnung eines Unternehmens beteiligen, das er verurteilte, weil es nicht auf der soliden Basis strenger Gewissenhaftigkeit begründet war? Hieße es nicht gegen sein Gewissen handeln, wenn er es sich mit den Gründern einer zweifelhaften Spekulation wohl sein ließe? Kein Weib der Welt sollte ihn verführen, den Schwindel der Zeit mitzumachen, er hatte Energie und Entsagungskraft genug von seinen braven, asketischen Eltern geerbt, um fest zu bleiben unter den schwersten Opfern.

Mag die Welt lächeln über den alten Mann, der seine Kuhhäute selbst gerbt, und über die Edelfrau, die Tagelöhnerarbeit verrichtet, das ist die Rasse, die dem Vaterlande Männer gebiert in des Wortes höchster und bester Bedeutung. Tüchtige und ehrenfeste Männer.

Friedhelm vermochte auch nicht Kielemann und Freya auf einem Feste zu begegnen, nach dem, was er erfahren hatte.

Er fühlte die Unmöglichkeit, der Schwiegersohn eines Mannes von so niedriger Gesinnung zu werden, seine Liebe zu Freya war nicht echt und groß genug, um die Skrupel zu überwinden, wenn er den kurzen Rausch entflammter Leidenschaft überhaupt Liebe nennen durfte.

Würde Freya ihn frei geben?

Dieser Gedanke machte ihm ernste Sorge, jedenfalls bedurfte es einer aufrichtigen, rückhaltlosen Aussprache zwischen ihnen, um Klarheit zu gewinnen, und eine solche war auf einem Fest nicht möglich.

Er war heute außergewöhnlich lange im Dienst gefesselt und konnte sich erst gegen Abend nach dem Amtsgefängnis begeben, um weitere Schritte wegen Salewski zu thun, den er der Aufsicht eines Krankenhauses zu übergeben gedachte, das Säufer zur Besserung und Heilung aufnahm.

Zu seinem Schrecken erfuhr er im Amtsgefängnis, daß Salewski am Nachmittag entlaufen sei. Man hatte es mit seiner Aufsicht nicht sonderlich genau genommen und der Amtsdiener, dem Friedhelm den alten Mann anempfohlen hatte, gestattete ihm größere Freiheit als üblich war.

Eine Stunde vor seiner Entlassung war er verschwunden und auf seinem Tisch in der Zelle fand man mit Kreide die Worte geschrieben:

„Ich gehorche einer höheren Stimme, die mich ruft. Ich weiß, ich gehe in den Tod. Die Rache ist mein, ich will vergelten.“

Man hatte die Polizei benachrichtigt, aber sich nicht gerade überanstrengt, den alten Mann, den man für schwachsinnig hielt, zu verfolgen. Friedhelm hingegen fühlte einen eisigen Schreck bei dieser Kunde, er ahnte drohendes Unheil und ohne sich zu besinnen, traf er die nötigen Vorbereitungen, um sich sofort nach dem Schauplatz des Festes zu begeben.

Er vermutete mit Sicherheit, daß es Salewski dorthin getrieben. Und er kam gerade zur rechten Zeit, um Zeuge des ausgebrochenen Feuers und der Todesgefahr zu sein, in der sich die ganze Gesellschaft in dem brennenden Schuppen befand. Seiner Besonnenheit war die Rettung zu verdanken.

Während diejenigen, die außerhalb der Holzbaracke waren, den Kopf verloren hatten und ganz unzureichende Versuche machten, das Feuer zu löschen, indem sie in kleinen Gefäßen Wasser herbeischleppten, weil zweckmäßige Löschwerkzeuge nicht vorhanden waren, befahl Friedhelm sofort: „Schlagt die Wand ein!“

Mit der ersten, besten Spitzhacke bearbeitete er mit der Kraft der Verzweiflung die leichte Bretterwand und nun der richtige Befehl gegeben war, wußte jeder, was er zu thun hatte und jeder bot alle seine Kräfte auf, um ihm beizustehen.

So war in wenigen Sekunden Hilfe geschafft und das Rettungswerk gethan.

Als Friedhelm den ersten Blick in den brennenden Schuppen gewann, sah er einen scheinbar unentwirrbaren Menschenknäuel, dessen Geschrei alles übertäubte. Und dann stürzte alles der Rettung entgegen, die meisten in wahnsinniger, rücksichtsloser Angst, alles vergessend, alles mißachtend, den Nebenmenschen zurückstoßend, um nur der erste zu sein, der die reine Himmelsluft wieder atmete.

Friedhelm sah, wie Freya mit zerfetztem Kleid und gerauftem Haar, die von einem harten Kampfe zeugten, eine alte Frau zu Boden stieß und über sie hinweg das Freie gewann, und dann suchten seine Augen eine andere, die er in dem Andrang der Menge nicht finden konnte.

Da bot sich seinen Augen ein rührendes Bild.

Unter den allerletzten standen Suse und seine Schwester Magdalene, eng umschlungen, mit entstellten, angstentsetzten Zügen, aber mit vollkommener Ruhe. Sie hatten den wilden, brutalen Kampf um das Leben nicht mitgekämpft, sie hatten dem Tode hilflos, bebend, aber mit Fassung entgegengesehen.

Das war zu viel für das Herz des liebenden Mannes, er vergaß alles, alle Äußerlichkeiten, mit überströmendem Jubel stürzte er den beiden Mädchen entgegen, er riß sie beide in seine Arme, er stützte und führte die Schwankenden hinaus und als er sie in Sicherheit hatte, da lag er vor ihnen auf den Knieen.

„Kinder, meine armen Kinder! Wie Helden habt Ihr ausgeharrt! Suse, liebe, liebe Suse! Lene! Laßt uns Gott danken!“

Und alle drei hielten sich umschlungen, die Mädchen weinten und Friedhelm jauchzte und ließ Suse nicht von seinem Herzen. Es war ein Augenblick so großer Gefühlserhebung, daß alles, was echt und groß und wahr war, zum Durchbruch kommen mußte und alles Unechte besiegen.

Gleich darauf kam die furchtbare Katastrophe zwischen Kielemann und Salewski.

Der Rest des Abends war Grauen. Drei Menschenleben fielen dem Feuer zum Opfer.

Heloise von Bilsenberg war nie wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht, in der sie von dem Qualm erstickt wurde, ehe das Feuer sie faßte. Mit dem Geliebten ihrer Jugend und dem ungeliebten Gatten war sie in den Tod gegangen. Sie standen vereint vor ihrem ewigen Richter.

XVI.

Die Folgen der Feuerkatastrophe waren an und für sich schwer genug für das junge Unternehmen, denn auf der Kohlengrube war alles niedergebrannt und die Arbeit von Monaten zerstört. Aber viel schwerer wurden die Beteiligten von dem ausgebrochenen Berliner Börsenkrach betroffen.

Schon am folgenden Tage nach dem verhängnisvollen Fest erhielten Petschens Depeschen, die sie unverzüglich nach Berlin zurückriefen.

Gustav Petsch nahm einen hastigen, überstürzten Abschied von seiner Braut, die sich völlig betäubt von den Ereignissen fühlte, nicht wissend, was sie hoffen und was sie fürchten sollte. Sie hatte das schwindelnde Gefühl des Sturzes in einen Abgrund, doch zuweilen brach ein Lichtschein von Hoffnung aus dieser Tiefe hervor, als läge dort ein verborgenes Paradies.

Der Tod Kielemanns und seiner Gattin, der unter so grauenvollen Umständen erfolgt war, nahm für einige Zeit das Interesse der ganzen Gegend in Anspruch. Die Untersuchung ergab, daß das Feuer angelegt war und man hielt diese That für den

Racheakt eines in Tobsucht verfallenen Säufers, wegen seiner kurz vorher erfolgten Arbeitsentlassung.

Salewskis Todeskampf mit Kielemann und seine letzten Worte, die indessen von der Menge kaum verstanden worden waren, gaben Anlaß zu vielen unbestimmten Gerichten, aber Friedhelm, der einzige, der Auskunft hätte geben können, schwieg der Öffentlichkeit gegenüber.

Wozu sollte er jene traurigen Vorgänge ans Licht bringen?

Der Mörder war tot und Freya die rechtmäßige Erbin des großen Vilsenbergschen Besitzes, da ihr Großvater auch ohne jenen unseligen Mord den armen Udo überlebt haben würde.

Freya zeigte nach der Katastrophe, die ihren beiden Eltern das Leben gekostet hatte, eine bewunderungswürdige Ruhe und Fassung.

Diejenigen, die sich ihrer Verlassenheit annehmen wollten — und es waren nicht wenige — fanden, daß die junge Dame vollkommen imstande war, für sich selbst zu sorgen.

Sie lehnte jede Einmischung von Unbefugten in ihre Angelegenheiten ab, und verhandelte nur mit den gesetzlich dazu berechtigten Personen.

Nicht nur Fernerstehende, sondern auch Herr von Horneck und Friedhelm erhielten eine deutliche Abweisung und ihr Auftreten entsprach dem Bewußtsein ihrer Macht als Millionenerbin.

Friedhelm hatte es für seine Pflicht gehalten, sie am Morgen nach der schrecklichen Nacht persönlich aufzusuchen, um ihr seine Dienste anzubieten.

Er hatte die ganze Nacht auf der Brandstätte zugebracht und begab sich von dort direkt zu Freya. Aber diese wollte ihn nicht sehen und ebenso nicht am folgenden Tage. Er fand es begreiflich, daß sie sich völlig zurückzog.

Am Tage nach dem Begräbnis der verkohlten Reste ihrer Eltern, an dessen Feier sich die ganze Nachbarschaft beteiligte, machte er ihr wieder einen Besuch. Er hatte gehört, daß sie in Begleitung einer alten Tante, einer verwitweten Baronin und entfernten Verwandten ihrer Mutter, die sie sofort nach dem Unglück zu sich berufen hatte, Groß-Zehser auf längere Zeit verlassen wollte.

Obgleich nun Freyas Benehmen ihm Ursache gab, zu hoffen, daß sie nicht zögern würde, ihm seine Freiheit zurückzuerstatten, so wollte er doch vollkommen mit ihr im reinen sein, ehe sie schied, um seinem eigenen Gewissen vorwurfsfrei gegenüberzustehen.

Freya war jetzt die glänzendste Partie des ganzen Kreises, aber Friedhelm war nicht der Mann, seine Seele zu verkaufen.

Seit jenem Augenblick, da er Suse an seinem Herzen gehalten hatte, in dem alles überwältigenden Jubel der Rettung aus Todesgefahr, war die alte Liebe riesengroß erwacht und er konnte die Bilder nicht aus seiner Seele bannen: Suse hilflos und ergeben, mit starker Ruhe dem Tode ins Auge sehend, und Freya wie eine Megäre um ihr Leben kämpfend.

Mag kommen, was da wollte, er konnte sein Herz, das Suse gehörte, nicht mehr entweihen lassen durch Leidenschaften.

Freya empfing ihn bei dem wiederholten Besuche allein. Das große Erkerfenster in dem Boudoir ihrer Mutter war weit geöffnet, aber die heruntergelassenen Jalousien dämpften den Lichtstrom der Sommersonne. Das ganze kleine Gemach blühte und duftete von einer verschwenderischen Fülle lebender Rosen in Vasen, Schalen, Körben und lose verstreuten Blüten.

Es war, als ob Freya die Erinnerung an Tod und Grab mit dem frischen Blumenleben ersticken wollte und nichts in dem Zimmer zeugte von Pietät gegen die Mutter. Alles, was an diese erinnerte, was zu ihren Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten gehört hatte, war aus dem Wege geräumt, das Boudoir machte einen fremden Eindruck.

Freya trat Friedhelm mit einer ganz veränderten Miene entgegen, in ihren Augen loderte etwas wie ein schlecht verhehlter Triumph. Aber sie war so wunderbar schön in ihrem schleppenden, schwarzen Kreppkleid, das ihr Gesicht noch weißer und ihre Augen dunkler erscheinen ließ, daß er nicht umhin konnte, sie mit Entzücken zu betrachten.

Er sagte ihr einige warme Worte der Teilnahme und sie dankte mit einem Neigen des Hauptes, das sehr konventionell ausfiel.

Dann sank sie in einen der kleinen blauseidenen Sessel und lud ihn mit einer Handbewegung ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen, wie eine Königin, die Audienz erteilt.

Eine Pause trat ein, man hörte das Zwitschern der Vögel aus dem Garten und das Summen einer großen Fliege, die mit dem Kopf durch die Fensterjalousie wollte.

Freya hatte die Augen niedergeschlagen und spielte mit einer Burgunderrose, sie heuchelte einen Moment Verwirrung und Befangenheit, um Friedhelm zu ermutigen und zu reizen. Sie konnte es kaum erwarten, daß er ihr zu Füßen stürzen würde, um von neuem um ihre Gunst zu flehen, denn sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er sie jetzt, in der Unabhängigkeit ihres Reichtums, noch heftiger begehren würde als früher. Er hatte wohl längst bitter bereut, sich ihrem Willen nicht gefügt zu haben, aber das war nun zu spät.

Sie hatte gesehen, wie er Suse aus dem Feuer getragen hatte, ohne sich nach ihr umzusehen und wie er dieser zu Füßen lag — und jetzt war der heißersehnte Augenblick der Rache gekommen.

Aber Friedhelms Stimme klang ruhig, ohne jede Leidenschaft, als er jetzt zu ihr sprach.

Er erzählte ihr von seiner Begegnung mit Salewski und von dessen Beichte, indem er die Mitschuld ihres Vaters schonend überging.

Dann spielte er auf die veränderten Verhältnisse an, dankte ihr für das Vertrauen, das sie ihm geschenkt und bat sie um ein freundschaftliches Scheiden.

Er ließ sie keinen Augenblick im Zweifel, was er unter diesem Scheiden verstand.

Freya war betroffen, verblüfft. Sie hatte gehofft, diesen Mann demütigen zu können, und sie sah ein, daß sie ihn mit zu kleinem Maßstabe gemessen. Er war der einzige, der sich nicht beugte vor ihrem

Golde, und sie hatte ihn nie so bewundert wie in diesem Augenblick.

Alles, was von besseren, großen Gefühlen in ihr war, sprach zu seinen Gunsten.

Hätte er sie lieben können, wie er Suse liebte, sie hätte sich ihm mit allem, was sie hatte, zu Füßen geworfen, denn sie ahnte in diesem Augenblick den Wert seiner ehrenfesten Männlichkeit.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Leben Sie wohl," sagte sie mit erstickter Stimme, „wir beide müssen scheiden, denn wir gehören nicht zusammen. Ich weiß, daß Sie eine andere besser und mehr lieben als mich und ich kann es nicht ertragen, einen zweiten Platz einzunehmen, ebensowenig wie Sie sich auf die Dauer darüber täuschen können. Unsere Freundschaft war ein kurzer, schöner Rausch, ein Sommernachtstraum, wir wollen ihn in der Erinnerung heilig halten. Versprechen Sie mir das."

Dankbar und mit aufrichtig warmem Gefühl küßte Friedhelm die beiden schönen Frauenhände und als er sich darauf durch den Garten entfernte, prägte sich ihm das Bild der schlanken, schwarzen Gestalt unvergeßlich ein, die sich über die blühenden Rosen des kleinen Erkerbalkons neigte, um ihm einen Abschiedsgruß zuzuwinken.

Er fühlte in diesem Augenblick den Segen der Gabe, die allen rechtlich denkenden, hochsinnigen Menschen eigen ist, andere zu ihrer Höhe emporzuheben.

XVII.

Für Suse folgten schwere Tage. Aus Berlin kamen böse Nachrichten und endlich die Gewißheit, daß Petschens bei den Börsenkatastrophen Hab und Gut eingebüßt hatten. Alle Tage brachten die Zeitungen erschütternde Kunde von dem Elend, das der große Zusammenbruch über Schuldige und Unschuldige verhängte, und die stolzesten Größen der modernen Industrie sanken in das Nichts zurück, aus dem sie hervorgegangen waren. Susens Ideale brachen kläglich zusammen, sie litt mit allen ihren Illusionen Schiffbruch.

Und das Fürchterlichste war die Aufklärung, die sie über ihre eigenen Gefühle erhielt.

Jetzt, wo der Nimbus zerstört war und sie den Irrtum ihrer Begeisterung für die modernen Industriehelden einsehen mußte, die sie für die höchsten Förderer der Kultur und für die erste Intelligenz im Lande gehalten hatte, kam sie zu der trostlosen Erkenntnis, daß ihr Verlobter nur die Personifikation einer Idee für sie gewesen war, und daß er mit dem Schiffbruch dieser Idee nicht den geringsten Wert mehr für sie hatte.

Es war zu spät, den Irrtum wieder gutzumachen, denn sie konnte es nicht mit Ehre und Gewissen vereinigen, ihn im Unglück zu verlassen.

Die Stimmung in ihrem Elternhause war mehr als bedrückend.

Herr und Frau von Horneck fühlten sich völlig niedergeschmettert durch die Wucht der Ereignisse und das Scheitern ihrer Hoffnungen.

Die Zukunft ihrer Tochter, von der sie stets viel erwartet hatten, war nutzlos hingeopfert, Suse ging einer beklagenswerten Existenz entgegen, und statt des gehofften Gewinns drohten ihnen von dem Kohlengruben-Unternehmen jetzt Verluste.

In aller Eile wurde eine Generalversammlung der Aktionäre in Berlin zusammenberufen, von der Herr von Horneck schwer verstimmt zurückkehrte.

Man hatte das Aktienkapital bedeutend herabsetzen müssen, da ein großer Bruchteil des noch nicht eingezahlten, festgesetzten Fonds durch das Fallieren vieler Aktionäre verloren ging.

Die Aktien waren zur Hälfte entwertet und sanken so tief im Kurs, daß niemand sie geschenkt nahm.

Der Brandschaden und die dadurch verzögerte Betriebseröffnung brachten ebenfalls schwere Verluste mit sich und für absehbare Zeit war ein Aufschwung des Unternehmens nicht zu hoffen.

Der große Katzenjammer, der auf das Goldfieber der Gründer-Blütezeit folgte, kam in Wartekow hochgradig zum Ausbruch.

Man mußte sich einschränken, man mußte die heraufgeschraubten Ansprüche an das Leben herabsetzen, man hatte statt Ehre und Gewinn, Schaden und Blamage geerntet.

Albert Petsch und Linchen schienen den Schicksalswechsel mutig zu tragen. Nach Abwicklung ihrer Geschäfte wollten sie ins Ausland gehen und die Arbeit von neuem beginnen.

Linchen hatte die alte Zuversicht in das Universalgenie ihres Mannes bewahrt und schrieb, daß er im Begriff sei, Großes und Außergewöhnliches zu vollbringen. Das Vaterland würde einst noch stolz auf ihn sein.

Seine Pläne mußten hier nur an der Unfähigkeit des alten Europa zur Wiedergeburt scheitern. Ein Kraftgenie wie er brauche jungfräulichen Boden zur Entwicklung seiner höchsten und besten Fähigkeiten.

Die Berichte über Gustav lauteten nicht ganz so siegesgewiß.

Linchen schrieb etwas kleinlaut, es sei schade, daß Gustav bei seiner ebenfalls so „außergewöhnlichen Veranlagung" nicht mehr die Elasticität und Arbeitskraft ihres Gatten besäße.

Von Gustav selbst erhielt Suse nach dem Abschied nur einige Zeilen, mit dem Versprechen eines eingehenden Schreibens, sobald die nicht mehr abzuwendende Krisis überstanden sein würde.

Und nun verbrachte sie ihre Tage in peinlichem Warten.

Ruhelos trieb es sie umher. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre Freunde in Zschocher aufzusuchen, denn das Mitleid hätte sie erdrückt und ihr die Fassung geraubt. Sie hätte ihnen die Seelenangst nicht verbergen können, die sie völlig beherrschte bei dem Gedanken, Gustav Petschs Frau zu werden.

Und mit dieser Seelenangst im Herzen, die aufs höchste gestiegen war, saß sie eines Tages ganz verzweifelt und die Einsamkeit suchend, an einem Feldgraben, am Ausgang des Wartekower Parks. Sie hätte sich vor sich selbst verstecken mögen, so jämmerlich kam sie sich vor in ihrer Treulosigkeit gegen den Verlobten im Unglück. Warum erschien er ihr jetzt so banal, so alltäglich, durchaus nicht über dem Niveau des Gewöhnlichen? Hatte sie sich wirklich nur durch den äußeren Erfolg, durch sein Geld blenden lassen?

Pfui! Wie niedrig, wie erbärmlich! Aber der Gedanke, als seine Frau vielleicht vier Treppen hoch in einem Berliner Mietshause zu sitzen und seine Strümpfe zu stopfen oder gar mit ihm in ein fremdes Land zu gehen, fern von allen Verwandten, Freunden, fern von der Heimat, als einzigen Ersatz seine Person — nein! — es war nicht zu ertragen, es war schlimmer als der Tod!

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte vor Angst.

Und noch ein anderes heftiges Wehgefühl stieg in ihrem Herzen auf.

Ihr Vater war am Vormittag sehr verdrießlich von einem Ritt nach Groß-Jehser heimgekehrt. Er hatte es nun zum fünften Mal versucht, der verwaisten Freya seine Aufwartung zu machen und ihr seinen väterlichen Schutz und Beistand anzubieten, und war zum fünften Mal abgewiesen worden, ohne die trauernde Erbin zu Gesicht zu bekommen.

Die alte Tante empfing ihn, sprach das Bedauern ihrer „unglücklichen Nichte" aus, keinen Besuch bei sich sehen zu können, da der Arzt strenge Ruhe und Zurückgezogenheit verordnet habe. Sie seien im Begriff, am folgenden Tage nach dem Genfer See abzureisen.

Und dann erfuhr er doch zufällig, daß sie am Tage vorher Friedhelm persönlich empfangen habe.

„Die Verlobung scheint also Thatsache," bemerkte Herr von Horneck sehr schlechter Laune, „man wartet wohl nur die erste Trauerzeit ab, um sie zu veröffentlichen. Wahrhaftig, der Junge hat mehr Glück als Verstand, daß die dumme Person nichts Eiligeres zu thun hat, als sich ihm an den Hals zu werfen! Mein Gott, was hätte die noch für Partien machen können!"

Suse hatte einen stechenden Schmerz bei diesen Worten empfunden, der sie nicht mehr verlassen wollte.

Es mußte ja so kommen!

Freya liebte Friedhelm und wie konnte er schließlich ihren Reizen und den Lockungen ihres Reichtums widerstehen?

Gab es eine begehrenswertere Partie? Jung, schön, unabhängig, reich — und dazu ihr bestrickendes Wesen.

Da tauchte die Erinnerung an den Augenblick auf, in dem Friedhelm als Retter aus Todesnot erschienen war und wie er hingerissen vor ihr auf den Knieen gelegen hatte.

War das nicht Liebe, echte Liebe? Und die heiße, aufjauchzende Seligkeit, die sie empfunden, als er sie in seinen Armen hielt, das große, überwältigende Gefühl, das sie beide zu einander riß — war das nicht Liebe?

Aber sie gehörte ja einem anderen, er wußte es, und nun hatte er sich mit Freya verlobt.

Freya wird ihn besitzen. Sie werden beide im Glanz ihres Reichtums die höchsten Genüsse des Lebens kosten und sie — sie wird als Frau eines bankerotten Gründers irgendwo im Dunkel existieren.

Sie konnte es nicht länger ertragen, mit diesen fürchterlichen Gedanken allein zu sein, sie sprang auf und eilte wie gejagt den Fußpfad durch die Felder dahin, gen Zschocher.

Sie mußte und wollte Gewißheit haben über Friedhelms Verlobung, jedenfalls würde Magdalene im Vertrauen ihres Bruders sein.

Und sie wollte Onkel Bornitz, der die höchste Autorität in Gewissenssachen für sie war, fragen, ob sie wirklich Gustavs Frau werden müsse, ob es eine Schlechtigkeit sei, ihn jetzt zu verlassen.

Die Verzweiflung gab ihr Mut zu diesen Entschlüssen, aber je mehr sie sich Zschocher näherte, um so mehr sank ihr das Herz.

Da lag das kleine, stille Dorf im Abendsonnenscheine unter den dunkelgrünen Blätterhaufen seiner Linden und Kastanien ganz versteckt, die Stürme der Zeit konnten nicht bis in dieses Paradies des Friedens dringen, und sie kam sich vor wir eine Unwürdige auf geweihtem Boden.

Sie fand Frau von Bornitz mit Töchtern und Mägden im Garten beim Bohnenpflücken, und Bohnenschnitzeln, die Vorräte für den Winter wurden eingeheimst. Es herrschte wie immer ein fröhlicher, arbeitsamer Geist in diesem Kreise, Frau von Bornitz wußte stets etwas Hübsches, Anregendes zu erzählen, was dem Gesichtskreis der Kinder und Dienstboten angemessen war, oder man sang mal zur Abwechselung ein Volkslied.

Munteres Lachen und Singen scholl Suse schon von weitem entgegen.

Man begrüßte sie gerade wie in alten Zeiten, als wäre nicht das Geringste vorgefallen, man berührte mit keinem Wort die traurigen und peinlichen Ereignisse des Tages, Suse fühlte nur, daß Frau von Bornitz' Blick ganz besonders warm und mütterlich auf ihr ruhte, und daß Magdalenens Händedruck inniger war, als seit langer Zeit.

Mit heiterem Zureden wurde sie gleich bei der Arbeit angestellt und die Thätigkeit, mit der sie ihre verzweifelte, bedrückte Stimmung verbergen konnte, war eine Erlösung.

Aber es war unmöglich, ihr Vorhaben auszuführen, und selbst als sie sich abgesondert mit Magdalene in dem Dickicht der hohen Stangenbohnen verlor, fand sie nicht den Mut, nach Friedhelm zu fragen.

Es war jedoch schon Trost und Beruhigung, unter diesen lieben Menschen zu weilen und sich wie in früheren, glücklichen Zeiten zugehörig zu ihnen zu fühlen, sie dachte förmlich mit Grauen an die Rückkehr nach Hause, wo sie sich jetzt so namenlos un-

glücklich fühlte, in dem Bewußtsein, indirekt schuld zu sein an all den Sorgen, dem Ärger und der Verstimmung.

Sie hätte Tante Bornitz um den Hals fallen mögen, als diese wie unter einer plötzlichen Eingebung sagte:

„Liebes Suschen, kannst Du nicht ein paar Tage bei uns bleiben? Wir haben so schrecklich viel Arbeit, Du wärst mir wirklich eine rechte Hilfe. Morgen ist Wäsche, da muß Magdalene kochen und die Hausarbeit besorgen, und Du könntest mir so schön bei den Bohnen helfen.“

„Ach, wie gern, wie gern!“ rief Suse freudig. Magdalene und die Kinder jubelten und so beschloß Frau von Bornitz sofort den Gänsejungen nach Wartekow zu schicken, mit der Bitte, ihr Suse auf acht Tage zu überlassen und einiges Notwendige für sie zu schicken.

Suse, welche ganz genau wußte, welchem Motiv der guten Tante Bornitz Einladung entsprang, fiel denn auch bei der ersten Gelegenheit, als sie mit ihr allein war, dieser um den Hals, mit einem stummen Dankesblick, in dem die Thränen aufquollen.

Frau von Bornitz hielt sie einen Augenblick warm an ihrem Herzen, streichelte liebevoll ihren Scheitel und flüsterte:

„Mut, Mut, mein Kind, Kopf aufrecht!“

Und es war, als ob diese Worte Suse neue Kraft und neuen Lebensmut gäben.

In guter, alter Zeit hatten Suse und Magdalene sich oft auf diese zwanglose Weise gegenseitig besucht, und Suse hatte sich in Zschocher zuweilen mehr zu Hause gefühlt als in Wartekow.

Und nun war es, als wäre die schöne Zeit wiedergekommen.

Sie gehörte wieder zu den Kindern des Hauses und wurde von Onkel und Tante Bornitz durchaus nicht als Gast behandelt.

Frau von Bornitz überhäufte sie mit Arbeit, denn „Arbeit ist die beste Stütze in schwerer Zeit“, sagte sie aufmunternd.

„Komm, Suschen, ich will doch auch etwas von Deinem Besuch haben,“ rief Onkel Bornitz in der Feierabendstunde, nachdem der Tisch abgedeckt war, die Lampe ein sanftes Milchglaslicht im Gartenzimmer verbreitete und durch die offenen Thüren Levkoyen und Rosenduft mit der weichen kühlenden Nachtluft eindrang.

Und dann mußte sie ihm aus einem Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg vorlesen.

Er wußte sie ganz für den Gegenstand zu begeistern und zuletzt sprach er von der Zukunft des deutschen Reiches, dessen Wohl und Wehe, wie das Wohl aller Völker, von der Arbeitskraft und dem Nationalbewußtsein seiner Bürger abhinge, von der ehrlichen Arbeit im Schweiße des Angesichts und von dem echten Nationalstolz, der um keines auch noch so glänzenden Vorteils willen seine Unabhängigkeit und seine Ehre mit Füßen treten läßt.

Er stellte jeden einzelnen, auch das deutsche Weib, auf den großen, historischen Standpunkt der Verantwortlichkeit für die Rasse. Die deutsche Rasse rein erhalten und frei, durch Tüchtigkeit und unbeugsamen Nationalstolz — das war seine Glaubenslehre.

„Onkel Bornitz,“ fragte Suse schüchtern, „verachtest Du mich sehr wegen — wegen — meines Irrtums und weil —“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie der alte Mann, „Du thust mir sehr leid, aber verachten werde ich Dich nie, denn Dein Irrtum war immerhin ehrlich und zu unreif, um so schwer zu wiegen. Aus dem Feuer Deiner jetzigen Trübsal wirst Du hoffentlich stark und gekräftigt für die künftigen Versuchungen und Kämpfe des Lebens hervorgehen.“

„Aber Onkel, muß ich — — muß ich meinem Verlobten mein Wort halten, jetzt, wo ich eingesehen habe, daß alles ein Irrtum war, eine Täuschung —“

„Nein und abermals nein! Danke Gott, daß es noch Zeit ist, dieses Band zu lösen. Es ist beschämend für Dich, ihm eingestehen zu müssen, daß Du Dich und ihn betrogen, daß Du das Heiligste zu einer Spekulation auf materielle Vorteile herabgewürdigt hast und Deine Mädchenehre so weit vergessen konntest, um diese Vorteile mit Leib und Seele bezahlen zu wollen, aber nimm die schwerste Demütigung mutig auf Dich, sie ist heilsam und besser als ein verfehltes, verpfuschtes Leben.“

Suse brach in einen Thränenstrom aus, ihr war zu Mute, als wäre sie freigesprochen von Todesstrafe.

Der alte Mann sprach noch lange sehr ernst mit ihr.

Er führte ihr vor Augen, wie das ganze Elend, aller Jammer und alle Unzufriedenheit der Welt aus denselben Motiven entsprängen, die sie in den Irrtum getrieben: Genußsucht, Mangel an Kraft und Energie das ersehnte Glück durch Tüchtigkeit zu erringen und Mangel an Durchbildung des Geistes.

„Wenn alle Menschen auf dem historischen und nicht auf dem kleinen individuellen Standpunkt ständen, würden sie ihre großen Menschen- und Bürgerpflichten besser kennen!“

Mit diesen Worten sagte er Suse gute Nacht und küßte sie wie alle seine Kinder.

Als Suse dann in dem behaglichen, blütenweißen Bett in dem traulichen Giebelstübchen lag, das sie mit Magdalene teilte, war ihr zu Mut wie einem verirrten Kind, das seine Heimat wiedergefunden hat.

Das war noch dieselbe Tapete mit ihrem freundlichen Blumenmuster, an der Wand hingen noch die alten Bilder, die sie als Kind so bewundert, die „Kirchgängerin“ und „der Papa“, ein Studentenbild, Onkel Bornitzens Corps und er selbst dabei mit einer bunten Mütze und mit dem Schläger, dann ein paar Verwandtenporträts, eine Tante mit einer Blumenhaube unter dem Kinn gebunden und ein Onkel mit einer unglaublichen Haartolle.

Der weißlackierte Tisch, der hausgroße Kleiderschrank mit seinem Lavendelgeruch, der kleine Spiegel

im Messingrahmen und das leise Klopfen der Lindenzweige am Fenster — es war alles wie ehemals und doch so neu, wie wiedergeschenkt!

Und nun wußte Suse, daß kein Palast der Welt ihr je dieses liebe, alte Haus ersetzen konnte.

Ganz wie immer saß Magdalene auf ihrem Bett, um ihr gute Nacht zu sagen, in ihrem langen, weißen Nachtkleid, die schweren, glattgekämmten Zöpfe im Nacken hängend.

Das Dämmerdunkel der Sommernacht erfüllte das Gemach und so faßte Suse Mut zu fragen:

„Sag, Lene, ist Friedhelm mit Freya heimlich verlobt?"

„Nein," war die Antwort, „und er wird sich nie mit ihr verloben."

Wie süß schlief Suse in dieser Nacht! Wie gerettet und geborgen in einem sicheren Hafen, nach Sturm und Not.

XVIII.

Am folgenden Tage erhielt Suse einen Brief von Gustav Petsch aus Wartekow zugeschickt und dieser Brief enthielt ihre Freisprechung.

Gustav sagte freimütig, daß er unter den jetzigen Verhältnissen nicht imstande sei, in absehbarer Zeit einen eigenen Haushalt zu begründen, und daß er glaube, Susens Wünschen entgegenzukommen, wenn er es ihr freistelle, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen. Er könne ihr Geschick nicht an seine unsichere Zukunft ketten. Sollte eine Wendung zum Besseren eintreten und Suse dann noch frei und geneigt sein, ihm anzugehören, würde er sich glücklich schätzen und so weiter.

Suse war erlöst. Sie nahm es Onkel Bornitz nicht übel, der nach der Lektüre des Briefes murmelte: „Das will ein Mann sein!"

Es folgte eine traulich, schöne Woche des Zusammenlebens in Zschocher, voll ernster Arbeit, fröhlicher Spiele im Garten und heiterer Plauderstunden.

Doch als Friedhelms Besuch für den Sonnabend in Aussicht stand, kehrte Suse nach Hause zurück, und Magdalene, die mit feinem Takt den Beweggrund verstand, redete ihr nicht zu, zu bleiben. Sie fand es natürlich, daß Suse es nicht ertragen konnte, Friedhelm auch nur den kleinsten Schritt entgegenzukommen, nach dem, was vorgefallen war.

Seitdem Angst und Verzweiflung von Susens Seele genommen waren, regten sich mit dem alten Jugendmut Stolz und Selbstgefühl. Sie schämte sich ihrer Niederlage so furchtbar vor Friedhelm, daß sie zuweilen den Wunsch hatte, ihn nie wiederzusehen.

Von dem alten Onkel Bornitz hatte sie gern die ernste Strafpredigt hingenommen und ihm gegenüber war sie nicht zu stolz, ihre Zerknirschung zu bekennen, aber der Gedanke war geradezu unerträglich, Friedhelm gedemütigt gegenüberzutreten.

War sie nicht in seinen Augen herabgewürdigt? Er würde Mitleid für sie empfinden, und Mitleid? Nein, Mitleid wollte sie nicht von dem Mann, der sie einst geliebt hatte!

Zu Hause fand sie die Ihrigen zwar etwas beruhigt und erfreut über den Bruch ihrer unseligen Verlobung, aber zugleich sehr verstimmt, gereizt und schlechter Laune über die Schicksalswendungen.

Man litt zu sehr unter den Enttäuschungen und war nicht geneigt, sie zu schonen und ihr jeden Vorwurf zu ersparen.

„Du mußt Dich nun schon darauf gefaßt machen, eine alte Jungfer zu werden, als Herrn Petschs abgedankte Braut," sagte ihr Vater mit Bitterkeit.

Frau von Horneck nahm jede Gelegenheit wahr, seufzend zu bemerken, wie schwer es sei, den „Berliner Geist" wieder aus ihrem Hause zu bannen und alles, was sich Ungehöriges auf Wartekower Grund und Boden zutrug, wurde „Petschens Einfluß" zugeschrieben. An jedem Mangel, an jeder Unannehmlichkeit des Lebens waren Petschens schuld.

Eine letzte Katastrophe führte das Ende des Kohlengruben-Aktienunternehmens herbei.

In den Schacht trat von neuem das Wasser und war nicht mehr mit der Dampfpumpe zu bewältigen.

Man grub Kanäle und man leitete einen entfernten Teich ab, das Wasser drang immer von neuem aus der Tiefe herzu. Zu seiner Bewältigung gehörten Kapitalien, die nicht mehr aufzutreiben waren, jetzt, wo alle Geschäfte daniederlagen und jede Unternehmungslust fehlte.

Die Gesellschaft stellte die Arbeit ein und erklärte sich bankerott. Es folgten Unannehmlichkeiten und Prozesse mit den getäuschten Aktionären, und Herr von Horneck mußte froh sein, mit dem Verlust seines Geldes davonzukommen.

Die Kohlengrube lag nun wieder öde und verwüstet wie in früherer Zeit, nur daß einige verkohlte Trümmer und die schreckliche Erinnerung an die Brandkatastrophe den Ort noch abschreckender machten.

Friedhelm war nach Berlin gegangen, um sein Assessorexamen zu machen.

Suse wußte ihm unendlichen Dank, daß er so kurz nach ihrer aufgehobenen Verlobung kein Wiedersehen herbeigeführt hatte. Er schickte ihr nur einen herzlichen Abschiedsgruß durch Magdalene und ließ ihr sagen, daß er hoffe, nach bestandenem Examen ein frohes Wiedersehen mit ihr zu feiern.

Langsam vergingen Herbst und Winter. Man lebte sehr still und zurückgezogen in Wartekow, auf den Nachbargütern und in allen städtischen Gesellschaftskreisen.

Die große Reaktion auf den Fieberrausch der Gründerzeit war gefolgt. Die Begeisterung für die Spekulation und den Industrieritter sank auf einen normalen Standpunkt zurück, die schwere aber sichere Erwerbsarbeit, der studierte Mann und der Handwerker stiegen wieder zu ihrem alten Werte auf.

Es war an einem blühenden Frühlingstag des Jahres 1874. Suse saß wieder einmal auf dem

Balkon des Wartekower Hauses, allein und traumversunken.

Der ganze Garten war ein großer Blumenstrauß, und ein warmer, feuchter Südwind rauschte und raunte mit siegesfreudigem Jubel durch knospende Wipfel und duftschwere Blüten.

Es wollte Suse scheinen, als klänge das Lied der Nachtigallen sehnsüchtiger, als hätten die Veilchen noch nie so süß geduftet wie in diesem Jahr, und jeden Tag saß sie hier, in die Ferne träumend, harrend, wartend. Sie wagte es sich kaum einzugestehen, es war nur ein heimliches, verstohlenes Warten.

Und heute war ihr ganzes Herz voll Sehnsucht und Verlangen — wonach eigentlich? fragte sie sich und wollte sich selbst belügen, daß sie es nicht wisse. Es war natürlich nur ein Frühlingsfiebern, das jeden Menschen mehr oder weniger erfaßte.

Ob der Postbote schon da ist? Sie wollte doch einmal nachmittags nach Zschocher hinübergehen und fragen, ob — ja, ob Onkel Bornitz noch Zahnschmerzen habe.

Warum bellt denn der Dachs so? Wer kommt denn — da — ah!

„Suse!"

Friedhelm steht vor ihr, strahlend, das Glück leuchtet aus seinen Augen.

„Suse!" es klingt wie ein Jubelruf. Er streckt ihr beide Hände entgegen.

„Gesiegt! Examen bestanden! Habe die Ehre mich vorzustellen: Assessor von Bornitz."

„O — ich — ich gratuliere — ich freue mich so!"

Er sieht sie so eigen an, er hält ihre Hände fest, sie erglüht und zittert unter seinem Blick und dann liegt sie an seinem Herzen.

„Wie schade!" sagt plötzlich Friedhelm schelmisch, mit unterdrückter Heiterkeit, „daß ich nicht zu den Männern gehöre, deren Intelligenz die Zeit beherrscht, die mühelos große Thaten thun und glänzende Erfolge haben, zu den Vorkämpfern der Kultur, sondern nur ein Staatsbeamter mit einer kümmerlichen Existenz bin, der langsam an Leib und Seele verknöchern muß — sonst, Suschen — sonst könnten wir am Ende Mann und Frau werden!"

„O Friedhelm!" rief Suse und die Thränen traten ihr in die Augen.

Er küßte diese Thränen fort und hielt sie inniger an seinem Herzen.

„Fürchte nichts, mein Lieb, ich werde Dich nicht mehr quälen, ich weiß, Dein Irrtum kam aus einem warmen, ehrlichen Kinderherzen, das hoch hinauf strebte. Es haben schon andere vor Dir mit wächsernen Flügeln zur Sonne hinauffliegen wollen. Und weißt Du, daß Du im Grunde recht hattest? Die Gefahr des Verknöcherns liegt uns, die wir immer in den engen, althergebrachten Schranken bleiben müssen, sehr nahe, und das, wofür Du schwärmtest, der Erfolg des Mannes, der sich aus eigener Kraft aus dem Nichts zu den Höhen des Lebens emporarbeitet, wird immer seinen Wert behalten. Du hast Dich nur in der Person und in der Sache geirrt, als Du Dein Ideal ins Praktische übertragen wolltest, und da ein großer Teil der Kulturmenschheit zu gleicher Zeit mit Dir denselben Irrtum beging, so wollen wir das als Entschuldigung gelten lassen. Du wirst es mir jetzt glauben, daß die Gewinnsucht, die sich durch tollkühne Spekulation und unlauteren Wettbewerb mühelos zu bereichern sucht, immer den gesunden Wohlstand und die Moral eines Volkes untergraben muß, die Glücksritter der Industrie sind die schlimmsten Feinde aller wahren Kultur und des Vaterlandes. Aber sie sind nicht zu verwechseln mit den Männern der echten Intelligenz und des gesunden Fortschritts, und diese Männer findest Du nur da, wo die Arbeit im Schweiße des Angesichts zu finden ist. Auf den Stand kommt es nicht an und auch nicht auf die Art der Arbeit. Ob Aristokrat, ob Proletarier, ob Beamter, ob Industrieller — wer ehrlich und rechtlich, nach Pflicht und Gewissen seine Arbeit thut und das Höchste auf seinem Gebiet zu erreichen strebt, der ist stets ein Förderer und Vorkämpfer der Kultur und des Fortschritts. Und so wollen wir beide auch im kleinen Wirkungskreis stets den großen Standpunkt der Arbeit für das Allgemeinwohl festhalten, das Wohl unserer Familie im Wohl unserer germanischen Rasse und das Wohl der Rasse im Wohl der ganzen, großen Menschheit suchen, dann werden wir gewiß nicht verknöchern."

„O Friedhelm!" sagte Suse mit einem heiß aufquellenden Glücksgefühl im Herzen, „wie viel kann ich von Dir lernen!"

Er schloß ihr den Mund mit dem Kuß der Liebe.

* * *

Das Glück des jungen Paares brachte wieder den ersten Sonnenschein in das verdüsterte Wartekower Haus.

In Zschocher gab es hellen Jubel, als Friedhelm seine Braut den Eltern zuführte und da er sehr bald nach bestandenem Examen eine Anstellung erhielt, wurde schon Ende Sommer eine fröhliche Hochzeit gefeiert.

Von Gustav Petsch kam eines Tages die Nachricht, daß er eine sehr reiche, alte Jüdin geheiratet habe, und Linchen schrieb aus Amerika, daß ihr Gatte im wilden Westen Besitzer von Land und Viehherden sei. Er habe jetzt sein Königreich gefunden, in dem seine geniale Kraft zur vollen Geltung käme. Wie ein Eroberer unterwerfe er sich Land und Leute, mache den wilden Boden kulturfähig und ebne den Einwanderern den Weg zu neuen Besitzungen.

„Also Landagent und cowboy," sagte Friedhelm trocken, trotzdem Linchen ihn am Schluß des Briefes mit Columbus, Hannibal und Alexander dem Großen verglich und in einem rührenden Phantasiegemälde schilderte, wie er einst als silberhaariger Greis sein Leben gleich dem Patriarchen Abraham beschließen würde, mit dem er bereits einige Ähnlichkeit aufweise.

Freya blieb längere Zeit im Auslande und kehrte endlich als die Gattin eines älteren Aristokraten, der in einem deutschen Kleinstaat eine hohe Hofcharge bekleidete, zurück. Mit diesem verlebte sie jährlich nur einige Sommerwochen in Groß-Jehser. Die Fama sagte, daß sie in besagten Hofkreisen eine hervorragende Rolle spiele.

Suse wurde das Glück zu teil, daß sie an Friedhelms Seite doch noch zu den heißersehnten „Höhen des Lebens“ emporsteigen durfte.

Friedhelm machte Carriere, er erreichte die höheren Beamtenstellungen, erhielt einen großen Wirkungskreis und wurde Reichstagsabgeordneter.

Aber er blieb dem Grundsatz seiner Eltern, dem Geist der Einfachheit und Unabhängigkeit von der Welt und ihrer Gunst treu.

Suse stand ihm in allem seinen Streben und Wirken treulich zur Seite und beide erzogen die blühende Schar ihrer Kinder in dem echt deutschen Geist der Arbeitstüchtigkeit, Pflichttreue und Schlichtheit der Lebensgewohnheiten, welche die vornehmsten Eigenschaften aller Großen unserer Nation gewesen sind.

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zaungäste.

Im Städtchen sind Gaukler, und groß und klein
Stellt sich zum Schauen und Lachen ein.
Die Väter der Stadt, die Honoratioren,
Sitzen auf rotbehang'nen Emporen;
Unter ihnen, nach Neigung und Wahl,
Reiht sich plaudernd der Bürger Zahl,
Während hoch oben mit Riesenkraft
Sitz und Stimme das Volk sich schafft.

Aber draußen, da wimmelt's nicht minder:
Hinter den Brettern steh'n Weiber und Kinder,
Junge Bursche mit schiefem Hut — —
Alle jene, die, arm an Gut,
Aber an Neugier und Schaulust reich,
Eifrig späh'n in das Feenreich!
Wo nur ein Ritzchen, ein Astloch im Zaun,
Ist auch ein Auge, um durchzuschau'n
Auf die Pferde, die Tänzer und Lichter — —
Doch, wie verschieden sind all die Gesichter,
Ist das Wesen der armen Leute,
Die — wie immer — auch Zaungast heute!

Hier: verbissene Züge und Falten;
Ingrimm in jeder Miene enthalten;
Hin und wieder ein harter Fluch
Auf die Reichen im feinen Tuch,
Auf die Schlemmer, die sich nicht schämen,
Drinnen die besten Plätze zu nehmen!

Und dann welche, die puffen und stoßen,
Schelten die Kinder, und treten die Großen
Schieben und drängen sich frech hervor,
Bis sie endlich am Cirkusthor;
Und von dort womöglich noch weiter,
In die Nähe der Pferde und Reiter —
Keinen schonend, kein Hemmnis achtend,
Nur nach dem eigenen Vorteil trachtend!

Dort: ein sehnendes Kindergesicht — —
Ach, so schmerzlich, schwerer Verzicht
Auf die köstlichen, herrlichen Sachen,
Die sie hinter dem Zaune machen!
Nur ein winziger, schmaler Spalt
Dient als Ausguck der kleinen Gestalt;
Zitternd steht sie, auf Zehenspitzen,
Sieht es flüchtig leuchten und blitzen — —
Ach — ein Schauer durchrieselt die Glieder,
Schwere Thränen netzen die Lider.

Anders dort hinten der kecke Wicht;
Hei, wie leuchtet sein frisches Gesicht!
Platt ans Brett die Nase gedrückt,
Ist er von allem aufs höchste entzückt.
Zwar, nicht viel bekommt er zu sehn,
Nur ein flücht'ges Vorüberwehn — —
Dennoch jauchzt er und schreit wie toll:
„Mutter, Mutter, wie wundervoll!“

Und daneben, der schlichte Greis
Mit dem Pfeifchen, der lächelt leis;
Schaut hinein in das Zauberland
Durch ein Astloch der Bretterwand.
Bald indessen dreht er sich um,
Späht gelassen im Kreis herum;
Sieht ein schüchternes, junges Kind
Ferne stehn und winkt ihm geschwind:
„Hierher, Töchterchen!“ ruft er voll Witz,
„Hab' noch gerad' einen Logensitz!“

So das Treiben am Cirkus-Zaun!
Ist's im Leben wohl anders zu schaun?
Viele sitzen im ersten Rang,
Andre sind Zaungast ihr lebelang;
Grollen und hadern mit dem Geschick,
Gönnen dem Nächsten kaum einen Blick;
Härmen sich ab in Sehnsucht und Qual,
Fluchen dem Reichen viel tausendmal,
Während die Guten aus freien Stücken,
Gern und willig beiseite rücken,
Und nur wen'ge unter der Menge
Glücklich sind, trotz Drangsal und Enge,
Dankbar jubelnd wie jener Wicht
Über das winzigste Fünkchen Licht!

Fragt sich nun, wer von all den Gästen
Hinter dem Zaune steht sich am besten?

Hertl. Triepel.

Deutsche Schicksale und deutsche Zukunft.

Von **Karl Pröll**.

(Ein Nachwort zum Feste der Reichsgründung.)

Das Festgeläute und die Festreden, die an die Siege von 1870/71 erinnerten, die Gründung des neuen Reiches feierten, sind verstummt. Wir haben das zweite Vierteljahrhundert unserer Reichsgeschichte, unseres „nationalen Staatslebens aus eigener Kraft" begonnen. Die Pflicht, dauernde Ziele und mögliche Wandlungen im Auge zu behalten, die Werktagsarbeit für die nächste Zukunft ernstlich in Angriff zu nehmen, ist das ererbte Recht, das wir aus den Großthaten der Väter ableiten dürfen.

Nur die Kraft verbürgt den nationalen Besitz, nur angespannter Wille unsere Weltstellung. Der andere Staat, das andere Volk, mögen sie gegenwärtig mit uns verbündet sein oder langsam zum Schlag gegen uns ausholen, wollen dabei nur stets die eigensten Interessen bethätigen, keineswegs uns zu Gefallen leben. Das ist der Maßstab auch für alle Beziehungen, die das Deutsche Reich einzugehen und zu pflegen hat. Was diesen Maßstab nicht verträgt, enthüllt Schwäche, innere Unwahrheit und führt zur politischen Erniedrigung. „Stehe auf und gehe" sprach 1870 die Vorsehung zum deutschen Volke. Und 1896 ruft sie: „Bleibe wach und gerüstet, denn Deine Feinde sind geschäftig!" Es wäre voreilig, sich in unbedingtem Vertrauen zum Quell des Friedens niederzubeugen, wie einst der arglose Siegfried, indes der grimme Hagen bereits den tödlichen Speer bereit hält.

Wir haben jüngst erst erfahren, wie die lauwarme Lippenfreundschaft der Engländer plötzlich in wüste Hassesworte umschlug, weil wir den frevlen Beutezug nach dem Transvaal nicht guthießen. Dasselbe werden wir erleben, sobald wir die Slawisierung Österreichs und die Unterdrückung der dortigen Deutschen offen als eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Gesamtvolkes und unseres Nationalreiches erklären. Allein es ist besser, daß wir diese Gefahr beschwören, bevor sie unabwendbar geworden, denn wie bisher den gleichgültigen Zuschauer zu spielen. Die Auseinandersetzung mit der österreichischen Hofpolitik, die 1866 eröffnet worden, durch das Bündnis von 1879 in scheinbaren Gleichgewichts-Zustand geriet, darf nur dann für beendet angesehen werden, wenn nicht mehr an den historischen Rechten unserer Stammesgenossen in den deutschen Vorländern gerüttelt wird. Gegenwärtig ist man entfernter davon als je, wie die Vorgänge im böhmischen Landtage und die Erledigung der Cillier Schulfrage beweisen.

Im Jahre 1866 spielten sich noch deutsche Bruderkämpfe ab. Unmittelbar nach der französischen Kriegserklärung im Sommer 1870 kam es zum lebhaften Stimmenstreite in den bayerischen Kammern, ob die Kräfte des ganzen deutschen Volkes wider den Friedensbrecher aufgeboten werden sollen. Das sind heute völlig überwundene, kaum mehr verständliche Zustände. Wie zwei brausende Bergströme gegeneinander stürzen und sich schließlich doch vereinigen müssen, weil es für sie nur ein mögliches Thalbett giebt: so sind Norddeutsche und Süddeutsche zu einem mächtig dahinfließenden Nationalgewässer geworden, in dem sich des Reiches Flagge stolz spiegelt. Suchen wir durch unablässige Arbeit die Schiffbarmachung der nationalen Idee zu beschleunigen! Jetzt lagern dichte Nebel über dem Deutschtum in Österreich-Ungarn, im Baltenlande und anderwärts, welche die Aussicht versperren, die Hilferufe unhörbar machen. Jetzt sperren noch Klippen und Riffe das gemeinsame Strombett alldeutschen Geschichts- und Kulturlebens. Allein eine unerbittliche Notwendigkeit wird uns zwingen, diese Klippen zu sprengen. Wenn wieder einmal ein rauher Wind durch Europa weht, müssen auch die Nebel zerflattern. Die getrennten deutschen Brüder, die in ihrer Eigenart bedroht sind und das Schwerste erduldet haben, erkennen wir dann als die tapfer ausharrenden Vorposten der Machtstellung des Reiches, die nie und nimmer geopfert werden dürfen.

Wer, wie ich, die unbedingte Zuversicht zur historischen Entwicklung des nationalen Geistes in sich trägt, kann, trotz der heutigen Kümmernis, eine solche Lösung und Erlösung still abwarten. Es giebt angestammte Pflichten, deren man nicht ledig wird, wenn man selbst, aus Klügelei oder aus Säumigkeit, auf die augenblickliche Erfüllung derselben verzichtet. Erfassen wir die Gegenwart, ertragen wir das Unfertige und Unbefriedigende, das in ihr liegt, und bauen wir mutig weiter an einer größeren Zukunft des deutschen Volkes, unseres Heimvolkes. Der Trinkspruch Kaiser Wilhelms bei der Festtafel am 18. Januar beweist, daß der Schirmer des Deutschen Reiches einen Hauch des alldeutschen Geistes verspürt hat. Die Hauptstellen dieses markigen Spruches seien nochmals in das Gedächtnis gerufen. Der Kaiser sagte u. a.:

„Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. . . . An Sie, Meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich fest an unser heimisches zu gliedern. Das Gelöbnis, das Ich heute vor Ihnen ablegte, es kann nur Wahrheit werden, wenn Ihre, von einheitlichem patriotischem Geiste beseelte, vollste Unterstützung Mir zu teil wird. Mit diesem Wunsche, daß Sie in vollster Einigkeit Mir helfen werden, Meine Pflicht nicht nur Meinen engeren Landsleuten, sondern auch den vielen Tausenden von Landsleuten im Auslande gegenüber zu erfüllen, das heißt, daß Ich sie schützen kann, wenn Ich muß; mit der Mahnung, die an uns Alle geht: ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen,' — erhebe ich Mein Glas auf unser geliebtes deutsches Vaterland und rufe: Das Deutsche Reich hoch!"

Dieser Heimgruß an alle Deutschen verheißt auch die nationale Heimkehr derjenigen unter ihnen, die durch widrige Zufälle von uns abgetrennt wurden. Es gilt, die Verheißung in Erfüllung umzuwandeln. Erziehen wir die Jugend in nationaler Gesinnung und zur opfermutigen Thatbereitschaft für das Reich und für das gesamte deutsche Vaterland! Diese deutsche Jugend bildet ja den Fels, auf dem die „Kirche des nationalen Geistes" erbaut werden muß, die niemals überwältigt werden kann. Der Internationalismus im Erwerbsleben und in der Kunst, der sich heute übermäßig breit macht, und der Internationalismus der Sozialdemokratie, der einem besonnenen deutschen Staatssozialismus ausweicht, zerschellen dann an dem Vaterlandsglauben. Weiter wandelt das Völkergeschick, über die Phantome des kurzen Ichlebens, über den Streit der Parteien und Interessen hinweg. Nur was zum Thatinhalt, zur nationalen Kultur-Errungenschaft eines Menschenalters geworden, bringt auf nie ermüdenden Schwingen in die

Zukunft. Wehe dem Volke, wehe dem Einzelnen, die nicht etwas Unverlierbares, Unzerstörbares in sich verspüren!

Ich hege das Vertrauen, daß mein Volk sein altes deutsches Herz, sein fröhlich-tapferes, im „Harren und im Sieg bewußtes und festes" Herz nicht verloren habe. Mögen die Federn des Fraktionskampfes wirr herumstieben, der Interessen-Haber sich noch so erbittert gestalten: einen gesicherten Friedens- und Kriegsschatz bietet uns doch die staatliche Zusammenfassung der Kräfte der Nation in dem Volksheim, nach dem unsere Väter und Vorväter einst vergebens gerungen. — Den Burschenschaftern gab vor einem halben Jahre Fürst Bismarck das Geleitwort: „Ich sage nicht, daß unsere nationalen Zustände ideal sind. Doch haben wir wenigstens die Stellung, die Mittel erreicht, sie unserem Ideal näher zu bringen und ein nationales Leben zu führen, das des Lebens wert ist." Freilich trifft das nur bei den im Reiche vereinigten deutschen Stämmen zu. Die Stunde wird kommen, in der wir Bismarcks Ausspruch als eine für alle Deutschen gültige Wahrheit werden verkünden dürfen.

Das ist kein leichtfertiger Optimismus. Ich habe nie die Fehler des deutschen Volkes, die Versündigungen unserer Parteien zu überkleistern gesucht. Aber der Trost ist nicht eitel, daß trotzdem die Deutschen hinter keiner civilisierten Völkerschaft zurückstehen in idealer Triebkraft, in dem Streben nach Kulturförderung, politischer Läuterung und Besserung der inneren Zustände. Der echte Deutsche fällt leichter einem gewissen Pessimismus anheim, der jedoch gesunder Art ist. Denn dieser will die Reformlust anspornen, der edlen Gesinnung und der realpolitischen Vernunft zugleich zum Durchbruch verhelfen. Vor allem verzweifelt er nie an dem Vaterlande, mahnt zur hingebenden Liebe auch für das letzte, fernste und verkümmertste Glied unseres Volkes. Er bewahrt die nationale Treue bei den schwersten Schicksalsprüfungen. Und darum vermag er in weihevollen Stunden sich zu neuer Zuversicht aufzuschwingen.

Erinnerungsfeste, wie jene der Siege von 1870/71, der Kaiserproklamation in Versailles, des Frankfurter Friedens, der uns das geraubte Elsaß-Lothringen für immer zurückgab, sollten allen Parteien und jedem Deutschen im Reiche Anlaß zur politischen Gewissenserforschung geben. Die Frage erwacht: Was habe ich zum Wohl des Vaterlandes, der Nation gethan und was versäumt? Es genügt nicht allein, den berechtigten Nationalstolz zu schmücken, man muß auch untersuchen, ob dieser nicht verborgene Wunden hat, die geheilt werden müssen, bevor sie zu schwären beginnen und den ganzen Volkskörper vergiften. Das Schicksalslied der deutschen Nation verkündete schmerzliche Klagen, unermessene Sehnsucht staatsverwaister Generationen, deren Dasein sich in trüben, traurigen Dämmerungen weiterspann. Erst im letzten Teile erhob es sich zu markigen und freudigen Accorden, erlangte triumphierenden Rhythmus. Neben den Bildern opfermutiger Thaten verzeichnet die deutsche Geschichte auch viele Schandthaten nationaler Untreue und des Verrates an Stammesgenossen. Noch ist nicht alles gesühnt, was verbrochen, noch nicht jedes Unheil ausgemerzt. Wenn die Arndtsche Weise an unser Ohr klingt: „Das ganze Deutschland soll es sein!": dann mutet sie die Einen bereits fremd an, während Diejenigen, welche historisches Gedächtnis besitzen, leise Regungen der Gewissensqual empfinden. Sie wenden dann scheu die Blicke weg von den bedrängten Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen. Nicht das gesamte deutsche Volk tritt uns als staatsmündig entgegen, von der nationalen Einheit sind Stämme ausgeschlossen, welche einst den kaiserlichen Schild trugen, unser natürlicher Herrschaftsbereich erscheint in unverantwortlicher Weise eingeengt.

Während man im Reiche freudig die Silberhochzeit der Kaiserproklamation beging, durfte eine polnische Regierung in Österreich jede Sympathieäußerung der dortigen Deutschen verhindern, verhindern durch Anwendung kleinlichster Verwaltungs-Praktiken. Dieser polnische Streich gemahnt an die Grüße der Feuerschlünde vom Mont Valerien in der Stunde, in der der greise Heerkönig Wilhelm I. zu Versailles den Wünschen des deutschen Volkes und der deutschen Fürsten entsprach und in Gegenwart seiner Paladine die Kaiserwürde annahm. Die deutsche Gesinnung ist in Österreich nach wie vor geächtet, obschon seit 19 Jahren das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich besteht, das die Hauptstütze des letzteren bei inneren Umgestaltungsprozessen bildet. Das neue Deutschland hat die Zusage erfüllt, ein „zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens zu sein". Die österreichische Hofpolitik hat diese Bürgschaft zur Untergrabung des Deutschtums in ihrem „Staate der Unwahrscheinlichkeiten und Zweideutigkeiten" verwertet. Der abermalige staatsrechtliche Einbruch der Jungczechen in den deutschen Rechtsbesitz, der von der Prager Landtagsstube seinen Ausgang nimmt, erfolgt ohne jeden Widerspruch, d. i. unter stiller Gewährung der Regierung. Die österreichischen Slawen verfahren im Stile der Reunionskriege Ludwigs XIV., räubern sich Land und Leute zusammen, drängen die deutschen Sprachgrenzen zurück. Und wie einst das römische Reich deutscher Nation sehen wir dieser Zerstörung und Verheerung gleichgültig zu, freuen uns des bewahrten Reichsfriedens und des noch nicht zur Feuerprobe gelangten Dreibundes. Ja, die Fanatiker der nationalen Teilnahmlosigkeit denken vielleicht: Wenn Österreich seine Deutschen nicht mehr behagen, mag es sie aufzehren und ein gesättigtes Slawenreich und Magyarenreich werden.

Ich bin dagegen der Meinung, daß die nächsten 25 Jahre reichsdeutscher Geschichte und deutscher Politik nicht in einem Trägheitszustande verharren dürfen, dem in dieser Periode die deutschen Vorländer im Süden und Südosten zum Opfer fallen müßten. Wenn wir die bedrängten Stammesbrüder jenseits der Reichsgrenzen losgeworden sind, dann beginnt die schlimmste Bedrängnis für unser nationales Staatswesen, das durch diese Preisgebung auch moralisch eingeschrumpft sein wird. Die Kämpfe mit geistigen Waffen und die Kämpfe mit Handwaffen wechseln im historischen Verlaufe untereinander ab, und die ersteren sind meist die wichtigeren, weil sie kommende Entscheidungen vorbereiten. Sie prägen auch den Charakter einer Nation aus und mobilisieren den Willen der Volksmassen, denen sie das Banner des nationalen Idealismus vorantragen, das nie durch Staub und Motten zerfressen werden möge.

Entsinnen wir uns, daß deutschen Großthaten fast immer deutsche Träume vorangegangen sind, die von den Klüglern, den Strebern des Tages und den zagen Gemütern höhnisch oder mitleidig belächelt wurden. Lasset uns also vorläufig wenigstens träumen, daß einst die deutsche Fahne über allen Deutschen wehen wird. Und raffen wir uns zu der emsigen, unentwegten Arbeit auf, die Fäden zu ziehen und das Gewebe herzustellen für diese größere deutsche Fahne. Dafür wirken ja in bescheidener Weise schon die deutschen Schutz-

vereine im Reiche, wie der „Allgemeine deutsche Schulverein", der „Alldeutsche Verband" u. s. w. Diese schweigsame Thätigkeit wird freilich im Tageslärm überhört und übersehen. Sie gehorcht dem Grundsatze: Durch Nacht zum Licht — für alle Stammesbrüder deutscher Zunge. Viele gehen vorüber, Einige entschließen sich, teilzunehmen an dem undankbaren Geschäfte, deutsche Freiheit und Einheit weiter auszudehnen, nicht nur den Spielraum der bisherigen Errungenschaften für das eigene Interesse auszunutzen. Diese Scharen, welche vor dem Kreuzzug nach dem heiligen Lande der alldeutschen Erlösung nicht zurückschrecken, diese Ordensritter des Deutschtums werden einmal vielleicht größere Wertschätzung finden als heute. Das, was sich öffentliche Meinung nennt, die von Zufallsinteressen gegängelte und ihr Lesepublikum ebenso willkürlich gängelnde Presse dürfte dann gar nicht eingestehen, daß sie sich heute gewöhnlich kalt und gleichgültig gegenüber markanten Bestrebungen zeigt, die aus dem tiefsten Grunde des nationalen Idealismus schöpfen. Könnte dieser Idealismus in das wirre Getriebe unserer absterbenden politischen Parteien Eingang finden, er wäre noch imstande, deren Gesundung herbeizuführen. Er würde auch dem deutschen Bürgertum die allein zulänglichen Waffen wider die Sozialdemokratie und deren nationslose, uferlose Utopien in die Hand drücken. Aber die Parteien wollen nicht genesen und unsere gebildeten Klassen haben ihre Seelen größtenteils dem krassen Materialismus, dem Eintagserfolg und Eintagsgenuß verschrieben. Die Zeit wird ihres Amtes walten und die begonnene Verwitterung zu Ende führen, bis zur Auflösung jener Gebilde, welche den großen Aufgaben der Zukunft nicht mehr genügen können und wollen. Dann kommt die größere Nationalpartei endlich an die Reihe.

Wann das geschehen wird, vermag ich freilich nicht zu prophezeien, allein diese Umwandlung geschieht zweifellos. Sie ist bedingt durch die Natur der geschichtlichen Fortentwicklung. Dieser Ausblick in die deutsche Zukunft ist mir gewährt, obschon mir die Instrumente zum Messen und Wägen der Volksstimmungen mangeln, die eintreten sollen und eintreten werden. Nicht umsonst wird das deutsche Volk ein Vierteljahrhundert Wehrbereitschaft geübt haben und noch manches Jahr üben. Diese lebendige Kraft findet einst ein greifbares Ziel, wird hoffentlich noch zur Anwendung kommen, bevor der letzte Vorlands-Deutsche durch Slawen und Magyaren erdrückt worden ist. Selig das Geschlecht, das nicht windverwehten Worten sein Sehnen anzuvertrauen braucht, sondern mit dem Eisen sein Recht fordern darf, sage ich im Anschluß an einen ähnlichen Kampfruf des deutsch-österreichischen Dichters Nikolaus Lenau*). Das neue Jahr mehre diese Ordensritter des Deutschtums!

*) „Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Ist glückselig dann zu preisen,
Wenn er vor sich seinen Feind hat,
Draufzuschlagen mit dem Eisen.

Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen,
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Das zweite Gesicht.

Von **Gustav Krüger**.

Ich ruhte am nordischen Meeresstrand
Im Dünensand;
Mit schwankem Borde
Zog heim manch Boot zum stillen Fjorde.
Die Sonne sank;
Gewaltige Wolkenschatten
Flogen die Watten
Entlang;
Und wie sie schwanden,
Die kalten
Schattengestalten,
So schwand mir Düne und Wasser
Und Himmel und See. — —
Was schrickst Du, Du blasser
Geselle? — O weh!
Den Friedhof der Heimat erblick' ich
Mit bröcklichter Mauer,
Viel Menschen in Trauer,
Und vor den weinenden Reih'n
Einen Totenschrein,
Mit Kränzen voll Duft;
Und dort eine frisch geöffnete Gruft;
Den Priester, das heilige Buch in der Hand,
Am Grabesrand. —
O weh, sie senken es ein,
Mein Mütterlein! — — —
Es gurgeln die Wogen zur Düne empor:
„Du Thor,
Was träumst Du mit offenem Blick!"
Zurück,
Ihr Bilder! Du blühender Flieder,
Was nickst du hernieder!
Auch ihr seid, Cypressen,
Vergessen! —
Doch wo ich ging, und wo ich stand,
Zum Heimatland
Zog mich ein unbeschreiblich Ahnen,
Ein traurig Mahnen:
Zieh fort, zieh hin, zieh heimatwärts,
Es sehnt sich dort Dein Mutterherz! —
Fort ging's mit rauchenden Kolossen
Unverdrossen,
Mit Segeln und mit scharfen Kielen,
Ohn' Ermüden
Gen Süden.
Und endlich war ich da mit meiner Sehnsuchtsqual
Im lieben Heimatsthal.
Die Sonne sank;
Da tönte ferner Glockenklang
Das Thal entlang,
So lang, — so bang. — —
An grauer
Friedhofsmauer,
Dort sank ich um, und blühender Flieder
Nickte hernieder;
Und vor mir stand ein Leichenzug;
Es trug
Der Priester das heilige Buch in der Hand,

Und alles weinte am Grabesrand;
Daneben stand ein Totenschrein,
Drin schlief mein treues Mütterlein. — —
Was weinst Du, Du blasser, Du fremder Geselle; —
Es rief Dich zur Stelle
Ihr letztes Gebet —
Zu spät.

Kritisches über Tageskritik.*)

Es ist eine mehr als alltägliche Erscheinung, daß sich die Kritiken der Presse über Kunstleistungen, auf welchem Gebiete sie auch auftreten mögen, vollständig widersprechen. Diese Widersprüche, die bei dem Laien nur zu leicht den Glauben an die Parteilichkeit der einen oder der andern Meinung oder gar an die Wertlosigkeit aller erwecken und zu rechtfertigen scheinen, verdanken ihren Ursprung den verschiedensten Ursachen. Abgesehen von der völligen Unberufenheit dessen, der als Kritiker auftritt, einer leider nicht seltenen Erscheinung, entstammen diese Widersprüche — um auch von persönlichen Voreingenommenheiten zu schweigen — der Verschiedenheit des Geschmackes, über den nun einmal nicht zu disputieren ist, der Verschiedenheit der künstlerischen Grundanschauungen und im besonderen noch der Verschiedenheit der Auffassungen von dem Zwecke der Kritik. Aus allen diesen Ursachen heraus entsteht in der Kritik nach der Richtung, wie nach dem Grad der Milde oder Schärfe ein so vielgestaltiger Wirrwarr, daß, wer in ihm einen Weg zu finden sucht, ohne selbst persönlich das Kritikeramt auszuüben, geradezu verraten und verkauft sein würde. Preist der eine dies oder jenes Bild an als ein Zeugnis hohen Könnens und vornehmer Gesinnung, so verurteilt es der andere als Machwerk der Stümperei und niedriger Auffassung in Grund und Boden, und beide geben ihrer wohlüberlegten, von allen Vorurteilen nach Menschenvermögen losgeschälten Meinung ehrlichen Ausdruck. Es kommt also darauf hinaus, daß die Kritik nur für den von Wert ist, der selbst das Zeug in sich hat, das kritisch Ausgesprochene zu kritisieren und seiner Berechtigung nachzugehen, und daß schließlich die Kritik nur die Bedeutung hat, eine andere zur Bestätigung oder zur Verneinung herauszufordern. In diesem Sinne wäre denn geradezu das, was die Kritik erst in ihrem Werte zu schädigen schien, das Hin und Her der Widersprüche, für den Kunstfreund von vorteilhafter Wirkung, indem es ihn veranlaßt, nach allen Seiten hin das kritisierte Kunstwerk zu prüfen und sich selbst ein Urteil zu bilden, wie etwa ein Politiker durch die Kenntnisnahme von sich widersprechenden Ansichten sich ein Urteil zu bilden bemüht ist.

In der That erscheint uns nichts lächerlicher, als die Forderung einer einmütigen Kritik. Im Gegenteil dünkt uns: je widerspruchsvoller, desto besser, je mehr Kampf, desto mehr Leben. Die Harmonien der Kritik wirken einschläfernd, ihre Dissonanzen regen an und fördern das Kunstleben bei Schaffenden und Empfangenden. Es kann nimmermehr Aufgabe der Kritik sein, sie wollte sich denn eine Gottschedische Tyrannei anmaßen, das Urteil zu diktieren, wie ein Gesetz, jenseits dessen es nur Unverstand und Vergehung giebt, so sehr auch den einzelnen Kritiker das begreifliche Verlangen beseelen mag, seiner Meinung Anhänger zu gewinnen. Eine objektive Kritik giebt es nicht, es giebt keine allein gültige Kunstmeinung; auch ist es nicht Aufgabe der Kunst, Meinungen zu erwecken, sondern Genuß im edlen Sinne des Wortes zu schaffen. Mit dem kalten Urteil ist dem Künstler nicht gedient; er wünscht den Ausdruck der Empfindung, des Gedankens, die er in ein Werk gelegt hat, in dem Echo der Genießenden wieder zu hören. Diesen Gefühlseindruck vermag keine Kritik pro et contra wegzuwischen; sie ist ohnmächtig gegen den Menschen, der zum Menschen spricht, und mag sie an Form und Inhalt noch so viel auszusetzen haben. Leider ist unser deutsches Publikum von der Kritik noch sehr abhängig, statt, wenn nicht über ihr, so doch wenigstens neben ihr zu stehen. Das Bedürfnis der Menge nach Autoritäten schafft Autoritäten und setzt sie zuweilen auch wieder ab, ohne für die eine oder die andere Bezeigung ihres Willens ausschlaggebende Gründe zu haben. Wie in der Politik leider noch immer die Mehrheit nach oben schaut und bald Parteiführer begehrt, bald eine führende Regierung, nur um des eigenen Nachdenkens überhoben zu sein und der eigenen Verantwortung, so auch in Sachen der schönen freien Künste, wo doch ein jeder berufen ist, selbst Priester zu sein. Freilich ist eine Arbeitsteilung wohl oder übel notwendig, und man braucht auch Kunstpriester, aber sicher doch nicht Kunsttyrannen. Wie die englische Presse — darin von der deutschen wesentlich unterschieden und sie überragend — weit weniger bemüht ist, Parteidoktrinen zu lehren, was sich der selbständige Brite nicht lange gefallen läßt, sondern durch umfassende und vielseitige Berichterstattung und durch weitgehende Berücksichtigung von Stimmen aus dem Leserkreise zur eigenen Beurteilung der öffentlichen Fragen anzuregen, so sollte die Kritik auch darauf ausgehen, nicht zu bevormunden, sondern das in dem Kopfe der Leser ruhende eigene Urteilsvermögen frei zu machen, zur Bethätigung anzustacheln und mit ihren eigenen Urteilen und Gründen eine ganze Schlachtlinie von Gegenurteilen und Gegengründen in Bewegung zu setzen. Die Kritik sollte weit weniger zur Ersparung der eigenen Arbeit der Leser beizutragen bemüht sein, als dazu, das Interesse aufzurütteln. Auf diesem Gebiete winkt ihre dankbarste Aufgabe. Nicht so sehr als Bildnerin des Geschmackes soll sie dienen, denn als Anreiz, ihn selbst zu üben. An einem blinden Beifall kann ihr so wenig liegen, wie der Kunst; beide sind individuell und wollen von Individuen begrüßt werden.

Man braucht nur auf die verschiedenen Methoden der Kritik einzugehen, um zu erkennen, daß ein auch nur annähernd gleiches Endergebnis der Untersuchung ausgeschlossen ist. Die eine Methode berücksichtigt mehr die Form der Kunstwerke, die andere mehr den Inhalt. Diese weist an einem Bilde nach, daß ein Gegenstand einer künstlerischen Behandlung nicht würdig, zu ihm nicht geeignet sei, und sie klagt über den Verfall des Geschmackes, daß man eine giftgrüne Wintersaat mit winterdürren Bäumen schön finden könne, die andere fragt gar nicht nach dem Gegenstande und betrachtet oder tadelt die Mache. Eine andere Methode der Kritik verfährt historisch, sie weist nach, daß ähnliche Kunstbestrebungen schon Anno dazumal lebendig gewesen seien,

*) Aus dem „Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius Vierteljährlich 2,50 Mk. Verlag von D. W. Callwey, München. Wir machen unsere Leser auf die Zeitschrift, deren Verdienste wir schon so oft gewürdigt haben, wieder aufmerksam. Da sie Achtung hat vor allem Großen der Vergangenheit, ohne das Neue, Aufstrebende einfach zu verwerfen, ist sie zur Bildung des Geschmacks besonders geeignet. O. v. L.

freut sich, ein Abhängigkeitsverhältnis des Künstlers von einem andern oder von einer Schule nachweisen zu können, wobei es nicht einmal zu bestehen braucht, und findet ihren höchsten Triumph darin, den Verschlingungen zwischen Altem und Neuem nachzugehen. Eine andere Methode der Kritik wieder fußt auf irgend einer Lehre von dem Schönen, eine andere auf den oder jenen Grundsätzen der Moral oder gar der Politik. Wieder eine andere verfährt rein analytisch, sucht sich in die Persönlichkeit des Künstlers hineinzudenken, ihm nachzufühlen; sie fragt, was hat ihn angeregt, was wollte er, wie wollte er's, wie ist es ihm gelungen, konnte es ihm gelingen und was der Fragen noch mehr sind. Abermals eine andere kritische Methode vereinigt mehrere der genannten Methoden und kommt natürlich zu einem vielseitigeren Ergebnis. In den meisten Fällen aber herrscht eine Einzel-Methode vor. Je nach dem Punkte, von dem man ausgeht, gelangt man zu verschiedenen Endpunkten. Nun läßt sich wohl eine ideale Methode der Kritik denken, die allen Anforderungen bis auf die der Unpersönlichkeit genügte, die das Kunstwerk allseitig vom geschichtlichen, vom ästhetischen, vom stofflichen und formellen, vom persönlichen und vom Gesichtspunkte des Einzelwerkes erfaßte. Aber solcher Kritiker giebt es nur wenige; universale Geister sind selten und die in der öffentlichen Meinung — man muß sagen, leider — am unmittelbarsten und stärksten einwirkende Kritik, die des Tages und der Presse, hat zu wenig Atem, um eine universelle Methode einschlagen zu können. Sie mag es beginnen, wie sie will; kaum jemals wird sie in die Lage kommen, restlos zu sagen, was sie vielleicht sagen könnte. Immer fast wird eine Stelle bleiben, die sie nicht berührt, und an dieser setzt der Künstler ein, wenn er von Unbilligkeit, mangelndem Verständnis, ja Oberflächlichkeit spricht. Das Maß erscheint ihm stets zu kurz. Da das bei der Tageskritik so lange so bleiben wird, wie sie eben Tageskritik ist, ist die Verschiedenheit des Urteils zwischen diesen und jenen Kritikern eine Wohlthat, eine Notwendigkeit, sollen Kunst und Publikum nicht zu kurz kommen.

So beklagenswert sind also die Dissonanzen der in die breite Öffentlichkeit dringenden Kunsturteile nicht; sie müssen nur als solche empfunden und demgemäß von dem Publikum korrigiert werden. Leider geschieht dies nicht in dem Maße, in dem es geschehen sollte. Das Publikum ist in weiten Schichten bequem. Es erspart sich durch das Lesen der Recension nicht nur die Anstrengung des eigenen Urteils, sondern oft auch die eigene Anschauung. Ihm ist die Recension eine Photographie, ein Surrogat für die Kunst selbst, und wo die Kritik diese Rolle spielt, fängt sie an, gefährlich zu werden. Unsere Presse arbeitet so schnell, daß der Leser schon nach dem Frühstücke am Morgen nach der Erstaufführung mitsprechen kann, und erleichtert so das fade Kunstgespräch, das unsere Salons so unerträglich macht. Sie verbreitet eine traurige Halbbildung, ein ödes Halbunterrichtetsein und wirkt, so ausgenutzt, geradezu kunstschädlich. Den Urteilsschwachen aber, den das Surrogat nicht befriedigt, der das Original sucht, bevormundet diese Tageskritik nur zu leicht. Hier liegt das Moment, das die Kritik dem Künstler fürchterlich macht; sie stellt sich zwischen ihn und das Publikum, bald als Brücke, bald als Kluft, je nach dem, und nicht so sehr die Kritik an sich als ihre mögliche, beabsichtigte oder unbeabsichtigte Nebenwirkung wird gefürchtet. Der besonnene Kritiker fürchtet diese ungewollten Wirkungen vielleicht nicht minder selbst, als der Künstler, wenn auch die Motive der Furcht verschieden sein mögen. Beide müssen wünschen, daß das Publikum hingehe und selbst urteile, der eine um sein Werk, der andere um sein Urteil zur Anerkennung zu bringen.

Um diese durchaus nicht im Sinne der Kritik liegenden Nebenwirkungen nach Möglichkeit zu verhindern, wäre es, abgesehen von einer organischen Gestaltung der Kritik im Geiste der Anregung, der Anstachelung des Interesses für das Kunstwerk, wohl sehr zu wünschen, wenn der thörichte Wunsch nach Schnellarbeit gegenüber der Kritik nicht so nachdrücklich ausgesprochen würde. Das Publikum, das von der Presse am Morgen nach der Vorstellung oder am Tage der Eröffnung einer Kunstausstellung schon Urteile fordert, fordert entweder zu wenig oder zu viel; es setzt den Kritiker entweder zum Reporter herab oder es fordert mehr, als er im Augenblicke zu geben vermag. Dieses Publikum schadet sich selbst; es raubt sich die Unbefangenheit gegenüber einem Kunstwerke und schadet damit auch dem Künstler. Nur in wenigen Blättern besteht der Brauch, dem Kritiker Zeit zu gönnen, eine Zeit, von der alle drei Teile, Künstler, Recensent und Publikum, nur gewinnen können. Noch seltener geschieht es, daß ein Recensent wagt, sich später zu korrigieren; er und seine Leser stehen unter dem Banne des gedruckten Wortes und eine Korrektur post festum schadet dem „Ansehen", statt den Ruf der Gründlichkeit einzutragen und der Gewissenhaftigkeit. Einige Fortschritte unserer schnelllebenden Zeit sind eben, genau gesehen, Rückschritte. Ein solcher ist ein großer Teil unseres Preßwesens in eminentem Sinne. Da aber ein Zurückschrauben auf diesem Gebiete unwahrscheinlich ist — es müßte denn einmal eine Zeitungsmüdigkeit eintreten, der so und so viele Blätter zum Opfer fielen — scheint ein Heil von der ernst zu nehmenden Tageskritik — denn von der anderen kann keines erwartet werden — nur dann zu erhoffen, wenn die Leser sie nicht überschätzen und sie nur als Gradmesser des eigenen Urteiles und als Herausforderung zum geistigen Zweikampf betrachten. Mehr kann und will eine ernste Tageskritik gar nicht beanspruchen.

Neben dieser relativen Aufgabe der Geschmacksanregung kommt der Tageskritik noch eine andere zu, die sie natürlich auch nur relativ lösen kann. Sie soll gewissermaßen die Schwinge sein, mit der das Samenkorn von der Spreu gesondert wird. Sie soll auf dem Acker der Kunst den Blumen Luft machen und das Unkraut roden. Gewiß kann sie auch hier irren und manches Samenkörnlein mit der Spreu hinauswerfen. Immerhin vermag sie hier bei etlicher Sorgfalt Wohlthaten zu wirken. Der Kunstmarkt leidet an Überproduktion, aber nur in Pofelware. Es ist geradezu entsetzlich, was unsere industrielle und schreibselige Zeit leistet. Ich weiß nicht, ob es auch schon früher Verleger gegeben hat, die mit Dilettanten, für deren Werke sie keinen Heller geben würden, ihre Geschäfte machen; ich glaube, in der Hauptsache sind sie eine Geburt des fin de siècle. Die Zahl solcher künstlich gemachten Litteraturwerke ist nicht zu unterschätzen. Sie überschwemmen den Markt und drücken ihn, so leicht an Gewicht sie einzeln sein mögen, durch ihre Masse. Auf anderem Gebiete des Dilettantismus ist es vielleicht nicht so schlimm bestellt, aber es fehlt auch nicht an Komponisten, an Malern von ihres Geldbeutels Gnaden. Das ist nur eine kleine Schar derer, denen die kritische Rodehacke gebührt. Zu ihnen hat sich die ganze Schar der Fabrikanten zu gesellen, die Zahl der Größen aus leidiger

Überlieferung, der Sensationshelden und aller unehrlichen Künstler. Sieht man aber genau zu, so wird man finden, daß die größte Zahl solcher falscher Größen von niemand gemacht ist, als von der Presse, wir wollen nicht sagen, von der Tageskritik. Diese hält wenigstens zum großen Teile dieses Handwerk unter ihrer Würde. Sie fördert es aber negativ, indem sie es duldet, indem sie der Reklame, dem Waschzettel Raum vergönnt, ohne sie als solche zu kennzeichnen. Selbst in sogenannten großen Blättern greift dieser Reklameschwindel immer mehr und mehr um sich. Es wäre geradezu ein Verdienst, die Blätter, die sich so wegwerfen, namhaft zu machen, zur Warnung des Publikums, mit dessen Vertrauen hier ein arger Mißbrauch getrieben wird. Freilich, diese Auguren der Presse, der modernen Weltmacht, schweigen sich aus und lächeln nur, wenn sie sich begegnen. Wenn hier Wandel geschaffen würde, könnte die Tageskritik der echten Kunst große Dienste leisten. Sie hat das Mittel des Schweigens und das des Urteilens, sie kann blitzen und donnern oder dichte Nebel ausbreiten. Einem echten Kunstwerke aber kann sie weder durch Gewitter noch durch Wolken das Leben nehmen. Das ist der Humor der Sache.

Da wir nun einmal im Zuge sind, uns mit der Tageskritik auszusprechen, so sei endlich noch einer ihrer modernen Krankheiten gedacht, der Sucht nach Entdeckungen des großen kommenden Mannes. Es ist das eine Sucht, namentlich der Theaterrecensenten. Wie manchen haben sie nicht schon auf den Schild gehoben, um ihn nachher mehr oder weniger unsanft wieder auf den Boden zu setzen! Wie viele Größen haben sie in seherischer Ahnung der Zukunft nicht gemacht, um ihnen damit mehr zu schaden als zu nützen! Wie viele falsche Erwartungen haben sie geweckt, wie viele Enttäuschungen sich und anderen bereitet! Ich fürchte, der Mann der Zukunft, wenn es einen giebt, wird nicht von der Tageskritik gemacht werden; er wird eines Tages, wenn er kommt, da sein, und die Tageskritik wird ihn erst merken, wenn es zum Entdecken zu spät ist. Es ist mir, als hätte sich dieses Schauspiel schon ein oder mehrere Male ereignet. Wenigstens ist man jetzt gegen Entdeckungen der Tageskritik mißtrauisch geworden, und das sollte zur Vorsicht mahnen. Es liegt in dieser „Kreierung" von Größen im Grunde weiter nichts als eine Selbstüberschätzung derer von der Tageskritik, mit der sie sich selbst und ihrer Wirkung nur schaden kann. Die Tageskritik sei, was sie sein kann — der ehrliche Ausdruck einer persönlichen Meinung! Dann wird sie, richtig als solche verstanden, verhältnismäßig am meisten Nutzen und am wenigsten Schaden stiften.

Leonh. Lier.

Ohne Worte.

Ich will Dich nicht mit Fragen quälen
Ob Dir ein brennend Leid gescheh'n, —
Wenn Deine Lippen mir's verhehlen,
Ich kann's in Deinen Augen seh'n.
Wenn kummervoll Dein Tag gewesen,
Und wenn verzagt und müd' Du bist,
Ich kann's in Deinen Augen lesen,
Ob auch Dein Mund verschlossen ist.

Und wenn Dir Gutes widerfahren
Dein Herz beglückt und freudig schlägt —
Du magst es immer still bewahren,
Ich weiß es doch, was Dich bewegt.
Dann ist auch mir ein Glück beschieden,
Vor dem der eig'ne Kummer weicht;
Ich seh' Dich heiter und zufrieden,
Und auch mein Herz ist froh und leicht.

So laß Dein Leid mich mit Dir tragen
Und laß mich glücklich sein mit Dir, —
Du sollst mir's nicht mit Worten sagen,
Dein lieb' Gesicht verrät es mir.
Ist doch die Sprache Deiner Augen
In Glück und Leid mir gleich beredt —
Und wozu sollen Worte taugen,
Wo man sich wortlos doch versteht?

Hedwig Gräfin Rittberg.

Vermischte Anzeigen.

Von **H. v. L.**

Zur Frauenfrage.

Die Frauenfrage hat in den letzten Jahren eine Unmenge von Flugschriften hervorgerufen. Es ist von mancher Seite manches gute und kluge Wort gesagt worden, wie von Frau Mathilde Weber, **Warum fehlt es an Diakonissinnen?** (Berlin, L. Oehmigkes Verlag); von Hermann Kötzschke, **Der christliche Standpunkt in der Frauenfrage** — mit rühmenswerter Sachlichkeit geschrieben — (Leipzig, Reinhold Werther); von Frau E. Gnauck-Kühne, **Die soziale Lage der Frau** (Berlin, Otto Liebmann); Ida von Kortzfleisch, **Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauen-Hochschule** (Hannover, Carl Meyer) und von anderen. Daneben aber hat sich eine Litteratur entwickelt, die zwar dem Sittenforscher wertvollen Stoff liefert, weil sie die Zerfahrenheit der Geister beleuchtet, aber den ruhigen Leser sogar empören kann. Von Mädchen und Frauen sind Forderungen aufgestellt worden, die hier leider nicht erörtert werden können; in zwei Fällen mit einem Cynismus, der aus weiblicher Feder geradezu schamlos ist. Andere Vertreterinnen der unbedingten Gleichstellung der Geschlechter haben zwar diese Fragen umgangen, aber um so heftiger dringen sie auf vollkommen gleiche Rechte nach allen Richtungen.

Manche thut so, als bestände die Frauenfrage nur darin, den Mädchen der gebildeten und wohlhabenden Kreise für ihren „geistigen Hunger" alle Hochschulen und die Freiheit zur Bethätigung des erworbenen Wissens zu gewähren. Da wird mit Trommelgerassel verkündigt, wie viel weibliche Ärzte in der nordamerikanischen Union vorhanden sind, wie viele „Universitäten" und „Colleges" nur oder auch neben den Jünglingen, den Mädchen offen stehen. Keiner fällt es ein, zu untersuchen, was diese ärztliche oder juristische Bildung eigentlich wert sei; wie sie zumeist in kürzester Zeit fabrikmäßig erzeugt wird, und wie man sie dann zu Gelde macht.

Andere wieder machen, als ob die Frauen gar kein anderes Sinnen hätten, als das Stimmrecht zu erlangen. Erst wenn Frauen in allen städtischen und staatlichen Volksvertretungen säßen, wird das Heil errungen sein; alle Miß-

stände werden schwinden, der Parteizank einer himmlischen Einigkeit weichen; die soziale Frage von selbst sich lösen.

Die schärfstdenkenden, lebenserfahrenen Männer sind heute zur Einsicht gelangt, welch einen Widersinn das allgemeine Wahlrecht und die Herrschaft der Zufallsmehrheiten darstellt. Nun soll der Aberglaube eine neue Stärkung erfahren, indem man die Frauen und Mädchen auch mit dem Stimmrecht beschenkt.

Besonders eifrig ist Frau Lily von Gizycki, die unbedingte Notwendigkeit dieses Schrittes nachzuweisen: **Die Bürgerpflicht der Frau** (Berlin 1895, F. Dümmlers Verlag). Der Vortrag zeigt an keiner einzigen Stelle ein tieferes Eindringen in die Thatsachen. Die Verfasserin war in ihren ersten Schriften ganz „ästhetisch“, bemüht, „goethereif“ zu werden; dann wurde sie „ethisch“, im Sinne der ethischen Gesellschaft, und arbeitete mit den ziemlich flachen Gedanken und Vorstellungen, die in diesem Kreise zu Hause sind. Wie viele Frauen der neuesten Zeit ging sie, von ihrer Erregbarkeit getrieben, immer weiter. Heute hat sie sich ganz der sozialdemokratischen Partei in die Arme geworfen. Diese letzte Wandlung zeigt sich in dieser Schrift, die an keiner Stelle auch nur Spuren tieferer Einsicht und eigenen Denkens verrät, nur im Beginn. Es wird wohl nicht lange dauern, und der Name wird in den Zeitungen der Sozialdemokratie häufig auftreten. O, die Herren verstehen es, solche Überläufer trefflich als Ausstattungsstücke zu benutzen — und dann ohne besondere Höflichkeit beiseite zu schieben.

Manche sehr vernünftige Anregung giebt Ella Haag in der Flugschrift: **Die wahre Emancipation des Weibes** (Berlin, Hugo Steinitz). Die Verfasserin hat sich ein nüchternes Urteil bewahrt; sie sieht ein, daß die rein äußerliche Durchführung der „Gleichheit“ der Geschlechter der Vernunft widerspricht; sie schildert in wahren Zügen, wohin die Familie kommt, wenn auch das Weib um des Erwerbs willen dem Hause, der Wirtschaft, den Kindern entrissen wird. Sie fordert hauptsächlich Emancipation „innerhalb des Rahmens des Geschlechts“. Hier findet man richtige Bemerkungen, wenn auch tiefere Begründung mangelt und einzelnes etwas zu herkömmlich aufgefaßt wird. Weiterhin schlägt sie als Frauenberufe das Gewerbe der Bäcker, Konditoren und Köche vor. Die zwei letztern gestehe ich zu; aber die Brotbäckerei, wie sie heute betrieben wird, nicht. Denn schon die männlichen Bäcker sind meist mit 40—45 Jahren verbraucht durch den sehr anstrengenden Beruf; der weibliche Körper hielte ihn noch weniger aus. Ebenso teile ich ihre Abneigung gegen männliche Frauenschneider, Haarmacher und Köche. Immerhin aber muß ich stets den Einwand erheben, daß die männlichen Vertreter dieser Fächer zumeist heiraten, also Mädchen versorgen; wenn sie aber solche Stellungen nicht finden, werden ebenso viel sitzen bleiben und die andern, die in die Stellen rücken, ebenfalls dem Hause entzogen. Verständig ist, was die Verf. über die Ausbreitung der weiblichen Arbeitskraft in Fabriken sagt. Die politische Gleichstellung lehnt sie entschieden ab, doch nicht mit richtigen Gründen.

Die Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuch nennt sich eine Flugschrift von Sera Proelß und Marie Raschke (Berlin, bei Dümmler).

Daß sowohl in den noch bestehenden Rechten wie im Entwurf des neuen Härten gegen die Frau vorhanden sind, ist von Männern längst zugegeben. Die Verf. haben nun neben die im Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs vorhandenen Satzungen ihre Vorschläge gesetzt. Über manchen Vorschlag wäre eine ruhige Erörterung möglich, wie in Vormundschaftsfragen, über den Schutz des weiblichen Verdienstes u. s. w. Aber der psychologische Ausgangspunkt dieser Vorschläge ist mehr in Vorurteilen als in Kenntnis des wirklichen Lebens zu suchen. Die Verf. gehen von dem unausgesprochenen Vordersatz aus: Die Männer haben stets in sich die Neigung, das Weib auszubeuten und zu unterdrücken. Daher muß durch das Gesetz dieses Mißtrauen festgelegt werden.

In den allermeisten Ehen ist der Mann der Erwerber, selbst in den Kreisen der Handarbeiter. Wenn man aber nun dort, wo es nicht der Fall ist oder die Frau Besitz in die Ehe bringt, diesen Besitz als den Ausgangspunkt für die Beurteilung der gegenseitigen Rechte annimmt, so sinkt die Ehe zum bloßen Rechtsgeschäft hinunter und das Vertrauen, mit dem doch auch heute noch der größte Teil der Ehen geschlossen wird, wird einfach beseitigt. Wenn ein Mann Kenntnisse, besten Willen und Geschäftserfahrung, das Weib eine Mitgift einbringt, so steht doch Wert neben Wert. Hat aber der Mann bei jeder Handlung erst die Erlaubnis der Frau nötig, die nicht diese Erfahrung besitzt und aus irgend einer Laune sie versagt, so kann einfach alles stocken. Denn es darf, wie die Verf. vorschlagen, nur durch richterliche Erkenntnis eine Beschränkung des Rechts der Frau herbeigeführt werden. Überall setzen die Verf. voraus, daß die Frau ebensogut zur Vermögensverwaltung befähigt sei wie der Mann. Gewiß giebt es liederliche Männer, aber ich bestreite, daß heute die Mädchen so erzogen werden, daß sie in der Ehe zur Verwaltung des Vermögens befähigt sind. Die Mädchen der besser gestellten und der reichen Stände wissen in dieser Beziehung so gut wie nichts. Sie verstehen es zumeist nicht einmal, das Wirtschaftsgeld so einzuteilen, daß es genügt. Denn all das bildet ja keinen Unterrichtsgegenstand der höheren Mädchenschulen. Man erziehe erst die Mädchen die nächsten zwanzig Jahre besser und vernünftiger, dann wird sich über manches reden lassen.

Eine Besprechung der Vorschläge ist hier nicht möglich. Ich mache nur auf die sich auf uneheliche Kinder beziehenden aufmerksam. Natürlich sagen die beiden Verf. schlankweg: „Wer wollte es leugnen, daß vom jugendlichen Knaben- bis zum spätesten Mannesalter in allen Gesellschaftskreisen Unmoralität das männliche Geschlecht beherrscht, das sich, da das Gesetz sie gut heißt, auch keinem Zwange unterwirft.“

Ich leugne es, und mit mir aus gutem Gewissen Tausende. Daß es ausschweifende Jünglinge und Männer giebt, weiß ich. Aber ebenso, daß die Mehrzahl der Ehemänner sich ferne hält von solchen. Hier zeigt sich wieder ein bloßes Vorurteil, und zugleich der Tugendhochmut. Ich habe viele Frauen und Mädchen von unantastbarer Reinheit kennen gelernt, aber ebenso weiß ich, daß heute, besonders in den Großstädten, auch im weiblichen Geschlechte geheime und offene Laster verbreitet sind. Aus diesen aber einen Vorwurf gegen das ganze Geschlecht herzuleiten, erschiene mir als ebenso unlogisch wie ungerecht. Die Verf. mögen also, wenn sie für beides nicht gelten wollen, sich wenigstens vorsichtiger ausdrücken lernen. Manche ihrer Vorschläge sind geradezu ungeheuerlich, weil aus Lebensunkenntnis hervorgegangen. Ihr §. 1604 würde leichtsinnige Weiber geradezu zum Betruge verführen. Die übrigen Bestimmungen aber würden im allgemeinen nur die Folgen haben, daß eben keine unehelichen Kinder geboren werden könnten. Aber die Lasterhaftigkeit bliebe gleich, ja sie nähme sogar zu.

Im ganzen kann ich, trotzdem ich stellenweise auch von mir schon mehrmals ausgesprochene Ansichten in der Flugschrift finde, nur sagen: Allzu scharf macht schartig. Verwunderlich ist es, daß die mitarbeitenden Rechtsgelehrten hier nicht schärfer eingegriffen haben.

Manches Gute enthalten die unter dem Titel: **Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben**, bei R. Taendler in Berlin erscheinenden Flugschriften, die von H. G. Dahms herausgegeben werden. Es sind bis jetzt acht erschienen. „Die Ehefrage im Deutschen Reich“, von Prof. Haushofer; „Die Rechtsstellung der Frau“, von Dr. Emilie Kempin; „Frauenarbeit im Theater“, von Dr. P. Schlenther; „Die Frau im Staats- und Gemeindedienst“, von G. Dahms; „Die Frauen in der Musik“, von Dr. K. Krebs; „Die Frau im Handel und Gewerbe“, von J. Meyer und J. Silbermann und „Die Frauen in der Kunst“, von Dr. G. Voß.

Das Gute besteht darin, daß sie nach verschiedenen Richtungen hin Winke geben und Erfahrungen aussprechen, die arbeitsuchenden Mädchen und Frauen nützen können. Aber dennoch vermisse ich überall eins: man vergißt, daß die heutigen Verhältnisse kranke sind. Indem man nun Heilmittel verschreibt, macht man es wie einst die mittelalterliche Wohlthätigkeit: d. h. man züchtet Hilfsbedürftige, um stets von neuem Heilmittel verschreiben zu können. Keine dieser Schriften geht in die Tiefe; keine bedenkt, daß wir Übergangszustände nicht zu dauernden gestalten dürfen. Manche der Verfasser nehmen einfach den Männern weg, um dem Weibe zu geben. Wenn man allmählich dem Weibe einfach alle Berufe gewinnt, so schlägt die Frauenfrage in eine Männerfrage um. Und sollte die Mehrheit dann entscheiden, so werden die Männer unterdrückt — denn die Mehrheit ist bekanntlich die Macht und der Quell der Weisheit.

Liest man diese, den Büchermarkt überflutenden Schriften, so weit sie von der linken Seite stammen, so könnte man wahrlich meinen, wir Männer hätten gar keinen Existenzkampf und uns fiele alles in den Schoß.

Aus fremden Zungen.

Neue Erde. Roman von Knut Hamsun. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch. (Köln und Paris, Albert Langen.)

Der Roman ist kennzeichnend für den Umschwung, der sich allmählich im Norden vorbereitet. Nach dem Auftreten Björnsons und Ibsens war das des bekannten Brandes Veranlassung zu einer starken Gärung geworden, die um so weiter um sich griff, als die kleinen oder doch nicht sehr bevölkerten Länder der Jugend einen genügenden Wirkungsraum nicht boten. Wie bei so vielen Juden, war auch bei Brandes die verneinende Kraft größer als die aufbauende. War auch der Kampf gegen die Starrgläubigen und die Feinde jedes fremden Einflusses in gewissen Grenzen berechtigt, so ging er doch bald zu weit. Die Kritik löste einen Begriff nach dem andern auf und berauschte sich im Verneinen. Die Jugend entwickelte, zum Teil von Ibsen bestimmt, eine ganz einseitige Vorstellung von der Freiheit des einzelnen. Das Grübeln und Erörtern wurde allgemeiner Brauch; man hielt sich für frei, wenn man die geltenden Begriffe, ob berechtigt oder nicht, zerfaserte und sich in seinem Leben gehen ließ. Es entwickelte sich eine litterarische „Bohême“, die auf die Arbeitenden, die Philister, mit Verachtung hinabsah, im übrigen aber mehr große Worte, als große, künstlerische Thaten aufzuweisen hatte. Spät genug kam man zur Erkenntnis, daß dieses Bummelleben im Grunde unnütz, ja verderblich sei. Hamsun schildert nun in ungemein lebendiger Weise diese Abkehr vom Zigeunertum. Die Gestalten sind scharf umrissen, aber auch in den kleinen Zügen gelungen. Ich empfehle die ehrliche Arbeit, die gegen „Hunger“ großen Fortschritt aufweist, den Lesern.

Auch aus dem Norden stammt:

Agnete. Drama in 3 Akten von Amalie Skram. Deutsch von Therese Krüger und O. E. Hartleben. (Berlin 1895, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.) 2 Mk.

Die Verfasserin ist bis jetzt nur mit Romanen und kleineren Erzählungen aufgetreten, die ein starkes naturalistisches Gepräge aufweisen, aber auch entschiedene Begabung. Ihre Skizzen aus dem Leben der Schiffer und Strandbewohner verfallen zuweilen in Roheit, aber sind dennoch beachtenswert. Das Schauspiel steht unter ihnen, obwohl es in seiner Art geschickt gemacht ist. Steigerung fehlt, selbst der innere Zusammenhang ist sehr lose. Daneben liegt in Agnete selbst sehr viel Klügelei. Ein Weib, das, um nicht seine Ehre und Freiheit aufzuopfern, stiehlt, kann kaum tieferen Anteil erwecken, wenn diese inneren Beweggründe nicht fein ausgearbeitet sind. Das aber gestattet die Bühne nicht. Jüngst hat man das Stück in Leipzig auf der „Freien Bühne“ gegeben; der Eindruck scheint nicht tief gewesen zu sein.

Die lange sehr vernachlässigte Litteratur Hollands findet seit einiger Zeit auch wieder Beachtung. Es ist in ihr auch wieder ein frischer Zug zu merken, Lyrik und Roman haben große Pflege gefunden und weisen frische Begabung auf. Merkwürdig ist's, daß die gemächliche Langeweile, solange das Kennzeichen vieler holländischer Schriftsteller, bei den Jüngeren überwunden ist; Sprache und Stil haben, zum Teil unter französischem Einfluß, eine bisher sehr seltene Beweglichkeit erreicht.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Unerschrocken. Der Gemahlin des Herzogs Eberhard Ludwig, Gräfin von Würben, welche von 1730 Württemberg höchst tyrannisch regierte, fiel es eines Tages ein, daß sie in dem Kirchengebete nicht enthalten sei. Sie forderte daher von dem Prälaten Johannes Osiander, er solle sie in das Kirchengebet einschließen. Der furchtlose Geistliche antwortete: „Das geschieht schon, wenn man bittet: Herr erlöse uns von dem Übel!“ Th.

Inhalt der No. 20.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 21.

Unter Kosaken.

Erzählung

von

E. Juncker.

(Else Schmieden.)

> Schattenküsse, Schattenliebe,
> Schattenleben wunderbar —
> Glaubst Du wirklich, alles bliebe
> Unverändert ewig wahr?
>
> Was wir lieblich fest besessen,
> Schwindet hin wie Träumerein,
> Und die Herzen, die vergessen,
> Und die Augen schlafen ein.
>
> Heinrich Heine.

Erstes Kapitel.

Bei der alten Sibylle.

Auf das reizvolle Kertsch, das sich mit seinen klassischen und modernen Ruinen lieblich in der blauen Flut spiegelte, senkte sich ein lauer Septemberabend hernieder. In abgebrochenen Kadenzen brachen sich die Wellen an dem Quai der Meeresstraße von Kertsch, welcher das Schwarze Meer mit dem Asowschen Meere verbindet und Asien von Europa trennt.

Zwei junge Mädchen, die einander untergefaßt hatten und schnellen Schrittes unter den Bäumen der Hauptpromenade dahineilten, machten einen Augenblick Halt, und die Größere und Schlankere sagte in einem accentlosen Deutsch: „Sehen Sie nur, Helene, wie sich um den Stuhl des Mithridates Nebel ballen, für mich ein sicheres Zeichen, daß wir morgen einen Regentag haben werden.“

„Warum nennt man wohl diese Felsenbildung, welche allerdings einem Lehnsessel gleicht, den Stuhl des Mithridates?“ fragte die andere im unverfälschten ostpreußischen Dialekt, der durch ein leises Anstoßen der Zunge noch eine kleine Variante erfuhr.

„Ja, wer kann eine graue Sage bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, liebe Helene?“ erwiderte die erste Sprecherin mit ihrer wohlklingenden, sympathischen Stimme. „Da ich mich aber für den gewaltigen König, welcher Rom in vielen Schlachten zu Land und zur See oft und erfolgreich Trotz geboten, schon in meiner Studienzeit, als ich noch zu Mergets Füßen saß, interessi[illegible] ich die eigentümliche Felsenbildung vom [illegible]enblick, da ich sie sah, beschäftigt, und ich habe ihn oft im Geiste dort sitzen sehen, von wo aus er nach seiner vierhundert Schiffe zählenden Flotte ausgeschaut haben soll. Ach, es ist doch ein köstliches Stückchen Erde, nnd jetzt, nachdem ich sie im Frühjahr kennen gelernt, blickt mich die im blauen Duft verschwimmende Kette des Kaukasus so vertraut an, und ein Märchenzauber, dem ich kaum widerstehen kann, umspinnt meine vom Fernweh berauschte Seele.“

„So sind Sie nun einmal, liebste Marie! Immer etwas anderes, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes möchten Sie erleben und verscherzen dabei das Glück der Stunde, gehen an dem Nächstliegenden kalt und gleichgültig vorüber!“

„Nein, Helene, das thue ich wahrlich nicht,“ erwiderte die erste Sprecherin ernst und feierlich, „ja, ich glaube sogar, es giebt kaum einen Menschen, der so gewissenhaft jede frohe Stunde ausgekostet, jede kleine Blume, wie der Ort sie ihm bot, gepflückt hat als ich. Wenn ich trotz alledem in keiner Stadt, keinem Verhältnis länger als ein Jahr bleiben möchte, gerade lange genug, um die vier Jahreszeiten sich abspielen zu sehen unter der verschiedenartigsten Beleuchtung von Menschen, Dingen und Örtlichkeiten, dann halten Sie es meinem überströmenden Lebensgefühl und meinem unersättlichen Thatendurst zu gute. Aber was haben Sie, Helene, Sie schauen ja wie verzaubert nach jenem Hügel empor, von dem die glänzend erleuchteten Fenster durch die Dunkelheit schimmern.“

„Liebe Marie, hören Sie doch nur die weiche schmelzende Weise, welche die Militärkapelle gerade jetzt spielt und die so stimmungsvoll in den lauen Nachsommerabend hineinpaßt. Wie hübsch muß es da oben sein, wo die elegante Welt von Kertsch sich ein Rendezvous giebt, die Schleppen rauschen, die Säbel klirren und von schönen Lippen muntere Scherzreden hin und her fliegen. Zieht es Sie denn gar nicht in diese beneidenswerte Welt, Marie?

„Augenblicklich nein. Ich denke ausschließlich an den Zweck, zu dem wir uns auf den Weg gemacht haben und meine, wir müssen hier ab- und links auf dem kleinen Seitenpfade wieder in die Stadt einbiegen."

Bei diesen Worten bog sie von der breiten, schönen Promenade am Meer ab und in eine enge Straße der Stadt ein. Vor einem kleinen einstöckigen Hause machten die jungen Mädchen Halt und blickten, bevor sie die Klingel zogen, prüfend zu den Fenstern der ersten Etage empor, durch deren zugezogene Vorhänge helles Licht in die immer tiefer und schwärzer hereinsinkende Dämmerung strahlte.

„Wissen Sie auch, Marie, daß ich mich vor der alten Sibylle fürchte?" sagte Helene, indem sie sich ängstlich an die Freundin drängte. „Wenn sie uns nur wenigstens beide zusammen vorläßt und keine Einzelexekution an jeder von uns vollstreckt."

„Sie sind ein kleiner Hase, Helene, und Ihren spontanen und kühnen Entschlüssen wird im entscheidenden Moment immer des Gedankens Bläſſe angekränkelt," wandte Marie mutig und fröhlich ein. „Waren Sie doch die erste, welche mir von der kundigen Seherin erzählte und auf die Zukunftskonsultation, der wir jetzt entgegengehen, drang. Sie werden übrigens sehen, daß der Nimbus, den die geheimnisvollen und sich so schnell erfüllenden Prophezeiungen der alten Norne eingetragen hat, in der Nähe gewaltig verblaßt und daß die berühmte Pythia, zu der unsere hohe Aristokratie jetzt wallfahrtet, ein ganz gewöhnliches, aber berechnendes und kluges Zigeunerweib ist."

Helene stieß in diesem Augenblick einen kurzen Schrei aus, der einer großen schwarzen Katze galt, welche ihnen auf der Treppe entgegenkam und bei ihrer Annäherung einen eigentümlich fauchenden Laut ausstieß.

„Die Haustiere der großen Zauberin," bemerkte Marie ironisch, indem sie nach der angelehnten Thür deutete, aus der die Katze soeben gekommen war und hinter der ein Papagei in einer fremden, den beiden Mädchen unbekannten Sprache merkwürdig pathetische und eindringliche Laute ausstieß.

„Beste Marie, ich möchte am liebsten noch auf der Schwelle umkehren," murmelte Helene, indem sie angstvoll den Arm der Gefährtin umklammerte. „Wenn die kundige Frau nun in der That erbarmungslos wie das Schicksal ist und uns auf unsere Frage grausige Mär verkündet?"

Marie hatte inzwischen geklingelt, und noch bevor sie auf den ängstlichen Einwand ihrer Gefährtin antworten konnte, wurde die Thür durch einen schwarzen Diener geöffnet, welcher, ohne weiter nach dem Begehr der Damen zu fragen, dieselben sofort in das Vorzimmer führte und in einem mangelhaften Französisch bat, sich ein wenig zu gedulden, da Madame Karpowna fürs erste noch beschäftigt sei. Das Zimmer hatte weder etwas Außergewöhnliches noch Unheimliches in seiner Ausstattung, ja, wie bei den meisten Russen machte die Ecke mit den Heiligenbildern und brennenden Lämpchen davor einen friedlichen Eindruck, und nur die schwarze Katze, welche auf dem weißen Bärenfell neben dem großen Kachelofen Platz genommen hatte, und der graue Papagei, der menschenähnliche Laute ausstieß und in seinem unverständlichen Kauderwelsch auf die schnurrende alte Freundin einredete, mahnten daran, daß hinter der von einer schweren Portiere verdeckten Thür ungewöhnliche, geheimnisvolle Dinge erörtert wurden.

Plötzlich hörten die beiden Harrenden, wie die Thür geöffnet wurde und sahen, daß eine kleine, mit einem perlgrauen Handschuh bekleidete Hand die Portiere zurückschob. Im nächsten Augenblick trat eine hochgewachsene, dichtverschleierte Dame in das Zimmer, welche nach rückwärts eine grüßende Verbeugung machte und, ohne die beiden Wartenden zu beachten, an ihnen vorbei und hinaus eilte.

„Welche von den Damen wünscht zuerst bei mir einzutreten?" fragte in diesem Augenblick eine sonore Stimme, und aufblickend gewahrten sie auf der Schwelle, mit der Rechten die Portiere zurückhaltend, die Gestalt der berühmten Wahrsagerin. Ein schwarzes, weiches, in schweren Falten herabfallendes Gewand umhüllte ihre kraftvollen Glieder, und ein roter goldgestickter Baschlik, den sie um die Schultern drapiert hatte, ließ das gelblich-blasse, mit zwei brennend schwarzen Augen illuminierte Gesicht scharf hervortreten. Sowohl die originelle, unerwartete Erscheinung als auch der Umstand, daß die Frage in russischer Sprache gestellt war, welche beide Mädchen nicht verstanden, rief zunächst ein tiefes Schweigen hervor, welches Madame Karpowna mit der auf Französisch wiederholten Frage unterbrach:

„Welche der beiden Damen will zuerst zu einer Sitzung in mein Zimmer treten?"

„Ich," erwiderte entschlossen Marie, indem sie sich erhob und auf die Thür zuschritt. Jedoch sie hatte nicht mit ihrer kleinmütigen Gefährtin gerechnet, welche sich fest an ihren Arm hängte und bittend fragte:

„Ist es nicht möglich, daß wir beide gleichzeitig vorgelassen werden und unser Schicksal erfahren? O, es wäre so gut, so liebenswürdig von Ihnen, Madame."

Frau Karpowna jedoch erwiderte sehr höflich, aber auch ebenso entschieden: „Ich bedaure, mein Fräulein, von meiner langjährigen Gewohnheit auch in Ihrem Falle nicht abgehen zu können, um so mehr, da die Auskunft, die wir von der Zukunft erwarten, uns bei einer Konsultation zu dreien im Stich lassen würde. — Bitte, hier herein, meine Dame," fuhr sie dann, sich an Marie wendend, fort, öffnete die Thür, ließ das junge Mädchen vor sich eintreten und gleich darauf die Thür ins Schloß und den Vorhang herabfallen.

Ein Teppich in den dunkelsten Farben bedeckte den Fußboden, die Wände des großen Gemachs waren schwarz ausgeschlagen, weder Bilder noch Möbel unterbrachen den Eindruck feierlicher Öde. Nur ein großer krystallklarer Spiegel, eine Art Psyche in einem Rahmen von schwarzem Ebenholz war von beiden Seiten durch zwei auf dunklen Marmorsockeln stehende Lampen strahlend erleuchtet, und da das Auge durch keinen anderen Gegenstand abgezogen

wurde, konzentrierte sich natürlich und unbewußt die Aufmerksamkeit des Beschauers auf diesen hellen, wunderbar klaren Punkt.

„Wie geschickt," dachte Marie, während ihr Fuß geräuschlos über den dicken Teppich hinschritt, „man wird ja förmlich zur Einkehr in sich selbst gezwungen, und das Auge wird wahrhaft magnetisch an den Spiegel gefesselt, in dem die Wahrsagerin das Schicksal der sie befragenden Menschen zu lesen vorgiebt."

„Bitte, nehmen Sie Platz," ließ sich Frau Karpownas Stimme vernehmen, und damit schob sie einen niedrigen Polstersessel für Marie heran, welcher dicht hinter dem ihren nahe vor dem Spiegel befindlichen stand. Nachdem sie die beiden Lampen einer kurzen Prüfung unterworfen und sie noch ein wenig höher geschraubt hatte, sagte sie, einen forschenden Blick auf das junge Mädchen werfend:

„Wünschen Sie, daß ich von Ihrer Vergangenheit erzähle, oder soll ich nur von der Zukunft sprechen?"

„Meine Vergangenheit ist mir ja bekannt, bitte darum ausschließlich von der Zukunft zu sprechen," erwiderte die Gefragte kurz und entschieden.

Die Sibylle nickte zustimmend und nahm dann ohne weiteres auf dem Sessel dicht vor dem Spiegel Platz und zwar so, daß Marie über ihre Schulter bequem hineinschauen konnte. Einige Minuten verflossen in tiefem Schweigen; während seiner Dauer bohrten sich die stechenden schwarzen Augen der Frau in den Spiegel, und die des Mädchens umflorten sich leicht, da das scharf beleuchtete Glas durch das lange Hineinstarren eine Blendung hervorrief. War es ein Spiel ihrer Phantasie, oder zogen in der That über den noch soeben durchsichtig klaren Spiegel leichte Wolken, welche sich zu eigentümlichen Figuren zusammensetzten, sich weit über die Fläche verbreiteten und jetzt plötzlich verschwanden?

Marie war über diese Frage noch nicht mit sich selbst im reinen, als ihre ganze Aufmerksamkeit von dem Spiegel abgelenkt und der Person der Frau zugewandt wurde, die, ohne ihre Blicke von dem Glase abzuwenden, leise zu murmeln begann:

„Sie sind ein guter, wahrhaftiger Mensch, der an das Böse nicht glaubt und die Abgründe der Menschenbrust nicht sieht. Darum gehen Sie auch gläubig und mutig wie ein Kind durch die Gefahren, welche Sie umgeben und entwaffnen Ihre Feinde durch Ihr rührendes Vertrauen."

Das Mädchen zuckte auf ihrem Sitze empor. Welche Sprache sprach denn diese fremde Frau, welche sie für ein Zigeunerweib und zugleich für eine Betrügerin gehalten hatte, die nur ein Ziel verfolgte, nämlich die Leichtgläubigkeit der anderen möglichst geschickt und vorteilhaft für sich selbst auszubeuten! Die beiden Augenpaare begegneten sich im Spiegel, und es schien Marie, als ginge ein spöttisches, um nicht zu sagen verächtliches Aufleuchten durch die Augen der Frau. Jedenfalls hatte sie die merkwürdige Empfindung, als läge ihr ganzes Innere und jeder flüchtig aufzuckende Gedanke bloß und nackt vor dem Forscherblick der unheimlichen Unbekannten, welche jetzt nach längerer Pause in ihrem eigentümlichen Selbstgespräche langsam und mühsam, als läse sie die Worte aus dem Spiegel ab, fortfuhr:

„Es ist ein großes, vornehmes Haus, in das Sie eintreten, aber es ist keineswegs ein **gutes** Haus. Der Mann und die Frau haben beide ihr Geheimnis, das aber schließlich ans Tageslicht kommt. — Schöne, interessante Männer verkehren dort; es ist überhaupt ein glänzender Kreis, in den Sie eintreten und dessen Mittelpunkt Sie bald sein werden — still, unterbrechen Sie mich nicht, Sie dürfen nicht sprechen, so lange ich die schwer zu enträtselnden Runen der Zukunft lese."

Das junge Mädchen sank in der That ganz entsetzt in ihren Sessel zurück und erstickte nur mit Mühe die Frage, welche sie gerade in diesem Augenblicke an Frau Karpowna hatte richten wollen. Diese jedoch lächelte sie überlegen im Spiegel an und sagte laut, als wäre die Frage schon an ihr äußeres Ohr gedrungen:

„Gewiß, die Entscheidung über Ihre nächsten Lebensschicksale steht nahe bevor. Bald, zur Zeit wenn der Tag sich neigt, aber die Sonne noch nicht in den Fluten des Schwarzen Meeres versunken ist, wird ein Offizier als Abgesandter des großen Militärs, zu dem Sie gehen, bei Ihnen vorsprechen, und Sie werden sogleich Ihr Jawort geben. — Was wollten Sie auch machen? Es steht nun einmal so im großen Schicksalsbuche geschrieben, und was dort verzeichnet ist, das müssen wir leben, ob wir wollen oder nicht."

Wieder entstand eine längere Pause, in der man nur die schweren Atemzüge des Mädchens hörte, das mit allen Fibern das Gehörte in sich aufnahm und in seinem Hirn und Herzen bewegte. Frau Karpowna jedoch neigte sich noch näher dem Spiegel zu und begann noch leiser und abgebrochener zu sprechen, als hätte sie in der That Mühe, zu den geschauten Bildern die rechten Worte zu finden:

„Unter all den glänzenden Gestalten ist eine, welche um Haupteslänge die andern überragt. Er ist ein König an kühnem Unternehmungsgeist, ein Zauberer an Liebenswürdigkeit und Witz. — Obwohl Sie, trotz Ihres bürgerlichen Namens, von der Mutter her aus altadligem Geschlecht sind, überragt er Sie doch hoch an Rang und Würden. Dieser Mann, der erst später in Ihren Kreis tritt, wird Ihr Verhängnis, denn Sie können dem Zauber seiner Rede, der süßen Gewalt seines Werbens nicht widerstehen, und obwohl Sie Ihr besseres Ich vor ihm warnt, und obwohl Sie ihm zu entfliehen versuchen, muß es sich doch vollziehen, das Schwere, Traurige. — Denn der Glückseligkeit folgt Qual und Angst und Herzeleid auf dem Fuß."

„O mein Gott," brach es plötzlich aus der gepreßten Brust des Mädchens gewaltsam heraus, „können Sie mir denn nicht ein einziges Erkennungszeichen geben, damit ich vor ihm auf der Hut bin?"

Die Frau zuckte bei den unerwarteten Worten heftig zusammen, sprang empor, aber schwankte, als erwache sie aus einem tiefen, tiefen Schlaf.

„Wie unvorsichtig," sagte sie, „mich so jäh aus

meinem somnambulen Schlaf zu erwecken. Sie hätten mich ja töten können!"

„O mein Gott," stammelte Marie aufs höchste entsetzt, „davon hatte ich ja keine Ahnung, hielt das Ganze überhaupt für ein heiteres und nicht für ein so ernstes Abenteuer."

Frau Karpowna lächelte sie beruhigend an.

„Lassen Sie nur gut sein, liebes Fräulein, für diesmal bin ich ja auch noch mit dem bloßen Schreck davongekommen, aber es giebt auch für die Seele einen jähen Sturz aus der Höhe, der gleich dem des Schlafwandlers tödlich wirken kann, wenn man ihn auf seiner schwindelnden Höhe unvermutet anruft. Nun aber rufen Sie mir Ihre junge Freundin herein, der ich übrigens ungern die Zukunft sage, da ein Blick auf sie mir genügte, zu erkennen, daß sie einem kurzen Glück und einem dunklen Verhängnis entgegengeht."

„Und mir wollen Sie nichts weiter sagen, wollen mich so hart für meine Unvorsichtigkeit strafen?" wandte Marie bittend ein. „O Madame, so soll ich denn ganz ungewarnt in die neue Lebensphase eintreten?"

„Was Ihnen zu wissen frommt, Fräulein, haben Sie vernommen und dem eisernen Schicksalsrade können Ihre zarten Hände nimmermehr in die Speichen greifen. Übrigens könnte ich, selbst wenn ich wollte, Ihrem Wunsche nicht willfahren, da die schwankende Brücke, von der aus ich in tiefster Sammlung das Zukünftige schaue, abgebrochen und der leitende Faden, an dem ich mich entlang getastet, jäh und plötzlich zerrissen ist."

„So bleibt mir nur übrig, Ihnen herzlich zu danken," sagte Marie, indem sie auf ein kleines, kostbares Tischchen aus grünem Onyx ein Goldstück legte.

Frau Karpowna machte eine abwehrende Bewegung, als wolle sie dem jungen Mädchen in den Arm fallen, bezwang sich jedoch und sagte nur in sehr herzlichem Ton:

„Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich. Niemand wird Ihnen etwas zuleide thun, denn den besten Schutz tragen Sie in der eigenen Brust. Gott mit Ihnen!"

Marie war, nachdem sie sich verbeugt hatte, auf die Thür zugeschritten, machte jedoch an derselben noch einmal Halt, wandte sich zurück und sagte bittend: „O Madame, erschrecken Sie meine Freundin nicht durch eine düstere Prophezeiung. Sie ist eine ängstliche Natur und bereut es schon lebhaft, mir hierher gefolgt zu sein."

Ein gutherziges Lächeln, das die scharfen Züge wunderbar verschönte, spielte um die vollen Lippen der Sibylle, als sie mit ihrer weichen, klangvollen Stimme erwiderte:

„Keine Sorge, Fräulein! Warum sollte ich dem vertrauungsvollen Lamme die Freude an der schönen Gotteswelt vergällen, in der es noch einen kurzen Glückstraum träumen und dann hinab ins Thal der Schatten steigen wird."

Maries Schultern überlief ein Schauer, aber sie beherrschte sich, öffnete die Thür, schlug die Portiere zurück und trat wieder in das Vorzimmer ein, wo der graue Papagei sie mit lautem Krächzen empfing und Helene ihr lebhaft entgegenlief.

„Nun, wie war's, Marie?" forschte sie eifrig, „was hat Dir die alte Zigeunermutter oder — wenn man der Versicherung des schwarzen Dieners trauen soll, die Inderin von den Ufern des Ganges über Deine nächste Zukunft gesagt?"

„Daß sich bald bei mir ein Bote einfinden und mir die Vorschläge eines großen Generals unterbreiten wird," scherzte Marie. „Doch nun eile Dich, Helene, Frau Karpowna, die trotz ihrer Zigeuner- oder Inderallüren, die einander wohl nicht ausschließen, einen Russen vom reinsten Wasser geheiratet haben muß, erwartet Dich. Ich rate Dir jedoch aus eigener schmerzlicher Erfahrung, sprich nicht, während sie Dir weissagt, denn der Gedankenfaden zerreißt alsdann sofort und das Orakel oder die Priesterin verstummt."

Helene nickte zustimmend und verschwand dann hinter der Portiere. Marie schritt indessen unruhig in dem Vorgemach auf und ab; ihr war so erwartungsvoll, so ungeduldig zu Mute. Wenn sie nur den Lauf der Zeit hätte beschleunigen und den Stundenzeiger etwas vorrücken können, damit die freilich unbestimmte Zeit, welche sie noch von dem verheißenen entscheidenden Vorgang trennte, schon als Vergangenheit hinter ihr läge. Freilich, bald ist ein dehnbarer Begriff, bald kann morgen, oder in einer Woche, oder gar in mehreren Wochen sein, wie die Ungeduld sich zu der Sache stellte. Und dann bliebe es auch unerklärlich, wie die wildfremde Frau, welche nicht einmal ihren Namen, Marie Wendt, erfahren hatte, wußte, daß sie in der That von mütterlicher Seite einem alten Grafengeschlecht vom Rhein entstammte. — —

Immer hastiger schritt Marie in dem Vorzimmer auf und ab, um durch diese äußerliche Bewegung die in ihr dampfende innere Unruhe zum Schweigen zu bringen; immer mißtrauischer verfolgten sie die grünlich leuchtenden Katzenaugen und unwilliger klang das Kauderwelsch des Papageis. Auch der kleine schwarze Diener wurde von der Unruhe der fremden Dame angesteckt und so war es für alle Teile eine wahre Erlösung, als sich die Thür öffnete und Helene in sichtlich fröhlicher Laune ins Zimmer hüpfte.

„Kommen Sie schnell," flüsterte sie ihrer Freundin zu, „sobald wir im Freien sind, erzähle ich Ihnen alles, was ich in der kurzen Sitzung gehört habe."

Kaum hatten die beiden denn auch den Bannkreis des Hauses verlassen, als es sprudelnd von Helenes Lippen brach:

„Das war mal wieder eine unnötige Furcht von meiner Seite! Frau Karpowna, gleichviel ob Inderin oder Zigeunerin oder beides zusammen, ist ja eine vortreffliche Frau und ihr Spiegel eine ganz herrliche Sache. So gütig und herzlich sprach sie zu mir, als wenn wir uns schon von lange her kannten, und als ich hinter ihr auf dem niedrigen Sessel Platz genommen hatte und über ihre Schulter



in den Spiegel blickte, las sie aus demselben, ohne zu stocken, wie aus einem aufgeschlagenen Buche. ‚Ihres Bleiben, mein Fräulein,‘ begann sie, ‚ist nicht mehr lange hier. Noch ehe der wilde Wein sich rot färbt, erfüllt sich Ihr heißester Wunsch, und Sie werden in die Heimat zurückkehren, wonach Sie so inständig verlangen. Dort werden Sie, wiederum in wenigen Monaten, eine Stellung bei einer älteren Dame annehmen, welche auf dem Lande lebt, und in diesem Hause werden Sie Ihrem Glück begegnen. Der Baum Ihres Lebens sproßt kräftig empor und es stört Sie nicht, daß ein ausgelebtes Leben inzwischen zur Ruhe geht. Es ist ein guter Mensch, der Ihnen die Erstlingsblüten seines treuen Herzens entgegenbringt und über dessen Herz und Haus Sie unumschränkt herrschen. In der That, es ist ein seltenes, sehr seltenes Glück.‘ — ‚Und dann — und dann?‘ hätte ich beinahe laut gerufen, als ich sie regungslos in den Spiegel starren und von meiner Anwesenheit keine Notiz nehmen sah, aber ich entsann mich noch rechtzeitig Ihrer Warnung und unterdrückte das Wort. Frau Karpowna jedoch, als hätte ich laut gesprochen, nickte mir im Spiegel zu und sagte: ‚Ist es noch nicht genug, Fräulein, an dem ungetrübten Glück, das nur vereinzelten Sterblichen zu teil wird? Wollen Sie denn, daß es eine Ewigkeit währt?‘ Als ich jedoch bei diesen Worten erschreckt zusammenfuhr, sagte sie in ihrer begütigenden Weise: ‚Es ist uns nicht immer gegeben, das Ende aller Dinge zu überschauen. Zuweilen widersetzen sich dunkle Schleier unserm Forscherblick, und wir müssen abbrechen. So ist es auch heute bei Ihnen der Fall. Denken Sie an die alte Inderin, wenn Sie in die Heimat kommen und der Glücksstern Ihnen zulächelt.‘ Damit war die Konferenz zu Ende und ich entlassen," schloß Helene, indem sie sich wieder an den Arm der Freundin hing. Schweigend legten sie beide den Heimweg zurück, denn ihre Gedanken waren bei dem soeben Vernommenen und der brennenden Frage, ob es in der That Wahrheit werden würde.

Als sie an den Quai und die schöne Platanen-Promenade kamen, verabschiedete sich Helene von der Freundin, da ihre Pension ganz in der Nähe lag, und diese setzte ihren Weg zu dem Hause der Familie Bär fort, wo sie nach ihrer wundervollen, selbstverdienten Reise in den Kaukasus gelandet war.

Die Frau des Hauses, eine Musiklehrerin, hatte einen deutschen Lehrer geheiratet und versammelte Sonntags in ihrem Hause verschiedene Angestellte des Kertscher Mädcheninstituts, unter denen eine lustige Schweizer Gouvernante und ein kinderloser Witwer, der ebenfalls Lehrer und ein ernster gebildeter Mann war, die anziehendsten Persönlichkeiten bildeten. Hier wollte Marie Wendt noch einen Moment vorsprechen, bevor sie in ihr eigentliches Heim, nämlich in das Haus der Familie Jelipoff, zurückkehrte, wo sie für einige Monate die Verpflichtung übernommen hatte, die Sprachstunden der beiden Kinder zu überwachen. Mein Himmel, wie fremd ihr doch die beiden Menschen, selbst ihre Schülerinnen waren, mit denen sie doch nun schon ein Vierteljahr verlebt hatte, ohne in irgend eine innerliche Beziehung zu ihnen zu treten. Ganz gleichgültig war ihr der Hausherr, welcher Capitaine du Port, und außerdem ein dickes vulgäres Männchen war, das eine gutmütige, dicke und lustige Frau besaß. Ach, sie wußte wohl, warum sie hier so gar nicht Wurzel geschlagen hatte, überhaupt nicht heimisch werden wollte! War doch ihre ganze Seele noch von den zauberischen Reizen ihrer traumhaft schönen Reise in den Kaukasus erfüllt, welche alles, was sie sich von Naturschönheiten geträumt, von Begegnungen mit Menschen ersehnt, weit über ihre Erwartungen hinaus erfüllt hatte.

Die Klingel, welche Marie zog, tönte hell durch das Haus und Frau Bär erschien in eigener Person, um zu öffnen.

„Wie, Fräulein Marie, Sie sind es und zu so vorgerückter Stunde? Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes passiert?" fragte die geschäftige kleine Frau eifrig.

„Behüte Gott! Im Gegenteil, das Beste auf der Welt, was mir überhaupt begegnen könnte, soll mir bald passieren, wenn die stadtberühmte Wahrsagerin, von der ich herkomme, nicht unerhört gelogen hat. Denken Sie doch, liebe Frau Bär, die Sibylle, welche übrigens gute, um nicht zu sagen vornehme Allüren besitzt, behauptet, bald, recht bald werde ein Bote bei mir erscheinen, welcher als Abgesandter eines großen Generals mich für dessen Haus als Erzieherin zu gewinnen suche. Die Prophezeiung hat mich halb toll vor Freude gemacht, und da mich mein Weg ohnehin hier vorbeiführte, mußte ich mir noch zu Ihnen Luft machen, mußte Sie verständnisvolle Seele an meiner Freude teilnehmen lassen!"

„Und das ist alles, Fräulein Marie? Die Prophezeiung einer Wahrsagerin hat Sie in diese freudige Aufregung versetzt, auf sie allein bauen Sie glänzende Luftschlösser?"

Das junge Mädchen schlug beschämt die Augen nieder. Die ruhige Nüchternheit der älteren Frau fiel wie Mehltau auf die Saat ihrer Hoffnungen und sie kam sich in diesem Augenblick lächerlich, leichtgläubig und excentrisch vor.

„Nun, wir werden ja sehen, Frau Bär, ob Sie oder Frau Karpowna recht behalten, und die Zeit wird ja auch durch die nächsten Tage rollen! Gute Nacht, ich muß jetzt schnell zu Jelipoffs, es ist die höchste Zeit!"

Kopfschüttelnd schaute Frau Bär der sich eilig Entfernenden nach. „Immer derselbe Sturmvogel," murmelte sie vor sich hin, „immer gleich entflammt von einer vagen Aussicht, aber dabei so wahrhaftig und durch nichts zu entmutigen, daß man ihr gut sein muß."

Marie Wendt stürmte indessen dem Hause Jelipoff zu, welches an der Hafenpromenade lag. Die Kinder, ihre beiden Schülerinnen, waren schon zu Bett, auch die Hausfrau hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, so daß das junge Mädchen sich ungestört der Welt ihrer ungestümen Gedanken hingeben konnte.

Als Marie sich in ihrem Zimmer befand,

dessen Fenster auf die Platanenallee hinausgingen, riß sie sofort das eine auf, um das Lied der Wellen deutlicher zu vernehmen. Wenn es doch Wahrheit würde, wenn ihr Fernweh gestillt werden sollte, das sie aus behaglichen Familienbanden hinaus bis nach Kertsch getrieben und ihren Durst, ihren unersättlichen Thatendurst auf der wonnigen Reise in den Kaukasus nur zum Teil gestillt hatte!

Marie mußte halblaut vor sich hinlachen, als sie des Witwers an dem Mädcheninstitute, der ihr solange den Hof gemacht, und gar des Heiratsantrages, den ihr der junge Ingenieur des Dampfers in Poti, wo sie einen Tag verweilen mußten, zugestammelt, gedachte. Welche kleinbürgerliche Meinung hatten nur diese Menschen von der deutschen Jungfrau, die doch wahrlich nicht der geliebten Heimat den Rücken gekehrt, um sich in der Fremde einfangen zu lassen und ein Nest zu bauen? Nein, wahrhaftig, sie hatte keine Zeit, irgend einer Menscheneigentümlichkeit in Liebe zu gedenken, wo ihr die ganze Welt mit ihren tausend Menschen und immer neuen, wechselnden Scenen offen stand. Mochten doch die anderen Weiberchen ihren Schwerpunkt in der Liebe und Häuslichkeit finden, aber sie, Marie Wendt, sollte man gnädig damit verschonen! Sie bog sich zum Fenster hinaus und lauschte auf das eintönige Wellengeflüster, und dann sich mit einem schnellen Entschluß aufrichtend, murmelte sie halblaut:

„Ich mag nun einmal nicht drauf eingehn,
Auf Euren zahmen Alltagsspaß,
Will kecklich durch die Welt allein gehn
Mit meiner Lieb' und meinem Haß."

Zweites Kapitel.

Der Bote aus Jekaterinodar.

Auf jede hochgehende seelische Erregung pflegt ein Rückschlag einzutreten, eine Abspannung, in der wir uns kritisch betrachten, ja auch wohl persiflieren. Das waren Marie Wendts Empfindungen an dem Morgen, welcher dem geschilderten Abende bei Frau Karpowna folgte, und mit einem blassen, ein wenig abgespannten Gesicht nahm sie im Schulzimmer den Platz zwischen ihren beiden Schülern ein, welche aus einem Knaben und einem Mädchen bestanden. Die Stunde begann mit einem französischen Diktat, aber man war noch gar nicht weit damit gekommen, als es an die Thür klopfte und Madame Jelipoff durch einen Diener sagen ließ, ein Kosakenoffizier frage nach Fräulein Wendt und da derselbe nur russisch spräche, sei sie gern bereit, ihr sein Anliegen zu übersetzen.

Diese Botschaft rief eine Revolution in dem friedlichen Schulzimmer hervor. Nach Kinderart freuten sich Felix und Irma der willkommenen Unterbrechung, während durch Maries Hirn die Verkündigungen der Sibylle mit Blitzesschnelle zuckten und sie nicht schnell genug dem Rufe der Frau Jelipoff folgen konnte.

Als sie die Thür zu dem Empfangszimmer öffnete, erhob sich eine schlanke Männergestalt in der kleidsamen Uniform der Tscherkessen und verbeugte sich vor ihr, während Frau Jelipoff ihr in dem Fremden den Adjutanten des Generals Petroff vorstellte, welch letzterer soeben zum Ataman der Kubankosaken designiert war und in Jekaterinodar residierte.

„Sie können stolz sein, Fräulein Wendt," fuhr Frau Jelipoff fort, welche den Dolmetscher zwischen ihr und dem Offizier abgab, „denn Ihr Ruf als Erzieherin ist schon zu den Ohren des Atamans gedrungen und er macht Ihnen durch diesen seinen Herrn Adjutanten die Offerte, sofort als Erzieherin in sein Haus zu ziehen und den Unterricht von zwei Kindern zu übernehmen. Der Herr hier ist bereit, Ihre etwaigen Fragen zu beantworten, und ich, Ihnen dieselben zu übersetzen. Daß Sie nach jeder Richtung hin frei sind, da meine Kinder nach beendeten Ferien wieder in ihre Pension zurückkehren, habe ich mir schon erlaubt zu sagen."

Es entspann sich nun eine lebhafte Wechselrede auf französisch von Marie Wendts Seite und auf russisch von seiten des Adjutanten, welche Frau Jelipoff freundlichst übersetzte. Auf diese Weise erfuhr das junge Mädchen, daß die Gattin des auf einem großen Fuße lebenden Generals eine Georgierin und Fürstin Orbeliani sei. Augenblicklich wurde dieselbe noch mit ihren Kindern aus ihrer Heimat Tiflis erwartet, der General aber bat dringend, Fräulein Wendt möge ihm ihre Bedingungen sofort mitteilen, da der Adjutant, der nach Jekaterinodar zurückkehrte, versprochen hatte, ihm mündlichen Bescheid zu bringen. Laute dieser zustimmend, so würde er das Fräulein bitten, sich spätestens in einer Woche nach Taman zu begeben, das gerade gegenüber von Kertsch auf der asiatischen Seite des Schwarzen Meeres liegt. Dort würde sie einen Reisewagen mit bewaffneter Begleitung vorfinden, die sie sicher nach Jekaterinodar in seine Behausung bringen würde.

„Mein Himmel, ist denn bei dieser Reise von irgend welcher Gefahr die Rede?" fragte Marie erstaunt, als Frau Jelipoff ihr diese Mitteilungen gemacht hatte.

„O, nicht eigentlich von Gefahr," versicherte der Offizier, nur sei der erst kürzlich unterworfene Kaukasus noch nicht ganz beruhigt, es fänden noch immer sogenannte „Expeditionen" statt, das heißt Kampfzüge gegen aufrührerische Tscherkessen, und so müsse man für das Geleit einer Dame doch eine bestimmte Fürsorge üben.

Marie mußte lachen, als Frau Jelipoff dieses vorsichtig auf russisch gemachte Zugeständnis übermittelte, während der Adjutant sie prüfend und besorgt auf den Eindruck hin ansah, den es ihr machen würde. O, was dachte er nur von der deutschen Jungfrau, ihrem Thatendurst, ihren auf das Neue, noch nicht Dagewesene gerichteten Wünschen!

Alles, was sie bisher von ihrer neuen Stellung vernommen, trug ja jenen exotischen Zauber, nach dem sie so brennend verlangt hatte, an sich und die Vorstellung eines Kosaken-Hetmans als Familienhaupt, einer georgischen Fürstin als Mutter

ihrer künftigen Zöglinge, als künftiger Aufenthalt Asien, als Zubehör Tscherkessen, bewaffnete Begleitung auf der Reise, das war ja ein ganzes Gedicht für ihre thörichte und geschäftige Phantasie!

Nur einmal in ihrem Leben, als das Schiff sie im Frühling in den Kaukasus führte, war ihr ein ähnliches Wonnegefühl durch Leib und Seele gegangen, hatte sie eine solche Springkraft in die Höhe getrieben, wie in diesem Augenblick, als sie auf ihrem Zimmer, dem Wunsche des wartenden Adjutanten folgend, ihre Bedingungen für den General zu Papier brachte. Ein Glück, daß ihr die lebenskluge Frau Jelipoff zugeflüstert hatte, sie solle vierhundert Rubel Gehalt fordern, denn sie für ihre Person wäre ohne jegliches Gehalt aus reiner Freude, Interessantes zu erleben, ihre Briefe künftig von einem anderen Weltteil aus adressieren zu können, nach Jekaterinodar gegangen! Endlich, endlich war denn auch das kleine Billet fertig und dem Kosakenoffizier eingehändigt, welcher sich damit sofort und mit der Versicherung empfahl, das Fräulein würde schon in wenigen Tagen Antwort erhalten.

Seine Voraussage erfüllte sich. Der General Petroff erklärte sich mit allem einverstanden und die nötigen Reisevorbereitungen geschahen in aller Eile. Nur einmal nach dem großen Ereignis sah noch Marie ihre Freundin Helene, welche ihr freudestrahlend mitteilte, daß Frau Karpownas Prophezeiungen sich auch bei ihr erfüllten und daß sie im Begriff sei, in die Heimat zurückzukehren.

„Und so wenden Sie in der That dieser phantastischen Fremde den Rücken, Helene, ohne etwas anderes erreicht zu haben, als die Stütze von Madame Bär in ihrem Sprachinstitut gewesen zu sein, und kehren ohne große Eindrücke von Menschen und Gegenden wie ein gutes kleines Mädchen in die gewohnten Alltagsgeleise zurück?“ fragte Marie verwundert.

„Eines schickt sich nicht für alle,“ lautete die feste Erwiderung. „Ich habe es längst eingesehen, daß es ein Irrtum war, Ihnen, liebe Marie, im Feuer der Begeisterung nach Kertsch gefolgt zu sein. Hier bin ich eine entwurzelte Pflanze, welche nicht die ihr nötigen Daseinsbedingungen finden kann und für deren verfehlte Existenz Sie sich zum Überfluß noch verantwortlich fühlen. Glauben Sie mir, nur auf dem teuren Heimatboden werde ich mich wieder als voller, ganzer Mensch fühlen und glücklich sein und glücklich machen.“

„Ja, wenn Sie so empfinden, ist gegen Ihren Entschluß nichts einzuwenden, liebe Helene, und ich kann nur bestätigen, daß Sie das Rechte gewählt haben,“ schloß Marie ihre Rede mit einem herzlichen Kuß. —

Es war in der Frühe des Morgens — der Abschied von der Familie Jelipoff hatte schon am Abend vorher stattgefunden — als die gute Madame Bär Marie Wendt mit mütterlicher Güte aufs Dampfschiff geleitete und sich mit tausend herzlichen Wünschen von ihr trennte. Die Meerfahrt dauerte nur kurze Zeit, denn, wie gesagt, Kertsch gerade gegenüber liegt Taman oder Orpiri, wie es auch genannt wird, und dort beginnt die Kubansteppe und dort erwartete sie der vom General Petroff gesandte Reisewagen mit dem bis an die Zähne bewaffneten Kosakenunteroffizier, der wie alle kaukasischen Kosaken die malerische Tscherkessentracht trug.

Erst jetzt fiel es Marie schwer aufs Herz, daß sie nur über einen ganz geringen Vorrat russischer Worte verfügte, wie Thee, Brot, Butter, schlafen, essen und trinken. Nun, da hieß es gute Miene zum bösen Spiel machen und die wenigen Vokabeln so geschickt wie möglich verwenden.

Der Weg, den der Wagen eingeschlagen hatte, führte direkt durch die Steppe, die freilich im Frühling ihr buntes Blumenkleid trug, aber jetzt — es war Ausgang September — nur verdorrtes Gras zeigte. Im Anfang gab es noch runde, niedrige Hügel, die nur spärlich bewachsen waren; dann und wann kam auch noch ein Wäldchen oder ein Dorf mit einem Herrenhause und einem hübschen Garten, aber bald lag das alles hinter ihnen und nur die unbegrenzte, unübersehbare Steppe dehnte sich vor ihnen aus. Ein wolkenloser, hellblauer Himmel, einer großen Glasglocke gleich, spannte sich darüber aus, und es war schon eine wohlthuende Unterbrechung fürs Auge, wenn in der Entfernung Trappen sichtbar wurden. Am ersten Tage begegneten sie in dieser herzbeklemmenden Einsamkeit einem ganzen Trupp Tscherkessen, bei dessen Anblick Marie das Herz bis an den Hals schlug. Jedoch ein kurzer Wortaustausch zwischen dem Kosakenunteroffizier, welcher neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, und der Trupp ritt ruhig weiter. Hatte sie wohl recht verstanden, daß der Unteroffizier den Tscherkessen bedeutet, sie gehöre zum Hause des Atamans und daß man sie darauf, respektvoll grüßend, ruhig hatte weiterziehen lassen?

Marie hatte sich um die Stunden nicht weiter gekümmert; wenn sie Hunger empfunden, hatte sie aus ihrer großen Vorratstasche gespeist; wenn der Blick auf die endlose Steppe sie ermüdet, die Augen geschlossen, aber jetzt ging die Sonne unter, und ein kühler Wind machte sie frösteln. Die letzten Strahlen des Tagesgestirns glitten in breiten Purpurstreifen den Himmel hinab; goldig getönte Wölkchen, die immer kleiner und kleiner wurden, breiteten sich an der Stelle aus, wo die Sonne hinabgesunken war, und nun hielt auch der Wagen vor einem schrecklich primitiven Hüttchen, einer sogenannten Poststation. Nur mit Mühe machte ihr militärischer Geleitsmann Marie begreiflich, daß es nicht geraten wäre, bei Nacht zu reisen, und so mußte sie wohl oder übel in der schrecklich kleinen Hütte der Poststation auf einer hölzernen Bank übernachten. Freilich entschloß sie sich nicht so bald, das wenig verlockende Lager aufzusuchen, sondern trug bei einem trübe brennenden Talglicht an einem wackeligen Tisch die Ereignisse des letzten Tages in ihr Tagebuch ein, als plötzlich durch die zerbrochene Scheibe des kleinen Fensters eine schwarze Katze draußen aus der schwarzen Nacht zu ihr ins Zimmer sprang. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang das Mädchen empor und starrte dem unerwarteten Gast in die grünlichen

phosphorescierenden Augen. Der aber schien gar nicht Miene zu machen, das behagliche, vielleicht lange bekannte Quartier aufzugeben, sondern rollte sich zu einer Kugel zusammen und begann gräßlich zu schnurren. Das aber wurde Marie zu viel, und da sie die Katze weder durch Händeklatschen, Drohen und Scheuchen bewegen konnte, ihren Rückzug auf dem Eintrittswege, nämlich durch die zerbrochene Scheibe, zu nehmen, schritt sie auf die Thür zu, um sie zu öffnen und das Tier dort hinauszulassen. Wie erstaunte jedoch das junge Mädchen, als die Thür dem Druck ihrer Hand widerstand und sich trotz aller Anstrengung nicht öffnen ließ! Eine seltsame Beklemmung überfiel sie. Mein Gott, war sie denn eingeschlossen, eine Gefangene? Sie zog den Schlüssel heraus, spähte durchs Schlüsselloch und sah dabei zu ihrer unaussprechlichen Verwunderung, daß ihr bewaffneter Kosak tief schlafend, aber den aus der Scheide gezogenen Dolch in der Hand haltend, quer davor lag. Marie wußte sich nun freilich wohl bewacht, aber zum ersten Mal kam ihr die ganze Situation und die Reise durch die unwirtliche Steppe doch recht unheimlich vor.

Ihre nächste Sorge war jetzt, die schwarze Katze zu veranlassen, das Zimmer auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, auch wieder zu verlassen, und dann das kleine Fenster mit Hilfe ihres zusammengerollten Regenmantels gegen weitere Invasion zu verstopfen. Erst als das nach Wunsch geschehen, streckte sich die junge Reisende auf das harte Lager der Holzbank aus, legte sich ihren Reisesack als Kopfkissen unter und deckte sich mit ihrem Plaid zu. Jedoch, obwohl jetzt tiefe, ungestörte Stille in dem kleinen Häuschen herrschte, konnte Marie doch lange keinen Schlaf finden. Zu eigenartig waren die Bilder, welche am Tage an ihr vorübergezogen waren, zu absonderlich die nächtliche Situation in der einsamen Steppe mit dem bewaffneten Kosaken vor ihrer Thürschwelle, um darüber ohne weiteres zur Tages- oder vielmehr Nachtordnung überzugehen! Ach, wenn sie das daheim ihrem teuren Bruder Ernst erzählen würde, der so oft gesagt hatte, angesichts der Schwierigkeiten werde sie ihr gepriesener Wagemut schon verlassen! Wenn er sie nur heute sehen, das ruhige Klopfen ihres Herzens konstatieren könnte, gewiß, er würde ihr seinen Verdacht abbitten. Ach, das Dasein war ja so interessant, das schwellende Lebensgefühl ihrer Jugend so berauschend, und die Welt, die weite Welt, in die sie vertrauensvoll ihren Flug wagte, so himmlisch schön! War das nicht die Venus, der Abendstern, der sein rötlich strahlendes Licht durch das kleine Fenster gerade auf ihr hartes Lager sandte? O ja, sie hatte schon weicher geruht, aber froher, erwartungsvoller, gespannter auf das, was der neue Tag bringen sollte, gewiß nicht. Und während sie dem noch so nachsann und alle die tausend holden Möglichkeiten Revue passieren ließ, wurden ihr die Lider schwer und schwerer, sanken immer tiefer und schlossen sich endlich zu tiefem, gesundem, traumlosem Schlaf.

Sobald die Nacht dem Tage wich und die schlafende Natur erwachte, schickte sich auch der nächtliche Wächter an, für die seinem Schutz und seiner Sorge empfohlene junge Dame den Samowar aufzustellen und das Frühstück zu bereiten. Dann wurde angespannt, aufgesessen, und wieder ging es weiter durch die herbstlich traurige Natur, die sich zum Winterschlaf anschickte. Nur die Sonne, welche majestätisch an dem mit weißen flaumigen Wölkchen bedeckten blaßblauen Himmel aufgegangen war, brachte mit dem goldigen Glanz, den sie mitleidig über das gedörrte Gras und einiges niedere Buschwerk warf, etwas Abwechselung in die monotone, trostlos einförmige Landschaft.

Der zweite Tag in der uferlosen Steppe verging Marie viel langsamer als der erste, und die in der Entfernung dann und wann auftauchenden Reitertrupps feindlicher Tscherkessen erfüllten sie nicht mehr mit Furcht, sondern waren eine ersehnte Abwechselung in dem grauen farblosen Bilde, das sie umgab. — Und wiederum ward aus Morgen und Abend ein Tag, und wiederum übernachteten sie im Schutze einer kleinen erbärmlichen Poststation, welche der des vergangenen Abends so auffallend glich, daß Marie sich allen Ernstes fragte, ob sie nicht am Ende im Kreise herumgefahren und zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt wären, bis die diesmal nicht zerbrochene Scheibe und die Abwesenheit der schwarzen Katze sie eines Besseren belehrte.

Als Marie, wegen der empfindlichen Kühle des Morgens fest in ihren Plaid gewickelt, den Wagen wieder bestieg, verkündete ihr der Kosak, indem er den Stand der Sonne zu Hilfe nahm und wiederholt das Wort Jekaterinodar verheißungsvoll aussprach, daß sie heute am späten Nachmittage das ersehnte Reiseziel erreichen würden. Sie fuhr in ihrem freudigen Schreck in die Höhe und ließ einen hellen Jubelruf über die träumende Steppe erschallen, bei dem ein paar kleine graue Vögelchen, echte Bewohner der eintönigen Steppe, zu zwitschern begannen, ein Stückchen weiterflatterten und dann plötzlich im Fluge untertauchten.

Je näher sie dem Reiseziel kamen, je schwerer ward das Herz des Mädchens, je lebhafter arbeitete ihr Geist und ihre Einbildungskraft. Wem würde sie in der exotischen Fremde begegnen; welcher Art mochten die Menschen sein, mit denen sie in so nahe Berührung treten sollte, wie die Kinder, die ihr zum Unterricht anvertraut wurden? Tausend Fragen zuckten in ihr empor und beunruhigten sie, da sie sich außer stande fühlte, auch nur eine einzige derselben zu beantworten.

Es war ein schöner Herbstnachmittag, als sie endlich in Jekaterinodar einfuhr, dessen baumbepflanzte Straßen und Gärten vor den kleinen einstöckigen Häusern ihr einen sehr freundlichen Eindruck machten. Sie bog endlich durch ein stattliches, weit geöffnetes Gitter in einen geräumigen großen Hof ein, wo ihr erster Eindruck ein hübsches lebensvolles Bild war.

Auf einem weiten niedrigen Perron des ebenfalls einstöckigen, aber sehr ausgedehnten und stattlichen Gebäudes, das sich die Residenz oder das Kronquartier des Atamans nannte, standen drei weibliche, hell und elegant gekleidete Gestalten. Neben ihnen

bewegten sich mehrere Offiziere; alle jedoch schienen damit beschäftigt, Reitpferde zu mustern, die einige Kosaken ihnen unter der Leitung eines hochgewachsenen, sehr schönen, sehr eleganten Offiziers vorführten. Marie fiel bei dieser bewegten Scenerie ein Bild in ihres Großvaters Zimmer ein, das einen ähnlichen Vorgang darstellte und ihre Kinderphantasie mächtig beschäftigt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß es sich dort um einen italienischen Schloßhof handelte, über dessen Mauern Pinien und Cypressen nickten, in deren Schatten sich Gestalten bewegten, welche die malerisch-kostbare Tracht der Renaissance trugen. Merkwürdig, durch welche Ideenverbindung der altitalienische Schloßhof mit seinen farbenprächtigen Gestalten so deutlich in ihre Erinnerung trat, während hier im fernen Osten ein so modernes, sonniges, high life-mäßiges Bild sie empfing, bei dessen Anblick sie ihre verstaubte, zerdrückte und durch die lange Wagenfahrt arg mitgenommene Toilette beschämend empfand. Dennoch galt es, der großen Gene, welche sich ihrer wie eine Art Lähmung zu bemächtigen drohte, Herr zu werden und sie erfolgreich zu bekämpfen.

Die Ankunft des Reisewagens, welcher vor dem Perron hielt, richtete die Aufmerksamkeit aller auf die Darinsitzende. Marie sprang schnell entschlossen heraus und schritt dem mittelgroßen, mittelalterlichen, ziemlich korpulenten General entgegen, der ein paar Schritte auf sie zu gekommen war. „Vous parlez français, monsieur?“ rang sich mühsam aus ihrer trockenen Kehle. Wie aber ward der Armen, als ihr zur Erwiderung die einzige russische Redensart, die sie selbst geläufig sprach, das „No ët, ni gavarou“: „Nein, ich spreche es nicht,“ als Antwort entgegenschallte. Marie wandte sich zu der ganz weiß gekleideten, tief brünetten Dame mit schon etwas ermüdeten, schlaffen Zügen, in der sie die Generalin Petroff vermutete, mit derselben Frage und erhielt dieselbe Antwort. O, welch ein Anfang! Beide Eltern kein Wort einer Sprache sprechend, die sie, außer Deutsch und Englisch, einzig verstand, beide Eltern nur über Russisch gebietend, in dem sie, außer dem angeführten, keinen zusammenhängenden Satz sagen konnte. Das war doch hart und fiel ihr centnerschwer aufs Herz. In diesem peinlichen Augenblick ergriff die Generalin Maries Hand und führte sie zu ihrer etwa siebzehnjährigen Tochter als derjenigen, mit der sie sich einzig verständigen könne. Diese hatte ihre Erziehung in dem Tifliser Institute soeben vollendet und kam der sich Nahenden mit einem bleichen, nicht besonders hübschen Gesicht entgegen, aus dem aber zwei große, schwarze, ernste und sanfte Augen sie ermutigend anlächelten.

In geläufigem Französisch begrüßte sie Marie und bemerkte verständnisvoll, daß wohl ihr Hauptwunsch in diesem Moment darin bestehe, ein erfrischendes Bad zu nehmen.

„Du ahnungsvoller Engel Du,“ flüsterte Marie auf deutsch und folgte dann bereitwillig der Voranschreitenden, welche sie in ein kleines, nach der Straße gelegenes Zimmer führte.

„Das hat Mama für Sie bestimmt, mein Fräulein,“ sagte die Haustochter und öffnete dann einen noch kleineren, daran stoßenden Raum, welcher — o Wonne! — eine in den Fußboden eingelassene Badewanne und eine Douche enthielt.

„Sie sind mein guter Geist, liebes Fräulein —“

„Sonni,“ ergänzte das junge Mädchen lächelnd, „denn ich hoffe doch, daß Sie mich bei meinem Vornamen nennen werden.“

„Gern, sehr gern, wenn Sie es gestatten,“ versicherte Marie, fügte dann aber sogleich hinzu: „Nun sagen Sie mir aber erst, wie Sie sofort meinen brennenden Wunsch errieten, vor allen andern Dingen ein Bad zu nehmen?“

Ein melodisches Lachen, das sie dem ernsten, jungen Gesicht gar nicht zugetraut hatte, antwortete ihr. „Nun,“ sagte Sonni oder Sonnita, wie sie von ihrer Mutter genannt wurde, „eines gar großen Scharfblicks bedurfte es dazu doch nicht, wenn man unsere Steppe kennt und weiß, daß man dieselbe einige Tage durchreist und in den entsetzlichen kleinen Poststationen übernachtet hat. Zudem sprachen Ihre Augen eine nicht mißzuverstehende Sprache, als Sie beim Aussteigen einen Blick auf Ihre ein wenig chiffonierte Toilette warfen und gleich darauf doch so mutig erst Papa und dann Mama interpellierten.“

„O, über die garstigen, verräterischen Augen,“ bemerkte Marie, „denen ich das Handwerk legen werde, so indiskrete Dinge auszuplaudern!“

„Bitte, nein, thun Sie das nicht,“ rief Sonni lebhaft, „es sind so liebe, wahrhaftige, vertrauenerweckende Augen, die sich mit dem ersten Blick in mein Herz stahlen.“

„Kleine Schmeichlerin!“ bemerkte Marie, die sich inzwischen ihrer Handschuhe und ihres Hutes entledigt hatte, „nun aber habe ich nur noch ein Interesse, für mein Bad und die Douche.“

„Gut,“ erwiderte die Haustochter, „so überlasse ich Sie dem feuchten Geschäft, und möchte nur noch bemerken, daß wir die Abendmahlzeit ebenso wie das Mittagessen gemeinschaftlich mit sämtlichen Adjutanten meines Vaters im großen Saal und zwar um neun Uhr einzunehmen pflegen. Wenn Sie sich jedoch heute nach der anstrengenden Reise zu ermüdet fühlen sollten, um daran teilzunehmen, so will ich gern dafür sorgen, daß Ihnen das Souper hier in Ihrem Zimmer serviert wird,“ schloß Sonnita.

„Sie sind ein Engel,“ sagte Marie, „und ich nehme Ihren gütigen Vorschlag dankbar an, denn ich fühle erst jetzt, wie gerädert und zerschlagen ich eigentlich bin.“

Den Abend verwandte das neue Mitglied des Hauses, nachdem es das ersehnte Bad genommen hatte, dazu, sich das im Erdgeschoß gelegene Zimmer so gemütlich wie möglich zu machen. Es war nur ein kleiner, einfenstriger Raum, in welchem ein Bett, eine Kommode, ein Schreibtisch, ein Bücherschrank und — nicht zu vergessen — ein großer, bequemer Lehnstuhl am Fenster Platz fand. Von diesem traulichen Plätzchen aus konnte man die breite, freundliche, mit Platanen besetzte Straße ganz überschauen. Freilich hatte das Laub dieser Kinder des Südens schon einen hellen Goldton angenommen, und wenn

der Wind einmal jäh durch die Straße fuhr, entführte er auf seinen Schwingen eine ganze Menge Blätter, welche sich gleich goldgelben Kanarienvögeln in der Luft herumtummelten.

Von diesem kleinen Heim nahm Marie Besitz und drückte ihm den Stempel ihrer Individualität auf. Aus der Tiefe des Koffers wurden ihre persönlichen Bücher ausgepackt und zu den vorhandenen in ein besonderes Fach gestellt. Auf der Kommode thronte in einem hübschen Rahmen die gelungene Photographie ihres Lieblingsbruders Ernst, und über dem Schreibtisch befestigte sie ein altes Daguerreotypbild, welches den Beschützer und Leiter ihrer ersten Jugend, ihren Großvater mütterlicherseits, darstellte. Derselbe entstammte einem alten Grafengeschlecht, hatte jedoch als evangelischer Bischof den Adel niedergelegt, da er meinte, diese Standesbezeichnung schicke sich nicht für einen Diener der Kirche.

„So," schloß sie den Monolog, den sie bis dahin in Gedanken gehalten, mit halber Stimme, „nun ist's traulich um mich herum, und nun kann ich auch im fernen Asien zu meinen Penaten beten, die mich bis jetzt so freundlich geschützt und in dies Haus geführt haben."

Drittes Kapitel.

Eine neue Bühne mit neuen Gesichtern.

Es war für Marie ein wonniges Erwachen in dem bequemen Bett und dem behaglichen Zimmer, das sie beim ersten Anblick liebgewonnen hatte. Ihr Schutzgeist von gestern, Sonnita Petroff, machte sie mit ihren drei jüngern Geschwistern bekannt, von denen die beiden älteren, ein zwölfjähriger Knabe Namens Gregor, und ein zehnjähriges Mädchen Lise, ihr zum Unterricht anvertraut werden sollten. Mit dem Feuereifer, der ihr in allen Lebenslagen eigentümlich war, machte sie sich an ihre Aufgabe, die sich auf drei Unterrichtsstunden von neun bis zwölf beschränkte. Am Nachmittage mußten die Kinder unter ihrer Aufsicht selbständig ihre Lektionen für den folgenden Tag machen. Dies und englische Stunde, welche sie täglich der siebenzehnjährigen Sonni gab, machte ihr ganzes Tagewerk aus.

Es waren gut geartete, jedoch sehr verzogene und weder an regelmäßigen Unterricht noch an verständigen pädagogischen Einfluß gewöhnte Kinder, diese beiden ihrer Obhut anvertrauten Sprossen des Petroffschen Ehepaars. Der Knabe Gregor, genannt Grine, war faul, unendlich faul, verfügte aber über gesunden Mutterwitz und einen humoristischen Zug, der Maries dafür nur allzu empfänglichen Sinn im entscheidenden Moment oft entwaffnete. Das kleine nicht hübsche Mädchen war entschieden intelligent und aufgeweckt, aber die neue Erzieherin hatte wenigstens in der ersten Zeit viel mit ihrem Eigensinn und ihrer Laune zu kämpfen.

Das jüngste Nesthäkchen, nur mit der kosenden Abkürzung Nine genannt, stand noch ganz unter der Obhut ihrer Bonne und war der ausgesprochene Liebling der Eltern, das erklärte Spielzeug der Geschwister und des ganzen Hauses. Mit diesen äußeren Umrissen ihrer neuen Stellung machte sich Marie gar bald bekannt, und sah nun mit einiger Spannung der gemeinsamen Mahlzeit, welche alle Hausgenossen vereinigen sollte, entgegen.

Um zwei Uhr wurde die neue Erzieherin von einem der Diener, die wie in allen großen russischen Häusern im Überfluß vorhanden waren, zu Tisch gerufen. Noch einen Augenblick, bevor sie dem Rufe folgte, trat Marie vor den Spiegel und musterte ihre Toilette. Das hellgraue Kaschmirkleid, das durch einen hellrosa Seideneinsatz hübsch und freundlich verziert war, ließ die schlanke, hübsch gewachsene Gestalt vorteilhaft erscheinen, „und mit dem Rest," meinte die Beschauerin halblaut und achselzuckend, indem sie ihrem Spiegelbild eine Grimasse schnitt, „ist nun einmal nichts anzufangen. Die Züge bleiben allen Schönheitsgesetzen zum Trotz unregelmäßige, und man begreift es nicht, daß die braunen Augen quand même so unverwüstlich lustig in die Welt blicken."

Damit zog sie noch eine Locke etwas tiefer in die Stirn, gab ihrer Schleppe mit dem Absatz des rechten Fußes einen kleinen Stoß und schritt zur Thür hinaus, wo die Tochter des Hauses sie schon erwartete.

„Ich dachte, es würde Ihnen lieb sein, Fräulein Marie, wenn ich Sie zum ersten Mal zu Tisch begleitete, wo für Sie ja alle Menschen wildfremde sind."

„Darin beruht ihr Hauptreiz," erwiderte fröhlich das junge Mädchen, „denn Sie ahnen gar nicht, welchem Columbus auf psychologischem Gebiete Sie gegenüberstehen, Fräulein Sonnita."

So schritten denn die beiden durch eine Reihe prächtiger Gemächer, welche alle auf Kosten der Krone möbliert waren und von deren Wänden die lebensgroßen Bildnisse des verstorbenen und regierenden Zaren, ebenso wie das des Thronfolgers, auf sie herniederschaute. Den großen Speisesaal, den sie jetzt betraten und wo sich in Diner-Toilette die Gesellschaft versammelte, umgab eine Galerie, die nur für das Orchester bestimmt war und von wo, nach der einleitenden russischen Nationalhymne, wahrhaft elektrisierende Tanzweisen erschallten.

„Papa legt auf Musik viel Gewicht," flüsterte ihr Sonnita zu. „Zuweilen haben wir auch statt der Kapelle ausgebildete und auserlesene Sänger hier, die uns das Mittagessen mit ihren Vorträgen verkürzen."

Der Eintritt der jungen Damen brachte eine allgemeine Vorstellung sämtlicher Kavaliere zuwege, die sich alle zu dem neuen Hausmitgliede drängten, und die ihr der General sämtlich in russischer Sprache präsentierte. Erst nach dieser Ceremonie nahm ein jeder seinen Sitz ein und das Diner begann.

Marie, die zu ihrem großen Bedauern von der allgemeinen russisch geführten Konversation ausgeschlossen und, wenn die Tochter des Hauses nicht mit ihr sprach, zum Stillschweigen verurteilt war, beobachtete ihre Umgebung mit frischem, regem Interesse.

Da war also in erster Linie die Generalin

Petroff, geborene Fürstin Orbeliani, die sich in ihrem weißen, mit feinen Goldfäden durchzogenen Gewande wie ein wundervolles Bild ausnahm und in jeder Bewegung eine geradezu bezaubernde Grazie entwickelte. Wenn sie nicht sprach, nahmen ihre Züge einen elementaren, träumerischen Ausdruck an, der einen auffallenden Gegensatz zu dem klugen, praktischen, gutmütigen Gesicht ihres Gatten bildete. Zur linken Seite der Hausherrin saß derselbe hochgewachsene, schöne Offizier, der Marie schon bei ihrer Ankunft im Hofe aufgefallen, und ihr jetzt von dem General als sein persönlicher Adjutant und Pole vorgestellt worden war. Monsieur Albertoff machte den Eindruck eines intelligenten, temperamentvollen, gewandten Mannes, der als intimer Hausfreund von dem Ehepaar verwöhnt, von den Kindern angebetet wurde und dem gegenüber einzig und allein Sonnita eine reservierte, um nicht zu sagen, feindselige Haltung beobachtete.

„Unsere neue Gouvernante ist nicht hübsch," bemerkte die Generalin zu ihrem Nachbar, nachdem sie einen langen, prüfenden Blick über Maries Erscheinung hatte gleiten lassen.

„‚Schlimmer als das,' würde der Franzose sagen," erwiderte Albertoff, indem er seine Augen forschend auf sie richtete. „Sie ist sehr gut gewachsen, hat schöne, lebhafte Augen, und die unregelmäßigen Züge verraten einen hervorragenden, ja, ich möchte behaupten phänomenalen Intellekt. Natürlich muß, um denselben zu beherbergen, die Stirn etwas über das herkömmliche Maß hinausgeweitet sein, und der Mund, welcher so häufig über menschliche Thorheit zu lachen hat, ist auch über die gesetzliche Schönheitslinie entwickelt, aber das giebt ihr gerade den eigentümlichen charme, der sie von all den anderen Weiberchen unterscheidet."

Die Fürstin warf ihrem Nachbar einen erstaunten Blick zu, fühlte sich aber für den Gegenstand des Gesprächs zu wenig interessiert, um ihre apathische Reserve aufzugeben; der General jedoch drohte dem Sappeur-Offizier lächelnd mit dem Finger und sagte: „Ei, ei, Albertoff, was würde denn die Frau Mama dazu sagen, wenn der einzige Sohn hier in Jekaterinodar sein Herz verliert?"

Über das Antlitz seiner Gattin glitt ein undefinierbares Lächeln, aber Albertoff brach das Gespräch in seiner leichten Art ab und fragte die älteste Tochter des Hauses, ob sie mit der gestern getroffenen Wahl ihres Pferdes zufrieden sei.

„Ich habe es noch nicht versucht," lautete die kühle, ablehnende Antwort, „und möchte es auch erst thun, wenn Papa mich und Grine heute nachmittag mitnimmt. Würdest Du es thun, Papa?"

„Ja, mein kleiner Angsthase, denn Grine wird mir ja so wie so keine Ruhe lassen, bis er den Pony probiert hat."

Man war jetzt mit dem Dessert fertig geworden und die Generalin hob die Tafel auf. Es war für Maries schönheitsdurstige Augen ein wahrer Hochgenuß, zu sehen, wie die echte, typische Georgierin vermöge ihrer angeborenen Grazie und natürlichen Distinktion des Wesens alle ihr bekannten grandes dames der russischen Gesellschaft beschämte. Die Art, mit der sie allen nach russischer Sitte für die genossene Mahlzeit Dankenden begegnete, die graziöse Güte, welche doch das grand air der vornehmen Dame nicht ausschloß, mit welcher sie auch die Fremden und Schüchternen zum Sprechen brachte, war für Marie ein entschieden ästhetischer Genuß.

„Nun," sagte Sonni, indem sie ihren Arm in den von Marie schob, „nun wollen wir sofort meine ungeübte Zunge auf englisch prüfen, damit Sie sich überzeugen, wie gering meine Kenntnisse in dieser Sprache sind. Wenn wir damit fertig sind, wird für Sie die Theestunde und für Grine und mich der Moment zum Ausreiten geschlagen haben."

So geschah es auch. In Maries kleinem Zimmer wurde die erste englische Lektion erteilt, die aber mit solchem Feuereifer, in einer so fortreißenden, elektrisierenden Weise gegeben wurde, daß das blutarme, auffallend bleiche Antlitz Sonni Petroffs sich leise rötete und die sanften großen Augen, die so phlegmatisch und temperamentlos in die Welt schauten, einen neuen ungekannten Schimmer annahmen. Wie im Fluge war eine Stunde vergangen, und Lehrerin und Schülerin fuhren gleichmäßig erstaunt empor, als derselbe Diener, welcher zum Diner gerufen, leise anklopfte und die Theestunde verkündete.

„Wie ist das nur möglich?" rief Sonni erstaunt, „mir ist's, als hätten Sie eben erst begonnen, Fräulein Marie! Nun will ich aber ganz schnell in meine blaue Amazone schlüpfen, sonst wird Papa ungeduldig, und Sie, liebes Fräulein, folgen inzwischen dem Diener zum Thee."

Das Zimmer, in welchem man denselben einzunehmen pflegte, stieß an den Speisesaal, lag jedoch nicht, wie jener, in der Hauptreihe der nach der Straße führenden Zimmerflucht, sondern seine drei Fenster gingen alle nach dem schon erwähnten prächtigen großen Hofe. In dieser Jahreszeit, wo man sich schon auf den Winter rüstete, hatten sämtliche Palmen und exotischen Gewächse, welche den Sommer hindurch im Freien standen, in dem großen, luftigen und sonnigen Raume Unterkunft gefunden und ihn gewissermaßen zum Wintergarten umgeschaffen. Hier, unter einer saftig grünen Farre, welche ihre feinen Wedel über ihr wundervolles, reiches, nachtschwarzes Haar ausstreckte, lehnte die Generalin Petroff in einem niedrigen Sessel und lieh der Unterhaltung zweier Regimentsdamen, welche die Empfangstunde kannten, ein zerstreutes Ohr. Jedoch auch in dieser Haltung — sie war wie beinahe immer unthätig und ließ nur einen Tschotky*) von Korallen durch ihre schlanken Finger gleiten — bewahrte sie ihre elementare, bezaubernde Grazie, welche sie zu einer der populärsten Persönlichkeiten machte und ihr besonders die Bewunderung der Männer eintrug.

Marie war an das geöffnete Fenster getreten, durch das der Wind eine blutrote Ranke wilden Weins, der dasselbe umspann, ins Zimmer trieb, und tauschte einen Gruß mit Sonni, welche sich in ihrem

*) Tschotky heißt Rosenkranz. (Anmerk. d. V.)

dunkelblauen Reitkleide mit Hilfe des Polen soeben in den Sattel schwang.

„Mein Himmel,“ dachte Marie, „ob er dem bleichsüchtigen, apathischen Mädchen nicht doch gefährlich wird, dieser schöne Mann mit der stattlichen Figur, den feurigen Augen und dem reizend seelenvollen Lächeln? Und doch ist sie kalt, abwehrend gegen ihn, auch in diesem Augenblick, wo sie seine ritterlichen Dienste beinahe widerstrebend anzunehmen scheint! Rätsel, die man nicht ergründen kann, um so weniger, da man die Sprache, die gesprochen wird, nicht versteht.“

In diesem Moment stürmte der einzige Sohn des Hauses, Gregor, eine Reitpeitsche in der Hand haltend, ins Zimmer und rief seiner Mutter zu, sie möchte doch ans Fenster kommen und achtgeben, wenn er jetzt den neuen Pony, der übrigens ein wilder, ungezogener Racker sei, reiten würde.

„O Grine,“ stammelte die Generalin, deren ausgesprochener Liebling dieser Knabe war, „mache ums Himmels willen keine halsbrecherischen Kunststücke mit dem Dir noch unbekannten Tier; Du weißt, daß ich sonst vor Angst sterbe!“

Gregor jedoch war schon aus dem Zimmer auf den Hof gestürmt und hatte sich mit einem kühnen Satz in den Sattel geschwungen, um seinen Vater, Sonni und den Sappeur-Offizier, die soeben durch das Hofthor auf die Straße geritten waren, einzuholen. Der Pony hatte freilich bei dieser unerwartet plötzlichen Besitznahme mit beiden Hinterfüßen ausgeschlagen und den Versuch gemacht, seinen jugendlichen Reiter in den Sand zu schleudern; der aber war auf dieses Manöver vorbereitet, zog ihm zur Strafe ein paar Hiebe mit der Reitpeitsche über, saß aber, da er einen vorzüglichen Schenkelschluß hatte, unbeweglich auf dem sich sträubenden und bockenden Tiere.

„Nehmen Sie sich mit dem Pony in acht, Grine,“ rief Albertoff, der ein ausgezeichneter Reiter war, dem Knaben zu, „er ist, wie mir scheint, ein heimtückischer Gesell und wird Ihnen die paar Jagdhiebe nachtragen.“

„Ach was,“ lachte der Knabe, „er wird schon merken, daß ich kein Neuling bin und die Versuche, mich abzuschleudern, allmählich aufgeben. Wo reiten wir denn aber eigentlich hin? Papa will doch nicht etwa an das jenseitige Ufer des Kuban, um sich von den Tscherkessen gefangen nehmen zu lassen?“

„Es scheint beinahe so,“ erwiderte Albertoff trocken, indem er seinem Pferd die Sporen gab und wie ein Pfeil Vater und Tochter, die soeben über die breite Brücke des majestätischen Flusses ritten, nachjagte. Es hatte sich jedoch nur um eine Besichtigung der Brücke gehandelt, von der ein Baumeister behauptete, sie würde einem etwaigen starken Eisgange nicht standhalten, und nachdem der General die Pfeiler und Eisbrecher geprüft und alles in Ordnung gefunden hatte, wandte er mit seiner Tochter um und ritt auf der Seite, wo Jekaterinodar lag, zurück.

„Wo ist nur Grine geblieben, ich dächte doch, er folgte uns zu Anfang,“ bemerkte Sonnita, als die Pferde in schlankem Trabe den prachtvollen Reitweg, welcher am diesseitigen Ufer des Kuban entlang führte, einschlugen.

„Ja, wo ist wohl der Junge?“ fragte nun auch seinerseits der General, indem er sein Pferd anhielt und rückwärts schaute.

Bei der ersten Bemerkung des jungen Mädchens war es dem Offizier schwer aufs Herz gefallen, daß er, als er den beiden nachritt, den Knaben ganz aus den Augen verloren und ihn mit dem tückischen, unbekannten Tier allein gelassen hatte. Er hob sich ein wenig im Sattel in die Höhe und hielt sofort nach allen Richtungen hin Umschau. Da bemerkte er denn auch, daß der Pony statt des Reiters die Führung übernommen hatte. Grine saß allerdings noch immer fest im Sattel, aber gerade dieser Umstand schien das trotzige Tier zu reizen, welches, wohl einsehend, daß es seinen Reiter nicht abschütteln konnte, die Sache auf eine andere Art versuchte. Wütend nahm es den Zaum zwischen die Zähne, spottete jeder Lenkung und ging mit gesenktem Kopf toll und blind dem heimatlichen Stalle zu.

Gleich einem Blitz zuckte es durch das Hirn von Albertoff, daß die Stallthür beim Fortreiten geöffnet gewesen war, und daß der nachlässige Reitknecht dieselbe, wie schon öfter, vielleicht noch nicht geschlossen habe. Wenn Grine aber nicht die Gewalt über den Pony gewann und der eigensinnige Racker so blind und toll fortstürmte, dann lag die furchtbare Gefahr nahe, daß er sein Ziel erreichte, der junge Reiter aber bei diesem rasenden Tempo die Besinnung verlor und ehe er sich noch bücken oder platt über das Pferd werfen konnte, von der niedrigen Stallthür rettungslos geköpft wurde.

In dem Moment, als dieser gräßliche Gedanke sich des Offiziers bemächtigte, hatte er auch schon mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit alle Vorkehrungen getroffen, um das drohende Unheil zu verhindern. Während der General und Sonnita ahnungslos ihren Weg den Fluß entlang weiter verfolgten, hatte der energische Mann seinen Berberhengst schon herumgerissen und suchte den Pony, welcher leider einen großen Vorsprung hatte, zu überholen und den Weg abzuschneiden. Dieser jedoch, als er bemerkte, daß er verfolgt wurde, machte unerhörte Anstrengungen, bei denen Gregor, welchem von dem tollen Ritt schon das Blut in den Ohren zu brausen begann, die letzte Herrschaft über das Tier verlor und sich nur noch mit großer Mühe im Sattel erhielt. Erst dicht an dem geöffneten Gatter des Hofes gelang es Albertoff, seinen Osman an dem toll gewordenen Pony vorbei zu bringen. Es war die höchste Zeit, denn der fahrlässige Reitknecht hatte die Stallthür noch nicht geschlossen, und nur wenige Sekunden, bevor der Pony sich anschickte, seinen verhängnisvollen Lauf zu vollenden, parierte der tollkühne Reiter seinen Berberhengst so scharf, daß das edle Tier auf seinen Hinterbeinen zusammenknickte, und fiel dem heranrasenden Pony in die Zügel.

Die Damen saßen noch ruhig plaudernd unter den Palmen des Wintergartens, und durch die schlanken, weißen Finger der Generalin glitten noch

immer geschäftig die hellrosa Korallenperlen ihres Tschotky, als plötzlich der Sappeur-Offizier mit verhängten Zügeln auf den Hof sprengte.

Marie, welche am Fenster lehnte und die milde Herbstluft in gierigen Zügen trank, stieß einen leisen Schrei aus, worauf sich die andern Damen neugierig an die andern Fenster begaben. Nur die Generalin, welche von ihrem Sitz aus den ganzen Hof beherrschte und bei dem Erscheinen Albertoffs nichts Gutes ahnte, blieb, wie durch Schreck in Todesschlaf versenkt, regungslos und unbeweglich sitzen, während ihre sammetfarbenen, schwarzen Augen unnatürlich erweitert den Ritt um Tod und Leben verfolgten. Jetzt aber war dem Polen sein Plan gelungen; jetzt hatte er mit gewaltiger Faust den Pony gebändigt, warf seinem Berberhengst die Zügel über den Nacken, sprang herab und hob in seinen Armen den halb ohnmächtigen und besinnungslosen Knaben vom Pferde. Dem herbeigeeilten Reitknecht rief er noch zu, die überhetzten, schweißtriefenden Pferde abzureiben und in Decken einzuhüllen; dann aber versuchte er, Grine, der immer noch wie ein Trunkener schwankte, zu seiner Mutter zu führen.

Diese kam ihnen schon, gefolgt von Marie, über den Hof entgegen, umfaßte den Knaben und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Mit einer drollig humoristischen Handbewegung umschrieb dieser einen Kreis um seinen Hals und bemerkte mit einem dankbaren Blick auf seinen Retter:

„An dem Pony lag es wahrlich nicht, wenn ich jetzt nicht um einen Kopf kürzer bin.“

„O Grine, mein Liebling, sprich nicht von solcher Möglichkeit!“ flüsterte die Georgierin, indem sie ihre schlanke, wunderbar biegsame Gestalt an die des Knaben schmiegte und ohne weiter ein Wort zu verlieren über seinen Kopf fort ihre Rechte Albertoff reichte, der sie respektvoll an seine Lippen führte. Es war eine stumme Scene zwischen dem schönen, ritterlichen Polen und der graziösen Georgierin, die aber eine Welt von namenloser Angst und leidenschaftlicher Dankbarkeit barg und Marie so fortriß, daß sie, ohne sich Rechenschaft abzulegen, ob sie verstanden wurde oder nicht, französisch ihre Bewunderung der ebenso besonnenen wie ritterlichen That zu dem Adjutanten aussprach. Dieser verneigte sich verbindlich und antwortete im reinsten Französisch, daß er nur eine selbstverständliche Handlung vollbracht habe, die gar keiner Erwähnung wert sei.

Als bald darauf der General und Sonnita von ihrem Spazierritt zurückkehrten, empfing sie die bewegte Kunde des dramatischen Moments, welcher sich vor den Augen der Damen abgespielt hatte, und der heldenmütigen Rettung Grines durch Albertoff. General Petroff ging sofort auf den Offizier zu und schüttelte ihm mit ein paar warmen, erkenntlichen Worten herzlich die Hand, während Sonnita spöttisch die Lippen aufwarf und dem Gefeierten mit einem ablehnenden Achselzucken den Rücken zukehrte.

„Was haben Sie nur gegen den Polen, Sonnita?“ flüsterte ihr Marie halblaut zu. „Man sollte beinahe meinen, Sie haßten ihn, so ablehnend ist Ihre Haltung bei dieser Gelegenheit, wo Sie ihm für Grines Leben doch echten und heißen Dank schuldeten.“

Das junge Mädchen beschrieb mit der Reitgerte einen Kreis in der Luft. „Wenn Sie ihn nur näher kennten,“ sagte sie, „dann würden Sie wissen, daß der ganze Mann aus Eitelkeit zusammengesetzt und seine That keine so hochverdienstliche ist, wie Sie annehmen. Überlegen Sie sich's doch mal, was riskierte er denn groß, wenn er Grine nachjagte und das Reiterkunststückchen vor Mamas und Ihrer aller Augen aufführte?“

„Was aber that Ihnen der Mann, daß Sie seine einfache und natürliche Handlungsweise so häßlich auffassen?“ fragte Marie ernst, während sie ihre lebhaften Augen forschend auf das junge Mädchen richtete, welches die langen Wimpern senkte und sich verlegen abwandte.

Viertes Kapitel.

Der geplante Überfall der Tscherkessen.

Wochen waren seit diesem ersten Tage für die junge Deutsche im Hause des Atamans verflossen. Die sonnigen Herbsttage, welche einen Nachsommerglanz über Jekaterinodar ausgebreitet hatten und die über Wiesen und Felder ausgespannten Netze der Spinnen gleich Filigranarbeit erschimmern ließen, hatten trüben und rauhen Herbsttagen Platz gemacht. Einer Geisterschar ähnelnd, wälzten sich dichte graue Wolkengebilde den Horizont entlang, und die Wellen des Kuban rauschten eintönig und traurig durch die Nebel. Es war die düsterste Jahreszeit, die Zeit des großen Sterbens der Natur, der Übergang zum nahenden Winter, der noch keine einzige helle und lichtvolle Winterfreude zu verzeichnen hat.

Marie war in der neuen Umgebung inzwischen recht heimisch geworden. Der General, ein lebhafter, kluger und energischer Mann, welcher sich so recht nicht denken konnte, daß jemand die einzige Sprache, die er fließend sprach, nicht verstehen sollte, kam von Zeit zu Zeit in das kleine, trauliche Zimmer der neuen Erzieherin. Er erzählte ihr dann lange russische Geschichten, denen sie aus angeborener Höflichkeit mit verständnisvoller Miene lauschte, während sie von Zeit zu Zeit einen russischen Ausruf wie „wirklich“, „nicht möglich“ und dergleichen mehr dazwischen warf. Dies ermutigte den General, immer weiter fortzufahren und zu erklären, daß Fräulein Wendt eine wahrhaft phänomenale Gabe für Sprachen besitze, während sie in der That kaum ein Wort verstanden hatte. Mit der Generalin dagegen blieb es noch immer bei einem sehr freundlich ausgetauschten Morgengruß, und Marie hatte die angenehme Empfindung, daß diejenigen ihrer Umgebung, die sich mit ihr verständigen konnten, einen so vorteilhaften Eindruck von ihr empfangen hatten, daß derselbe ihnen nicht nur Vertrauen und Wohlwollen eingeflößt, sondern daß sie diesen Eindruck auch an den General und die Generalin weitergegeben hatten.

Auch das Diner mit seinen vielen Gästen hatte

jetzt, wo Marie nicht mehr einer gänzlich unbekannten Menge von Erscheinungen gegenüberstand, eine große Anziehung für sie. Fand sie doch Gelegenheit, sich mit dem einen der vier Adjutanten des Generals, einem baltischen Baron Leo Ungern-Sternberg, in deutscher Sprache zu unterhalten. Hochgewachsen, blond und blauäugig, erinnerte er sie an die eigenen Landsleute, während sein Kamerad, ein imeretinischer Fürst Zeretelli, ihr trotz seines schneidigen Wesens entschieden antipathisch war. Er besaß einen hämischen Zug und etwas von einem unerzogenen Jungen, dessen gesellschaftlichen Manieren nicht zu trauen war. Der dritte Adjutant, Herr Jasikoff, ein verheirateter, kinderloser und gutmütiger Mann, machte seiner besseren Hälfte, einer energischen, klugen, aber keinem vornehmen Genre angehörenden Frau, vermöge seines Leichtsinns und seiner Gutmütigkeit viel zu schaffen. Rechnet man zu diesen täglichen Tischgenossen nun noch den der Familie Petroff besonders nahestehenden Polen Albertoff, welcher durch seinen ausgezeichneten Takt, sein elegantes Französisch, seine spirituelle Moquerie und Weltgewandtheit eine durchaus bevorzugte Stellung in diesem Kreise einnahm, so begreift man, daß der Menschensinn, die psychologische Neugierde, die rege Lust an verschiedenen Individualitäten und Charakteren, welcher das deutsche Mädchen in die Fremde getrieben hatte, hier seine reichste Nahrung fand. Es war ihr übrigens eine entschiedene Genugthuung, daß der anerkannte erste Stern des Hauses, der aristokratische Kavalier Albertoff, ohne die geringste Nuance von Courmacherei, einfach gut und nett zu ihr war. Beinahe täglich klopfte er an die Thür des kleinen Gouvernantenzimmers und plauderte vor der Mittagstafel mit ihr, oder auch in der Zeit, wo die Kinder ihre Arbeiten machten, erzählte ihr von seiner angebeteten Mutter in Warschau, ja, las ihr häufig die höchst geistvollen Briefe vor, die er an dieselbe schrieb. Neue französische Bücher, die er ihr brachte und über die sie in unerschöpflichen Gesprächen ihre Meinung austauschten, bildeten ebenfalls eine Brücke für ihre lebhaften sympathischen Beziehungen, in der er sie wie einen guten, jungen, teuren Freund behandelte, während sie die von einem gewissen romantischen Schauer angehauchte Persönlichkeit des distinguierten vaterlandskoketten Polen empfand, aber aus Gutmütigkeit und Dankbarkeit seine Eitelkeit übersah.

„Fräulein Wendt,“ rief er eines Morgens von der Straße aus zu ihrem offenstehenden Fenster hinein, „wie wär's, wenn wir heute mal eine Jagdpartie in Kosakenbegleitung machten und uns zum Frühstück an einem Feuer im Walde einen echt kaukasischen Schaslik brieten?“

Es war ein nebliger Novembermorgen, an dem gleich einem hellen, fröhlichen Jagdruf das Wort in ihr stilles Gouvernantenstübchen schallte, wo Grine und Lise sehr entmutigt ihre Federn an einem französischen Diktat zerkauten, dann aber sofort von ihren Sitzen ans Fenster stürzten und in ein Jubelgeheul ausbrachen.

„Ach ja, ja, das wollen wir, das ist ein famoser Gedanke, und Schaslik schmeckt im Freien so gut,“ kam es im Doppelchor von den Kinderlippen.

„Wer aber sagt Euch, Ihr kleines Gesindel, daß man bei dem Plan an Euch gedacht hat und daß Ihr mit von der Partie sein werdet?“ erwiderte Albertoff, indem er ein diplomatisches Gesicht machte und den Kopf bedenklich wiegte. „Fräulein Wendt sieht gar nicht so aus, als ob Euer Diktat ein vielverheißendes, zu Belohnungen berechtigendes sei, und von ihr allein hängt doch Euer Schicksal ab.“

„O, Fräulein Marie ist gut,“ bemerkte Lise, beide Arme schmeichelnd um sie schlingend, und Grine rief mit dem ihm eigenen trockenen Humor: „Wenn uns Fräulein Wendt den Jagdausflug mitmachen ließe und ihn uns später zum Aufsatz aufgeben würde, so dürfte sie ein richtiges Wunder von meiner kühnen Phantasie erwarten.“

„Topp, Grine, der Vertrag gilt,“ rief lachend das junge Mädchen, deren ganzes Herz dem unbekannten Vergnügen entgegenjauchzte und die auch nicht mehr die kleinste Einwendung machte, als Albertoff erklärte, der General sei mit von der Partie, und die kleinen Jagdwagen würden in einer halben Stunde auf dem Hofe vorfahren.

„Ziehen Sie sich nur recht warm an, mein Fräulein,“ bemerkte er mit einer respektvollen Verbeugung, „denn der Nebel kältet einen auf die Dauer durch und durch, und da ich heute auf die Ehre hoffe, Ihr specieller Kavalier zu sein, fühle ich mich auch doppelt verantwortlich für Ihr Wohl und Wehe.“

Eine halbe Stunde später waren die kleinen, mit starken russischen Pferden bespannten Jagdwagen, die man Telega hieß, vorgefahren, und die Diener beluden sie mit den nötigen Proviant- und Flaschenkörben. Die Generalin, welche dergleichen anstrengende Vergnügungen nicht liebte und sich im Grunde nur im Salon heimisch fühlte, wünschte allerseits viel Vergnügen, bat den General, auf die wilden Kinder zu achten und zog sich mit ihrer Patience in den Wintergarten zurück, wo sie sich bei dem feuchtwarmen Duft der Pflanzen und dem leisen Rauschen des Miniaturspringbrunnens, der in eine grünliche Onyxschale fiel, ihrem vegetativen Dasein und ihrem träumerischen Dämmerleben, das sie ausschließlich führte, voll und ganz hingab.

Inzwischen war der erste Wagen mit dem General, der die beiden Kinder zu sich genommen hatte, vom Hof gefahren, ihm folgte der Baron Leo Ungern-Sternberg mit Sonnita, dann Albertoff mit Marie, und die Nachhut bildeten die zwei anderen Adjutanten, von denen Herr Jasikoff die Rolle des Kutschers übernommen hatte.

Als sie an den Kuban kamen, bemerkte Marie zu ihrem Begleiter: „Was der mächtige Strom nur immer zu brausen und zu rauschen hat! Die ganze letzte Nacht habe ich auf seinen wilden geheimnisvollen Sang lauschen müssen, der mich schließlich ganz melancholisch machte.“

„Vielleicht wollte er Sie warnen,“ erwiderte Albertoff mit einem mysteriösen Lächeln, „wollte Ihnen zuflüstern, daß Sie auf Ihrer Hut sein sollen, da an seinem jenseitigen Ufer noch kriegerische, unbesiegte Tscherkessenstämme wohnen, welche nur auf die Gelegenheit warten, an ihren Unterdrückern Rache zu nehmen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief Marie lebhaft, indem sie ihrem Begleiter ernst und forschend in die dunklen Augen blickte. „Fürchten Sie etwas von jener Seite des Flusses, soll ich Ihre Worte als eine Warnung auffassen?“

„Wir sprechen noch darüber,“ erwiderte der Pole ausweichend und strich wohlgefällig über seinen seidigen Schnurr- und Backenbart. „Jetzt müssen Sie aber achtgeben, denn wir kommen jetzt zu unserem Stolz, dem Eichenwald, der sich dicht bei Jekaterinodar den Kuban entlang zieht und der das Ziel unseres Ausfluges bildet. Sehen Sie,“ rief er, die Büchse an die Wange reißend und dem Kutscher ein „langsam fahren“ zurufend, „da umschleicht ein alter weißbärtiger Fuchs einen jungen Hasen und ist so in seinen Jagdeifer vertieft, daß er unsere Annäherung gar nicht gewahrt.“ In demselben Moment erschallte sein Schuß, und das Tier brach im Feuer zusammen.

„Ei,“ rief Marie, „das nenne ich aber zielen, Baron, Sie sind ja in allen Sätteln gerecht.“

Ein feines Lächeln geschmeichelter Eitelkeit überflog das regelmäßige, aber unendlich gutherzige Gesicht, und er schickte den Diener hin, daß er den erlegten weißen Fuchs hole und in den Wagen lege.

„Davon müssen Sie sich einen Muff machen lassen, mein Fräulein,“ sagte er, „und Kragen und Pelzkappe schieße ich Ihnen ein andermal.“

Die Telega flog an den knorrigen, ihres Blätterschmuckes beraubten Eichen vorüber, und vom Flusse her ertönte plötzlich zweimal hintereinander ein seltsamer, schneidender, krankhafter Schrei, der sich nach einem Weilchen abermals in einer etwas größeren Entfernung vernehmen ließ.

Marie fuhr zusammen. „Was ist das?“ fragte sie bebend.

„Es schrie ein Reiher,“ entgegnete Albertoff ruhig. Dann jedoch auf einen ganz alten Baum-Veteranen zeigend, hieß er den Kutscher, an seinem Fuße zu halten und verständigte sich mit dem General, an dieser Stelle ein Reisigfeuer zu machen und die Vorräte abzuladen. Die kleinen Jagdwagen hielten alle a tempo an, und ihre Insassen kletterten herunter. Grine und Lise schleppten so viel Reisig zusammen, daß man davon hätte einen Scheiterhaufen errichten und bei seinen Flammen einen Ochsen braten können. Die Diener trugen das Frühstück herbei und entkorkten die Flaschen. Inzwischen aber wurden zwei fleischige Hammelkeulen auf Spieße gesteckt und gebraten, um nachher in kleine Streifen zerschnitten zu werden. Es war merkwürdig, wie gut das neue Gericht und der alte Wein im Freien schmeckte, wie wundervoll die in der Asche gerösteten Kartoffeln mundeten und wie lebhaft Rede und Gegenrede hin und her flog, während man sich um die Feuer gelagert hatte. Als man sich gesättigt, überließ man die reichlichen Reste der Dienerschaft und wanderte, indessen dieselbe speiste und alles ordnungsgemäß wieder verpackte, durch den herbstlich stillen Wald, wo die Nebel sich gleich grauen Schemen durch die entlaubten knorrigen Zweige schoben und das Knacken eines Astes unheimlich durch die Stille drang.

„Nicht wahr,“ sagte Albertoff, als der General das Signal zur Heimfahrt gegeben hatte und er Marie wieder in die Telega hob, „ich irre doch nicht, es ist heute Donnerstag und zugleich der Gesellschaftsabend, an dem man stets bei uns bis zum Morgen zu tanzen pflegt?“

„So ist es,“ erwiderte Marie, sich fest in das über sie ausgebreitete weiße Bärenfell hüllend, „und wir freuen uns schon alle darauf.“

Ihr Begleiter hatte sich inzwischen an ihre Seite gesetzt, war aber gegen seine Gewohnheit still und nachdenklich. Marie dagegen freute sich an dem eigenartigen Anblick der Telegen, dem originellen Beiwerk der malerischen Kosakenbegleitung, von denen ein Trupp ihnen voranritt, während ein zweiter die Nachhut bildete.

„Welche überflüssige Vorsicht Sie bei dergleichen Ausflügen doch immer anwenden,“ bemerkte das junge Mädchen lächelnd zu Albertoff. „Wenn man unsere bewaffnete Begleitung ansieht, sollte man meinen, Sie erwarten jeden Augenblick einen Überfall rebellischer Tscherkessen.“

„Nun, und wenn dem so wäre,“ bemerkte der Pole, ihr forschend in die lebhaften Augen schauend, „würden Sie sich fürchten?“

„Gestehen Sie, Baron,“ erwiderte sie lustig lachend, „daß Sie mir ein wenig bange machen und sich alsdann an meiner Angst weiden wollen.“

Albertoff deutete mit der Hand auf die andere Seite des großen, mächtigen Stromes. „Dort drüben am jenseitigen Ufer,“ sagte er, „treiben noch einzelne nicht unterworfene Tscherkessenhorden ihr wildes Spiel und nötigen uns zu andauernder Vorsicht.“

Dann, nach einer längeren Pause, in welcher sich Marie an den wunderbaren Nebelbildern, die sich über den Kuban wälzten, ergötzte, fragte er plötzlich:

„Können Sie schweigen, mein Fräulein, und gebieten Sie über starke Nerven?“

„Ersteres kann ich, da es einzig von meinem Willen abhängt, sicher versprechen, und was meine Nerven betrifft, so haben sie mich noch nie im Stich gelassen,“ lautete die prompte Erwiderung.

„Nun wohl,“ nahm ihr Begleiter gedämpft das Wort, indem er sich vorsichtig zu ihrem Ohr herabbeugte, „so will ich Ihnen denn anvertrauen, daß wir hinter einen Anschlag unserer liebenswürdigen Nachbarn gekommen sind, nach welchem sie uns in dieser Nacht einen überraschenden Besuch in Jekaterinodar abstatten wollen. Daß der Umstand unseres großen Balles bei dem Plan der Tscherkessen eine Rolle gespielt hat und daß sie uns bei den Freuden der Tafel und des Tanzes zu überrumpeln gedenken, ist uns allen klar, und aus diesem Grunde soll auch der Ball nicht abgesagt werden. Weder Madame Petroff noch Fräulein Sonnita noch die Kinder dürfen von der Sache eine Ahnung haben, aber unter irgend einem plausiblen Vorwand denkt der General den Tanz schon um Mitternacht abzubrechen. Auf dem Hofe sollen dann die Diener mit unsern Pferden und Waffen bereitstehen und dann“ — er brach plötzlich ab und schaute lächelnd in ihre braunen

Augen, welche die Worte von seinen Lippen zu lesen schienen.

„Dann, dann," stammelte sie atemlos, „was wird dann weiter?"

„Dann geht es direkt vom Ball hinaus in die dunkle Nacht, dem Feinde entgegen," ergänzte Albertoff gleichmütig.

Ein Seufzer tiefer Befriedigung hob die Brust des Mädchens. Ja, das war doch eine Situation, ganz so romantisch, so eigenartig wie ihre Phantasie sie einst ersehnt hatte, als Fernweh sie hinaus in die weite Welt trieb! Gab es wohl etwas, das diesem Jekaterinodar, dieser phantastischen Residenz glich, welche in sich die Essenz der Kaukasuspoesie vereinte? Der Knall der Pistolenschüsse mischte sich mit dem der Champagnerpfropfen und fröhliche Lieder und bunte Tanzweisen wurden von kriegerischen Ausfällen abgelöst! — — —

„Nicht wahr," begann Albertoff wieder, nach einem prüfenden Blick auf das junge Mädchen, „ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen, nun fürchten Sie sich doch."

„Ich fürchten, o, wie schlecht Sie mich doch kennen," rief Marie, indem eine heiße Blutwelle in ihre Wangen stieg und ihre feinen Nasenflügel vor Erregung bebten. „Sehen Sie, mein ganzes Kinderleben bei meinem alten geistreichen bischöflichen Großpapa und ferner meine Mädchenexistenz am Rhein im Schutze sehr reicher, unendlich korrekter Verwandten war ein einziger zahmer, langweiliger Alltagsspaß, und wirklich zu leben habe ich erst in meiner Studienzeit bei Merget angefangen, wo ich mir mein Dasein nach eigenem Gefallen einrichten konnte. Nun aber hat meine himmelstürmende Jugend endlich erreicht, was sie in ihren kühnsten Träumen je geträumt: eine exotische Stellung in einem sonor klingenden Ort Jekaterinodar am Kuban und als Hausfrau eine echte Georgierin, welche eine geborene Fürstin Orbeliani ist, und die Bühne ein halber Kriegsschauplatz, auf dem man nach dem Ball gegen Tscherkessenhorden zu Felde zieht, und unsere Ritter, nachdem sie sich mit uns noch soeben im Reigen des Tanzes geschwungen haben, vielleicht blutige Wunden holen. Ich bitte Sie, Baron, wenn das nicht ein Märchen wie tausend und ein Tag von Bodenstedt und das Ganze nicht hundertfach lebenswert ist, dann verstehe ich mich nicht auf exceptionelle exotische, unherkömmliche Situationen. Ahnen Sie denn gar nicht, welche intensive Lebensschauer mich durchzittern, während Sie mir von heute abend und der kommenden Nacht erzählen? Ist es denn möglich, daß ich Ihnen in einem solchen Moment den Eindruck mache, als ob ich mich fürchtete und Sie allen Ernstes meinen, Sie hätten es mir besser nicht erzählt?"

Marie schwieg vor tiefer innerer Erregung. Albertoff jedoch streckte ihr die Hand entgegen und sagte herzlich:

„Schlagen Sie ein auf gute Kameradschaft, mein tapferer, furchtloser junger Gesell. Da Sie so ganz anders als andere Frauen sind und das blasse Gespenst der Furcht nicht zu kennen scheinen, will ich Sie stets au courant halten und Ihnen gern die Emotionen bereiten, nach denen Ihre Seele dürstet. Jedoch nun Silentium gegen Ihre aus anderem Stoff geformten Mitschwestern.

Das junge Mädchen schlug in die dargebotene Hand ein und nickte ihm fröhlich zu."

„Darf ich dann um die zweite Quadrille bitten, die kurz vor Mitternacht getanzt wird?"

„Gern."

„Und Sie sind mit unserm heutigen Ausflug zufrieden, wenn auch mein weißer Fuchs die einzige Jagdbeute geblieben ist?"

„Mehr als zufrieden! Die Nebelstimmung in der Natur, das Feuer im Walde, die Begleitung der malerischen Kosaken, Ihre Mitteilungen über die Pläne dieser Nacht, es war alles wie ein fremdes, wunderbares Gedicht."

„Au revoir."

„Au revoir."

Der Hof war erreicht, die Teilnehmer der Partie zerstreuten sich und ein jeder ging an seine Arbeit.

Fünftes Kapitel.

Der Ball.

Als der Abend über Jekaterinodar hereinbrach, zeigte sich die ganze Front im Hause des Atamans glänzend erleuchtet. Die zahlreiche Dienerschaft lief geschäftig hin und her, die Stimme des Küchenchefs kommandierte wie die eines Feldherrn in den unteren, ihm gehörigen Regionen, und die Zofen klagten einander ihr Leid, daß sie es keiner der Damen recht machen konnten. Nur Maries Gedanken waren nicht auf den Ball und ihre Toilette gerichtet, ja wenn ihre Jungfer nicht darauf gedrungen hätte, daß es jetzt Zeit sei, sich anzuziehen, da schon einzelne der geladenen Gäste eingetroffen seien, sie wäre sicher nicht zur Zeit fertig geworden. Ganz anteillos ließ sie sich das maisfarbene, silberdurchwebte Gewand aus orientalischer Seide überwerfen und mußte erst von der kleinen Zofe Lisa darauf aufmerksam gemacht werden, wie angegossen dasselbe saß und wie gut es sie kleidete, bevor sie einen Blick in den Spiegel that.

„Wollen Fräulein denn nicht wenigstens ein paar Blumen ins Haar stecken?" drängte Lisa, die das so von den andern jungen Damen zum Ball gewohnt war.

„Nein und abermal nein," rief Marie, „Blumen in mein kurzes Haar, das Sie so hübsch gebrannt haben, passen nun einmal nicht zu mir, und ich trug sie noch nie."

„Jedoch als Brustbouquet, Fräulein, würden die dunkelroten, frischen Rosen auf dem maisfarbenen Kleide sich doch sehr gut ausnehmen," und damit hielt die kleine schlaue Person den reizend geordneten Strauß an die passende Stelle.

„In der That, sie erinnern an blutige Wunden," murmelte Marie halblaut, konnte sich aber doch nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Rosen die

Farbe ihrer Wangen und den Glanz ihrer Augen beträchtlich erhöhten, und so blieben sie dann an ihrem Platze.

Als die beiden jungen Mädchen, denn auch Sonni Petroff war erst soeben mit ihrer Toilette fertig geworden, die weite Flucht der glänzend erleuchteten Gesellschaftsräume betraten, bot sich ihnen ein buntes Bild schöner geschmückter Frauen und malerischer Uniformen dar. In einem Nebenraum spielte die Kapelle nationale Tanzweisen, und die Jugend drehte sich im heiteren Reigen, während die Generalin sich ein wenig aus dem Getümmel begeben hatte und in ihrem Lieblingsgemache, dem persischen Zimmer, Cour abhielt. Hier, wo ein echter Perser den Fußboden deckte, niedrige an den Wänden herumlaufende, mit orientalischen Stoffen bedeckte Diwans zur Ruhe luden und prachtvolle dicke Portieren das Geräusch der Gesellschaft nur gedämpft hereinbringen ließen, pflegte sich die leicht ermüdete schöne Frau des Abends gern zurückzuziehen. Möbel befanden sich gar nicht in diesem nach echt orientalischem Geschmack eingerichteten Zimmer, und wenn die Generalin eine Partie Karten zu spielen wünschte, so trugen die Diener erst einen Tisch und einige Stühle zu diesem Zwecke hinein.

In dem einem Winkel befand sich ein großer Kamin aus weißem Marmor, in welchem mächtige eichene Holzscheite eine sanfte Wärme ausströmten, und über demselben hing ein krystallklarer Spiegel, den Marie nie ansehen konnte, ohne an Frau Karpowna und ihre wunderbare Prophezeiung zu denken. Unter dem Spiegel, ganz in der Nähe des Kamins, denn die Georgierin fror gar zu leicht, saß die Hausfrau und plauderte mit den Damen Jekaterinodars und schickte durch die jungen Adjutanten, welche sich abwechselnd nach ihren Befehlen erkundigten, ihre Befehle in die anderen Gesellschaftsräume. Sie selbst jedoch lehnte in der ihr eigentümlichen Passivität in einer Diwanecke und ließ einen Tschotky, aus dunkelblauen reinen Saphiren gearbeitet, durch ihre weißen schlanken Finger gleiten.

Als Marie, um sie zu begrüßen, an sie herangetreten war, nickte sie ihr herzlich zu und bemerkte, daß ihr das neue in Jekaterinodar gekaufte und angefertigte Kleid ganz außerordentlich stehe. Albertoff, der sich in der Nähe befand, beeilte sich, die in russischer Sprache gesprochenen Worte ins Französische zu übersetzen, worauf Marie zerstreut lächelte und in derselben Sprache fragte: „So weiß die Generalin in der That nichts von dem geplanten Überfall?“

„Nichts, absolut nichts, ebensowenig wie die anderen Damen,“ versicherte Albertoff.

„Und wann denken Sie aufzubrechen und unter welchem Vorwande den Ball früher zu beenden?“ forschte das junge Mädchen weiter.

„Um zwölf Uhr werden unsere Pferde auf dem Hof uns zugeführt, und dann geht es hinaus in die dunkle Nacht, dem Feinde entgegen.“

Marie erbebte, während sie am Arme des Fürsten Zeretelli, der sie abzuholen kam, dem Tanzsaal zuschritt. „O Asien,“ dachte sie, während sie ihm gedankenverloren folgte, „so schaut also Dein Wunderreich aus?“ Die Hörner und Zimbeln klingen, die Blumen duften, die schönen Frauen neigen und schwingen sich im Reigen, und ihre Ritter sprengen, noch erhitzt vom Tanz, hinaus in den blutigen Streit. Werden sie alle wiederkehren, oder ist vielleicht über den, der jetzt deine Hand hält, schon das blutige Los geworfen und die Walküre wartet seiner, um ihn gen Walhall zu führen?“

„Sie sind heute so zerstreut, mein gnädiges Fräulein,“ bemerkte der Fürst, „findet dieser erste große Ball Jekaterinodars denn gar nicht Ihren Beifall?“

Marie erschrak. Sie fühlte, daß sie Albertoffs Geheimnis nicht verraten durfte, und daß sie doch auf dem besten Wege war, es zu thun, wenn sie nicht gewaltsam ihre Gedanken ablenkte und dem heiteren, glänzenden Feste vor ihren Augen zuwandte. So scherzte sie mit dem Fürsten Zeretelli und bewunderte mit Herrn Jasikoff, der sie zu Tisch engagiert hatte, das ebenso geschickte wie reizende Arrangement des Wintergartens, wo man an lauter einzelnen kleinen Tischchen unter Fächerpalmen, mächtigen Farren und den zierlichen Wedeln der Riesenphönixe speiste.

Als die Tafel aufgehoben wurde, ertönten die Klänge einer Quadrille und Albertoff stand vor Marie und reklamierte den ihm versprochenen Tanz.

„Wie wollen Sie nur alle die lustigen Menschen, welche heute vergnügter denn je sind, veranlassen, zu so ungewohnt früher Stunde auseinanderzugehen?“ fragte sie eifrig ihren Tänzer.

„Bei unserem Plan ist alles vorgesehen und mit dem kleinsten Umstand gerechnet, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er überlegen lächelnd. „Wenn diese Quadrille zu Ende getanzt und damit das allgemeine Festprogramm dieses Abends geschlossen ist, werde ich mich zu der Generalin begeben und sie bitten, uns heute der Gunst zu würdigen und den kaukasischen Nationaltanz, die sogenannte Lesghienka zu tanzen! Die anderen Gäste werden ihre Bitten mit den meinen vereinen, denn es ist das allerdings ein seltenes, unvergleichliches Schauspiel, und da man auch als georgische Fürstin für die Triumphe der Frau noch empfänglich bleibt, wird die Generalin nach längerem Sträuben schließlich einwilligen. Während alsdann aller Augen von dem wunderbaren Schauspiel gefesselt sind, entlasse ich die Kapelle und schicke alle Musiker fort. Sollte nach beendetem Solotanz noch irgend ein flotter Tänzer nach Musik verlangen, so heißt es eben, daß sämtliche Musikanten sich schon aus dem Staube gemacht haben. Damit ist denn der Ball von selbst beendet und die Lust erlischt gleichzeitig mit den Tönen. Wir aber vertauschen in aller Eile unsere festliche Toilette mit den Waffen, und während durch die Träume der Damen noch die süßen Walzermelodien ziehen, geht es schon hinaus in den Streit.“

„Die Generalin weiß wirklich nichts von alledem, und ebensowenig ihre Tochter und die andern hier versammelten Damen?“ forschte Marie eifrig,

indem sie bei der grande promenade ihren Arm in den ihres Partners legte.

„Keine, mein Wort darauf," versicherte Albertoff, während er die rechte Hand beteuernd auf sein Herz legte. „Sie sind das einzige weibliche Wesen, das in diesem großen Kreis eine Ahnung von der bevorstehenden Nacht und ihren Gefahren hat. Übrigens," fügte er, seinen ernsten Ton mit einem sorglosen und leichten vertauschend, plötzlich hinzu, „übrigens ist es mir eingefallen, ob es für Sie nicht besser wäre, wenn Sie einige Sachen, Andenken, Schmuckgegenstände und dergleichen zusammenlegten und ein Paket daraus machten, das Sie auf alle Fälle leicht an sich nehmen könnten!"

„Wollen Sie damit sagen," fragte Marie mit halbverschleierter Stimme, „daß Sie geschlagen und wir zur Flucht genötigt werden könnten?"

„Ich will gar nichts damit sagen, mein gnädiges Fräulein, als daß man beim Kriegsspiel unmöglich berechnen kann, wie die Würfel dabei fallen werden. Schade, da ist unsere Quadrille zu Ende, und damit der Teil des Abends, auf den ich mich so sehr gefreut hatte," fügte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, indem er das junge Mädchen an seinen Platz zurückführte.

Diese blieb aber nicht dort, sondern glitt sofort eilig nach dem persischen Zimmer zurück, um zuzusehen, ob sich alles so begeben würde, wie sie soeben gehört hatte. Mußte sie doch jede einzelne Scene des bewegten, bunten Dramas verfolgen, das ihr das Blut zum Herzen und in die Schläfe trieb, bei dem sie zum ersten Male mitten darin war im Erleben und atemlos jeder folgenden Sekunde, jedem neuen Scenenwechsel entgegensah.

Lange hatte sie darauf freilich nicht zu warten, denn der Baron hatte den Widerstand der Generalin bald besiegt und als sich die anwesenden Gäste in corpore seinen Bitten angeschlossen hatten, erhob sich die Generalin mit einem leichten Achselzucken von ihrem Sitz und schritt an seinem Arme dem Tanzsaale zu. Hinter ihr strömten aus allen Gesellschaftsräumen die Anwesenden herbei, denn die Kunde: die Gemahlin des Ataman wird die Lesghienka tanzen, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Marie war dem großen Strome gefolgt, der sich jetzt in den Tanzsaal ergoß, wo allerdings die Kapelle verschwunden war, aber alle Georgier um die Fürstin einen weiten Kreis gebildet hatten. In diesen Kreis trat die mittelgroße, wunderbar graziöse Frauengestalt, deren Taille biegsam und mit zwei Händen zu umspannen war. Ihr weiches schwarzes Haar lag in einem vollen griechischen Knoten tief im Nacken aufgesteckt, ihre großen, schwarzen, leidenschaftlichen Augen brannten in lebhaftem Feuer, und jede ihrer Bewegungen atmete vollkommene Grazie. Wie immer, zeigte auch heute ihre Toilette seltenen Geschmack, und das prachtvolle Gewand aus Silberbrokat schmiegte sich gleich Mondesstrahlen jeder ihrer Bewegungen an.

Den ebenfalls mit Silber gestickten Baschlik um die Schultern geworfen, trat sie wie eine Houri in den Kreis, den die Georgier gebildet hatten, und auf ein unmerkliches Neigen ihres Hauptes begannen dieselben durch Händeklatschen die Begleitung zum Tanz zu geben. Nur eine so eigenartige Grazie, wie die Fürstin sie besaß, konnte dem langsamen Tempo dieses Nationaltanzes, der nur abgegangen wurde und aus sanften Neigungen bestand, einen so hinreißenden Zauber verleihen, der aller Augen magisch fesselte und jeder ihrer Bewegungen Reiz verlieh. Den silbergestickten Baschlik, der ein wesentliches Attribut des Tanzes bildete, bald mit der Rechten, bald mit der Linken emporhebend, dann wieder ihn über das Haupt werfend und einen Teil ihres Antlitzes damit kokett verhüllend, glich er in ihrer kunstgeübten Hand einem Zauberschleier, der tausendfache Gestalt annehmen, tausendfache Bedeutung gewinnen konnte.

Marie wagte kaum zu atmen, jetzt erst verstand sie die eigenartige Poesie des Orients, jetzt erst wußte sie, was morgenländische Grazie war! —

Als die Fürstin ihre letzte Verbeugung machte, hoben sich die dunklen Sammetaugen, und unter den halbgesenkten Lidern hervor brach ein kurzer, heißer Blitz, der dem Polen galt, und mit einer unmerklichen Bewegung seiner rechten Hand nach seinem Herzen beantwortet wurde. Marie war vielleicht die einzige, welche diesen kurzen Blitz aufgefangen und sich in ihre Sprache übersetzt hatte. Das vom Triumph entflammte Weib, das die Blicke aller im magischen Bann gehalten und jetzt erst den Sturm des Beifalls entfesselt hatte, schien damit sagen zu wollen: „Was liegt daran, wenn ich nur Dir, mein Freund, gefallen habe; denn ich tanzte für Dich allein."

Eine unbestimmte Angst befiel das junge Mädchen, denn sie wußte, daß einem schwachen Menschenherzen diese süßeste Schmeichelei immer verhängnisvoll wird, und der Gedanke an den General und Sonnita legte sich beklemmend auf ihre Brust. Jener, als sie nach ihm ausschaute, nahm freilich mit der heitersten Miene der Welt die unzähligen seiner Gemahlin geltenden Huldigungen entgegen; diese aber stand mit finster zusammengezogenen Brauen und niedergeschlagenen Augen etwas abseits und gab Albertoff, der sie in diesem Augenblick auf ihre nachdenkliche Miene anredete, eine kurze, schroffe Antwort. Auch Marie hatte sich ihr genähert und den Arm unter den ihren geschoben.

„Der Ball ist vorüber, liebe Sonni," sagte sie herzlich. „Die Lust ist erloschen und die Kerzen werden gelöscht. Mir hat er einen einzigartigen, unvergeßlichen Eindruck gemacht. Haben Sie nicht Lust, in mein trauliches kleines Stübchen zu kommen und noch ein wenig zu schwatzen. Was meinen Sie?"

Sonni schüttelte ablehnend das Köpfchen mit den weichen dunklen Flechten. „Ich danke Ihnen," sagte sie leise, „ich weiß, Sie meinen es gut und Sie kennen auch die Passion, mit der ich Sie plaudern höre, aber ich habe heute unerträgliche Kopfschmerzen, und die Musik und der Tanz haben dieselben nicht besser gemacht, so daß ich nur nach Einsamkeit und Ruhe verlange. Gute Nacht, Fräulein Marie, ich gehe direkt ins Bett, aber Sie sehen so frisch und thatenlustig aus, als hätten Sie am liebsten noch einige Quadrillen getanzt."

„Nein, Sonni, das müssen Sie nicht denken. Nur die Lesghienka, von Ihrer Mutter getanzt, hat mich so elektrisiert, daß ich allerdings glaube, ich berauschte mich an ihrer Grazie gleichwie an altem Wein."

Sonnita lächelte matt. „Für Mama ist allerdings die Lesghienka, was für Sie, liebes Fräulein, die Plauderei. Ihre besten Kräfte, der Inbegriff aller Ihrer Qualitäten, der Ausdruck Ihrer eigenartigen Persönlichkeit kommt dabei in demselben Grade zur Geltung wie bei Mama in der Ausübung ihres Nationaltanzes, für den Figur, Haltung, Temperament sie geschaffen haben. Nun aber schlafen Sie wohl, ich bin in der That todmüde."

Marie begab sich sofort in ihr liebes, kleines Zimmer, aber Ruhe fand sie noch lange nicht. Die Eindrücke des letzten Tages waren zu lebhafte und zu mannigfaltige gewesen, als daß sie nicht einen Nachklang hinterlassen hätten, der die einsame Träumerin intensiv beschäftigte. Freilich, den Rat Albertoffs, ihre geliebtesten Andenken zu einem Paket zusammenzuschnüren, damit sie bei einem Überfall dasselbe mit sich führen und retten könne, befolgte sie nicht, da sie sich diesen Fall und eine etwaige Flucht überhaupt nicht auszumalen vermochte.

In Maries Ohren klang noch der eigentümliche, durch Händeklatschen markierte Rhythmus der georgischen Lesghienka; vor ihren Augen gaukelte noch die inkarnierte Grazie, mit der die Fürstin den Tanz ausgeführt, und jener eine zündende Blick, der eine ungeahnte Welt plötzlich und grell beleuchtet hatte! Gab es denn in Wahrheit Frauen, die andere Männer dem eigenen vorzogen, Frauen, die trotz ihrer Pflichten gegen Mann und Kind noch an gefährlichem Spiel Gefallen fanden, und war die fremde Blume aus Georgiens Gefilden eine solche Frau? Versteckte sich in diesem fröhlichen, gastfreien Hause, wo sie sich so unbedingt wohl gefühlt hatte, doch vielleicht in irgend einer Ecke ein häßliches Skelett, und war die Abneigung, welche immer wieder bei Sonnita gegen den glänzenden Albertoff hervorbrach, doch vielleicht eine instinktive, aber gerade darum berechtigte? —

Ein Klopfen an die Thür, das Marie erst für Einbildung hielt, das sich jedoch nach einem kurzen Zwischenraum wiederholte, weckte das junge Mädchen aus seinen Zweifeln und Gedanken. Auf ihr helles „Herein" öffnete sich leise die Thür, und auf der Schwelle erschien der Pole in seinem kriegerischen Expeditionskostüm und im vollen kriegerischen Waffenschmuck. Er war in der That in der hohen Lammfellmütze mit dem ganzen martialen Drum und Dran ein seltenes Bild männlicher Schönheit und Kraft, aber um die feinen Lippen des Mädchens spielte doch ein überlegenes, leise spöttisches Lächeln, weil sie den eigentlichen Grund seines Kommens auf der Stelle erriet.

„Ich wollte Sie, bevor ich zu Pferde stieg, nur noch einmal beruhigen, mein Fräulein," sagte er, die Thür hinter sich zuziehend, aber ohne seinen Platz neben derselben zu verlassen.

„Sehr gütig," entgegnete Marie, „jedoch ich fühle mich ganz sicher und ruhig in dem Schutze solcher Verteidiger."

„Und das bewußte Paketchen, von dem wir gesprochen?" fragte er weiter.

„Habe ich ebenfalls in dem Gefühl meiner ahnungsvollen Ruhe und Sicherheit zu packen unterlassen," erwiderte sie liebenswürdig lächelnd.

„Nun, mein Fräulein, dann bleibt mir nur übrig zu wünschen, daß Ihre Ahnungen sich erfüllen und mich hiermit zum letzten Mal zu empfehlen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zu so unpassender Stunde gestört habe."

Er verbeugte sich tief, aber Marie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er nicht nach altgewohnter Art herzlich drückte, sondern ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„Auf frohes Wiedersehen, Herr Baron, morgen mittag, wenn Sie Ihrer kriegerischen Ehre Genüge gethan haben," sagte sie.

„Der Himmel gebe es und nehme Sie gnädig in seinen Schutz!" Mit diesen Worten nahm Albertoff endgültig Abschied und verließ das Zimmer.

Marie, die viel zu erregt war, um jetzt an Schlaf zu denken, setzte sich in ihren bequemen Lehnstuhl, der am Fenster stand, hüllte sich in ein warmes Plaid und stieß, um besser sehen und hören zu können, das Fenster auf.

Bald darauf ritt der kriegerische Zug mit dem General an der Spitze an ihrem Fenster vorbei und verschwand in der Dunkelheit. Eine geraume Zeit verfolgte sie noch das Klappern der Pferdehufe auf der Straße, aber dann verklang auch dieser Ton, und in der neu eintretenden nächtlichen Stille hörte man nichts als das gewaltige Rauschen des großen Stromes, der seine Wasser an der Stadt vorbeiführte.

Oft, wenn sie ihn so in der Stille der Nacht hatte rauschen hören, war es dem deutschen Mädchen gewesen, als müsse er ihr einen Ton zuführen, den sie noch nie auf der Welt gehört hatte, einen Ton, der ihr etwas Überseliges offenbarte, von dessen Vorhandensein sie keine bestimmte Kenntnis, wohl aber eine dunkle Ahnung hatte.

Immer wieder, seit sie das kleine, liebe Zimmer bezogen hatte, trieb es Marie, auf die geheimnisvolle, wilde Weise des Kuban zu lauschen und immer wieder war ihre Mühe eine vergebliche, denn das Dunkel, das Rätsel, die Frage, welche sie den rauschenden Wassern vorlegte, blieb unbeantwortet.

Nur heute hatte die wohlbekannte, pathetische Melodie keine Gewalt über sie, denn all ihr Denken und Sinnen war auf die Gefahren gerichtet, die die kleine Schar, die vom Hofe ausgeritten, möglicherweise zu bestehen hatte! Was würde ihr Los sein, wie sollten die Kriegswürfel fallen? Marie fragte es sich unaufhörlich, während sie angestrengt in die kühle Herbstnacht hinauslauschte, bis sie schließlich auf ihrem Lehnstuhl der Schlaf übermannte.

Der Morgen dämmerte schon grau und lichtlos durchs Fenster, als sie fröstelnd erwachte. Ihr erster Gedanke galt der Expedition und — wir können es nicht leugnen — es bereitete ihr eine entschiedene Enttäuschung, als im Laufe des Tages alle, aber

auch alle die Kavaliere, für deren Leben sie gezittert, vollkommen unversehrt antraten.

„Gestehen Sie es nur, Fräulein Wendt," sagte Albertoff bei der Mittagstafel zu ihr, „Sie grollen, Sie grollen mit uns, daß wir mit heiler Haut und ohne jede Wunde von dem nächtlichen Ausfall heimgekehrt sind. Sie hätten dem einen oder dem anderen so herzlich einen Platz in Walhall gegönnt, aber Sie vergessen, daß es wahrlich nicht unsere Schuld war, wenn die Racker von Tscherkessen Wind bekommen hatten, daß wir sie erwarteten und vorbereitet waren, sie zu empfangen. Natürlich zogen sie sich zurück, da es mit einer Überrumpelung nun einmal nichts war. Was soll ich aber thun, um wieder bei Ihnen in Gnaden angenommen zu werden und Vergebung zu erhalten, daß ich noch nicht zum Reich der Schatten hinabgestiegen bin, noch immer im ‚rosigen Licht' atme?"

Das junge Mädchen lachte hellauf und reichte ihm die Hand, in die er einschlug.

„Nun," sagte sie schalkhaft, „für das Reich der Schatten wären Sie in Ihrer hohen Lammfellmütze und in dem prächtigen, martialischen Aufzuge auch entschieden zu schade gewesen."

Sechstes Kapitel.

Die alte Mär, welche die Wellen des Kuban prophetisch rauschten, erfüllt sich.

Es mochte eine Woche nach den geschilderten Ereignissen verflossen sein, als der Fürst Zeretelli bei der Mittagstafel Sonni erzählte, der Fürst Lichtenstein sei soeben angekommen.

„Warum ist er aber nicht hier?" fragte der Baron Ungern-Sternberg lebhaft.

„Wahrscheinlich kommt er sich nach der Reise noch nicht salonfähig vor, um vor den Damen zu erscheinen," lautete die Erwiderung.

„O," sagte der Baron Ungern-Sternberg, welcher neben Marie saß, indem er sich eifrig an sie wandte, „da werden Sie einen Landsmann kennen lernen, welcher Sie vermöge seines Geistes, seiner Bildung, seiner Originalität hoch interessieren wird."

„Mein Landsmann?" wiederholte das junge Mädchen ungläubig, „spricht er denn deutsch?"

„So gut wie Sie, mein gnädiges Fräulein, denn er stammt aus den baltischen Provinzen, ist mit der Kaiserin verwandt und trotz seiner tollen Streiche persona grata bei Hofe. Augenblicklich ist er Kosakenobrist, lebt in einer Kosakenstanitza, wo sein Regiment steht, und wird sicher längere Zeit in Jekaterinodar bleiben, da er unsern General von Tiflis her genau kennt, woselbst er lange Zeit der Lieblingsadjutant des Fürsten Variatinski gewesen ist."

„Mein Gott," sagte Marie lächelnd, als der eifrig Erzählende eine kurze Pause machte, „Sie fertigen dem Unbekannten ja gleich einen vollständigen Steckbrief aus. Ist er denn eine so eigenartige, seltene Persönlichkeit?"

„Ja," erwiderte der junge Mann, dem das Blut in das hübsche Gesicht schoß und dessen schöne, blaue Augen eifrig blitzten, „er ist ein Unikum, ein Original, dem ich keinen Mann vergleichen könnte und auf den der Hof und die Gesellschaft als auf etwas ganz Besonderes schauen. Um seine Person hat sich ein wahrer Mythenkreis gesponnen, und was er auch beginnen mag, anders als andere Leute handelt er immer."

„Ei, ei," bemerkte Marie, „Sie machen einen ja ganz neugierig auf diesen weißen Raben, Baron."

Die Generalin wandte sich in diesem Augenblick an ihre Tochter mit der Frage, ob wohl Fräulein Wendt geneigt sei, Sonnita diesen Abend ins Theater zu begleiten, da sie für ihre Person daran verhindert wäre. Sonni übersetzte Marie diese Frage, und obwohl diese von den russischen Stücken kein Wort verstand, erklärte sie sich doch sofort dazu bereit.

Es war in den letzten Wochen viel Schnee gefallen und den großen Strom überbrückte eine feste Eisdecke. Um sieben Uhr fuhr ein muschelähnlicher Schlitten, den ein weißer Bärenpelz behaglich machte, in den Hof des Atamans, den Sonni und Marie, in ihre Pelze gehüllt, bestiegen. Zwei Vorreiter mit Pechfackeln in den Händen, gaben ihnen das Geleit, lustig flatterten die rot und weißgestreiften Schneedecken, hell ertönte das Schellengeläut und der phantastische Zug setzte sich in Windeseile nach dem Theater von Jekaterinodar in Bewegung. Die Loge des Atamans bestand aus zwei Abteilungen, von denen die der Bühne zunächst gelegene, mit rotem Sammet ausgeschlagene, ausschließlich für die Damen bestimmt war. Die daneben liegende Loge, welche hauptsächlich von den Adjutanten und anderen zum Stabe gehörenden Offizieren des Generals benutzt wurde, führte in ein daranstoßendes, kleines Theezimmer, wo die Herren bei ihren Cigarren manchen Akt, der ihnen nicht zusagte, verplauderten.

Zwei Akte von den verkündeten fünf eines russischen Dramas waren schon vorübergegangen, ohne daß Marie trotz aller Anstrengungen und der kurzen Übersetzungen von Sonni etwas von dem Gang der Handlung verstanden hatte, als es in der Nebenloge sehr lebendig wurde. Offiziere rasselten mit ihren Schleppsäbeln, Sessel wurden hin und her geschoben, und eine tiefe Männerstimme, welche der eines Gardeoffiziers in ihrer blasierten Art auffallend glich, bestellte bei dem Kellner Sekt und Gläser in die Nebenloge. Dann, nachdem dieser Befehl auf russisch gegeben war, hörte man dieselbe, wie es Marie dünkte, affektierte Stimme im näselnden Gardeton die Konversation mit den anderen Offizieren in französischer Sprache weiterführen.

„Das ist der Fürst Lichtenstein," flüsterte Sonni hinter ihrem Fächer mit einem bedeutsamen Blick auf die Loge, „er wird gewiß im nächsten Zwischenakt kommen, um uns zu begrüßen."

Und so geschah es in der That. In der folgenden Pause öffnete sich die Thür, und eine hohe Gestalt, die die der anderen Männer gleich Saul um Kopfeslänge überragte, trat in Tscherkessenuniform, mit dem reich damascierten Dolch im Gürtel, bei den Damen ein. Der tief brünette Mann mit den dunklen,

stechenden Augen und der mächtig hohen und breiten Stirn, die dichtes Haar umkrauste, sah so ungermanisch wie möglich aus, machte aber dafür einen echt tscherkessischen, tartarischen Eindruck.

Daß dies ein deutscher Fürst, ein ehemaliger österreichischer Offizier sein sollte, konnte sich Marie absolut nicht vorstellen, und als er ihr präsentiert wurde, grüßte sie nur kalt und entschied bei sich, daß dieser vielgerühmte Fürst Lichtenstein ihr gar nicht gefiele. Nachdem er mit Sonni Petroff einige Begrüßungsformeln gewechselt, hob sich auch wieder der Vorhang und der Fürst verabschiedete sich von den Damen, ohne mit Marie ein Wort gesprochen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Mysing.

(O. Mora.)

(Schluß.)

Man sah den Thorflügel sich öffnen, und dann dahinter zwei blau-rot-weiße Linien übereinander, ein Offizier, der den Degen hob — dann ein Krachen, ein Blitzen von allen Seiten, von der Bastion, von dem Turm des Wächters, aus den Öffnungen der Kasernierung —

„Verrat! Man hat uns verraten —!"

„Tod und Hölle — Wo sind die Unserigen? Wo ist Babeuf?"

„Die Aristokratin —! Sie hat uns verraten! Nieder mit ihr —!"

Diese unordentliche Masse, die auf keinen regelrechten Kampf vorbereitet ist, wogt auseinander — Sie sehen die Ihrigen ringsumher fallen — ihre Wut, ihre Enttäuschung wendet sich gegen die Unselige, die sie geführt hat.

„Die Aristokratin hat uns denunziert — Tötet sie —"

„Ich habe Euch gewarnt, Bürger," schrie der Nationalgardist, der an der Spitze ging, mit gellender Stimme, „aber sie soll uns büßen —"

Und er führt einen Streich mit seinem Säbel auf Héloise, die lautlos zusammensinkt, mit jener Bewegung, wie man sie in den Septembertagen machte, um möglichst schmerzlos zu sterben — ohne zu versuchen, mit den Händen die Brust zu schützen — Man wußte, das verzögerte nur —

Die andern, wie sie das Blut sehen, fallen mit ihren Waffen über sie her — Ein Schreien, ein Jauchzen der Wut und des Hasses geht durch den Trupp, der wilde Ausbruch der getäuschten Hoffnungen, der einmal geweckten Bestie, die sich nicht wieder einschläfern ließ.

Aber die Kugeln schlagen in ihre Reihen — sie müssen flüchten; mit dem Rufe: „Rette sich, wer kann!" stürzen sie nach allen Seiten, ihre Waffen wegwerfend, auseinander.

Ihr unseliges Opfer bleibt unbeachtet in der Lache von Blut, die das schöne blonde Haupt umgiebt, liegen. Sie lag quer über dem Feldweg, der nach Vincennes zu führte —

Es war, als hätte sie noch mit ihrer letzten Bewegung André warnen wollen, sich dem gefährlichen Thore der Stadt zu nähern.

Sie hatte den, den sie liebte, nicht retten können. Er sollte seinem Geschick nicht entgehen. — — —

Auf dem Schloßturm von Vincennes schlägt es acht Uhr. Ein einzelner Mann in einem Mantel, der zwei Pistolen im Gürtel trug, erscheint auf der Terrasse, geht langsam hinab, steigt wieder die Stufen hinan, späht, die Hand vor die Augen haltend, nach Paris hinüber.

Von dem Söller des kleinen Wartturms aus kann man die ganze Gegend überblicken.

Es ist alles ruhig, ein friedlicher, sonnenglühender Maimorgen, über den der Himmel tiefblau sich ausdehnt, an dem die ermatteten Bäume und Sträucher schon die Hitze des kommenden Sommers spüren.

André Theurille weiß nicht, woran er ist.

Er hat die Leute, die ihm zugewiesen sind, in der Nähe des Schlosses untergebracht — er erwartet jeden Moment das verabredete Signal, um loszubrechen.

Die Fahne auf dem Kirchturm von St. Eustache zeigt sich nicht. Kein Bote kommt aus der Stadt. Sollte alles mißlungen sein?

Ein dumpfes, schweres Gefühl bemächtigt sich seiner bei diesem Gedanken. Es ist nicht Schmerz und Empörung — es ist nicht einmal Zorn.

Er kann schließlich diese Ungewißheit nicht mehr ertragen und macht sich selbst allein auf den Weg nach dem Osten der Stadt, nach der Porte Bagnolet zu.

Überall dasselbe Bild. Auf dem Felde und in den Dörfern ist man bei der Arbeit — die langen Linien der Arbeiter gehen, die Sense auf dem Rücken, an ihm vorbei, beladene Wagen fahren langsam der Stadt zu, Steinklopfer sind hinter einem Schirm in ihre monotone Beschäftigung vertieft — Dar-

über der Maihimmel, entzückend blau, von dem sich das matte Grün des jungen Laubes abhebt.

Und nirgends eine Unterbrechung. Die Erde, die Welt geht heute ihren gleichmäßigen Gang.

André Theurille lächelt ironisch einen Augenblick. Was hat er alles gehofft von diesem Tage! Eine Umwälzung, wie sie die Welt nicht größer gesehen hatte, sollte heute ihren Anfang nehmen —

Indessen als er Belleville und der Porte Bagnolet nahe kommt, bemerkt er allerlei Veränderungen. Man sieht zerbrochenes Hausgerät, wie von Plünderungen, Waffen, weggeworfene Mützen, Spuren, daß hier Banden durchgezogen sind.

Vor der Porte Bagnolet enthüllt sich ihm alles — Die Toten die da liegen, sagen ihm die Wahrheit. — Man hat einen Angriff gemacht, der Angriff ist mißlungen, weil die Regierung gewarnt war — die Verschwörung muß verraten sein.

Auf einmal stockt sein Fuß, der langsam unter den Daliegenden umhergeht.

Da, diese weiße Gestalt, das blonde Haar —

Das ist nicht möglich, was er da zu sehen glaubt —! Héloise blutig, blaß, mit der Blässe des Todes unter diesem Haufen gefallener Proletarier —

André Theurille weint nicht und klagt nicht, er sinkt zusammen an der Leiche seiner Geliebten, bleich wie sie selbst —

Nur ein Stöhnen, ein schweres, tiefes Stöhnen entringt sich seiner Brust.

Was er in diesem Moment empfindet, so klein es war vom Standpunkt der großen Tragödie aus, wog wohl den Untergang Gracchus Babeufs und seiner Genossen auf.

Die Verschwörung? Er hat nicht mehr an sie geglaubt. Die Demokratie? Ein Haufe Narren und Schwächlinge, die nichts mehr wissen von den großen Ideen von 89 —

Für dies Weib da hätte er noch leben können —

Dies Weib da, das waren seine Träume, seine Hoffnungen, seine Jugend — Mit ihr glücklich zu sein, auf ihre Lippen, ihre schwermütigen Züge das Lächeln zurückzuführen, das war vielleicht ebenso viel wert, wie Frankreich zu erlösen.

Diese Lippen werden ihm nichts mehr sagen. Diese Augen, die geschlossen sind, sehen jetzt nichts mehr von menschlicher Schuld und menschlichem Irrtum — sie fragen auch nichts mehr nach menschlichem Glück.

Und er, er hat sie in alles hineingezogen. Er hat ihr Familie, Angehörige, die Ruhe ihres Lebens, das Glück, zu dem sie bestimmt war, genommen. Und schließlich mußte sie von den Händen ebenderselben sterben, die er und seine Freunde gerufen hatten.

Wie eine grausame, blutige Ironie kommt es ihm vor für alle, die Narren genug sind, das Volk befreien zu wollen.

André Theurille weiß nicht, wie lange er hier gelegen hat. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, als er sich erhebt.

Jeden Augenblick kann eine Patrouille kommen und ihn verhaften. Er kümmert sich nicht darum — Er hat kein Interesse mehr für das, was um ihn herum vorgeht.

Während er noch hier steht, kommt ein Reiter staubbedeckt den einsamen Feldweg, der von Romainville herüberführt, dahergesprengt. Beim Anblick des einsamen Mannes da auf dem Felde stutzt er, macht Halt, winkt ihm vergebens mit der Hand —

Schließlich steigt er ab und eilt auf ihn zu.

Es ist Drouet, der ehemalige Postmeister, das Haar verwirrt, die Carmagnole beschmutzt und in Unordnung, auf der Flucht augenscheinlich.

André sieht ihn kommen, ohne sich zu rühren —

„Ihr seid es, Theurille —! Ich habe Euch erkannt. — Um Gottes willen, Mann, was steht Ihr hier noch? Es ist alles verloren, Babeuf ist verhaftet, ich bin der einzige, der sich gerettet hat —“

„So?!“

André hebt den Kopf, ein leises, bitteres Lächeln zieht sich um seine Lippen. Aber nur einen Moment, dann heftet sich der Blick von neuem starr auf die geliebte Leiche.

Drouet sieht es und zuckt zusammen. Er wirft einen flüchtigen Blick auf den Platz ringsumher.

„Bigre! Es scheint, hier hat es etwas abgegeben. Aber hört, es handelt sich jetzt um andere Dinge! — Wir müssen uns retten; die Hunde, die Dragoner, sind mir auf den Fersen. — Ich bin zum Thore von St. Jacques hinausgesprengt wie toll und habe dann einen Richtweg eingeschlagen. — In der Stadt geht alles durcheinander —“

Und nun erzählte er ihm alles, was geschehen war.

Es war die vollständige Katastrophe.

Barras hatte, nachdem er von Héloise über alles Wichtige unterrichtet war, seine Maßregeln mit einer Schnelligkeit und Umsicht getroffen, die jeden ernsthaften Insurrektionsversuch im Keim erstickte.

Um acht waren die Verschworenen noch in Babeufs Wohnung versammelt. Die Boten, die man erwartet hatte, blieben aus — weder von Theurille, noch von Rossignol, noch von Massart wußte man, ob ihr Versuch geglückt sei. Das Lager von Grenelle, auf dessen Abfall man gerechnet hatte, blieb ruhig.

Während man sich noch damit beschäftigte, Proklamationen und Listen zu entwerfen, umzingelte die Polizei das Haus und drang in Babeufs Wohnung ein. Ein schreckliches Durcheinander entstand. Alle Ausgänge waren besetzt, Babeuf, Germain, Darthé, Buonarotti wurden ohne Schwierigkeit ergriffen, mit ihnen sämtliche Papiere der Verschwörung.

Theurille ergriff mit einem wütenden Drucke die Hand des Erzählers.

„Und unter ihnen war keiner, der sich den Dolch in die Brust stieß, wie Romme und Goujon am Prairial gethan haben —?!“ rief er, aus seiner Apathie erwachend, mit einem wilden Lächeln.

Drouet antwortete mit einem sarkastischen Achselzucken.

„Ihr kennt diese Leute nicht. — Ich wußte,

mit wem wir zu thun hatten! Und Barras wußte es leider auch."

Die Verschworenen waren dann sogleich nach der Abbaye gebracht worden, wo sie wahrscheinlich bleiben würden, bis die Guillotine sie in Empfang nähme.

Drouet allein war durch einen Zufall entronnen. Man hatte ihn verhaften wollen, als er zu Pferde vor Babeufs Hause anlangte. — Er wandte sogleich um und erreichte im Galopp die Rue St. Antoine, wo er durch das Thor entkam, unter Beihilfe Santerres, der seine alten Genossen aus dem Jakobinerklub nicht im Stich lassen wollte.

Er redete Theurille zu, sich zu retten — im nahen Romainville könnten sie sich ein Pferd verschaffen, vielleicht sei in der Provinz irgendwo Aussicht, der Sache der Verschwörung zum Siege zu verhelfen.

„Hier ist alles mißlungen!" schloß Drouet seinen Bericht, „und ich glaube, Freund, es mußte mißlingen — Ah!" rief er, sich aufrichtend und die Hand wie drohend nach der Stadt hinüberstreckend, „die alten Tiger des Bergs sind tot! — Meister Samson hat sie alle verschlungen; und die, die übriggeblieben sind, sind zahme Katzen, denen man die Krallen ausgerissen hat —"

„Und wir beide?!" fragte Theurille mit einem trüben Lächeln, indem er sich erhob.

Der alte „Enragé" reichte ihm die Hand, seine Augen blitzten lebhafter auf.

„Wir beide, André Theurille, wir gehören noch zu der alten Rasse — aber ich fürchte, wir werden die letzten sein!"

Und er zog ihn mit sich fort; er wollte den Betäubten, halb Willenlosen nicht seinem Schicksal überlassen — diesem Schicksale, das sie jetzt beide hinausstieß als Flüchtlinge in das Land, wo sie bald von allen Seiten verfolgt und gehetzt werden würden. — — —

Während dies im Osten der Stadt geschah, hatte im Westen an der Porte Maillot ein anderes Drama stattgefunden.

Auch hier hatte Barras dafür gesorgt, daß nicht etwa Banden der Umgegend durch die Thore eindrängen und die Vorstädte zur Insurrektion brächten.

Er hatte Ordre gegeben, verdächtige Personen unter keinen Umständen hereinzulassen — im Widerstandsfalle sofort von der Waffe Gebrauch zu machen.

Es war gegen acht Uhr morgens, als Gaston Valèze, noch erregt, fiebernd von der Scene dieser Nacht, von den Gedanken an Héloise, die er jetzt endlich in seiner Gewalt glaubte, in dem Wagen, der ihn von Rueil hierhergebracht hatte, die Porte Maillot passierte.

Er erinnerte sich des Auftrags von Barras und fragte, sich über den Schlag hinausbeugend:

„Sagt, Bürger, ist der Jäger von Marly schon durchgekommen?"

Ein Geräusch im Innern des Thorgebäudes ließ sich vernehmen.

Auf der Schwelle erschien eine Gestalt in der Carmagnole der Sanskulotten, die langen Haare unordentlich auf die Schultern herabfallend, ein paar Pistolen im Gürtel. Er trat an den Wagen des Bankiers heran.

Valèze fuhr zurück, als er diese Figur erblickte.

„Wer seid Ihr? Was sucht Ihr?"

„Dich, Freund!" entgegnete der Sanskulotte, indem er mit einer blitzschnellen Bewegung ein Pistol herausriß und, es Valèze vor die Stirn haltend, ihm eine Kugel durch den Kopf jagte, daß dieser röchelnd in die Wagenkissen zurücksank.

Ein allgemeiner Auflauf, Durcheinanderrennen, Fragen entstand. —

Es war schon zu spät, Valèze starb nach wenigen Minuten.

Man kümmerte sich nicht sonderlich um den Mörder — aus guten Gründen. Später hieß es, daß dieser Patriot, der dem berüchtigten „heiligen Bataillon von 89" angehörte, von Barras mit Gefängnis bestraft sei, weil er eine Ordre, die man ihm gegeben, mißverstanden habe —

Aus dem Gefängnis wurde er nach wenigen Wochen entlassen.

Jedenfalls ist der gefährliche Mahner vom Vendémiaire, der Mitwisser aller royalistischen Unterhandlungen zwischen Barras und den Prinzen, nun tot.

Barras wird ihn glänzend begraben lassen — er wird seine Tugenden als Mensch und Bürger hervorheben; er wird darauf hinweisen, wie groß seine Verdienste um die Aufdeckung der ruchlosen Verschwörung Gracchus Babeufs seien, der das Unterste zu oberst kehren und die Armen zu Reichen machen wollte.

O, an Rhetorik wird er es nicht fehlen lassen bei dieser Gelegenheit! Das Augurenlächeln spart er dann für seine intimen Cirkel.

Die Tragödie der Revolution ist ja schon lange zu einem gemeinen Satyrspiel geworden — Wenn nicht bald neue Akteure und neue Verwicklungen auftreten, wird der Stoff am Ende ausgehen.

An diesem Abend jedenfalls schien Paris aufzuatmen von einem Druck, der es lange beherrscht hatte, schienen die Lichter auf den Boulevards heller zu strahlen, der höllische Lärm des Palais Royal noch frecher und sicherer hinauszudringen in die Nacht.

Gracchus Babeuf ist gefangen, die Verschwörung gescheitert, das Vaterland von neuem gerettet.

Extrablätter werden schreiend an allen Straßenecken verkauft, bunte Affichen, vor denen die Menge sich drängt, verkünden den Parisern das Geschehene, und im Rat der Alten votiert der Bürger Lanjuinais an den Direktor Barras den Dank des Vaterlandes.

Er verglich ihn mit Cicero, Babeuf aber mit Catilina, der Rom anzünden und den Senat ermorden wollte.

Der Vergleich war zeitgemäß und packend . . .

Die versammelten Väter klatschten ihm Beifall, und die Marmorbüste Cäsars an der Wand über der Rednertribüne schien zu lächeln, zu lächeln, wie nur ein ewiger Mensch lächeln kann — über die Komödie des Menschenloses und der Völkergeschicke.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Wort St. Justs.

Es ist ein sonnig heller Maitag.

Der leichte Sommerstaub, den der Wind aufwirbelt, ballt sich auf der Landstraße zu kleinen Wolken zusammen, legt sich auf die Blätter der Bäume, auf die grauen Schieferdächer der Landhäuser, die längs des Weges stehen. Man merkt noch nichts von Sommerhitze; ein frischer Wind, der die weißen Wolken am Himmel jagt, läßt noch die ganze, ungetrübte Pracht des Frühlings fühlen.

Hier in der äußersten Vorstadt, wo die letzten Häuser des kleinen Städtchens Melun auf der Straße zwischen Fontainebleau und Paris stehen, ist alles leer und einsam.

Unter den Landhäusern ragt eins hervor, mit Halbsäulen aus rotem Marmor, einem schmiedeeisernen Balkon und verschiedenen Statuen im Garten, die auf Pariser Künstler schließen lassen. Auf der Terrasse an der Hinterfront dieses Hauses steht in diesem Moment ein Mann, der die Landstraße hinabspäht, als ob er jemand erwarte.

Dort kommen zwei Reiter, langsam im Schritt geritten.

Sie sehen müde aus, wie Leute, die lange unterwegs sind, und sie sprechen kein Wort miteinander.

Es sind André Theurille und Drouet auf ihrer Flucht vor den Häschern des Direktoriums.

Sie wollen hier rasten; der Maire von Melun, dem dies Haus gehört, ist ein alter Anhänger des Bergs, und sie können sich ihm ruhig anvertrauen.

Er führt sie wortlos durch das Hintergebäude seines Hauses, wo seine Leute nichts von den Ankömmlingen merken können.

„Ihr kommt von Meaux?“ fragt er sie dann, nachdem er sie in das einfach eingerichtete Zimmer geführt hat, das sie beherbergen soll.

Drouet macht eine ingrimmige Gebärde.

„Von Soissons,“ entgegnet er. „Ich fürchte, man ist auf unserer Spur! Der Postmeister auf der letzten Station stellte etliche verdächtige Fragen an uns, als wir uns ihm für Weinhändler aus Verdun ausgaben —“

„Sie wissen, daß Ihr noch im Lande seid?“

„Ja, ja —! Und sie suchen uns —! Das Edelwild ist ihnen durch die Netze gegangen, das ärgert ihn, diesen fetten Satrapen Barras —“

„Still, ich glaube, da kommt jemand. Es ist heute so viel Lärm und Bewegung in der Stadt —“

Und der besorgte Wirt eilte hinaus, um zu sehen, ob sich nichts Verdächtiges zeige.

Drouet trat auf Theurille zu, der in Grübeln versunken da saß, und schlug ihm mit der Hand auf die Schulter.

„Holla, Mann, laßt Eure trüben Gedanken! Wenn Ihr erst das durchgemacht hättet, was ich auf dem Rücken habe, würdet Ihr den Teufel nach den Launen von Frau Fortuna fragen —! Ich habe den König aufs Schafott kommandiert, und dann habe ich vierzehn Monate lang auf dem Spielberg gesessen bei diesen Hunden von Österreichern, in einem Loche, wo weder Sonne noch Mond hineinschien —“

Theurille stand auf.

„Vielleicht hattet Ihr damals immer noch mehr Grund zu hoffen als wir jetzt in unserer Lage —“

„Eh, was weiß ich? Ich sage nur, ein Franzose soll nie verzweifeln. Seht, das Leben ist eine Walze, und wir sind die Stifte darauf, bald unten, bald oben —“

Mit dieser philosophischen Sentenz machte sich Drouet an die Flasche Wein, die ihr Wirt ihnen hingestellt hatte — Er trank wie ein Mann, der das Gute unter allen Umständen zu schätzen weiß.

Theurille antwortete ihm nicht.

In der That, was blieb ihnen zu hoffen? Man war auf ihrer Spur — sie waren von allen Seiten umstellt und geächtet, und wie oft würden sie noch einen gastfreien Freund finden, der ihnen vor den Gendarmen Barras' durchhülfe?

Geächtet —!

Auch in Soissons, wo man auf eine Erhebung der Nationalgarde gerechnet hatte, war die Verschwörung gescheitert. Das treugebliebene Militär war sofort in Reihe und Glied aufmarschiert und machte Miene, auf die Bürger zu schießen. Desgleichen in Cherbourg, Arras, Rochefort, überall, wohin Babeuf die Fäden des Komplotts gesponnen hatte.

„Mit den Troupiers ist nichts mehr zu machen,“ murrte Drouet, der noch an die Zeiten von 92, 93 dachte, „die langen Campagnen, das hat sie verdorben.“

Er wollte sich nicht eingestehen, wie inzwischen alles verändert war.

Theurille sah das, aber er schwieg. Wozu auch? Es war ja doch alles einerlei.

Er dachte an Héloise, an das blonde junge Weib, das er so geliebt hatte, und das von den Banden der Verschwörer selbst zerrissen war. —

Bei dem Gedanken empfand er etwas wie Haß gegen das Volk, gegen diesen Pöbel, dem er Narr genug gewesen war, sich zu opfern.

Die dunkle Schwermut, die seitdem über seiner Seele lag, ließ sich nicht mehr bannen. Alles Elastische, Sprungkräftige aus seiner Natur schien verschwunden.

Er hatte Drouets Vorschlag beigestimmt, sich nach Süden durchzuschlagen, um dort vielleicht mit den alten Verbindungen, die Theurille noch von 93 hier hatte, von neuem anzuknüpfen. Wenn sie bis Auxerre kamen, durften sie hoffen in Sicherheit zu sein; dort hatten sie Freunde, und die Pariser Polizei verlor sie zunächst aus den Augen.

Am Nachmittag schlug Drouet, der die Einsamkeit nicht zu ertragen vermochte, seinem Gefährten vor, einen Spaziergang in das Städtchen zu wagen. Niemand kannte sie hier, sie würden vielleicht Neuigkeiten von Paris erfahren, Nachrichten über den gefangenen Babeuf und seine Genossen.

Zudem machte ihr Kostüm, das zweier Weinhändler aus der lothringischen Gegend, das sie in Soissons angelegt hatten, sie fast unkenntlich.

Sie machten sich also auf den Weg.

Hinter dem Hause ihres Wirtes lief ein Fußpfad an einem Gehölze entlang, das etwas höher als die Stadt lag — man konnte sich hier ungesehen nähern.

„Was ist denn dort los? Sie laufen ja in den Straßen zusammen —!"

„Sollte man von unserer Ankunft —?"

„Thorheit, es kann uns ja noch niemand gesehen haben! — Laßt uns vorsichtig näher treten —"

In der That, man konnte erkennen, daß das Städtchen in ungewöhnlicher Bewegung war.

An einer Straßenecke nahe beim Markt drängte sich ein dichter Menschenhaufe um einen großen Anschlagzettel. Die Vordersten unterrichteten die Hintersten von dem ohne Zweifel wichtigen Inhalt desselben.

Ein Provinz-Incroyable mit Dreispitz und mächtigem Knotenstock setzte zwei Schönen in hellen weißen Hüten à la Primerose die große Neuigkeit auseinander. — Vor den Thüren der Weinhändler, der Tabak-Trafikanten standen diskutierende Gruppen, in lebhafter Bewegung wie alle anderen — Straßenjungen liefen umher, die Extrablätter ausboten.

Am Rathaus wurden blau-rot-weiße Fahnen ausgesteckt, und Guirlanden herbeigeschleppt, die man als Festschmuck an Balkons und Giebeln anbringen wollte.

Und darüber strahlte die Maisonne, beleuchtete helle, freudige Gesichter, schien absichtlich dem Ganzen das Relief eines Festtages geben zu wollen.

„He, Bürger, könnt Ihr mir nicht sagen, was es giebt? Es werden hier Fahnen ausgehängt —!"

Es war Drouet, der in einer der ersten Straßen trotz der Gefahr einen vorübergehenden Arbeiter anhielt und ihn nach den Neuigkeiten fragte.

Der Mann sah ihn an.

„Wie, das wißt Ihr nicht? Man feiert die Siege des Generals Bonaparte —! Er hat die Österreicher in drei Schlachten geschlagen und Mailand genommen — !"

„Was Ihr sagt! Wann ist die Nachricht davon angekommen —?"

„Heute morgen kam der Kurier nach Paris hier durch. — Aber ich muß zu meinem Bau, die Arbeit wird heute früh geschlossen werden —"

Damit ging er.

Vor dem nächsten Anschlagzettel, wo sich die Menschen drängten, lasen Theurille und Drouet das große Ereignis.

Bonaparte war mit der verhungerten, verwahrlosten, zerlumpten Armee, die man ihm gegeben hatte, in Italien eingedrungen, hatte drei Heere der Österreicher geschlagen, den König von Sardinien zum Frieden gezwungen und war siegreich in Mailand eingezogen — und dies alles in vier Wochen, nachdem er die Grenze überschritten hatte. Er hatte von den Lombarden und Piemontesen die Zahlung gewaltiger Geldsummen erzwungen; trotzdem waren die Franzosen als Befreier vom österreichischen Joche überall mit ungeheurem Jubel aufgenommen worden.

In Mailand hatte die Nationalgarde der Stadt, in die lombardischen Farben, grün, weiß und rot, gekleidet, Spalier gebildet, und als Bonaparte, von seiner Husaren-Eskorte begleitet, bis auf den Platz vor dem erzbischöflichen Palais vorrückte, hatte man die Waffen vor ihm gesenkt, die Kanonen hatten gedonnert und die Glocken geläutet. Dazu die Sonne von Italien, die über dieser jungen, begeisterten Armee strahlte und die wallenden Trikoloren beschien, die schönen Frauenköpfe, die sich auf den teppichbelegten Balkons drängten, und den Freiheitsbaum, den man unter den Klängen der Marseillaise aufpflanzte —

Es klang wie ein Märchen, wie ein Rausch — Wie der Anfang von etwas Neuem, Gewaltigem nach all dem Elend, dem Kummer und den Thränen der letzten Jahre.

In Paris begab sich das Unerhörte. Das Gold strömte aus Italien herbei, das Gold, das der siegreiche Feldherr, der Knirps mit den zerrauften Haaren mit seinem Degen herbeizauberte —

Am 15. Mai schickte Bonaparte zwei Millionen in Juwelen und Silber an das Direktorium, dazu vierundzwanzig Gemälde. Vierzehn Tage darauf folgten zwei Millionen in Gold, auch autorisierte er die Regierung, Wechsel bis zu fünf Millionen auf ihn zu ziehen. Eine Million schickte er an die Rheinarmee. — Als er Mailand verließ, schrieb er an den Finanzminister der Republik:

„Ihr könnt auf zehn Millionen von mir rechnen." —

Es war ein Goldregen, der nach Paris ging. Die Stadt war trunken vor Freude. Durch alle Klassen, in alle Schichten, durch jede Ader dieser müden, zum Tode erschöpften Gesellschaft strömte der blendende Paktolus wie ein allmächtiger neuer Lebenssaft. Die Rente stieg, der Grundbesitz begann wieder Zinsen zu tragen, die Assignaten hörten in ihrem schwindelhaften Sturze auf — zum ersten Mal seit fünf Jahren.

Der Name des Generals Bonaparte ist auf aller Lippen.

O, das ist kein Mann, der Euch mit Phrasen füttert und mit hohlen Redensarten von Freiheit und Brüderlichkeit, dieser kleine, braungelbe Korse! Der kennt Euch und weiß, was er von Euch zu halten hat. Funkelndes Gold, schöne Weiber, Tiziansche Gemälde und Marmorstatuen, das alles werdet Ihr bekommen, wenn Ihr ihm Euch verschreibt mit Leib und Seele.

Er selbst nimmt nichts für sich. Das ist sein großes Geheimnis, weshalb er immer der Herr bleibt. Er darf nicht gemein werden wie alle.

Durch ganz Frankreich zitterte das, diese ersten Siege Bonapartes, gleich einem elektrischen Schlage von einem Ende bis zum anderen verspürbar.

Wer spricht jetzt noch von Gracchus Babeuf und seiner Verschwörung? Vergessen, verschollen, obgleich noch nicht vierzehn Tage seitdem vergangen sind.

André Theurille und Drouet brauchten sich nicht zu fürchten — In der Aufregung des Festtages denkt niemand an sie —

Bei dem einfachen Lesen jener Siegesberichte lebten schon alle die Hoffnungen auf, die die Menschen daran knüpften —

„Der Grundbesitz wird steigen — verlaßt Euch darauf, Maître Jacquelin! Die Regierung kann jetzt nicht mehr daran denken, die Emigranten wieder in ihre Güter einzusetzen —"

„Und die Weinausfuhr — Am Ende bekommen wir Frieden mit Italien —"

„In Paris sollen schon Gesandte des Papstes gewesen sein —"

„Es lebe der General Bonaparte!"

Und der Schrei, von einem jungen Enthusiasten angestimmt, pflanzte sich durch alle Gruppen, über den Platz und die Straßen fort, ließ die Fensterläden aufreißen, von wo man mit den Taschentüchern winkte, dröhnte wie ein unheimlicher Mahnruf an das Ohr der beiden Männer, die halb verborgen unter dem Vorsprung eines Hauses standen.

„Dieser Bonaparte," murmelte Drouet, wütend seinen Schnurrbart zwirbelnd, „Barras hatte recht, es ist in der That ein Teufelskerl —"

André Theuriλle sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an.

„Und doch wünschte ich, meine Kugel hätte damals ihren Weg gefunden!" sprach er fast unhörbar.

Drouet zuckte die Achseln.

„Das ist drollig, mein Lieber, nach alledem — Warum habt Ihr gerade diesen Mann so gehaßt?"

Jener antwortete nicht sogleich. Erst nach einer Pause sprach er:

„O, wie ich ihn hasse —! Jetzt, noch jetzt in diesem Moment!"

Er schwieg, sie machten sich beide langsam auf den Rückweg.

Es war eine Flut entsetzlicher Empfindungen, die Theuriλle ungestüm von einem Extrem zum andern riß, ruhelos, ihn peinigend, so daß er nicht zur Ruhe kam.

Warum er diesen Menschen so haßte, dessen Name jetzt jubelnd von Mund zu Mund flog?

O, es war nicht bloß, weil er gekonnt hatte, was sie alle nicht konnten — weil in ihm das Volk jetzt den Erlöser sah.

Es war, weil Bonaparte ihm seine ganze Herrlichkeit Stück für Stück zerbrochen vor die Füße geworfen hatte, weil er ihm gezeigt hatte, wie kläglich die Demokratie geworden war, und wie das, was sie jetzt aneinander klammerte, nur noch die Gemeinsamkeit ihrer Verbrechen war, die Flüche, die sich an ihren Namen hefteten.

Theuriλle hatte gesehen, daß er recht hatte.

Der große Gedanke von 89 war zerfetzt, zerrissen, beschmutzt in den Händen von Narren und Theaterhelden.

Seine Rolle war aus, und er kann jetzt gehen — Sein Ideal, das ihn so glühend begeisterte, war ein hohles Phantom, wonach jetzt kein vernünftiger Mensch den Kopf mehr umwendet. Die anderen haben es längst satt, und bei dem Worte „Freiheit" und „Volkswohl" stoßen sich die ernsthaften Leute unter dem Tische an. Aber klingende Goldstücke, die schönen Weiber Italiens, das Silbergeschirr der alten Podestas und Kapitäne, das ist etwas Reelles, das weiß der kleine, höhnische Korse mit der drohenden Stirn und den dunklen Römeraugen sehr wohl. —

Und wenn sie noch würdig geendet hätte, diese Demokratie, die Riesin, die im Jahre 89 die Bühne betrat —

Sie ist sehr klein geworden unterdessen.

Theuriλle entsann sich gewisser Einzelheiten der Verschwörung, die ihm das Blut in die Wangen trieben. Als man Darthé verhaftete in Babeufs Wohnung, hatte er sich zwischen zwei Matratzen versteckt, aus denen man ihn hervorziehen mußte — Babeuf selbst hatte nie den Mut gezeigt, mit dem Danton und Mirabeau das Volk hingerissen hatten. — Keines der Schriftstücke und Briefe, die man bei ihm fand, war unterzeichnet gewesen. Und dann diese Misere! Die stärkste Summe die man im Besitz des geheimen Komitees der Verschwörung fand, war zweihundertundvierzig Franken —

Das waren die Pygmäen nach den Titanen, das war Polichinell, der nach dem Helden auf die Bühne tritt.

Und doch stockte Theuriλle, als seine Gedanken bei diesem Punkt angelangt waren.

Babeuf —!

Wußte er wirklich, ob Gracchus Babeuf ein Narr oder ein Prophet gewesen war? Ob er nicht vielmehr der Märtyrer eines dunklen, geheimnisvollen Evangeliums war, das noch niemand verstand, für das er sterben mußte, weil er es ausgesprochen hatte?

War dies vielleicht nicht der richtige Moment gewesen? Oder er hatte nicht die richtigen Helfer gefunden —?

Theuriλle suchte in den Papieren, die er stets bei sich führte.

Es waren die Briefe und Entwürfe St. Justs, ein Auszug aus dessen „Versuch über den Staat", den er veröffentlichen wollte, als der 9. Thermidor dazwischen kam.

Da lag es schon aufgebaut, das ganze Gerüst der zukünftigen Gesellschaft, die Erziehung der Kinder durch den Staat, die Massenwohnungen, die Massenproduktion des Staates, der alle Industrien und Gewerbe in die Hand nimmt, die Versorgungshäuser für das Alter, das nicht mehr arbeiten kann, für den Arbeiter, der erkrankt ist.

Um das durchzusetzen, mußte man von neuem die Gesellschaft umpflügen mit Schwert und Feuer. Um diesen Bau aufzuführen, mußte man den Tausenden von Köpfen, die schon gefallen waren, neue Tausende hinzufügen —

Und daran war Babeuf gescheitert.

Niemand, auch er selbst nicht, hatte mehr die Energie, den letzten, den furchtbarsten Schritt der Revolution zu thun. —

Bedenke, daß Frankreich müde ist, bis zur Ohnmacht, bis zum Sterben müde. Seit sechs Jahren liegt die Sphinx der Revolution auf seiner Brust

und zerfleischt ihm die Eingeweide, Blutströme, das letzte Blut Frankreichs um sich her ergießend —

Frankreich ist müde, zum Sterben müde. Du peitschest es nicht auf zu dieser letzten, äußersten Anstrengung. Es fragt nichts mehr nach Völkerglück und nach der Menschheit, nach Freiheit und Gleichheit. Das Wort da, das bleibt unausgesprochen, bis einst die Weltenuhr wieder schlägt, und der Zeiger die Stunde zeigt zum letzten Weltalter.

Frankreich ist müde, zum Sterben müde. Es liegt gleich den Toten des kaiserlichen Roms auf einem Lager von Purpurseide, in violettes Dunkel gehüllt und betäubt sich im Sinnenrausch und beim Schmettern kriegerischer Musik. Es will nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Wenn man Danton gesehen hat und Mirabeau, St. Just und Marat, dann lacht man über Titanen und Helden, über Götter und Teufel. In den letzten sechs Jahren hat die menschliche Natur alles erschöpft, was sie an Erhabenem und Großem und Furchtbarem bieten kann. Jetzt kann uns nichts mehr reizen — Wir wollen nur noch schlafen — nichts als schlafen —

In tiefe Gedanken versunken kehrte Theurille mit seinem Begleiter nach dem Hause zurück, das sie beherbergte.

Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

Er wollte den Zusammenbruch seiner Hoffnungen, die innere Selbstvernichtung, der er zum Opfer gefallen war, nicht überleben.

Daß dieser Mann triumphierte, den er so tödlich haßte, daß man ihm als dem Befreier und Erlöser entgegenjubelte, das hatte ihm den letzten Stoß gegeben.

Für Héloise hätte er noch leben können. Aber auch diese war tot.

Und er dachte an die Zeit, wo er als Abgesandter des Konvents im Lande gehaust hatte, wo die Mächtigsten sich vor ihm gebeugt hatten —

„Jetzt klein zu werden, nachdem man so groß gewesen ist —!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn unsere Zeit wirklich vorbei ist, laßt uns gehen!“

Wenigstens würdig zu enden konnte er von Antoine St. Just lernen, der schweigend, lautlos, mit dem Achselzucken verächtlicher Ironie das Schafott bestiegen hatte. —

Drouet unterbrach seine Gedanken.

„Wir werden am Ende vor dem Abend wieder aufbrechen müssen,“ sprach er zu ihm. „Es wird doch zu lebhaft hier überall — man könnte uns sehen —“

Ihr Wirt schüttelte den Kopf.

„Ihr seid hier sicher. Heute ist jedermann mit den Festlichkeiten beschäftigt —“

„Immerhin, wir kompromittieren Euch durch unseren Aufenthalt — Es könnte doch einer Eurer Leute einmal vom Garten aus hereinsehen. Ich denke, wenn wir Glück haben, werden wir morgen abend bis Auxerre kommen, und dann haben die Spürhunde unsere Spur verloren. Was meint Ihr?“

Er wandte sich an Theurille, der am Fenster stand.

„Nach Auxerre — jawohl —“ entgegnete er gleichgültig.

Die beiden anderen sahen sich an. Der Klang dieser Stimme fiel ihnen auf.

„Ich kann Euch frische Pferde verschaffen,“ sprach der ehemalige Montagnard, „die Eurigen müssen arg mitgenommen sein —“

„Teufel auch —! Wir waren zwanzig Stunden unterwegs —! Also in drei bis vier Stunden, nicht wahr —?“

„Sicher —! Ich werde sorgen, daß Ihr noch eine Stärkung vorher bekommt —“

„Wo wollt Ihr hin?“ sprach Drouet, als er seinen Begleiter aufstehen und in seinen Papieren wühlen sah.

„Ich will unsere Mantelsäcke noch einmal durchsehen und neu packen,“ antwortete Theurille, ohne ihn anzublicken, „sie sind etwas in Unordnung geraten durch den letzten Ritt —“

Er ging in ihr Zimmer, das nebenan lag.

Die beiden anderen blieben im Speisesaal und unterhielten sich über das Ereignis des Tages.

Theurille atmete tief auf, als er sich allein sah. Er riß die Papiere heraus, die er bei sich hatte, darunter auch die Handschriften Saint-Justs, band sie zusammen und schrieb ein paar Worte darauf, mit denen er sie Drouet überantwortete.

Mit einem bitteren Gefühl blätterte er noch einmal in diesem politischen Testament, das er nicht hatte ausführen können.

Was würde daraus werden? Sollten diese Worte verloren gehen, verweht werden im Lärm des Tages —?

Da fiel sein Blick auf eine Stelle, die ihn eigentümlich fesselte.

Der ehemalige Triumvir hatte darin geschrieben:

„An dem Tage, wo die Heere der Republik siegreich sein werden und die Thore des morschen Europa zertrümmern werden — an dem Tage wird der Diktator erscheinen, der das Chaos schlichtet. — Die Welt braucht eine neue Gestalt, er wird sie ihr geben —“

Theurille blieb seltsam lange über diese Stelle gebeugt.

Man sagt, daß den Sterbenden die Zukunft offen liegt. —

Hatte St. Just, der zwanzig Stunden später die Guillotine bestieg, etwas von dem geahnt, was kommen würde —?

Der Tag, an dem die Heere der Republik siegreich sein werden, war erschienen. — Und Bonaparte — war er vielleicht dazu bestimmt, das Riesengebäude des sozialen Staates aufzuführen, die Revolution vor ihr letztes Ziel zu führen?

Sein Gedanke verlor sich in dunklen Abgründen — Diktator —! Saint-Just hatte es selbst sein wollen, die Entwürfe dazu waren schon angefertigt. Er hatte auch, der einzige von den Männern des Triumvirats, jene leidenschaftliche Vorliebe für die Armee gehabt, die er reorganisiert hatte, und die ihm einige ihrer Siege verdankte.

Und dann erinnerte sich Theurille wieder, wie Saint-Just der einzige war von allen Führern der

Bei dem einfachen Lesen jener Siegesberichte lebten schon alle die Hoffnungen auf, die die Menschen daran knüpften —

„Der Grundbesitz wird steigen — verlaßt Euch darauf, Maître Jacquelin! Die Regierung kann jetzt nicht mehr daran denken, die Emigranten wieder in ihre Güter einzusetzen —"

„Und die Weinausfuhr — Am Ende bekommen wir Frieden mit Italien —"

„In Paris sollen schon Gesandte des Papstes gewesen sein —"

„Es lebe der General Bonaparte!"

Und der Schrei, von einem jungen Enthusiasten angestimmt, pflanzte sich durch alle Gruppen, über den Platz und die Straßen fort, ließ die Fensterläden aufreißen, von wo man mit den Taschentüchern winkte, dröhnte wie ein unheimlicher Mahnruf an das Ohr der beiden Männer, die halb verborgen unter dem Vorsprung eines Hauses standen.

„Dieser Bonaparte," murmelte Drouet, wütend seinen Schnurrbart zwirbelnd, „Barras hatte recht, es ist in der That ein Teufelskerl —"

André Theurille sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an.

„Und doch wünschte ich, meine Kugel hätte damals ihren Weg gefunden!" sprach er fast unhörbar.

Drouet zuckte die Achseln.

„Das ist drollig, mein Lieber, nach alledem — Warum habt Ihr gerade diesen Mann so gehaßt?"

Jener antwortete nicht sogleich. Erst nach einer Pause sprach er:

„O, wie ich ihn hasse —! Jetzt, noch jetzt in diesem Moment!"

Er schwieg, sie machten sich beide langsam auf den Rückweg.

Es war eine Flut entsetzlicher Empfindungen, die Theurille ungestüm von einem Extrem zum andern riß, ruhelos, ihn peinigend, so daß er nicht zur Ruhe kam.

Warum er diesen Menschen so haßte, dessen Name jetzt jubelnd von Mund zu Mund flog?

O, es war nicht bloß, weil er gekonnt hatte, was sie alle nicht konnten — weil in ihm das Volk jetzt den Erlöser sah.

Es war, weil Bonaparte ihm seine ganze Herrlichkeit Stück für Stück zerbrochen vor die Füße geworfen hatte, weil er ihm gezeigt hatte, wie kläglich die Demokratie geworden war, und wie das, was sie jetzt aneinander klammerte, nur noch die Gemeinsamkeit ihrer Verbrechen war, die Flüche, die sich an ihren Namen hefteten.

Theurille hatte gesehen, daß er recht hatte.

Der große Gedanke von 89 war zerfetzt, zerrissen, beschmutzt in den Händen von Narren und Theaterhelden.

Seine Rolle war aus, und er kann jetzt gehen — Sein Ideal, das ihn so glühend begeisterte, war ein hohles Phantom, wonach jetzt kein vernünftiger Mensch den Kopf mehr umwendet. Die anderen haben es längst satt, und bei dem Worte „Freiheit" und „Volkswohl" stoßen sich die ernsthaften Leute unter dem Tische an. Aber klingende Goldstücke, die schönen Weiber Italiens, das Silbergeschirr der alten Podestas und Kapitäne, das ist etwas Reelles, das weiß der kleine, höhnische Korse mit der drohenden Stirn und den dunklen Römeraugen sehr wohl. —

Und wenn sie noch würdig geendet hätte, diese Demokratie, die Riesin, die im Jahre 89 die Bühne betrat —

Sie ist sehr klein geworden unterdessen.

Theurille entsann sich gewisser Einzelheiten der Verschwörung, die ihm das Blut in die Wangen trieben. Als man Darthé verhaftete in Babeufs Wohnung, hatte er sich zwischen zwei Matratzen versteckt, aus denen man ihn hervorziehen mußte — Babeuf selbst hatte nie den Mut gezeigt, mit dem Danton und Mirabeau das Volk hingerissen hatten. — Keines der Schriftstücke und Briefe, die man bei ihm fand, war unterzeichnet gewesen. Und dann diese Misere! Die stärkste Summe die man im Besitz des geheimen Komitees der Verschwörung fand, war zweihundertundvierzig Franken —

Das waren die Pygmäen nach den Titanen, das war Polichinell, der nach dem Helden auf die Bühne tritt.

Und doch stockte Theurille, als seine Gedanken bei diesem Punkt angelangt waren.

Babeuf —!

Wußte er wirklich, ob Gracchus Babeuf ein Narr oder ein Prophet gewesen war? Ob er nicht vielmehr der Märtyrer eines dunklen, geheimnisvollen Evangeliums war, das noch niemand verstand, für das er sterben mußte, weil er es ausgesprochen hatte?

War dies vielleicht nicht der richtige Moment gewesen? Oder er hatte nicht die richtigen Helfer gefunden —?

Theurille suchte in den Papieren, die er stets bei sich führte.

Es waren die Briefe und Entwürfe St. Justs, ein Auszug aus dessen „Versuch über den Staat", den er veröffentlichen wollte, als der 9. Thermidor dazwischen kam.

Da lag es schon aufgebaut, das ganze Gerüst der zukünftigen Gesellschaft, die Erziehung der Kinder durch den Staat, die Massenwohnungen, die Massenproduktion des Staates, der alle Industrien und Gewerbe in die Hand nimmt, die Versorgungshäuser für das Alter, das nicht mehr arbeiten kann, für den Arbeiter, der erkrankt ist.

Um das durchzusetzen, mußte man von neuem die Gesellschaft umpflügen mit Schwert und Feuer. Um diesen Bau aufzuführen, mußte man den Tausenden von Köpfen, die schon gefallen waren, neue Tausende hinzufügen —

Und daran war Babeuf gescheitert.

Niemand, auch er selbst nicht, hatte mehr die Energie, den letzten, den furchtbarsten Schritt der Revolution zu thun. —

Bedenke, daß Frankreich müde ist, bis zur Ohnmacht, bis zum Sterben müde. Seit sechs Jahren liegt die Sphinx der Revolution auf seiner Brust

und zerfleischt ihm die Eingeweide, Blutströme, das letzte Blut Frankreichs um sich her ergießend —

Frankreich ist müde, zum Sterben müde. Du peitschest es nicht auf zu dieser letzten, äußersten Anstrengung. Es fragt nichts mehr nach Völkerglück und nach der Menschheit, nach Freiheit und Gleichheit. Das Wort da, das bleibt unausgesprochen, bis einst die Weltenuhr wieder schlägt, und der Zeiger die Stunde zeigt zum letzten Weltalter.

Frankreich ist müde, zum Sterben müde. Es liegt gleich den Toten des kaiserlichen Roms auf einem Lager von Purpurseide, in violettes Dunkel gehüllt und betäubt sich im Sinnenrausch und beim Schmettern kriegerischer Musik. Es will nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Wenn man Danton gesehen hat und Mirabeau, St. Just und Marat, dann lacht man über Titanen und Helden, über Götter und Teufel. In den letzten sechs Jahren hat die menschliche Natur alles erschöpft, was sie an Erhabenem und Großem und Furchtbarem bieten kann. Jetzt kann uns nichts mehr reizen — Wir wollen nur noch schlafen — nichts als schlafen —

In tiefe Gedanken versunken kehrte Theurille mit seinem Begleiter nach dem Hause zurück, das sie beherbergte.

Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

Er wollte den Zusammenbruch seiner Hoffnungen, die innere Selbstvernichtung, der er zum Opfer gefallen war, nicht überleben.

Daß dieser Mann triumphierte, den er so tödlich haßte, daß man ihm als dem Befreier und Erlöser entgegenjubelte, das hatte ihm den letzten Stoß gegeben.

Für Héloise hätte er noch leben können. Aber auch diese war tot.

Und er dachte an die Zeit, wo er als Abgesandter des Konvents im Lande gehaust hatte, wo die Mächtigsten sich vor ihm gebeugt hatten —

„Jetzt klein zu werden, nachdem man so groß gewesen ist —!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn unsere Zeit wirklich vorbei ist, laßt uns gehen!“

Wenigstens würdig zu enden konnte er von Antoine St. Just lernen, der schweigend, lautlos, mit dem Achselzucken verächtlicher Ironie das Schafott bestiegen hatte. —

Drouet unterbrach seine Gedanken.

„Wir werden am Ende vor dem Abend wieder aufbrechen müssen,“ sprach er zu ihm. „Es wird doch zu lebhaft hier überall — man könnte uns sehen —“

Ihr Wirt schüttelte den Kopf.

„Ihr seid hier sicher. Heute ist jedermann mit den Festlichkeiten beschäftigt —“

„Immerhin, wir kompromittieren Euch durch unseren Aufenthalt — Es könnte doch einer Eurer Leute einmal vom Garten aus hereinsehen. Ich denke, wenn wir Glück haben, werden wir morgen abend bis Auxerre kommen, und dann haben die Spürhunde unsere Spur verloren. Was meint Ihr?“

Er wandte sich an Theurille, der am Fenster stand.

„Nach Auxerre — jawohl —“ entgegnete er gleichgültig.

Die beiden anderen sahen sich an. Der Klang dieser Stimme fiel ihnen auf.

„Ich kann Euch frische Pferde verschaffen,“ sprach der ehemalige Montagnard, „die Eurigen müssen arg mitgenommen sein —“

„Teufel auch —! Wir waren zwanzig Stunden unterwegs —! Also in drei bis vier Stunden, nicht wahr —?“

„Sicher —! Ich werde sorgen, daß Ihr noch eine Stärkung vorher bekommt —“

„Wo wollt Ihr hin?“ sprach Drouet, als er seinen Begleiter aufstehen und in seinen Papieren wühlen sah.

„Ich will unsere Mantelsäcke noch einmal durchsehen und neu packen,“ antwortete Theurille, ohne ihn anzublicken, „sie sind etwas in Unordnung geraten durch den letzten Ritt —“

Er ging in ihr Zimmer, das nebenan lag.

Die beiden anderen blieben im Speisesaal und unterhielten sich über das Ereignis des Tages.

Theurille atmete tief auf, als er sich allein sah. Er riß die Papiere heraus, die er bei sich hatte, darunter auch die Handschriften Saint-Justs, band sie zusammen und schrieb ein paar Worte darauf, mit denen er sie Drouet überantwortete.

Mit einem bitteren Gefühl blätterte er noch einmal in diesem politischen Testament, das er nicht hatte ausführen können.

Was würde daraus werden? Sollten diese Worte verloren gehen, verweht werden im Lärm des Tages —?

Da fiel sein Blick auf eine Stelle, die ihn eigentümlich fesselte.

Der ehemalige Triumvir hatte darin geschrieben:

„An dem Tage, wo die Heere der Republik siegreich sein werden und die Thore des morschen Europa zertrümmern werden — an dem Tage wird der Diktator erscheinen, der das Chaos schlichtet. — Die Welt braucht eine neue Gestalt, er wird sie ihr geben —“

Theurille blieb seltsam lange über diese Stelle gebeugt.

Man sagt, daß den Sterbenden die Zukunft offen liegt. —

Hatte St. Just, der zwanzig Stunden später die Guillotine bestieg, etwas von dem geahnt, was kommen würde —?

Der Tag, an dem die Heere der Republik siegreich sein werden, war erschienen. — Und Bonaparte — war er vielleicht dazu bestimmt, das Riesengebäude des sozialen Staates aufzuführen, die Revolution vor ihr letztes Ziel zu führen?

Sein Gedanke verlor sich in dunklen Abgründen — Diktator —! Saint-Just hatte es selbst sein wollen, die Entwürfe dazu waren schon angefertigt. Er hatte auch, der einzige von den Männern des Triumvirats, jene leidenschaftliche Vorliebe für die Armee gehabt, die er reorganisiert hatte, und die ihm einige ihrer Siege verdankte.

Und dann erinnerte sich Theurille wieder, wie Saint-Just der einzige war von allen Führern der

Jakobiner, von dem er Bonaparte hatte mit Achtung sprechen hören.

Wo war hier der leitende Faden? Lag hier ein Zusammenhang, den er nicht begriffen, gegen den er gefrevelt hatte?

Mit einem Hohnlachen warf Theurille die Papiere auf den Boden.

„Mag kommen, was da will — Das Chaos für Frankreich oder der Diktator —! Die Freiheit ist gestorben, und kein Danton, kein Mirabeau wird sie wieder auferwecken — Ich will sie nicht überleben —"

Er wühlte in seinem Mantelsacke, dessen Inhalt wirr, unordentlich vor ihm aufgehäuft lag — Er ließ ihn liegen; nur einen einzigen Gegenstand wählte er aus.

Ein letzter Gedanke noch an das blonde, junge Weib, das er geliebt hatte, und das für ihn gestorben war. —

Drouet und der Maire waren eben in lebhafter Unterhaltung über die einzuschlagenden Wege — der Maire riet den Flüchtigen, lieber die Straße über Sens als die über Montargis zu wählen, weil die aus der Vendee massenhaft heimkehrenden Soldaten von dorther kämen —

Da krachte im Nebenzimmer ein Schuß, die Stille des Sommertags scharf, unheimlich zerreißend.

Die beiden stürzten empor und rissen die Thür auf.

Sie sahen André Theurille auf dem Diwan liegend, das Gesicht nach oben gekehrt, die Pistole, mit der er sich durch den Kopf geschossen, auf dem Boden liegend.

Er war nach wenigen Minuten tot.

„Ich habe es geahnt," sprach der ehemalige Montagnard, in den unheimlichen Anblick verloren. „Die Augen sahen sonderbar aus — man sieht das am Blick der Leute —"

Drouet stand, die Lippen aufeinander gepreßt, die Arme über der Brust kreuzend, da.

„Hm," murmelte er halblaut, „das hättest Du von dem lernen können, Gracchus Babeuf —!"

Im Garten unten wurde es lebendig — Die Leute des Maires waren durch den Schuß aufgeschreckt und eilten herbei.

Drouet warf einen raschen Blick um sich.

„Lebt wohl, Freund," sprach er, seinem Wirte die Hand reichend, „ich muß Euch verlassen! Der Tod ist hier schon eingekehrt, es soll an einem Opfer genug sein — Vergeßt ihn nicht — er ist es wert —"

„Verlaßt Euch drauf — ich werde —"

Drouet war hinausgeeilt nach dem Gartenthor, das der Maire schleunigst öffnete, und hatte sich auf sein Pferd geschwungen.

Er spornte es, daß es sich hoch aufbäumte — dann wandte er sich noch einmal um —

„Ich sage Euch, begrabt ihn in Ehren!" rief er mit gellender Stimme. „Ihr begrabt den letzten Jakobiner —!"

Damit sprengte er fort, die Landstraße entlang, an den Mauern der Häuser, vor den Thoren der Villen vorbei, wo ihm einzelne aufgestörte Gesichter erstaunt nachsahen.

„Es lebe Bonaparte!"

Unten aus dem Städtchen tönte das herauf, pflanzte sich längs der Gehöfte fort, schien über Felder und Wiesen emporzusteigen, auf denen die Sommersonne leuchtend hell lag.

Und der Reiter spornte ingrimmiger, hastiger sein schnaubendes Pferd —

Der dunklen Laufbahn entgegen, die seiner noch wartete, als Flüchtling in der Fremde, jenseits des Meeres, in Indien, bis er nach Jahren weltmüde zurückkam, der letzte von den Genossen Gracchus Babeufs.

Weiter! Weiter —!

Die Sonne fragt nicht nach Toten und Flüchtigen — sie kümmert sich nicht um den einsamen Mann, der da in dem Zimmer lag, und der verspielt hatte im Würfelspiel des Lebens.

Es giebt noch andere, die atmen wollen, jauchzen, leben im Sonnenlichte.

Bonaparte! Bonaparte!

Wie ein Rausch ging das durch den Frühling. Der Himmel schien strahlender heute, die Erde glänzender, prangender in ihrem Blütengewande. Den Menschen ist es, als ob durch ihre Adern ein neues Blut ginge, als ob es vorbei sei mit den Jahren des Elends und des Kummers.

Bonaparte! Bonaparte!

Der Wind verwehte den Namen, schlug ihn die Platanen- und Cypressenalleen entlang, den weißen Statuen ins Gesicht, den Helden und Göttern, die da einsam im dunklen Laube standen, als warteten sie auf einen ihresgleichen. Er wirbelt ihn empor mit dem Frühlingslaube, das die Mauern und Hecken der Landhäuser bedeckte.

Mit dem Frühjahrswinde ging der Name durchs Land. Er führte ihn empor über die Riesenstadt, rief ihn jauchzend in alle Häuser und Thüren, trug ihn bis zu den Wolken hinauf, als ob er sie anketten wollte an seinen Siegeszug.

In diesem Namen vibrierte eine Welt von Hoffnungen, Wünschen, Thränen und flehenden Bitten. —

Bonaparte —!

Dies Volk hatte wieder Brot, von dem es lebte — es hatte wieder ein Idol, zu dem es betete.

E n d e.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der Küster von Brieg.

Von **H. Hermann.**

Zu Brieg in den düstern Synodensaal
Stiehlt sich die Sonne mit listigem Strahl,
Und auf die strengen Gesichter
Wirft sie fürwitzige Lichter —
Auf Krause dann und Reverend,
Und auf den Herrn Superintendent,
Dem Grausiges just wurde kund,
Daß richt und räch es diese Stund'!

Am zweiten Sonntag nach Weihnacht geschah's,
Die junge Fürstin im Kirchstuhle saß,
Hat jüngst ihren Einzug gehalten,
Guckt aus der Schaube Falten,
So ihr der Rat zum Präsent beschert,
Und so hoch man sich fand geehrt,
Daß die wohllöbliche Kantorei
Sang schier allein — und sang vorbei —
Derweil der Frau Bürgermeisterin
Die Fürstin schob lächelnd den Fußsack hin,
Und steckten darinnen wie Schwestern —
„Lieb' Dorel" heißt sie seit gestern. —
Aber es nahm gar schlimmen Lauf:
Legt sie ein Tütlein mit Thalern auf,
Wirft ihr der Küster in den Schoß
Teller wie Münze klein und groß ....

„Er ist ein alter gebrechlicher Mann,
Der seines Amts nicht mehr walten kann!
Aus der Kirche muß er mit Schande gehen,
Das will ich sehen — das will ich sehen!"
So eifert er, den hart es traf,
Dem's in der Nacht gekostet den Schlaf:
Der Herr Pastor, dem die Rede verging
Über dem gräßlichen Klirr und Kling! —
Und Nicken und Räuspern geht durch die Reih'n
Und von draußen sie stoßen den Graukopf herein —
„Halb blind mußt sein — den Tatter haben?
Wir können nicht brauchen solch alten Knaben!"
„Hochwürden vermeld ich mit Respekt:
Kein Tatter mir noch im Gebeine steckt,
Den Sperling ich auf dem Dache schau,
Doch — zu holdselig war die Frau!"

Zu Brieg in den düstern Synodensaal
Stiehlt sich die Sonne mit listigem Strahl,
Hier — dort — auf die Gesichter
Wirft sie fürwitzige Lichter . . .
Die Herren schaun finster und harren aufs End' —
Da spricht der Herr Superintendent:
„Er walte seines Amts mit Fug —
Mir däucht, er ist noch jung genug!"

Ahasver.

Eine Parabel von **Georg Jantschge.**

Wieder war ein Jahrhundert verflossen.

Ahasver, der lebensmüde Wanderer, stand vor den Pforten des Jenseits; er flehte wieder um Einlaß in die seligen Gefilde, um ein Ende der Lebensbahn.

Er pochte und pochte; aber ihm ward nicht aufgethan.

Gebrochen, verzweifelt sank Ahasver in die Knie; ein harter, kalter Stein ward der Schemel, den er mit heißen Thränen benetzte. Ein Klagelied um das andere sang Ahasver; brünstige Gebete um Erlösung sandte er zum Himmel empor. Während der Gebete zog die Hoffnung in das Herz des Todmüden: die Hoffnung, daß der Herr sich seiner erbarmen und sich aus den Wolken zeigen werde seinem lebensmüdesten Knechte.

Oft schon hatte Ahasver hier gebetet und gehofft — nach dem Ende eines jeden Jahrhunderts. Immer noch hatte der Herr die Rede seines Knechtes vernommen, immer noch hatte dieser ein Körnlein Trost gefunden, das er mitnahm auf den weiteren Weg: den Trost, die Hoffnung, daß auch für ihn einmal aller Tage Abend sein werde.

Nun glaubte Ahasver genug Buße gethan zu haben, für seine himmelschreiende Sünde vor Jahrhunderten; diesmal hoffte er sichere Erlösung.

Ahasver betete, sang und weinte lange Wochen hindurch auf dem harten, kalten Steine — er war entschlossen, den Ort nicht zu verlassen, ehe der Herr sein Antlitz gezeigt haben würde. Wenn nicht Erlösung — so wollte er wenigstens Trost für den weiteren Weg. — —

Ein leiser, sanfter Engelschor umdrang den in seine Gebete Versunkenen. Es ward helle um ihn, immer heller. Der Engelschor ward lauter, mächtiger: Posaunen und Pauken begleiteten ihn. Plötzlich erschütterte ein mächtiger Donner Himmel und Erde. Die Wolken teilten sich — Gott erschien auf dem Himmelsthrone, umgeben von den Heerscharen der Seligen.

Und Gott sprach: „Wer bist Du?"

„Ich bin Ahasver, Dein Knecht. Du bist Gott der Herr, allweise, allmächtig, allgütig!"

„Was will mein Knecht?"

„O Gott, der Herr, sei mir gnädig! Seit Jahrhunderten durchziehe ich Deine Erde — mir zur Strafe, den Menschen zur Qual. Ich bin kein Mensch wie die andern — denn ich kann nicht sterben. Und doch bin ich ein Staubgeborener! Ich habe Buße gethan, wie Deine Gerechtigkeit sie auferlegte, o Herr; ich habe alle Länder durchwandert und habe geschaut Deine Herrlichkeit und Pracht, o Gott! Wo ich hinsah — ich erblickte im Kreislaufe das Leben, ich gewahrte Thätigkeit und Zweck. Nur mir fehlen Zweck und Thätigkeit! — Ich habe vollbracht, was Du mir auferlegtest, o Herr; nun bin ich überflüssig unter Mensch und Tier, und aus dem Staube flehe ich Staubgeborener Dich an: Allmächtiger, Allweiser, Allgütiger, erlöse mich vom Erdenleben!"

Wieder sank Ahasver auf den harten, kalten Stein und benetzte ihn mit neuen Thränen.

Gott, der Herr, aber ließ seine Stimme mächtig erschallen:

„Ahasver! Seit Jahrhunderten durchziehst Du die Erde. Was sind Jahrhunderte? Und wenn es ebenso viele Jahrtausende wären — es wäre nichts gegen die Ewigkeit! Du Erdenwurm glaubst, zu leben nur Dir zur Strafe, den Menschen zur Qual. Nein, Ahasver! Du lebst zu Deiner Seele Heil, zur Buße; den Menschen als trauriges Beispiel, zur Lehre! — Welche Vermessenheit läßt Dich sagen, daß Du kein Mensch bist? Verblendeter Thor! Die Menschheit ist länger als Du, sie ist ohne Anfang, ohne Ende. Ob Deinesgleichen lange lebt oder kurz, eine Ewigkeit oder eine Stunde — laß das meine Sorge sein; nicht die Dauer des Lebens macht den Menschen. Staubgeborener Erdenwurm, der sich nicht fügen will in die Weisheit meiner Weltordnung, der im Staube liegt und bettelt um das, was ihm doch nicht gegeben wird! — Du glaubst Buße genug gethan, Deinen Zweck erfüllt zu haben! Weißt Du, was Dein Zweck ist? Trage Dein Leben — trag' es ohne Ende — das ist Dein Zweck! — Und Deine Buße ... wie war Deine Buße? Ahasver, wie war Deine Buße?"

„O Gott, allweiser Gott, verzeihe dem Sünder! Ich war schwach und versuchte das Unmögliche. Verzeihe, o Gott, verzeihe!"

Neben Ahasver erglänzten im Dunkel ein Dolch, ein Giftbecher und eine Pistole — das waren die Waffen, die er in diesem Jahrhundert verbessert hatte, um sich selbst damit zu morden.

Gott, der Herr, sprach weiter:

„An Deiner Sünde erkenne, daß Du nur ein Mensch bist. An Deiner Sünde ermesse, daß Du nicht reif bist zur Gnade. Abwälzen wolltest Du, was ich Dir auferlegte. Sündhaft, vermessen und thöricht: das ist der Mensch!"

„Ich habe gefehlt, o Herr! Sei gnädig!"

„Weiter büßen und weiter sühnen wirst Du, weil Du mich, Deinen Gott, verleugnet hast. Weil Du von Dir werfen wolltest, was meine Gnade Dir gab: Das Leben!"

Die Himmelsstimme hatte geendet.

Es war finster geworden. Ahasver befand sich allein in einer unermeßlich weiten Nacht.

Da durchdrang ein leises Wimmern und Schluchzen die schweren Nebel. Ahasver wandte sich um: er gewahrte eine junge Mutter, die sich in furchtbarem Schmerze über ihr sterbendes Kind beugte. Die Mutter wandte das schmerzdurchfurchte Gesicht gegen Ahasver — dieser schrak entsetzt zurück; er hatte in der Mutter das Gesicht des Herrn erkannt.

Wieder Totenstille.

Da ward lautes Klagen und Weinen hörbar, vieler Stimmen Ruf widerhallte Gram und Schmerz. Ahasver blickte sich um — er sah ein Sterbegemach, in dem ein gramgebeugter Mann und fünf schmerzbleiche Kinder die tote Mutter umstanden. Das jüngste Kind, ein kleiner, kaum zwei Jahre alter Knabe, sah auf Ahasver: Dieser erkannte das Gesicht des Herrn in dem weinenden Knaben.

Wieder Dunkel und Stille.

Plötzlich erscholl Waffengetön und Kampfgeschrei, wie die wilde Jagd durchzog es die Nebel — Ahasver erbebte. — Es war wieder stille geworden. Der bleiche Mond durchzitterte klagend mächtige Eichwipfel; sein Strahl beleuchtete eines Jünglings Heldengestalt — die Leiche eines Kriegsmannes, der den Schlachtentod gefunden. Auf den Jüngling zu stürzte ein junges, blühendes Weib, des Gefallenen Braut. Tot brach sie zusammen über dem leblosen Leibe des Geliebten.

Im Gesichte der Braut aber erkannte Ahasver wieder die Züge des Herrn.

Noch manches Bild zog an Ahasver vorüber, eines ergreifender als das andere.

Dann aber lichtete sich der Himmel. Die Stimme des Herrn drang wieder herab:

„Ahasver! Kennst Du nun den Wert des Lebens? Du willst das Deine vernichten — und mit Dir wollen täglich hundert andere dasselbe. Und was gäben wieder andere für das Weiterglühen des Lebensfunkens! ... Gehe weiter die gewohnten Wege, und lehre die Menschen! Künde ihnen, was Du gesehen hast; zeige ihnen, was ein Menschenleben wiegt!"

„O Gott, so werde ich nicht erlöst?"

„Du wirst erlöst, Du wirst eingehen in die Gefilde der Seligen, wenn Du das Höchste erlernt haben wirst!"

„Das Höchste?"

„Lerne die Liebe!"

Und der Herr verschwand.

Ahasver aber wußte, daß er auf ewig verdammt war — denn wie sollte er die Liebe lernen?

* * *

So wie Ahasver, so wird die ganze Menschheit von ihren Sorgen und Schmerzen erlöst sein, wenn sie erkannt und erlernt haben wird das Höchste:

Die Liebe!

Primula veris.

Heimlich entlegener Waldesgrund,
Süße, verschwiegene Dämmerstund,
Und wir beide alleine:
Jung und thöricht und halb verirrt,
Däucht mir, daß uns der Sinn verwirrt
Vollends vom Abendscheine ...

Furchtsam geschmiegt mir in den Arm
Pochte Dein Herz an meinem warm,
Suchten wir Primeln im Grunde;
Golden floß es um Wipfel und Zweig,
Und beim knospenden Haselgesträuch
Ruhten wir — Mund am Munde. —

Heut, wo getrennt wir, wo grau das Haar,
Scheint mir's ein Märchen, ein Traum wohl gar,
Daß ich geküßt Dich habe — —
Aber wenn wieder die Primeln blühn,
Lockt mich's noch immer ins Waldesgrün:
Wär' ich, o wär' ich der Knabe! ...

A. Stanislas.

Der Propjel.

Eine komische Ehegeschichte von **Georg A. Albert.**

I.

Drei Wochen mochten nach der Verheiratung meines Freundes verflossen sein. Wir bewohnten vordem als un-

zertrennliche, treue Freunde ein gemeinsames Zimmer. All sein Glück, das ihm diese Liebe bereitete, hatte er das ganze Jahr seiner Verlobung mit ihr in meinen Busen entladen — oft zu meinem Überdruß, denn ich habe dieselben Tiraden und Hymnen auf die geliebte Erwählte wohl tausendmal geduldig hinnehmen müssen. Wer ein solches Verhältnis nicht kennt, der hat darüber keine Meinung. Schließlich dankte ich Gott aus aufrichtigem Herzen, daß er diesen verliebten Menschen mit seiner Flamme endgültig zusammengegeben und daß ich vor ihm Ruhe hatte. Ja, Ruhe! Denn seine Liebesseligkeit quälte mich selbst des Nachts, wenn er zu später Stunde, von ihr kommend, im Bette liegend, ohne Rücksicht auf mich, den behaglich Schlummernden, ausrief:

„Du glaubst nicht, wie ich sie liebe!“

„Was ist los?“ fuhr ich erschreckt auf „Fehlt Dir was?“

„Ach, ich bin so glücklich, Heinz!“ stöhnte er.

„Ich bitte Dich,“ erwiderte ich, ärgerlich über mich selbst, der sich immer wieder verführen ließ, die halb im Schlafe vernommenen, unvermittelten Ausrufe meines Zimmergenossen auf etwas Ungewöhnliches zurückzuführen, „ich bitte Dich ernstlich, mich gefälligst schlafen zu lassen! Zehre Du an Deiner Erinnerung stillschweigend weiter — ich habe nichts dagegen, wenn ich es auch für kindisch halte.“

Der verzückt ins Dunkel Starrende nahm mir nichts übel. Die durch die Leidenschaft bewirkte Hypnosis seines empfindlichen Menschen gestattete mir schon grobe Geschütze, ohne seine Gereiztheit befürchten zu müssen. Sein Zustand an sich war mir eine Quelle des Spottes und des Unwillens geworden, weil ich ihn des Mannes und Charakters für unwürdig hielt. Ich vergaß aber, daß mein Freund eigentlich kein „Charakter“ war, wenigstens nicht das, was wir gewöhnlich unter einem solchen verstehen, und wofür ich mich selbst hielt. Doch schätzte ich in ihm die Naivetät und Gutmütigkeit eines von den schlimmen Erfahrungen des Lebens noch nicht verkümmerten, ursprüngichen Menschen — eine Eigenschaft, die ich mir durch diese seine Beurteilung zwar selbst absprach, die ich im Verkehr mit der Welt und für die richtige maßgebende Auffassung des Lebens aber für unreif hielt. Diese unsere Verschiedenheit und der Umstand, daß ich die Pumphosen einige Jahre früher ablegen durfte als er, machten es mir zur Pflicht, erzieherisch auf ihn einzuwirken, das heißt: seinen etwas zu lang gewachsenen idealen Schwingen durch praktische Lebenslehre ein regulierendes Bleigewicht anzuhängen, damit er nicht gar zu sehr zum Ikarus wurde.

Mit andern Worten: ich setzte seiner über die Unebenheiten des Lebens hinwegschwebenden Begeisterung, wo es anging, einen Dämpfer auf. Denn ich befürchtete, angesichts seines Liebesrausches, der mich bis in die Einzelheiten in Mitleidenschaft zog, wohl nicht mit Unrecht, daß eine gewisse unvermeidliche Ernüchterung wahrscheinlich durch die Ehe eintreten müsse. Und ihn dann unvorbereitet, ungewarnt, vielleicht schwer getroffen zu finden, wollte meine Freundschaft und Erfahrung nicht zugeben. Er selbstverständlich sah einen ungetrübten Himmel voller Geigen und wies jede Möglichkeit eines kommenden Mißtones zwischen sich und seiner Zukünftigen mit seligem Lächeln zurück — „weil sie ein Engel sei.“ — Natürlich! Man muß einen solchen ätherischen Menschen, der das Exempel von zwei mal zwei ist vier, nicht begreifen kann, zum Freunde gehabt haben, um meine Verzweiflung verstehen zu können. — Doch zurück zu unserer nächtlichen Konversation.

„Kindisch?“ wiederholte er, als ich ihn durch meine Zurechtweisung beruhigt wähnte und den Kopf auf den Kissen bequem rückte.

„Du hast recht, Heinz – man wird durch die Liebe auch zum Kinde!“

„Willst Du mich nicht verschonen, Paul?“ fragte ich etwas scharf zu ihm hinüber. „Es ist Nacht — ich erinnere Dich dringend daran — und ich bin müde.“

„Ich nicht,“ erwiderte er heiter. „Ich könnte bis zum Morgen so liegen!“

„Aber, Mensch!“ schrie ich mit der Gereiztheit, die eine mehrfach gestörte Nachtruhe zeitigt, doch mit gedämpfter Stimme: „Das ist Verrücktheit in den gefährlichsten Stadien! Bist Du ein Narr? Wenn Du mir etwas vorschwärmen wolltest, hättest Du früher kommen sollen! — Was macht Ihr überhaupt so spät miteinander? Habt Ihr von acht bis zehn nicht Zeit genug, Euch allerlei Albernheiten zu sagen?“

„Ach, Heinz — wir können uns immer nicht trennen! Wir weinen oft bittere Abschiedsthränen, als gäb's kein Wiedersehen. — Du kennst das nicht und kannst Dir das nicht vorstellen!“ gab er mit gerührter, zitternder Stimme zurück.

„Und was sagen denn ihre Eltern dazu?“ fragte ich, in nun gänzlich nervöser Verfassung. „Werfen sie Dich Unverschämten nicht hinaus?“

„Aber, Heinz,“ bemerkte er mit Vorwurf, „sie schlafen ja! Papa in der einen Sofaecke — Mama in der andern. Wir stören sie natürlich nicht — und um zwölf Uhr entferne ich mich leise.“

Ich lachte diabolisch.

„Ein liebliches Idyll!“ spottete ich. „Romeo und Julia im Liebesgeflüster und dazwischen das accompagnierende Schnarchen von Papa und Mama Montague vulgo Schlüsselbein. Für diese Idee könnte sich der tote Shakespeare noch begeistern!“

„Ich begreife nicht, was Dir daran so lächerlich erscheint,“ erwiderte mein Freund mit naiver Verwunderung. „Höchstens könnte Dich eine so zärtliche Neigung rühren. Aber Du hast kein Herz — insbesondere geht Dir die Schätzung und das Gefühl für die Seligkeit ab, welche ein liebendes Mädchen — ein Weib überhaupt dem Manne spendet. — Weißt Du, Heinz,“ fuhr er in stiller Entzückung fort, „des Weibes Liebe heiligt sich und den Mann, den es mit seiner weichen Seele umfaßt. Das ist ein Stück wiedergefundenes Paradies und Entsündigung. Alle irdischen Schlacken fallen von uns ab und wir sehen uns in der Verklärung eines besseren reineren Daseins.“

„Ja, ja — als Engel in Cylinderhut, Frack und weißer Binde — mit Atlaskleid und Brautschleier — ich kenne das! Man könnte weinen.“

Er schwieg einige Augenblicke, wie wenn die Satire in seinem geheiligten Herzen nicht auf das rechte Verständnis treffe. Dann aber warf er sich mit einem Ruck auf seinem Lager herum.

„Ich will mich selbst zum Langohr machen, wenn ich Dir Lästerer noch ein Wort gönne!“ murmelte er verstimmt. „Ein Freund — das ist ein Freund!“

„Erinnere Dich, was ich Dir von den Sammetpfötchen sagte,“ bemerkte ich, leise in mich hineinlachend und zog die Decke über die Ohren. „Acht Tage nach der Hochzeit sprechen wir uns. Und nun: abfahren!“ —

Mit dieser Episode gebe ich zugleich die typische Zeichnung für unsere nächtlichen Unterhaltungen. Die Form war wohl unterschiedlich, aber Inhalt und Schluß blieben sich stets gleich.

Nun waren sie endlich vereint, und ich hatte das Gefühl, als hätte ich eine große, schwere Arbeit hinter mir. In dieser Zufriedenheit, die ich, wie es schien, mit den Eltern der jungen Frau teilte, erhoffte ich für die Liebenden aus ihrem unzertrennlichen Zusammenleben das Beste — trotz meiner Prophezeiungen. Ja, mein Mißtrauen gegen den ewig heitern Ehehimmel, welchen mein Freund sich vormalte, schwand mählich vor der Reinheit des Glückes, das die Augen der beiden, jungen Gatten widerspiegelten. Ich wünschte von Herzen, daß ich zu schlecht und verdorben sei, um an eine so tiefe Liebe glauben zu können, die ein ungetrübtes Eheglück garantierte. Die kleine Niederträchtigkeit im Menschen, wie ich sie selbst bei den sogenannten „Engeln“ vorfand, das Zwerglein der zeitweilig Macht gewinnenden diabolischen Freude am Unfrieden, am Verletzen, am Nadelstechen, Rechthaben und Widerspruch, das Unterhaltung und Zusammensein so „pikant“ gestaltet, ließ meinen Zweifel nicht zur Ruhe kommen. Ich hätte den guten Jungen gern davor bewahrt und auf meiner vorsichtig gewählten, einsamen Höhe behalten. Gern wollte ich mich zufrieden geben, wenn zwischen den beiden nur kleine Irrtümer und Mißverständnisse — wie sie überall vorkommen — walteten, wenn nur ein ernstes Mißverhältnis ganz und gar ausgeschlossen blieb. Bei ihrer leichten Auffassung der Ehe schwebte mir immer so etwas wie ein zu spätes Erwachen der derben Wirklichkeit vor. Vielleicht erhielt ich hier einen seltenen Gegenbeweis. — Im ungeteilten Besitze meines Zimmers und dem ungestörten Genuß meiner Nachtruhe war ich doppelt froh, den Freund anscheinend so gut versorgt zu wissen. Aber seine amüsante Naivetät fehlte mir doch, und die Macht der Gewohnheit, auch wenn sie keine angenehmen Begleiterscheinungen zeitigte, ließ in den ersten Tagen seiner Heimgründung in mir das Gefühl der Vereinsamung groß werden. Desto willkommener war mir der Verkehr in dem Hause des Freundes, der mich hier doch noch brockenweise mit der Speise nährte, die mir während des Jahres seiner Brautzeit so reichlich und zum Überdruß durch ihn zu teil geworden, und die ich so plötzlich nicht entbehren mochte. Er bot mir, was man eine „Anregung“ nennt, und so erscheint meine Vorliebe für sein Wesen — das an sich durch seine Gutmütigkeit bestach — begreiflich, wenn ich auch bei allem gebotenen Zuviel durch den Umstand seiner Liebe eine zu starke Sättigung erfahren hatte. Ich hielt es jetzt ja in der Hand, mir nach eigenem Bedürfnis von ihm zuteilen zu lassen. —

Eine ganze Woche nach der Hochzeit ließ ich die jungen Ehegatten allein. Mir war es um das Austoben der Gefühlsrevolutionen zu thun. Ich fürchtete mich förmlich vor den Ergießungen meines Freundes, der in seinem Glücke wahrscheinlich kein Maß fand. Schließlich trieb mich aber doch eine gewisse Sehnsucht oder Neugier zu ihm. Ich wollte doch noch ein Stück entschwebenden, verblaßten Elysiums genießen, das mir nicht schaden konnte. Meine Natur ist eben auf die Verdünnung gestellt. Was mochte aus dem Schwärmer geworden sein?

Mit offenen Armen kam er mir entgegen.

„Das ist nicht hübsch von Dir!“ rief er, mich bei der Rockklappe nehmend. „Warum bliebst Du fern? Kannst Du Dir nicht denken, daß ich jetzt doppelt nach Dir verlange? Sieh!“ sagte er, mich weiter ins Zimmer ziehend, „der Mensch ist auf Mitteilung, auf Teilnahme angewiesen, er muß, was ihn bewegt, nach außen in Worte kleiden, sonst fühlt er sich bei allem Glück nicht zufrieden. Wenigstens mir geht es so! Du natürlich gehörst den Verstockten an, die das Glück mit still vergnügtem Lächeln quittieren — wie der Geizhals, der mit Händereiben hinter fest verriegelter Thür seine Schätze beäugelt. Solche Menschen sind mir in der Seele zuwider — Dich ausgenommen,“ beeilte er sich begütigend hinzuzufügen, „weil ich Dich einmal liebgewonnen habe. — Ich bin nun reich — so reich, Freund Heinz,“ fuhr er mit erhobenen Händen fort, „daß ich geben, geben kann, ohne jemals arm zu werden! — Warum hast Du uns nicht besucht?“

„Du weißt ja, wo ich wohne,“ erwiderte ich, mit einem leisen Frösteln in sein strahlendes Antlitz blickend. Ich war wohl doch noch zu früh gekommen.

„Meinst Du, ich kam dazu, Dich aufzusuchen oder Dir zu schreiben?“ fragte er mit wichtigem Lächeln. „Ah, Du weißt nicht, was ein junger Ehemann alles zu thun hat. Da war an dem Nestchen noch manches einzurichten. Hier die Bilder — die Makartbouquets — jeden Nagel habe ich mit Wonne in die Wand geschlagen — manchmal auch auf die Finger. Meine von Dir so oft gerügte Ungeschicklichkeit findest Du hier glänzend widerlegt. — Wie gefällt Dir's bei uns?“

„Nett!“ nickte ich. „Und wie gefällt Dir's – ich meine: wie kommt Ihr nun miteinander aus?“

„Ah, Du alte Unke!“ rief er triumphierend. „Das muß Dich ja beschämen: acht Tage verheiratet — und noch nicht gezankt!“

„Noch nicht?“ gab ich mit gemachtem Erstaunen zurück. „Ich kann ja warten!“ setzte ich lakonisch hinzu.

„Da lassen Sie sich nur nicht die Zeit lang werden!“ mischte sich hier die frische, fröhliche Stimme der jungen Frau ins Gespräch. Sie trat in einem reizenden hellgrauen Anzug ins Zimmer und quirlte eifrig in einem porzellanenen Töpfchen. Offenbar hatte sie gelauscht.

„Pfui, es ist nicht schön von Ihnen, Heinz,“ sagte sie, mir die Hand reichend, „daß Sie mir so etwas zutrauen. Paul hat mir Ihre häßliche Prophezeiung mitgeteilt — aber wir schlagen ihr ein Schnippchen!“ Und sie legte den einen Arm um seinen Hals und küßte ihn. „Zanken!“ fuhr sie mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blick auf mich fort: „Ich mit meinem Paulchen zanken! Das werden Sie nicht erleben, Sie Unglücksrabe! Sie haben wohl noch keine rechte Ehe aus Liebe gesehen?“

„Ein Götterweib!“ flötete Paul und drückte sie an sich.

„Übrigens,“ schnitt sie meine Erwiderung ab, „nennen Sie das Freundschaft, sich so lange nicht blicken zu lassen? Wir hätten Sie gerne zu Tisch oder zu Abend gehabt — schon damit Sie meine Küche loben können — nicht wahr, Paulchen?“

„Gewiß!“ stimmte dieser, mit glücklichem Blick auf das „Götterweib“, bei. „Wir langweilten uns so sehr!“

„Du Heuchler!“ rief sie, ihm schnell in die Nase kneifend. „Es ist nicht wahr, Heinz,“ wandte sie sich zu mir. „Wir hatten fast jeden Abend die Eltern bei uns oder waren bei ihnen.“

Paulchen lachte übermütig und rieb sich die Nase.

„Haben Sie denn schon unsere Einrichtung gesehen, Heinz?“ fuhr Lenchen mit stolzen, glänzenden Augen fort. „Kommen Sie doch!“

Und sie eilte mir mit dem Porzellantopf und Quirl graziös voraus und ließ mich das „traute Nestchen“ gebührend bewundern.

Mein Freund hatte bei alledem nur verzückte Gesten.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte sie, während wir die Zimmer besichtigten, wohl ein Dutzend Mal.

„Die reinen Puppenstuben!“ erwiderte ich, der vielen unnützen Dinge, welche die Räume füllten, überdrüssig. „Wie haben Sie die Kinkerlitzchen nur alle zusammengebracht?“

„Gekauft — geschenkt bekommen während meiner Mädchenjahre! Wie können Sie den häßlichen Ausdruck ‚Kinkerlitzchen‘ dafür gebrauchen? Das sind alles Gegenstände, an welchen das Herz einer Frau hängt — durch Pietät geheiligte Dinge!“

„Ja, ja!“ rief eifrig mein Freund. „Bis auf die bellenden Möpse, den Pagoden und Majolikadrachen.“

„Du hält doch den Mund!“ wandte sie sich etwas gereizt zu dem gutmütig begeisterten Gatten. Und sie fuhr mit ihren zarten, spitzen Fingerchen fast liebkosend über einige Nippes: „Du gehst damit gerade am leichtsinnigsten um. Sehen Sie nur, Heinz! Gestern hat er mir von dem Klapperstorch die Beine abgebrochen.“

„Er kann ja noch fliegen!“ begütigte sie Paulchen.

Sie warf ihm einen von mir nicht aufgefangen sein sollenden Seitenblick zu und eilte dann errötend aus dem Zimmer.

Ich wurde unruhig.

„Ich werde gehen,“ agte ich, nach Hut und Stock greifend.

„Du wirst doch nicht?“ rief Paul bestürzt. „Soeben erst gekommen und schon wieder gehen!“

„Ich habe eine eilige Besorgung zu machen,“ wich ich aus.

„I, die hat noch Zeit!“ meinte er, mich beim Arme haltend. „Laß Dir doch erst mein Glück in greifbarer Form schildern!“

„Ich weiß alles!“ erwiderte ich nervös. „Ich kann mir lebhaft vorstellen — ich sehe ja auch! Das reine Paradies vor dem Sündenfall. Du bist zu beneiden!“

„Nicht wahr?“ rief er lebhaft. „Das soll uns noch einer nachmachen! Und Du sprichst immer von Zank,“ warf er vorwurfsvoll hin. „Das ist auch so eine fixe, ehefeindliche Idee von Dir, Heinz! Du wirst — vielleicht zum ersten Mal in Deinem Leben — eine echte Neigungsehe kennen lernen.“

„Möglich! — Ich kam wohl noch zu früh,“ sagte ich gelassen.

„Wieso?“

Ich blieb ihm die Antwort schuldig.

Als wir an der Küche vorbeikamen, mußte ich auch hier die ganze Herrlichkeit beschauen. Man hätte acht Küchen daraus machen können.

(Schluß folgt.)

Wahlverwandt.

Hartgefrorner Boden noch auf allen Wegen.
Plötzlich bricht von oben warmer Frühlingsregen.
In der Erde Tiefen dringen seine Tropfen,
Und das Herz der Schöpfung hört die Lenznacht klopfen.

Wenn zwei Menschen Gleiches denken und empfinden,
Ist's wie Frühlingsregen: alle Bande schwinden;
Ist wie Sonnenwärme und wie Himmelsblauen,
Wenn zwei gleiche Seelen ineinander schauen.

Karl Theodor Schultz.

Vermischte Anzeigen.

Von **H. v. L.**

(Schluß.)

Uns sind folgende Bücher zugekommen:

Tot. Zwei Novellen von Marcellus Emants. Deutsch von Anna Crous. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Rache. (Berlin, Bibl. Bureau.)

Emants ist durch eine in der Sprache sehr schöne Dichtung „Lilith“ bekannt geworden. Auch sie ist von derselben Übersetzerin verdeutscht, im gleichen Verlage erschienen (1895). Die beiden Novellen „Sprechen“ und „Schweigen“ behandeln kleinen Stoff mit feiner Kennzeichnung des Innenlebens und bemerkenswertem Sinn für die Wirklichkeit. Aber dabei ist jeder rohe Zug vermieden. „Schweigen“ zeichnet sich durch gewissenhafte Ausführung besonders aus.

„Lilith“ behandelt die Liebe Adams zu jenem halb überirdischen Wesen, das noch vor Eva ihm entgegentrat. Die symbolische Auffassung Liliths ist nicht klar genug, aber die Stimmung ist dichterisch, einzelne Teile schön und schwungvoll.

Ein Schriftsteller voll Geist ist C. van Nievelt, dessen **Sturmnot und andere Phantasien**, von Viktor Zimmermann verdeutscht, in Hamburg, Verlagsanstalt, vorm. J. F. Richter, erschienen sind. Nievelt ist seiner ganzen Anlage nach ein Germane. Er vereint Ernst und Humor, besitzt warmes Gemüt und lebendige Einbildungskraft. Noch näher tritt er unserm Herzen durch seine Liebe zu Deutschland, der er in „Sturmnot“ rechte Herzensworte widmet. Das Ganze soll eine „Denkschrift aus dem 20. Jahrhundert“ sein; die Zukunftsverkündigungen haben sich nun zwar nicht erfüllt, aber das Werk verdient unseren Dank. Sehr eigenartig ist „Meinardus“ und fein der Humor in zwei Geschichtchen aus Italien.

Ebenfalls deutsch im inneren Wesen ist Frederick van Eeden, dessen **Kleiner Johannes**, deutsch von Anna Fles, (Hendel, Halle a. S.) bei seinem Erscheinen (1885) großes Aufsehen erregt hat. Es ist eine symbolische, halb märchenhafte Erzählung, reich an tiefen Bezügen zum Menschenleben, voll Herzenswärme, nur zuweilen etwas weitschweifig. Auch dieses Büchlein (50 Pf.) sei ernster gesinnten Lesern bestens empfohlen.

Nicht groß ist der Wert einer Märchensammlung **Auf weißen Flügeln** von A. F. Dubok van Herl, deutsch von W. Karstens. (Basel, Adolf Geering.) Ich finde darin weder die Ursprünglichkeit, wie sie Kindern gefällt, noch den tiefern Gehalt, der auch gereifte Menschen ergreifen kann. Ebensowenig befriedigen mich die Zeichnungen.

Aus der czechischen Litteratur liegen uns folgende Schriften vor:

Gedichte von Jaroslaw Vrchlicky. Ausgewählt und übersetzt von Friedrich Adler. Mit dem Bildnis des Dichters. (Leipzig, Reclam.)

Neben Swatopluk Cech ist Vrchlicky der bedeutendste Dichter der Czechen, nur übertrifft er ihn an Weite des Blicks, an Reichtum der Gedanken und Gefühle. Er erst hat der Litteratur seines Volkes aus der Beschränktheit den Weg in das europäische Geistesleben gezeigt, und zwar durch meisterhafte Übersetzungen aus dem Deutschen, besonders aber aus den romanischen Sprachen. Daneben aber hat er selbst eine geradezu bewunderungswerte Fruchtbarkeit in Lyrik,

Gedankendichtung, im Epos und Schauspieldichtung entfaltet. Ist auch manches nicht gelungen — Dramatiker im vollsten Sinne ist er wohl nicht — so sinkt er doch niemals zur nüchternen Alltäglichkeit hinunter. Er ist der reichste Geist, den die Czechen bis jetzt hervorgebracht haben. Ich empfehle das Bändchen, das 40 Pf. kostet, allen Freunden der Poesie.

Eine kleine Auswahl seiner Gedichte hat Marie Kwaysser verdeutscht. (Leipzig, Slavische Buchhandlung.) Die Übersetzung liest sich gut.

Aus tschechischer Prosa, betitelt sich eine Auswahl ernster und heiterer Geschichten von Cech, Jan Lier und Vrchlicky, deutsch von Edmund Grün. (Leipzig, Slavische Buchhandlung.)

Auch dieser Band sei empfohlen. Er enthält sechs meist heitere Skizzen von Cech, drei von Lier — ergreifend ist „Das beendete Gesuch“ — und vier von Vrchlicky. Von diesen fesselt besonders „Pepina“ durch Feinheit.

Aus dem Magyarischen hat Dr. Ad. Kohut in seiner Übertragung erscheinen lassen:

Prosaische Schriften von Alex. Petöfi. (Leipzig, Reclam.) 40 Pf.

Dr. Kohut verdient den Dank der Litteraturfreunde dafür, daß er die zerstreuten Arbeiten, Aufsätze, Reisebriefe, Erzählungen u. s. w. gesammelt und verdeutscht hat. Petöfi gehört unstreitig zu den größten Lyrikern der Weltlitteratur und darum gewinnen auch solche Arbeiten Wert für die Beurteilung des Mannes und Menschen. Tieferes Wissen besaß der Dichter nicht, seine Bildung ist lückenhaft; weder seine Urteile über Kunstfragen noch über Dichter zeichnen sich durch Scharfsinn aus. Man darf sagen, daß in diesen Prosastücken Petöfi sich über den Durchschnitt nicht oft erhebt. Nur wo er Gefühle mitteilt, wie in den Briefen mehrmals, zeigt sich der Herzschlag eines genialen Dichters. Aber trotzdem bringt uns die Sammlung den Menschen näher, als er uns bis heute gestanden hat. Nicht ohne Rührung verfolgt man das Leben Petöfis, der in einer so kurzen Spanne Zeit — er ist mit 26 Jahren in der Schlacht bei Schäßburg gefallen — die Lyrik der Magyaren auf eine seitdem nicht mehr erreichte Höhe gebracht hat.

Zuletzt sei hingewiesen auf das

Rolandslied, das älteste französische Epos übersetzt von G. Schmilinsky. (Otto Hendel, Halle a. S.) Wir besitzen schon einige Übertragungen, darunter die von einem echten Dichter, von W. Hertz, besorgte. Der neue Verdeutscher hat sich aber in der Form noch enger an das Urbild angeschlossen und eine Arbeit geliefert, die aller Anerkennung würdig ist. Des Dankes wert ist auch die Einleitung. (Preis 50 Pf.)

Schriften zur Litteratur-Geschichte.

Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Herausgegeben von Dr. Franz Engel. In 2 Bde. Mit 12 Faksimiles. (Braunschweig, 1896, George Westermann.)

Das Werk sollte bereits vor 21 Jahren erscheinen; da wurde der Herausgeber, wie es scheint, durch Frau Reuters Einsprache verhindert. Vortrefflich kennzeichnet die Einleitung das Wesen des Vaters und des Sohnes, deren ausführliches Bild die Briefe bieten. Die Kenner von Reuters Leben werden sicher mit lebhafter Teilnahme in ihnen die Entwickelung des Lieblingsschriftstellers der Norddeutschen verfolgen; oft auch mit Mitleid und einem leisen Wehgefühl. Es ist wahrhaft kein heiteres Gesamtbild, das sich da vor uns entrollt. Ein Sohn, der so lange nicht Haltung gewinnt, in dessen Leben schon so früh die unglückselige Neigung zum Trunke erwacht, die ihn fast an den Abgrund führt; ihm gegenüber der wohlwollende, zuweilen leider eigensinnige Vater; die beiden einander Quelle des Leides. Der Sohn, stets von neuem Besserung versprechend, ruckweise sich aufraffend, immer wieder vom Bummelgeist überwältigt, bis die Katastrophe kommt, die ihn ins Gefängnis bringt. Die Briefe aus der Festungszeit ergreifen uns heute mit zielloser Empörung. Aber vielleicht haben gerade diese Leidensjahre uns den Humoristen gerettet. Ohne sie wäre er wohl zu Grunde gegangen.

Ich empfehle die Sammlung allen Freunden Reuters. Dennoch kann ich eins nicht verschweigen: mir scheint es, als ob wir mit Veröffentlichung von solchen Briefen schon über die Grenze des Zulässigen hinausgehen. Solche Briefe sind für Schreiber und Empfänger bestimmt; für mein Gefühl liegt etwas Abstoßendes darin, daß man sie auf den Markt bringt. Der Hang, sie zu lesen, enthält für mich eine täppische Neugierde. Solche „documents humains“ müßten nach dem Tode der Beteiligten von liebender Hand verbrannt werden. Sie gehen die Welt nichts an. Aber wozu diese Mahnung, die ja heute doch ganz vergeblich ausgesprochen wird!

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Von Prof. Dr. H. Conrad. (Berlin 1896, Herm. Walther, Kleiststr. 14.) 80 Pf.

Erfreulich ist die Liebe, der dieses Heft seine Entstehung verdankt. Der Verf. beurteilt den Dichter nicht nur mit dem kühlen Verstande, der so oft — wie bei Brahm — zu falschen Ergebnissen führt, sondern mit dem warmen Gemüt, das den Dichter und Menschen in sich aufzunehmen strebt und so Wahrheiten ausspricht, die jenem verborgen bleiben, da er lieblos ist.

Einzelne Ansichten des Verf. könnte man ja anderen gegenüberstellen, vielleicht auch darlegen, daß er zuweilen zu sehr vom nur patriotischen Standpunkte aus urteile. Aber die Liebe zum Gegenstand spricht sich so deutlich und warm aus, daß die Einwände verstummen. Ich empfehle unseren Lesern die kleine Schrift bestens.

Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Von Dr. Michael Maria Rebenlechner. Erster Band: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild und Faksimile. (Hamburg 1896, Verlagsanstalt, vorm. J. F. Richter.)

Eine Arbeit, die für den Fleiß und die liebevolle Hingabe des Verf. bestes Zeugnis ablegt. Das Vorwort wendet sich mit Recht gegen das fast hochmütig-mitleidige Urteil, das der Prof. Erich Schmidt vor Jahren über Hamerling abgegeben hat. Übrigens könnte man jetzt diese Angelegenheit, die in so vielen Büchern über Hamerling wiederkehrt, ruhen lassen.

Der Band zerfällt in 3 Abschnitte: Waldheimat (1830—1840); „In clara valle“ d. h. im Stift Zwettl (1840—1844) und „Neues Leben“ (bis 1846). Der Verf. hat alle zugänglichen Quellen aufgesucht, gewissenhaft gesammelt, was er auftreiben konnte; wo es ging, dem Dichter selbst das Wort gegeben. Man spürt, daß er alles aufbietet, um sich das Wesen Hamerlings anschaulich zu machen. Aber — es läßt sich nicht verschweigen — er besitzt nicht genug schriftstellerische Kraft, um die Gestalt ganz lebendig herauszu-

arbeiten. Die Einzelheiten nehmen ihm die Aussicht; er bringt vieles, aber vom „allzu vielen“; manches Jugendgedicht, viele der Urteile, die der bücherverschlingende Jüngling aufgezeichnet hat, hätten zur Kennzeichnung des damaligen Hamerling verwendet werden sollen; sie vollständig mitzuteilen, lag kein Grund vor. Vielleicht gelingt es dem Verf., im nächsten Bande mehr die Quellen zu verarbeiten. Den Anhang bildet ein „Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867“, in dem Hamerling selbst vieles über sein Jugendleben mitteilt. Die Ausstattung spricht an.

Kleinigkeiten.

Von **Paul Friedrich.**

1.

Achtung.

Wegweiser in der Kunst zu sein
Rühmt heut sich fast jeder Verfasser,
Nur führen die Straßen, schlagt ihr sie ein,
Am Ende alle — ins Wasser.

2.

Tantalus.

Regenströme tränken das Land,
Dringen zu Tiefen und Schachten,
Aber ich muß im Sonnenbrand
Meines Gehirns verschmachten.

3.

Stammbuchvers in das Album eines Symbolisten.

Schwarzes Wasser,
Blauer Schwan,
Rote Bäume,
Weißer Kahn,
Grüne Blume
Wundermild,
Bronz'ne Erde:
Schönes Bild!

Vermischtes.

In der Januarsitzung des allgem. deutschen Sprachvereins (Zweigverein Berlin-Charlottenburg) sprach Herr Oberlehrer Dr. Th. Matthias aus Zittau über die Mundarten im Spiegel der Schriftsprache. Knapp die Anfänge der Entwicklung unserer Schriftsprache beleuchtend, wies der Vortragende nach, wie diese unsere sogenannte neuhochdeutsche Schriftsprache trotz ihres Namens infolge der Einwirkung erst der oberdeutschen, dann aber der mitteldeutschen Druckereien, mitteldeutscher fürstlicher Kanzleien und namentlich durch ihren gewaltigsten Förderer, den mitteldeutschen Luther, unter Anlehnung an die oberdeutsche Schreibung im wesentlichen auf mitteldeutscher Grundlage aufgebaut ist. Indem so die Grundlage mundartlich bestimmt ist, aber auch alle Abweichungen wieder aus mundartlichen Zuflüssen erklärt werden können, wurde zur Kennzeichnung des Wesens der Schriftsprache geradezu der Satz aufgestellt, daß an der Schriftsprache alles Mundart und nichts bloß Mundart sei. Zur Erläuterung desselben wurde einerseits an einer Reihe von Wörtern z. B. niederdeutscher Herkunft (wie: Maßliebchen, munden, Ohrfeige, Nüster, pflücken, Pfote, Zacke) gezeigt, wie von einer Mundart dargebotener Sprachstoff in das Gepräge der Schriftsprache umgeschlagen wird; anderseits wurden Reihen solcher Wörter angeführt, die auch für das Bereich der Schriftsprache ohne weiteres in ihrer reinmundartlichen Gestalt Geltung gewonnen haben, indem durch Handel und Verkehr, wirtschaftliche Beziehungen und politische Verbindungen mit der Sache auch die Benennung bis auf die Form durchgesetzt wird, so für Heringslake (obd. Lache), Leinlaken (obd. Lachen), Küpe, Küper (obd. Küfer) durch den Handel Norddeutschlands, oder für Wippe (obd. Wipfel), Kippe, Riege, Reck durch die Turnsprache des Niederdeutschen Jahn; für Kroppzeug (obd. Kropf), Schlappe, schlapp (obd. schlaff) durch das preußische Heerwesen; für oberdeutsche Wörter wie Alm, Föhn, Firn, aper, Gletscher, Hobel durch die Erschließung der Alpen. Immer jenen Leitsatz vor Augen, zeigte der Vortragende sodann an zahlreichen, lichtvoll gruppierten Beispielen aus allen Teilen der Sprachlehre von der Lautbildung bis zur Satzfügung, daß sich die Mundart im unbewußten Widerschein hauptsächlich auf 4 fache Weise in der Schriftsprache spiegle: 1. in der Gestaltung der Lautbilder, 2. in der Vermehrung und Veränderung des Wortschatzes, 3. in der Mannigfaltigkeit der Satzfügungen und 4. in der Klangfarbe der Wörter und Sätze. — Der von warmem nationalem Geiste durchwehte Vortrag schloß mit der doppelten Mahnung, einerseits die Schriftsprache als die geistigere Sprachstufe den Mundarten gegenüber, als den gemeinsamen Träger des deutschen Geistes rein zu halten, sie getreu zu pflegen und weiterzubilden, anderseits aber die Mundarten als den Urquell der Schriftsprache auszunützen, damit diese vor dem Erstarren bewahrt bleibt und die Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen sich durch maßvollen Austausch ihrer Sprachformen immer lebhafter als Glieder einer großen Geistesgemeinschaft fühlen lernen.

Briefkasten.

An die Einsender.

Vom 31. Januar bis 10. Februar sind neben einigen Hunderten von Gedichten 49 Aufsätze, Novellen, Märchen 2c. für die Beilage eingelaufen. Diese Überflutung macht es mir unmöglich, alles zu prüfen. Ich habe das meiste ohne Urteil zurückgeschickt und bitte dringend, mir überhaupt vorläufig gar nichts zu senden. Der Vorrat ist so groß, daß er für mindestens ein Jahr reicht.

Herrn Ref. v. O. in H. „Erste Liebe“ ist nett, aber leider auch nicht tadellos. „Was hat's für'n Sinn?“ — Dieses „für'n“ statt „für einen“ verdirbt alles. Die andern Gedichte zeigen ebenso schöne Einzelzüge, aber entbehren auch die Feile. Briefliche Nachricht unmöglich. — Herrn Hans v. Z. in Schw. Warm empfunden, aber in der Form nicht fehlerfrei. Meiden Sie das eingeflickte „E“. Rauschet, brauset, tobet, wecket, lasset. Je mehr E-Laute, desto schwächlicher die Sprache. — Frau v. Z. in O. Meines Wissens nein. — Herrn Dr. med. R. in M. Das Werk Sybels hat 7 Bde., ist bei Oldenburg in München erschienen und kostet ungefähr 50 Mk. — Herrn W. Kn. in R. und Frau L. M. in B. Über die Röntgen-Strahlen bringen die

Tageszeitungen so viel, daß wir nicht mit Wiederholungen kommen können. Eine Erklärung wäre überhaupt nicht möglich, sondern nur eine Beschreibung der Thatsachen. Daß aber diese und andere Entdeckungen der letzten Jahre noch eine Revolution in den Naturwissenschaften nach sich ziehen werden, ist sicher. — Herrn R. B. in St. Der Grundgedanke, den Sie aber nicht sich selbst verdanken, ist für diese zierliche fast spielerische Behandlung viel zu wuchtig. Fast abstoßend wirkt auf mich der 2. Teil mit den Strophen, die in ein Epos von Wolff paßten. Fühlen Sie denn nicht, daß diese Reimspielereien im Munde eines Faust geradezu kleinlich wirken? — Herrn O. Bl. in Str. 1886 bei Brockhaus in Leipzig. Versuchen Sie es vorher bei einem Antiquar. — Herrn G. E. in Groß-L. In Ihnen ringt Begabung nach der entsprechenden Form. „Mathematiker" und „Vergiß" sind für andere kaum verständlich; „Friedensnacht" ist warm gefühlt, aber in der Form ungenügend. Kommen Sie doch einmal zu mir, dann will ich Ihnen gerne mehr sagen. — Herrn Oberl. Dr. Kn. in C. Ich finde das Festspiel für seinen Zweck zu Schulaufführungen recht geeignet. Beste Empfehlung. — Herrn stud. H. B. in Br. „Abschied" aufrichtig gefühlt, aber in Form und Ausdruck noch nicht genug Eigenart. — Herrn Dr. Th. P. in G. Der letzte Abschnitt soll meiner Absicht nach hauptsächlich einen Wegweiser in der Litteratur der Gegenwart bilden. Daß gar viele der Genannten verschwinden werden, dessen bin ich auch sicher. Aber bei der Unsicherheit der Leser schien es mir nicht wertlos, eine solche Überschau zu versuchen. Die von Ihnen gerügte Stelle habe ich schon für die nächste Auflage verbessert. — Grauer Spatz in E. „Bekenntnis" angenommen. „Sündige Liebe" ist dichterisch, aber für uns ungeeignet. Schön sind Anfang und Schluß von „Ungebeugt", das Mittelstück aber nicht, weder in Auffassung noch in Inhalt. Der Starke kennt Lebensverachtung nicht. Besten Gruß! — Moosrose. Ich bedaure, zu einem „beiderseitig anregenden Briefwechsel" die Zeit nicht übrig zu haben. — rst. Sondershausen. Noch sehr, sehr jugendlich. — Frl. E. H. in Br. Die Gedanken der Distichen sind gut, aber Hexameter und Pentameter wimmeln von Fehlern, besonders in „Erkenntnis". — Herrn W. R. in S. Billige Ausgaben der Hauptschriften Darwins sind bei O. Hendel in Halle a. S. erschienen. — Frl. H. Th. in R. Zierlich, aber zu süß; Gefühle aus Zuckerguß. — Herrn und Frau v. Sch. in Gr. Verlieren Sie die Ruhe nicht. Auch das wird aufhören. Besten Dank für die Anhänglichkeit an unser Blatt. — Frl. R. L. in L. Wenn man in drei Gläser drei verschiedene chemische Stoffe giebt und Wasser darauf gießt, so wird der eine vielleicht aufbrausen, der zweite unlösbar bleiben, der dritte brennen. So wirkt das Wasser, je nach den Beziehungen seiner Bestandteile zu den Stoffen, verschieden. Das ist auch ähnlich mit solchen Ratschlägen. Ich kenne weder Sie noch den Ungenannten. Das aber ist unbedingt nötig. Ich vermag Ihnen einen Ausweg aus dem Wirrsal nicht zu zeigen, so gerne ich es thäte. — Frl. Cl. H. in M. Sie wandeln auf Urschel-Purschel-Wegen. Ihr „Magdachen" ist das widerlichste Geschöpf der Welt. Sie haben vergessen, Ihre Wohnung anzugeben. — Herrn Dr. A. B—ch in W. und Herrn L. Kl. in Br. Wir können Ihnen das „Buch der Erfindungen" in der neuen Auflage, nachdem wir den 1. Bd. geprüft haben, auf das wärmste empfehlen. (Leipzig, Otto Spamer.) Eine Besprechung wird erscheinen. — Herrn Fr. H. in L. Nett, aber noch ohne Eigenart. — Herrn E. v. M. in C. „Blüten" angenommen. Die Ekkehard-Lieder enthalten schöne Stellen, besonders Nr. 2, aber auch viele Formfehler; „ob des Klosters Schwelle" — dieses „ob" ist heute gleich „wegen"; dann schreiben Sie, „der Kutte Falten wehrt" statt „wehren". Besten Gruß. — Frau H. R. in W. Ich kann Ihnen das Buch empfehlen; für den billigen Preis ist viel geboten. Besser sind allerdings „Meisterwerke der Holzschneidekunst". (Leipzig, bei Weber.) Gedichte können Sie senden, aber jedesmal nur drei. Ihren Wunsch (Bild) kann ich leider nicht erfüllen. Hof-Phot. E. Ruf in Freiburg in B. vermag es; ich besitze keins. Beste Empfehlung. — Herrn O. D. in H. „Vergessen" angenommen. Versöhnungsgedicht ist warm, aber nicht so gut, wie ich es wünschte. Besten Gruß. — Frl. Dora B. in H. An vierzig Gedichte zu senden, ist sehr mutig. Alle konnte ich nicht lesen. Sie besitzen Herz und ringen nach einer ernsten Lebensanschauung. Das ist erfreulich. Aber Ausdruck und Form entbehren noch sehr Durchbildung. Am besten gelungen ist „Rückblick". Daß Sie meist in der Küche dichten, weiß ich zu schätzen. Aber verdienen werden Sie so jedenfalls als Stütze mehr, als mit der Lyrik. — Herrn cand. E. B. in Berlin. Ihre Liebeslieder sind nicht eigenartig genug, obwohl man die Echtheit des Gefühls achten muß. — Z. 100. Ihre Bemerkung über K.s Bekenntnis ist richtig. Schaffen Sie sich doch Kürschners Schriftsteller-Kalender an, dort finden Sie die litterarischen Bureaus und die „Feuilleton-Korrespondenzen" verzeichnet. Die Novelle können Sie Greiner & Co., Berlin W. Potsdamerstr., zum Vertrieb anbieten. Für Ihre gute Meinung besten Dank! — Herrn W. E. in M. Beste Absicht, aber noch zu sehr herkömmlich in Form und Ausdruck. — Herrn G. Fr. W. Mancher Gedanke ist nett, aber leider sind Sprache und Form noch zu ungewandt. — Herrn B. M—lz. Die letzte — zu große — Sendung hat leider nichts enthalten, was strengeren Ansprüchen genügte. Sie dichten zu schnell. Den Tachygraphen laß ich mir gefallen, aber den Tachyhippogryphen mag ich nicht. — Herrn Erich Sch. in H. a. S. Die Gedichte verraten Begabung und keimende Eigenart. Besonders „Ich habe Dich ja so lieb." Aber es ist zu knapp; die letzten Zeilen durchbohren mit den I-Lauten — auf 21 Silben zehn mit I — das Trommelfell. Schicken Sie aber nur von Zeit zu Zeit etwas. Wenn möglich: etwas weniger Liebe.

Alle nicht erwähnten Sendungen sind als abgelehnt zu betrachten.

(Schluß des Briefkastens 12. Februar.)

Inhalt der No. 21.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 22.

Unter Kosaken.

Erzählung
von
E. Juncker.
(Else Schmieden.)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage, als man sich um zwei Uhr zu Tisch versammelte, sah Marie den vielbesprochenen Mann wieder und zwar oben an der Tafel neben Madame Petroff, welche an der Spitze präsidierte. Der General saß gewohnheitsmäßig in der Mitte der breiten Seite, seine älteste Tochter ihm gegenüber, und am Ende des Tisches, vis-à-vis der Hausfrau, hatte Marie ihren Platz.

Einige Tage vergingen, ohne daß an dieser räumlichen Trennung etwas geändert wurde, oder Marie etwas von ihrem ersten Eindruck, den sie von dem neuen Gast gewonnen, zurücknahm. Da, plötzlich eines Mittags, als sie sich an ihren gewohnten Platz begab, sah sie, daß der Fürst Lichtenstein an ihrer Seite saß und in englischer Sprache eine Unterhaltung mit ihr begann. Im Moment war ihr klar, wie die Sache zusammenhing. Bei Petroffs sprach niemand englisch. Keiner wußte also, wie Marie diese Sprache, die doch zu ihren Unterrichtsgegenständen gehörte, sprach. Sicher hatte die Generalin den Fürsten, der diese Sprache ganz wie ein Engländer beherrschte, gebeten, sich einmal mit ihrer Gouvernante in diesem Idiom zu unterhalten, in dem begreiflichen Wunsche, zu wissen, ob die Kinder dabei auch wirklich von ihr profitieren könnten. Es war Marie sehr gelegen, da sie Englisch liebte und gar keine Gelegenheit hatte, sich darin zu üben. Auch kam ihr der Fürst auf englisch so ganz anders vor als auf französisch an jenem Abende im Theater. Er drückte sich so vollständig im Geist der Sprache aus, wie ein Held aus einer Novel der Tauchnitz edition und sie freute sich daran. Als sie geraume Zeit so miteinander geplaudert hatten, da wurde es Marie auch klar, daß trotz der fremden Uniform, trotz der dunklen, glänzenden Augen es bei alledem ein deutscher Fürst war, der an ihrer Seite saß und so wunderbar behaglich zu plaudern verstand, daß sie in seiner Gegenwart ein hier noch nie empfundenes Heimatgefühl überkam.

Dieses Gefühl vertiefte sich nach jedesmaligem Beisammensein, für welches das tägliche Nebeneinander bei Tische bald nicht mehr genügte. Nach kurzer Zeit nahm der Fürst die Gewohnheit an, welche sowohl der Ataman als auch der polnische Baron Albertoff zuweilen als ein Vorrecht gebraucht hatte, nämlich während die Kinder alle Nachmittag ihre Arbeiten unter der Aufsicht von Fräulein Wendt machten, an ihr kleines Gouvernantenstübchen zu klopfen und Einlaß zu begehren. Während Grine und Lise ganz in ihre Aufgaben vertieft waren, entspann sich in diesen Stunden zwischen dem Fürsten und Marie immer ein Gespräch in deutscher Sprache, dem sie allerdings häufig zu seiner lebhaften Enttäuschung aus Gewissenhaftigkeit ein Ende machte und ihn mitten im besten Plaudern hinausexpedierte.

Nach dem Souper des Abends, wenn die Generalin sie nicht ausdrücklich zum Kartenspielen befohlen hatte, sondern oft mit Albertoff allein eine Partie Bézique spielte, gingen die beiden in der Flucht der großen Zimmer auf und ab und sprachen, sprachen — sprachen. Marie erzählte ihm von ihrem früheren Leben an der Seite des alten Großvaters, von ihren Menschen daheim, ihren rheinischen Verwandten, ihren Freunden, ihrem Bruder Ernst, ihrem ernsten Studium bei Merget, ihrem Examen, von dem ersten Kertscher Gouvernantenjahr, ihrer kaukasischen Reise, kurz von allem, was ihr durch den Sinn und durchs Gemüt gezogen war.

Der Fürst dagegen erzählte ihr viel von seiner Kindheit, seiner angebeteten Mutter und dann weiter von einer romantischen unglücklichen Liebe, die seinen österreichischen Dienstjahren Lebensinhalt gegeben hatte, von seinem letzten großen Erlebnis auf erotischem Gebiet, nämlich seiner Verlobung und Ent-

lobung mit einer anmutigen Erzieherin in S . . . . ., die sehr viel von sich hatte reden machen. Sobald der Fürst auf diesen Gegenstand kam, war er schier unerschöpflich und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung, wie der Zauber des sehr reizenden Mädchens sich bald in sein Gegenteil verwandelt hatte.

„Fräulein Marie," pflegte er bei solcher Gelegenheit zu sagen, indem er seine brennend schwarzen Augen auf sie richtete und mit der wohlgepflegten Hand durch sein kurzes, bürstenartig geschorenes Haar fuhr, „das ist das entsetzlichste, wenn ungezügelte Leidenschaft sich eines Frauenherzens bemächtigt und mit ihrem wütenden Strom alles menschliche Thun in ein Chaos von Widersprüchen durcheinanderwirbelt. Das aber traf in diesem Falle zu. Die Leidenschaft tötete und vernichtete nicht nur das Opfer, das sie verfolgte, sondern erniedrigte und entehrte den, den sie ergriffen hatte. O, Fräulein Marie, wenn ich Ihnen schildern könnte, wie meine Angebetete sich selbst so schnell aller ihrer Reize entkleidete, wie furienhaft sie gegen sich selbst wütete und mich gründlich, o, gründlich entzauberte."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen," erwiderte das junge Mädchen, die ernsten Augen prüfend auf ihn heftend, „denn auch den leisesten Zwang empfindet Ihre Natur als unerträgliche Last, und die Unglückliche konnte kein besseres Mittel wählen, um Sie gründlich und schnell loszuwerden."

„Wie wunderbar fein Sie mich verstehen, und wir kennen uns doch erst so kurze Zeit," erwiderte der Fürst.

„Dessen bedarf es auch nicht, wenn man etwas Wahlverwandtes in sich hat, und ich meine zuweilen, das haben wir," bemerkte Marie.

„Entschieden," versicherte der Fürst eifrig, „ja ich meine häufig, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind und für Sie nur die ausgesuchtesten und feinsten Masern verwendet wurden, während ich aus etwas gröberem Material geschnitzt ward."

Marie lächelte still vor sich hin. Alles, was dieser Mann sagte, trug den Stempel der Echtheit, eines originellen Geistes, einer glänzenden Phantasie und eines nicht minder glänzenden Humors an sich, für den sie ein ganz besonderes Verständnis besaß, und der darum so wohlthuend wirkte, da er mit Gemüt verbunden war. In der That, der neugewonnene Freund der Kubansteppe war ein hochbegabter Mensch, ein Elitegeist, von einer Eigenartigkeit, wie er ihr so noch nie vorgekommen war, obwohl sie doch von daheim her an den Verkehr und das Gespräch mit bedeutenden und gescheiten Männern gewöhnt war. Nichtsdestoweniger empfand sie mehr und mehr den Zauber, den diese in allen Farben des Geistes, des Gemütes, des Humors schillernde Natur auf sie ausübte, und nur dann und wann mahnte sie schüchtern ihr guter Geist, daß diesem bestechenden Mann der Charakterballast fehle, ohne den ein eigentlich festes Vertrauen in dieser Welt nicht gut möglich ist. Dabei fühlte Marie ganz klar, daß diese feine geistige, gute kameradschaftliche Freundschaft sie auf die Dauer furchtbar verwöhne und daß — in dem Fall, daß der Fürst ginge — er ihr unendlich fehlen würde. Dabei kam ihr nie, aber auch nie auf einen Moment der Gedanke, daß dieser Mann sie lieben könne, und obgleich sie täglich eine Menge Beweise empfing, daß er ihr sehr gut war und bei jeder Gelegenheit ihre Unterhaltung suchte, nahm sie mit der größten Unbefangenheit und herzlichsten Freude die immer neuen und innigen Demonstrationen seiner Freundschaft entgegen.

Inzwischen schritt der Winter weiter vor und der Frost schlug den Kuban in eisige Fesseln, so daß sich Marie, die eine ebenso geübte wie leidenschaftliche Schlittschuhläuferin war, auf seiner spiegelglatten Eisfläche mit Wonne in ihren Schlittschuhen herumtummelte, während die Generalin und Sonni Petroff es vorzogen, sich in Pelze gehüllt von ihren Kavalieren im Stuhlschlitten schieben zu lassen. Albertoff, der noch immer seine Stellung zu den verschiedenen Familienmitgliedern mit großem Takt zu finden wußte, die erwachsene Tochter, trotz ihrer offenbaren Abneigung, heiter neckte, von den Kindern geradezu angebetet wurde und die Frau des Hauses mit zarter, ritterlicher Huldigung umgab, verfehlte nie bei solchen Gelegenheiten, dieselbe in ihrem Stuhlschlitten zu schieben, während der Fürst Lichtenstein, der kein Schlittschuhläufer war, neben Marie auf seinen weichen, tscherkessischen, zu seiner Uniform gehörenden Lederschuhen unermüdlich dahinglitt oder schlitterte.

„Was mögen die beiden nur immerfort miteinander zu plaudern haben?" fragte einst Marie den Fürsten, als der Stuhlschlitten, von Albertoffs starker Hand geschoben, an ihnen vorüberflog.

„Was haben wir beide denn immer einander zu erzählen?" lautete die prompte und scherzhafte Erwiderung.

„O," sagte das junge Mädchen lächelnd, „das ist doch ganz etwas anderes, denn wir sind beide lebhafte Naturen, haben unendlich viel Berührungspunkte und, wenn ich nicht irre, auch ein ausgebildetes Talent zur Causerie. Bei der Generalin dagegen ist mit der äußeren hinreißenden Grazie alles erschöpft, und ich glaube kaum, daß man ihrem Geiste ebenfalls diese Grazie nachrühmen kann."

„Gewiß nicht," bestätigte der Fürst scharf, „denn ihr Geist, wenn man von einem solchen bei der nur auf Schönheit und Äußerlichkeit gerichteten Georgierin überhaupt sprechen kann, beschäftigt sich wahrlich nicht mit Dingen, die für uns beide Interesse besitzen."

„Dann begreife ich aber nicht," bemerkte Marie erstaunt, „wie der Baron Albertoff, der doch ein hervorragend intelligenter Mann ist, soviel Gefallen an der Gesellschaft der Generalin finden kann."

Der Fürst stieß einen leisen Pfiff aus. „Das sollen und brauchen Sie auch nicht zu begreifen," sagte er, „darum sind Sie ja ein so einzigartiger, herziger Kamerad, wie es keinen zweiten auf der ganzen Welt giebt. Gott erhalte Ihnen noch lange Ihre rührende Blindheit und Ihr göttliches Vertrauen zu den Menschen, mit dem Sie gleichsam gefeit durch alle Gefahren dieses Lebens wandern."

„Danach muß ich doch wohl ein bißchen einfältig, um nicht zu sagen dumm sein," bemerkte Marie.

Der Fürst streckte ihr die Hand entgegen, in die sie unbefangen einschlug.

„Segen über diese Ihre Einfalt," murmelte er leise mit bewegter Stimme.

In diesem Augenblick schob Albertoff den muschelartigen Schlitten der Generalin an die beiden heran.

„Verraten Sie uns doch das Geheimnis Ihrer unerschöpflichen Gespräche," rief die elegant mit einem Zobelpelz bedeckte schöne Frau dem Fürsten zu. „Wir haben uns schon oft den Kopf zerbrochen, um welchen Gegenstand sich Ihre schier unerschöpflichen Gespräche immer drehen."

„Jedenfalls um einen, der von dem Ihren, gnädigste Frau, grundverschieden ist," entgegnete Lichtenstein mit einer respektvollen Verbeugung.

Die Generalin fuhr hastig empor und maß den kühnen Sprecher mit einem schnellen, zornigen Blick. Der aber wich demselben nicht aus, sondern erwiderte ihn mit einem so harmlos unschuldigen Blick, daß die Flammen ihres Zornes plötzlich in Asche zusammensanken und sie plötzlich auf russisch murmelte: „Ihnen ist nicht beizukommen, Fürst; man weiß nie, ob Sie ein großer Komödiant oder ein ganz harmloser Mensch sind."

„Das letztere, Frau Generalin, denn man muß immer das Beste von einem Menschen annehmen, besonders wenn derselbe schon so viel Mißgeschick im Leben erfahren hat wie ich."

„Wer kann sagen, daß Ihnen nicht nach Verdienst geschah?" lautete die noch immer halb ungnädige Antwort, und dann schlug der Schlitten auf einen Wink ihrer Hand den Rückweg ein, während die beiden andern den Lauf des Kuban weiter verfolgten.

„Was sagte Ihnen die Generalin?" forschte Marie, als Schlitten und Lenker ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden waren. „Wenn die Kenntnis ihrer Physiognomie nicht täuscht, dann sah die Frau gereizt aus."

„Ach, ich weiß nicht mehr, welches Verbrechens ich mich in meiner Antwort schuldig gemacht habe," erwiderte der Fürst lächelnd, „aber es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, darüber weiter nachzudenken, denn das Gehirn der Generalin beherbergt immer nur sehr flüchtige Eindrücke, und eine persona grata wie der Baron Albertoff werde ich in ihren Augen niemals sein. — Wollen Sie mit dem Schlittschuhlauf enden, mein Fräulein, darf ich meine Ritterpflicht ausüben und die Schlittschuhe abschnallen?"

„Ja," lautete die Erwiderung, „es ist Zeit, denn in zehn Minuten wird die Arbeitsstunde der Kinder beginnen."

Sie hatte bei diesen Worten auf einer Bank nahe am Ufer Platz genommen, und der Fürst hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen, um die Schlittschuhe von ihren Füßen zu lösen.

„Ist denn heute der strenge Befehl, während der Arbeitszeit der Kinder Ihr Zimmer nicht zu betreten, aufgehoben und darf ich wenigstens auf kurze Zeit bei Ihnen vorsprechen? Ach bitte, bitte, Fräulein Wendt, seien Sie nicht so grausam, kürzen Sie uns nicht die einzig schönen Stunden, welche das Schicksal uns gewährt," fügte er, seine brennenden Augen bittend zu ihr aufschlagend, hinzu.

„Nein, Fürst, Sie müssen nicht versuchen, mich meiner Pflicht abtrünnig zu machen," lautete die ablehnende Erwiderung. „Was würde aus uns allen, wenn wir uns dieser eisernen, heilsamen Fesseln entledigen würden?"

„Gut," sagte er, sich seufzend erhebend und ihr die Schlittschuhe nachtragend, „so ist es also für mich ein verlorener Nachmittag und ich muß mich bis zum Abend gedulden." —

Es war zwei Tage darauf, als Marie, die noch einen langen Brief an ihren Bruder Ernst zu beenden hatte, eine Stunde später als zur gewohnten Zeit das persische Zimmer nach dem Nachtmahl betrat, wohin die Generalin Albertoff zu einer Partie Bézique befohlen hatte. Fürst Lichtenstein lehnte inzwischen auf einem Diwan gerade gegenüber von dem großen Kaminspiegel, in dem er die hinter ihm eintretende Marie sofort entdeckte. Bei ihrem Anblick erhellten sich seine finsteren Züge sichtlich, und er machte ihr ein paar Schritte entgegen, um sie dann an seine Seite auf den erkorenen Diwan zu führen.

„I am thirsty to speak with you," war sein erstes Wort, „I feel inexpressively dull whenever you are not there."

Ein wonniges Gefühl tief inneren Glückes durchströmte bei diesen Worten das junge Mädchen, das eine solche Sprache aus einem solchen Munde noch nie gehört hatte, aber viel zu klug und geschmackvoll war, um den Eindruck, den sie ihr gemacht, zu verraten.

„Ich hatte einen langen Brief an meinen Bruder Ernst zu beenden, der morgen in aller Frühe seine Reise gen Berlin antreten soll, und da habe ich ihm auch viel von Ihnen, Fürst, als meinem guten Kameraden und echten Freund, vorgeplaudert. Ich dachte, das würde meine längere Abwesenheit entschuldigen."

„Sind Sie des ‚echten Freundes' und ‚guten Kameraden' auch ganz sicher?" lautete die Gegenfrage, bei der er sie scharf fixierte.

„Nun, ich denke doch," lachte das junge Mädchen unbefangen, ihm offen ins Auge schauend.

„Und zu denken," begann der Fürst, indem er den Gegenstand des Gespräches plötzlich wechselte, „zu denken, daß ich am ersten Abende an Ihrer Seite in der Loge stand und, ein vollständig Verblendeter, kein Wort mit Ihnen wechselte, Ihr Wesen nicht vorahnend empfand, sondern stumm und blind an Ihnen vorüberging. Ich glaube nicht, daß ich mir diesen Mangel an Verständnis je verzeihen werde."

„Es ging mir mit Ihnen ja aber um kein Haar breit besser, Fürst," fiel ihm Marie schnell in die Rede. „Sie sprachen in der Nebenloge französisch, kommandierten, daß man Champagner herbeischaffen solle und zwar in dem ausgesprochenen Tone eines Gardeoffiziers, daß ich eine instinktive Abneigung gegen Sie faßte. Dieselbe schwand auch erst nach jenem Gespräch bei Tisch in englischer Sprache, die Sie so wundervoll beherrschen und wo

lobung mit einer anmutigen Erzieherin in S . . . . ., die sehr viel von sich hatte reden machen. Sobald der Fürst auf diesen Gegenstand kam, war er schier unerschöpflich und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung, wie der Zauber des sehr reizenden Mädchens sich bald in sein Gegenteil verwandelt hatte.

„Fräulein Marie,“ pflegte er bei solcher Gelegenheit zu sagen, indem er seine brennend schwarzen Augen auf sie richtete und mit der wohlgepflegten Hand durch sein kurzes, bürstenartig geschorenes Haar fuhr, „das ist das entsetzlichste, wenn ungezügelte Leidenschaft sich eines Frauenherzens bemächtigt und mit ihrem wütenden Strom alles menschliche Thun in ein Chaos von Widersprüchen durcheinanderwirbelt. Das aber traf in diesem Falle zu. Die Leidenschaft tötete und vernichtete nicht nur das Opfer, das sie verfolgte, sondern erniedrigte und entehrte den, den sie ergriffen hatte. O, Fräulein Marie, wenn ich Ihnen schildern könnte, wie meine Angebetete sich selbst so schnell aller ihrer Reize entkleidete, wie furienhaft sie gegen sich selbst wütete und mich gründlich, o, gründlich entzauberte.“

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen,“ erwiderte das junge Mädchen, die ernsten Augen prüfend auf ihn heftend, „denn auch den leisesten Zwang empfindet Ihre Natur als unerträgliche Last, und die Unglückliche konnte kein besseres Mittel wählen, um Sie gründlich und schnell loszuwerden.“

„Wie wunderbar fein Sie mich verstehen, und wir kennen uns doch erst so kurze Zeit,“ erwiderte der Fürst.

„Dessen bedarf es auch nicht, wenn man etwas Wahlverwandtes in sich hat, und ich meine zuweilen, das haben wir,“ bemerkte Marie.

„Entschieden,“ versicherte der Fürst eifrig, „ja ich meine häufig, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind und für Sie nur die ausgesuchtesten und feinsten Masern verwendet wurden, während ich aus etwas gröberem Material geschnitzt ward.“

Marie lächelte still vor sich hin. Alles, was dieser Mann sagte, trug den Stempel der Echtheit, eines originellen Geistes, einer glänzenden Phantasie und eines nicht minder glänzenden Humors an sich, für den sie ein ganz besonderes Verständnis besaß, und der darum so wohlthuend wirkte, da er mit Gemüt verbunden war. In der That, der neugewonnene Freund der Kubansteppe war ein hochbegabter Mensch, ein Elitegeist, von einer Eigenartigkeit, wie er ihr so noch nie vorgekommen war, obwohl sie doch von daheim her an den Verkehr und das Gespräch mit bedeutenden und gescheiten Männern gewöhnt war. Nichtsdestoweniger empfand sie mehr und mehr den Zauber, den diese in allen Farben des Geistes, des Gemütes, des Humors schillernde Natur auf sie ausübte, und nur dann und wann mahnte sie schüchtern ihr guter Geist, daß diesem bestechenden Mann der Charakterballast fehle, ohne den ein eigentlich festes Vertrauen in dieser Welt nicht gut möglich ist. Dabei fühlte Marie ganz klar, daß diese feine geistige, gute kameradschaftliche Freundschaft sie auf die Dauer furchtbar verwöhne und daß — in dem Fall, daß der Fürst ginge — er ihr unendlich fehlen würde. Dabei kam ihr nie, aber auch nie auf einen Moment der Gedanke, daß dieser Mann sie lieben könne, und obgleich sie täglich eine Menge Beweise empfing, daß er ihr sehr gut war und bei jeder Gelegenheit ihre Unterhaltung suchte, nahm sie mit der größten Unbefangenheit und herzlichsten Freude die immer neuen und innigen Demonstrationen seiner Freundschaft entgegen.

Inzwischen schritt der Winter weiter vor und der Frost schlug den Kuban in eisige Fesseln, so daß sich Marie, die eine ebenso geübte wie leidenschaftliche Schlittschuhläuferin war, auf seiner spiegelglatten Eisfläche mit Wonne in ihren Schlittschuhen herumtummelte, während die Generalin und Sonni Petroff es vorzogen, sich in Pelze gehüllt von ihren Kavalieren im Stuhlschlitten schieben zu lassen. Albertoff, der noch immer seine Stellung zu den verschiedenen Familienmitgliedern mit großem Takt zu finden wußte, die erwachsene Tochter, trotz ihrer offenbaren Abneigung, heiter neckte, von den Kindern geradezu angebetet wurde und die Frau des Hauses mit zarter, ritterlicher Huldigung umgab, verfehlte nie bei solchen Gelegenheiten, dieselbe in ihrem Stuhlschlitten zu schieben, während der Fürst Lichtenstein, der kein Schlittschuhläufer war, neben Marie auf seinen weichen, tscherkessischen, zu seiner Uniform gehörenden Lederschuhen unermüdlich dahinglitt oder schlitterte.

„Was mögen die beiden nur immerfort miteinander zu plaudern haben?“ fragte einst Marie den Fürsten, als der Stuhlschlitten, von Albertoffs starker Hand geschoben, an ihnen vorüberflog.

„Was haben wir beide denn immer einander zu erzählen?“ lautete die prompte und scherzhafte Erwiderung.

„O,“ sagte das junge Mädchen lächelnd, „das ist doch ganz etwas anderes, denn wir sind beide lebhafte Naturen, haben unendlich viel Berührungspunkte und, wenn ich nicht irre, auch ein ausgebildetes Talent zur Causerie. Bei der Generalin dagegen ist mit der äußeren hinreißenden Grazie alles erschöpft, und ich glaube kaum, daß man ihrem Geiste ebenfalls diese Grazie nachrühmen kann.“

„Gewiß nicht,“ bestätigte der Fürst scharf, „denn ihr Geist, wenn man von einem solchen bei der nur auf Schönheit und Äußerlichkeit gerichteten Georgierin überhaupt sprechen kann, beschäftigt sich wahrlich nicht mit Dingen, die für uns beide Interesse besitzen.“

„Dann begreife ich aber nicht,“ bemerkte Marie erstaunt, „wie der Baron Albertoff, der doch ein hervorragend intelligenter Mann ist, soviel Gefallen an der Gesellschaft der Generalin finden kann.“

Der Fürst stieß einen leisen Pfiff aus. „Das sollen und brauchen Sie auch nicht zu begreifen,“ sagte er, „darum sind Sie ja ein so einzigartiger, herziger Kamerad, wie es keinen zweiten auf der ganzen Welt giebt. Gott erhalte Ihnen noch lange Ihre rührende Blindheit und Ihr göttliches Vertrauen zu den Menschen, mit dem Sie gleichsam gefeit durch alle Gefahren dieses Lebens wandern.“

„Danach muß ich doch wohl ein bißchen einfältig, um nicht zu sagen dumm sein,“ bemerkte Marie.

Der Fürst streckte ihr die Hand entgegen, in die sie unbefangen einschlug.

„Segen über diese Ihre Einfalt," murmelte er leise mit bewegter Stimme.

In diesem Augenblick schob Albertoff den muschelartigen Schlitten der Generalin an die beiden heran.

„Verraten Sie uns doch das Geheimnis Ihrer unerschöpflichen Gespräche," rief die elegant mit einem Zobelpelz bedeckte schöne Frau dem Fürsten zu. „Wir haben uns schon oft den Kopf zerbrochen, um welchen Gegenstand sich Ihre schier unerschöpflichen Gespräche immer drehen."

„Jedenfalls um einen, der von dem Ihren, gnädigste Frau, grundverschieden ist," entgegnete Lichtenstein mit einer respektvollen Verbeugung.

Die Generalin fuhr hastig empor und maß den kühnen Sprecher mit einem schnellen, zornigen Blick. Der aber wich demselben nicht aus, sondern erwiderte ihn mit einem so harmlos unschuldigen Blick, daß die Flammen ihres Zornes plötzlich in Asche zusammensanken und sie plötzlich auf russisch murmelte: „Ihnen ist nicht beizukommen, Fürst; man weiß nie, ob Sie ein großer Komödiant oder ein ganz harmloser Mensch sind."

„Das letztere, Frau Generalin, denn man muß immer das Beste von einem Menschen annehmen, besonders wenn derselbe schon so viel Mißgeschick im Leben erfahren hat wie ich."

„Wer kann sagen, daß Ihnen nicht nach Verdienst geschah?" lautete die noch immer halb ungnädige Antwort, und dann schlug der Schlitten auf einen Wink ihrer Hand den Rückweg ein, während die beiden andern den Lauf des Kuban weiter verfolgten.

„Was sagte Ihnen die Generalin?" forschte Marie, als Schlitten und Lenker ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden waren. „Wenn die Kenntnis ihrer Physiognomie nicht täuscht, dann sah die Frau gereizt aus."

„Ach, ich weiß nicht mehr, welches Verbrechens ich mich in meiner Antwort schuldig gemacht habe," erwiderte der Fürst lächelnd, „aber es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, darüber weiter nachzudenken, denn das Gehirn der Generalin beherbergt immer nur sehr flüchtige Eindrücke, und eine persona grata wie der Baron Albertoff werde ich in ihren Augen niemals sein. — Wollen Sie mit dem Schlittschuhlauf enden, mein Fräulein, darf ich meine Ritterpflicht ausüben und die Schlittschuhe abschnallen?"

„Ja," lautete die Erwiderung, „es ist Zeit, denn in zehn Minuten wird die Arbeitsstunde der Kinder beginnen."

Sie hatte bei diesen Worten auf einer Bank nahe am Ufer Platz genommen, und der Fürst hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen, um die Schlittschuhe von ihren Füßen zu lösen.

„Ist denn heute der strenge Befehl, während der Arbeitszeit der Kinder Ihr Zimmer nicht zu betreten, aufgehoben und darf ich wenigstens auf kurze Zeit bei Ihnen vorsprechen? Ach bitte, bitte, Fräulein Wendt, seien Sie nicht so grausam, kürzen Sie uns nicht die einzig schönen Stunden, welche das Schicksal uns gewährt," fügte er, seine brennenden Augen bittend zu ihr aufschlagend, hinzu.

„Nein, Fürst, Sie müssen nicht versuchen, mich meiner Pflicht abtrünnig zu machen," lautete die ablehnende Erwiderung. „Was würde aus uns allen, wenn wir uns dieser eisernen, heilsamen Fesseln entledigen würden?"

„Gut," sagte er, sich seufzend erhebend und ihr die Schlittschuhe nachtragend, „so ist es also für mich ein verlorener Nachmittag und ich muß mich bis zum Abend gedulden." —

Es war zwei Tage darauf, als Marie, die noch einen langen Brief an ihren Bruder Ernst zu beenden hatte, eine Stunde später als zur gewohnten Zeit das persische Zimmer nach dem Nachtmahl betrat, wohin die Generalin Albertoff zu einer Partie Bézique befohlen hatte. Fürst Lichtenstein lehnte inzwischen auf einem Diwan gerade gegenüber von dem großen Kaminspiegel, in dem er die hinter ihm eintretende Marie sofort entdeckte. Bei ihrem Anblick erhellten sich seine finsteren Züge sichtlich, und er machte ihr ein paar Schritte entgegen, um sie dann an seine Seite auf den erkorenen Diwan zu führen.

„I am thirsty to speak with you," war sein erstes Wort, „I feel inexpressively dull whenever you are not there."

Ein wonniges Gefühl tief inneren Glückes durchströmte bei diesen Worten das junge Mädchen, das eine solche Sprache aus einem solchen Munde noch nie gehört hatte, aber viel zu klug und geschmackvoll war, um den Eindruck, den sie ihr gemacht, zu verraten.

„Ich hatte einen langen Brief an meinen Bruder Ernst zu beenden, der morgen in aller Frühe seine Reise gen Berlin antreten soll, und da habe ich ihm auch viel von Ihnen, Fürst, als meinem guten Kameraden und echten Freund, vorgeplaudert. Ich dachte, das würde meine längere Abwesenheit entschuldigen."

„Sind Sie des ‚echten Freundes' und ‚guten Kameraden' auch ganz sicher?" lautete die Gegenfrage, bei der er sie scharf fixierte.

„Nun, ich denke doch," lachte das junge Mädchen unbefangen, ihm offen ins Auge schauend.

„Und zu denken," begann der Fürst, indem er den Gegenstand des Gespräches plötzlich wechselte, „zu denken, daß ich am ersten Abende an Ihrer Seite in der Loge stand und, ein vollständig Verblendeter, kein Wort mit Ihnen wechselte, Ihr Wesen nicht vorahnend empfand, sondern stumm und blind an Ihnen vorüberging. Ich glaube nicht, daß ich mir diesen Mangel an Verständnis je verzeihen werde."

„Es ging mir mit Ihnen ja aber um kein Haar breit besser, Fürst," fiel ihm Marie schnell in die Rede. „Sie sprachen in der Nebenloge französisch, kommandierten, daß man Champagner herbeischaffen solle und zwar in dem ausgesprochenen Tone eines Gardeoffiziers, daß ich eine instinktive Abneigung gegen Sie faßte. Dieselbe schwand auch erst nach jenem Gespräch bei Tisch in englischer Sprache, die Sie so wundervoll beherrschen und wo

lobung mit einer anmutigen Erzieherin in S . . . . ., die sehr viel von sich hatte reden machen. Sobald der Fürst auf diesen Gegenstand kam, war er schier unerschöpflich und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung, wie der Zauber des sehr reizenden Mädchens sich bald in sein Gegenteil verwandelt hatte.

„Fräulein Marie," pflegte er bei solcher Gelegenheit zu sagen, indem er seine brennend schwarzen Augen auf sie richtete und mit der wohlgepflegten Hand durch sein kurzes, bürstenartig geschorenes Haar fuhr, „das ist das entsetzlichste, wenn ungezügelte Leidenschaft sich eines Frauenherzens bemächtigt und mit ihrem wütenden Strom alles menschliche Thun in ein Chaos von Widersprüchen durcheinanderwirbelt. Das aber traf in diesem Falle zu. Die Leidenschaft tötete und vernichtete nicht nur das Opfer, das sie verfolgte, sondern erniedrigte und entehrte den, den sie ergriffen hatte. O, Fräulein Marie, wenn ich Ihnen schildern könnte, wie meine Angebetete sich selbst so schnell aller ihrer Reize entkleidete, wie furienhaft sie gegen sich selbst wütete und mich gründlich, o, gründlich entzauberte."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen," erwiderte das junge Mädchen, die ernsten Augen prüfend auf ihn heftend, „denn auch den leisesten Zwang empfindet Ihre Natur als unerträgliche Last, und die Unglückliche konnte kein besseres Mittel wählen, um Sie gründlich und schnell loszuwerden."

„Wie wunderbar fein Sie mich verstehen, und wir kennen uns doch erst so kurze Zeit," erwiderte der Fürst.

„Dessen bedarf es auch nicht, wenn man etwas Wahlverwandtes in sich hat, und ich meine zuweilen, das haben wir," bemerkte Marie.

„Entschieden," versicherte der Fürst eifrig, „ja ich meine häufig, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind und für Sie nur die ausgesuchtesten und feinsten Masern verwendet wurden, während ich aus etwas güberem Material geschnitzt ward."

Marie lächelte still vor sich hin. Alles, was dieser Mann sagte, trug den Stempel der Echtheit, eines originellen Geistes, einer glänzenden Phantasie und eines nicht minder glänzenden Humors an sich, für den sie ein ganz besonderes Verständnis besaß, und der darum so wohlthuend wirkte, da er mit Gemüt verbunden war. In der That, der neugewonnene Freund der Kubansteppe war ein hochbegabter Mensch, ein Elitegeist, von einer Eigenartigkeit, wie er ihr so noch nie vorgekommen war, obwohl sie doch von daheim her an den Verkehr und das Gespräch mit bedeutenden und gescheiten Männern gewöhnt war. Nichtsdestoweniger empfand sie mehr und mehr den Zauber, den diese in allen Farben des Geistes, des Gemütes, des Humors schillernde Natur auf sie ausübte, und nur dann und wann mahnte sie schüchtern ihr guter Geist, daß diesem bestechenden Mann der Charakterballast fehle, ohne den ein eigentlich festes Vertrauen in dieser Welt nicht gut möglich ist. Dabei fühlte Marie ganz klar, daß diese feine geistige, gute kameradschaftliche Freundschaft sie auf die Dauer furchtbar verwöhne und daß — in dem Fall, daß der Fürst ginge — er ihr unendlich fehlen würde. Dabei kam ihr nie, aber auch nie auf einen Moment der Gedanke, daß dieser Mann sie lieben könne, und obgleich sie täglich eine Menge Beweise empfing, daß er ihr sehr gut war und bei jeder Gelegenheit ihre Unterhaltung suchte, nahm sie mit der größten Unbefangenheit und herzlichsten Freude die immer neuen und innigen Demonstrationen seiner Freundschaft entgegen.

Inzwischen schritt der Winter weiter vor und der Frost schlug den Kuban in eisige Fesseln, so daß sich Marie, die eine ebenso geübte wie leidenschaftliche Schlittschuhläuferin war, auf seiner spiegelglatten Eisfläche mit Wonne in ihren Schlittschuhen herumtummelte, während die Generalin und Sonni Petroff es vorzogen, sich in Pelze gehüllt von ihren Kavalieren im Stuhlschlitten schieben zu lassen. Albertoff, der noch immer seine Stellung zu den verschiedenen Familienmitgliedern mit großem Takt zu finden wußte, die erwachsene Tochter, trotz ihrer offenbaren Abneigung, heiter neckte, von den Kindern geradezu angebetet wurde und die Frau des Hauses mit zarter, ritterlicher Huldigung umgab, verfehlte nie bei solchen Gelegenheiten, dieselbe in ihrem Stuhlschlitten zu schieben, während der Fürst Lichtenstein, der kein Schlittschuhläufer war, neben Marie auf seinen weichen, tscherkessischen, zu seiner Uniform gehörenden Lederschuhen unermüdlich dahinglitt oder schlitterte.

„Was mögen die beiden nur immerfort miteinander zu plaudern haben?" fragte einst Marie den Fürsten, als der Stuhlschlitten, von Albertoffs starker Hand geschoben, an ihnen vorüberflog.

„Was haben wir beide denn immer einander zu erzählen?" lautete die prompte und scherzhafte Erwiderung.

„O," sagte das junge Mädchen lächelnd, „das ist doch ganz etwas anderes, denn wir sind beide lebhafte Naturen, haben unendlich viel Berührungspunkte und, wenn ich nicht irre, auch ein ausgebildetes Talent zur Causerie. Bei der Generalin dagegen ist mit der äußeren hinreißenden Grazie alles erschöpft, und ich glaube kaum, daß man ihrem Geiste ebenfalls diese Grazie nachrühmen kann."

„Gewiß nicht," bestätigte der Fürst scharf, „denn ihr Geist, wenn man von einem solchen bei der nur auf Schönheit und Äußerlichkeit gerichteten Georgierin überhaupt sprechen kann, beschäftigt sich wahrlich nicht mit Dingen, die für uns beide Interesse besitzen."

„Dann begreife ich aber nicht," bemerkte Marie erstaunt, „wie der Baron Albertoff, der doch ein hervorragend intelligenter Mann ist, soviel Gefallen an der Gesellschaft der Generalin finden kann."

Der Fürst stieß einen leisen Pfiff aus. „Das sollen und brauchen Sie auch nicht zu begreifen," sagte er, „darum sind Sie ja ein so einzigartiger, herziger Kamerad, wie es keinen zweiten auf der ganzen Welt giebt. Gott erhalte Ihnen noch lange Ihre rührende Blindheit und Ihr göttliches Vertrauen zu den Menschen, mit dem Sie gleichsam gefeit durch alle Gefahren dieses Lebens wandern."

„Danach muß ich doch wohl ein bißchen einfältig, um nicht zu sagen dumm sein," bemerkte Marie.

Der Fürst streckte ihr die Hand entgegen, in die sie unbefangen einschlug.

„Segen über diese Ihre Einfalt,“ murmelte er leise mit bewegter Stimme.

In diesem Augenblick schob Albertoff den muschelartigen Schlitten der Generalin an die beiden heran.

„Verraten Sie uns doch das Geheimnis Ihrer unerschöpflichen Gespräche,“ rief die elegant mit einem Zobelpelz bedeckte schöne Frau dem Fürsten zu. „Wir haben uns schon oft den Kopf zerbrochen, um welchen Gegenstand sich Ihre schier unerschöpflichen Gespräche immer drehen.“

„Jedenfalls um einen, der von dem Ihren, gnädigste Frau, grundverschieden ist,“ entgegnete Lichtenstein mit einer respektvollen Verbeugung.

Die Generalin fuhr hastig empor und maß den kühnen Sprecher mit einem schnellen, zornigen Blick. Der aber wich demselben nicht aus, sondern erwiderte ihn mit einem so harmlos unschuldigen Blick, daß die Flammen ihres Zornes plötzlich in Asche zusammensanken und sie plötzlich auf russisch murmelte: „Ihnen ist nicht beizukommen, Fürst; man weiß nie, ob Sie ein großer Komödiant oder ein ganz harmloser Mensch sind.“

„Das letztere, Frau Generalin, denn man muß immer das Beste von einem Menschen annehmen, besonders wenn derselbe schon so viel Mißgeschick im Leben erfahren hat wie ich.“

„Wer kann sagen, daß Ihnen nicht nach Verdienst geschah?“ lautete die noch immer halb ungnädige Antwort, und dann schlug der Schlitten auf einen Wink ihrer Hand den Rückweg ein, während die beiden andern den Lauf des Kuban weiter verfolgten.

„Was sagte Ihnen die Generalin?“ forschte Marie, als Schlitten und Lenker ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden waren. „Wenn die Kenntnis ihrer Physiognomie nicht täuscht, dann sah die Frau gereizt aus.“

„Ach, ich weiß nicht mehr, welches Verbrechens ich mich in meiner Antwort schuldig gemacht habe,“ erwiderte der Fürst lächelnd, „aber es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, darüber weiter nachzudenken, denn das Gehirn der Generalin beherbergt immer nur sehr flüchtige Eindrücke, und eine persona grata wie der Baron Albertoff werde ich in ihren Augen niemals sein. — Wollen Sie mit dem Schlittschuhlauf enden, mein Fräulein, darf ich meine Ritterpflicht ausüben und die Schlittschuhe abschnallen?“

„Ja,“ lautete die Erwiderung, „es ist Zeit, denn in zehn Minuten wird die Arbeitsstunde der Kinder beginnen.“

Sie hatte bei diesen Worten auf einer Bank nahe am Ufer Platz genommen, und der Fürst hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen, um die Schlittschuhe von ihren Füßen zu lösen.

„Ist denn heute der strenge Befehl, während der Arbeitszeit der Kinder Ihr Zimmer nicht zu betreten, aufgehoben und darf ich wenigstens auf kurze Zeit bei Ihnen vorsprechen? Ach bitte, bitte, Fräulein Wendt, seien Sie nicht so grausam, kürzen Sie uns nicht die einzig schönen Stunden, welche das Schicksal uns gewährt,“ fügte er, seine brennenden Augen bittend zu ihr aufschlagend, hinzu.

„Nein, Fürst, Sie müssen nicht versuchen, mich meiner Pflicht abtrünnig zu machen,“ lautete die ablehnende Erwiderung. „Was würde aus uns allen, wenn wir uns dieser eisernen, heilsamen Fesseln entledigen würden?“

„Gut,“ sagte er, sich seufzend erhebend und ihr die Schlittschuhe nachtragend, „so ist es also für mich ein verlorener Nachmittag und ich muß mich bis zum Abend gedulden.“ —

Es war zwei Tage darauf, als Marie, die noch einen langen Brief an ihren Bruder Ernst zu beenden hatte, eine Stunde später als zur gewohnten Zeit das persische Zimmer nach dem Nachtmahl betrat, wohin die Generalin Albertoff zu einer Partie Bézique befohlen hatte. Fürst Lichtenstein lehnte inzwischen auf einem Diwan gerade gegenüber von dem großen Kaminspiegel, in dem er die hinter ihm eintretende Marie sofort entdeckte. Bei ihrem Anblick erhellten sich seine finsteren Züge sichtlich, und er machte ihr ein paar Schritte entgegen, um sie dann an seine Seite auf den erkorenen Diwan zu führen.

„I am thirsty to speak with you,“ war sein erstes Wort, „I feel inexpressively dull whenever you are not there.“

Ein wonniges Gefühl tief inneren Glückes durchströmte bei diesen Worten das junge Mädchen, das eine solche Sprache aus einem solchen Munde noch nie gehört hatte, aber viel zu klug und geschmackvoll war, um den Eindruck, den sie ihr gemacht, zu verraten.

„Ich hatte einen langen Brief an meinen Bruder Ernst zu beenden, der morgen in aller Frühe seine Reise gen Berlin antreten soll, und da habe ich ihm auch viel von Ihnen, Fürst, als meinem guten Kameraden und echten Freund, vorgeplaudert. Ich dachte, das würde meine längere Abwesenheit entschuldigen.“

„Sind Sie des ‚echten Freundes‘ und ‚guten Kameraden‘ auch ganz sicher?“ lautete die Gegenfrage, bei der er sie scharf fixierte.

„Nun, ich denke doch,“ lachte das junge Mädchen unbefangen, ihm offen ins Auge schauend.

„Und zu denken,“ begann der Fürst, indem er den Gegenstand des Gespräches plötzlich wechselte, „zu denken, daß ich am ersten Abende an Ihrer Seite in der Loge stand und, ein vollständig Verblendeter, kein Wort mit Ihnen wechselte, Ihr Wesen nicht vorahnend empfand, sondern stumm und blind an Ihnen vorüberging. Ich glaube nicht, daß ich mir diesen Mangel an Verständnis je verzeihen werde.“

„Es ging mir mit Ihnen ja aber um kein Haar breit besser, Fürst,“ fiel ihm Marie schnell in die Rede. „Sie sprachen in der Nebenloge französisch, kommandierten, daß man Champagner herbeischaffen solle und zwar in dem ausgesprochenen Tone eines Gardeoffiziers, daß ich eine instinktive Abneigung gegen Sie faßte. Dieselbe schwand auch erst nach jenem Gespräch bei Tisch in englischer Sprache, die Sie so wundervoll beherrschen und wo

lobung mit einer anmutigen Erzieherin in S . . . . ., die sehr viel von sich hatte reden machen. Sobald der Fürst auf diesen Gegenstand kam, war er schier unerschöpflich und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung, wie der Zauber des sehr reizenden Mädchens sich bald in sein Gegenteil verwandelt hatte.

„Fräulein Marie," pflegte er bei solcher Gelegenheit zu sagen, indem er seine brennend schwarzen Augen auf sie richtete und mit der wohlgepflegten Hand durch sein kurzes, bürstenartig geschorenes Haar fuhr, „das ist das entsetzlichste, wenn ungezügelte Leidenschaft sich eines Frauenherzens bemächtigt und mit ihrem wütenden Strom alles menschliche Thun in ein Chaos von Widersprüchen durcheinanderwirbelt. Das aber traf in diesem Falle zu. Die Leidenschaft tötete und vernichtete nicht nur das Opfer, das sie verfolgte, sondern erniedrigte und entehrte den, den sie ergriffen hatte. O, Fräulein Marie, wenn ich Ihnen schildern könnte, wie meine Angebetete sich selbst so schnell aller ihrer Reize entkleidete, wie furienhaft sie gegen sich selbst wütete und mich gründlich, o, gründlich entzauberte."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen," erwiderte das junge Mädchen, die ernsten Augen prüfend auf ihn heftend, „denn auch den leisesten Zwang empfindet Ihre Natur als unerträgliche Last, und die Unglückliche konnte kein besseres Mittel wählen, um Sie gründlich und schnell loszuwerden."

„Wie wunderbar fein Sie mich verstehen, und wir kennen uns doch erst so kurze Zeit," erwiderte der Fürst.

„Dessen bedarf es auch nicht, wenn man etwas Wahlverwandtes in sich hat, und ich meine zuweilen, das haben wir," bemerkte Marie.

„Entschieden," versicherte der Fürst eifrig, „ja ich meine häufig, daß wir aus demselben Holz geschnitzt sind und für Sie nur die ausgesuchtesten und feinsten Masern verwendet wurden, während ich aus etwas gröberem Material geschnitzt ward."

Marie lächelte still vor sich hin. Alles, was dieser Mann sagte, trug den Stempel der Echtheit, eines originellen Geistes, einer glänzenden Phantasie und eines nicht minder glänzenden Humors an sich, für den sie ein ganz besonderes Verständnis besaß, und der darum so wohlthuend wirkte, da er mit Gemüt verbunden war. In der That, der neugewonnene Freund der Kubansteppe war ein hochbegabter Mensch, ein Elitegeist, von einer Eigenartigkeit, wie er ihr so noch nie vorgekommen war, obwohl sie doch von daheim her an den Verkehr und das Gespräch mit bedeutenden und gescheiten Männern gewöhnt war. Nichtsdestoweniger empfand sie mehr und mehr den Zauber, den diese in allen Farben des Geistes, des Gemütes, des Humors schillernde Natur auf sie ausübte, und nur dann und wann mahnte sie schüchtern ihr guter Geist, daß diesem bestechenden Mann der Charakterballast fehle, ohne den ein eigentlich festes Vertrauen in dieser Welt nicht gut möglich ist. Dabei fühlte Marie ganz klar, daß diese feine geistige, gute kameradschaftliche Freundschaft sie auf die Dauer furchtbar verwöhne und daß — in dem Fall, daß der Fürst ginge — er ihr unendlich fehlen würde. Dabei kam ihr nie, aber auch nie auf einen Moment der Gedanke, daß dieser Mann sie lieben könne, und obgleich sie täglich eine Menge Beweise empfing, daß er ihr sehr gut war und bei jeder Gelegenheit ihre Unterhaltung suchte, nahm sie mit der größten Unbefangenheit und herzlichsten Freude die immer neuen und innigen Demonstrationen seiner Freundschaft entgegen.

Inzwischen schritt der Winter weiter vor und der Frost schlug den Kuban in eisige Fesseln, so daß sich Marie, die eine ebenso geübte wie leidenschaftliche Schlittschuhläuferin war, auf seiner spiegelglatten Eisfläche mit Wonne in ihren Schlittschuhen herumtummelte, während die Generalin und Sonni Petroff es vorzogen, sich in Pelze gehüllt von ihren Kavalieren im Stuhlschlitten schieben zu lassen. Albertoff, der noch immer seine Stellung zu den verschiedenen Familienmitgliedern mit großem Takt zu finden wußte, die erwachsene Tochter, trotz ihrer offenbaren Abneigung, heiter neckte, von den Kindern geradezu angebetet wurde und die Frau des Hauses mit zarter, ritterlicher Huldigung umgab, verfehlte nie bei solchen Gelegenheiten, dieselbe in ihrem Stuhlschlitten zu schieben, während der Fürst Lichtenstein, der kein Schlittschuhläufer war, neben Marie auf seinen weichen, tscherkessischen, zu seiner Uniform gehörenden Lederschuhen unermüdlich dahinglitt oder schlitterte.

„Was mögen die beiden nur immerfort miteinander zu plaudern haben?" fragte einst Marie den Fürsten, als der Stuhlschlitten, von Albertoffs starker Hand geschoben, an ihnen vorüberflog.

„Was haben wir beide denn immer einander zu erzählen?" lautete die prompte und scherzhafte Erwiderung.

„O," sagte das junge Mädchen lächelnd, „das ist doch ganz etwas anderes, denn wir sind beide lebhafte Naturen, haben unendlich viel Berührungspunkte und, wenn ich nicht irre, auch ein ausgebildetes Talent zur Causerie. Bei der Generalin dagegen ist mit der äußeren hinreißenden Grazie alles erschöpft, und ich glaube kaum, daß man ihrem Geiste ebenfalls diese Grazie nachrühmen kann."

„Gewiß nicht," bestätigte der Fürst scharf, „denn ihr Geist, wenn man von einem solchen bei der nur auf Schönheit und Äußerlichkeit gerichteten Georgierin überhaupt sprechen kann, beschäftigt sich wahrlich nicht mit Dingen, die für uns beide Interesse besitzen."

„Dann begreife ich aber nicht," bemerkte Marie erstaunt, „wie der Baron Albertoff, der doch ein hervorragend intelligenter Mann ist, soviel Gefallen an der Gesellschaft der Generalin finden kann."

Der Fürst stieß einen leisen Pfiff aus. „Das sollen und brauchen Sie auch nicht zu begreifen," sagte er, „darum sind Sie ja ein so einzigartiger, herziger Kamerad, wie es keinen zweiten auf der ganzen Welt giebt. Gott erhalte Ihnen noch lange Ihre rührende Blindheit und Ihr göttliches Vertrauen zu den Menschen, mit dem Sie gleichsam gefeit durch alle Gefahren dieses Lebens wandern."

„Danach muß ich doch wohl ein bißchen einfältig, um nicht zu sagen dumm sein," bemerkte Marie.

Der Fürst streckte ihr die Hand entgegen, in die sie unbefangen einschlug.

„Segen über diese Ihre Einfalt,“ murmelte er leise mit bewegter Stimme.

In diesem Augenblick schob Albertoff den muschelartigen Schlitten der Generalin an die beiden heran.

„Verraten Sie uns doch das Geheimnis Ihrer unerschöpflichen Gespräche,“ rief die elegant mit einem Zobelpelz bedeckte schöne Frau dem Fürsten zu. „Wir haben uns schon oft den Kopf zerbrochen, um welchen Gegenstand sich Ihre schier unerschöpflichen Gespräche immer drehen.“

„Jedenfalls um einen, der von dem Ihren, gnädigste Frau, grundverschieden ist,“ entgegnete Lichtenstein mit einer respektvollen Verbeugung.

Die Generalin fuhr hastig empor und maß den kühnen Sprecher mit einem schnellen, zornigen Blick. Der aber wich demselben nicht aus, sondern erwiderte ihn mit einem so harmlos unschuldigen Blick, daß die Flammen ihres Zornes plötzlich in Asche zusammensanken und sie plötzlich auf russisch murmelte: „Ihnen ist nicht beizukommen, Fürst; man weiß nie, ob Sie ein großer Komödiant oder ein ganz harmloser Mensch sind.“

„Das letztere, Frau Generalin, denn man muß immer das Beste von einem Menschen annehmen, besonders wenn derselbe schon so viel Mißgeschick im Leben erfahren hat wie ich.“

„Wer kann sagen, daß Ihnen nicht nach Verdienst geschah?“ lautete die noch immer halb ungnädige Antwort, und dann schlug der Schlitten auf einen Wink ihrer Hand den Rückweg ein, während die beiden andern den Lauf des Kuban weiter verfolgten.

„Was sagte Ihnen die Generalin?“ forschte Marie, als Schlitten und Lenker ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden waren. „Wenn die Kenntnis ihrer Physiognomie nicht täuscht, dann sah die Frau gereizt aus.“

„Ach, ich weiß nicht mehr, welches Verbrechens ich mich in meiner Antwort schuldig gemacht habe,“ erwiderte der Fürst lächelnd, „aber es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, darüber weiter nachzudenken, denn das Gehirn der Generalin beherbergt immer nur sehr flüchtige Eindrücke, und eine persona grata wie der Baron Albertoff werde ich in ihren Augen niemals sein. — Wollen Sie mit dem Schlittschuhlauf enden, mein Fräulein, darf ich meine Ritterpflicht ausüben und die Schlittschuhe abschnallen?“

„Ja,“ lautete die Erwiderung, „es ist Zeit, denn in zehn Minuten wird die Arbeitsstunde der Kinder beginnen.“

Sie hatte bei diesen Worten auf einer Bank nahe am Ufer Platz genommen, und der Fürst hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen, um die Schlittschuhe von ihren Füßen zu lösen.

„Ist denn heute der strenge Befehl, während der Arbeitszeit der Kinder Ihr Zimmer nicht zu betreten, aufgehoben und darf ich wenigstens auf kurze Zeit bei Ihnen vorsprechen? Ach bitte, bitte, Fräulein Wendt, seien Sie nicht so grausam, kürzen Sie uns nicht die einzig schönen Stunden, welche das Schicksal uns gewährt,“ fügte er, seine brennenden Augen bittend zu ihr aufschlagend, hinzu.

„Nein, Fürst, Sie müssen nicht versuchen, mich meiner Pflicht abtrünnig zu machen,“ lautete die ablehnende Erwiderung. „Was würde aus uns allen, wenn wir uns dieser eisernen, heilsamen Fesseln entledigen würden?“

„Gut,“ sagte er, sich seufzend erhebend und ihr die Schlittschuhe nachtragend, „so ist es also für mich ein verlorener Nachmittag und ich muß mich bis zum Abend gedulden.“ —

Es war zwei Tage darauf, als Marie, die noch einen langen Brief an ihren Bruder Ernst zu beenden hatte, eine Stunde später als zur gewohnten Zeit das persische Zimmer nach dem Nachtmahl betrat, wohin die Generalin Albertoff zu einer Partie Bézique befohlen hatte. Fürst Lichtenstein lehnte inzwischen auf einem Diwan gerade gegenüber von dem großen Kaminspiegel, in dem er die hinter ihm eintretende Marie sofort entdeckte. Bei ihrem Anblick erhellten sich seine finsteren Züge sichtlich, und er machte ihr ein paar Schritte entgegen, um sie dann an seine Seite auf den erkorenen Diwan zu führen.

„I am thirsty to speak with you,“ war sein erstes Wort, „I feel inexpressively dull whenever you are not there.“

Ein wonniges Gefühl tief inneren Glückes durchströmte bei diesen Worten das junge Mädchen, das eine solche Sprache aus einem solchen Munde noch nie gehört hatte, aber viel zu klug und geschmackvoll war, um den Eindruck, den sie ihr gemacht, zu verraten.

„Ich hatte einen langen Brief an meinen Bruder Ernst zu beenden, der morgen in aller Frühe seine Reise gen Berlin antreten soll, und da habe ich ihm auch viel von Ihnen, Fürst, als meinem guten Kameraden und echten Freund, vorgeplaudert. Ich dachte, das würde meine längere Abwesenheit entschuldigen.“

„Sind Sie des ‚echten Freundes‘ und ‚guten Kameraden‘ auch ganz sicher?“ lautete die Gegenfrage, bei der er sie scharf fixierte.

„Nun, ich denke doch,“ lachte das junge Mädchen unbefangen, ihm offen ins Auge schauend.

„Und zu denken,“ begann der Fürst, indem er den Gegenstand des Gespräches plötzlich wechselte, „zu denken, daß ich am ersten Abende an Ihrer Seite in der Loge stand und, ein vollständig Verblendeter, kein Wort mit Ihnen wechselte, Ihr Wesen nicht vorahnend empfand, sondern stumm und blind an Ihnen vorüberging. Ich glaube nicht, daß ich mir diesen Mangel an Verständnis je verzeihen werde.“

„Es ging mir mit Ihnen ja aber um kein Haar breit besser, Fürst,“ fiel ihm Marie schnell in die Rede. „Sie sprachen in der Nebenloge französisch, kommandierten, daß man Champagner herbeischaffen solle und zwar in dem ausgesprochenen Tone eines Gardeoffiziers, daß ich eine instinktive Abneigung gegen Sie faßte. Dieselbe schwand auch erst nach jenem Gespräch bei Tisch in englischer Sprache, die Sie so wundervoll beherrschen und wo

mir Ihre Persönlichkeit einen ganz anderen Eindruck machte. Sie sehen also, Fürst, daß wir einander nichts vorzuwerfen haben.“

„Nun, und mir gingen erst die Augen auf, als ich kurz zuvor wieder einmal im Theater hinter Ihnen in der Loge saß,“ bemerkte der Fürst. „Bei der Gelegenheit sah ich zum ersten Male Ihre Rückenlinie, diese vornehme, geistvolle, unerreicht edle Linie, welche so oft im Leben meine Zu- und Abneigungen beeinflußt hat. — Warum sehen Sie mich aus so großen, verwunderten Augen an, Fräulein Wendt, es verhält sich so, wie ich sage, und während andere Menschen aus der Physiognomie des Gesichts die Kenntnis der Charaktereigenschaften herleiten, bleibt für mich nun einmal die Rückenlinie, die kein Mensch durch den Willen verschönern oder verändern kann, maßgebend.“

„Sie sind doch ein ganz aparter Mensch, Fürst, der auch nach dieser Richtung sein besonderes und exceptionelles Credo hat,“ bemerkte Marie. Dann aber einem ihrer plötzlichen Gedankensprünge folgend, wie sie sich dieselben in Gegenwart dieses Mannes öfter erlaubte, fügte sie eifrig hinzu: „Wir haben schon über vieles unsere Ansichten ausgetauscht, Fürst, aber das, was für so viele Menschen das Wichtigste und Unerläßlichste ist, noch nie mit einem Worte erwähnt. Wie verhalten Sie, ein so freier und kühner Geist, sich denn den Fragen des dogmatischen Glaubens gegenüber?“

Er schwieg ein paar Minuten und schon fürchtete Marie, ihn durch ihre Äußerung verletzt zu haben, als der Fürst plötzlich den gesenkten Kopf aufrichtete und tiefernst antwortete: „Fräulein Wendt, ich habe Zweifeln und kritischen Gedanken in religiöser Beziehung niemals Raum gegeben. Wenn ich aber bete, und ich thue es öfter als Sie glauben, dann tritt nur immer das eine einzige Gebet auf meine Lippen: ‚Herr, erbarme Dich meiner.‘“

Marie schwieg auf diese unerwartete, feierliche Versicherung, aber ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben, war sie nicht imstande, denn die Generalin Petroff rief in diesem Augenblick den Fürsten an ihre Seite, um denselben hinsichtlich des nahe bevorstehenden Weihnachtsabends und Neujahrsfestes, welches eigentlich allein von den Russen gefeiert wird, zu Rate zu ziehen. Seinen Vorschlag, der Abwechselung halber auch mal ein Weihnachtsfest in deutschem Stil mit Tannenbaum und brennenden Lichtern zu feiern, lehnte sie jedoch als einen viel zu unbekannten und umständlichen ab. Da brach auch der Fürst schnell ab und meinte ebenfalls, es wäre wohl am besten, wenn man alles beim alten ließe und das Neujahrsfest in gewohnter Weise mit einem glänzenden Ball und einem rauschenden Souper, bei dem man den Sekt nicht schone, feierte. Heimlicherweise hatte jedoch Lichtenstein höchsteigenhändig ein schön gewachsenes Tännlein im Walde ausgegraben, es sorgfältig in einen mit Erde gefüllten Blumentopf gesetzt und es dann, wie er es einst als Kind im Elternhause gesehen, mit vergoldeten Nüssen, Wachsstock und allerlei süßem Naschwerk geschmückt.

Als der Abend des 24 Dezember deutschen Stils hereinbrach, wurde der kleine Weihnachtsbaum in das lauschige Zimmer der deutschen Gouvernante gestellt, während diese an den Ufern des festgefrorenen Kuban einen langen Spaziergang unter den entlaubten Bäumen der Promenade machte. Um diese Stunde wurde ja daheim der deutsche Weihnachtsbaum in Palast und Hütte angezündet und an den meisten Stellen umtanzte ihn eine blühende Kinderschar. Ein Gefühl großer Einsamkeit und Verlassenheit wollte doch in ihrem jungen Herzen emporsteigen, ward jedoch siegreich niedergekämpft, und als sie mit vor Kälte geröteten Wangen heimkehrte, war auch die letzte Spur der Thränen, die sie an diesem erinnerungsreichen Tage der fernen Heimat nachgeweint hatte, getrocknet.

Wie aber ward ihr, als sie die Thür ihres Zimmers öffnete, die Weihnachtskerzen ihr entgegenfunkelten und jenes wonnige Gemisch von Harzduft, Wachslichten, Honigkuchen und Äpfeln schmeichelnd ihren Geruchsnerven entgegenwehte. Sie stieß einen Schrei des Entzückens aus und umschlang mit beiden Armen den Topf, den sie an ihr Herz drückte. „Wer hat mir das Glück bereitet,“ stammelte sie, „wer die tiefste Sehnsucht meines Herzens erraten, wer mir einen deutschen, einen echten Weihnachtsbaum in diese exotische Fremde, in mein Zimmer am Ufer des Kuban gezaubert?“

Da erhob sich von dem bequemen Lehnstuhl am Fenster eine hohe schlanke Gestalt, und des Fürsten Stimme antwortete: „Ein deutscher Landsmann, Fräulein Wendt, ist es gewesen, der sich ungefähr denken konnte, wie es an diesem Abend in der Brust ‚der deutschen Jungfrau‘ aussah. Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht ob der Freiheit, die ich mir genommen.“

„Zürnen, o mein Gott, Fürst, Sie haben mir eine Freude gemacht, von der ich glaube, eine ähnliche noch nicht erlebt zu haben,“ und dabei streckte ihm Marie beide Hände entgegen, die Lichtenstein nacheinander an seine Lippen zog.

„Wirklich,“ sagte er mit dem wohlbekannten sympathischen Tonfall, den seine sonore Stimme immer hatte, wenn er englisch oder deutsch mit ihr sprach, „wirklich, wird Sie die Fremde nun heute nach diesem deutschen Heimatsgruß nicht mehr so kalt ansehen, Fräulein Marie, und versprechen Sie mir, in diesen Tagen darin nicht mehr zu frieren?“

„Wie wäre das möglich, nachdem ich mich an den hellen Weihnachtskerzen so gründlich ausgewärmt habe?“

„Nun dann auf Wiedersehen beim Souper,“ sagte der Fürst, indem er nach seiner Bärenfellmütze griff und sich empfahl. —

Mit jedem Tage empfand das junge Mädchen allerdings deutlicher und klarer, welch ein Zauber dieser zarten, aber demonstrativen Freundschaft eines hochbegabten Mannes innewohne und wie grenzenlos verwöhnend dieselbe auf sie wirke. Nie, aber auch nie dachte sie daran, daß dieser Mann sie lieben könne, denn wenn sie sich auch nicht verhehlen konnte, daß der Fürst ihr sehr gut war, sich gern mit ihr unterhielt, so genügte

ihrer vorwiegend aufs Intellektuelle gerichteten Persönlichkeit die so verschwenderisch von ihm ausgehende geistige Anregung, und jeder praktische reale Wunsch in Bezug auf ihn lag ihr weltenfern. Zudem fühlte sie wohl instinktmäßig, daß das kein Mensch sei, auf welchen ein Mädchen Zukunftshoffnungen bauen könne. Zu viel hatte er offenbar schon erlebt, zu oft geliebt oder zu lieben geglaubt. All das prädestinierte ihn förmlich zu einem guten Kameraden, der er ihr in der That auch in diesen Wochen gewesen war, aber erstickte jeden andern Gedanken und jedes andere Gefühl. Dazu gesellte sich der Umstand, daß die Freundschaft hochbegabter Männer schon wiederholt eine gewisse Rolle in dem Leben des Mädchens gespielt hatte und daß sie darum die anregende heitere Gegenwart ohne jeden Hintergedanken genoß.

Natürlich war es der ganzen Umgebung kein Geheimnis, daß der Fürst die Gesellschaft von Fräulein Marie Wendt eifrig suchte, ja wahrhaft erfinderisch war, um immer neue Gelegenheiten des Beisammenseins mit ihr herbeizuführen, aber mit Ausnahme der Generalin Petroff, in welcher die souverän schöne und anmutige Frau wohl dann und wann sich gegen den abtrünnigen Kavalier und die unbegreifliche Herrschaft einer in ihren Augen reizlosen Gouvernante empörte, gönnte jeder den beiden Landsleuten den harmlosen, sie beglückenden Verkehr. Wenn sich Marie zuweilen klar machte, wie ganz unmöglich eine solche Kameradschaft eines illustren Gastes mit der Erzieherin in einem deutschen adligen Hause gewesen wäre, dann segnete sie doppelt und dreifach den Stern, der sie fort aus der Heimat und schließlich in die ferne Kubansteppe geführt hatte. —

Inzwischen war das deutsche Neujahr herangekommen: kalt, klar und sonnig. Marie stand am Fenster und freute sich der blinkenden Eisfläche des Kuban, welcher ihr wiederum ungemessene Lust für den Schlittschuhlauf verhieß, als es laut an ihre Thür klopfte. Auf ihr helles „Herein“ wiederholte sich jedoch dasselbe Klopfen, ohne daß die Thüre geöffnet wurde. Da schritt Marie schnell entschlossen auf die Thür zu und öffnete dieselbe. Zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen stand der tartarische Diener des Fürsten Lichtenstein vor ihr, hielt einen Teller mit einem großen Kringel in der Hand, den er ihr darbot und fügte im reinsten Deutsch hinzu: „Prost Neujahr.“

Das junge Mädchen traute ihren Ohren nicht, als sie aus diesem Munde die heimatlichen, wohlbekannten Laute vernahm und stand wie versteinert vor dem Tartaren, welcher unermüdlich sein „Prost Neujahr“ wiederholte, bis endlich Albertoff der drolligen Situation ein Ende machte, indem er ebenfalls auf dem Korridor auftauchte.

„Verzeihen Sie meine Neugier, mein Fräulein,“ sagte er, „aber ich wollte doch gern selbst sehen, wie Lichtensteins Leibsklave sich seines Auftrages entledigen und vor Ihnen bestehen würde. Wenn man wie ich Zeuge der tagelangen Studien gewesen ist, in welchen diesem Tartaren die bewußten Worte unaufhörlich und unermüdlich vorgesprochen worden sind, dann ist mein Interesse wohl ein berechtigtes zu nennen.“

„Wirklich, Herr Baron, hat sich der Fürst so viel Mühe gegeben, um diesen Scherz zu inscenieren?“

„Vielleicht war es für ihn kein Scherz, sondern der ernste, berechtigte Wunsch, Ihnen, mein Fräulein, in der beiderseitig geliebten Muttersprache zum Beginn des neuen Jahres diesen Gruß zu senden,“ lautete die ernste Erwiderung.

Marie grüßte errötend und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo inzwischen die Postsachen eingetroffen waren und Briefe ihrer Lieben auf sie warteten.

Siebentes Kapitel.

Die Erklärung.

Wie glücklich sie doch war in den nun folgenden Winterwochen, in denen der Karneval noch durch manches glänzende Tanzfest in dem Hause des Atamans gefeiert wurde und die Generalin alle Welt durch ihre hinreißende Grazie entzückte. Ja, das war ein Stück große Welt, das sich dem wißbegierigen Mädchen offenbarte in ganz neuen Formen und Farben, aber immer anregend, immer interessant und lebenswert. Mancher Ausfall auf die widerspenstigen Tscherkessen fiel noch in diese Zeit, aber nie mehr erfuhr Marie vorher etwas von ihm, wie an jenem verhängnisvollen Herbsttage, an welchem Albertoff sie in eine so berechtigte Aufregung versetzt hatte.

Im Laufe der nun folgenden Wintermonate hatte sich Marie in Jekaterinodar in das Leben dieser schönen, phantastischen Residenz ganz eingelebt und die Essenz der Kaukasuspoesie genossen, dieses bunte Getön, in dem sich der Knall der Pistolenschüsse und der Champagnerpfropfen mit den wunderbar schwermütigen Volksweisen echt russischer Lieder mischte.

„Welch ein tief melancholisches Volk das russische doch ist und wie es niemals gleich dem deutschen in froher Wander-, Zech- oder Liebeslust seine Freude laut hinaus in die Weite jubeln kann,“ bemerkte einst Marie zu Lichtenstein, an einem Abende, wo er, wie wiederholt in der letzten Zeit, finster und einsilbig an ihrer Seite saß. „Hören Sie nur,“ fuhr sie, auf die Galerie deutend, fort, wo an jenem Abend sich russische Sänger befanden, welche in Molltönen Lieder von Lermontow und Puschkin vortrugen, „wie wehmütig diese Klänge stimmen, die ja an sich wunderbar schön sind, aber so hoffnungslos traurig machen.“

„Nacht sank herab auf Grusiens Hügel,
In ihrem Bett schäumt die Aragua,“

murmelte der Fürst, das Lied übersetzend, „und Sie haben doch noch nicht den Schluß gehört, der sehr viel schöner, aber auch sehr viel trauriger ist.“

„Nun?“ fragte Marie ermunternd zu ihm aufschauend, „und wie heißt er denn? Was mich betrifft, so berausche ich mich schon an den volltönenden

Vokalen und klangvollen Namen," fügte sie hinzu. „Sie werden mich auslachen, Fürst, wenn ich Ihnen sage, daß der Name Daghestan einst eine wahrhaft fascinierende Wirkung auf mich ausgeübt hat."

Jedoch der Fürst lachte nicht, sondern fragte nur sehr ernst: „Verstehen Sie den dritten Vers des Liedes, das die Sänger jetzt angestimmt haben?"

„Nein," erwiderte Marie, „jedoch Sie übersetzen so geschickt und fertig, Fürst, daß ich Sie herzlich bitten möchte, sich auch heute dieser Mühe zu unterziehen."

„O, dessen bedarf es nicht mehr," erwiderte Lichtenstein, „denn das berühmte Gedicht hat schon eine fertige Übertragung in die deutsche Sprache gefunden und lautet also:

„Ich liebte Dich, still, hoffnungslos und schmerzlich,
Mit allem Gram, den nur die Liebe giebt,
Ich liebte Dich, so wahrhaft und so herzlich,
Gott geb', daß je ein anderer Dich so liebt."

Es lag etwas in den schlichten Worten und in des Fürsten Stimme, das Marie erbeben machte und ihr beinahe die Thränen in die Augen trieb. Jedoch gewohnt, sich zu beherrschen und nie einer momentanen Stimmung nachzugeben, wollte sie sich mit einem Scherzwort, welches ihre eigene sentimentale Regung persiflierte, an den Fürsten wenden, als sie bemerkte, daß er wiederum in seine wortkarge, teilnahmlose Laune, die ihn schon seit Tagen beherrschte, verfallen war und, in Gedanken versunken, anteillos vor sich hinstarrte.

So gab sie denn den Versuch auf und wandte sich statt dessen dem Nachbar Lichtensteins zu, welcher zu seiner Rechten saß und durch des letzteren Schweigsamkeit in der ihm fremden Umgebung arg geschädigt wurde. Es war dies ein neuer, erst seit wenigen Tagen angekommener Gast, ein junger Offizier Namens Tolstoi, mit dem sich Marie viel und lebhaft unterhielt, weil sie sich so gut angesichts des wortkargen, verstimmten Freundes in seine peinliche Situation versetzen konnte. So plauderten die beiden unbefangen und lebhaft über den neben Tolstoi sitzenden Fürsten fort, dessen Einsilbigkeit noch zunahm. Zur andern Seite des jungen Mädchens saß der Fürst Zeretelli, denn die Kinder nahmen niemals am Souper teil, und jener war es, welchem die ungewöhnliche Schweigsamkeit, um nicht zu sagen Traurigkeit Lichtensteins so auffiel, daß er endlich seine Nachbarin darauf aufmerksam machte.

„Lichtenstein ist schon seit einigen Tagen so merkwürdig still und in sich versunken, daß ich ihn kaum wiedererkenne," begann er, sich an Marie wendend. „Wissen Sie nicht, mein gnädiges Fräulein, ob er schlechte Nachrichten von zu Hause erhalten hat, denn er ist ein sehr zärtlicher Sohn," fügte er hinzu.

Das Wort rief alle Freundschaft und Teilnahme in Marie wach, so daß sie sich angstvoll nach Zeretelli umwandte und den jungen Tolstoi im Augenblick vergaß.

„O, Fürst, halten Sie das für möglich?" fragte sie, denselben aus großen, entsetzten Augen anschauend und fügte dann schnell hinzu: „Aber wozu quälen wir uns mit solchen Gedanken, ich werde ihn einfach danach fragen.

„Hat Ihnen die Post böse Nachrichten von Ihrer teuren Mutter aus Wiesbaden gebracht, Fürst, daß Sie wie ein steinerner Gast zwischen uns sitzen und schon seit Tagen so traurig dreinschauen?" fragte sie ihn leise.

Er schüttelte verneinend das Haupt und schlug die dunklen Augen nieder.

„Was ist es aber dann, Fürst, was hat Sie in diese düstere Laune versetzt, die ich nun schon geraume Zeit an Ihnen beobachtet habe," fuhr das junge Mädchen eifrig in deutscher Sprache fort, die sie beide an der großen Tafelrunde allein sprachen und verstanden. „Bitte, Fürst, wollen Sie es mir nicht sagen, Ihrem guten Kameraden nicht seinen Anteil daran gönnen?"

„Nein," erwiderte Lichtenstein ablehnend, „diesmal kann ich mich auch Ihnen nicht anvertrauen, denn vielleicht würden Sie mir böse und das wäre das Allerschlimmste. Nein, nein," fügte er eifrig hinzu, „kümmern Sie sich nicht um mich, schütten Sie den fremden, lästigen Tropfen fort, der in Ihren Freudentrank gefallen ist und trinken Sie unbekümmert den Becher aus."

Jedoch Marie verfolgte hartnäckig ihren Zweck und wollte ihn um jeden Preis zum Reden zwingen.

„Mein Gott, was haben Sie nur, Fürst?" drang sie in ihn, „habe ich Sie unwissentlich verletzt, sind Sie mir vielleicht böse?"

Da neigte der Fürst sein stolzes Haupt zu Marie Wendt hernieder und flüsterte leise in deutscher Sprache:

„Welch ein Gedanke, darling, ich liebe Sie eben grenzenlos, ‚mit allem Gram, den nur die Liebe giebt‘, und ich kann es nicht länger zurückhalten und zittere doch vor der Konsequenz, denn nun werden Sie mir zürnen und mir nicht mehr erlauben, Ihr Freund zu sein."

Eine so tiefe Blässe breitete sich über Maries junges Gesicht, daß Zeretelli, welcher freilich das Gespräch nicht verstand, desto aufmerksamer jedoch die Bewegungen der beiden verfolgt hatte, plötzlich ausrief:

„Um Gott, Fräulein Wendt, was ist Ihnen? Sie wechseln in einer so auffallenden Weise die Farbe, daß Sie sich sehr unwohl und einer Ohnmacht nahe fühlen müssen."

Marie bot ihre ganze Kraft auf, um ihres rebellischen Blutes, das mit aller Gewalt aus den Adern nach ihrem Herzen drängte, Herr zu werden, aber Lichtenstein erwiderte Zeretelli sehr scharf:

„Wie können Sie das Fräulein so erschrecken, da Sie doch wissen, daß es zu ihren Eigentümlichkeiten gehört, oft und schnell die Farbe zu wechseln!" Sich alsbald aber an Marie wendend, fügte er im Flüstertone hinzu: „O, darling, vergeben Sie mir, daß ich Sie erschreckte, aber ich habe in den letzten Tagen zu viel gelitten. Sagen Sie doch nur ein gutes Wort, ein einziges Wort, daß Sie mir verzeihen."

Die also Gefragte brachte jedoch nur mit Anstrengung über die heißen, trockenen Lippen: „Das

habe ich mir nicht träumen lassen, Fürst, bei Gott, das nicht!" —

Endlich, endlich aber war das Souper zu Ende, und man durfte sich erheben. Die Cour bei der Generalin begann; nach russischer Sitte dankte jeder für die genossene Mahlzeit und die schöne Georgierin begegnete jedem einzelnen mit jener unnachahmlichen, reizenden Güte, welche das grand air der vornehmen Dame nicht ausschloß. Wie oft hatte Marie mit ästhetischem Genuß diesem Vorgang zugeschaut, aber heute schien es ihr, als ob derselbe kein Ende nehmen wolle. Während die andern sich alle nach dem persischen Zimmer und den anstoßenden Gemächern begaben, verabschiedete sie sich auch, Kopfweh vorschützend, sobald an sie die Reihe kam, von der Generalin, welche freundlich sagte:

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Kind, man sieht es Ihnen an, daß Sie leiden, und ich kann mir denken, daß Sie sich nach der Ruhe Ihres Zimmers sehnen. Vielleicht hat Sie auch der Frühlingssturm der letzten Nacht gestört, welcher gleich einem Dämon um die Mauern des Gouvernementsgebäudes raste." Damit reichte sie Marie ihre schlanke, schöne Hand, welche dieselbe an ihre Lippen zog und gleich darauf den Saal verließ.

Endlich allein in ihrem Zimmer, brach der lange beherrschte Sturm los Marie hatte aus tiefster Seele und in vollster Aufrichtigkeit gesprochen, als sie vorhin Lichtenstein geantwortet, „das hatte ich mir nicht träumen lassen, Fürst, das nicht," und es hatte sie so fassungslos gemacht, weil sie an seine Freundschaft so ehrlich geglaubt, ja dieselbe so natürlich gefunden hatte, während sie auf die Liebe der Männer nicht gefaßt war. O, sie war gewiß nicht allzu bescheiden, sobald es sich um ihre Individualität im großen und ganzen handelte, die sie deutlich als eine vom großen Haufen abweichende empfand, aber sie war viel zu bescheiden, fand sich viel zu sehr eines anmutigen Äußeren ermangelnd, um sich einzubilden, ein Mann könne sich so hoffnungslos in sie verlieben, wie sie nach den Worten des Fürsten doch annehmen mußte.

Ein leises Klopfen schreckte sie aus ihren Gedanken empor. Als sie die Thür geöffnet hatte, stand Lichtenstein vor ihr und sagte in beschwörendem Ton:

„Sie hatten so eilig das Zimmer verlassen, mein Fräulein, daß ich nicht einmal einen Blick von Ihnen erhaschen konnte. Unmöglich ist es mir jedoch, mit dem Gedanken, daß Sie mir zürnen, die Nacht zu verleben und darum habe ich noch einmal Ihre Ruhe gestört und frage noch einmal: Sind Sie mir böse?"

„Nein, Fürst, ich zürne Ihnen nicht, aber seit ich Ihre verhängnisvollen Worte gehört, weiß ich kaum mehr, wie das Souper verlaufen ist und wie ich mein Zimmer erreicht habe Auch möchte ich Sie jetzt nur anflehen, mir etwas Ruhe und Sammlung zu gönnen. Morgen wollen wir dann weiter reden. Gute Nacht, Fürst."

Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„Gute Nacht, mein Fräulein."

Seine hallenden Schritte hatten sich entfernt, und das junge Mädchen sah sich endlich allein mit ihrer Liebe, ihrem Glück und ihren wild dahinstürmenden Gedanken.

Mein Gott, das war ja das Furchtbare, daß mit den drei verhängnisvollen Worten, die er ihr zugeflüstert, auch ihr die Binde von den Augen gefallen war, daß es ihr plötzlich zum Bewußtsein kam, daß dieser Mann ihr mehr als Freund, viel mehr als guter Kamerad war. O, über das heiße Erschrecken, über das wonnige Staunen, über das tiefe, tiefe Glück, das sich ihrer plötzlich bemächtigt hatte, das sie ruhelos in ihrem kleinen Zimmer auf und ab trieb und sie jetzt, nachdem sie sich ein warmes Tuch übergeworfen hatte, das Fenster aufreißen ließ, damit die Nachtluft ihre heiße Stirn kühle.

Die Eisdecke des Kuban, über die sie an der Seite des Fürsten so oft und gern dahingeglitten war, hatte große Risse bekommen, ja, an einzelnen Stellen hatte die Macht des Frühlings schon das Treibeis in Bewegung gesetzt, mächtige Schollen trieben gegen die Eisbrecher der Kubanbrücke und zerbarsten mit donnerndem Getöse. So lange hatte der erstarrte Fluß regungslos in den Banden des eisigen Winters gelegen und nun hatte der allmächtige Tauwind mit seinen „feuchten Schwingen" sich Bahn zu den Wassern der Tiefe gebrochen und die so lange eingekerkerten Wellen fühlten aufs neue ihre Macht, drängten an die Oberfläche, schoben die Eisschollen vorwärts und begannen wieder das alte, süße Lied zu singen, das im Anfang so geheimnisvoll an Maries Ohr gerauscht hatte und auf das sie doch niemals die Antwort finden konnte, weil das Dunkel, das Rätsel, die Frage ewig ungelöst bestehen blieb.

Ja, es wollte inzwischen Frühling in der Welt werden und der lebenheischende Wind hatte über die noch entlaubten Bäume den ersten gelblichen Schimmer gebreitet, welcher dem Schwellen der Knospen vorangeht. In wildem Spiel schlugen die nackten Zweige aneinander, sich bald tief zu den Wassern des Flusses niederbeugend, dann wieder sich riesengroß gen Himmel reckend, als riefen sie denselben um Hilfe an.

Inmitten dieser wild dahinbrausenden Wasser und dem tollen Gebaren der Bäume, welche in zwei großen Alleen seine Ufer begrenzten, fühlte das einsame Mädchen plötzlich, daß das Wehen des Frühlings auch in ihr Herz eingezogen war und dasselbe in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt hatte.

Wo war in diesem Augenblick ihre vielgerühmte objektive Vernünftigkeit, die ein vielleicht sehr heilsames, aber oft auch recht schmerzliches Gegengewicht zu der phantastischen Romantik ihres Wesens bildete. Alles, alles ward von dem brausenden Frühlingssturm, den sein Geständnis: „Ich liebe Sie eben grenzenlos, mit allem Gram, den nur die Liebe giebt," in ihr wachgerufen hatte, verschlungen, und sie konnte in diesem Augenblick nicht vernünftig überlegen, konnte nichts empfinden, als die Seligkeit, von ihm geliebt zu sein. Später — das fühlte sie deutlich — mußte ihr ja Vernunft und Überlegung wieder zurückkommen, aber in diesen ersten überseligen

Minuten hörte sie aus dem Rauschen der Wasser und des Windes nur immer die eine berauschende Versicherung seiner grenzenlosen Liebe.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als Marie endlich ihr Fenster schloß und ihr Lager aufsuchte, nicht um zu schlafen, sondern um mit sich ins reine zu kommen, wie sie ihm am anderen Tage begegnen, was sie ihm auf seine Erklärung erwidern sollte.

Denn nun, als der erste Sturm ihres Empfindens sich gelegt hatte, vergegenwärtigte sie sich auch alles, was ihr der Fürst während der Zeit seines intimen, freundschaftlichen Verkehrs von seiner Familie, seinen Erlebnissen, den pekuniären Schwierigkeiten, in denen er sich befand, den verschiedenen Passionen seines Lebens erzählt hatte, und sie sagte sich klar und deutlich, daß diese Liebe Lichtensteins zu ihr, der vermögenslosen, bürgerlichen Erzieherin, nimmermehr zu einem guten, glatten, normalen Endresultate führen konnte. Ach, schon damals mischte sich in ihr jauchzendes Glücksgefühl eine seltsame Beklommenheit, der Gedanke, daß es besser gewesen, wenn er nicht von Liebe zu ihr gesprochen, wenn sie Freunde und gute Kameraden geblieben wären, wie all die langen Wochen hindurch bis zu der entscheidenden Stunde. Gewiß, er war ein Unikum, dieser originelle, anziehende, hochbegabte Mann, und es konnte keinen Wunder nehmen, daß auch sie dem Zauber seines Wesens erlegen, aber gerade diese seine Eigenschaften hatten ihn für die Fesseln der Ehe nicht geschaffen und er mußte sich, wenn er es ehrlich mit sich meinte, eingestehen, daß er niemals heiraten durfte. Wie sich aber das tapfere Mädchenherz in der langen, schlaflosen Nacht das so deutlich zum Bewußtsein brachte, da beschloß es auch, ohne zu zaudern, daß es der vorhängnisvollen Erklärung des Fürsten keine Folge geben dürfe, und daß es nie dazu kommen dürfe, sein Wort, sein Leben zu engagieren. Zum ersten Male wurden sie ihr an dem eigenen wunden Herzen klar, jene nie ganz verstandenen Worte:

„Er fühlt im höchsten Himmelsflug
Der irdischen Atmosphäre Zug,
Fühlt, daß das höchste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält."

Der Sturm, der auch diese ganze Nacht hindurch sein tolles Wesen getrieben hatte, legte sich endlich gegen Morgen, und dann erst schlossen sich die überwachten Augen Maries zu einem kurzen, traumlosen Schlaf.

Wie sie am folgenden Morgen ihr métier de marchande de participes erfüllte, sie war es außer stande zu sagen, aber der Stundenzeiger rückte unerbittlich vorwärts und mit ihm der Augenblick, wo sie bei Tisch dem Fürsten zur Seite saß.

„Wie bleich mein darling aussieht," war sein erstes halblautes Wort, das er in deutscher Sprache ihr zuraunte. „Sie haben gewiß ebensowenig Ruhe gefunden in dieser Nacht als ich, aber Sie hatten wenigstens ein reines Gewissen, während ich mir den schweren Vorwurf machte, bei Tisch in der Gegenwart von lauter fremden, gleichgültigen Menschen von meinem tiefsten Empfinden gesprochen zu haben. Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich mir des freundschaftlichen Vertrauens, dessen Sie mich gewürdigt, in dem Sie mich so oft in das Heiligtum Ihres Zimmers zugelassen hatten, unwürdig vorgekommen wäre, wenn ich Ihnen dort in der Einsamkeit auch nur die Andeutung eines Liebeswortes gemacht hätte. Darf ich darum nicht auf einige Nachsicht von Ihnen rechnen?"

Wie feinfühlig, wie achtungsvoll, wie edel das Gebaren des Fürsten ihr in diesem Augenblick erschien, wie beschämt sie sich fühlte, daß ihr diese Deutung nicht sofort gekommen war. Als er jedoch gleich darauf fragte, ob sie es ihm denn gestatte, um drei Uhr zu ihr zu kommen, da hatte sie nur ein leises „Ja" zur Antwort. Früher als Freund und guter Kamerad war er immer einfach zu ihr gekommen, jetzt, als erklärter Liebhaber, bedurfte es ihrer besonderen Erlaubnis.

Als nun gar der wohlbekannte, elastische Schritt im Korridor ertönte, als seine Hand Einlaß heischend an ihre Thür klopfte, da nahm ihr Herzschlag ein noch nie empfundenes Tempo an, und als die hohe Gestalt zu ihr eintrat, vermochte sie zuerst kein Wort über die trockenen Lippen zu bringen.

Der Fürst sah sehr blaß, sehr erregt aus, und Marie, die in den Lehnstuhl am Fenster mehr gesunken war, als sie sich gesetzt hatte, machte eine Handbewegung, die ihn aufforderte, auf dem Stuhl ihr gegenüber Platz zu nehmen. Sie war denn auch die erste, welche das minutenlange Schweigen brach.

„Zunächst, mein Fürst," begann sie mit leiser, aber allmählich erstarkender Stimme, „muß ich bekennen, daß mir Ihr Geständnis ganz überraschend kam und mich darum so fassungslos gemacht hatte. Ehrlich will ich Ihnen aber auch gestehen, daß Sie mir mit den verhängnisvollen Worten die Binde von den Augen gerissen und mich einzusehen gezwungen haben, daß auch bei mir hinter der vielgerühmten Freundschaft sich heimlich die Liebe versteckt und ihre tiefen Wurzeln geschlagen hatte."

Er stieß einen Jubelruf aus und beugte sich über ihre rechte Hand, die er mit heißen Küssen bedeckte. Marie jedoch entzog ihm dieselbe und fuhr mit einem schmerzlichen Lächeln fort:

„Nein, Fürst, Sie dürfen mich nicht schwach machen, wo soll ich sonst den grausamen Mut hernehmen für das, was ich Ihnen noch weiter zu sagen habe?"

„Sie brauchen ja aber nichts weiter hinzuzufügen," unterbrach sie Lichtenstein eifrig, „wenn es kein Traum ist, wenn Sie mir wirklich und wahrhaftig gut sind, dann ist ja alles in Ordnung, und es giebt zwei Glückliche mehr in der Welt."

Sie schüttelte traurig das Haupt. „So glatt geht es denn doch nicht, mein lieber Fürst, denn neben einem enthusiastischen Herzen, das Ihnen so willenlos zugeflogen, verfüge ich auch über einen kalten, klaren, vernünftigen Kopf, welcher die ganze lange Nacht das Wort geführt und dem Herzen starke Opposition gemacht hat. Dieser Kopf behauptete, daß

es ein Unrecht von mir sei, Ihrer Werbung Gehör zu geben, daß ich es nicht dazu kommen lassen dürfe, Ihr Wort, Ihr Leben zu engagieren, daß ich zu genau die Verhältnisse kenne, die unabänderlichen, die unerbittlichen, welche Ihnen gleich einem fremden Stoff anhaften, aber auf Ihre Entscheidungen von unberechenbarem Einfluß sind und sein müssen. Nicht auszudenken ist aber für mich der Gedanke, dereinst für Ihr Leben ein Hindernis, eine Last, eine Bürde zu werden. Darum, mein lieber Fürst, lassen Sie uns beide tapfer sein, unser Herz in beide Hände nehmen und mich für das Gefühl, das Sie mir ausgesprochen haben und das mich reich und glücklich macht, innig danken. Im übrigen jedoch darf dasselbe nur unausgesprochen in uns leben. Lassen Sie das Geständnis, daß auch ich Sie liebe, um mit Storms Worten zu sprechen, ‚die letzte Blumenspende sein, auf ein geliebtes Grab gelegt‘."

„Das kann, das darf ich nicht zugeben, my darling,“ rief Lichtenstein erregt auffahrend. „Ich weiß recht wohl und habe es mir in der letzten schlaflosen Nacht tausendmal wiederholt, daß ich eines Wesens wie Sie gar nicht wert bin, daß Ihre Gegenliebe erst verdient werden muß durch ein gänzliches Aufgeben meines alten Menschen. In Ihre lieben süßen Hände lege ich fortan mein Leben, Sie sollen bestimmen, ob ich meine Stellung in der russischen Armee aufgeben und zu meinen Eltern nach Deutschland zurückkehren soll, alles, alles wird nach Ihrem Ermessen geschehen, nur meinen Lebensnerv dürfen Sie nicht durchschneiden, mir nicht die Hoffnung nehmen, daß ich mit Ihnen eng verbunden durch dieses Dasein wandern darf. Und dieses grausame Mädchen ist imstande, angesichts dieser meiner Empfindungen von sich selbst als einer Last, einer Bürde zu sprechen."

Während er sprach, war die zuerst leidenschaftliche Stimme des Mannes immer leiser und leiser geworden, zuletzt erstarb sie in einem Flüstern und sein stolzes Haupt tief herabbeugend, drückte er seine heißen Augen auf Maries kühle Hand, die in ihrem Schoße lag.

Sie strich ihm sanft mit der andern über das tiefschwarze kurzgeschorene Haar.

„Wenn mir nur mein guter Geist nicht immerfort ins Ohr raunte, daß eine baldige und vollständige Trennung für Sie, mein teurer Fürst, das beste und richtigste wäre," erwiderte sie sanft. „Sie sind ein so rückhaltslos ehrlicher Mensch, und in der Zeit unserer guten Kameradschaft haben Sie mir so viel von Ihrer Familie, Ihren pekuniären Schwierigkeiten, Ihren verschiedenen Passionen der Vergangenheit erzählt, mich mit einem Wort so gründlich au fait über sich selbst gesetzt, daß ich, als ich noch ruhig und vernünftig dachte, immer zu dem Resultat kam, ein Mann Ihrer Art sei nimmermehr für die Fesseln der Ehe geschaffen. O, mein lieber, lieber Freund, machen Sie es doch dem armen Wurm, das in der Fremde so ganz allein und verlassen ist, nicht so schwer, das zu erstreiten, gegen Sie zu erstreiten, von dem es so genau fühlt, daß es das einzig Rechte ist."

Der Fürst richtete sich plötzlich zu voller Höhe empor und heftete seine dunklen, leidenschaftlichen Augen mit zwingender Gewalt auf das Mädchen.

„Sie haben recht," sagte er, „wenn Sie von dem Fürsten Lichtenstein sprechen, der eines Abends neben Ihnen in die Loge des Theaters trat. Sie, mit Ihrem divinatorischen Instinkt, hatten sofort erkannt, daß es ein unsteter, unbefriedigter, von den Menschen vielfach enttäuschter Mann war, dem die Verhältnisse und die Gegenstände seines Enthusiasmus nie Wort gehalten hatten. Als ein solcher trat er auch vor Sie und erfuhr die ihm gebührende Behandlung, wurde ignoriert, zuweilen auch ein wenig verspottet, er, der bei den Frauen bis dahin stets die erste Rolle gespielt hatte. Ich kann es nicht leugnen, daß mich das reizte und ich mit Wonne die Gelegenheit ergriff, als mich die Generalin Petroff bat, mich zu Ihnen zu setzen und Ihnen auf englisch ein wenig auf den Zahn zu fühlen."

„Also war meine Vermutung doch richtig," schaltete Marie lächelnd ein.

Ohne die Unterbrechung weiter zu beachten, fuhr Lichtenstein eifrig fort:

„Von dem Augenblick aber war mein Schicksal entschieden, denn ich hatte zum ersten Male in einer Frau die Zwillingsschwester der eigenen Seele gefunden, hatte zum ersten Male erkannt, was wahrhaft lieben heißt. Ja, ich weiß es, mein guter Engel, daß ich Ihrer längst nicht wert bin, daß ich es nicht verdiene, wenn sich Ihr goldenes Herz mir zuneigt, aber weiß Gott, ich will das königliche Geschenk verdienen, will mich Ihrer wert machen. Sie sollen jetzt nur befehlen, fordern, mir sagen, was ich thun und was ich lassen soll. Wünschen Sie, daß ich hier meine Zelte sofort abbreche und zu meinen Eltern nach Deutschland reise, um mir zu unserer Verlobung ihre Einwilligung und ihren Segen zu holen, oder finden Sie es gescheiter, wenn ich mich zuerst an die russische Kaiserin wende, die mir verwandt ist und über den entfernten Vetter stets ein gütiges, nachsichtiges Urteil hatte, so oft er auch durch seine tollen Streiche ihre Geduld auf die Probe stellte? Oh darling, darling, schweigen Sie doch nicht so hartnäckig, sehen Sie denn nicht, daß Sie mich damit martern, daß ich vor Angst und Ungeduld beinahe vergehe?"

„Ja, bester Fürst," fragte Marie ganz verwundert, „was soll denn aber die russische Kaiserin bei Ihren Angelegenheiten und der rein persönlichen Affaire thun?"

„Meine Schulden soll sie bezahlen," rief Lichtenstein heftig, „wie sie es oft genug für Verwandte, die es noch weniger als ich verdienten, gethan hat. Sie wird es aber um so lieber thun, wenn sie hört, welch ein Engel sich des armen Sünders angenommen und seine Lebensführung zu überwachen entschlossen hat!"

Marie schüttelte leise, aber entschieden den Kopf. „Nein, Fürst, so war es nicht gemeint. Wenn Sie durchaus das zu thun entschlossen sind, was ich Ihrerseits immer noch für einen Fehler und einen Leichtsinn ansehe, dann müssen Sie sich zunächst nach

Deutschland zu Ihren Eltern begeben, ihnen offen alles mitteilen und sich dann ihrer Entscheidung unterwerfen, ob dieselben die bürgerliche, mittellose Gouvernante als Schwiegertochter annehmen wollen."

Mit einem Jubelschrei sprang er empor und stürmte in dem kleinen Zimmer auf und nieder.

„Dem Himmel sei Dank, endlich haben Sie gesprochen und nun halte ich Sie beim Wort. Wie Sie gesagt, so soll es geschehen, aber nicht gleich. Ich reise von hier direkt zu meinen Eltern, aber nicht, bevor der Frühling über die Kubansteppe seinen fürstlichen Mantel gebreitet hat. Als Sie hier ankamen, war es Herbst, da können Sie ja von dem Wunder, das sich nächstens vollziehen wird, gar keine Ahnung haben, ich aber will doch Zeuge Ihres Entzückens, Ihrer Überraschung sein. Und dann — Lenz und Liebe gehören zusammen," fügte er mit leiser, einschmeichelnder Stimme hinzu, indem er wieder seinen alten Sitz ihr gegenüber einnahm und ihre kleinen Hände mit seinen Küssen überströmte.

„Nun wollen wir aber auch sofort Petroffs Mitteilung von unserer Verlobung machen," begann er selig lächelnd.

Das junge Mädchen aber rief ganz erregt und sehr lebhaft: „Nein, das kann, das darf nicht sein, das hieße aller Augen auf uns lenken, alle Zungen in Bewegung setzen, und das ertrüge ich einfach nicht."

„Aber warum nicht, meine Teuerste? Alle Brautpaare teilen sich in dieses unser Schicksal, und warum sollten wir allein dasselbe nicht auf uns nehmen?"

„Weil es bei uns ein ganz exceptioneller Fall ist, mit dem sich so leicht kein anderer vergleichen kann. Denken Sie an die Kluft zwischen Ihrer und meiner gesellschaftlichen Stellung, und wenn ich auch zugebe, daß sie durch die Güte von Petroffs, Ihre persönliche Huldigung, mein Fürst, vielleicht auch ein wenig durch meine Art zu sein, momentan überbrückt ist, so möchte ich durch eine öffentliche Verlobung nicht das Urteil, vielleicht auch die Empörung der Menschen herausfordern, welche bis jetzt alle so gut zu mir waren. Darum kein Wort von Verlobung, bevor Ihre Eltern ihre Zustimmung gegeben und mich willkommen geheißen haben."

„Es geschehe nach Ihrem Willen, meine Teuerste, obwohl es mir sehr schwer wird, meinen Jubel so lange vor den andern zu verbergen und immer so förmlich vor den Menschen mit Ihnen zu verkehren."

Die beiden hatten bei all diesen Erörterungen Welt und Menschen, Zeit und Stunde um sich vergessen, so daß sie die Abenddämmerung bei ihrer Unterredung überraschte. Albertoff, welcher an das Zimmer von Fräulein Wendt klopfte, unterbrach durch sein Erscheinen das Gespräch und rief sie rauh in die Wirklichkeit zurück, indem er Lichtenstein meldete, daß die Generalin Petroff ihn zur Whistpartie erwarte. Bei den ersten Worten hatte sich Marie sofort erhoben, suchte jedoch den Blick Albertoffs zu vermeiden, der verwundert von dem einen zu der andern sah und sich über den Grund der tiefen Erregung, in der sie sich beide befanden, schier verwunderte. Der Fürst jedoch, anstatt sich ebenfalls zu erheben und dem Ruf der Generalin sofort zu folgen, sagte nur kaltblütig:

„Sagen Sie nur Madame Petroff, lieber Baron, daß ich Ihnen auf dem Fuße folgen werde und mich auf die Partie herzlich freue."

Kaum hatte sich jedoch die Thür hinter Albertoff geschlossen, als der Fürst in tiefster Bewegung sich dem Mädchen näherte, dasselbe in seine Arme zog und es *seine*, *seine* Marie nannte.

Sie widersetzte sich ihm nicht, aber sie duldete mehr seine Liebkosungen als daß sie dieselben erwiderte, und als er sie endlich frei ließ, sagte sie, die braunen Augen mit einer rührenden Bitte zu ihm aufschlagend:

„Nicht wahr, Fürst, Sie werden nie vergessen, daß ich eine Waise bin, die von ihrem natürlichen Beschützer, ihrem Bruder Ernst, durch Hunderte von Meilen getrennt ist, daß ich mit dem Bekenntnis meiner Liebe mich wehrlos Ihrem Schutz und Ihrer Fürsorge übergebe?"

„Und Sie sollen in dieser Hinsicht nie über mich zu klagen haben," versicherte er feierlich, indem er ein Knie vor ihr beugte. „Ich werde Sie zu schützen wissen gegen Freund und Feind, in erster Linie vor mir selbst, das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre. Nun aber zur Generalin und ihrem geisttötenden Kartenspiel," fügte er aufspringend hinzu, „wahrhaftig, ich bin heute gerade in der rechten Laune."

Die Thür war hinter Lichtenstein ins Schloß gefallen und Marie stand noch immer regungslos am Fenster und starrte auf die grünlichen Wogen des Kuban, welche die zusammengeschmolzenen Eisblöcke siegreich weiterschoben.

Dort wie hier waltete das Gesetz des Frühlings, dort wie hier war der Bann gebrochen und das Menschenherz widersetzte sich ebensowenig dem Allbesieger als die Geister der Tiefe, welche lebenheischend an die Oberfläche gedrungen waren und nun wieder ihr geheimnisvolles Lied sangen, zu dem Marie so lange und vergeblich die Worte gesucht hatte. Heute war es anders, heute weckte das stürmische Frühlingslied der Wogen des Kuban einen Widerhall in dem Herzen des Mädchens, und der Ton, von dem sie meinte, daß sie ihn noch nie vernommen und von dem sie doch so lange, lange erwartungsvoll geträumt, nun hatte er ihr Ohr mit den verhängnisvollen Worten: „weil ich Sie so unendlich liebe!" getroffen und ihr Herz randvoll mit Seligkeit erfüllt.

Marie hatte vergessen, daß sie die Unterredung in dem Gedanken angenommen hatte, den Fürsten von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung zu überzeugen, hatte vergessen, daß sie ihm nachgegeben, ohne das felsenfeste Vertrauen seiner Persönlichkeit zu fühlen — war sie darum wohl zu tadeln? — —

Die Sonnenstrahlen spielten über den Fluß zu ihren Füßen, die Weiden, welche sich tief zu ihm herabbeugten, flimmerten in dieser Beleuchtung in jenem goldgrünlichen Ton, der kommendes Leben verheißt, eine verfrühte Lerche ließ hoch in den Lüften ihr Tirili, Tirili ertönen, lau war die Luft,

welche durch das geöffnete Fenster strömte, und sorglos und heiter das junge Menschenherz, welches so gläubig der neuen Offenbarung gelauscht hatte! —

Achtes Kapitel.

„Er fühlt im höchsten Himmelsflug
Der irdischen Atmosphäre Zug,
Fühlt, daß das höchste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Goethe.

Die Tage und Wochen, die nun folgten, waren so voll intensiven, süßen, berauschenden Lebenszaubers, wie sie die sparsame Natur nur ihren ausgesprochenen Lieblingen zu teil werden läßt. Die beiden Glücklichen pflückten jeden dieser Tage wie man Rosen pflückt, an denen man sich um so mehr erfreut, je vergänglicher und flüchtiger sie sind. Die gute Kameradschaft der beiden, welche sie schon so lange vor den Augen aller verbunden hatte, dauerte fort, aber der Zauber gegenseitiger gestandener heimlicher Liebe lag über ihr und verklärte jeden Blick und jedes Wort. Sie redeten miteinander tolles und doch zugleich tiefsinniges Zeug in jenem nur Liebenden verständlichen Jargon. Der Fürst überraschte das Mädchen immer aufs neue durch seine eigenartigen Gedanken, denen sie noch nie bei einem Menschen begegnet war, divinatorisch erriet er auch die flüchtigste Regung, die ihr durch Hirn und Herz zuckte — kurz, in beiden wallte täglich von neuem das mächtige Gefühl auf: „Eine solche Sympathie ist noch niemals in der Welt dagewesen!" —

Inzwischen hatte auch der Frühling weiter und weiter sein Regiment über die endlose Steppe ausgebreitet, welche hinter der Stadt Jekaterinodar beginnt. Marie rieb sich verwundert die Augen, als sie wie durch einen Zauber die weite Grasfläche mit roten und blauen Anemonen und gelbem Krokus besäet sah, die nur zu bald von Veilchen und weißen, gelbgesternten Narzissen abgelöst wurden. Ja, sie gab um diese Jahreszeit den schönsten Naturteppich der Welt ab, die öde, im September so eintönige, halb verwelkte Grasfläche, durch welche Marie im Herbste hindurchgefahren war, und der wasserreiche Strom rauschte dazu seine süßen, heimlichen Melodien.

Der Fürst, welcher für Marie ein schönes, frommes Damenpferd aus dem reichen Marstall des Generals ausgewählt, ihr selbst dann mit rührender Geduld in einer Anzahl von Reitstunden, welche er auf dem großen Hofe erteilte, die ersten Regeln und Gesetze in dieser Zeit beigebracht hatte, sah an einem wonnevollen Frühlingstage dem großen Augenblick eines ersten Rittes ins Freie entgegen. Marie hatte bei diesem Lehrmeister schnell und leicht begriffen, denn erstens wußte sie sich in allen kritischen Situationen zu beherrschen und zweitens war sie in der Nähe des ritterlichen Geliebten voll und ganz von dem Gefühl durchdrungen, daß sie sich in seiner Gegenwart niemals zu fürchten brauche. Die Generalin, der die Sache Spaß machte, hatte die Anfertigung des dunkelblauen Tuchkleides selbst überwacht und höchsteigenhändig um den niedrigen Herrenhut einen blauen Schleier geknüpft. Sie war es auch, welche Marie einen Damensattel, den sie nicht mehr gebrauchte, überlassen hatte und jetzt von dem einstigen Wintergarten, dessen Fenster ausgehoben waren und die Fülle der Azalien und Kamelien kaum fassen konnten, neugierig in den Hof schaute, auf dem sich das junge Mädchen furchtlos in den Sattel schwang. Lichtenstein, in dessen Hand sie ihren kleinen Fuß gesetzt hatte, bestieg dann seinen feurigen Berberhengst und senkte, am Fenster der Hausfrau vorbeireitend, seinen Degen vor derselben. Auch Marie grüßte hinauf und dann griffen die Pferde aus, erst auf dem Reitwege, welcher neben der Promenade am Fluß entlang lief, dann hörte man das Klappern ihrer Hufe auf dem Straßenpflaster der Stadt, und dann verstummte auch dies Geräusch, als sie den weichen Boden der endlosen Steppe berührten.

Tausende von Blumen hatten über Nacht ihre buntfarbigen Kelche aufgethan, würzige Kräuter wie Thymian, Pfeffermünz, Salbei entsandten wahre Duftwolken, und ein Heer von Insekten, teils naschend, teils Honig sammelnd, schwebte gleich dem sichtbaren Frühlingsatem über dem gloriosen Bilde, das wie immer durch einzelne Trupps von Kosaken oder Tscherkessen in ihren malerischen Uniformen reizvoll belebt wurde.

Beide Reiter beobachteten ein tiefes Schweigen, es war ihnen, als ob das erste laut gesprochene Wort den Zauber, der sie umwob, zerstören müßte. Marie war es, welche die erste Bemerkung machte.

„So ungefähr," sagte sie, „habe ich mir die Campagna Roms im Frühling vorgestellt."

„Ich glaube, Sie haben recht, unsere Steppe im Frühling mit derselben zu vergleichen, denn auch hier herrscht dieser Übermut des Blühens, dieses endlose Werden, Gipfeln, nur daß das Welken und Sterben durch einen neuen Blütenflor erstickt und verdeckt wird," erwiderte Lichtenstein, indem er sein Pferd langsamer gehen ließ. „Das beste aber ist doch, daß unsere Liebe in diesen Frühling fällt," fuhr er leise fort, während die Köpfe der Pferde sich beinahe berührten, „und daß wir *diesen* Frühling mit seinen Blüten, Schatten, Lichtern, mit seinem Reichtum und seinem Meer von Duft *miteinander* verleben können. O, Du mein süßes Lieb mit Deinem starken Herzschlag, Deiner Fähigkeit feinen Empfindens, Du weißt es ja am besten, wie mir zu Mute ist! Ach, und daß wir nun den ganzen langen, ausgedehnten Sommer vor uns haben, den Sommer, den ich noch beinahe mehr als den Frühling liebe, den Sommer mit seinen wogenden Ährenfeldern, seinen weitschattenden Bäumen, seinen endlosen sonnigen Tagen und seinen geheimnisvollen stillen, sternenhellen Nächten."

„Ganz gut, lieber Fürst," unterbrach Marie seine dithyrambische Begeisterung etwas trocken, „aber Sie vergessen dabei nur den Umstand, daß Sie im Sommer schon längst fern von hier und mir in Deutschland sein werden!"

„O," rief der Fürst heftig, „muß das wirklich sein, soll schon so bald dieser süßeste Traum, den ich

je im Leben geträumt, zu Ende gehen? Wer aber garantiert mir, daß wir da wieder anknüpfen, wo wir jäh abbrachen, und daß sich inzwischen die Bretter der Bühne nicht verschoben haben? Denn die Verhältnisse stehen nicht still, sondern schreiten rastlos vorwärts und unsere Entwickelung ist unser Schicksal! O, Marie," rief er plötzlich mit einem schmerzlichen Aufschrei aus, „wenn ich je etwas Besonderes, Ungewöhnliches, Dir nicht Verständliches thue, glaube niemals mit der Menge, daß ich mich verändert habe. Was ich auch thue, mag es Dir noch so alltäglich oder so ungeheuerlich erscheinen, sage Dir immer, er war lange dazu fähig, es ruhte schon lange in ihm, nur daß der springende Punkt, das Motiv fehlte, an dem sich die That entwickelte."

Das junge Mädchen hatte still und gesenkten Hauptes ihm zugehört, und mitten in ihrer Glückseligkeit hinein durchschauerte es sie wie eine bange Ahnung. In diesem Augenblick verbarg sich auch die Sonne hinter eine dunkle Wolkenwand, und ein kalter Wind flog über die Heide, unter dem die Kinder des Frühlings erbebten und die Gräser erzitterten.

„Mein Lieb," sagte der Fürst nach einem tiefen Atemzuge, „mein guter Engel, reichen Sie mir Ihre weiche, beschwichtigende Diakonissenhand, unter der alles heilt. Nein, Sie müssen erst den Reithandschuh abstreifen, so, ich danke Ihnen." Damit ergriff er die Hand, die sie ihm reichte, und schob sie unter seine Uniform gerade auf die Stelle, wo sein Herz stürmisch klopfte, und obwohl sie den Versuch machte, die Hand wieder fortzuziehen, hielt er den Flüchtling fest ans Herz gepreßt und setzte so den Ritt fort.

Die Nachmittagssonne warf schon ihre schrägen Strahlen über das niedrige Buschwerk, aus dem zuweilen eine junge Wachtel piepsend aufflog, oder eine Lerche gleich einer „Singrakete" in die klare Luft aufstieg und in beträchtlicher Höhe ihr schmetterndes Lied anstimmte.

„Denken Sie auch an den Rückweg, Fürst?" fragte Marie, indem sie auf einige graugetönte Wolken am Himmel blickte, welche ihre weichen Schatten über die blühende Heide senkten. „Für Zeit und Stunde fehlt mir heute jegliches Zeitmaß und darum möchte ich Sie doch bitten, einmal nach Ihrer Uhr zu sehen."

Er ließ sofort ihre Hand, die noch immer an seinem Herzen ruhte, frei und zog seine Uhr hervor.

„Bei Gott, Sie haben recht," sagte er, „es ist halb sieben und unser Weg zurück nach Jekaterinodar noch ein weiter. Doch was ist das?" fügte er, sich im Sattel aufrichtend und gerade und durchdringend vor sich herschauend, hinzu, „es kommen ja zwei Reiter in schnurgerader Richtung auf uns zu."

Das junge Mädchen folgte seiner vorwärts deutenden Hand, konnte jedoch bei ihrer Kurzsichtigkeit nichts entdecken. Lichtensteins Falkenaugen hatten sich inzwischen vollständig orientiert.

„Es ist die Generalin Petroff," sagte er, „und ihr Begleiter le cher baron Albertoff."

„Was wollen sie nur? Ob sie befürchten, daß ich bei meinem ersten Ausritt mit Ihnen, Fürst, Unglück gehabt habe?" bemerkte Marie.

Er stieß ein kurzes, spöttisches Lachen aus.

„Ach nein, das ist's nicht! Jedoch die Georgierin ahnt einiges, was sie mit ihrer leidenschaftlichen Neugierde nur gar zu gern ergründen möchte, und der stets bereite und im Dienst seiner Dame unermüdliche Kavalier Albertoff hilft ihr dabei! — Nun aber avanti, mein Fräulein, Ihr lammfrommes Tier beginnt beinahe einzuschlafen."

Bei diesen Worten zog der Fürst Maries Pferd einen leichten Hieb mit der Reitgerte über, eine Ermunterung, die seinen feurigen Berberhengst zu einem heftigen Sprunge anfeuerte, daß er über einen Busch kühn hinfortsetzte und nur von einem so glänzenden Reiter wie Lichtenstein wieder sogleich gezügelt werden konnte.

„Sie haben eine vortreffliche Schülerin an Fräulein Marie," bemerkte die Generalin, als sie heransprengend gleichzeitig ihre Pferde anhielten und sich grüßend verneigten. „Sie sitzt so unerschrocken und anmutig im Sattel, als sei der Rücken eines Pferdes ihr von Kindesbeinen an ein gewohnter Sitz."

„O, gnädigste Frau, Sie spotten meiner," stammelte errötend und verwirrt Marie, der Lichtenstein die russische Anrede übersetzt hatte.

Albertoff jedoch sagte lebhaft zum Fürsten: „Reiten Sie auch nach dem Zigeunerlager, Lichtenstein, von dem wir soeben herkommen? Wenn Sie einen vollen Eindruck haben wollen, dann müssen Sie sich eilen, denn man ist soeben im Begriff, das Lager abzubrechen und der eine Teil der Bande ist schon abgezogen."

„Ach, man kennt ja das Gelichter," bemerkte der Angeredete nachlässig, — „im Grunde ist dieses fahrende Volk doch gar zu schmutzig, diebisch und unzuverlässig."

„Aber es stammt aus Indien, aus dem Lande der reinsten Lehre; auch sollen die Frauen oft von ausgesuchter, seltener Schönheit sein," warf Marie dazwischen.

„Ich dachte wohl, daß Sie diese Specialität, wie alles Neue, interessieren würde, mein Fräulein," bemerkte Albertoff. „Darum müssen Sie die Zigeuner, unter denen in der That einige sehr schöne weibliche Exemplare sich befinden, auch entschieden aufsuchen. Wenn Sie den Weg in gerader Richtung verfolgen," fuhr er, sich an Lichtenstein wendend, eifrig fort, „dann gelangen Sie nach einem Viertelstündchen an das Lager, dessen Spuren schon an dem zertrampelten Grase sichtbar sind. Wenn Sie sich alsdann ein wenig nach rechts wenden, so erblicken Sie eine Schlucht, in der noch einige nicht abgebrochene Zelte sichtbar sind, und wo die gestohlenen Ziegen und Gänse ihr Geschnatter und Blöken vernehmlich erschallen lassen."

Auch die Generalin empfahl eifrig, die interessante Tour zu unternehmen, und da Marie noch einmal ein bewegliches „bitte, bitte" murmelte, sagte Lichtenstein: „Gut, dann lassen Sie uns aber eilen, denn die Sonne steht schon tief und in der Dämmerung möchte ich nicht mit einer Dame bei dem Gesindel eintreffen."

Damit verabschiedeten sich die beiden von der Generalin und Albertoff und trieben ihre Pferde zu schneller Gangart an. Der Rassehengst wollte jedoch diesmal das Schnalzen von seines Herrn Zunge nicht beachten und derselbe war genötigt, ihm die Sporen zu geben, während Maries Pferd mühelos gehorchte, und den feurigen Genossen beschämte. Einige Minuten vergingen so im tiefen Schweigen, dann aber hielt Marie ihr Pferd plötzlich an und sagte:

„Ich weiß, Sie thun es nicht gern, Fürst, und ich hätte beinahe Lust, umzukehren."

„Nein, ich thue es nicht gern, aber jetzt umkehren hieße sich lächerlich machen, und zubem war es Ihr Wunsch. Damit also basta und vogue la galère."

Bei diesen Worten gab er Maries Pferd einen leisen Peitschenschlag, so daß es plötzlich vorwärts stürmte und erst von ihm wieder eingeholt werden mußte.

„Darf man vielleicht nach dem Grund Ihrer Abneigung forschen, Fürst?"

„Gewiß, und ich werde Ihnen rückhaltlos die Wahrheit sagen, obleich dieselbe in Ihren Augen vielleicht eine beschämende für mich ist. Zunächst aber eine Frage. Glauben Sie an Ahnungen, Fräulein Marie?"

Er hatte sich zur Seite gewendet und schaute ihr forschend in die Augen.

„Ich habe mich mit dieser Frage nie beschäftigt und kann nur versichern, daß ich nie im Leben weder eine gute noch eine schlimme Ahnung gehabt habe," lautete die ruhige Antwort.

„Nun, häufig ist es mir auch nicht begegnet, aber doch zuweilen und stets hinterließ es mir einen tiefen Eindruck. So entsinne ich mich, daß ich vor einigen Jahren mit einem Dampfer von Kostantinopel nach Triest fahren wollte. Es war ein ganz neues, prächtiges Schiff, das sich die ‚Adria' nannte, auch hatte ich mein Billet schon gelöst, mein Gepäck an Bord geschafft und war im Begriff, mich selbst dorthin zu begeben. Ein Freund, mit dem ich zusammen diniert, begleitete mich, wir plauderten in angenehmster Stimmung und rauchten unsere Cigaretten. Da — wir waren schon am Hafen, die Adria sendete ihre Dampfwolken in die Luft, das erste Glockenzeichen war schon gegeben — da war es mir plötzlich, als hinge sich mir eine schwere Last an Arm und Fuß und hindere mich am Vorwärtsgehen. Gleichzeitig war es mir, als flüstere eine Stimme gebieterisch und zugleich beschwörend in mein Ohr: ‚Bleib, bleib, wenn Dir Dein Leben lieb ist.' Ich sah meinen Freund an, weil ich glaubte, er habe sich einen schlechten Spaß gemacht, aber der war ganz Bewunderung für die Adria und rauchte in Seelenruhe seine Cigarette. So suchte ich des rätselhaften Unbehagens, das mich ergriffen hatte, Herr zu werden und beschleunigte meine Schritte, obwohl es dazu einer gewaltigen Anstrengung bedurfte, denn meine Füße waren plötzlich wie mit Blei ausgegossen. Schon war vom Schiffe aus das dritte und letzte Zeichen gegeben, ich drückte meinem Freunde die Hand, stürzte auf den Steg zu und wurde in demselben Augenblick höchst unsanft durch einen Matrosen, der ein Fäßchen zwischen meine Beine rollte, zu Fall gebracht. Mein Freund, der hinzusprang und mir beim Aufstehen behilflich war, rannte nach meiner Bärenmütze, die in weitem Bogen rückwärts geflogen war, aber als er mit derselben wieder erschien, und ich mich erhob, hatte die Adria ihre Anker gelichtet und zog stolz und majestätisch über das Schwarze Meer ohne mich davon."

„Nun," fragte Marie, als der Fürst plötzlich schwieg, „und die Moral dieser rätselhaften Ahnung und Verhinderung Ihres Vorhabens? Denn ich denke doch, daß Ihre Geschichte eine Moral hat," fügte sie scherzend hinzu.

„Die war recht einfach," lautete die Erwiderung, „denn in vier Tagen lief die Nachricht ein, daß das Schiff, mit dem zu fahren ich so eigentümlich verhindert wurde, mit einem andern Dampfer bei starkem Nebel einen Zusammenstoß gehabt hatte und von ihm in den Grund gebohrt worden war. Alles Lebende von der stolzen Adria war mit ihr zu Grunde gegangen."

„Fürst!" rief Marie schaudernd, während sie ihr Pferd parierte und ihm angstvoll in die feurigen Augen blickte.

„Bitte, vorwärts, Fräulein, denn wir dürfen keine Rast mehr machen, da die stark im Abnehmen begriffene Mondsichel uns nur dürftiges Licht für unsern Heimweg spenden wird. Auch sind wir, wenn mich nicht alles trügt, dem Zigeunerlager ganz nahe."

„Und heute," stammelte das junge Mädchen, „was hatten Sie heute für eine schauerliche Ahnung?"

„Als die Generalin uns den Vorschlag machte, dem fahrenden Volke eine Visite abzustatten, Sie den Wunsch aussprachen, hinzureiten und Albertoff aus kulturhistorischem Interesse Sie darin bestärkte, da war es mir wieder, als hänge sich ein schweres Gewicht an meine Glieder und als flüstere eine gebieterische und zugleich beschwörende Stimme in mein Ohr: ‚Bleib, bleib, wenn Dir Deine Liebe lieb ist.' Und haben Sie denn nicht bemerkt, Marie," fuhr Lichtenstein eifrig fort, „daß mein treuer Soliman durchaus nicht vorwärts wollte, und daß ich genötigt war, dem edlen Tier die Sporen zu geben, bevor es sich entschloß, mich zu der unheilvollen Stätte zu tragen?"

„Um Gott, Fürst, ich flehe Sie noch einmal an, lassen Sie uns umkehren, noch ist es Zeit."

„Nein," erwiderte er hart, beinahe heftig, „es ist schon viel zu spät und Sie müssen jetzt denken: ‚Komme was kommen mag, es ist Kismet'. Warum hat sich das Schicksal nicht wieder wie damals dazwischen geworfen, wenn dasselbe es ernstlich gut mit uns meinte, warum scheute nicht Fedelta, oder warum ging Soliman nicht in entgegengesetzter Richtung durch? — Nein, nein, was sein muß, wird geschehen," fügte er halblaut für sich selbst hinzu und sagte dann, mit der Reitpeitsche nach rechts deutend: „Übrigens sind wir am Ziel, dort ist der Rest des Lagers."

Er hatte recht. Bei dem Geräusch, das die beiden Reiter verursachten, stürzte eine ganze Schar zerlumpter kleiner Kinder auf sie zu, umringte sie,

hielt ihnen halbverwelkte Sträußchen entgegen und suchte auf jede erdenkliche Art ihre Teilnahme zu erwecken und ihre Börsen zu öffnen.

„Fort, Ihr kleinen Halunken,“ rief Lichtenstein, indem er seine Peitsche einen Halbkreis über die Kinderköpfe beschreiben ließ und auf diese Weise Raum in ihrer unmittelbarer Nähe schaffte. Als dies jedoch geschehen war, warf er eine Handvoll kleiner Silbermünzen unter die kleine Schar, worauf sich eine tolle Balgerei und ein endloses Gekreisch und Gejohle entwickelte.

„Nun wollen wir aber ganz langsam noch ein bißchen näher reiten,“ sagte er zu Marie, die aus großen, verwunderten Augen die Vorgänge verfolgte, „denn sonst zertreten wir noch eins dieser lieblichen Steppengewächse, die sich um die Hufe unserer Pferde herumkegeln. Haha,“ fuhr er fort und deutete auf eine alte Zigeunerin, welche lautlos wie aus der Erde gewachsen plötzlich neben Marie stand und ihre braune Hand auf Fedelta legte, „ha, ha, da haben wir wohl des Teufels Urgroßmutter heraufbeschworen, oder eine der drei Hexen aus Macbeth? Nun, meine gute Alte,“ fügte er auf russisch hinzu, „womit können wir dienen? Geruhten Sie vielleicht das Pferd der Dame zu behexen und wollen Sie uns gütigst die Summe nennen, welche den Bann wieder löst?“ Damit deutete er auf Fedelta, auf der noch immer die Hand der Alten ruhte und welche wie Espenlaub zitterte.

Die Zigeunerin zog ihre Hand fort und sagte mit einer gewissen Hoheit, die in einem seltsamen Widerspruch zu den ärmlichen Lumpen ihrer Kleidung stand: „Ich behexe keine Kreatur, weder Mensch noch Tier, Fürst, und ich wollte mir die junge Dame mal in der Nähe ansehen.“

„Aber Mütterchen, woher wissen Sie denn meinen Titel?“ rief der Fürst erstaunt, jedoch die Alte machte nur eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe und wandte sich, ohne Lichtenstein weiter zu beachten, nur an Marie.

„Armes Kind,“ murmelte sie in gebrochenem Deutsch, dem man die czechische Aussprache deutlich anhörte, „armes Kind, Sie werden warten und weinen, lange, lange warten und viel weinen.“

Marie sah sich nach dem Fürsten um, ob er die traurige Prophezeiung wohl vernommen habe, der jedoch war einige Schritte weiter in die Schlucht hineingeritten, wo die Nachhut der Zigeuner um ein großes Feuer lagerte und das Abendbrot abkochte.

Es waren malerische Gestalten unter den bronzefarbenen Männern mit kleingeschlitzten, listigen Augen, die an mongolische Abstammung erinnerten, während einige abseits sitzende blutjunge Mädchen mit ihren knospenhaften Formen und großen, schwermütigen Augen exotischen Blumen vom Ganges glichen. Sie trugen insgesamt grellfarbige Brusttücher, aber das Haar einer jeden war sorgfältig geordnet, bei einigen auch mit Korallennadeln aufgesteckt, und die Lieder, welche sie im Chor in einer unverständlichen Mundart sangen, hatten einen tief melancholischen Charakter.

„Welch ein hübsches Bild diese Mädchen, vom Feuer bestrahlt, abgeben,“ dachte der Fürst, und dann richteten sich seine Augen auf den Abendhimmel, der sich in der That in das Blau der Nacht zu färben begann und an dem sich die abnehmende Mondsichel scharf wie eine ausgeschnittene Silhouette abhob.

In diesem Augenblick raschelte etwas an seiner Seite, und als er auf russisch sein lautes „Wer da?“ rief, kletterte es mit katzenartiger Geschwindigkeit an seinem Steigbügel empor und schwang sich vor ihm aufs Pferd.

„Wer bist Du?“ rief er, als seine Hand von einem dunkelroten seidenen Kopftuch gestreift wurde, „ein Wesen von Fleisch und Blut oder etwa eine Russalka?“

Da riß das Mädchen, denn es war eine der Sängerinnen, welche um das Feuer gesessen hatten, das Kopftuch ab und schaute ihn aus großen, blauschwarzen Gazellenaugen an.

„Ich wußte, daß Du noch heute, bevor die Nacht ganz hereinsank, kommen würdest,“ lautete die sanft gemurmelte Antwort, „denn seinem Schicksale entgeht kein Mensch und es war beschlossene Sache, daß Du meinen Weg kreuztest.“

„So,“ erwiderte der Fürst trocken, „dann wirst Du auch wissen, meine Schöne, daß ich Dich recht dringend ersuche, mein Pferd von seiner Doppellast zu befreien und wieder zu Deinen Gefährtinnen zurückzukehren.“

„Auch das weiß ich,“ kam es leise wie ein Hauch von den purpurroten Lippen, und die kleine braune Hand warf die nachtschwarzen Locken von der Stirn zurück, „aber ich weiß auch, daß Du, sobald die Mondscheibe am Himmel sich rundet, mir wieder begegnen und nicht so leichten Herzens wie heute von mir scheiden wirst. Der Zauber, der Dich noch heute umspinnt, ist alsdann gebrochen, und von Deinen Augen wird die Binde entfernt sein, welche Dich blind macht für die Lotosblume des Ganges.“

„Inzwischen möchte ich, meine werte Lotosblume, hiermit noch einmal und recht dringend ersuchen, mich für jetzt frei zu geben, da mich eine Dame erwartet,“ sagte gebieterisch der Fürst.

„Ich weiß, ich weiß,“ murmelte die dunkeläugige Maid, indem sie sich einen Moment fest an die Brust des Reiters schmiegte. „Das Korn muß gleich dem Meer grünlich goldene Wellen schlagen, berauschend muß der Jasmin duften, die Lilien in Knospen stehen und die heilige Familie der Rosen ihre Kelche erschlossen haben, bevor Dein jetzt so kaltes Herz dem meinen wild und sehnsüchtig entgegenschlägt. Dann aber wird Deines Mundes heißer Hauch den meinen suchen und dann werden wir miteinander durch einen schönen Sommer wandern. Bis dahin aber lebewohl.“ Das Mädchen richtete sich bei diesen Worten empor, löste die weiche Kette ihrer Arme von seinem Halse, bückte sich, als wolle sie ihm noch etwas zuflüstern, drückte jedoch statt dessen ihre kleinen spitzen Zähne in sein Ohr.

Der Fürst zuckte bei dem schmerzhaften Biß zusammen und murmelte: „Kleine Wildkatze,“ aber bevor er sich noch von seinem Erstaunen erholt hatte, war das Mädchen schon gleich einem Blütenzweig

zur Erde geschwebt und in der zunehmenden Dämmerung seinen Blicken entschwunden.

So wandte auch er sein Pferd um und kehrte zu der Stelle zurück, wo er Marie verlassen hatte. Sie erwartete ihn schon und rief bei seinem Erscheinen: „Gott sei Dank."

„Ist es Ihnen recht," sagte Lichtenstein, „dann reiten wir direkt und so schnell wie möglich heimwärts, mir kommt der Fleck, auf dem wir stehen, unheimlich vor."

„Und mir nicht minder," erwiderte Marie erschauernd, „denn die Alte hat über mich wie über eine Beklagenswerte gejammert."

Beide verfolgten den Weg, den sie am hellen Nachmittage so fröhlich und heiter zurückgelegt hatten, düster und schweigend. Es war, als ob der Biß des Zigeunermädchens, den Lichtenstein noch immer wie eine heiße Liebkosung empfand, einen Tropfen fremden Blutes in seine Adern geträufelt habe, daß er wie durch Magie ihr verführerisches Bild zu sehen gezwungen sei.

Marie jedoch rief sich die düstere Prophezeiung der Alten zurück, nach welcher in ihr junges, berauschendes Liebesglück das düstere, oft wiederholte Wort klang: „Armes Kind, Du wirst lange warten und viel weinen" und das Herz schlug bange und traurig in ihrer Brust.

„Sehen Sie, daß es doch besser gewesen wäre, wenn Sie meinem Rate folgten und das fahrende Volk mieden?" bemerkte der Fürst, indem er sich zu Marie herabbeugte und ihr forschend in die traurigen Augen sah.

„Vielleicht," erwiderte sie. „Doch Gott sei Dank, da leuchten uns schon freundliche Lichter aus dem Gouvernementsgebäude entgegen und bei ihrem hellen Schein wird auch der finstere Spuk auf der Heide versinken."

Neuntes Kapitel.

Wonnevoll.

Nachdem Wolken vor die Sonne gezogen sind und sie unsern Blicken eine Zeitlang verhüllt haben, erscheint uns dieselbe in ihrem neuen Glanze doppelt strahlend und lebenspendend. Ähnlich erging es dem jungen glücklichen Paar nach jenem Ritt in das Zigeunerlager. Immer von neuem hatten Lichtenstein und Marie die Empfindung, als ob eine solche Sympathie noch nie in der Welt dagewesen sei und so wenig sich äußerlich in ihrem Verhältnis zu einander verändert hatte, so gab sich das liebe Geheimnis, welches sie miteinander teilten, für das Mädchen in der verschiedensten und fesselndsten Art kund.

Wo sie auch zusammen waren, daheim oder bei anderen mit Petroffs befreundeten Familien, welche das junge Mädchen ebenfalls stets einluden, überall fühlte sie sich von seiner Liebe umgeben, seiner beständigen Sorge behütet. O, eine solche Liebe thut wohl, und man wird sich ihrer erst bewußt, wenn sie einem plötzlich entzogen wird, wenn der, welcher uns bis dahin vor dem Eindringen der kalten Luft schützte, sich von uns entfernt hat.

Eines Abends wünschte die Generalin Maries Begleitung ins Theater. Es traf sich für diese schlecht, da die unnatürlich warme Frühlingsluft ihr den ganzen Tag über peinigende Kopfschmerzen verursacht hatte. Dennoch erklärte sie sich bereit und die beiden Damen brachen nach dem Theater auf.

In der ersten Pause trat Fürst Lichtenstein in die Loge und setzte sich, nachdem er die Generalin begrüßt hatte, hinter Marie.

„Was haben Sie nur, Sie sehen so blaß und leidend aus, mein Lieb?" fragte er, sich ihrem kleinen Ohr zuneigend.

„O, es ist nichts als ein ganz gewöhnlicher, aber höchst peinvoller Kopfschmerz, der mich schon den ganzen Tag begleitet hat und sich jetzt zum Abend noch steigert," erwiderte sie.

„Wenn es weiter nichts ist, diesen Quälgeist mache ich mich anheischig in kurzer Zeit zu bannen," gab er flüsternd zurück, rückte dann seinen Stuhl ein wenig näher an ihre Seite und bat: „Reichen Sie mir, bitte, Ihre linke Hand, denn ich glaube an die Wirkung magnetischer Kraft, traue mir sogar zu, im Besitz derselben zu sein. -- So, ich danke Ihnen, ach, wie die Pulse in der kleinen Hand vor Schmerz fliegen . . . Nun denken Sie nur an weiter nichts als an das Stück, das sich vor Ihren Augen abspielt und lassen Sie mich für das übrige sorgen."

Und siehe, während Marie ihre Hand in der des Fürsten ließ, zog sich leise und allmählich der peinigende Schmerz zurück, wurde immer schwächer und verschwand zuletzt ganz.

„Wahrhaftig," sagte Marie, die immer fürchtete, die schmerzhafte Klammer würde sich wieder von neuem um ihre Stirn legen, „wahrhaftig, Fürst, Sie haben gesiegt, der Schmerz ist fort. Durch welchen Zauber haben Sie das nur bewerkstelligt?"

„Ich habe meinen ganzen Willen — und es ist ein eiserner Wille — darauf gerichtet, daß Ihr Schmerz vergehen sollte — und wie Sie sehen, er verging."

„Wie wunderbar," murmelte Marie sinnend, „ist denn der Wille eines Menschen in der That so gewaltig?"

„Er vermag alles in der Welt," lautete die Erwiderung, „alles im guten wie im bösen," und sich an die Generalin wendend, legte er ihr dieselbe Frage zur Bestätigung vor. Sie ließ ihren weißen Straußenfederfächer in ihren Schoß fallen und sah ihn aus großen erstaunten Augen, in die sich ein leises Entsetzen mischte, an.

„Gewiß, Fürst, er vermag alles," murmelte sie, „alles. Der starke Wille eines Menschen kann schwache Naturen sogar zwingen, in Dinge zu willigen, die sie im Grunde verabscheuen und denen sich ihr besserer Mensch widersetzt. Es ist das ein interessantes Kapitel, über das ich oft nachgedacht und in dem ich mancherlei Erfahrung gesammelt habe."

Lichtenstein übersetzte Marie die Worte der Generalin ins Deutsche und fügte in derselben Sprache

hinzu: „Denken Sie nur, es giebt also einen Gegenstand, über den dieser Frauenkopf ernstlich nachgedacht und mancherlei Erfahrungen gesammelt hat. Ist das nicht erstaunlich?“

Ein vorwurfsvoller Blick Maries schnitt ihm das Wort ab und brachte ihm seinen groben Mißgriff zum Bewußtsein.

„Vergeben Sie mir,“ stammelte er verwirrt; jedoch das junge Mädchen beachtete ihn gar nicht, sondern widmete sich ausschließlich der Generalin, mit der sie sich, so gut es ging, auf russisch über das Stück unterhielt.

Erst nach geraumer Zeit sagte sie zu Lichtenstein, der sich aufs eifrigste bemühte, ihr behilflich zu sein, jedes Wort, nach dem sie suchte, erriet und einschaltete: „Eine solche Indelikatesse hätte ich Ihnen niemals zugetraut, Fürst. Das war eine herbe Enttäuschung für mich.“

„Sie wissen ja, wie unglücklich ich mich fühle, Ihr gerechtes Mißfallen erregt zu haben,“ lautete seine demütige Erwiderung, die ein flehender Blick seiner Augen begleitete. „Ich hasse mich selbst und ich will, um meine Schuld zu sühnen, künftig den leisesten Wunsch der Generalin erfüllen — selbst wenn es mir noch so schwer werden sollte.“

Marie nickte ihm freundlich zu und streckte ihm, als sie bald darauf nach beendeter Vorstellung der Generalin folgte, ihre rechte Hand entgegen, die er gleich einem Verschmachteten an seine Lippen zog.

„Darling, sweet darling, einen wie viel besseren Menschen würden Sie aus mir machen, wenn Sie sich immer dieser Mühe unterziehen wollten,“ murmelte er mit einem tiefen Seufzer.

Es war ein lauer Frühlingsabend, durch den der offene Wagen mit den Damen im Fond und Lichtenstein auf dem Rücksitz vom Theater heimfuhr. Auf speciellen Befehl des Generals sprengten ihm zwei Vorreiter vorauf mit flammenden Pechfackeln, welche dem sanften Licht der Sterne Konkurrenz machten. Ein leichter Wind kam den Fahrenden entgegen und führte ihnen den würzigen Duft des Thymians und Pfeffermünz zu; an den Ufern des Kuban ertönte eintönig das Konzert der Frösche.

Marie hatte nur ein leichtes weißes Spitzentuch um ihren Kopf geschlungen, und in dieser Umrahmung erschien ihr junges Gesicht Lichtenstein besonders sanft und lieblich.

„Wenn nur ein Zaubermantel mein wäre und wenn ich ihn um uns beide schlagen und uns fort von hier in deutsche Lande zu den Meinen tragen lassen könnte!“ dachte er, während er der Generalin mechanisch auf ihre Fragen antwortete. Heimgekehrt lud sie die beiden ein, ihr verspätetes Nachtmahl zu teilen, das nicht im Speisesaal, sondern in dem nach dem Hofe hinaus gelegenen Wintergarten serviert war.

Der große Raum war nur durch wenige Lampen erhellt, und unter den mächtigen, in Kübeln befindlichen Gewächsen herrschte eine grünliche Dämmerung. Unter den feinen Wedeln eines Riesenphönix hatte man den Abendtisch serviert und denselben mit üppigen frischen Rosen in altmodischen Gläsern geschmückt. Hier nahmen die beiden Damen in ihren langen weißen Spitzenmänteln, welche nach damaliger Mode über ihre hellen Toiletten fielen, Platz und ihnen gegenüber der Fürst.

Der Koch hatte allerlei gute Sachen, wie sie die Fürstin liebte, hingestellt, eine Hummermayonnaise, kalte junge Hühner, eine süße Speise, auch eine Flasche Sekt, deren schlanker Hals sich verheißungsvoll aus einem silbernen Eiskühler erhob.

Während Lichtenstein kunstgerecht den Champagner entkorkte und die Kelchgläser mit dem perlenden Schaumwein füllte, hatten schon die Damen ihre Auswahl bei den Speisen getroffen und ihm die Mayonnaise zur besonderen Beachtung empfohlen.

Es erregte große Heiterkeit, als der Fürst sich von der Mayonnaise und gleich darauf von der süßen Speise auf denselben Teller legte, und die Generalin erklärte auf russisch: „Nun unterliegt es keinem Zweifel mehr, Fürst, Sie sind verliebt, hoffnungslos verliebt. Denn wenn dem ersten Gastronomen der Welt das passieren kann, dann müssen Sie sich meiner Ansicht nach schon mit Heiratsgedanken tragen.“

„Chi lo sà,“ erwiderte Lichtenstein und übersetzte die soeben gehörten Worte Marie, welche in ein angenehmes, leises Lachen ausbrach. O, dieses süße, köstliche Lachen, das sich immer im Dreiklang, immer in Accorden vollzog. Er hätte sie küssen mögen für dieses Lachen.

Nur mit genauer Not vermochte er einen Bissen herunterzubringen, denn die innere Bewegung, die ihn schon im Theater ergriffen hatte, setzte sich bei ihm fort, und alle Wunder einer großen, mächtigen Liebe ergossen sich über ihn.

Dieser halbdunkle Raum mit seiner grünlichen Dämmerung, in die ein kleiner Springbrunnen sein diskretes Geplätscher mischte, diese üppigen, feurigen Rosen, welche gleich feurigen Punkten glühten, diese beiden Frauengestalten, von denen die eine mit den feinen Fältchen um den skeptisch lächelnden Mund an die gesättigte Liebe Tizians erinnerte, während die andere mit den unregelmäßigen, aber wunderbar anziehenden Zügen jene köstliche Unberührtheit einer Seele verriet, von welcher der Schmetterlingsstaub noch nicht fortgewischt ist! Ja, dieses kluge, reine, liebe Wesen mit den dunklen, leuchtenden Augen, was war es? — ein Traum? ein Märchen? — —

Die Generalin erhob sich und wünschte den beiden andern eine gute Nacht. Sie sollten sich beim Nachtisch nicht stören lassen, sagte sie, sie sei nur heute so sehr ermüdet und müsse sich — wenn sie nicht auf der Stelle einschlafen solle — sofort auf ihr Zimmer zurückziehen. Damit küßte sie Marie flüchtig auf die Stirn, reichte dem Fürsten die Hand, gähnte hinter ihrem Fächer und verschwand.

(Schluß folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

I.

Die Glocken auf dem kleinen Kirchturm begannen zu läuten, „Jesus meine Zuversicht" klang es in langen, ernsten Tönen die Dorfstraße entlang; damit setzte sich der Trauerzug in Bewegung, von den Schulkindern, dem Lehrer und dem Geistlichen eröffnet, beschlossen von zwei Trauerwagen und von den Tagelöhnern und den Knechten des ritterschaftlichen Gutes Brelitz, die ihren Herrn auf seinem letzten Wege begleiteten. In langer Reihe zogen sie hinter dem hohen schwarzen Leichenwagen her, im Kirchenrock, so gut oder schlecht ihn ein jeder hatte; es war auch einer dabei im oft geflickten Rock, der war vor Gott, dem Herrn, der aufs Herz sieht und nicht auf den Rock, nicht der schlechteste unter ihnen.

Traurig blickten die ehrlichen Augen der Gutsleute nach dem Sarge hin; der da drinnen schlief, war ihnen ein guter Herr gewesen, hatte sie gerecht und freundlich behandelt — wie mochte es nun werden? Trauer um den Toten, Sorge um die eigene Zukunft füllte die Herzen, während der Zug langsam das Dorf verließ und den weidenbesäumten Landweg einschlug, der nach Westen sich hinzog. Er führte nach dem Stammgut der Familie, dort sollte der alte Baron im Erbbegräbnis seiner Väter, der Freiherren von und zu Kiekpusch, beigesetzt werden. Da drüben war er ja auch eigentlich zu Hause, und doch hatte er so gern in dem kleinen einfachen Herrenhause zu Brelitz gewohnt, das sein Heim gewesen, ehe er durch den Tod seines älteren Bruders Majoratsherr geworden. Als er alt geworden, hatte er sich wieder hierher zurückgezogen und hatte den ältesten Sohn, den Kammerherrn, in dem stolzen Kiekpuscher Schlosse sitzen lassen; nur dann und wann war er hinübergefahren, um die notwendigsten Geschäfte abzuwickeln und war gern nach Brelitz zurückgekehrt. Hier hatte ihn auch die Todeskrankheit ereilt, die ihn daniederwarf und die nach zweijährigem Leiden seinen trotz des Alters starken Körper bewältigte und seine Seele hinüberführte in eine andere Welt.

Wie ein dunkles, unheimliches Getier kroch der Trauerzug zwischen den Feldern hin. Kein Laut rings umher als das leise Getön der Glocken, das vom Dorf herübersummte; Märznebel lag weiß und still über das kahle, braune Land gebreitet, das Gras an des Weges Seiten hing schwer von Nässe, und von den Bäumen fielen einzelne schwere Tropfen.

An der Grenze, da, wo vier Linden eine Kuppel über den Feldweg wölbten, hielten sie an. Der alte Geistliche nahm das Barett vom grauen Haar und sprach mit leise bebender Stimme, dann fuhr der Wagen mit dem Toten weiter, hinter ihm die beiden Fuhrwerke, welche die nächsten Angehörigen und den Geistlichen aufgenommen hatten — diesseits blieben die Leute stehen und blickten dem Zuge nach, bis er im grauen Nebel verschwand. Da setzten sie ihre Hüte wieder auf und gingen langsam zurück.

Aber die tiefe Erregung der letzten Zeit, des heutigen Tages zitterte noch in den Gemütern nach. Es ist ein schwerer, ungefüger Schlag, die Altmecklenburger Tagelöhner, langsam zum Reden, langsam zum Zorn, aber tief und nachhaltig wirkt ein Schlag in ihnen nach, der das innerste Herz getroffen. Durch Gesetz, Landessitte und altes Herkommen — man schrieb das Jahr 1847 — mit ihrem Herrn fest und eng verbunden, betrachteten sie denselben, wenn es ein guter Herr war, fast wie ein Familienoberhaupt, einen Vater. Jeder einzelne in Brelitz hatte die lange, schwere Leidenszeit mit dem alten Herrn durchgemacht, hatte mit ihm gerungen in seinem Sterben und fühlte das Ende im Innersten mit. Und als sie, nach ihren Wohnungen gehend, an den großen Hofgebäuden vorüberkamen und einen leeren Scheunenflur offen fanden, da traten alle ein und redeten von dem, was ihre Herzen bewegte.

„Ja, das hilft nun all nicht," sagte der alte Statthalter Snut und nickte bedächtig vor sich hin, „nun haben wir ihm noch die letzte Ehr angethan und müssen zusehen, wie wir ohne ihn fertig werden."

„Aber das muß wahr sein," rief Schmied Ranzow, „er war 'n guter Herr, mit dem sich reden ließ, und ich wollt' wohl, wir hätten ihn behalten."

Die Männer nickten ernst. „Solchen kriegen wir nicht so leicht wieder," sagte Vater Günz, der älteste von den Tagelöhnern.

Da schwiegen alle, und der Geist des alten Herrn ging um in dem Kreise.

Der Jüngeren einer trat vor. „Das ist all wahr, er war ein guter Herr, aber einmal muß es ja doch sein, und alt war er ja auch, wir können ihm die Ruh' gönnen. Und ich will nichts nicht sagen, daß wir hier stehen und reden von ihm, aber das mein' ich man: wenn einer sagt: solchen Herrn kriegen wir nicht wieder, dann sag' ich: wenn wir man überhaupt erst einen hätten!"

„Das ist wahr!" riefen die meisten, aber Vater Günz meinte: „Darauf braucht Ihr nicht lang zu lauern, andere Woch', sagen sie ja, wird das Testament aufgemacht."

„Die Sache kenne ich ganz eingehend," nahm jetzt Schäfer Mann das Wort mit feierlichem Ernste. „Mit dem Testamente ist es nämlich also —"

„Ach, was weiß der Schäfer!"

„Das ist solch Neunmalkluger!“

„Na, laßt man den Schäfer reden, es könnt' ihm am Ende Schaden thun, wenn er's bei sich behielt.“

Schäfer Mann zog die hohe schwarze Halsbinde noch etwas höher und richtete sich steif auf. „Also — nämlich, was unser alter Herr, der Baron Kiekpusch ist, der ist jetzt tot —“

„Das wissen wir.“

„Und hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter, die teilen sich in die Erbschaft. Kiekpusch kriegt ja nun der älteste, was der Kammerherr ist; das kommt ihm zu, weil's Majorat ist. Der ist also abgefunden. Unser Brelitz aber ist freies ritterschaftliches Gut, das kann er vererben, an wen er will.“

„Das braucht uns der Schäfer nicht auszudeuten.“

„Wenn ich's nu wär,“ sagte der Schäfer und sah sich feierlich im Kreis um, „ich würd's meinem zweiten Sohn geben, unserm jungen Baron Hans Bernhard, der jetzt Lieutenant bei die Husaren ist.“

Da nickten die Männer, und ein wohlgefälliges Lächeln flog über die ernsten Gesichter.

„Das thät' ich auch,“ sagte Nachtwächter Stahl, „uns' Hans Bernhard is 'n ganz gewaltig netten Mensch — aber, aber —“ und er kratzte bedenklich in dem kurzen weißen Haar.

Der Schmied zog die Schultern. „Er soll sich in der letzten Zeit mit dem alten Herrn gar nicht vertragen haben und was ‚Sie‘ ist —“ er wies mit dem Daumen nach dem Herrenhause — „die wird woll das Ihrige gethan haben, Vater und Sohn auseinander zu bringen.“

„Wer weiß, ob's ihr geglückt ist!“

„Das sagst Du so — glaub' mir man, die Altsche ist klüger als wir alle zusammen.“

„Am Ende erbt sie das Gut selber?“

„Na,“ sagte der alte Krüger mit tiefem Atemzug, „davor bewahr' uns Gott, die ist döller als zehn Mannsmenschen.“

„Ja,“ meinte Drescher Rafoht, „das könnt eklig werden. Sie hat all genug ausgeübt in die letzten Jahre, als uns' Herr krank war, aber allzuviel traut sie sich nicht, so lang der Herr noch da war und ihr auf die Finger paßte.“

„Wenn sie das Gut erbte, das könnt schlimm für uns werden.“

Die Augen wandten sich dem Ausgange zu. Ein Knecht ging vorüber, der nicht an der Beratung teilgenommen, sondern seinen Feiertagsanzug schon abgelegt hatte. Er mochte am Ende der zwanziger Jahre sein, eine große, breitschultrige Gestalt, ein trotziges Antlitz mit Augen, aus denen nicht gewöhnliche Klugheit blitzte. Die Mütze saß ihm nach hinten geschoben auf dem blonden Kraushaar, die Lippen unter dem Schnurrbart spitzten sich zum Pfeifen.

„Na, Martin ‚Babenup‘,“*) rief der Rademacher, „Du bist woll all durch mit der Traurigkeit, oder hast Du Dir Kurasch' bei Deiner Liebsten geholt?“

*) Obenauf.

Martin Schmidt lachte. „Bleibt mir vom Halse mit Eurer Brüderei.“*)

Da lachten auch die andern Männer, der kleine Brack, mit dem Spitznamen „Johann Spök,“ sprang vor und rief: „Na, wenn is denn nu Hochzeit?“

Martin blieb stehen und schob ärgerlich die Mütze zurecht. „Ja, wenn ich das man selber wüßt! Hätt' ich man den alten Herrn noch gefragt, denn wär die Sach' in Richtigkeit — aber nun, keiner weiß, an wen er sich wenden soll.“

„Na, laß man,“ sagte Schäfer Mann väterlich, „nur acht Tage geduldе Dir, denn wissen wir alle, was die Klocke geschlagen hat.“

„Weiter kann einer ja auch nichts thun,“ meinte der alte Statthalter. „Aber nun kommt nach Hus', Kinnings, das wird Zeit, ich hab' ordentlich kalte Füße gekriegt.“

Damit trat er aus der Scheune, blickte noch einmal ins Wetter und trabte dann die Dorfstraße hinunter, von den andern gefolgt, die links und rechts in den kleinen Häusern verschwanden. Der alte Snut war gleichfalls in seine Wohnung getreten und hatte dort seinen „Gottsdischrock“ an den Nagel gehangen, auch mit einem ordentlichen Schluck Branntwein seinen inneren Menschen erwärmt. Im dicken Flauschrock, die verwitterte Mütze auf dem strohgelben Haar, trat er aus der Thür und ging langsam dem Wirtschaftshause zu. Das war ein fester Backsteinbau am Ende der Dorfstraße, mit hellen Fenstern und einem lindenbeschatteten Tritt vor der Thür. Dort pflegte der alte Inspektor Bohm zu stehen, wenn er vom Hause aus die Wirtschaft übersehen wollte. Gerade gegenüber, durch einen weiten Platz davon getrennt, lag der große Wirtschaftshof, und die falkenhellen Augen des alten Inspektors entdeckten dort jede Unordnung, jede Nachlässigkeit. Blickte er nach rechts, so konnte er die Dorfstraße ihrer ganzen Länge nach verfolgen und jede einzelne Tagelöhnerwohnung im Auge behalten. Nach links schloß die Aussicht das zierliche Herrenhaus ab, das, der Dorfstraße quer vorgelagert und ihren Abschluß bildend, recht freundlich mit seiner großen Freitreppe und seinen grünen Fensterläden aus den umstehenden Bäumen hervorragte.

Aber nicht dem Herrenhause wandte der Statthalter sich zu, die Fäden der Verwaltung liefen im Wirtschaftshause zusammen. Daher er denn den Tritt hinaufstieg, im kühlen Hausflur eine Thür ohne anzuklopfen öffnete und begann, von dem im Zimmer hängenden Schlüsselbrette eine Anzahl Schlüssel mit großen Holzklöppeln herabzulangen. Heute wurde in Brelitz nicht mehr gearbeitet, und Snut wollte mit seinen Schlüsseln die Runde machen und Scheunen und Ställe zur Nacht versichern.

Im Nebenzimmer rückte ein Stuhl und ein leichter Tritt ward hörbar.

„Bleiben Sie sitzen, Mamsell Erika, ich hol' mir man die Schlüssel,“ rief der Statthalter.

Aber da stand sie schon auf der Schwelle, eine schlanke Mädchengestalt im schwarzen Trauerkleide.

*) Neckerei.

„Sind Sie schon zurück, Snut? Es war wohl recht traurig, mir ist's auch so nah gegangen — unser alter guter Herr!"

„Je, das hilft nun all nich," sagte Snut, „wenn einer nun man erst wüßt', was aus uns wird."

„Sie meinen, wer Brelitz nun bekommt?"

„Ja — das ist so als so — wünschen thäten wir uns ja all den jungen Herrn Baron, aber eh das Testament aufgemacht ist, ist dem Frieden nicht recht zu trauen."

Erika Bohm wandte sich zum Fenster. „Es wird schon alles gut werden," sagte sie, aber ihre Stimme klang sehr leise.

Der alte Mann blickte mit recht herzlichem Blick nach ihr hin, aber er sagte nur: „Na, wir kriegen es ja bald zu hören — abjüs auch, Mamselling," und trat aus der Thür.

Drinnen im Zimmer aber stand Erika bewegungslos, nur die Hände drückte sie zusammen, und in ihre Wangen trat ein tiefes Rot. Sie blickte aus dem Fenster in den nebligen Tag hinein, mit Augen, denen anzusehen war, daß sie nichts von dem sahen, was vor ihnen lag.

Sie blickte zurück in ferne Zeiten, wo der Tote, den sie heute hinweggeführt hatten, ein trotz seines Alters kraftvoller Mann gewesen, der mit dem ältesten Sohne keck in die Schranken treten konnte. Sie sah seine erste Frau, die immer Kranke und doch so Gütige, ihre Pate, nach der sie Erika benannt war, sie sah den jüngeren Sohn, einen späten Nachkömmling der älteren Geschwister, in seiner Kadettenuniform und dem gebräunten, lachenden Antlitz. Dann war alles verwandelt: Der alte Baron vom Schlage getroffen, gelähmt im Lehnstuhl sitzend, ihm zur Seite die zweite Frau, ganz das Gegenbild der ersten; der ältere Sohn längst verheiratet mit bereits ergrauendem Haar, die Tochter mit dem Gatten fortgezogen, und Hans Bernhard stand vor ihr, wie sie ihn einst gesehen: als Husarenoffizier an der Spitze seiner Truppe zum Manöverquartier einreitend. Nun war zum dritten Male alles verändert, nun war der alte Herr tot und — ja, wie mochte es nun werden! Sie sann und sann, und allmählich trat in ihre Augen, die sich erst feucht verschleiert hatten, ein anderer Ausdruck, ein tiefes Leuchten, und ihr ward zu Mut wie einem, über dem die dunkle Gewitterwolke hängt, die weithin Feld und Wald überschattet, der aber am Saume der Wolke die Sonne durchbrechen sieht und ahnt, sie werde die Finsternis verdrängen und goldenes Licht über das Land ausgießen.

II.

Nun schlief der alte Baron schon seit acht Tagen unter den Steinfliesen der Kiekpuscher Kirche, und der Tag der Testamentseröffnung war herangekommen. Nicht nur die Erben selbst, nein, weit und breit die Umgegend nahm lebhaften Anteil. Jeder hatte den alten Herrn gekannt, jeder kannte seine Kinder, da war es erklärlich, daß man wissen wollte, was aus der Sache würde.

In dem großen Mittelsaale des Schlosses zu Kiekpusch waren die nächsten Angehörigen versammelt: Der Kammerherr und jetzige Majoratsherr mit seiner Familie, die Tochter des Verstorbenen, von ihrem Gatten begleitet, in seiner dunklen Uniform der jüngste Sohn, Hans Bernhard von Kiekpusch. Als Mittelpunkt des Kreises erwies sich aber die alte Dame mit dem strengen, gesundheitsroten Antlitz, die kerzengerade in ihrem Lehnstuhl saß und die kleinen hellen Augen in scharfem Mustern umhergleiten ließ. Das war die Witwe des Verstorbenen — nicht die Mutter seiner Kinder, auch nicht im geistigen Sinne, im Gegenteil: tief klaffte der Spalt zwischen ihnen, und nur dem Kammerherrn mit seiner etwas steifen, formvollen Art gelang es, in leiblich gutem Verhältnis mit ihr zu stehen.

Nun waren sie alle versammelt. Der alte Justizrat Peters, des Verstorbenen langjähriger Rechtsbeistand, brach feierlich das dicke versiegelte Schreiben auf und las es den Anwesenden vor.

Das Majorat fiel selbstverständlich dem ältesten Sohne zu, das Barvermögen im Betrage von fünfzigtausend Thalern sollte die Tochter erhalten, kleinere Legate waren davon abgerechnet. Nun aber hoben sich alle Blicke erwartungsvoll.

„Das Gut Brelitz aber mit seinem Vorwerke Sewekow, laut amtlicher Taxation mit dreihunderttausend Thaler Gesamtwert, ist nicht Familienbesitz, sondern mir durch Erbschaft von mütterlicher Seite zugefallen. Dasselbe möchte ich gerne meinem jüngsten Sohne, Hans Bernhard Ludwig Freiherrn von Kiekpusch, zuwenden, jedoch kann ich es, da ich noch weiter zu sorgen habe, nur unter folgenden Bedingungen:

1. Solange mein Sohn unverheiratet ist, fällt das Gut Brelitz meiner Witwe, der Freifrau Franziska von Kiekpusch, geborenen Gräfin Golm, mit allen Einkünften und Lasten zu, ohne das Recht, zu verkaufen oder Hypotheken aufzunehmen, jedoch hat sie meinem Sohne die Hälfte der Einnahmen jährlich herauszuzahlen.

2. Wenn sich mein Sohn, Hans Bernhard Ludwig, Freiherr von Kiekpusch, mit einer ebenbürtigen Gemahlin, das heißt mit einer adeligen Dame, die wenigstens sechs adelige Vorfahren nachweisen kann, verbindet, so fällt Brelitz ihm erb- und eigentümlich zu mit der einzigen Bedingung, daß er meiner Witwe jährlich ein Fünftel des Ertrages auszahlt, was, zusammen mit einem Vermögen von zwanzigtausend Thalern, welches ich derselben schon bei Lebzeiten zugeschrieben und sichergestellt, ihr eine auskömmliche Rente für die Zukunft sichert.

3. Sollte mein Sohn Hans Bernhard mit dem Tode abgehen, so fällt Brelitz, wenn derselbe Erben aus ebenbürtiger Ehe hat, unter denselben Bedingungen, wie unter § 2 erwähnt, diesen erb- und eigentümlich zu. Stirbt mein Sohn Hans Bernhard jedoch unvermählt oder in nicht ebenbürtiger Ehe vermählt, so behält meine Witwe die Nutznießung bis zu ihrem Tode, dann fällt es an die Hauptlinie meines Hauses und zwar an meine drei jüngsten Enkel, Ludwig, Franz und Benjamin, Freiherrn von Kiekpusch, zurück.

4. Da ich unter allen Umständen unsern alten Stamm rein erhalten zu sehen wünsche, so bestimme ich, daß, wenn mein Sohn Hans Bernhard sich mit einem bürgerlich geborenen Fräulein vermählt, er überhaupt von der Erbfolge auszuschließen sei. Ich bestimme ihm in diesem Falle ein kleines Vermögen von zwanzigtausend Thalern, als Hypothek auf Brelitz einzutragen, das Gut Brelitz aber fällt an meine Witwe und nach deren Tode, wie unter § 3 bestimmt, an die Hauptlinie meines Hauses."

Tiefe Stille war nach der Verlesung eingetreten, alle Augen hingen an Hans Bernhards bleichem Antlitz, jeder ahnte, daß die letzten Bestimmungen des Testamentes nicht nur eine tiefe Überzeugung des Toten, sondern auch eine Warnung enthielten, die sich auf einen ganz bestimmten Fall bezog. Hans Bernhard richtete sich straff auf und hob den Kopf; seine Augen trafen sich mit denen seiner Stiefmutter, sein Blick wurde fest, und ein Zug von männlichem Ernste stand in seinem Gesicht geschrieben.

Nachdem die Feierlichkeit beendet, trat die Schwester auf ihn zu. „Was für wunderliche Bestimmungen hat Papa da getroffen, gerade als ob Du dächtest — ach Thorheit, es ist ja nur übertriebene Vorsicht und kann Dir ganz gleichgültig sein."

Der ältere Bruder, schon ein hoher Vierziger, nahm seinen Arm und schritt mit ihm durch den Saal. „Ich stehe vollständig auf dem Boden von Papas Überzeugungen, auch mir steht die Reinheit des Geschlechts höher als Geld und Gut. Nur verstehe ich nicht recht, weshalb Papa etwas so Selbstverständliches unter die Bedingungen aufnahm, die sich an den Besitz von Brelitz knüpfen. Oder —" der Kammerherr fuhr sich mit der magern weißen Hand über den langen blonden Bart — „solltest Du ihm Anlaß zu bestimmten Vermutungen gegeben haben?"

Ein tiefes Rot färbte Hans Bernhards sonnenbraunes Antlitz, der Antwort ward er überhoben, da einige der Verwandten herantraten. Die Versammlung löste sich auf, man nahm das Mittagessen ein, dann gingen die Herren nach dem Kiekpuscher Wirtschaftshof, traten in die Ställe, besahen das Vieh und stiegen auf dem Kornboden umher. Hans Bernhard that wie die andern, aß und trank, sprach mit diesem und jenem, aber auf seiner Seele lag es wie ein unerträglicher Druck, den er nicht abzuwälzen vermochte.

Gegen Abend, als Schwager und Schwester schon aufgebrochen waren, ließ er sein Pferd vorführen; er wollte nach Brelitz hinüberreiten, wo er stets zu Urlaubzeiten gewohnt hatte und wo er auch jetzt seine alten Zimmer wieder bezogen hatte.

„Schon, Hans Bernhard?" fragte der ältere Bruder erstaunt. „Ich wollte Dich eigentlich noch einmal allein sprechen."

„Nicht jetzt — nicht heute, im Laufe dieser Woche stehe ich zu Deinen Diensten, lieber Adolf."

Der ältere Bruder erwiderte nichts, er blickte dem Davonreitenden nur gedankenvoll nach.

Gott sei Dank, jetzt war er allein! In diesem Gefühl löste sich das Chaos in Hans Bernhards durcheinanderwogenden Gedanken. Der Frühlingssturm, der ihn umbrauste, that ihm wohl, es war ihm, als könne er auch aus seinem Herzen die schweren drückenden Gedanken fortblasen. Meilenweit dehnte sich vor ihm das flache Land aus: braune Felder, vergilbte Wiesen, hie und da ein dunkler Waldstreifen, eine kleine Ortschaft. Am Himmel flatterten zerfetzte Wolken, grünlich bleich leuchtete zwischen ihnen der aufgehende Mond.

Er ließ seinen Renner ausgreifen — könnte er nur den quälenden Gedanken entrinnen! Nicht um das reiche Gut war es ihm, er fühlte Mut und Kraft, sich auch so durchzuschlagen. Aber er war in dem Glauben erzogen, einst, wenn er den Rock seines Landesherrn ausgezogen, ein tüchtiger Landwirt zu werden auf eigenem Grund und Boden. Brelitz war sein Erbgut, so hatte er es immer betrachtet, mit allen Fasern seines starken, einfachen Herzens war er dort festgewachsen, all seine Zukunftspläne knüpften sich an Brelitz, er hatte gehofft — ach, was hatte er nicht alles von der kommenden Zeit erwartet! Und nun alles vorbei, jede Hoffnung zerschmettert durch ein Wort! Und dies Wort hatte sein Vater gesprochen, sein sonst so gütiger Vater! Woher wußte der Kranke, was er selbst kaum wußte, was unausgesprochen in der Luft lag?

Zwar angefangen hatte es schon lange, vielleicht schon damals, als er noch mit seinem Kandidaten hinüberspaziert war nach Mahlow zu dem Pastor, der auch in Brelitz Geistlicher war, und dort bei dessen Töchtern auch die kleine Erika traf, des Inspektors Bohm einziges Kind, das zum Unterricht hinüberging. Oder war es damals gewesen, als er in der Kadettenuniform eingezogen war und mit unsäglichem Hochmut an dem kleinen Spielkameraden im kurzen Röckchen vorüberging? Als er die Lieutenantsepauletten trug, da standen sie wieder gleich auf gleich, aber ein unsichtbarer Faden begann sich zu spinnen von einem zum andern, immer fester und fester. Keiner sprach es aus und doch wußten sie es beide. Und daraus sollte nun die Kette werden, die ihn fesselte? Nein, wahrlich nicht! Des Reiters Roß stieg hoch empor — in was träumte er sich da hinein, noch war kein Wort gefallen — sollte er seine ganze Zukunft zertrümmern um dieses Mädchens willen? Was zog ihn so gewaltig zu ihr? War es nicht nur die Gelegenheit, die lange Bekanntschaft, sein junges, rasches Blut — ein männlicher Entschluß, und es würde vorübergehen! Es mußte überwunden werden, und er wollte überwinden!

Mittlerweile hatte er Brelitz erreicht, quer über die Felder galoppierend gedachte er von der Parkseite nach dem Herrenhause zu reiten, es schien ihm heute lästig, in der Dorfstraße angesehen und begrüßt zu werden. So setzte er denn über die niedere Hecke und bog in eine der dichten, schon abenddunklen Kastanienalleen ein.

Der Wind war hier plötzlich verstummt, nur oben in den Kronen rauschte es. Er ließ sein Pferd langsamer gehen — da plötzlich gewahrte er eine schlanke dunkle Gestalt, die, ein Tuch um die Schultern geschlagen, langsam wandelnd ihm entgegenkam. Er

warf nur einen Blick auf den feinen, dunkelhaarigen Kopf, da sprang er schon aus dem Sattel, weggeweht waren seine kühlen Vorsätze, es war Erika, und zu der drängte sein ganzes ehrliches Herz.

Nun war er bei ihr, und sein Herz jauchzte, als die blauen Augen sich zu ihm aufschlugen, riesengroß schoß seine Liebe empor.

Die schwarzen Wimpern des Mädchens wurden feucht. „Herr Baron," sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend, „wir alle trauern mit Ihnen — ich weiß ja auch, was es heißt, ein geliebtes Leben hingeben zu müssen."

Er drückte ihre Hand. „Ja, es ist schwer — ich liebte meinen alten Vater. Nicht davon sprechen," bat er.

Sie blickte ihn voll herzlichen Mitleids an. „Es war wohl ein schöner Ritt von Kiekpusch hierher — ich meine, so im Frühlingssturm?"

Er atmete schnell. „Ja, Fräulein, mir war er sehr willkommen, „ich brauchte Ruhe und Alleinsein."

Fragend blickte sie auf.

Er blieb stehen und sah ihr voll in die Augen. „Ich bin der Erbe von Brelitz unter der Bedingung, daß ich mich so rasch als möglich mit einer adeligen Dame vermähle," sagte er bitter.

Die schwarzen Wimpern senkten sich, ihr Mund zuckte. Eine lange Pause entstand.

„Ich kann nicht," brach er los, „o, Erika, ich kann nicht."

Sie rührte sich nicht.

Da legte er den Arm um die schlanke Gestalt. „Erika, ist es wahr, was ich von Ihnen erhoffe?"

Sie drückte den Kopf an seine Schulter. „O, Hans Bernhard, es darf — es kann ja nicht sein!"

Aber jetzt war Hans Bernhard nicht in der Stimmung, vernünftigen Erwägungen Raum zu geben. Wie ein Jubelsturm ging es durch seine Seele, und legte auch die frische Trauer einen Schleier über das Glück — er war mit sich und seiner Zukunft fertig! Als sie nach langem Hin- und Hergehen den Ausgang des Parkes erreichten, da hatte er auch Erika überredet, und sie waren beide einig, daß sie warten wollten, bis er Hauptmann wäre und dann sollten alle Träume Wahrheit werden.

III.

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — da wußten sie es alle, wer künftig in Brelitz zu gebieten habe, aber die Nachricht weckte keinerlei Frohgefühl in ihnen. „De Ollsch?!" ging es fragend, langgezogen von Mund zu Mund. Am Nachmittag war das ganze Dorf unterwegs, es drängte einen zum andern, sich über das große Ereignis auszusprechen. In der Stube des alten Günz saßen die Männer. Vater Günz war nicht mehr Arbeiter, aber er hatte sechsundfünfzig Jahre in Brelitz gedient und erhielt nun dort samt seiner Frau das Gnadenbrot. Er war der älteste der Männer, hatte all die jüngeren aufwachsen sehen und mochte es gern, wenn sie ihn bei allen Gelegenheiten zu Rate zogen. Er saß auf der Ofenbank, die kurze Pfeife zwischen den Lippen, der Rademacher, der Nachtwächter und zwei Drescher um ihn, auf der Höhe des großen Koffers thronte der kleine Brack, baumelte mit den kurzen Beinchen und hatte das große Wort.

„Das wird nichts Gut's für uns," krähte er. „Du sollst sehen, Vaddermann, das wird 'ne schlimme Zeit!"

Vater Günz blickte ihn eine Zeitlang schweigend an. „I warum denn?" sagte er. „Ich denk mir: wenn jeder man ordentlich auf dem Posten ist und seine Arbeit thut, wie sich das für'n richtigen Kerl gehört, dann kann uns' gnedig Frau nichts auszusetzen haben, und alles geht im Frieden zu."

„Das sag' Du nicht," meinte der Rademacher, noch ein jüngerer Mann, „wenn Unfrieden kommt, dann liegt die Schuld doch nicht an uns allein — auch die Herrschaft muß das Ihrige thun und mich dünkt, sie muß das allermeiste thun, denn wir müssen uns schinden und quälen, und sie steckt bloß das Geld ein."

„Na, man sachten," sagte Vater Günz, „macht es nicht zu grob! Glaubt mir man, solch Herr hat manchmal auch sein Wunder und tanzt nicht immer auf Rosen."

Johann „Spök" sprang von seinem Koffer. „I, laßt den Rademacher man reden, das ist einer von den Neumodischen, die die Welt umkehren möchten."

Der junge Rademacher blickte trotzig umher, auf seinem Gesicht stand deutlich, daß ihm das ganz gut gefallen würde.

Aber Vater Günz war anderer Meinung. „Je, Kinnings, wenn einer man sicher wüßt', ob das dann auch besser würd' — das ist solch 'ne Sache! Sieh mich mal an, August Müller, ich hab' all mein Lebtag hier im Brelitz gearbeitet — sechsundfünfzig Jahre sind's zu Ostern. Immer mit dem alten Herrn zusammen — er inwendig bei seinen Büchern, ich auswendig beim Säen und Austen; wir haben uns gut dabei gestanden, er hat 'n groß Stück auf mich gehalten, und nun sitz ich hier in Ruh und rauch' meine Pfeife Tobak — was geht mir wohl ab?"

„Na, dann rauch' man weiter und kneif die Augen dicht zu," sagte ärgerlich der Rademacher, stand auf und ging patzig aus der Stube.

In der rauchigen Küche fuhr ein junges Paar auseinander, Mariken Günz drehte sich flink um und hing den Kessel an den Haken über dem steingemauerten Herd, als sei sie gerade in dieser Beschäftigung gestört, Martin Schmidt aber strich sich lachend den Schnurrbart und schob die Mütze auf das linke Ohr.

„Na, wie weit seit Ihr denn? Habt Ihr schon die Erlaubnis?" fragte der Rademacher.

„Noch nicht — aber die Gnädige kann es mir doch nicht wehren."

„Das kann sie, wenn sie will — hättest Du doch den alten Herrn gefragt."

„Das wollt ich auch, aber ich dacht ja auch nicht, daß es so bald zu Ende wäre. Und dann hab' ich auch geglaubt, uns' Leutnant würd' das Gut kriegen."

„Ich auch — na, Du mußt sehen, wie Du zurechtkommst. Adjüs auch!"

Martin stand in der Thür und blickte dem Rademacher nach, seine gute Laune war plötzlich verflogen. Er wußte es wohl, seine Sache stand unsicher. Es bedurfte damals in Mecklenburg für die gutsangehörigen Leute zum Heiraten des Erlaubnisscheines der Herrschaft, und — der alten gnädigen Frau war nicht zu trauen!

Mariken trat neben ihn. „Ich muß gehen, Martin."

„So eilig — na, was ist Dir denn mit eins?" Er hob ihren Kopf — in den braunen Augen standen Thränen. „Dirn, was fällt Dir ein? Die Welt ist groß — wenn sie nein sagt, denn gehen wir nach Amerika."

Sie schüttelte den Kopf. „Ach, red' doch nicht — ich hab' man solche Angst, eh ich weiß, wie das mit uns wird."

„Die will ich Dir bald nehmen, gleich morgen geh ich hin und hol mir Bescheid."

Mariken band ihr Tuch um die Schultern. „Ich muß nach Haus," sagte sie, machte die Thür halb auf und rief den Eltern ein Lebewohl zu. „Mamsell Erika hat Zahnschmerzen, und die andern Mädchen sind auch zu Dorf gegangen, das thut mir auch leid, wenn sie alles allein machen soll."

Der junge Knecht ging mit ihr. Ein weicher Frühlingsabend war nach all dem Tosen der letzten Tage eingekehrt, freundlich blinzelten die Sterne auf das stille Dorf nieder. Das Paar ging schweigend den Weg nach dem Wirtschaftshause.

„Weißt was?" sagte Martin plötzlich. „Wenn Mamsell Erika nicht wär', dann hätten wir wahrscheinlich Hans Bernhard als Herrn."

„Meinst Du?"

„Na, das kann ja 'ne blinde Frau mit dem Stock fühlen! Wenn einer die beiden — ich meine Hans Bernhard und die Inspektortochter — nur ansieht, dann weiß er, was die Glocke geschlagen hat. Und was sie ist," — er winkte mit den Augen nach dem Herrenhause, „die war doch froh, daß sie was wußte, um Vater und Sohn auseinander zu bringen."

Das Mädchen stand nachdenklich. „Eigentlich paßten sie schön zusammen."

„Ach was — das giebt ja noch mehr Mädchen in der Welt, er kann sich 'n Edelfräulein nehmen und sie 'n tüchtigen Landmann oder meinetwegen 'n Paster, dann ist uns allen geholfen. Na, wo willst Du denn hin?"

„Laß mich los, Martin, die Leut könnten es sehen."

„Ach wo!" Er nahm sie in den Arm, dann riß sie sich los und lief rasch dem Wirtschaftshause zu. —

Am nächsten Mittag stand Martin Schmidt vor der Thür des Herrenhauses. Ihm war nicht wohl, er kannte die alte gewaltthätige Frau da drinnen wohl, die schon während der Krankheit des alten Herrn ein gar scharfes Regiment geführt hatte. Unruhig schlug sein Herz, als er im Vorzimmer stand, unruhiger noch, als er ihr in das harte, rote Gesicht blickte. Stockend trug er sein Anliegen vor.

„Wozu willst Du heiraten?" sagte sie hart. „Ich habe genug verheiratete Knechte — es ist auch keine Wohnung frei."

„Wir wollten aufs erste zu Mariken ihren Eltern ziehen, bis eine Stube frei wird."

„Es wird keine frei — die ganze Sache ist überhaupt Unsinn, die schlage Dir aus dem Kopfe."

„Gnedig Frau!"

„Schweig still! — Unsinn, sage ich, und dabei bleibt es. Wärest Du noch ein ordentlicher Mensch, dann möchte es gehen, aber Deine Mutter ist eine liederliche Dirne, und gewöhnlich fällt der Apfel nicht weit vom Stamme."

Wie weggeblasen war mit einem Male Martins Befangenheit, aber auch seine ruhige Überlegung. Zorniges Rot schoß ihm ins braune Antlitz, seine Gestalt streckte sich, drohend klang seine Stimme.

„Meine Mutter hat alles gut gemacht, was sie früher versehen hat, durch ein langes ehrliches Leben, sie hat mich ordentlich angehalten, und ich hab auch meine Arbeit fleißig und richtig gethan, mir kann keiner was nachsagen."

Die alte Dame stand sprachlos, dann begann es in ihren Augen zu glimmen. „Was unterstehst Du Dich eigentlich?" fragte sie heiser. „Ich glaube gar, Du willst drohen, Unverschämter? Nun laß Dir gesagt sein: aus Deiner Heirat wird nie etwas, und solltest Du etwa nach Amerika oder sonst wohin wollen, so wisse: an demselben Tage werden die alten Günzens mit samt den beiden kleinen Enkelkindern aus dem Dorfe gewiesen, dannt könnt Ihr gleich alle sechs betteln gehen."

Martin stand da, kreideweiß im Gesicht, keines Wortes mächtig. Es stürmte in ihm empor und schoß ihm jäh zu Kopf — er biß die Zähne aufeinander, wandte sich kurz und ging ohne Gruß aus der Thür.

Draußen kam die Wut wieder über ihn, sinnlos lief er hinüber ins Wirtschaftshaus und ohne Rücksicht gerade in die Küche zu seinem Schatz.

„Gott im Himmel — was ist denn passiert?"

„Die Alte ist verrückt geworden," knirschte er.

„Martin, besinne Dich!" Sie legte ihm den Arm um die Schulter und sprach ihm gut zu, bis er ruhig genug war, um erzählen zu können.

Am Schlusse überkam es ihn wieder, er riß sich von dem weinenden Mädchen los und lief ins Dorf. Unterwegs begegnete ihm Franz, der Diener der gnädigen Frau. „Was ist denn mit Dir los?" fragte ihn dieser verwundert.

Martin starrte ihn an — eine wilde Drohung stieß er aus und stürzte dann weiter.

Am Nachmittag erschien das Stubenmädchen der Herrin und beschied ihn zu derselben. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete auf — vielleicht hatte sich die alte Dame besonnen. Mariken stand vor der Thür, als er nach dem Herrenhause ging, hastig teilte er ihr die Botschaft mit.

„Versprich mir man das eine, Martin, daß Du Dich nicht vergessen willst," bat sie. „Sie schickt Dich sonst am Ende fort und alles ist aus."

Nun stand er wieder in demselben Zimmer wie

heute morgen, aber ein Blick in das Gesicht der alten Dame trieb jede Hoffnung aus seiner Seele.

„Martin Schmidt," redete sie ihn an, „Du gingst heute morgen so rasch fort, daß ich Dir meine Meinung über Dein Betragen nicht sagen konnte. Nun will ich es thun. Sieh her — hier liegt Dein Schein und hier die Reitpeitsche, entweder rufe ich nun einen Knecht und Du empfängst fünfundzwanzig wohlverdiente Streiche, oder Du gehst heute noch von meinem Grund und Boden. Was willst Du?"

Martins Gesicht war ganz weiß geworden, er blickte mit starren Augen vor sich hin. Der Fall war nicht so unerhört, schon einmal während der Krankheit des alten Herrn war einem Knechte die schwere Wahl gestellt worden; er hatte die Prügel genommen und war geblieben.

Schattenhaft schwebte Marikens Bild vor Martins Seele, sollte er sie verlassen? Die Zähne fest aufeinandergebissen, zog er die Jacke aus, die Baronin ergriff mit der rechten Hand die Reitpeitsche, mit der linken faßte sie nach dem Klingelzug.

Da flammte der tiefverletzte Stolz in des armen Mannes Seele empor. Er riß die Hand der Dame von der Klingel zurück. „Den Schein!" sagte er heiser, die Jacke überwerfend. —

Am Abend dieses Tages hatte Martin Schmidt Dorf und Feldmark Brelitz verlassen. Im Wirtschaftshause weinte sich Mariken die Augen rot, im Zimmer saß Erika Bohm nähend am Fenster, aber ihre Hand war unsicher, ihre Wangen blaß, wie eine leise Frage klang es in ihrem Herzen: wer trägt die Schuld?

Sie war in diesen Tagen oft traurig gewesen. Manchmal wollte es wie ein großes Freuen über sie kommen, wenn sie an Hans Bernhard dachte und fühlte: er gehörte ihr. Und wenn sie den schmalen Goldreif betrachtete, den ihm einst seine Mutter geschenkt und den er ihr an jenem Abende an den Finger gesteckt, dann empfand sie das Band, das sie mit ihm verknüpfte, stark und unlösbar. Aber anders hatte sie sich doch manches gedacht. Sie war ein echtes Landmannskind, aufgewachsen zwischen Feldern und Wiesen, im vollen Getriebe der Wirtschaft. Als ihr noch die fingerlangen Zöpfchen rechts und links vom Kopfe abstanden, da wußte sie schon Weizen und Roggen zu unterscheiden, wenn sie eben unter dem tauenden Schnee zum Vorschein kamen. Als dann später ihre Mutter starb, da hatte der Vater stets mit seinem Kinde alle Wirtschaftssorgen besprochen, sie an allem teilnehmen lassen, was gerade durch seinen Kopf ging. Sie kannte in Brelitz jeden Schlag und seine Fruchtfolge, alles Vieh in den Ställen, jeden Händler, der auf den Hof kam, und vor allem jeden Knecht und jeden Tagelöhner im Dorf mit seiner Familie, mit allen Wurzeln ihres Lebens war sie festgewachsen in Brelitz. Wenn sich dann früher einmal ihr klares Denken verloren hatte in stilles Träumen, dann sah sie sich als Gutsfrau an Hans Bernhards Seite walten. Und wie wollte sie walten! Ihr Herz brannte vor Liebe und Barmherzigkeit; ihre Leute sollten es vor allem fühlen, wie glücklich sie war, an ihnen wollte sie ihr Glück verdienen. Nun war alles anders geworden! Ganz anders! Es wollte ihr bisweilen scheinen, als sei ihr der Boden unter den Füßen fortgenommen — aber wenn sie dann im Abenddämmern durch den Park ging und auf die Stimme des Windes lauschte, der in den Kronen der alten Bäume rauschte, wenn aus dem jungen Grün ein feiner Duft aufstieg: dann stand Hans Bernhards Bild vor ihrer Seele, wie er hier mit ihr gewandelt, und Hoffnung erfüllte ihr Herz.

IV.

Der Sommer zog herauf und mit ihm eine heiße, arbeitsvolle Zeit für die Brelitzer Leute. Es war ein merkwürdiges Jahr; ein so zeitiges Frühjahr war lange nicht dagewesen, das Korn schoß in die Halme, als solle zu Pfingsten die Ernte beginnen — dann kam ein plötzlicher Stillstand, eine lang anhaltende Dürre hemmte jedes Wachstum — was sollte daraus werden? Fast schien es, als stünden schlimme Zeiten bevor.

In Brelitz war die böse Zeit schon da. Die stille Zufriedenheit der Arbeiter, Zuneigung und Vertrauen zu der Herrschaft waren gewichen. Wie hätten sie solche Gefühle auch haben sollen für die harte alte Frau, die wie ein böser Geist hinter ihnen stand, immer bereit zum Schelten und Drohen, von Geiz und Mißtrauen beherrscht! All die langen Jahre unter dem Regiment des alten Herrn hatte der alte Inspektor die Wirtschaft geführt, der Baron hatte sie ihm gern überlassen, nachdem er einmal erkannt, daß sie in treuen Händen sei. Er selbst ließ sich wohl von allem berichten, sorgte und wachte über die Seinen, aber im kleinen mischte er sich nicht in Wirschaftsangelegenheiten.

Ganz anders seine Witwe. In ihren Augen war Inspektor Bohm ebenso wie alle andern ein Betrüger, der nur so lange ehrlich war, als er sich überwacht wußte. Und das that sie denn auch nach Kräften. Jede Kleinigkeit ließ sie sich vortragen und war immer bestrebt, von den Rechten und dem Lohn der Arbeiter ein Teil abzuknappen. Sie machte dem alten Inspektor das Leben sauer genug. Er war immer bemüht gewesen, redlich zwischen der Herrschaft und den Leuten zu vermitteln und keinem zu nahe zu treten. Aber nicht nur in die Verwaltung des Gutes griff sie ein, das war ja immerhin ihr Recht, wenn sie es auch oft rücksichtslos gebrauchte, sie führte auch eine Art der Überwachung ein, die weder zu ihrer Würde als Herrin noch als Frau überhaupt paßte. Mit Männerstiefeln angethan, einen Flausrock des alten Barons über ihr Kleid gezogen, so fuhr und ritt sie aufs Feld und durchsuchte Ställe und Scheunen, um nachzuspüren. Zwischen den Kühen, hinter den Pferdekrippen tauchte unvermutet ihr hartes, rotes Antlitz auf, auf dem Brett der Dungwagen sitzend, überraschte sie die ahnungslosen Leute auf dem Felde, und „de Olsch kümmt"! ward bald draußen und drinnen zum

Schreckensruf. Mehr als einer hatte schon ihre Reitpeitsche auf seinen Schultern gefühlt, und wer noch keinen körperlichen Angriff zu erdulden gehabt, der spürte das harte Regiment an dem knappen Maß von Korn und anderen Naturalien, an dem allmählichen Einziehen der kleinen Rechte und Vergünstigungen, die ihnen sonst zugestanden.

Die Leute wurden mürrisch, sie arbeiteten unlustig und träge — Verbitterung griff um sich.

Der alte Inspektor sah sorgenvoll aus, sein graues Haar begann an den Schläfen silberweiß zu werden — nichts drückt mehr nieder als ohnmächtiger Kampf gegen eine stärkere Gewalt, die uns zwingt, gegen unsere Überzeugung zu handeln.

„Wie soll das enden?" fragte er oft seufzend. „Es ist Unrecht, bitteres Unrecht, was den Leuten angethan wird! Sie werden mit Gewalt auf einen falschen Weg getrieben."

„Aber unsere Leute sind gut," sagte Erika, „sie werden aushalten, bis es wieder anders wird."

Der alte Herr ging erregt in der Stube auf und nieder. „Es sind schlechte Zeiten, Kind, und zum Winter wird es noch schlimmer. Dazu sind die Leute nicht mehr wie früher, sie haben allerhand neue Ideen im Kopfe. In den Städten faseln sie so viel von Freiheit und Menschenrechten, das steigt ihnen zu Kopf."

Erika blickte nachdenklich vor sich hin. „Etwas besser könnten sie es auch wirklich haben, in andern Ländern sollen die Arbeiter doch anders gestellt sein."

„Ach was, sie haben es ganz gut. Unter dem alten Herrn waren es alle zufrieden."

„Ja, aber jetzt — sie hängen doch zu sehr von dem Willen ihres Herrn ab, sie müßten freier sein. Ich meine, ihre Rechte müßten bestimmt sein, ohne daß die gute oder böse Gemütsart des Gutsherrn den Ausschlag gäbe."

„Nanu, Mädchen, Du redest ja wie ein Demokrat! Laß das ja niemand hören, die Kerls sind so schon aufstützig genug."

„Sie haben auch Grund,"

„Den haben sie, aber das Maul müssen sie deswegen doch halten. Ich wollte" — er nickte sorgenvoll mit dem Kopfe — „wir kriegten bald ein anderes Regiment, die Gnädige verdirbt die Leute. Ich habe mich immer gut mit ihnen gestanden, aber jetzt sehen sie mich auch schon mißtrauisch an, und der Kerl, der Neumann, machte neulich sonderbare Redensarten.

Der alte Herr setzte sich, griff nach seiner Pfeife und that ein paar kräftige Züge. „Das beste wäre, Hans Bernhard heiratete eine vernünftige Frau und übernähme das Gut, dann hätte das Weiberregiment ein Ende."

Die Thür klappte, Erika war hinausgetreten in den dunklen Flur und blickte aus der Hausthür in den kühlen Herbstabend hinaus. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Wie mochte alles werden und enden? Die Zukunft erschien so dunkel! Sie blickte das Dorf entlang, das lag still und dunkel; aus den Ställen drüben klang dann und wann ein Laut, das dumpfe Brummen einer Kuh, das Aufwiehern eines Pferdes. Am Himmel glänzten die Sterne auffallend klar. „Es giebt Frostwetter," sagte sie und trat zurück.

* * *

Erika hatte recht behalten — der Winter rückte ein. Er kam früher und härter als sonst und fand Scheunen und Vorratskammern leer. Das wäre nun auf einem Gute wie Brelitz nicht allzu fühlbar gewesen, ein Notjahr erschöpft die Hilfsquellen dort nicht. Aber die Herrin hielt die strenge Hand fest auf ihren reichen Mitteln, kein mitleidiges Auge ruhte auf dem Bittenden, keine hilfreiche Hand that sich auf, es hieß allezeit: hilf Dir selber! Graue, düstere Frühwintertage zogen herauf, immer kürzer ward die Arbeitszeit, immer länger die Abende, an denen die Leute zu Hause saßen und Zeit hatten zum Nachdenken und zum Reden. Einer ging zum andern, jeder klagte, aus dem Klagen wurden Anklagen, aus dem Anklagen Drohen: ein finsterer Geist ging um in Brelitz. —

„Zahnschmerzen, Kind?" fragte Inspektor Bohm teilnahmsvoll, als Erika eines Morgens mit verbundenem Kopfe erschien und den Kaffee brachte.

„Die ganze Nacht," klagte Erika, „jetzt ist es etwas besser, aber das ganze Gesicht ist verschwollen."

„Schöne Geschichte! Wie wird es denn aber mit Pastors?"

„Die müssen allein Geburtstag feiern, ich kann unmöglich hingehen. Aber hinschicken möchte ich gern."

Der alte Herr nickte. „Brack geht ohnehin nach Mahlow, er kann Deinen Kram mitnehmen."

Der kleine Brack nahm in Brelitz eine Sonderstellung ein. Er wurde von allen gehänselt und trug das mit ebenso großer Gutmütigkeit als Gewandtheit. Ein lustiger Vogel hatte dem kleinen harmlosen Gesellen seinen Spitznamen angehängt: „Johann Spök", das will sagen: ein Spuk, der jeden zum Fürchten machen kann. Das ganze Dorf nannte ihn so. Um seiner Schwächlichkeit und seines zurückgebliebenen Wachtums willen war er zu schwerer Feldarbeit nicht tauglich, er ward deshalb zu allerlei kleinen Beschäftigungen verwandt, wie: das Reitpferd besorgen, Stiefel putzen, Holz klein machen, vornehmlich aber zu allen Botengängen. Er war Erikas Faktotum und „uns' Mamselling" war das Zauberwort, das Johann Spök zu allem fähig machte. Kaum hatte Mariken ihm daher den Sachverhalt klar gemacht, da stand er auch schon reisefertig vor Erika, seine kleinen Augen blitzten vor Vergnügen und Diensteifer.

„Hier, Brack," sagte Erika, „nun geht Er zum Herrn Pastor und giebt dort den Korb für Fräulein Frieda ab, ich ließe schön grüßen und in dem Briefe stünde alles, was ich ihr zu sagen hätte."

„Woll!" sagte Brack mit Nachdruck. Flink und leichtfüßig wie ein Tanzmeister ging er aus dem Dorfe, den Feldweg nach Mahlow entlang. Brelitz war nur ein Filialdorf, der Pastor wohnte in dem eine Stunde weit entfernten Mahlow. Wohlgemut

wanderte Johann Spök dahin, seinen aufmerksamen Augen entging nichts. Er sah prüfend die Saat an, welche die braunen Felder wie grüne Teppichstreifen unterbrach, er bemerkte den Hasen, der über den Weg galoppierte, stand still und beobachtete den Wagen, der auf der fernen Chaussee dahinrollte, und scheuchte dann einen Flug Krähen vor sich her, die sich immer wieder niederließen und ihn ankrächzten.

Leichtbeschwingt wie er ausgegangen trat er im Pfarrhof ein. Ein lieblicher Duft von frischem Kuchen schlug ihm entgegen, als er den Flur betrat. Er klopfte an die Thür. Der Pastor trat heraus, im Schlafrock, die lange Pfeife in der Hand.

„Guten Morgen, Brack — nur herein, sonst wird meine Stube kalt. Na, was bringst Du mir?“

„Dat is nich vör Se — dat is för Fröln Frieda,“ sagte Brack in breitem Platt, „ick sall ehr den Korv afgeben.“

„Ach, von unserer lieben Erika — aber kommt sie denn nicht selbst?“

„Ne, uns' Mamselling is krank, äver se schickt bit un let schön grüßen, un in den Brev stünn allens.“

„Gut!“ sagte der Pastor und nahm dem Alten den Korb ab. Er lüftete den Deckel: eine Schachtel und eine Tüte knusperiger kleiner Kuchen lagen darin. „Ah — Zimmetkringel!“ schmunzelte er und langte einen heraus, den er behaglich in den Mund schob.

Johann Spök stand starr. „Na, nu freten Se's ja up!“

Der Pastor lachte. „Es bleibt in der Familie, Brack,“ tröstete er und ließ das Backwerk zwischen seinen trotz des Alters noch festen Zähnen krachen. „Na, was giebt's denn Neues in Brelitz?“

Johann kratzte sich das kurze Borstenhaar. „Je, Herr Pastor, dat is keen god Tid, de Lüd sünd untofreden — künnen Se denn nich'n beten dohn, dat't anners ward?“

„Ja, das möchte ich wohl gern — aber wie? Wenn mir das einer sagen könnte! Am besten“ — der Pfarrherr blieb stehen und blies erst eine kräftige Wolke aus seiner Pfeife — „am besten wär's, der junge Baron heiratete und übernähme das Gut.“

Johann Spök wiegte den kleinen Vogelkopf und blickte listig zu dem Pastor auf. „Heuraten?! — Jo, dat mücht he woll girn — aver man nich so, as de Testament dat will.“

Der Pastor horchte auf. „Was weißt Du denn davon?“

„Ik weet allens!“ sagte Brack stolz, „äver ik segg nicks, ick segg blot: uns' jung Herr un uns' Mamselling dat wir'n Por, an den uns' Herrgott sin Ogenlust hebben künn!“

„I, Brack, das ist ja dummes Zeug!“

„So,“ sagte der kleine Mann herausfordernd, „heff ik's nich mit min egen Ogen sehn — so — nehmen S' nich ävel, Herr Pastor“ — und Johann Spök ging leichtbeschwingt auf den alten Herrn zu, faßte ihn zärtlich um den Leib und ging mit ihm ein paar Schritte durch die Stube. „Sehen S' — so gungen de Leutnant un uns' Erika dörch'n Park — kännen's drist glöben.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Pfarrfrau erschien auf der Schwelle — verwundert blieb sie stehen.

Aber Brack wußte sich zu helfen, ließ den Pastor stehen, segelte auf die Pfarrfrau zu und sagte: „Nehmen S' nich ävel, Fru Pastern, ik wull blot es sehen, wat de Herr Paster ok ornlich Fleesch up de Rippen han.“

Der Pastor lachte, seine Frau sah etwas ungläubig aus, Brack bewies sich indes als gewandter Diplomat, indem er das Thema wechselte und fragte: „Na, wo is denn nu Fröln Frieda? Woll in de Spis'kammer?“

Die Pastorin verstand vollkommen den geheimen Sinn dieser Worte, sie antwortete daher: „Na, Brack, Butterbrot und Schluck sind schon bereit,“ und nahm ihn mit sich in die hinteren Räume des Hauses.

Der Pastor aber ging mit starken Schritten in seinem Gemache auf und nieder. Dann und wann blieb er stehen und hüllte sich in eine Dampfwolke. Seine Stirn rötete sich, als mache ihm das Nachdenken Anstrengung. Endlich setzte er sich schwer in seinen Sorgenstuhl. „Armes Kind! — Aber es hilft nichts!“ sagte er vor sich hin.

V.

Der Dezemberabend war hereingebrochen, eine finstere, stürmische Nacht zog herauf. Kein Stern leuchtete am Himmel, schwere Schneewolken bedeckten ihn. Um die Ecken des alten Wirtschaftshauses heulte der Wind, schüttelte die kahlen Linden und riß einen Ziegel vom Dach, der polternd herabstürzte.

In ihrer kleinen Giebelstube saß Mariken Günz und nähte. Aber die Arbeit sank ihr mehr als einmal in den Schoß, sie hob die Augen und blickte durch das kleine Fenster in die Nacht hinaus. Ihr Herz war kummerschwer. Am Tage, wenn sie bei ihrer Arbeit war, da dachte sie nicht viel nach, aber jetzt fingen ihre Gedanken an zu wandern. Bei ihren Eltern saß die Sorge zu Tisch, arbeiten konnte ihr alter Vater nicht mehr, das Deputat aber wurde knapper und knapper.

Dazu kränkelte ihre Mutter, daher ging es rückwärts mit der kleinen Wirtschaft. Und dann Martin! Wie anders war doch alles geworden! Sie dachte der Zeiten, da er noch hier gewesen und keck und lustig in Brelitz einhergegangen. Wie hatte er immer zu Pferde gesessen, die Mütze im Nacken, wenn die lange Reihe der Knechte hinausgezogen zum Pflügen, oder gar, wenn er in der Erntezeit mit dem vollen, schwankenden Fuder vom Felde gekommen war, wenn sie dann vor der Thür gestanden hatte, und er hatte gelacht, daß die weißen Zähne unter dem blonden Schnurrbart aufblitzten und aus seinen Augen ein heller Blick hinüberschoß zu ihr! Mariken lachte selbst auf in vergnügter Rückerinnerung — dann aber

Schreckensruf. Mehr als einer hatte schon ihre Reitpeitsche auf seinen Schultern gefühlt, und wer noch keinen körperlichen Angriff zu erdulden gehabt, der spürte das harte Regiment an dem knappen Maß von Korn und anderen Naturalien, an dem allmählichen Einziehen der kleinen Rechte und Vergünstigungen, die ihnen sonst zugestanden.

Die Leute wurden mürrisch, sie arbeiteten unlustig und träge — Verbitterung griff um sich.

Der alte Inspektor sah sorgenvoll aus, sein graues Haar begann an den Schläfen silberweiß zu werden — nichts drückt mehr nieder als ohnmächtiger Kampf gegen eine stärkere Gewalt, die uns zwingt, gegen unsere Überzeugung zu handeln.

„Wie soll das enden?" fragte er oft seufzend. „Es ist Unrecht, bitteres Unrecht, was den Leuten angethan wird! Sie werden mit Gewalt auf einen falschen Weg getrieben."

„Aber unsere Leute sind gut," sagte Erika, „sie werden aushalten, bis es wieder anders wird."

Der alte Herr ging erregt in der Stube auf und nieder. „Es sind schlechte Zeiten, Kind, und zum Winter wird es noch schlimmer. Dazu sind die Leute nicht mehr wie früher, sie haben allerhand neue Ideen im Kopfe. In den Städten faseln sie so viel von Freiheit und Menschenrechten, das steigt ihnen zu Kopf."

Erika blickte nachdenklich vor sich hin. „Etwas besser könnten sie es auch wirklich haben, in andern Ländern sollen die Arbeiter doch anders gestellt sein."

„Ach was, sie haben es ganz gut. Unter dem alten Herrn waren es alle zufrieden."

„Ja, aber jetzt — sie hängen doch zu sehr von dem Willen ihres Herrn ab, sie müßten freier sein. Ich meine, ihre Rechte müßten bestimmt sein, ohne daß die gute oder böse Gemütsart des Gutsherrn den Ausschlag gäbe."

„Nanu, Mädchen, Du redest ja wie ein Demokrat! Laß das ja niemand hören, die Kerls sind so schon aufstützig genug."

„Sie haben auch Grund,"

„Den haben sie, aber das Maul müssen sie deswegen doch halten. Ich wollte" — er nickte sorgenvoll mit dem Kopfe — „wir kriegten bald ein anderes Regiment, die Gnädige verdirbt die Leute. Ich habe mich immer gut mit ihnen gestanden, aber jetzt sehen sie mich auch schon mißtrauisch an, und der Kerl, der Neumann, machte neulich sonderbare Redensarten.

Der alte Herr setzte sich, griff nach seiner Pfeife und that ein paar kräftige Züge. „Das beste wäre, Hans Bernhard heiratete eine vernünftige Frau und übernähme das Gut, dann hätte das Weiberregiment ein Ende."

Die Thür klappte, Erika war hinausgetreten in den dunklen Flur und blickte aus der Hausthür in den kühlen Herbstabend hinaus. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Wie mochte alles werden und enden? Die Zukunft erschien so dunkel! Sie blickte das Dorf entlang, das lag still und dunkel; aus den Ställen drüben klang dann und wann ein Laut, das dumpfe Brummen einer Kuh, das Aufwiehern eines Pferdes. Am Himmel glänzten die Sterne auffallend klar. „Es giebt Frostwetter," sagte sie und trat zurück.

* * *

Erika hatte recht behalten — der Winter rückte ein. Er kam früher und härter als sonst und fand Scheunen und Vorratskammern leer. Das wäre nun auf einem Gute wie Brelitz nicht allzu fühlbar gewesen, ein Notjahr erschöpft die Hilfsquellen dort nicht. Aber die Herrin hielt die strenge Hand fest auf ihren reichen Mitteln, kein mitleidiges Auge ruhte auf dem Bittenden, keine hilfreiche Hand that sich auf, es hieß allezeit: hilf Dir selber! Graue, düstere Frühwintertage zogen herauf, immer kürzer ward die Arbeitszeit, immer länger die Abende, an denen die Leute zu Hause saßen und Zeit hatten zum Nachdenken und zum Reden. Einer ging zum andern, jeder klagte, aus dem Klagen wurden Anklagen, aus dem Anklagen Drohen: ein finsterer Geist ging um in Brelitz. —

„Zahnschmerzen, Kind?" fragte Inspektor Bohm teilnahmsvoll, als Erika eines Morgens mit verbundenem Kopfe erschien und den Kaffee brachte.

„Die ganze Nacht," klagte Erika, „jetzt ist es etwas besser, aber das ganze Gesicht ist verschwollen."

„Schöne Geschichte! Wie wird es denn aber mit Pastors?"

„Die müssen allein Geburtstag feiern, ich kann unmöglich hingehen. Aber hinschicken möchte ich gern."

Der alte Herr nickte. „Brack geht ohnehin nach Mahlow, er kann Deinen Kram mitnehmen."

Der kleine Brack nahm in Brelitz eine Sonderstellung ein. Er wurde von allen gehänselt und trug das mit ebenso großer Gutmütigkeit als Gewandtheit. Ein lustiger Vogel hatte dem kleinen harmlosen Gesellen seinen Spitznamen angehängt: „Johann Spök", das will sagen: ein Spuk, der jeden zum Fürchten machen kann. Das ganze Dorf nannte ihn so. Um seiner Schwächlichkeit und seines zurückgebliebenen Wachtums willen war er zu schwerer Feldarbeit nicht tauglich, er ward deshalb zu allerlei kleinen Beschäftigungen verwandt, wie: das Reitpferd besorgen, Stiefel putzen, Holz klein machen, vornehmlich aber zu allen Botengängen. Er war Erikas Faktotum und „uns' Mamselling" war das Zauberwort, das Johann Spök zu allem fähig machte. Kaum hatte Mariken ihm daher den Sachverhalt klar gemacht, da stand er auch schon reisefertig vor Erika, seine kleinen Augen blitzten vor Vergnügen und Diensteifer.

„Hier, Brack," sagte Erika, „nun geht Er zum Herrn Pastor und giebt dort den Korb für Fräulein Frieda ab, ich ließe schön grüßen und in dem Briefe stünde alles, was ich ihr zu sagen hätte."

„Woll!" sagte Brack mit Nachdruck. Flink und leichtfüßig wie ein Tanzmeister ging er aus dem Dorfe, den Feldweg nach Mahlow entlang. Brelitz war nur ein Filialdorf, der Pastor wohnte in dem eine Stunde weit entfernten Mahlow. Wohlgemut

wanderte Johann Spök dahin, seinen aufmerksamen Augen entging nichts. Er sah prüfend die Saat an, welche die braunen Felder wie grüne Teppichstreifen unterbrach, er bemerkte den Hasen, der über den Weg galoppierte, stand still und beobachtete den Wagen, der auf der fernen Chaussee dahinrollte, und scheuchte dann einen Flug Krähen vor sich her, die sich immer wieder niederließen und ihn ankrächzten.

Leichtbeschwingt wie er ausgegangen trat er im Pfarrhof ein. Ein lieblicher Duft von frischem Kuchen schlug ihm entgegen, als er den Flur betrat. Er klopfte an die Thür. Der Pastor trat heraus, im Schlafrock, die lange Pfeife in der Hand.

„Guten Morgen, Brack — nur herein, sonst wird meine Stube kalt. Na, was bringst Du mir?"

„Dat is nich vör Se — dat is för Fröln Frieda," sagte Brack in breitem Platt, „ick sall ehr den Korv afgeben."

„Ach, von unserer lieben Erika — aber kommt sie denn nicht selbst?"

„Ne, uns' Mamselling is krank, äver se schickt dit un let schön grüßen, un in den Brev stünn allens."

„Gut!" sagte der Pastor und nahm dem Alten den Korb ab. Er lüftete den Deckel: eine Schachtel und eine Tüte knusperiger kleiner Kuchen lagen darin. „Ah — Zimmetkringel!" schmunzelte er und langte einen heraus, den er behaglich in den Mund schob.

Johann Spök stand starr. „Na, nu freten Se's ja up!"

Der Pastor lachte. „Es bleibt in der Familie, Brack," tröstete er und ließ das Backwerk zwischen seinen trotz des Alters noch festen Zähnen krachen. „Na, was giebt's denn Neues in Brelitz?"

Johann kratzte sich das kurze Borstenhaar. „Je, Herr Pastor, dat is keen god Tid, de Lüd sünd untofreden — künnen Se denn nich'n beten dohn, dat't anners ward?"

„Ja, das möchte ich wohl gern — aber wie? Wenn mir das einer sagen könnte! Am besten" — der Pfarrherr blieb stehen und blies erst eine kräftige Wolke aus seiner Pfeife — „am besten wär's, der junge Baron heiratete und übernähme das Gut."

Johann Spök wiegte den kleinen Vogelkopf und blickte listig zu dem Pastor auf. „Heuraten?! — Jo, dat müch he woll girn — aver man nich so, as de Testament dat will."

Der Pastor horchte auf. „Was weißt Du denn davon?"

„Ik weet allens!" sagte Brack stolz, „äver ik segg nicks, ick segg blot: uns' jung Herr un uns' Mamselling dat wir'n Por, an den uns' Herrgott sin Ogenluſt hebben künn!"

„I, Brack, das ist ja dummes Zeug!"

„So," sagte der kleine Mann herausfordernd, „heff ik's nich mit min egen Ogen sehn — so — nehmen S' nich ävel, Herr Pastor" — und Johann Spök ging leichtbeschwingt auf den alten Herrn zu, faßte ihn zärtlich um den Leib und ging mit ihm ein paar Schritte durch die Stube. „Sehen S' — so gungen de Leutnant un uns' Erika dörch'n Park — kännen's drist glöben."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Pfarrfrau erschien auf der Schwelle — verwundert blieb sie stehen.

Aber Brack wußte sich zu helfen, ließ den Pastor stehen, segelte auf die Pfarrfrau zu und sagte: „Nehmen S' nich ävel, Fru Pastern, ik wull blot es sehen, wat de Herr Paster ok ornlich Fleesch up de Rippen han."

Der Pastor lachte, seine Frau sah etwas ungläubig aus, Brack bewies sich indes als gewandter Diplomat, indem er das Thema wechselte und fragte: „Na, wo is denn nu Fröln Frieda? Woll in de Spis'kammer?"

Die Pastorin verstand vollkommen den geheimen Sinn dieser Worte, sie antwortete daher: „Na, Brack, Butterbrot und Schluck sind schon bereit," und nahm ihn mit sich in die hinteren Räume des Hauses.

Der Pastor aber ging mit starken Schritten in seinem Gemache auf und nieder. Dann und wann blieb er stehen und hüllte sich in eine Dampfwolke. Seine Stirn rötete sich, als mache ihm das Nachdenken Anstrengung. Endlich setzte er sich schwer in seinen Sorgenstuhl. „Armes Kind! — Aber es hilft nichts!" sagte er vor sich hin.

V.

Der Dezemberabend war hereingebrochen, eine finstere, stürmische Nacht zog herauf. Kein Stern leuchtete am Himmel, schwere Schneewolken bedeckten ihn. Um die Ecken des alten Wirtschaftshauses heulte der Wind, schüttelte die kahlen Linden und riß einen Ziegel vom Dach, der polternd herabstürzte.

In ihrer kleinen Giebelstube saß Mariken Günz und nähte. Aber die Arbeit sank ihr mehr als einmal in den Schoß, sie hob die Augen und blickte durch das kleine Fenster in die Nacht hinaus. Ihr Herz war kummerschwer. Am Tage, wenn sie bei ihrer Arbeit war, da dachte sie nicht viel nach, aber jetzt fingen ihre Gedanken an zu wandern. Bei ihren Eltern saß die Sorge zu Tisch, arbeiten konnte ihr alter Vater nicht mehr, das Deputat aber wurde knapper und knapper.

Dazu kränkelte ihre Mutter, daher ging es rückwärts mit der kleinen Wirtschaft. Und dann Martin! Wie anders war doch alles geworden! Sie dachte der Zeiten, da er noch hier gewesen und keck und lustig in Brelitz einhergegangen. Wie hatte er immer zu Pferde gesessen, die Mütze im Nacken, wenn die lange Reihe der Knechte hinausgezogen zum Pflügen, oder gar, wenn er in der Erntezeit mit dem vollen, schwankenden Fuder vom Felde gekommen war, wenn sie dann vor der Thür gestanden hatte, und er hatte gelacht, daß die weißen Zähne unter dem blonden Schnurrbart aufblitzten und aus seinen Augen ein heller Blick hinüberschoß zu ihr! Mariken lachte selbst auf in vergnügter Rückerinnerung — dann aber

trübten sich ihre Augen, und sie seufzte. Das war alles vorbei! Martin war nach Berlin gegangen, ein paarmal hatte er geschrieben, jetzt wußte sie lange nichts von ihm. Sie wunderte sich nicht darüber, wußte sie doch selbst, welch mühseliges Geschäft es sei, einen Brief abzufassen — und das Postgeld war teuer! Aber gewußt hätte sie doch gerne, wie es ihm jetzt ging und wo er war. In die braunen Augen des Mädchens, das vor sich hinstarrte, traten langsam zwei Thränen und rollten über die Wangen.

Auf einmal ward sie aufmerksam. Ein kurzes, leises Knacken ließ sich hören, es kam vom Fenster, dann war wieder alles still. Aber da — jetzt wieder und noch einmal! Sie sprang auf und riß das Fenster auf. Der Nachtsturm brauste ihr entgegen, riß ihr das Tuch von den Schultern und blies die Öllampe aus — sie achtete es nicht, denn unten rief eine liebe, lange nicht gehörte Stimme ihren Namen.

„Gleich, gleich! Ihre zitternden Finger rafften das Tuch vom Boden, dann lief sie die Treppe hinab und in die Nacht hinaus. An der Hausecke fingen sie ein Paar Arme auf. „Mein Gott, Martin, wo kommst Du her?"

„Aus Berlin, Mädchen! Hab' bis jetzt ordentlich gearbeitet und was vor mich gebracht. Jetzt giebt es weniger Arbeit, da wollt' ich mal sehen, wie es bei Euch aussieht."

„Schlecht, Martin, schlecht. Es ist nicht mehr wie früher. Ich wollt', ich könnt' auch fort!"

„Sollst Du auch, deshalb bin ich hier. Mit der Arbeit auf dem Lande ist es aus, aber in der großen Stadt giebt's noch welche, ich nehm' Dich mit, und dann laß die Gnädige uns nachflöten."

Mariken antwortete nicht, die große Stadt war ihr ein fremder Begriff, unheimlich kam es ihr vor, dort zu wohnen.

„Und das Leben dort," sagte Martin, „das ist ganz anders als hier. Meinst, dort ließe sich einer so schuhriegeln? Den würden sie! Nein, da stehen auch die Arbeiter alle für einen Mann und helfen sich selbst. Und es kommen noch ganz andere Zeiten — sie sagen ja, die Minister taugen alle nicht, und es muß ganz anders werden in der Welt."

Erstaunt hatte das Mädchen zugehört, erstaunt und verwirrt. Das war ja gar nicht mehr ihr Martin, der solche Reden führte. So lange er hier in Brelitz gewesen, hatte er sich um nichts in der Welt bekümmert als um das Dorf, die Umgegend und die Vorkommnisse in diesem Winkel, um seine Arbeit und um sie. Was führte er heute für Reden?!

„Du redest wie der Rademacher, der will auch die Welt umkehren."

„Die soll auch umgekehrt werden, je eher, je besser! Und dann — sollst mal sehen — kommen wir obenauf! Ich will ihnen hier schon die Augen aufmachen! Die sind ja wie die Blinden, lassen sich quälen Tag aus, Tag ein — Donnerwetter! Die sollen erst mal lernen, daß nicht nur sie von der Herrschaft abhängen, sondern die Herrschaft auch von ihnen — da laß mich sorgen."

Mariken Günz war ein verständiges Mädchen. Sie faßte den Erregten unter den Arm und drückte den blonden Kopf an seine Schulter. „Na, laß man gut sein — sag mir erst mal, was nun werden soll, hier im Dorf darfst Dich ja nicht sehen lassen."

„Brauch ich auch nicht — Arndt draußen auf dem Teerofen giebt mir gern 'ne Schlafstelle — aber Dich wollt' ich doch gern mal sehen — und — na — und die andern auch mal."

„Das kannst auch, aber, Martin, sei vorsichtig, laß Dich nicht sehen, Du weißt nicht, wie die Gnädige jetzt ist."

„Ich weiß es nicht —?"

„Nein, sie macht es jetzt noch viel döller — na, die andern werden Dir's ja auch erzählen. Aber nun komm, es ist so kalt." Sie schauerte zusammen und zog ihn mit sich, die lange Allee des Parkes, die sie hinabgegangen waren, zurück. Er umfaßte sie und bog sich tief zu ihr nieder, leiser und leiser wurde ihr Sprechen, zuletzt war es nur ein Flüstern mit langen Pausen. —

Das war ein Aufsehen im Dorfe, als alle es wußten, daß Martin Schmidt zurückgekehrt war. Und wie war er wiedergekehrt! Ganz der alte „Martin Babenup", keck und stolz wie immer — aber ein gut Teil klüger noch! Und reden konnte er! Wo er das nur all her hatte!

„Ja, die Berliner sind doch ganz gewaltig kluge Menschen," sagte Vater Stahl bedächtig, „uns' Martin ist dem Radmacher ja noch über."

Ja, er redete! Er zeigte den Arbeitern ihre Lage, er sprach davon, wie sie — ein ganzer Haufe Menschen — abhängig seien von einer bösen, alten Frau; er zeigte ihnen aber auch die eigene Bedeutung und brachte ihnen die Überzeugung bei, daß sie einzeln wohl nicht viel zu bedeuten hätten, aber vereint eine große Kraft darstellten, die nicht nur ihrem Herrn, sondern dem ganzen Lande wichtig und nützlich sei. Es klang ein gut Teil Wahrheit aus seinen Worten, aber daneben auch viel unverstandenes Zeug, hochtönende Worte, die er selber nicht verstand, mit denen er sich und anderen die Köpfe nur erhitzte.

Ja! Heiß wurden sie, die dicken, strohdachbedeckten Schädel der Tagelöhner. Langsam begann es in ihnen zu glimmen wie Feuer im geschlossenen Raum. Zündstoff war in Menge da, es bedurfte nur des befreienden Luftzuges, um den Brand auflodern zu machen.

Acht Tage blieb Martin in der Gegend, dann verschwand er wieder. Aber die Leute saßen zusammen, redeten und beratschlagten, und still glomm das Feuer weiter. Zeitungen lasen sie damals nicht, die hätten ihnen auch kaum Stoff geliefert, da sie alle unter strenger Polizeiaufsicht standen. Aber jeder, der einen Gang in die nächste Stadt machte, ward zur lebendigen Zeitung und brachte eine Menge Neuigkeiten mit. Auch in der Stadt gab es unruhige Geister, es gärte im Volke allenthalben. Mit dem großen Aufschwung der Freiheitskriege war eine neue Zeit angebrochen — Umwälzungen in der Natur wie im Staatsleben kommen mit Donner und Blitz — still war es jetzt, aber im Volke war ein neuer Geist, der wuchs und nahm immer mehr Raum ein, und die Weisen des Volkes sahen voraus, daß ein Tag

kommen werde, wo er zum Ausbruch drängen würde!

Der Pastor spürte es, daß etwas vorging in den Leuten. Er hatte fast dreißig Jahre unter ihnen gelebt und kannte ihre Art. Sie waren scheuer geworden, der Kirchenbesuch ließ zu wünschen übrig, Klagen drangen an sein Ohr, bisweilen auch verversteckte Drohungen, verbissene Scheltworte.

„Die Gnädige verdirbt die Leute,“ seufzte auch er. Was aber ließ sich thun? In der Stille seiner Studierstube bewegte er den Gedanken in sich und grübelte manche Stunde lang darüber nach, wie sich wohl alles zum Guten wenden lasse.

Dicht vor Weihnachten, an einem sonnenhellen Wintertage, stand er auch am Fenster seiner Studierstube und blickte gedankenvoll hinaus in die lichte Landschaft. Blauer Himmel war ausgespannt über dem schneebedeckten Gefilde, glitzernder Sonnenschein lachte überall. Aus den Schornsteinen stieg in schlanker Säule der Rauch und flatterte in kleinen, grauweißen Wölkchen dem Himmel zu. Auf dem Dorfteich lärmten und jubelten die Kinder, dann und wann klingelte ein Schlitten vorbei. Es fiel dem Pastor ein, daß er schon längst einmal in Geschäften nach der Stadt gewollt und nur des Unwetters wegen, das in der letzten Woche geherrscht, die Fahrt hinausgeschoben habe. Er öffnete das Fenster. Kalt, aber rein und erquicklich strömte die Luft ein.

„Krischan — anspannen!“ rief der Pastor mit starker Stimme.

„Woll, Herr!“ gröhlte es in tiefen Tönen aus dem Pferdestall. Frieda aber, die jüngste Pfarrtochter, die gerade mit einem flachen Korb voll Gerste aus der Vorratskammer kam und über den Hof ging, blieb verwundert stehen.

„Du willst ausfahren, Vating?“

„Ja, nach der Stadt. Willst Du mit?“

„Ich kann ja nicht — wir schlachten ja, da läßt Mutter mich nicht mit,“ klang es beweglich herauf.

Der Pastor lachte. „Nun, dann ein andermal,“ tröstete er. „Soll ich in Brelitz etwas bestellen?“

„Viele Grüße, und ich ließe Erika fragen, ob sie noch lebte.“

Eine halbe Stunde später klingelte der Schlitten auf dem Wege nach Brelitz dahin.

Erika hörte im Zimmer den hellen Klang der Schlittenglocken und blickte aus dem Fenster. Als sie den Pastor erkannte, nahm sie schnell ein Tuch um und trat aus der Thür.

Dem alten Herrn flog es wie Rührung durch den Sinn, als er sie da oben stehen sah. War sie nicht die geborene Gutsfrau mit der schlanken Gestalt, der Freiheit und Würde ihrer Haltung? Und noch mehr! Aus den blauen Augen sprach ein lebhafter Geist, er kannte ihn wohl, hatte er ihn doch selbst gebildet und hatte seine Freude gehabt an ihrer Ausdauer, an ihrem echten warmen Gefühl für alles Große und Gute.

„Ganz allein, Onkel Pastor?“ rief sie freundlich. „Nicht einmal Krischan der Getreue, das Ideal eines Pfarrkutschers, begleitet Dich?“

„Das Ideal muß heute Holz klein machen,“ lachte der Pastor. „Aber wie geht es bei Euch? Warum läßt Du Dich gar nicht einmal sehen?“

„Ich komme bald,“ sagte Erika. „Aber wo willst Du denn hin?“

„Nach der Stadt. Hast Du etwas zu besorgen — ich übernehme es gern.“

„Nein, Onkel, aber —“ Erika zögerte ein wenig, „möchtest Du mich wohl mitnehmen? Ich habe allerlei da zu thun, was ich allein besorgen muß.“

„Das versteht sich, Kind,“ rief der Pastor erfreut. „Aber etwas beeilen mußt Du Dich, die Pferde stehen nicht gern, ich habe heute das junge eingespannt — siehst Du es nicht?“

„Freilich, Onkel — aber nun schnell, in zwei Minuten bin ich hier.“

Im pelzverbrämten Mantel, auf dem dunklen Kopfe ein graues Pelzmützchen, im Antlitz einen Zug gesunder Jugendfröhlichkeit, so trat sie aus dem Hause und stieg vergnügt in den Schlitten.

Der Pastor ließ die Pferde ausgreifen, und sie flogen hinaus ins Freie. Die kleinen Häuser des Dorfes verschwanden, und weithin breitete sich die Landschaft vor ihnen aus, ein einziges ungeheures Schneefeld, aus dem die Sonne vielfarbige Funken lockte. Nur hie und da mochte der scharfe Dezemberwind, der in den letzten Tagen geweht, die weiße Decke gelüftet und fortgefegt haben, daß das braune Erdreich bloßlag. Jetzt war der Wind gänzlich verstummt, die Weiden an den Seiten des Weges rührten kein Zweiglein, kein Härchen sträubte sich an dem Pelz des Hasen, der auf dem Felde saß und mit hochgespitzten Ohren nach dem Fuhrwerk schaute. Den Horizont säumte dunkler Wald, dicht am Dorfe beginnend und in weitem Bogen von ihm fortstrebend, hie und da unterbrach eine schöne Baumgruppe die Eintönigkeit des blachen Feldes. Ein Flug Rebhühner schwirrte auf, ließ sich wieder nieder und trippelte eilig davon, weiterhin saß eine ganze Versammlung schwarzröckiger Saatkrähen, hüpfte schwerfällig umher und strich beim Nahen des Schlittens mit schwerem Flügelschlag davon.

Erika lehnte sich zurück und atmete voll Behagen die reine Luft. „Das war ein guter Gedanke, Onkel, heute nach der Stadt zu fahren und mich mitzunehmen,“ sagte sie. „Im Freien ist es doch am besten. Mir wird in der frischen Luft immer die Seele so weit, als wäre sie ein Vogel, der immer höher und höher stiege, und unter ihr versänke die Erde mit ihren Sorgen.“

Der Pastor schwieg, er blickte vor sich hin. Ein Gedanke keimte in ihm empor. Alles, was er in den letzten Wochen so viel überlegt hatte, wurde wach, während er neben dem Mädchen dahinfuhr, von welchem vielleicht das Schicksal so vieler seiner Pfarrkinder abhing. Ob Brack wohl wahrgesprochen hatte? Er kannte die alte ehrliche Seele — aber konnte er sich nicht irren? Und dann fiel ihm doch so manche Beobachtung ein, die er selbst gemacht, wenn er den jungen Baron und Erika beisammen gesehen! Ja, es war wohl so, es war ein Unglück, für beide, für die Leute, er sah es ganz klar. Was

aber sollte er thun? Durfte er daran rühren? Und doch — sollte er die beiden Menschen, denen er nahe gestanden von ihrer Jugend an, die er beide getauft und eingesegnet, deren Seelsorger er gewesen war, so blind dahingehen lassen, ohne ihnen die Augen für ihre Pflicht zu öffnen?

Erika bemerkte sein Schweigen gar nicht, sie war gleichfalls in tiefe Gedanken versunken — eine feine Falte stand zwischen ihren Brauen. Dann schlug sie plötzlich die Augen voll auf. „Ich habe jetzt rechte Sorgen, Onkel," sagte sie.

Der Pastor fand sich eigentümlich berührt von ihrem ernsten Ton, er machte einen Scherz, um sich selbst über eine kleine Verlegenheit fortzuhelfen. „Ist der Kuchen nicht geraten?" fragte er.

„Ach, Onkel, das sind keine Sorgen," sagte Erika lächelnd, „davon ließe ich mir die gute Laune nicht verderben. Nein, ich fühle einen wirklichen Druck auf meinem Gemüte, ich sorge mich um meinen guten Vater, dann aber geht mir auch die Not der Leute nahe, die wirkliche Not und auch die geistige Not, in die sie mehr und mehr geraten."

Auch der Pastor war wieder ernst geworden. „Mir ist die Sache nicht fremd, von allen Seiten regnet es Klagen, aber niemand will mir Rede stehen, wenn ich frage, die Leute weichen mir aus, es ist, als hätten sie nicht so viel Vertrauen zu mir wie sonst."

„Aber ich weiß alles, Onkel," rief Erika eifrig, und ihre blauen Augen blitzten hell, „ich bin selbst ein Brelitzer Kind und kenne die Leute und weiß, was sie wert sind und was ihnen angethan wird. Und siehst Du — o Onkel, Onkel," unterbrach sie sich selbst, „wie froh bin ich, daß ich mich einmal aussprechen kann über das, was ich mit mir herumtrage schon so lange. Meinem Vater mag ich nichts davon sagen, der macht sich schon ohnehin Sorgen genug, ach, sein Haar ist viel, viel weißer geworden in letzter Zeit."

Der Pastor nahm ihre Hand und drückte sie herzlich. „Nun freut es mich doppelt, daß ich Dich mitgenommen habe. Schütte Dein Herz einmal ordentlich aus, mein Kind."

„Es ist wie ich schon sagte, Onkel," begann Erika von neuem. „Die Leute sind in Not und die leibliche ist nicht die schlimmste, sie werden schlechter durch den schlechten Einfluß von oben herab. Bei unserem alten Herrn war das ganz anders, der schenkte den Leuten Vertrauen und verteilte die Pflichten gleichmäßig. Da hieß es: ich sorge für Euch, schütze Euch, dafür erwarte ich aber auch, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut. Jetzt heißt es: für Euch die Arbeit, je weniger ich dafür zu zahlen habe, desto besser ist es."

Der Pastor nickte ernst. „Ja, ja, es ist manches jetzt anders. Ich merke es auch, und in Brelitz spürt Ihr es wohl noch mehr."

„Ja, Onkel, Tag für Tag. Ich bin ja nur ein Mädchen und verstehe nicht alles, aber ich höre und sehe doch, und wenn man jetzt die Willkür in Brelitz betrachtet, so kommen einem doch wunderliche Gedanken über die Zweckmäßigkeit einer Staatsverwaltung, die das Recht in die Hände eines einzelnen Standes legt."

Nachdenklich blickte der Pastor vor sich hin. „Ich will durchaus nicht bestreiten, daß auch ich nicht mit allem einverstanden bin. Im großen und ganzen läßt es sich aber vorderhand nicht ändern, Gott der Herr allein kann hier helfend eingreifen, und er allein weiß den richtigen Zeitpunkt hierzu."

Erika nickte, sah aber mit großen Augen ins Weite. „Warum ist es nicht bei uns wie in Amerika? Warum wird hier der Hände Arbeit so gering geachtet? Warum giebt es überhaupt verschiedene Stände?"

„Das letztere hat Gott so geordnet, liebes Kind. Das ist nirgends in der Welt anders, auch in Amerika nicht. Wohl sind dort die Rechte der Arbeiter größer, aber verschiedene Stände giebt es auch, ist's kein Geburtsadel, so ist's doch Geldadel. So war es immer, und so wird es wahrscheinlich auch ferner sein. Die Macht wird zwar von einer Hand in die andere gehen, aber das Utopien der Schwärmer, in dem alle Menschen gleichberechtigt und mit gleichen Pflichten zusammenleben, das dürfen wir nicht hoffen, in diesem Leben zu finden."

„Aber soll man denn dem Unrecht ruhig und gleichgültig zusehen und sich damit trösten, daß es nun einmal so ist?"

„Nein, mein Kind, das wäre gegen alle Christenpflicht, und damit komme ich zum zweiten Teile meiner Betrachtung: je höher Gott den Menschen gestellt hat, je mehr er an Ansehen und Reichtum, oder auch durch geistige Güter, durch Wissen, durch Bildung, durch Herzensgüte die andern überragt, desto größer ist auch die Verpflichtung, welche er übernimmt. Man spricht immer vom Recht des Stärkeren, man sollte endlich auch einmal von der Pflicht des Stärkeren sprechen. Mag die Stärke bestehen, worin sie will, wenn sie nicht mit Großmut eng verknüpft ist, so ist sie ein vergrabenes Pfund, das einst zurückgefordert werden wird."

„Ja," rief Erika erregt, „das ist es, was auch ich meine, das heißt auf unsern besonderen Fall angewendet: jeder Gutsherr muß sich verantwortlich fühlen für seine Leute, ihr Wohl muß seine Sorge sein, er muß im Notfall selbst den eigenen Vorteil in die zweite Linie stellen."

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Lieder einer Witwe.

Von Anna Ritter.

I.

Witwenringe.

Zwei goldne Ringlein blitzen
An meiner Hand —
Von meines Liebsten Liebe
Ein doppelt Pfand!

Nun bin ich durch die Ringlein,
Schon in der Zeit,
Verbunden und verknüpfet
Der Ewigkeit.

II.

An Nesthäkchens Bett.

Nun schlief er ein! So süß und warm,
Das Köpfchen ruht auf seinem Arm,
Ein Kranz von Löckchen, wunderfein,
Rahmt goldig sein Gesichtchen ein.

Wie ruhig atmet seine Brust!
Es spielt ein Lächeln unbewußt
Um seinen Mund, die runde Hand
Hält noch die Peitsche fest umspannt.

Ich schau' ihn an, und durch mein Herz
Zieht Mutterglück und Witwenschmerz:
Ach, daß ich Dir, geliebter Mann,
Mein Kindchen nicht mehr zeigen kann!

III.

Trugglück.

Mir ist, nun ich die alten Straßen wieder wandle,
Als müßt' der Liebste um die Ecke biegen,
Als sollt' ich ihm, wie einst in sel'gen Tagen,
In froher Ungeduld entgegen fliegen.

Beseligt schau' ich aus, ihn zu erblicken,
Und meine schon den lieben Schritt zu hören,
Da faßt der Wind den schwarzen Witwenschleier,
Den kurzen Traum mir grausam zu zerstören.

Wie England es macht.*)

Der Tapferkeit der Buren ist es zu danken, daß heute die englische Flagge nicht auf den Regierungsgebäuden in Transvaal weht; ich sage die englische Flagge, denn heute wird niemand mehr so kindlich sein, zu glauben, daß das sonst so fromm sich in die Brust werfende England nicht sofort gemeinsame Sache mit den Räuberhorden der Chartered Company gemacht haben würde, wenn es ihnen gelungen wäre, die Freiheit Transvaals niederzutreten. Die aufgeregten Wogen werden sich daher wohl wieder glätten, und vielleicht erleben wir es noch, daß Albion wie der Fuchs sagt: „De Worst es mi to krumm; do hung se an den Balken."

Aber glaubt nur nicht, daß dieser edle Vetter wegen dieses, gelinde gesagt, Mißerfolgs seine Polypenarme einziehen wird; nein, diese sind noch munter und frisch und werden nun zunächst in anderen Gewässern umherangeln, um zu gelegener Zeit, wenn die arglose übrige Welt ihr Mittagsschläfchen hält, ihr Glück einmal wieder in den Burenlanden zu versuchen. Unser internationaler Nimmersatt sagt ja selbst sprichwörtlich, daß der Leopard niemals seine Flecken verliere, und so verlaßt Euch darauf, er wird das immer wieder vertrauensselig einnickende Europa eines Tages mit neuen Streichen nach altem Rezept überraschen. Ihr wißt doch alle, daß der fromme Herr sich vor Jahr und Tag schon einmal von den Buren den Staub aus seiner Jacke hat klopfen lassen, und zwar als er besagte, wenig reinliche Jacke auf dem Leibe trug; aber brachte er trotz dieses „Mißerfolgs" bei einer späteren Gelegenheit die Buren nicht doch ans „trekken", und hat er nicht jetzt in der Christwoche, die vor langen Zeiten den Frieden auf Erden brachte, zu einem neuen Streich ausgeholt?!

Wenn in irgend einer verlorenen Ecke der Welt ein vermeintliches Unrecht geschieht, etwa ein Volks-Bruchteil nach der Ansicht des tugendhaften Briten geknechtet wird, dann erhebt er sofort ein großes Geschrei, da er sich als die rechte Hand der Vorsehung aufspielen will: da verflucht er auf allen Gassen den von Europa angeblich geübten Spruch: „Macht geht vor Recht"; aber was lehrt uns die Geschichte über seine Mittel, Macht zu erlangen?

Im spanischen Erbfolgekriege erobert ein deutscher Prinz (merkt Euch das), nämlich der von Hessen-Darmstadt, mit einer englisch-holländischen Flotte durch Überrumpelung das spanische Gibraltar, und England — — behält diesen ihm unbezahlbaren Bissen, obschon dessen Herausgabe wiederholt verlangt und auch teilweise versprochen war.

Mit unserm großen Friedrich schließt das Inselreich ein Bündnis, nicht aber, wie sich bald zeigte, um ihm auf dem Schlachtfelde gegen Österreich und Frankreich mit den Waffen in der Hand zu helfen, denn Friedrich wurde mit zögernd gewährten Subsidien abgespeist, — nein, um gegen Frankreich in den Kriegszustand zu kommen und diesem mit einer überlegenen Flotte den größten Teil von Kanada wegzunehmen.

Am Kap der guten Hoffnung läßt es Holland eine Wildnis zum Garten machen, und als die Frucht reif war, da nimmt England sie und legt damit den ersten Baustein zu seiner jetzt leider schon übermäßig angewachsenen Macht in Afrika. Wie die uns stammverwandten Holländer von Jahr zu Jahr weiter nordwärts gedrückt wurden, das haben wir ja in unseren Tagen gesehen.

Auch in Ägypten hat Albion es schlau angefangen; nachdem Frankreich den Suez-Kanal, der England für sein

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz den „Alldeutschen Blättern", den Mitteilungen des „Deutschen Verbands". Mit Freude verfolgen wir die innere Kräftigung des Vereins, der sich immer mehr zum zielbewußten Vertreter nationaler Gesinnung ausgestaltet. Wir bitten unsere Leser, sich ihm anzuschließen. Es kostet ja nur 3 Mk. Beitrittserklärungen sind an Herrn Fründt, Berlin W., Kurfürstenstr. 44, zu richten.

indisches Reich jährlich Milliarden wert ist, gebaut hatte, galt es, diese Wasserstraße zunächst civilrechtlich, dann völkerrechtlich in seinen Besitz zu bringen. Was einfacher, als dem bankerotten Ägypten die Aktien abzukaufen und dann mit dem anderen Geschäftsteilhaber Händel anzufangen? Beides geschah, und heute sitzt England fest im ergatterten Besitz, bis heute leider unter dem Beifall mancher anderen Mächte.

Es würde zu weit führen, wollte man die Beispiele alle aufführen, wo England, sei es durch Schlauheit, sei es durch Mißachtung des Rechts, dem übrigen Europa ein Schnippchen schlug; aber lest Eure Geschichte, und Ihr werdet finden, wie es Kopenhagen in Brand schoß und die dänische Flotte raubte, wie es in den Besitz von Cypern kam, wie es von Holland Aschanti erschacherte und diesem dafür Atschin gab, ein unseliges Krebsgeschwür für dieses kleine, aber tapfere Seevolk. Zu dem Kapitel Ägypten gehört auch noch die Beschießung des mit armseligen Erdhaufen verteidigten, in Wirklichkeit aber wehrlosen Alexandria, scheinbar zur Niederwerfung des Aufrührers Arabi Pascha, thatsächlich jedoch zur Ausführung des wichtigsten Schritts zur Besitzergreifung des Pharaonenlandes, eine Heldenthat, welche dem mutigen Admiral den Lord-Titel einbrachte. — Und wieviel überzählige Trumpfkarten spielten die feinen Herren bei dem den spanischen Erbfolgekrieg endigenden Frieden zu Utrecht (1713) aus ihrem Ärmel auf! Schon vorher hatten sie mit Frankreich zum Schaden der Holländer geheime Friedensunterhandlungen angeknüpft, und diesen Betrogenen blieb nichts übrig, als die schon in Paris insgeheim vereinbarten Bedingungen zu unterschreiben.

Auch später hatten die mutig für ihre Seemacht kämpfenden Holländer genugsam Gelegenheit, das an Piratentum grenzende Gebaren Englands an ihrem eigenen Leibe zu erfahren; denn nahm es nicht 1781 im Krieg wegen Nordamerika, noch ehe es den Niederländern den Krieg erklärt hatte, Hunderte von Schiffen hinweg, so mit einer Raubgier verfahrend, die kaum von Seeräubern jemals übertroffen wurde!

Wohl mochte unser Geschichtsschreiber Schlosser bei einem Überblick über die napoleonischen Kriege im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu der Folgerung kommen:

„Aus diesem raschen und großen Anwachs der britischen Macht wird man erkennen, wieviel mehr die Menschheit von der kalten Berechnung der innig verbündeten Aristokratie und Geldmänner Englands zu fürchten hat als von Napoleons kolossalem Gedanken einer Universal-Monarchie und von der Raubsucht seiner Generale. Bonapartes Macht und Reich sind nach kurzer Zeit wieder dahingeschwunden, England aber hält noch immer alle Meere, Küsten und Inseln, sowie viele Millionen Indier in militärischer Fessel."

Wahrlich, Worte, die mit goldenen Buchstaben der Mit- und Nachwelt eingeprägt werden sollten, denn die Zeit ist gekommen, wo auch wir in fernen Landen gegen die Ellenbogen dieses Volkes stoßen, und es könnte sich gar zu leicht versucht fühlen, bei passender — — und unpassender Gelegenheit dieselben Kniffe an uns zu versuchen, welche es zu allen Zeiten anderswo mit so gutem Erfolg gekrönt zu sehen gewohnt ist.

Heuchelei und unbändiges Selbstbewußtsein, welches sich nicht selten zum wahnwitzigen Wagemut versteigt, sind es vor allen Dingen, welche dem Briten bisher immer wieder aufs Pferd verholfen haben; dieses freche Festhalten eines einmal ergriffenen Raubes drückt niemand besser aus, als der Engländer selbst mit seinem Sprichwort: „Besitz ist neun Zehntel des Gesetzes." — Ich hab's; nehme mir's, wer kann! — Aber diese Vergötterung der Gewalt muß gebrochen werden; deshalb, Ihr Völker Europas, besonders Du, Deutschland, die Augen auf, und ein festes „Nein", wenn's sein muß, und geht's mal nicht anders, dann Gewalt gegen Gewalt, denn ein anderes Gesetz kennt trotz seines Betens Dein Vetter nicht.

Wm. Dyckerhoff.

Die rote und die weiße Rose.

Nicht lieb' ich mehr die roten Rosen,
Nicht mehr des Südens Sonnenglut,
Nicht heißer Liebe feurig Kosen
Und nicht der Jugend Wagemut.

Vorbei das Stürmen und das Drängen
Und der Gefühle Überschwang —
Bei friedlich-klaren Glockenklängen
Vollend' ich meinen Werdegang.

Drum willst Du mir zur Spende reichen
Ein Kind der buntgeschmückten Flur,
Als meines Geistes sinnig Zeichen —
Die weiße Rose gieb mir nur!

Hans Wagner.

Der Prophet.

Eine komische Ehegeschichte von **Georg A. Albert.**

(Schluß.)

„Was wollen Sie denn mit dem allen?" fragte ich. „Zwei einzelne Menschen und das Mädchen — vier Zimmer und Küche —"

„Du denkst nicht an die Familie," meinte mein Freund ernst.

„Richtig!" erwiderte ich besonnen. „Diese Perspektive ließ ich außer acht. Vorsicht ist in allen Dingen gut. — Adieu!"

„Aber bald wiederkommen!" mahnte Paulchen dringend. „Sonst — —!"

Nun waren drei Wochen um und ich hatte mich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß zwei oberflächliche, gleichgeartete Naturen, wie die meines Freundes und seiner Frau, wohl ohne ernste Differenzen miteinander durchs Leben gehen mochten; gemieden von den gewöhnlich nachhinkenden Folgen einer Ehe, der, meiner Überzeugung nach, der eigentliche Ernst und die Würde einer diesem Schritte notwendig zu Grunde gelegten, gereiften Weltanschauung fehlte. Wie Kinder wohl unbewußt mit der Gefahr spielen, so mochte das junge Paar über deren Erkennen hinweg sich immer wieder zurechtfinden durch die Naivetät und Ursprünglichkeit seines Empfindens. Mein durch Bedenken begleitetes Mißtrauen gegen ein solches Verhältnis wurde dadurch zwar nicht widerlegt, aber doch zum Schlummer gebracht.

Was willst Du nun mit Deiner ganzen Theorie von vollreifer Seelen- und Charakterentwicklung bei Mann und

Weib, von bewußter, gegenseitiger, innerer Schätzung, die nach dem Ausleben der Sinne sich geistig und seelisch desto tiefer verankert, von einem Glück, das auf der Voraussetzung sittlichen Ernstes begründet ist? fragte ich mich. Du siehst hier den heitern Leichtsinn siegend die reifen Früchte des Lebens pflücken, die andere erst durch trübe, schwere Kämpfe sich mühsam errungen und verdient haben wollen. Das Glück fällt dem Einfältigen in den Schoß, wo der Weise im Schweiße seines Angesichts stöhnend danach gräbt. Wir meinen einen seltenen Schatz suchen zu müssen, und sehen dann, daß er gemeine Münze geworden ist. — Wie beschämt Dich, vielgepriesene Weltweisheit, der Unverstand des Kindes!

Soweit war ich in meinen philosophischen Betrachtungen gekommen, als mir einfiel, ich hätte Freund Paul einen Brief zu überbringen, der auf unsere noch vor kurzem gemeinschaftliche Adresse lautete.

Ich machte mich auf den Weg.

Das Mädchen öffnete mir mit einem geheimnisvoll lächelnden Gesichte und bedeutete mir auf meine Frage, daß der ‚Herr‘ im Vorder-, die ‚Frau‘ im Hinterzimmer sei. Mein argloses Herz vermochte die einfache Thatsache mit dem seltsamen Lächeln des Mädchens nicht recht in Verbindung zu bringen, das mir offenbar mehr verraten sollte, als der Hinweis an sich enthielt. Mit dem Rechte des Freundes, der sich hier zu Hause fühlte, öffnete ich ohne anzuklopfen die Thür nach dem Straßenzimmer und fand den jungen Gatten mit gesenktem Kopfe und bitterernster Miene auf den Teppich hin und wieder schreitend – sichtlich in verhaltener Erregung mit einem Schein tiefen Unglücks im Auge.

„Guten Tag!“ sagte ich, und blieb aufmerksam forschend stehen. Es wehte mich wie die Nähe einer Tragödie an.

Er nickte nur kurz und machte eine Kehrtwendung, die ihn ans Fenster brachte, so daß er mir den Rücken zuwandte.

„Aha!“ dachte ich, „der Vorhang soll dem Unberufenen noch geschlossen bleiben.“

Meine Blicke wanderten ahnungsschwer umher und es legte sich mir wie eine schwüle Gewitterluft auf die Brust.

„Schönes Wetter gewesen!“ begann ich das Gespräch einleitend. „Der goldigste Sonnenschein in der Welt — nur im Westen heute morgen eine dicke schwarze Wolke und ein Flimmern, das auf eine elektrische Entladung hindeutete. Es war auch etwas zu viel des Guten — die ganze Zeit.“

Er blieb unbeweglich.

„Was ist denn los?“ fragte ich da plötzlich und unvermittelt. „Hast Du was gegen mich?“

Er machte eine seitliche Bewegung.

„Gegen Dich? Nein – aber —“ zögerte er beklommen.

„Nun? Nur heraus mit der Sprache! Dein ‚aber‘ entlastet mich noch nicht, wenn ich Dir gegenüber auch ein reines Gewissen habe. — Übrigens ist hier ein Brief für Dich.“

Mit schwachem Interesse nahm er das Schreiben entgegen und überflog es. Dann das Schriftstück achtlos beiseite legend, sagte er freier:

„Ich weiß, daß Du mein bester Freund bist, Heinz — o nur zu gut weiß ich das! Ich habe viel zu wenig Gewicht auf Deine ernsten Vermahnungen gelegt – jetzt hast Du auf eine furchtbare Weise recht erhalten.“

Und niedergeschmettert durch die Schwere seines Unglücks ließ er sich in einen Sessel fallen.

Mit starren Blicken betrachtete ich ihn. Etwas wie das Schuldbewußtsein eines durch übermütige Prophezeiung heraufbeschworenen Schicksals stieg in mir auf.

„Was ist denn nur geschehen?“ fragte ich mit einem kalten prickelnden Schauer im Rücken. „So sprich doch endlich deutlich! Kein Mensch kann diese pythische Rede enträtseln.“

Er blickte auf und sah mich mit beinahe finster gefalteten Brauen an.

„Heinz“ — erwiderte er dumpf – „Deine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen.“ Und er legte die Hand an die Stirn und schloß schmerzlich die Augen.

„Unsinn!“ rief ich erschreckt zurücktretend. „Du wirst doch nicht abergläubisch sein! Meine Prophezeiung? Was für eine Prophezeiung! Was hätte ich Dir prophezeien können?“

Paul ließ die Hand sinken und erhob den Kopf.

„Daß wir uns zanken würden,“ sagte er leise.

Ich lachte erregt.

„Was gehört dazu?“ entgegnete ich überlegen. „Das ist alltäglich — das kommt überall vor — darüber verliert man kein Wort! Ein kleiner Disput — eine neckische Auseinandersetzung — hinterher mit Küssen besiegelt — —“

„Hat sich was!“ unterbrach mich mein Freund schmerzlich. „Das ist vorbei — —“ Er atmete tief auf.

„Wenn's nur ein Zänkchen — ein kleiner verliebter Streit wäre — was man im Volke eine ‚Kabbelei‘ nennt —“ meinte er düster — „ich wollte lachen, wie Du, Heinz! Ich wollte — — Aber es war eine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit schweren gegenseitigen Vorwürfen — — und es ist — Blut geflossen, Heinz!“ schloß er mit erstickter Stimme.

„Blut?!“ schrie ich, meiner nicht mächtig. „Blut?!“

Und entsetzt auf ihn zuspringend packe ich ihn hart an.

„Bist Du wahnsinnig, Mensch!“ gurgelte ich, ihn schüttelnd. „Blut, sagst Du?! — Und wessen Blut — ihres? Du konntest Dich soweit vergessen, eine solche furchtbare Roheit an einer wehrlosen, schwachen, einst überschwenglich geliebten Frau zu begehen? Du — dem ich zutraute, daß er kein Wässerchen trüben könne?! Welch ein psychologisches Labyrinth! Welch eine tragische Lösung dieser Mondscheinliebe!“

Und ich rannte außer mir hin und her. Seine weitgeöffneten Augen folgten mir.

„Heinz — Du mißverstehst, Du verkennst mich!“ rief er erstaunt. „Blut ist allerdings geflossen — aber meines, Heinz, meines!“

„Was? Deines?“ fragte ich verwirrt. „Desto schlimmer! Oder vielleicht nicht desto schlimmer: desto abscheulicher! Sie — sie? Dieses ‚Götterweib‘, dieser ‚Engel‘ — diese ‚Sylphide‘ — —“ Ich konnte den Nachsatz nicht über die Lippen bringen. „Sie — Paul?“ brachte ich schaudernd — gebrochen hervor.

Er nickte schwer vor sich hin.

„Sie hat mich — gekratzt, Heinz!“ Er preßte die Worte hervor.

„Ge—kratzt?!“ — Ich glaubte mich verhört zu haben.

„Sie bekam es fertig, Heinz,“ klagte er eintönig, „sie, die ich so sehr geliebt. — Hier — blicke auf meine Hand!“

Und der Unglückliche streckte mir seine rechte Hand entgegen, die eine leichte rötliche Schramme aufwies.

„Hat's denn geblutet?“ fragte ich, meine Blicke nachdenklich auf seine immer noch erhobene Hand gerichtet. „Hat's wirklich geblutet?“

„'n bißchen, Heinz,“ erwiderte er leicht. „Aber hier —

hier im Herzen bin ich tödlich verwundet — wie Du Dir denken kannst!" fügte er, den Kopf senkend, hinzu.

Ich atmete auf.

„Gott sei Dank! Die ganze Sache ist eine Lappalie," bemerkte ich erleichtert. „Doch daß es überhaupt zwischen Euch beiden soweit kommen konnte — das ist das Unglück!" rief ich mit sittlicher Entrüstung. „Gekratzt! Sie hat ihn gekratzt!"

Die gewöhnliche, niedrige Rache der jungen Frau verletzte mein ästhetisches Gefühl.

„War's nicht genug, daß Ihr Euch mit Worten mißhandeltet? — Ich habe nicht geglaubt, daß es so schnell dazu kommen könnte!"

„Ach, Heinz, nicht im Traum fiel es mir ein, daß wir dahin kommen könnten — nicht an die entfernteste Möglichkeit habe ich geglaubt!" klagte er bitter. „Wie ich sie liebte — und sie mich — noch gestern ein Herz und eine Seele — Du warst Zeuge meines Glückes — und nun ist alles nicht wahr!"

„Nicht wahr? Warum nicht wahr? Das ist auch so eine tolle Redensart!" sagte ich geärgert. „Aber was soll nun werden? — Wo ist Deine Frau?"

„Ich weiß es nicht."

„Im Hinterzimmer ist sie," antwortete ich. — „Ich frage Dich, was nun werden soll?"

„Wir lassen uns — scheiden," entgegnete er tonlos.

„Scheiden?"

„Wegen gegenseitiger, unüberwindlicher Abneigung," fuhr er fort. „Oder wie nennst Du das, Heinz — daß sie mich hier schon über eine Stunde sitzen läßt, ohne es über sich gewinnen zu können, mir ein gutes Wort zu geben? Mir ergeht es beinahe ebenso. Ist das nicht unüberwindliche Abneigung im stärksten Grade? Das wirst Du — das wird jeder Mensch und jeder mitleidige Richter einsehen, daß ein solcher Zwiespalt nicht zu überbrücken ist!"

„Unsinn!" rief ich. „Einer solchen Kinderei wegen! Man könnte Euch beide für Possenfiguren nehmen, wenn ein solcher Vorfall zwischen Eheleuten nicht gar zu ernst wäre. — Wohin, meinst Du, soll das führen? Der Anfang ist ja niedlich genug — was läßt sich da nicht alles erwarten! Treffen wir nicht die schrecklichsten Ehedramen in jeder Ehe an? Ja, ich warnte Dich — ich prophezeite Dir — ich sagte Dir gleich, daß eine Liebe, eine Ehe, die mit den Beinen aus den Wolken heraushängt, auf der Erde nicht recht Fuß fassen kann — daß eine solche Ehe haltlos sei. — Nun haben wir die Katastrophe!"

„Eine Trennung ist unvermeidlich!" stimmte er bei.

„Du bist verrückt!" schrie ich, über seine schnelle Bereitwilligkeit im höchsten Zorn. „Du bist ein asinus, der den Fehler hat, alles zu leicht zu nehmen. In diesem Falle zu tragisch und zu leicht. Trennung! Weißt Du, was dazu gehört? Dazu gehören zwei Menschen, die sich die Seelen vergiftet, die Gewissen erwürgt und die Schande in Erbpacht genommen haben. Danach ermesse den Schritt! — Vielmehr findet auf Euch das frivole Sprichwort Anwendung: Was sich liebt, das neckt sich," fuhr ich, zur Vernunft einlenkend, beruhigter fort. „Es ist dies ein sittenloses Sprichwort, hinter dem der Teufel arglistig sitzt. Ihr solltet Euch hüten, damit zu spielen. Aber Ihr solltet aus dem einen Fall die Lehre ziehen, daß es zugleich der einzige bleibe. — Jetzt gehe Du in Deiner Unschuld hin und gieb Deiner Frau ein gutes Wort — und sie wird Dir sogleich um den Hals fallen," schloß ich meine energische Pauke. Er mußte genug haben.

„Du meinst?" fragte er unsicher und etwas kleinlaut, aber mit dem hellen Schimmer verhaltener Versöhnungsfreudigkeit. „Irrst Du Dich auch nicht?"

„Ich sage wahr," meinte ich bestimmt. „Ich müßte die Weiber nicht kennen — Du kannst versichert sein, sie wartet bereits auf Dich mit Schmerzen — sie bereut aus tiefster Seele — sie grämt sich um den Zwist, der Euch — wenn auch nur vorübergehend — entzweite. Vielleicht führte sie die Sehnsucht bereits bis an das Schlüsselloch," fügte ich mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Meinst Du?!" hauchte mein Freund mit glücklichem Aufblitzen der Augen. Und er schlich mit einem leisen Katzenbuckel bis an die Thür des Zimmers und riß sie plötzlich auf. Das Dienstmädchen stand dahinter.

Enttäuscht blickte er mich an.

Ich zuckte die Achseln.

„Desto besser!" sagte ich. — „So geh Du nun."

Er zögerte.

„Weißt Du, Heinz — ich kann das nicht," warf er verlegen ein. „Ich kann das wirklich nicht!" wiederholte er. „Ich habe meine Gründe! Diese ihre Hartnäckigkeit ist ein ernstes Zeichen von Verstocktheit, womit ich zu rechnen habe — die für unsern Fall belastend in die Wage fällt. — Hätte ich sie dort" — er wies auf die geschlossene Thür — „gefunden, mit einer Miene der Vergebung, der Bitte — mit Thränen — — ja, Heinz, ich bin nicht der Mann, der so etwas mit steinernem Herzen mit ansehen kann. Aber es ist offenbar: sie bockt — sie trotzt — sie spekuliert auf meine Schwäche — und das ist, wie Du mir so oft sagtest, das Zeug, aus dem man Pantoffel und Schlafmützen verfertigt. — Ich kann das nicht!"

Ich hätte mich selbst ohrfeigen können.

„Wenn man mit Narren von Weltweisheit spricht!" rief ich verzweifelt. „Das giebt mir den Beweis, daß Du nichts, gar nichts von meiner praktischen Philosophie — der Philosophie des Ehestandsknüppels — verstanden hast. Zwischen Euch liegt die Sache doch ganz anders, viel einfacher, natürlicher! Bist Du — ist sie bösartig? Nein, Ihr seid von Natur — bildlich gebraucht — Haustiere: Du ein Schäfchen und sie ein Kätzchen! Ja, wenn Du ein Bullenbeißer und sie eine Schlange wäre! — — Ach, laß mich doch mit Deiner Kinderei ungeschoren, die einen zu solchen wunderlichen Vergleichen herausfordert!" schloß ich unwillig und gereizt.

Er blickte mich ernst an.

„Heinz," sagte er dann, auf mich zuschreitend. „So sehr ich Dein Urteil sonst schätze — in dieser Sache kann ich es nicht anerkennen. Du bist nicht Mann — ich meine, Du hast keine Frau — Du bist nicht verheiratet: folglich kannst Du Dich nicht in meine Lage versetzen. — Weißt Du, was ich damit thäte, wenn ich jetzt Deinen Rat befolgte? Ich würde Abbitte leisten für eine Schuld, die nicht meine Schuld ist — ich würde mir selbst — ich würde ihr verächtlich erscheinen. — Und das kannst Du nicht wollen, wenn Du mein Freund bist!"

„Nein, Heinz," fuhr er bestimmt fort. „Wenn sie ihre Schuld einsieht, so kommt sie selbst zur Versöhnung — — und wenn sie nicht nachgiebt, so ist sie eben von Natur unversöhnlich, so passen wir eben nicht zusammen, so sehe ich meinen Irrtum zu spät ein — so — so walte denn das

düstere Verhängnis!" seufzte er gebrochen. „Ich will dann alles begraben, was in meinem Herzen für sie lebte — alle Liebe, alle Träume — das ganze Paradies!"

Ich warf ihm einen kalten Blick zu.

„Ich sagte Dir schon, daß Du ein Narr bist," bemerkte ich gelassen. „Deine überspannten, hochgeschraubten Ideen von der Ehe, von einem Zusammenleben zwischen Mann und Frau lassen Dich die praktische Wirklichkeit vergessen. Wo sind zwei so gleichgeartete, auf einen Accord, eine Harmonie abgestimmte Seelen — besonders im grünen Ehestande — die nicht in Meinungsverschiedenheiten gerieten? Ob und wie diese zu vermeiden sind, ist hier die wichtige, ethische Frage — oder wie sie auf die beste Weise ausgeglichen werden. Aber darüber kann ich mit Dir jetzt nicht weitläufig unterhandeln. Wer so wie Du und sie vielleicht aus jeder Farce ein Trauerspiel machen oder konsequente Folgerungen ziehen will, der verstößt damit gegen alle Vernunft und Einsicht, gegen Natur, Religion und Menschlichkeit. Natürlich aber ist, wenn ein Ehepaar einmal in Meinungsverschiedenheiten gerät und zu Auseinandersetzungen kommt — nur muß nicht gleich gekratzt und der Mond angebellt werden! Das ist ein Zeichen von Gemütsroheit und Seelenunbildung — —"

„Aber ich bitte Dich, Heinz!" unterbrach hier Paul meine zum großen Teil mir selbst gehaltene Strafpredigt. „Du urteilst ein wenig zu hart. Sie kann ja nicht dafür!"

„Wofür kann sie nicht?" fragte ich befremdet.

„Daß sie mich verletzt hat — es geschah rein zufällig."

„Sie that es nicht mit Absicht?"

„Nein — eine unglückliche Bewegung — wie sie wohl vorkommt," entschuldigte er weich.

„Warum sagtest Du das nicht gleich!" rief ich, verdrießlich über meine zwecklosen Phrasen. „Das giebt der Sache ja eine ganz harmlose Seite. Und ich ließ mich verführen — —"

„Ja, ich begreife überhaupt nicht, Heinz, wie Du unsere kleine Zwistigkeit so ernst behandeln kannst!" meinte der unglückliche Gatte. „Das ist aber Deine alte, mich so oft quälende Unheilsriecherei in der Ehe. Die Thatsache ist doch ganz einfach," lächelte er, „und die Schlußvignette noch einfacher! Wenn ich ihr die Schürze nur aufbinde, giebt sie mir gleich einen Kuß. — Willst Du mal sehen?"

Er machte eine Bewegung nach der Thür, um augenscheinlich sogleich den Beweis anzutreten.

„Zum H . . .!" rief ich empört. „Warst Du es nicht zuerst, der aus der Mücke den Elefanten machte? Sprachst Du nicht von Unversöhnlichkeit und Scheidung — und was weiß ich?"

„Du hast das doch nicht ernst genommen, Heinz?" fragte er lächelnd. „Was geht nicht alles zum Munde heraus — aber das Herz bleibt davon unberührt."

Ich starrte ihn sprachlos an. Ist es möglich, dachte ich, daß soviel Leichtsinn über den höchsten Ernst des Lebens triumphiert?!

„Nur noch eine Frage," sagte ich dann gemäßigt. „Was war denn das große Objekt, um welches Ihr Euch — kabbeltet?"

„Du!" lachte er fast ausgelassen.

„Ich?!"

„Das kam nämlich so, Heinz," faßte er sich kurz, „genau weiß ich es nicht mehr — ist ja auch ganz egal: Lenchen machte eine Bemerkung, die mir im Ton nicht gefiel. Der Ton ist es, der die Musik macht!

‚Nicht gereizt, Lenchen!' warnte ich. ‚Nur nicht gereizt! Du willst doch dem Heinz nicht recht geben?' —

‚Du mit Deinem Heinz!' meinte sie, etwas geärgert. ‚Du kannst lange warten, ehe ich mit Dir zanke!'

‚Na, na! Du bist aber mit diesem spitzen Ton auf dem besten Wege dazu, Lenchen!' sagte ich. ‚Heinz hat so unrecht nicht — die Weiber können nicht Ruhe halten. Sie keifen — —'

‚Was ‚keifen'!' — —

„Ein Wort gab das andere — und so bist Du durch Deine Predigten und Warnungen die Ursache unseres Zankes geworden!" schloß Paul vergnügt. „Aber laß Dich das nicht anfechten, alter Junggeselle!" fuhr er lebendig fort. „Du sollst nun auch Zeuge unserer Versöhnung sein." Und er rannte mit leuchtenden Augen, die Thür offen lassend, in das Hinterzimmer.

Von dort vernahm ich einen hellen freudigen Aufschrei — ein atemloses Küssen — — und stülpte meinen Hut auf den Kopf.

„Adieu!" rief ich mit einem tiefen Seufzer, mich dem Ausgange nähernd „Die Narren werden zu Weisen und die Weisen zu Narren. Der Prophet ist durch seine eigene Lehre gerichtet!"

„Heinz! Heinz! Bleib doch! — Sieh doch noch zu, wie ich meiner Frau die Nägel beschneide!" hörte ich den glücklichen Gatten mir nachrufen. — — — — — —

Das Schicksal übernahm dann die sittliche Vertiefung dieser Ehe, auch ohne meine Beihilfe. Ich aber habe nie wieder prophezeit — am allerwenigsten, als ich selbst mich verheiratet fand gegen meine eigene Weissagung.

Fahrt.

Der Wind bläht in den Segeln,
Er heult, er tobt und schnaubt,
Ein Zug von Wandervögeln
Rauscht über meinem Haupt.

Und wie ich ihrem Wege
Nachschau' mit heißem Blick,
Ist's mir, als wenn da zöge
Mit ihnen all' mein Glück . . .

E. S.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck**.

II.

Lyrische Lebensgaben.

Es liegen mir noch vier Bände vor, die im Gegensatz zu den bisher besprochenen, die das lyrische Schaffen ihrer Verfasser aus einer nicht allzulangen Epoche enthalten, die gesamte lyrische Thätigkeit der Dichter bieten. Zwei noch schaffende, aber hochbetagte Dichter geben eine Auswahl ihrer Lyrik, von zwei schon Toten liegen ihre poetischen Schriften, von Freundeshand herausgegeben, vor.

Zunächst ist da K. Nissel — nicht der längst verstorbene Österreicher Franz Nissel, sondern der am 25. November 1817 geborene, in Liegnitz lebende Dramendichter —

der unter dem Titel **Vom Wegesrande** (Liegnitz, bei H. Krumbhaar), seine ausgewählten Gedichte gesammelt hat. — Ein schlichtes Dichtergemüt von großem Wollen und ehrlichem Können, nur bisweilen ein wenig nüchtern. Das Wertvollste sind die unter „Denkmale und Denkstätten" und „Episches" vereinigten Balladen, die ich Herausgebern neuer Schullesebücher angelegentlich empfehle. Von den warm empfundenen Liedern würde sich manches zum Vertonen eignen.

Viel reichere Ausbeute bieten Adolf Briegers **Ausgewählte Gedichte.** (Verlag von Baumert und Ronge, Großenhain und Leipzig.) — Ich habe selten ein Buch mit diesem Gefühl inneren Behagens und einer gewissen, frohen Genugthuung aus der Hand gelegt, wie gerade dieses. Es spricht eine so abgeklärte, ruhige Lebensfreude aus diesem Werke, dessen Verfasser sagen kann:

Sterngleich leuchten treue Seelen
Meiner abendlichen Reise.
Warum soll ich Dir verhehlen,
Daß mein Los ich selig preise? (S. 101.)

Diese beglückte Liebe atmen alle Lieder; sie hat dem Dichter auch das tiefe, frohe Gemüt beschieden, aus dem der herzliche Humor entspringt, der manches Gedicht warm durchleuchtet. Sein Geist führt ihn vom Alltäglichen auf das Dauernde, Große (z. B. in Tanze, tanze Ringelreihen, S. 81). Die Balladen sind kräftig und voll Feuer. Ein schönes Buch, dem ich viele Leser wünsche. — —

Ich habe den 1893 verstorbenen Karl Werder noch im letzten Jahre seiner akademischen Thätigkeit gehört und hoch geschätzt. Ich mußte die helle Begeisterung, die warme Anteilnahme am Gegenstande des Vortrags, sowie die feine Sondierung ästhetischer Probleme durch den damals schon mehr als Achtzigjährigen — Werder ist 1806 geboren — bewundern. Seine gedruckten Vorlesungen über Shakespeares Hamlet und Macbeth, Lessings Nathan und Schillers Wallenstein — das treffliche Kolleg über dramatische Vortragskunst ist leider noch immer nicht gedruckt — können diesen Zauber, in den er einen großen Zuhörerkreis bannte, nur unvollkommen wiedergeben. Im Jahre 1892 ging dann, anläßlich der Gedenkfeier der Entdeckung Amerikas, sein Drama Columbus nach langer Pause wieder über die Bretter des königlichen Schauspielhauses in Berlin. Damals gewann ich die Überzeugung, daß Werder, so gut er dramatische Werke zu beurteilen verstand, und so genau er die Bühne kannte, doch kein Bühnendichter sei. Und auch mit dem im Buche vorliegenden Drama (hrsg. von Otto Gildemeister im Verlag von F. Fontane) konnte ich mich nie recht befreunden.

Nachdem nun, von demselben Gildemeister herausgegeben, auch Karl Werders **Gedichte** vorliegen (F. Fontane & Co., Berlin. Mit dem Porträt des Dichters), glaube ich sagen zu müssen, daß er zwar ein dichterisch sehr feinfühlender Ästhetiker, aber kein Dichter war. Man findet in dem ganzen Bande nicht eine Geschmacklosigkeit, wie sie fast jedem einmal mit unterläuft; es fehlt nicht an schönen Bildern, die Verse sind korrekt, die Sprache rauscht voll und wohllautend einher — und doch — Es fehlt, was den Dichter ausmacht, die starke Leidenschaft. In diesen glatten Versen fühlt man nicht das Nachzittern, das Nachbeben der geweihten Stunde, die dem Dichter sein Lied abzwang. — Das soll nun nicht heißen, daß in dem Buche sich keine schönen Gedichte fänden. Durchaus nicht. Im stillen Austönen seiner warmen Verehrung für die Freundin, die ihm vom Knaben- bis zum Greisenalter als Stern vorleuchtete, hat er manches rührende Lied geschaffen. Aber das Gesamturteil über die Gedichte bleibt: Sie sind eines gebildeten Mannes in gebildeter Sprache ausgedrückte — gebildete Gefühle. —

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Von **Martin Boelitz.**

Du rufst in die brausende Welt hinein.
„Ich will, ich will!" aus voller Brust.
Und solltest Du Dich zu Tode schrei'n,
Das Echo heißt doch: „Du mußt, Du mußt!"

*

Ob sich beim Taumelflug der Dichtung
Ein Geist in Wolkenduft verlor,
Bekümmert Euch nicht um die Richtung,
Empor heißt stets: zu Gott empor!

*

Sein Leid mag für sich jeder tragen,
Doch wem das Feld in Ähren steht,
Dem nahen alle und dienern und fragen
Wie er geschlafen, wie's ihm geht.

*

Wohl können wir für einen Augenblick
Aus Glanz und Ruhm ein stolzes Wappen schmieden,
Allein das Glück, das tiefe, echte Glück
Teilt seinen Thron im Herzen mit dem Frieden.

*

Weil sie in unermess'nen Fernen,
Drum sehnen wir uns nach den Sternen,
Könnten wir sie mit Händen fassen,
Ich glaube, wir würden sie liegen lassen.

*

Nur deshalb nennt sich mancher Pessimist,
Weil das doch wenigstens ein — Titel ist.

Aus dem Leben für das Leben.

Von **G. v. L.**

Menschen, die jeden großen Freundschaftsdienst, den sie von uns fordern, als „kleine Gefälligkeit" bezeichnen, sind stets bereit, die kleinste uns erwiesene Gefälligkeit sich als „großen Freundschaftsdienst" zuzuschreiben.

*

Eine Tugend, die nur im Temperament wurzelt, hat an sich sehr wenig sittlichen Wert. Neben ihr können ungestört andere Laster wuchern. Wenn einer aber mit Bewußtsein eine böse Neigung bekämpft, wird er auch den anderen entgegentreten.

*

Wenn Du handeln willst, so bedenke stets vorher, ob Dein Thun nicht das Recht eines anderen verletze. Aber es ist nicht immer leicht zu erkennen, ob jenes Recht auf

sittlichem Boden steht, oder im Kerne ein gesetzlich bestätigtes Unrecht darstellt. Darum erfordert das richtige sittliche Handeln auch die Ausbildung der Urteilskraft.

*

Alles, was der Mensch durch sittliche Arbeitskraft erwirbt, gehört zu seiner „Persönlichkeit". Hier ist die Grundlage für das berechtigte Eigentum. Jede Staatsform, die dieses Eigentum ausschlösse, vernichtete sittliche Werte.

*

Jeder sinnliche Genuß ist durch die Genußfähigkeit bestimmt. Wer diese erschöpft, kann in einer Fülle von Genießbarem leben, als sei er in einer Wüste. Indem wir sinnlich genießen, verbrauchen wir nicht die Menge der Genußmittel, sondern uns. Wir sollen uns aber nicht verbrauchen. Der geistige Genuß allein kräftigt, aber auch er hat seine Grenzen. Wird er überfeinert, d. h. geht er nur auf die Form, so unterhöhlt auch er die Gesundheit des Geistes.

*

Ob man Werke der Kunst nur vom ästhetischen Standpunkt oder nur vom sittlichen beurteilt, in beiden Fällen irrt man. Ist denn im Menschen das Kunstgefühl und das Sittlichkeitsgefühl jedes in einem abgeschlossenen Fache? Wenn ein Meisterwerk, der Faust, Wallenstein, Lear, die neunte Symphonie, der Parthenon-Fries, Böcklins Spiel der Wellen oder die Toteninsel, unser Herz in starke Schwingungen versetzt, so zittert auch der ethische Gefühlsnerv mit. Und wenn eine edle That uns Bewunderung abzwingt, so regt sich in uns das Gefühl für das Einheitliche, Harmonische. Keines der beiden Gefühle kann im lebendigen Menschen ganz vom anderen abgetrennt werden. Je größer ein Kunstwerk, desto sicherer ergreift es den ganzen Menschen. Wendet es sich nur an das Kunstgefühl oder nur an den moralischen Sinn, dann gehört es besten Falls zur zeitlich berechtigten Kunst. Diesen inneren Zusammenhang begreift die Kritik der Gegenwart sehr selten und so herrscht in ihren beiden Lagern die Einseitigkeit.

*

Die Kunst kann Erzieherin sein, indem sie vor uns das Gebot verkörpert: der Geist sei des Stoffes Herr.

*

„Lügen haben kurze Beine," sagt ein Sprichwort. Ich finde, sie besitzen sehr lange, weil nichts sich rascher verbreitet als die Lüge, während Wahrheiten nur sehr langsam weiter kommen.

*

Die gefährlichsten Volksverführer sind jene, die heiße Leidenschaft mit kaltem Verstande vereinen. Denn durch jene entflammen sie die Menge und dieser beweist, daß das Feuer berechtigt sei, alles zu verbrennen.

Vermischtes.

Deutscher Handelsverkehr. In dem Londoner Draper's Record wird folgender für unsere deutsche Kaufmannschaft schmeichelhafter Brief eines Kaufmanns in Tumaco in Columbien abgedruckt:

„Auf Ihre Anfrage bezüglich einer Agentur in London kann ich nur antworten, daß ich ein Konto bei einem der ersten Hamburger Häuser habe und deshalb den größten Teil meiner Einkäufe dort mache. Ich finde die Hamburger Häuser in jeder Beziehung besser als die englischen, sorgfältiger bei der Verpackung sowohl wie bei der Auswahl der Waren. Sie schenken meinen Aufträgen mehr Aufmerksamkeit und schicken nie Waren, die ich nicht brauche, während die Fabrikanten ebenfalls alles thun, um das Geschäft zu fördern. Erteile ich einen Auftrag, den meine Vertreter in Hamburg bei einem Fabrikanten ausführen lassen müssen, von dem ich noch nicht bezogen habe, so wird mir zunächst eine Probekiste oder Ballen der betreffenden Waren franko geliefert, wenn auch der Wert der Waren 200 Mark und mehr beträgt. Man muß dabei seine Rechnung finden, sonst würde es nicht geschehen; soviel weiß ich aber, ich bin dadurch veranlaßt, manchen Auftrag nach Deutschland zu senden, der sonst nach England ginge. Wenn ich aber eine englische Firma um eine Probesendung ersuche, so wird mir geschrieben, mit solchen Kleinigkeiten könne man sich nicht befassen, und wird mir der geringfügigste Gegenstand gesandt, z. B. eine Agraffe, eine Knopfkarte, oder Haken und Ösen, so stellt man die Muster in Rechnung. Ich finde in der That, daß in England wenig Bestreben vorhanden ist, das Geschäft an sich zu ziehen oder zu erhalten. Sie dürfen daher nicht überrascht sein, wenn ich vorziehe, mit Hamburg zu arbeiten, zumal die Hälfte aller von England bezogenen Waren doch das ‚Made in Germany' trägt!"

Das englische Fachblatt fügt dem Artikel hinzu: „Unglücklicherweise besteht kaum eine Hoffnung, daß diese Stimme eine vereinzelte sei. Wir haben nur zu viel Grund zu fürchten, der Fall unseres Korrespondenten sei ein typischer für Englands Verhältnis zu seinen Mitbewerbern auf dem Weltmarkt. Wir sind ganz ratlos gegenüber der Schwerfälligkeit englischer Geschäftsleute in diesem Punkt. Wäre es möglich, daß die Energie und die Unternehmungslust, die sonst für unseren überseeischen Handel bezeichnend waren, verloren wären? Es scheint unglaublich, und dennoch, wie anders sollen wir die Dinge erklären, die man uns beständig vorträgt? Wir haben uns lange die Krämer-Nation nennen lassen, weil man uns damit, wenn auch auf unangenehme Weise, den Vorrang einräumte. Ist die Zeit gekommen, wo uns nur der Spottname ohne seine Begründung bleibt?"

Gemästete Frauen. In seinem Werke „Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha" beschreibt Major Casati auch einen Karawanenzug, mit dem der Hofstaat des Königs von Unjoro aus der bisherigen Residenz in eine andere übergeführt wird, als sich an den Grenzen des Reiches das Heer der Waganda gezeigt hatte. Am Schlusse dieser Schilderung heißt es: „Plötzlich drängt sich die Menge, sie drückt sich an dem Thore des Palastes, ein Ruf des Erstaunens und der Bewunderung erhebt sich gleichzeitig aus aller Mund. Von vier kräftigen Männern getragen, auf einem Tragsessel von größerem Umfange und dickeren Pfählen wird ein Weib von kolossalen Formen, gleichsam ein ungestalteter Fettklumpen mit kleinen, hinter ihren Höhlen vergrabenen Augen, über die Schwelle des Palastes geschleppt. Es ist eine von den gemästeten Frauen des Königs Tschua. An den Höfen von Uganda und Unjoro gilt es als feine Sitte und königlicher Glanz, gemästete Weiber zu haben, welche die höchste Fettleibigkeit erreicht haben. Ein solcher Luxus wird als Zeichen des Reichtums und ungewohnter Feinheit angesehen, und man beneidet den königlichen Gatten ob eines so hervorragenden Besitzes. Diese eigenartige Fett-

leibigkeit wird durch eine besondere Ernährung erzielt, die gleichmäßig und einförmig nach Zeit und Umfang geboten wird. Sie tritt stufenweise auf und geht schließlich so weit, daß die Person ihre Beine nicht mehr gebrauchen, sondern nur kriechend, und dies mit Schwierigkeit, fortkommen kann."

Th.

Briefkasten.

Herrn B. v. B. Potsdam. Noch ohne Eigenart. — Herrn Th. K. in N. Eines der Ostsee-Lieder dürfte wohl kommen. Die „Märchen" senden Sie jetzt nicht; ich muß alles ungelesen zurückschicken, da der Vorrat zu groß geworden ist. — Frl. N. E. in Dr. Das Gedicht „nett", aber nicht mehr; Charaden bringen wir nicht. Mit Lyrik werden Sie sich einen sicheren Erwerb niemals schaffen. Kleine Novellen können Sie zuerst Tagesblättern in Dr. anbieten. — Marga. Daß Sie „in der Selekta immer die besten Gedichte gemacht haben", glaube ich gerne, denn auch die drei Lieder sind gemacht. — Herrn Pastor M. in N. Von den katholischen Schriftstellern der Gegenwart sind nach dem Tode Webers besonders zu empfehlen: Heinrich Hansjakob („Wilde Kirschen", „Dürre Blätter", „Schneeballen" u. s. w.), ein Mann von scharfer Lebensbeobachtung, tiefsittlichem Geist und echtem Humor, und Joseph Seeber, der Verf. des Epos: „Der ewige Jude", eine Dichtung, die warme Anerkennung verdient. (Freiburg i. Br., Herder.) — Herrn stud. F. in L. Ihre Hexameter haben sich meiner Kritik entzogen. Kein Wunder: jeder fast hat einen Fuß zu viel; nur einen konnt' ich erwischen:

„Wénn der Gewáltige hát den Feínd auch gebä́ndigt."

Auch begreiflich: er hat einen Fuß zu wenig. Kurz: metrische Anatomie: schwach. — Frl. M. Th. in O. Ich bin doch nicht schuld, daß Sie einen schlechten Geschmack besitzen. — Frau Dr. Th. Sch. in M. Es soll erwogen werden. Besten Dank für die Anregung. — Herrn Gym. O. L. W. in H. Wenden Sie sich an Prof. Dr. Suphan in Weimar. — Herrn Först. D. in S. b. N. 1) Das 1. Buch besitzt geringen Wert. Mehr als drei Mark giebt Ihnen kein Antiquar. 2) Das zweite wird gewöhnlich mit 36—40 bezahlt; also ließen sich wohl etwa 25 erlangen. Bieten Sie es Adolf Weigel in Leipzig an. — Herrn Ass. R. in B. Der Buchhändler Siegismund, Berlin, Mauerstr., hat ein Verzeichnis mystischer Schriften herausgegeben. Ich bin niemals Spiritist gewesen, wenn ich auch mich um die Sache bekümmert habe. — Herrn J. A. in B. Die Symbolik Ihrer Gedichte ist mir ganz unverständlich. Es mag an mir liegen, aber vielleicht an Ihnen. Das ist Atelierkunst. — Frau E. v. D. H. Ich habe mich über Ihre Frische herzlich gefreut und wünsche, daß sie Ihnen erhalten bleibe. Besten Gruß! — Herrn Gymn. O. L. W. in F. Die zwei ersten mir bekannten Schriften über die Überbürdung in den Schulen sind: Dr. Lorinser „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" (1836) und Dr. Trinks Aufsatz im „Freihafen" (1844). — Frau S. D. in Kr. Der erste Weltpost-Kongreß ist am 15. September 1874 eröffnet worden. — Viator. Erfüllung seiner Pflichten; thatkräftige Teilnahme für die Menschen; in stillen Stunden Rückkehr in sich selbst. Dann kommt sicher einmal der ersehnte Friede. Wer von der Welt für sein Ich viel begehrt, wird ihn nie finden. Und zuletzt: nicht verzagen, wenn einmal Stunden der Schwäche kommen. Besten Gruß und Dank für Ihr Vertrauen. — Herrn Past. S. in H. Nein, ich gehöre einem Enthaltsamkeit-Vereine nicht an. Meiner Ansicht nach ist es wenig männlich, sich in Angelegenheiten, die von innen zu ordnen sind, durch äußere Verpflichtung binden zu lassen. Beste Empfehlung. — Herrn Th. v. Br. in F. 1) kostet ungebunden 7,50 Mk.; 2) kostet 16 Mk. in 2 Bdn. und 3) habe ich nicht erfahren können. Wissen Sie, in welchem Jahre das Buch herausgekommen ist? Dann ließe sich der Preis und der Verleger ermitteln. Frage 4) kann ich nicht beantworten. Mir sind zwar einige der Hauptschriften bekannt, aber ich gestehe, daß ich trotzdem mir eine eigene Meinung nicht habe bilden können. — Frau S. Th. in G. Doch zu kindlich — und dabei nicht echt. — E. v. A. in G. Sie machen in Ausdruck und Form Fortschritte. In beiden ist das Liedartige gut getroffen. Streben Sie noch mehr, Ihre eigenste Art frei zu machen; noch drängt sich zu viel Herkömmliches in die Anschauung. Vorwärts! — N. 2. Ich bitte, den Roman an Otto Janke, Berlin SW., Anhaltstr. 11, zu senden. — Frl. H. E. in Z. Das längere Gedicht soll gelegentlich mit einigen Änderungen kommen. — Herrn Otto v. d. M. in Berlin NW. Nicht unbegabt, aber noch nicht entwickelt. — Herrn J. B. in Br. Der Abdruck Ihrer Gedichte steht Ihnen frei. Die diesmalige Sendung steht hinter früheren zurück. — Valetta in Dresden. Ich bitte sehr, mir jetzt nichts zu senden. — Frl. Cl. G. in J. „Saison-Liebe" ist geradezu frivol, zuweilen (Winter 2. Str.) lüstern. Das wirkt im Munde eines Mädchens doppelt abstoßend. — Herrn W. Sch. in M. Ernste Gesinnung, aber leider zu viele Formfehler und Härten. — Frl. Carla L. in Ch. Sie können gelegentlich neue Versuche senden. — Frl. W. Pr. in B. bei C. Herzlichen Dank für die lieben Zeilen. Ja, ich hoffe, daß Fr. Influenza mich nicht wieder heimsucht. Ihnen wünsche ich alles Gute. — Herrn H. Bl. in T. Sehr gelungen sind in Ihren „Seeliedern" die Lenau entnommenen Zeilen. Auch bei Goethe findet sich manche hübsche Stelle, die ich Ihnen zur Rundumbedichtung mit bestem Gewissen empfehlen kann. — Herrn San.-R. B. in B. Das Werk ist mir leider nicht bekannt; ich entsinne mich auch nicht, darüber die Besprechung eines zuverlässigen Beurteilers gelesen zu haben. Daher kann ich Ihnen einen Rat nicht erteilen. — Frau Th. H. in D. Trösten wir uns beide mit dem Sprichwort: „Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird." — Frl. H. Z. Hafenplatz. Senden Sie mir noch mehr, dann will ich Ihnen ein begründetes Urteil abgeben. Mir scheint, in Ihnen steckt ein entwickelungsfähiger Kern.

(Schluß des Briefkastens: 20. Februar.)

Inhalt der No. 22.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 23.

Unter Kosaken.

Erzählung

von

E. Juncker.

(Else Schmieden.)

(Schluß.)

Ein paar Minuten saßen sich die beiden schweigend in der Nachtstille gegenüber; nur das leise Rieseln der Fontäne ließ sich vernehmen oder der Fall eines Blattes.

„Sind Sie mir noch böse?“ bemerkte Lichtenstein leise und fühlte im nächsten Augenblick, daß er nichts Dümmeres hätte sagen können.

Marie schüttelte einfach den Kopf. „Wie sollte ich denn? Sie haben die kleine Sünde ja so schnell und lieb gebüßt.“

Und wieder folgte ein langes, banges Schweigen. Stärker dufteten die Rosen, schwüler wurde die Luft in dem Palmenhause.

„Meinen Sie nicht, daß es besser ist, wenn ich die Fenster nach dem Hof etwas öffne?“ sagte der Fürst, und damit hatte er auch schon den einen Flügel aufgestoßen und sich hinausgebeugt.

„Bitte, kommen Sie doch näher,“ sagte er, „der Sternenhimmel mit seinen schimmernden Lichtern ist es schon wert.“

Das Rauschen einer seidenen Schleppe erklang, und gleich darauf lehnte Marie in der andern Ecke des Fensters.

„Darling,“ sagte er in flüsterndem Tone, „während des ganzen Tages wollte ich Sie schon um etwas bitten, aber ich fand nicht den Mut dazu. Jetzt aber muß ich es sagen, denn es läßt mir keine Ruhe.“

„Nun?“ fragte sie, die lieben Augen lächelnd zu ihm aufschlagend.

„Ich muß Ihnen, bevor ich mich auf die Reise zu meinen Eltern mache, das Liebste schenken, das ich besitze. Lange habe ich nachgedacht, aber ich fand nichts Lieberes als diesen Dolch, den ich beständig bei mir führe, seitdem mein bester Freund ihn kurz vor seinem Tode in meine Hand legte. Darling, gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt denselben gebe?“ und damit zog er einen mit Gold und Edelsteinen eingelegten Dolch aus seinem Gürtel.

„Sie sind nicht abergläubisch, Fürst,“ erwiderte sie, den Dolch zögernd entgegennehmend, „sonst würden Sie nicht ein so schneidiges, spitziges Werkzeug als erstes Geschenk wählen. Selbst in Deutschland würde ein Verlobter das nicht riskieren: aus Sorge, die Spitze des Dolches könne seine Liebe zerschneiden.

Lichtenstein lachte fröhlich auf. „Ja, wenn das möglich, wenn das denkbar wäre, wenn mich nicht unzerreißbare Bande an Sie knüpften!“

Marie umspannte den Dolch mit beiden Händen, stützte sich auf das Fensterbrett und neigte sich nach vorn. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber man konnte unter dem hellen Sternenhimmel alle Gegenstände klar und deutlich erkennen.

„Marie,“ klang plötzlich des Fürsten Stimme weich und zärtlich an ihr Ohr, „Marie, Sie haben mich heute entsetzlich karg behandelt, nicht einmal Ihre weiche kleine Hand durfte ich an meine Lippen drücken. Oh and I am so thirsty.“

Mit diesen Worten nahm er ihre beiden Hände und verbarg darin sein heißes Antlitz.

In diesem Augenblick ereignete sich etwas ganz Außergewöhnliches. Mitten in der lautlosen Stille, welche zwischen Himmel und Erde herrschte, erfolgte ein so jäher Windstoß, daß die Erde zu erbeben schien, das Licht der Sterne zitternd und flimmernd ineinanderfloß, als seien auch die Luftwellen in diesen Wirbel hineingerissen. Es war kein kalter, sondern ein heißer, samumartiger Wind, welcher die alten Kastanien vor dem Fenster zusammenpeitschte und ihnen große Zweige entriß, die er in weitem Bogen über den großen Hof wirbelte, während er zugleich einige Steine von den Dächern löste.

Nur eine halbe Minute währte das Pfeifen,

leibigkeit wird durch eine besondere Ernährung erzielt, die gleichmäßig und einförmig nach Zeit und Umfang geboten wird. Sie tritt stufenweise auf und geht schließlich so weit, daß die Person ihre Beine nicht mehr gebrauchen, sondern nur kriechend, und dies mit Schwierigkeit, fortkommen kann."

Th.

Briefkasten.

Herrn B. v. B. Potsdam. Noch ohne Eigenart. — Herrn Th. K. in N. Eines der Ostsee-Lieder dürfte wohl kommen. Die „Märchen" senden Sie jetzt nicht; ich muß alles ungelesen zurückschicken, da der Vorrat zu groß geworden ist. — Frl. N. E. in Dr. Das Gedicht „nett", aber nicht mehr; Charaden bringen wir nicht. Mit Lyrik werden Sie sich einen sicheren Erwerb niemals schaffen. Kleine Novellen können Sie zuerst Tagesblättern in Dr. anbieten. — Marga. Daß Sie „in der Selekta immer die besten Gedichte gemacht haben", glaube ich gerne, denn auch die drei Lieder sind gemacht. — Herrn Pastor M. in N. Von den katholischen Schriftstellern der Gegenwart sind nach dem Tode Webers besonders zu empfehlen: Heinrich Hansjakob („Wilde Kirschen", „Dürre Blätter", „Schneeballen" u. s. w.), ein Mann von scharfer Lebensbeobachtung, tiefsittlichem Geist und echtem Humor, und Joseph Seeber, der Verf. des Epos: „Der ewige Jude", eine Dichtung, die warme Anerkennung verdient. (Freiburg i. Br., Herder.) — Herrn stud. F. in L. Ihre Hexameter haben sich meiner Kritik entzogen. Kein Wunder: jeder fast hat einen Fuß zu viel; nur einen konnt' ich erwischen:

„Wénn der Gewáltige hát den Feínd auch gebándigt."

Auch begreiflich: er hat einen Fuß zu wenig. Kurz: metrische Anatomie: schwach. — Frl. M. Th. in O. Ich bin doch nicht schuld, daß Sie einen schlechten Geschmack besitzen. — Frau Dr. Th. Sch. in M. Es soll erwogen werden. Besten Dank für die Anregung. — Herrn Gym. O. L. W. in H. Wenden Sie sich an Prof. Dr. Suphan in Weimar. — Herrn Förſt. D. in S. b. R. 1) Das 1. Buch besitzt geringen Wert. Mehr als drei Mark giebt Ihnen kein Antiquar. 2) Das zweite wird gewöhnlich mit 36—40 bezahlt; also ließen sich wohl etwa 25 erlangen. Bieten Sie es Adolf Weigel in Leipzig an. — Herrn Ass. R. in B. Der Buchhändler Siegismund, Berlin, Mauerstr., hat ein Verzeichnis mystischer Schriften herausgegeben. Ich bin niemals Spiritist gewesen, wenn ich auch mich um die Sache bekümmert habe. — Herrn J. A. in B. Die Symbolik Ihrer Gedichte ist mir ganz unverständlich. Es mag an mir liegen, aber vielleicht an Ihnen. Das ist Atelierkunst. — Frau E. v. D. H. Ich habe mich über Ihre Frische herzlich gefreut und wünsche, daß sie Ihnen erhalten bleibe. Besten Gruß! — Herrn Gymn. O. L. W. in F. Die zwei ersten mir bekannten Schriften über die Überbürdung in den Schulen sind: Dr. Lorinser „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" (1836) und Dr. Trinks Aufsatz im „Freihafen" (1844). — Frau S. D. in Kr. Der erste Weltpost-Kongreß ist am 15. September 1874 eröffnet worden. — Viator. Erfüllung seiner Pflichten; thatkräftige Teilnahme für die Menschen; in stillen Stunden Rückkehr in sich selbst. Dann kommt sicher einmal der ersehnte Friede. Wer von der Welt für sein Ich viel begehrt, wird ihn nie finden. Und zuletzt: nicht verzagen, wenn einmal Stunden der Schwäche kommen. Besten Gruß und Dank für Ihr Vertrauen. — Herrn Past. S. in H. Nein, ich gehöre einem Enthaltsamkeits-Vereine nicht an. Meiner Ansicht nach ist es wenig männlich, sich in Angelegenheiten, die von innen zu ordnen sind, durch äußere Verpflichtung binden zu lassen. Beste Empfehlung. — Herrn Th. v. Br. in F. 1) kostet ungebunden 7,50 Mk.; 2) kostet 16 Mk. in 2 Bdn. und 3) habe ich nicht erfahren können. Wissen Sie, in welchem Jahre das Buch herausgekommen ist? Dann ließe sich der Preis und der Verleger ermitteln. Frage 4) kann ich nicht beantworten. Mir sind zwar einige der Hauptschriften bekannt, aber ich gestehe, daß ich trotzdem mir eine eigene Meinung nicht habe bilden können. — Frau S. Th. in G. Doch zu kindlich — und dabei nicht echt. — E. v. A. in G. Sie machen in Ausdruck und Form Fortschritte. In beiden ist das Liedartige gut getroffen. Streben Sie noch mehr, Ihre eigenste Art frei zu machen; noch drängt sich zu viel Herkömmliches in die Anschauung. Vorwärts! — N. 2. Ich bitte, den Roman an Otto Janke, Berlin SW., Anhaltstr. 11, zu senden. — Frl. H. E. in Z. Das längere Gedicht soll gelegentlich mit einigen Änderungen kommen. — Herrn Otto v. d. M. in Berlin NW. Nicht unbegabt, aber noch nicht entwickelt. — Herrn J. B. in Br. Der Abdruck Ihrer Gedichte steht Ihnen frei. Die diesmalige Sendung steht hinter früheren zurück. — Valetta in Dresden. Ich bitte sehr, mir jetzt nichts zu senden. — Frl. Cl. G. in J. „Saison-Liebe" ist geradezu frivol, zuweilen (Winter 2. Str.) lüstern. Das wirkt im Munde eines Mädchens doppelt abstoßend. — Herrn W. Sch. in M. Ernste Gesinnung, aber leider zu viele Formfehler und Härten. — Frl. Carla L. in Ch. Sie können gelegentlich neue Versuche senden. — Frl. W. Pr. in B. bei C. Herzlichen Dank für die lieben Zeilen. Ja, ich hoffe, daß Fr. Influenza mich nicht wieder heimsucht. Ihnen wünsche ich alles Gute. — Herrn H. Bl. in T. Sehr gelungen sind in Ihren „Seeliedern" die Lenau entnommenen Zeilen. Auch bei Goethe findet sich manche hübsche Stelle, die ich Ihnen zur Rundumbedichtung mit bestem Gewissen empfehlen kann. — Herrn San.-R. B. in B. Das Werk ist mir leider nicht bekannt; ich entsinne mich auch nicht, darüber die Besprechung eines zuverlässigen Beurteilers gelesen zu haben. Daher kann ich Ihnen einen Rat nicht erteilen. — Frau Th. H. in D. Trösten wir uns beide mit dem Sprichwort: „Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird." — Frl. H. Z. Hasenplatz. Senden Sie mir noch mehr, dann will ich Ihnen ein begründetes Urteil abgeben. Mir scheint, in Ihnen steckt ein entwickelungsfähiger Kern.

(Schluß des Briefkastens: 20. Februar.)

Inhalt der No. 22.

Der Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 23.

Unter Kosaken.

Erzählung

von

E. Juncker.

(Else Schmieden.)

(Schluß.)

Ein paar Minuten saßen sich die beiden schweigend in der Nachtstille gegenüber; nur das leise Rieseln der Fontäne ließ sich vernehmen oder der Fall eines Blattes.

„Sind Sie mir noch böse?" bemerkte Lichtenstein leise und fühlte im nächsten Augenblick, daß er nichts Dümmeres hätte sagen können.

Marie schüttelte einfach den Kopf. „Wie sollte ich denn? Sie haben die kleine Sünde ja so schnell und lieb gebüßt."

Und wieder folgte ein langes, banges Schweigen. Stärker dufteten die Rosen, schwüler wurde die Luft in dem Palmenhause.

„Meinen Sie nicht, daß es besser ist, wenn ich die Fenster nach dem Hof etwas öffne?" sagte der Fürst, und damit hatte er auch schon den einen Flügel aufgestoßen und sich hinausgebeugt.

„Bitte, kommen Sie doch näher," sagte er, „der Sternenhimmel mit seinen schimmernden Lichtern ist es schon wert."

Das Rauschen einer seidenen Schleppe erklang, und gleich darauf lehnte Marie in der andern Ecke des Fensters.

„Darling," sagte er in flüsterndem Tone, „während des ganzen Tages wollte ich Sie schon um etwas bitten, aber ich fand nicht den Mut dazu. Jetzt aber muß ich es sagen, denn es läßt mir keine Ruhe."

„Nun?" fragte sie, die lieben Augen lächelnd zu ihm aufschlagend.

„Ich muß Ihnen, bevor ich mich auf die Reise zu meinen Eltern mache, das Liebste schenken, das ich besitze. Lange habe ich nachgedacht, aber ich fand nichts Lieberes als diesen Dolch, den ich beständig bei mir führe, seitdem mein bester Freund ihn kurz vor seinem Tode in meine Hand legte. Darling, gestatten Sie, daß ich Ihnen jetzt denselben gebe?" und damit zog er einen mit Gold und Edelsteinen eingelegten Dolch aus seinem Gürtel.

„Sie sind nicht abergläubisch, Fürst," erwiderte sie, den Dolch zögernd entgegennehmend, „sonst würden Sie nicht ein so schneidiges, spitziges Werkzeug als erstes Geschenk wählen. Selbst in Deutschland würde ein Verlobter das nicht riskieren: aus Sorge, die Spitze des Dolches könne seine Liebe zerschneiden.

Lichtenstein lachte fröhlich auf. „Ja, wenn das möglich, wenn das denkbar wäre, wenn mich nicht unzerreißbare Bande an Sie knüpften!"

Marie umspannte den Dolch mit beiden Händen, stützte sich auf das Fensterbrett und neigte sich nach vorn. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber man konnte unter dem hellen Sternenhimmel alle Gegenstände klar und deutlich erkennen.

„Marie," klang plötzlich des Fürsten Stimme weich und zärtlich an ihr Ohr, „Marie, Sie haben mich heute entsetzlich karg behandelt, nicht einmal Ihre weiche kleine Hand durfte ich an meine Lippen drücken. Oh and I am so thirsty."

Mit diesen Worten nahm er ihre beiden Hände und verbarg darin sein heißes Antlitz.

In diesem Augenblick ereignete sich etwas ganz Außergewöhnliches. Mitten in der lautlosen Stille, welche zwischen Himmel und Erde herrschte, erfolgte ein so jäher Windstoß, daß die Erde zu erbeben schien, das Licht der Sterne zitternd und flimmernd ineinanderfloß, als seien auch die Luftwellen in diesen Wirbel hineingerissen. Es war kein kalter, sondern ein heißer, samumartiger Wind, welcher die alten Kastanien vor dem Fenster zusammenpeitschte und ihnen große Zweige entriß, die er in weitem Bogen über den großen Hof wirbelte, während er zugleich einige Steine von den Dächern löste.

Nur eine halbe Minute währte das Pfeifen,

Rasseln und Sausen, dann war die tolle Windsbraut vorübergerast, und es herrschte zwischen Himmel und Erde das alte tiefe, atemlose Schweigen.

Unwillkürlich hatte Marie Lichtensteins Schultern mit beiden Händen umklammert und ihr Haupt gegen seine Brust gedrückt.

Der Fürst sah empor und blickte in zwei so große, entsetzte und doch so schöne Augen, in ein so wunderbar reizendes, sichtlich erregtes Antlitz, daß sein Herz in wilden Sprüngen in seiner Brust zu hämmern begann. Der Sturmwind hatte auch den Kamm, welcher das natürlich gelockte Haar Maries im Nacken zusammenhielt, gelöst, und nun ruhte der geliebte Kopf wie in einer weichen Wolke, die in seidenen Locken über seinen Uniformrock floß.

Er nahm eine dieser braunen Locken und preßte sie an seine Lippen.

„Marie," murmelte er, „Marie!" und dann zog er sie in seinen Arm und küßte heiß und zärtlich die geliebten Augen und die weichen, roten Lippen.

Sie lehnte noch immer wie erschöpft in seinen Arm, duldete mehr seine Liebkosungen, als daß sie dieselben erwiderte.

„Darling," flüsterte er zwischen seinen heißen Küssen, „seien Sie doch nicht immer so kalt, so abweisend gegen Ihren feurigen Anbeter. Ich weiß ja längst, daß Sie kein Temperament besitzen, daß Sie ganz Geist, Gemüt, Phantasie sind – wenigstens viel mehr Phantasie als Herz — und daß Sie bei aller Ihrer intellektuellen Lebhaftigkeit relativ kühl, sehr kühl empfinden. Wird es mir denn aber nie glücken, das Eis zum Schmelzen zu bringen?"

Marie antwortete nicht, ihr Blick wanderte über den dunklen Hof, wo alles in den Banden des Schlafes lag, und blieb auf einem Licht haften, das sich langsam von dem linken Flügel, wo die Schlaf- und Toilettenzimmer der Generalin lagen, über den Korridor und Treppenflur bewegte.

„Sehen Sie nur dieses geheimnisvolle Licht," sagte sie zu Lichtenstein, „bald bewegt es sich unruhig und schnell nach vorwärts, bald steht es — wie in diesem Augenblick — als sei es eingewurzelt, still, was mag es nur damit für eine Bewandtnis haben?"

Der Fürst antwortete nicht, bog sich jedoch ebenfalls interessiert zum Fenster hinaus und beobachtete das ungleichmäßige Fortschreiten und plötzliche Stehenbleiben des Lichtes durch die Korridorfenster.

„Es sieht beinahe aus, als ob sich da oben lichtscheues Diebesgesindel aufhielte," bemerkte er endlich, „und ich hätte nicht übel Lust, den Langfingern einen Besuch abzustatten, um ihnen den Spaß zu verderben."

„Nein, nein," flüsterte Marie und hing sich fest in seinen Arm, „Sie dürfen mich nicht verlassen, Fürst, ich sterbe vor Angst!" —

„Und sehen Sie nur," begann sie nach einer kurzen Pause, in welcher beide das geheimnisvolle Licht scharf beobachtet hatten, „jetzt ist es wie von der Erde verschluckt und gänzlich verschwunden."

„Das ist es ja eben, was mich an eine Diebeslaterne denken läßt," erwiderte er, sich weiter zum Fenster hinausbiegend, „da sehen Sie, da taucht das Licht wieder auf, aber weiter unten, und jetzt scheint es beinahe, als ob sein Träger die Treppe hinabsteige. Nur noch ein wenig Geduld, vielleicht passiert er die Hinterthür und kommt über den Hof gerade auf uns zu."

Beide schwiegen und beobachteten atemlos das jetzt deutlich herabsteigende Licht. Und siehe da, plötzlich öffnete sich die Treppenthür, welche nach dem Hofe führte und vorsichtig beugte sich eine hohe dunkle Männergestalt hinaus, spähte dann umher und machte nach rückwärts ein beruhigendes Zeichen. Gleichzeitig jedoch wurde — ob beabsichtigt oder unwillkürlich, das blieb den beiden Spähern verborgen — der Laternendeckel zurückgeschlagen, und auf einige Sekunden standen, von der hellen Flamme scharf beleuchtet, die beiden Gestalten der Generalin und des schönen Polen Albertoff in der geöffneten Thür.

Mit einem leisen Schrei wich Marie vom Fenster zurück und schlug beide Hände vor ihr erglühendes Antlitz.

Nur sekundenlang hatte sie den ihr gänzlich fremden Ausdruck in Frau Petroffs Zügen gesehen, aber diese Sekunden hatten genügt, ihr eine neue, gänzlich unbekannte Welt zu offenbaren.

Wo war die gehaltene, vornehme Frau, welche mit so unnachahmlicher Grazie die Honneurs des Hauses zu machen verstand? Wo die Georgierin, welche in die Lesghienka so echte, unverfälschte Poesie legte? Wo die apathische Träumerin, die Stunde um Stunde ihren Tschotky durch die zarten Finger gleiten ließ? In allen diesen ihren typischen Bewegungen kannte Marie die Generalin und hatte sie willig hundertmal bewundert, aber heute erschien sie ihr fremd, grauenhaft fremd.

Es war Marie, als ob man eine Maske von diesem Antlitz gerissen und es gezwungen hätte, sein innerstes eigentliches Wesen zu offenbaren.

Der silberdurchwirkte, helle orientalische Stoff des Negligés ließ die zarten Formen mehr erraten, als daß er sie verhüllte, und der Ausdruck des weißen, von nachtschwarzem Haar umflossenen Antlitzes erinnerte lebhaft an die Tizianische Amore profano. So stolz befriedigt, so beinahe verächtlich blickten unter den halbverhüllenden Wimpern die etwas müden Augen des in kostbare Seide gehüllten Frauenbildes, welches unter dem Namen der „gesättigten Liebe" auf dem berühmten Tizianischen Bilde Amor den Rücken wendet.

Marie starrte wie gebannt in die Augen der Generalin, die noch niemals diesen Ausdruck getragen hatten, und auf die feinen Fältchen des etwas verächtlich herabgezogenen Mundes.

Als ob sich aber auch jede Einzelheit des Bildes l'Amore profano hier wiederholen sollte, löste sich in diesem Augenblick die vollerblühte dunkelrote Rose an der Brust der schönen Frau und ihre leuchtenden Blätter rieselten gleich Blutstropfen über das weiße Gewand.

Gleich darauf erlosch das Licht, die Thür schloß sich und über den Hof huschte lautlos eine dunkle Männergestalt.



„Kommen Sie fort, darling,“ flüsterte Lichtenstein, welcher inzwischen leise das Fenster geschlossen hatte, der immer noch wie betäubt Regungslosen zu, „ich geleite Sie jetzt sicher nach Ihrem Zimmer, und dort schlafen Sie lange und süß und vergessen den nächtlichen Spuk.“

Und also geschah es. Ihren Arm fest in den seinen haltend, geleitete der Fürst die immer noch schweigende Marie durch die öden großen Gemächer, in denen ihr Schritt so unheimlich widerhallte.

Als er sie jedoch — vor ihrer Thür angelangt — noch einmal in seine Arme ziehen und sich den bisher nie verweigerten Abschiedskuß nehmen wollte, drängte sie ihn mit sanfter, aber fester Gewalt von sich und murmelte flehend:

„Um Gott, Fürst, nicht heute, nicht heute!“

Er verstand sie auf halbem Wort, trat zurück und führte ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen. „Gute Nacht, sweet darling,“ flüsterte er dann. „God bless you!“

Zehntes Kapitel.

Der Abschied.

„Es sind privilegierte Seelen, königliche Geister, die lange unschuldig bleiben, das Gemeine nur schwer fassen und immer wieder vergessen,“ bemerkt Rahel einmal.

Zu diesen privilegierten Seelen und königlichen Geistern gehörte Marie.

Als sie am andern Morgen nach erquickendem, traumlosem Schlafe erwachte, kam ihr das Ereignis des vergangenen Abends wie ein schwerer Traum vor, der angesichts des hellen Morgens und der strahlenden Sonne sich verflüchtigen müsse.

Und doch, wenn sie sich die instinktive Abneigung von Sonni Petroff gegen den eleganten Sappeur-Offizier vergegenwärtigte, wenn sie sich die Vorliebe, mit welcher die Generalin beständig seine Gesellschaft suchte, ins Gedächtnis zurückrief und der einzelnen Bemerkungen des Fürsten gedachte, die jetzt erst eine ungeahnte Bedeutung für sie gewannen, dann fragte sie sich erstaunt, wie sie doch solange ahnungslos an dem Skelett, das auch dieses Haus barg, vorübergeschritten war.

O, über das gräßliche Bild des letzten Abends, das ihr die Erinnerung immer wieder vor die Seele jagte und das sie doch so gern und für alle Zeit vergessen hätte! Ihrem entsetzten Gemüte erschien es, als wäre es für alle Zeit mit ihrem blinden Vertrauen, ihrer Harmlosigkeit vorbei, als könne sie in dieser Umgebung nie wieder so unbefangen fröhlich wie ehedem sich geben.

Unter diesen Empfindungen rückte die Mittagstafel heran, zu der sich alle Hausgenossen in gewohnter Weise zusammenfanden.

Als Marie mit ihren beiden Zöglingen den Saal betrat, sah sie den Fürsten Lichtenstein eifrig mit der Generalin sprechen, bei ihrem Eintritte jedoch sich kurz verbeugen und den altgewohnten Platz an ihrer Seite einnehmen.

Die Generalin, welche stets im Affekt vergaß, daß Marie der russischen Sprache nicht mächtig war, rief dem jungen Mädchen lebhaft einige Worte zu und gab, als sie dem befremdeten Blicke desselben begegnete, dem Fürsten den Auftrag, ihre Worte zu übersetzen.

„Die Generalin wünscht, daß ich Ihnen meinen Entschluß, Jekaterinobar in zwei Tagen zu verlassen, sofort mitteile, da sie meint, Sie allein könnten mich bestimmen, denselben hinauszuschieben,“ sagte er mit gepreßter Stimme auf deutsch.

Der Schlag traf sie unerwartet, der Schlag traf sie mitten ins Herz. Da sie aber fühlte, daß die Augen aller Anwesenden aufmerksam auf ihr ruhten, gebot sie den Blutwellen, welche ungestüm zu ihrem Herzen drängten, nickte lächelnd der Generalin über den Tisch zu und sagte in einem Tone, als mache sie eine ganz gleichgültige Bemerkung, auf deutsch zum Fürsten:

„Und das sagen Sie mir so ruhig, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, sagen es mir nach dem, was gestern abend geschehen ist?“

„Gerade darum,“ erwiderte er mit finster gefalteten Brauen. „Nie habe ich die falsche Stellung zu meinem Lieb deutlicher gefühlt als gestern abend; nie habe ich es schmerzlicher bedauert, daß ich dasselbe nicht aus fremden, unsichern Verhältnissen sofort lösen und als mein eigen in mein Haus führen kann. Damit das aber bald geschieht, reise ich, will unterwegs noch bei meiner kaiserlichen Cousine vorsprechen und mich dann direkt zu meinen Eltern nach Wiesbaden begeben, welche Dir ihr Herz und ihr Haus bereitwillig öffnen werden — bis das meine bereit ist.“

„Still,“ unterbrach ihn Marie, „still, wenn Sie nicht wollen, daß ich angesichts der ganzen Tafel in Thränen ausbrechen soll. Meine Nerven sind eben seit gestern abend in Unordnung und die letzte Nacht war eine nuit blanche,“ fügte sie mit begütigendem Lächeln hinzu.

Er neigte zum Zeichen der Zustimmung sein Haupt und sagte dann halblaut: „Ich werde mir später zur gewohnten Stunde erlauben, Sie in Ihrem Zimmer aufzusuchen. Jetzt nur Mut und Fassung, darling, alles im Leben hat ja gottlob ein Ende, und so auch die heutigen Tafelfreuden!“

Dennoch wurden diese Marie lang, unendlich lang; die Kehle war ihr wie zugeschnürt und nur mit genauer Not vermochte sie ihre Haltung zu bewahren. Dazu spielte das Orchester grelle russische Tanzweisen, die dem jungen Mädchen wie ein Hohn auf ihre Stimmung erschienen und ihr, gleich einem satanischen Chor, in die Ohren gellten. Einigemale erhob Marie den Blick zu Albertoff. Er plauderte respektvoll mit der Frau des Hauses, welche mit der gewohnten irreprochablen Grazie die Honneurs machte.

Ein Schauder durchrieselte das junge Mädchen, wenn sie an die Entdeckung von gestern abend und an das wahre Gesicht dachte, das sich unter der Maske der vornehmen, gelangweilten Dame so geschickt versteckte.

Mein Gott, war sie denn von lauter Larven umgeben, bargen die angenehmen, breiten Verhältnisse dieses Hauses Abgründe, an denen sie bis jetzt ahnungslos vorübergegangen war? Spielten alle die Männer und Frauen, welche so harmlos miteinander schwatzten und lachten, nur eine gut einstudierte Rolle, welche von ihrem eigentlichen Sein und Wesen so verschieden war — wie die ladylike Generalin von jener Tizianischen Gestalt, deren müder, gesättigter Blick sich wie für die Ewigkeit in Maries Erinnerung eingebrannt hatte? —

Endlich, endlich schlug die Erlösungsstunde! Der Nachtisch war verzehrt, die Cour von der Frau des Hauses abgenommen, und die Gäste hatten sich zerstreut. Nun hatte Marie endlich die Einsamkeit ihres Zimmers erreicht und sich in ihren großen Lehnstuhl geworfen, wo sich die verschiedenartigen Bewegungen und Eindrücke der letzten Stunde bei ihr in einem Strome von Thränen Luft machten.

O, wie hoffnungslos düster klang das Lied der Wellen, welches der Kuban heute in ihre Einsamkeit hinaufsummte, wie melancholisch das Gewisper der zarten Platanenblätter, deren frisches Grün die Frühlingssonne transparent erleuchtete.

In Thränen fand sie auch noch der Fürst, als er leise an ihre Thür klopfte und auf ihr zögerndes „Herein“ eintrat. Er kniete neben ihrem Lehnstuhle nieder und flüsterte ihr zu, daß er notwendig gehen müsse, daß er sein Lieb nicht noch einmal einer ähnlichen Situation wie gestern abend aussetzen dürfe, daß jetzt für ihn die Zeit zu handeln angebrochen sei und daß die wenigen Tage an ihrer Seite schnell wie ein Traumbild an ihm vorübergegangen wären.

„Ganz recht,“ unterbrach Marie den Strom seiner Rede, „ganz recht, sie sind vorübergegangen, die Tage des ersten Frühlings und der ersten Liebe! Ist es nicht ein trauriges Wort, ein melancholischer Gedanke: Vergangenheit geworden, begraben, was für mich das Schönste, Seligste des Lebens gewesen ist? Sie gehen, Gott weiß wohin und auf wie lange — ich aber werde zögernd jeden Tag durchleben, der mich weiter von der Hochflut meines Lebenstraumes trennt.“

„Um Gott, mein Lieb,“ sagte der Fürst, „ich gehe doch nur, um die Wege zu ebnen, auf daß wir uns für immer vereinigen können! Dafür sollten Sie mir aber doch Dank wissen, Marie.“

Sie lächelte ein herzzerreißend trauriges Lächeln und sagte leise, aber bestimmt: „Wir beide kommen niemals zusammen, Fürst, niemals.“

„Marie!“ Heftig und vorwurfsvoll klang seine Stimme, als er mit diesem Ausruf jäh emporsprang und ihr forschend in die umflorten Augen blickte. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie nicht an mich und meine heiße Liebe und meine Thatkraft, Sie allen widrigen Verhältnissen zum Trotze zu erobern, glauben?“ fügte er bitter hinzu.

„Ich glaube nicht an das Schicksal, Fürst, und nicht an die Zukunft,“ lautete die sanfte, resignierte Erwiderung.

Lichtenstein biß sich heftig auf die Lippen und griff dann nach seiner Bärenmütze, die er auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich verlasse Sie jetzt,“ sagte er, „ich kann Ihre Trauer nicht mitansehen, sie entnervt mich, nimmt mir meine ganze männliche Entschlossenheit.“

Damit führte er zum Abschiede ihre Hand an seine Lippen und schritt auf die Thür zu. An der Schwelle machte er noch einmal Halt und sagte:

„Sie haben doch nicht vergessen, daß wir zu heute abend zu Jasikoffs geladen sind? Die Frau will uns als echte, rechte Deutsche und Harzerin mit einem unaussprechlichen Gericht, das sich, wie ich glaube, ‚Kartoffelpuffer‘ nennt, bewirten. Darf ich Sie vielleicht um acht Uhr abholen?“

„Ich werde bereit sein und auch bis dahin meine Laune wieder in Ordnung bringen,“ versprach Marie mit einem herzlichen Kopfnicken.

In der That, als Lichtenstein um acht Uhr mit militärischer Pünktlichkeit an Maries Zimmerthür klopfte, fand er sie vollständig bereit und ihn mit einem heiteren Gesicht erwartend.

„Wir wollen uns die letzten guten Stunden nicht verkürzen,“ sagte sie, seinen Arm nehmend, „sondern sie voll und ganz erschöpfen; meinen Sie nicht?“

„Daran erkenne ich wieder meinen Lebenskünstler,“ erwiderte er, ihren Arm fest an seine Brust ziehend.

Der Abend bei Jasikoffs gestaltete sich unerwartet reizend. Das kinderlose Ehepaar bewohnte ein ganzes gemietetes Häuschen in Jekaterinodar, zu dem, wie hier immer, ein Gärtchen gehörte. In der Fliederlaube desselben wurden die gut geratenen Kartoffelpuffer serviert und zu Maries höchstem Entzücken mit altem Rheinwein begossen.

„Heute könnte ich mich der Illusion hingeben, in meiner rheinischen Heimat zu sein,“ bemerkte Marie fröhlich. „Diese deutschen Laute zu hören, die mein Ohr liebkosen, diesen Wein mit der wohlbekannten Blume aus grünen Kelchgläsern zu trinken, meine Lieblingsspeise zu essen in einer Fliederlaube, während die Wogen des Kuban ähnlich denen des Vater Rhein rauschen: es ist wie ein köstliches, sinnebethörendes Märchen. Ja, ja, Madame Jasikoff, kneifen Sie mich nur einmal tüchtig in den Arm, damit ich aus dem Traum, der mich umspinnt, erwache und mich erinnere, daß der Weltteil, auf dem ich mich befinde, Asien heißt, und die feindlichen Scharen, gegen die wir beständig auf der Hut sind, sich Kirgisen nennen.“

„Nun,“ erwiderte Jasikoff trocken, „Sie werden schon schnell genug das rheinische Märchen ausgeträumt haben, mein Fräulein, wenn unser werter Gast, der Fürst, übermorgen von uns Abschied nimmt.“

„Still,“ erwiderte Lichtenstein und legte zum Zeichen des Schweigens einen Finger auf den Mund. „Wir haben beschlossen, uns durch keine lästigen Zukunftsgedanken die Freude an dem Heute und Morgen stören zu lassen. Sie wissen, nur auf den Inhalt der Stunden, die wir leben, kommt es an, nicht auf ihre Zahl. Lassen Sie darauf die Gläser

klingen, meine Freunde, denn ‚ein Tag kann eine Perle sein' und er liegt noch unangebrochen vor uns."

Sie folgten der Aufforderung und stießen auf ein frohes Wiedersehen an. Es gab einen guten, hellen Klang und Frau Jasikoff fuhr in ihrer in Deutschland spielenden Geschichte ruhig fort.

Inzwischen flog ein dunkler Schmetterling, der in einer Fliederblüte genächtigt hatte und durch das Lampenlicht aufgeschreckt worden war, um den Tisch herum und wiegte sich über den Häuptern der Gesellschaft.

„Es ist ein Trauermantel," bemerkte Frau Jasikoff, nachdem sie den dunkelblauen Saum seiner Flügel prüfend angeschaut hatte, „ich habe ihn noch nie bemerkt, wie kommt der wohl hierher?"

„Die Steppe ist reich daran," erwiderte Lichtenstein, „und wahrscheinlich hat ihn der süße Duft des Flieders hergelockt."

In demselben Augenblicke ließ sich der Trauermantel auf das Haar Maries nieder, die es nicht zu bemerken schien. Die anderen Anwesenden sahen es jedoch alle, aber stillschweigend wollte keiner von dem Vorgange Notiz nehmen. Da machte Marie eine plötzliche Bewegung, und der Schmetterling erhob sich und flatterte fort in die Dunkelheit hinein. Ein dumpfer Bann lag dennoch auf der ganzen Gesellschaft; die Heiterkeit der ersten Stunde war schnell verflogen und wollte sich nicht wieder einfinden.

Plötzlich, als die Herren schon bei den Cigarren saßen und die Sterne in voller Pracht an dem dunklen Nachthimmel glänzten, fragte der Wirt des Hauses:

„Wollen Sie denn direkt und sofort nach Deutschland zu Ihren Eltern gehen, Fürst?"

Dieser schrak bei der unerwarteten Anrede heftig zusammen.

„Nein," sagte er, „ich wollte, ich könnt's. Jedoch mein Weg führt mich noch eine gute Strecke durch das ‚heilige Rußland', da ich dringend bei meiner Frau Muhme, der Kaiserin, vorsprechen muß."

„Dann können wir also für den Anfang noch schnell und oft Nachricht von Ihnen erwarten, mein Fürst," mischte sich Frau Jasikoff mit einem ermutigenden Blick auf Marie in das Gespräch.

„Ja, freilich," erwiderte Lichtenstein zögernd, „aber ich wollte doch, mein Weg führte mich direkt nach Deutschland, zu meinen Eltern."

Es war schon spät, als die kleine Gesellschaft auseinanderging und der Fürst Marie seinen Arm bot, um sie in das Haus des Atamans zurückzuführen.

„Wenn ich doch hier einschlafen und mich direkt nach Wiesbaden versetzen könnte," begann er nach einigen Minuten, in denen er schweigend und sinnend an ihrer Seite dahingeschritten war.

Sie schaute ihm prüfend in die dunklen, blitzenden Augen.

„Was haben Sie nur, Fürst? Es ist, als ob wir mit einem Male die Rollen getauscht hätten, als ob ich die Mutigere wäre, Sie dagegen meine Verzagtheit von heute mittag übernommen hätten?"

„Ja, mein Lieb, schelten Sie nur und lachen Sie mich tüchtig aus, aber ich kann nun einmal des beklemmenden Druckes, der mir auf Kopf und Herz lastet und mich zu keinem freien Atemzuge kommen läßt, nicht Herr werden. Nun ich von Ihnen scheiden soll, ist's mir gerade, als scheide ich vom Leben!"

Da sie aber jetzt vor ihrer Thür angelangt waren, zog er sie stürmisch in seine Arme und küßte ihre Augen und Lippen wie ein Verzweifelter, küßte sie bis zum Schmerze.

„Sie dürfen nie an mir irre werden," flüsterte er dazwischen in ihr Ohr. „Sie versprachen es mir bei unserem ersten Ritt über die Heide. Geloben Sie mir noch einmal feierlich, daß Sie mir gut bleiben wollen, gleichviel, was auch geschehen mag, Marie."

Er hatte in ernstem, beschwörendem Tone gesprochen, und einfach wie ein Kind wiederholte sie seine Worte:

„Ich bleibe Ihnen gut, Fürst, gleichviel, was auch geschehen mag."

Nach einer Weile jedoch, in der sie ihn nachdenklich angeschaut hatte, fragte sie ihn ganz unerwartet:

„Aber gesetzt, Fürst, ich thäte es nicht, würden Sie alsdann aufhören, mich zu lieben?"

„Dich und noch manches andere auch," erwiderte er kurz, preßte noch einen letzten, heißen Kuß auf ihren Mund, wandte sich schnell ab und verließ sie. — —

Der entsetzliche letzte Tag ihres Zusammenseins brach strahlend hell und glanzvoll an, und schon in aller Frühe bahnte sich die Sonne einen Weg durch das dichte Laub der vor Maries Fenster stehenden Platanen und erfüllte das Zimmer mit ihren goldigen Strahlen. Maries Herz aber bewegten schwere und bange Ahnungen.

Gleich nach dem Mittagessen hatte Lichtenstein sich auf den Weg machen wollen. Als nun alle sich zum Abschied um ihn drängten, erklärte er jedoch plötzlich, er habe des warmen Tages wegen seinen Entschluß geändert und wolle nun nicht vor Anbruch des Abends reisen. Gäbe es doch seiner Ansicht nach nichts Schöneres, als in der feuchten Nachtkühle durch die schlafende Welt und den schweigenden Wald zu reiten, während der Mond aufginge und allem ein geheimnisvolles Leben verliehe.

„Also eine mondbeglänzte Zaubernacht à la Eichendorff, Fürst, soll es werden," bemerkte Albertoff. „Es ist dies eine Schwäche, die ich bei Ihnen noch nicht kannte."

Lichtenstein zuckte die Achseln. „Ja," sagte er, „man kennt einen Menschen nie aus."

Er blieb in der That, packte den Rest des Nachmittags über seine Sachen, schrieb Briefe, die ihn bei der Kaiserin und bei seinen Eltern anmelden sollten und fand sich pünktlich zur gemeinsamen Abendtafel ein.

Marie dagegen fühlte die Notwendigkeit, sich sehr zu beherrschen, denn viele Augenpaare beobachteten sie und den Fürsten scharf und notierten jedes Erröten, jede plötzliche Bläße, jedes leise gesprochene Wort.

Als die Generalin sich nach dem Abendessen in das persische Zimmer begab, wo sie sich eine Patience legte, setzte sich der Fürst, als verstände sich das ganz von selbst, an Maries Seite.

„Also Sie werden mir mindestens alle Woche einmal nach Wiesbaden schreiben," begann er, „denn da ich Tag und Nacht reisen werde, bis ich glücklich an diesem Ziel angelangt bin, kann ich Ihnen mit Bestimmtheit keine Zwischenstation angeben, auf der mich etwa schon früher ein Brief erreichen könnte. Bis ich glücklich an Ort und Stelle angelangt bin, erwarten Sie also auch von mir keine Nachricht, darling."

Sie neigte nur zustimmend das Haupt, da sie fürchtete, daß ihre Stimme sich in Thränen brechen würde.

„Wann aber beginnen Sie zu schreiben?" fuhr er eifrig fort, „denn Sie müssen bedenken, daß ich von Ihren lieben, süßen Briefen während der Zeit unserer Trennung zu leben gedenke. Am besten schreiben Sie mir jeden Tag, damit ich Ihnen immer gleichsam über die Schulter sehe, jeden, auch den flüchtigsten Eindruck kontrolliere; jede Woche aber schicken Sie den Brief an meine Adresse nach Wiesbaden ab."

„So sei es," erwiderte das Mädchen sanft.

„Werden Sie mir aber auch noch heute schreiben?" fuhr der Fürst eifrig fort, indem er ihr den schwarzen Straußenfächer aus der Hand nahm und damit spielte.

„Nein, mein Fürst, Sie taxieren mich doch zu ruhig, zu gefaßt. Ich werde heute nicht schreiben — ich werde weinen," fügte sie nach einer Pause sehr leise hinzu.

Er aber drang von neuem in sie. „Sie müssen mir noch heute schreiben, wenn es auch nur wenige Worte sind, ein Gebet, wie man es seinem besten Freunde nachsendet, der sich auf einen weiten, weiten Weg macht. Ja, darling, wollen Sie?"

„Quälen Sie mich nicht, Fürst, ich kann nicht."

Er zog die Brauen finster zusammen; seine Augen blitzten, sein Atem ging kurz. Ruhig zog er seine Uhr hervor und sagte, auf dieselbe blickend:

„Wenn ich nicht in zwei Minuten Ihr Wort habe, daß Sie mir noch heute schreiben werden, falle ich Ihnen vor den Augen aller Anwesenden um den Hals, erkläre feierlich, daß Sie meine Braut sind und bitte die Generalin als Stellvertreterin meiner Mutter um ihren Segen."

Marie fuhr entsetzt empor. Sie kannte ihn genau genug, um zu wissen, daß, wenn er dies Gesicht aufsetzte, ihn auch nichts in der Welt verhindern könne, seinen Vorsatz zu erfüllen. Der Sekundenzeiger jedoch raste mit einer unheimlichen Geschwindigkeit dahin, eine Minute war schon beschrieben, die zweite halb; da legte Marie gleichsam beschwörend ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte: „Gnade, Fürst, ich werde schreiben."

Er steckte seine Uhr wieder ein und erhob sich.

„Ich muß nun in der That fort, kann Ihnen aber unmöglich in Gegenwart der andern Lebewohl sagen. O, bitte, bitte, gehen Sie auf Ihr Zimmer, in wenigen Minuten bin ich bei Ihnen."

Mechanisch erhob sich Marie, um seinem Wunsche Folge zu leisten. Es war ihr, als sei ihre Denkkraft und freie Entschlußfähigkeit gelähmt.

Wenige Minuten später klopfte der Fürst, vollständig zur Reise gerüstet, an ihre Thür.

Trug sie eine Ahnung des Kommenden in ihrer Seele und war sie darum so grenzenlos traurig, als er sie jetzt in seine Arme zog und mit Liebkosungen überhäufte?

Er tröstete sie so zärtlich, sprach viel von der schönen, gemeinsamen Zukunft, sie aber hatte nichts als Thränen. — —

Und dann kam das letzte Wort, der letzte Kuß, der letzte Blick des geliebtesten Menschen, und dann hörte sie nur noch seinen allmählich verhallenden Schritt auf dem Flur und war allein, ganz allein! — Giebt es eine größere Qual für ein sehnendes, heißes Frauenherz?

Elftes Kapitel.

Warten.

Es war nicht die schlimmste Zeit, diese erste, welche Marie nach der Abreise des Fürsten erlebte. Noch vergoldete die eben erst zur Vergangenheit gewordene Gegenwart die letzten Tage, noch flüsterte bei jeder verrinnenden Stunde Erinnerung in ihr Ohr: Vorgestern war er Dir noch nahe, vor zwei Tagen sagte er Dir jenes liebe Wort, um eben diese Zeit nahm er Deine Hand in die seine und entfernte durch die Macht seines Willens den schmerzhaften Druck von Deinem Kopfe. Und dann tauchten einzeln aus der Flut der Erinnerung wieder Momente auf, voll des Zaubers des Gedankens und der Sprache, der jenem Geiste eigentümlich gewesen, welcher wie kein anderer in nie vernommenen Sirenentönen zu dem ihrigen gesprochen hatte. O, mit welcher Treue mitten in dem schnellen, bewegten Tagesleben sie ihr innerstes, nur mit ihm geteiltes Leben verfolgte, und wie dankbar und glücklich sie dem hereinbrechenden Abende entgegensah!

Sobald es nur irgend thunlich war, zog sich Marie von der Gesellschaft der andern und den gemeinschaftlichen Kartenpartien auf ihr eigenes Zimmer zurück, wo sie am offenen Fenster dem Liede lauschte, das die Wogen des Kuban flüsterten, während die silberne Mondscheibe sich von Tag zu Tag mehr rundete. Hier, an ihrem kleinen Schreibtisch, indessen die Mondnacht sich feierlich über Steppe und Fluß gebreitet hatte, flog Maries Feder über das Papier und plauderte ihrem fernen Geliebten die wechselvollen Eindrücke des Tages vor, erzählte ihm von ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht, ihrem schmerzlichen Heimweh. Alle Wunder der ersten Liebe fanden sich in diesen kleinen Briefblättern ein, denn eine erste Liebe ist auch stets eine Revolution.

Von dem Augenblicke, wo sie von einem Menschenleben Besitz nimmt, ist der einförmige und regelmäßige Lebenslauf desselben zerstört und an seiner Stelle erhebt sich die Jugend, die himmelstürmende

Jugend mit ihren zahllosen Wünschen und Hoffnungen, von denen man nicht weiß, ob sie dem Leben oder dem Tode anheimfallen werden —

Merkwürdig, wie ein so intensives inneres Leben den Menschen absorbiert! Drei, vier solcher tagebuchartigen Briefpakete hatten schon ihre Wanderung nach Wiesbaden angetreten, die Mondscheibe war wieder zur silbernen Sichel zusammengeschmolzen, die Päoniensträucher, welche mit ihren grell purpurroten Blüten während des Aufenthaltes des Fürsten gleichsam fix und fertig aus dem Boden aufgetaucht waren und der bunt blühenden Steppe ein so köstliches Relief gegeben hatten, waren gleich den andern duftenden Blumenfeldern verdorrt, versengt und zu einem öden, traurigen, traurig machenden Bilde verändert.

Marie aber hatte diesen Wechsel kaum wahrgenommen. Für sie gab es nur ein Ziel, „aufs innigste zu wünschen", nämlich der Moment, wo sie annehmen mußte, daß die weite, weite Reise nun glücklich zurückgelegt und der Geliebte bei seinen Eltern angekommen sei.

Von dem Augenblicke an, wo sie das annehmen mußte, begann Marie in der That ernstlich zu warten. Jeder Tag erhielt jetzt eine besondere, neue Bedeutung, denn er konnte ja die erste, heiß ersehnte Botschaft des Geliebten bringen, konnte ihr verkünden, daß sich alle Schwierigkeiten unerwartet geglättet hätten und seine Eltern bereit seien, sie als Tochter zu empfangen! Wie ihr das Herz klopfte, sobald die Poststunde heranrückte; mit welcher geheuchelten Gleichgültigkeit ihr Blick die Briefe, die sie erhalten hatte, überflog, während sie doch unausgesetzt nach dem einen spähte, welcher die originellen, kraftvollen, wohlbekannten Schriftzüge ihres Teuren zeigte!

Und die Tage kamen und gingen, und siehe — kein Brief des Fürsten gelangte in die Kubansteppe, in das Haus des Atamans zu Jekaterinodar.

O, über die namenlose Qual dieser Wochen, in denen das arme Mädchen sein Tagesleben mit lächelnder Stirn weiterleben, die Tagespflicht gewissenhaft erfüllen mußte und keinen, keinen Menschen besaß, zu dem sie ihrer Seelenangst, die sich allmählich zu einem dauernden körperlichen Schmerz gestaltete, Ausdruck geben konnte.

War der Fürst auf der weiten, weiten Reise durch Rußland erkrankt und lag er an irgend einem unbekannten Flecken hilflos danieder, unfähig, ihr Nachricht zu senden? Tausend schreckliche Möglichkeiten tauchten vor ihrer Seele auf, wurden von ihrer vernünftigen Überlegung verworfen, von der täglich neu erstehenden Hoffnung verscheucht — um des Nachts ihre alte Schreckensherrschaft wieder auszuüben.

Und bennoch drang kein Zweifel, kein Argwohn, keine Bitterkeit in ihr unschuldiges, vertrauensvolles Herz; bennoch fuhr sie fort, die tagebuchartigen Briefe nach Wiesbaden zu schreiben und allabendlich küßte sie vor dem Schlafengehen den Dolch, seinen Dolch, den er ihr als das Liebste, was er besaß, gegeben hatte, und den sie als ihr höchstes Gut hütete.

Albertoff, der sein respektvolles, herzliches Betragen gegen das junge Mädchen nie geändert hatte, aber zum Teil durch die absorbierende Freundschaft Lichtensteins verdrängt worden war, zum Teil seit jener unvergeßlichen Nachtscene in Maries Augen viel von dem ihm entgegengebrachten Vertrauen eingebüßt hatte, versuchte allerdings, die heitere Fröhlichkeit der allerersten Zeit wiederherzustellen und ihr wie ehedem Bücher zu leihen und mit ihr vom Fürsten zu plaudern. Kaum hatte er jedoch seinen Namen ausgesprochen, als er einem so trost- und hoffnungslosen Blick begegnete, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb und er sich ganz verwirrt von seinem Sitze erhob.

Nicht viel besser erging es Herrn Jasikoff, demselben, in dessen Hause Marie mit Lichtenstein jenen unvergeßlich schönen Abend im Freien verbracht hatte. Die Augen Jasikoffs ruhten stets mit so schmerzlichem Mitgefühl auf Marie, und als sie sich eines Tages, da wieder die Post angekommen war, ohne einen Brief vom Fürsten zu bringen, kurz abwandte, um ihre Bewegung zu verbergen, hörte sie, wie Herr Jasikoff wie bittend flüsterte: „Mein Gott, es ist doch nicht meine Schuld, daß er gar nicht schreibt!"

Sie wandte sich darauf sofort zu ihm um und reichte ihm die Hand.

„Haben Sie Nachsicht mit mir, wenn ich nicht immer bin, wie ich sein sollte; ich fühle mich in letzter Zeit sehr nervös."

Ehrfurchtsvoll führte er darauf ihre kleine Hand an seine Lippen und murmelte halblaut: „Er fing so lustig an, jener Abend bei uns, und endete so traurig."

„Fräulein Wendt," rief in diesem Augenblicke die Generalin, „ist es Ihnen recht, wenn wir ein wenig nach dem persischen Zimmer gehen und Sie mir, während ich eine Patience lege, etwas Gesellschaft leisten?"

Marie bejahte lebhaft, hatte sie doch der Ausruf des Herrn Jasikoff gleich einem Vorwurf getroffen und den Entschluß in ihr gereift, sich selbst künftig noch einer strengeren Kontrolle zu unterwerfen.

Indessen die schlanken Finger der Generalin eifrig die Karten mischten, blätterte Marie in den eingetroffenen Zeitungen und las alles, von dem sie glaubte, daß es ihre Zuhörerin interessieren könne, laut vor. Jedoch die Hausfrau war derartig von ihrem Spiel absorbiert, daß sie dem jungen Mädchen ein Zeichen gab, sie möge allein lesen und sie bei ihrem wichtigen Geschäfte nicht stören.

So verließ Marie ihren Platz und streckte sich in halb liegender Lage auf einen der persischen Diwans, welche rings um die Wände liefen. Von dieser Stelle aus blickte sie gerade auf einen Kamin, der sich gegenüber in einem Winkel befand und über dem ein großer krystallheller Spiegel hing. Rechts davon sprang eine kleine Fontäne, die in eine kostbare Jaspisschale niederfiel und im ganzen Raume einen eigentümlichen Wohlgeruch verbreitete. Marie verfolgte aufmerksam das artige Spielzeug, das seine duftenden Tropfen weit um sich streute, als urplötzlich

der große Spiegel mit einem entsetzlichen Krach zusammenbrach und bei seinem Sturze die Jaspisschale zertrümmerte.

Grine war der erste, welcher, von dem Lärm herbeigezogen, in das Zimmer stürzte, ihm folgte Albertoff und ein Teil der Dienerschaft auf dem Fuße. Auf allen Gesichtern lag dasselbe bleiche Entsetzen, und der abergläubische Schreck, den das unerwartete Ereignis hervorgerufen hatte. Ohne daß man es bemerkt, hatten sich die festen Haken gelöst, welche den Spiegel hielten, der nun in tausend Scherben auf dem Fußboden lag.

Welch ein böses Vorzeichen, welche düstere Mahnung für die Gemüter der Slaven, die dem Zerbrechen eines Spiegels unter allen Umständen eine schlimme Vorbedeutung beilegen, selbst wenn dasselbe nicht auf eine so rätselhafte Weise vor sich gegangen ist wie in diesem Falle. Erst leise, dann immer lauter zischelte man davon, daß das Verweilen der Familie Petroff in diesem Hause sicher kein langes mehr sein würde, und daß derselben ein großes, unbekanntes Unheil bevorstehe.

Zitternd verließ die Generalin an dem Arme Albertoffs das bis dahin von ihr so bevorzugte Zimmer, während Marie mit einem bitteren Lächeln auf die angerichtete Zerstörung blickte.

Scherben, wohin ihr Auge sah! In Scherben der schöne krystallklare Spiegel, der sie so oft an Frau Karpownas Zauberspiegel gemahnt; in Scherben die kleine Fontäne, mit welcher Lichtenstein so häufig seine Fingerspitzen genetzt und die er ihr gleich geweihtem Wasser ehrfurchtsvoll geboten hatte; in Scherben auch die Erinnerung an das Glück, das sie in so vollen Zügen in diesem Zimmer genossen hatte.

Seufzend erhob sie sich als die letzte und verließ die ominöse Stätte. Ein wahres Wort: „Glück und Glas wie leicht bricht das"!

Zwölftes Kapitel.

Der Donnerschlag.

Einige Tage nach diesem Ereignis ging nach schweren Gewittern, welche eine wahre Regenflut mit sich geführt hatten, ein strahlend schöner Tag über Jekaterinodar auf. Schon früh lachte die Sonne auf die Stadt und die zahlreichen Gärten hernieder, und selbst die abgeblühte und versengte Steppe machte nach dem erquickenden Regen den schüchternen Versuch, ihr verstaubtes und verdorrtes Kleid mit einigen frischen Blüten zu schmücken.

Als Marie die Fenster ihres Zimmers aufstieß und sie alles so frisch, so heiter anlachte, da kam es ihr vor, als habe sie während der letzten Wochen nur einen bangen, beängstigenden Traum geträumt, und fortan müsse sich alles, alles wenden.

Diese frohe, erwartungsvolle Stimmung hielt auch den ganzen Vormittag vor, und in fröhlicher Laune begab sie sich zur gewohnten Stunde zur Tafel.

Außer der schon vollzählig versammelten täglichen Gesellschaft waren auch ein paar unerwartete Gäste, zwei fremde Offiziere, erschienen, welche, der Gewohnheit entsprechend, vom General zur Tafel gezogen waren.

Es fiel Marie allerdings auf, daß er die Herren mit außergewöhnlicher Höflichkeit behandelte, daß der Koch heute gekocht hatte, als feierte man ein besonderes Fest, und daß der Champagner in Strömen floß.

„Es müssen einflußreiche Leute sein, deren Gunst der General nicht verscherzen will," sagte Marie zu sich selbst, indem sie sich an der französisch geführten lebhaften Konversation beteiligte.

Beide Herren kamen aus Moskau und erzählten allerlei Neuigkeiten von der letzten winterlichen Saison, welche — so weit es die chronique scandaleuse betraf — die Generalin ganz außerordentlich interessierte.

„Nicht wahr," sagte der eine, ein eleganter Offizier mit einem hübschen, offenen Gesicht, das zu demjenigen seines Begleiters, eines finstern Slaven, einen angenehmen Gegensatz bildete, „nicht wahr, wir Russen sind ein ganz sonderbares, unberechenbares Volk, das jedem Zufall, jeder momentanen Eingebung gehorcht, mit einem Worte, alles andere ist, als das, was der Deutsche unter einem ‚Charakter' versteht? Wenn ich nicht irre," fügte er lächelnd mit einer Verbeugung nach Marie hinzu, „beruht darauf auch die gegenseitige tiefe Antipathie der beiden Nationen."

„Sie sind der erste, der ihrer zu mir erwähnt," erwiderte das junge Mädchen freundlich, „bisher hatte ich noch nie Gelegenheitt, dieselbe zu bemerken."

In diesem Augenblicke rief die Generalin Petroff auf russisch dem jungen Offizier zu, ob ihm nicht der Fürst Lichtenstein bekannt sei und ob er nicht wüßte, was aus demselben seit seiner vor zwei Monaten erfolgten Abreise aus Jekaterinodar geworden sei?"

Der Gefragte brach in ein fröhliches Lachen aus, und sich unwillkürlich an Marie wendend, deren Augen bei Nennung des geliebten Namens wie verzaubert an seinen Lippen hingen, fuhr er mit Bezugnahme auf das frühere Gespräch auf französisch fort:

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, da hätten wir gleich einen Beweis für meine Behauptung, denn der Fürst Lichtenstein ist, trotzdem seine Wiege in den Ostseeprovinzen gestanden hat, innerlich und äußerlich ein Vollblutrusse, ein Typus für das Unberechenbare, von dem ich vorhin sprach. Als er von hier aus, wie ich hörte, in Eilmärschen durch die Steppe zog, um sich zunächst an den Hof zu seiner kaiserlichen Cousine zu begeben, hat er nicht Tag noch Nacht gerastet, sondern ist wie ein Pfeil dahingestürmt. Seine Begleiter beschworen ihn, doch nicht so toll wie um Tod und Leben zu reiten, aber er lachte sie aus und meinte, sie könnten ihn ja verlassen, wenn es ihnen zu viel wäre! So ging es immer vorwärts bis sie in das Gouvernement von Charkow kamen. Dort kreuzte eine Zigeunertruppe den Weg des Fürsten, und dort lernte er eine schöne junge, eifersüchtig bewachte Zigeunerin kennen, die Braut eines Häuptlings, welcher man, ihrer hervorragenden Schönheit halber, den Namen: ‚Rose des Kaukasus' gegeben hatte. War es der Umstand, daß

das Mädchen schon einem Manne ihres Stammes versprochen war oder reizte den Fürsten die Gefahr, welche sich ihm entgegenstellte, oder aber erlag er dem Zauber, welchen diese Mädchen zuweilen auf Männer ausüben, genug, in einer dunklen Nacht ritt Lichtenstein unerschrocken in das Lager und raubte angesichts der ganzen Truppe die schöne Maid, wie sie da war: im bloßen Hembe — Pardon, meine Damen — aber die Wahrheit meiner Geschichte verlangt es so. Es scheint, daß der dämonische Fürst, dem kein Weiberherz widersteht, auch hier nur allzu williges Gehör gefunden hatte, denn nachdem er seine süße Last in seinen großen Reitermantel gehüllt hatte, setzte er sich mit ihr in seinen Wagen und jagte — allerdings verfolgt von dem kriegerischen Teil der Bande — mit Lebensgefahr auf und davon.

„Allerdings hatte die Sache noch ein Nachspiel, denn als der Fürst mit seiner schönen Beute in Moskau ankam, war der Chef der Bande schon bei den Behörden vorstellig geworden und verlangte die Auslieferung der Abtrünnigen. Wie ich Lichtenstein kenne, wäre ihm ein großer Dienst geschehen, wenn man ihn schnell von der Verpflichtung, die er auf sich geladen, befreit hätte, denn es giebt wohl kaum einen Menschen, der das ‚tout lasse, tout casse, tout se passe‘ schärfer als er empfindet. Aber einerseits duldete es sein Stolz nicht, daß er in diesem Falle nachgab, andererseits besaß er auch zu viel Ritterlichkeit, um das arme Wesen, für das er eine flüchtige Caprice empfunden hatte, dem Zorn des verratenen Verlobten auszusetzen. So blieb er in Moskau und behielt die Rose des Kaukasus bei sich, bis alle beide eines schönen Tages verschwunden waren und die geschäftigen Zungen unserer gestrengen Sittenrichterinnen sich in allen erdenklichen Möglichkeiten und prophetischen Ahnungen erschöpften.“

Der Offizier schwieg; die Generalin aber, welche sich von Albertoff den Inhalt dieser Geschichte ins Russische hatte übersetzen lassen, fragte eifrig in derselben Sprache:

„Wollen Sie damit sagen, daß der Fürst noch immer verschollen ist und seitdem kein Lebenszeichen gegeben hat, wo er sich aufhält und was er treibt?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Gefragte, sich verneigend, „er ist einfach verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt.“

Ein boshafter, triumphierender, mitleidsloser Blick, wie ihn nur Frauen für Frauen besitzen, sprühte aus den Augen der Generalin, als sie zu Marie Wendt hinübersah.

Diese saß wie betäubt unter der Wucht des Gehörten, das sie bei der Fülle der Details gar nicht bezweifeln konnte, an das sie glauben mußte, wohl oder übel. Ihr Antlitz hielt noch immer den Ausdruck höflicher Aufmerksamkeit fest, aber er hatte sich im Laufe der Erzählung zur Maske versteinert, und um ihre Lippen irrte ein abwesendes Lächeln, das Albertoff ins Herz schnitt. Auf vieles war sie gefaßt gewesen, auf Krankheit und Tod, aber nicht hierauf, nicht hierauf! — Der giftige Pfeil hatte sie unerwartet, er hatte sie mitten ins Herz getroffen.

Die andern aber scherzten und lachten über den „tollen Streich“, der dem Fürsten so ähnlich sah, der so gar nicht in unsere zahme Zeit hinein paßte, den nur Lichtenstein planen und ausführen konnte.

Und während das Gespräch sich noch immer um den Gegenstand drehte und immer neue Fragen, immer neue Erörterungen hervorrief, ließ plötzlich Albertoff eine geschliffene Schale mit frischen Erdbeeren, die er im Begriff war, Marie zu reichen, auf die Erde fallen, so daß sich ihr Inhalt gleich einer roten Flut über die Füße und das weiße Kleid des Mädchens ergoß.

Mit einem so natürlich gespielten Entsetzen, daß selbst die Generalin von der Absicht nichts merkte, sprang er auf, riß Marie von ihrem Sitze empor und führte sie unter einer Flut von Entschuldigungen aus dem Zimmer. Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, zog er ihren Arm unter den seinen und flüsterte ihr hastig zu:

„Schnell, schnell, gehen Sie nach Ihrem Zimmer, mein armes, armes Kind! Dieser Mann mit seiner Geschichte war furchtbar und ich hätte ihn am liebsten erdolcht. So wie die Sachen aber standen, konnte ich nur die Lieblingsspeise der Generalin opfern und Ihr schönes, weißes Kleid ruinieren. Hier ist Ihr Zimmer und nun weinen Sie, schreien Sie, fluchen Sie, aber um Gottes willen, hören Sie auf zu lächeln — es bringt mich um Verstand und Besinnung.“

Mit diesen Worten führte er sie zu ihrem Lehnstuhl am Fenster, goß noch eine halbe Flasche Eau de Cologne über ihre Stirne und Hände und entfernte sich dann.

O, über den furchtbaren Schmerz, der so jäh, so unerwartet über sie hereingebrochen war, dem sie in das drohende Antlitz zu schauen suchte und vor dem sie doch immer wieder entsetzt zurückwich!

Es war also kein böser Traum, sondern Wahrheit; ihr stolzes hochgemutetes Lieb, das so lange und zärtlich um sie geworben, hatte sie verlassen — um eines hübschen Zigeunermädchens willen verlassen! — —

Merkwürdigerweise fühlte sie selbst in diesen Augenblicken des schärfsten, betäubendsten Schmerzes keinen Zorn wider ihn, denn sie hatte ja seine Natur gekannt, hatte ihn geliebt ohne Vertrauen. Nur eins quälte sie furchtbar, und das war die Erinnerung an ihre ausführlichen, zärtlichen Briefe, die sie auf seinen Wunsch nach Wiesbaden gesandt hatte. Die, das fühlte sie deutlich, mußte sie wieder haben um jeden Preis, aber wo konnte sie ihn finden, wo seiner habhaft werden, da er wie von der Erde verschlungen war?

Da, in der höchsten Not, kam ihr der Gedanke an seine Mutter, und sie beschloß, mit einigen begleitenden Worten an die von ihm hochverehrte Frau, einen Brief an den Fürsten, den letzten, zu richten.

Während alles ringsum im Banne des Schlafes lag, die Sterne sich schon dem Rande des Horizonts zuneigten und die Wellen des Kuban ein trauriges Lied von verratener Liebe und gebrochener Treue murmelten, schrieb Marie in demselben Zimmer, das

der große Spiegel mit einem entsetzlichen Krach zusammenbrach und bei seinem Sturze die Jaspisschale zertrümmerte.

Grine war der erste, welcher, von dem Lärm herbeigezogen, in das Zimmer stürzte, ihm folgte Albertoff und ein Teil der Dienerschaft auf dem Fuße. Auf allen Gesichtern lag dasselbe bleiche Entsetzen, und der abergläubische Schreck, den das unerwartete Ereignis hervorgerufen hatte. Ohne daß man es bemerkt, hatten sich die festen Haken gelöst, welche den Spiegel hielten, der nun in tausend Scherben auf dem Fußboden lag.

Welch ein böses Vorzeichen, welche düstere Mahnung für die Gemüter der Slaven, die dem Zerbrechen eines Spiegels unter allen Umständen eine schlimme Vorbedeutung beilegen, selbst wenn dasselbe nicht auf eine so rätselhafte Weise vor sich gegangen ist wie in diesem Falle. Erst leise, dann immer lauter zischelte man davon, daß das Verweilen der Familie Petroff in diesem Hause sicher kein langes mehr sein würde, und daß derselben ein großes, unbekanntes Unheil bevorstehe.

Zitternd verließ die Generalin an dem Arme Albertoffs das bis dahin von ihr so bevorzugte Zimmer, während Marie mit einem bitteren Lächeln auf die angerichtete Zerstörung blickte.

Scherben, wohin ihr Auge sah! In Scherben der schöne krystallklare Spiegel, der sie so oft an Frau Karpownas Zauberspiegel gemahnt; in Scherben die kleine Fontäne, mit welcher Lichtenstein so häufig seine Fingerspitzen genetzt und die er ihr gleich geweihtem Wasser ehrfurchtsvoll geboten hatte; in Scherben auch die Erinnerung an das Glück, das sie in so vollen Zügen in diesem Zimmer genossen hatte.

Seufzend erhob sie sich als die letzte und verließ die ominöse Stätte. Ein wahres Wort: „Glück und Glas wie leicht bricht das"!

Zwölftes Kapitel.

Der Donnerschlag.

Einige Tage nach diesem Ereignis ging nach schweren Gewittern, welche eine wahre Regenflut mit sich geführt hatten, ein strahlend schöner Tag über Jekaterinodar auf. Schon früh lachte die Sonne auf die Stadt und die zahlreichen Gärten hernieder, und selbst die abgeblühte und versengte Steppe machte nach dem erquickenden Regen den schüchternen Versuch, ihr verstaubtes und verdorrtes Kleid mit einigen frischen Blüten zu schmücken.

Als Marie die Fenster ihres Zimmers aufstieß und sie alles so frisch, so heiter anlachte, da kam es ihr vor, als habe sie während der letzten Wochen nur einen bangen, beängstigenden Traum geträumt, und fortan müsse sich alles, alles wenden.

Diese frohe, erwartungsvolle Stimmung hielt auch den ganzen Vormittag vor, und in fröhlicher Laune begab sie sich zur gewohnten Stunde zur Tafel.

Außer der schon vollzählig versammelten täglichen Gesellschaft waren auch ein paar unerwartete Gäste, zwei fremde Offiziere, erschienen, welche, der Gewohnheit entsprechend, vom General zur Tafel gezogen waren.

Es fiel Marie allerdings auf, daß er die Herren mit außergewöhnlicher Höflichkeit behandelte, daß der Koch heute gekocht hatte, als feierte man ein besonderes Fest, und daß der Champagner in Strömen floß.

„Es müssen einflußreiche Leute sein, deren Gunst der General nicht verscherzen will," sagte Marie zu sich selbst, indem sie sich an der französisch geführten lebhaften Konversation beteiligte.

Beide Herren kamen aus Moskau und erzählten allerlei Neuigkeiten von der letzten winterlichen Saison, welche — so weit es die chronique scandaleuse betraf — die Generalin ganz außerordentlich interessierte.

„Nicht wahr," sagte der eine, ein eleganter Offizier mit einem hübschen, offenen Gesicht, das zu demjenigen seines Begleiters, eines finstern Slaven, einen angenehmen Gegensatz bildete, „nicht wahr, wir Russen sind ein ganz sonderbares, unberechenbares Volk, das jedem Zufall, jeder momentanen Eingebung gehorcht, mit einem Worte, alles andere ist, als das, was der Deutsche unter einem ‚Charakter' versteht? Wenn ich nicht irre," fügte er lächelnd mit einer Verbeugung nach Marie hinzu, „beruht darauf auch die gegenseitige tiefe Antipathie der beiden Nationen."

„Sie sind der erste, der ihrer zu mir erwähnt," erwiderte das junge Mädchen freundlich, „bisher hatte ich noch nie Gelegenheitt, dieselbe zu bemerken."

In diesem Augenblicke rief die Generalin Petroff auf russisch dem jungen Offizier zu, ob ihm nicht der Fürst Lichtenstein bekannt sei und ob er nicht wüßte, was aus demselben seit seiner vor zwei Monaten erfolgten Abreise aus Jekaterinodar geworden sei?"

Der Gefragte brach in ein fröhliches Lachen aus, und sich unwillkürlich an Marie wendend, deren Augen bei Nennung des geliebten Namens wie verzaubert an seinen Lippen hingen, fuhr er mit Bezugnahme auf das frühere Gespräch auf französisch fort:

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, da hätten wir gleich einen Beweis für meine Behauptung, denn der Fürst Lichtenstein ist, trotzdem seine Wiege in den Ostseeprovinzen gestanden hat, innerlich und äußerlich ein Vollblutrusse, ein Typus für das Unberechenbare, von dem ich vorhin sprach. Als er von hier aus, wie ich hörte, in Eilmärschen durch die Steppe zog, um sich zunächst an den Hof zu seiner kaiserlichen Cousine zu begeben, hat er nicht Tag noch Nacht gerastet, sondern ist wie ein Pfeil dahingestürmt. Seine Begleiter beschworen ihn, doch nicht so toll wie um Tod und Leben zu reiten, aber er lachte sie aus und meinte, sie könnten ihn ja verlassen, wenn es ihnen zu viel wäre! So ging es immer vorwärts bis sie in das Gouvernement von Charkow kamen. Dort kreuzte eine Zigeunertruppe den Weg des Fürsten, und dort lernte er eine schöne junge, eifersüchtig bewachte Zigeunerin kennen, die Braut eines Häuptlings, welcher man, ihrer hervorragenden Schönheit halber, den Namen: ‚Rose des Kaukasus' gegeben hatte. War es der Umstand, daß

das Mädchen schon einem Manne ihres Stammes versprochen war oder reizte den Fürsten die Gefahr, welche sich ihm entgegenstellte, oder aber erlag er dem Zauber, welchen diese Mädchen zuweilen auf Männer ausüben, genug, in einer dunklen Nacht ritt Lichtenstein unerschrocken in das Lager und raubte angesichts der ganzen Truppe die schöne Maid, wie sie da war: im bloßen Hembe — Pardon, meine Damen — aber die Wahrheit meiner Geschichte verlangt es so. Es scheint, daß der dämonische Fürst, dem kein Weiberherz widersteht, auch hier nur allzu williges Gehör gefunden hatte, denn nachdem er seine süße Last in seinen großen Reitermantel gehüllt hatte, setzte er sich mit ihr in seinen Wagen und jagte — allerdings verfolgt von dem kriegerischen Teil der Bande — mit Lebensgefahr auf und davon.

„Allerdings hatte die Sache noch ein Nachspiel, denn als der Fürst mit seiner schönen Beute in Moskau ankam, war der Chef der Bande schon bei den Behörden vorstellig geworden und verlangte die Auslieferung der Abtrünnigen. Wie ich Lichtenstein kenne, wäre ihm ein großer Dienst geschehen, wenn man ihn schnell von der Verpflichtung, die er auf sich geladen, befreit hätte, denn es giebt wohl kaum einen Menschen, der das ‚tout lasse, tout casse, tout se passe‘ schärfer als er empfindet. Aber einerseits duldete es sein Stolz nicht, daß er in diesem Falle nachgab, andererseits besaß er auch zu viel Ritterlichkeit, um das arme Wesen, für das er eine flüchtige Caprice empfunden hatte, dem Zorn des verratenen Verlobten auszusetzen. So blieb er in Moskau und behielt die Rose des Kaukasus bei sich, bis alle beide eines schönen Tages verschwunden waren und die geschäftigen Zungen unserer gestrengen Sittenrichterinnen sich in allen erdenklichen Möglichkeiten und prophetischen Ahnungen erschöpften.“

Der Offizier schwieg; die Generalin aber, welche sich von Albertoff den Inhalt dieser Geschichte ins Russische hatte übersetzen lassen, fragte eifrig in derselben Sprache:

„Wollen Sie damit sagen, daß der Fürst noch immer verschollen ist und seitdem kein Lebenszeichen gegeben hat, wo er sich aufhält und was er treibt?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Gefragte, sich verneigend, „er ist einfach verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt.“

Ein boshafter, triumphierender, mitleidsloser Blick, wie ihn nur Frauen für Frauen besitzen, sprühte aus den Augen der Generalin, als sie zu Marie Wendt hinübersah.

Diese saß wie betäubt unter der Wucht des Gehörten, das sie bei der Fülle der Details gar nicht bezweifeln konnte, an das sie glauben mußte, wohl oder übel. Ihr Antlitz hielt noch immer den Ausdruck höflicher Aufmerksamkeit fest, aber er hatte sich im Laufe der Erzählung zur Maske versteinert, und um ihre Lippen irrte ein abwesendes Lächeln, das Albertoff ins Herz schnitt. Auf vieles war sie gefaßt gewesen, auf Krankheit und Tod, aber nicht hierauf, nicht hierauf! — Der giftige Pfeil hatte sie unerwartet, er hatte sie mitten ins Herz getroffen.

Die andern aber scherzten und lachten über den „tollen Streich“, der dem Fürsten so ähnlich sah, der so gar nicht in unsere zahme Zeit hinein paßte, den nur Lichtenstein planen und ausführen konnte.

Und während das Gespräch sich noch immer um den Gegenstand drehte und immer neue Fragen, immer neue Erörterungen hervorrief, ließ plötzlich Albertoff eine geschliffene Schale mit frischen Erdbeeren, die er im Begriff war, Marie zu reichen, auf die Erde fallen, so daß sich ihr Inhalt gleich einer roten Flut über die Füße und das weiße Kleid des Mädchens ergoß.

Mit einem so natürlich gespielten Entsetzen, daß selbst die Generalin von der Absicht nichts merkte, sprang er auf, riß Marie von ihrem Sitze empor und führte sie unter einer Flut von Entschuldigungen aus dem Zimmer. Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, zog er ihren Arm unter den seinen und flüsterte ihr hastig zu:

„Schnell, schnell, gehen Sie nach Ihrem Zimmer, mein armes, armes Kind! Dieser Mann mit seiner Geschichte war furchtbar und ich hätte ihn am liebsten erdolcht. So wie die Sachen aber standen, konnte ich nur die Lieblingsspeise der Generalin opfern und Ihr schönes, weißes Kleid ruinieren. Hier ist Ihr Zimmer und nun weinen Sie, schreien Sie, fluchen Sie, aber um Gottes willen, hören Sie auf zu lächeln — es bringt mich um Verstand und Besinnung.“

Mit diesen Worten führte er sie zu ihrem Lehnstuhl am Fenster, goß noch eine halbe Flasche Eau de Cologne über ihre Stirne und Hände und entfernte sich dann.

O, über den furchtbaren Schmerz, der so jäh, so unerwartet über sie hereingebrochen war, dem sie in das drohende Antlitz zu schauen suchte und vor dem sie doch immer wieder entsetzt zurückwich!

Es war also kein böser Traum, sondern Wahrheit; ihr stolzes hochgemutetes Lieb, das so lange und zärtlich um sie geworben, hatte sie verlassen — um eines hübschen Zigeunermädchens willen verlassen! — —

Merkwürdigerweise fühlte sie selbst in diesen Augenblicken des schärfsten, betäubendsten Schmerzes keinen Zorn wider ihn, denn sie hatte ja seine Natur gekannt, hatte ihn geliebt ohne Vertrauen. Nur eins quälte sie furchtbar, und das war die Erinnerung an ihre ausführlichen, zärtlichen Briefe, die sie auf seinen Wunsch nach Wiesbaden gesandt hatte. Die, das fühlte sie deutlich, mußte sie wieder haben um jeden Preis, aber wo konnte sie ihn finden, wo seiner habhaft werden, da er wie von der Erde verschlungen war?

Da, in der höchsten Not, kam ihr der Gedanke an seine Mutter, und sie beschloß, mit einigen begleitenden Worten an die von ihm hochverehrte Frau, einen Brief an den Fürsten, den letzten, zu richten.

Während alles ringsum im Banne des Schlafes lag, die Sterne sich schon dem Rande des Horizonts zuneigten und die Wellen des Kuban ein trauriges Lied von verratener Liebe und gebrochener Treue murmelten, schrieb Marie in demselben Zimmer, das

so unzählige Male seine heißen Schwüre vernommen hatte, folgende Zeilen:

Jekaterinodar im Juni 1862.

„Sie sehen, Fürst, daß ich doch wohl recht hatte, als ich auf die Erklärung Ihrer Liebe Ihnen erwiderte, Sie dürften sich meiner Ansicht nach nicht binden, dürften bei Ihrer Individualität nicht die Fessel einer Ehe mit sich herumschleppen. Ein Glück, daß das Schicksal Sie noch rechtzeitig auf die Probe gestellt hat, ehe es zu spät war, und daß Sie sich nun selbst von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt haben.

Um Ihnen jeden Gewissensbiß zu nehmen, gebe ich Ihnen hiermit Ihr Wort zurück und bitte Sie nur herzlich, die Briefe, welche ich auf Ihren Wunsch nach Wiesbaden unter der Adresse Ihrer Eltern geschickt habe, mir uneröffnet und sobald als möglich zusenden zu lassen. Auf diese Briefe, mein Fürst, besitzen Sie kein Recht, denn sie wurden insgesamt unter falschen Voraussetzungen geschrieben, und Ihr feines Gefühl wird gewiß die Billigkeit meines Wunsches einsehen und mir denselben prompt erfüllen.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen und meinen Dank für die Rückgabe der Briefe schon im voraus sagend, verbleibe ich

Marie Wendt."

Erst als der Brief couvertiert und gesiegelt auf ihrem Tische lag, suchte das junge Mädchen sein Lager auf, um, wenn auch nicht Schlaf, so doch ein wenig Ruhe für die übermüdeten Glieder zu finden.

Der anbrechende Tag brachte aber für das ganze Haus eine geheimnisvolle, seltsame Unruhe, welche ihre kleinen Wellchen selbst in das stille Gouvernantenstübchen sendete.

Schon Lise, das Nesthäkchen, erschien mit der Nachricht, die fremden Offiziere seien in aller Frühe abgeritten, eine Botschaft, die Marie wie eine Erlösung begrüßte, denn nun brauchte sie doch nicht den Mann wiederzusehen, welcher das grausame Todesurteil an ihrem armen Herzen vollstreckt hatte.

Grine, der seiner kleinen Schwester auf dem Fuße folgte, erzählte, daß der Papa bitterböser Laune zur Mama gestürzt sei, welche nachher bitterlich geweint habe. —

Trotz dieser beunruhigenden Nachrichten gab das junge Mädchen in gewohnter Weise seine Unterrichtsstunden, denn was konnte es denn noch Schweres und Trauriges in der Welt geben, nachdem der blühende Garten aller ihrer Hoffnungen mit einem Schlage eingeäschert worden war?

Als sie zur Mitagstafel erschien, zeigten sich auch hier Spuren einer allgemeinen und tiefen Verstimmung. Der Ataman war fortgefahren; die Generalin entschuldigte sich mit Kopfschmerzen; die Adjutanten steckten die Köpfe zusammen und tuschelten sich halblaute Bemerkungen zu.

Zum ersten Male während der ganzen Zeit, daß Marie in Jekaterinodar war, hörte man nicht die Töne des Orchesters oder die Stimmen der wohlgeschulten Sänger von der Galerie, und die Mittagstafel verlief im Gegensatz zu sonst schweigsam und bedrückt. —

Als man aufstand und jeder sein Zimmer wieder aufsuchte, schloß sich der Baron Albertoff Marie an und begleitete sie ein Stück Weges.

„Mein Gott, Baron, können Sie mir sagen, ob ein böser Geist hier sein Wesen getrieben und alle in Bann und Schrecken versetzt hat?" fragte sie ihn.

Er nickte bestätigend, schloß jedoch vorsichtig die Thür ihres Zimmers, bevor er antwortete:

„Ganz recht, mein Fräulein, ein böser Geist war es auch, der die beiden fremden Offiziere hertrieb, welche dem General schlimme Botschaft überbrachten."

Sie schaute ihn fragend und erstaunt an.

„So wissen Sie also wirklich noch nicht, daß sich die böse Vorbedeutung des zerbrochenen Spiegels erfüllt hat und der General binnen kurzem seine hiesige Stellung und dieses Haus verlassen muß?"

Ein Ausruf des Schreckens und zugleich des Staunens entfuhr dem jungen Mädchen. Albertoff jedoch setzte seine Mitteilung verlegen, zögernd und mit einem Blicke tiefen Mitgefühls auf Marie fort:

„Man hat nämlich an höchster Stelle erfahren, daß der General sich einige . . . einige Unregelmäßigkeiten in Bezug auf die Löhnung der Truppen hat zu Schulden kommen lassen, und der Zar, der anfänglich sehr böse war, hat ihn seiner Stellung enthoben."

„Mein Gott," rief Marie in höchster Angst, „so foltern Sie mich doch nicht, sondern sagen Sie mir offen, was hat er gethan?"

„Nun denn — der General hat für die Truppen bestimmte Gelder unterschlagen," lautete die unumwundene Antwort.

Das Mädchen griff nach einer Stütze; der Boden unter ihren Füßen schien zu schwanken.

„Wie entsetzlich," stammelte sie, „da bleibt ihm ja gar nichts übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Sie aber haben den Unglücklichen allein gelassen, wie konnten, wie durften Sie das?"

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Wendt," bemerkte der Baron gelassen, „man denkt über diese Dinge hier zu Lande anders als bei Ihnen und bei uns. Wollte der Zar dergleichen Vorkommnisse mit der ganzen Strenge des Gesetzes, ahnden, er würde sich seiner besten Diener, seiner genialsten Führer berauben. Darum giebt es nur eine vorübergehende Suspendierung von der momentanen Stellung, vielleicht auch eine Strafversetzung, aber damit ist es dann auch abgemacht. Der erwähnte Vorfall wird den General Petroff sicher nicht hindern, große Carriere zu machen."

Marie seufzte schwer. „O welch eine Nation, welche Sitten, welche Leidenschaften," flüsterte sie, während sie hilflos vor sich hinstarrte.

Albertoff ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Das Geschick ist in letzter Zeit hart mit Ihnen umgegangen," sagte er, „aber lassen Sie sich nicht Ihren Mut, nicht Ihre Freudigkeit am Erleben nehmen. Wir sind allesamt arge Sünder und ermangeln des Ruhms, aber den Kontakt mit Ihrer reinen, vornehmen, rührend arglosen Persönlichkeit haben wir

doch trotz aller unserer Fehler und Schwächen gefühlt und Ihnen jeder auf seine Weise zu danken gesucht. Nur ein einziger, dessen Selbstgefühl Sie irgend wann verletzt haben müssen, macht hiervon eine Ausnahme, und in Ihrem Interesse möchte ich Sie bitten, künftig seine Eitelkeit zu schonen, denn er ist ein unerzogener und nicht ganz ungefährlicher Mensch."

„Sie meinen den Fürsten Zeretelli?" fiel ihm Marie ins Wort. „Ich weiß, er begegnet mir schon seit einiger Zeit feindselig, und ich glaube beinahe, er hat mir den ausschließlichen, intensiven Verkehr mit dem Fürsten Lichtenstein verübelt."

„Ganz recht," bestätigte der Baron, „an Zeretelli dachte ich und vor ihm wollte ich Sie warnen, denn er ist, wenn seine Eitelkeit ins Spiel kommt, ein nachtragender und hämischer Geselle. Was nun aber Ihre vorhin geäußerten Bedenken betrifft, Fräulein Wendt," fügte er feierlich hinzu, „so wiederhole ich Ihnen, daß Sie ganz unbesorgt sein können. Noch vor Anbruch des Abends wird der General von seinem Ritte heimgekehrt sein, und morgen wird offiziell die Parole unseres neuen Aufenthaltes und die Ordre zum Aufpacken ausgegeben werden."

Und wie er gesagt hatte, so geschah es auch. Noch an demselben Abende versammelte der heimgekehrte General seine Adjutanten um sich und fragte sie, wer von ihnen es vorzöge, in Jekaterinodar bei seinem neu ernannten Nachfolger zu bleiben.

Der ihm persönlich attachierte Albertoff begleitete ihn selbstverständlich, ebenso Jastkoff, der dem General mit Leib und Leben ergeben war, wie seine deutsche Frau der Generalin. Der Fürst Zeretelli jedoch erklärte sich bereit, seinen Dienst unter dem neuen Herrn fortzusetzen und ebenso der baltische Baron Leo Ungern-Sternberg, dessen schöne, blaue, schwärmerische Augen aber sehr schwermütig ausschauten, da sie wohl etwas zu tief in Sonnita Petroffs braune Augensterne geblickt hatten.

Dann wurde die Parole ausgegeben, die Tiflis lautete. Der General war dorthin versetzt, beabsichtigte jedoch, seine Familie während der heißen Sommermonate nach dem reizend gelegenen, kühlen und schattigen Barjome, einem entzückenden Bade des Kaukasus, zu senden.

So hieß es denn für Marie, Abschied von dem kleinen Zimmer zu nehmen, in dem sie das höchste Glück und das tiefste Leid ihres jungen Lebens erfahren hatte und das mit ebenso viel süßen wie traurigen Erinnerungen bevölkert war.

Alle die guten freund- und kameradschaftlichen Stunden, die sie in diesem trauten Raume mit Lichtenstein verplaudert hatte, die folgende Zeit seiner verschwiegenen, heißen Liebe, endlich seine Werbung, ihre Ablehnung, die er nicht gelten ließ und die in dem beiderseitigen Geständnis ihrer Liebe unterging — alle die süß-schmerzlichen Erinnerungen zogen gleich einer Geisterschar noch einmal an ihrem Auge vorüber und neigten grüßend das Haupt. —

Wunderbar! Noch immer konnte sie ihm nicht böse sein, noch immer ihm keinen Vorwurf machen! Ihrem scharfsichtigen Blicke war es ja klar gewesen, daß ein Mann, der in allen Farben der Phantasie, des Geistes, des Gemüts, des Humors schillerte, unmöglich zu jenen felsensichern Naturen gehören konnte, bei denen jede Versuchung von vornherein fortfällt.

„Er besitzt die Fehler seiner Tugenden," sagte sie jedesmal zum Schluß einer solchen Betrachtung, „und ich werde mich wohl hüten, ihn wie eine meiner Vorgängerinnen durch vorwurfsvolle Rückblicke zu enttäuschen. Die Liebe zu ihm war meine Rosenkrone, die ich stolz und glücklich trug; sollte ich jetzt vor der Dornenkrone, in die sie sich gewandelt hat, feige zurückschrecken?" —

Unter diesen Gedanken machte sich Marie rüstig an das Einpacken ihrer Sachen, und Bücher, Bilder, kleine Andenken, die sie im Laufe des Winters empfangen hatte, tauchten unter und verschwanden in dem weitgeöffneten Schlunde ihres schwarzen Koffers.

Als sie noch mitten in diesem Geschäfte war, schickte die Generalin Grine herüber und ließ Fräulein Wendt auf einen Augenblick zu sich herüber bitten. Bereitwillig legte Marie ihr Tagebuch, in dem sie soeben geblättert hatte, und das in unverfälschten Tönen von ihrer großen Liebe und ihrem großen Leid erzählte, auf den Tisch und ging, gefolgt von dem Knaben, sofort zu der Generalin.

Nachdem sie derselben eifrig bei dem wichtigen Geschäfte, ihre köstlichen Schmucksachen in eine besonders zu verschließende Kassette zu packen, geholfen hatte, begab sie sich unverzüglich nach ihrem Zimmer zurück, um nun auch ihrerseits mit dem Einpacken ein Ende zu machen. Auf dem Korridor, nicht weit von ihrer Thür, begegnete ihr der Fürst Zeretelli, der seinen Uniformrock fest zugeknöpft hatte und wie der Blitz an ihr vorbeischoß, ohne sie zu grüßen.

Es fiel Marie auf, daß er, der früher die Höflichkeit selbst war und sie bei jeder Gelegenheit anredete, heute gar keine Notiz von ihr nahm, jedoch auch sie hatte ihren Kopf zu voll, um weiter darüber nachzugrübeln, und so nahm sie gleich wieder ihre Arbeit auf.

Die Bücher, welche ihres Gewichts wegen zu unterst des Koffers lagen, waren nun alle verpackt und nur das Tagebuch, welches sie in dem Momente, als sie abgerufen wurde, in der Hand hielt, blieb noch übrig, hineinzulegen. Wo war es nur hingekommen? Marie entsann sich ganz deutlich, daß sie es, als Grine hereinstürmte, in der Hand gehalten und es auf den Tisch hinter sich gelegt hatte, wo sie es jetzt vergeblich suchte.

Dieses Suchen geschah erst langsam, ruhig und systematisch, dann immer hastiger und schneller, zuletzt in fliegender Eile. Zweimal hatte sie schon jeden einzelnen Gegenstand auf dem Tische umgekehrt, und immer noch war das Tagebuch nicht zu entdecken.

Plötzlich fiel Marie ein, daß ihre kleine Zofe vielleicht inzwischen in dem Zimmer gewesen und von der Neugier geplagt worden sei, so daß sie das in roten Maroquin gebundene Buch ergriffen und mit sich genommen habe.

Marie klingelte, und gleich darauf erschien auch Maruscha.

„Waren Sie, während ich hinausgegangen war,

in diesem Zimmer?" herrschte sie Marie in ungewohnter Aufregung an.

„Nein, ich habe während der ganzen Zeit drüben in dem meinen gesessen und an dem Rocke genäht, den Fräulein auf der Reise anziehen will," lautete die etwas empfindliche Erwiderung.

„Mein Gott!" Das junge Mädchen stieß es angstvoll hervor und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als müsse sie einen lästigen Gedanken verscheuchen. Dann aber näher zu der kleinen Zofe herantretend, sagte sie:

„Maruscha, ich vermisse etwas, ein Buch in fremder Sprache geschrieben, das für niemand Wert besitzt als für mich allein, und ich hatte es in der Hand, kurz ehe ich das Zimmer verließ. Wenn Sie in Ihrem Zimmer waren, das dem meinen gerade gegenüberliegt, dann müssen Sie ja auch gehört haben, wenn jemand in meiner Abwesenheit hier eintrat. Bitte, bitte, besinnen Sie sich, es hängt so viel von dem Besitze dieses Buches für mich ab!"

„Gesehen habe ich niemand, Fräulein," lautete die bestimmte Erklärung, „aber einen männlichen Tritt habe ich gehört, bald nachdem das Fräulein das Zimmer verlassen hatte. Es klopfte dann auch jemand an die Thür," fuhr sie fort, „und als niemand ‚Herein' rief, öffnete er leise und trat in Fräuleins Zimmer. Aber Fräulein müssen ihn doch selbst noch getroffen haben, denn als er nach einem Weilchen ging und die Thür vorsichtig wieder schloß, hörte ich eine halbe Minute nachher Fräuleins Kleid rauschen und Fräulein gleich darauf eintreten."

„Schon gut, Maruscha," sagte Marie, die sehr bleich geworden war, „ich danke Ihnen."

Als sie sich allein sah, schritt sie unruhig im Zimmer auf und ab und überlegte, was sie beginnen sollte. Der Fürst Zeretelli war es gewesen, der grußlos und verlegen, mit fest geschlossener Uniform, an ihr vorübergeeilt war, als sie den Korridor entlang kam. Sollte er das Tagebuch genommen und es unter der Uniform verborgen haben?

Zuzutrauen war ihm schon dieser Bubenstreich, den ihm sicher allein die Neugier eingegeben haben konnte! Die Neugier, hinter ihre Beziehungen zu dem Fürsten Lichtenstein zu kommen. Wie oft hatte sie doch dieser mit der knabenhaften Eifersucht des „kleinen Zeretelli" geneckt und ihr prophezeit, derselbe würde sich noch einmal „blutig rächen".

Ein schwacher Trost war es Marie, daß das Tagebuch in englischer Sprache geschrieben war, ein Idiom, das der Fürst nicht lesen, geschweige denn verstehen konnte. Jedoch gleichviel, ihr liebes, süßes, heiliges Geheimnis enthielt das Tagebuch, das ja auch in fremde, kundige Hände geraten konnte und das sie wieder haben mußte um jeden Preis!

Nur einer konnte ihr in dieser Not helfen, und dieser eine war Albertoff, in dessen Ritterlichkeit sie ein unbedingtes Vertrauen setzte. Darum sah sie mit Ungeduld der Abendmahlzeit entgegen, welche sie mit ihm zusammenführte, und bei der sie ihm unbemerkt zuflüstern konnte, daß sie ihn noch heute abend in einer dringenden Angelegenheit sprechen müsse.

„Kommen Sie gleich nach Tisch in das persische Zimmer, das jetzt alle Welt das Spukzimmer nennt und seit der Spiegelaffaire wie die Pest flieht," erwiderte er, „dort sind wir am ungestörtesten."

Ohne zu zögern, begab sich Marie nach beendeter Abendmahlzeit dorthin und erwartete ihn. Man hatte die Spuren der Zerstörung allerdings fortgeräumt, aber die leere Stelle über dem Kamin mahnte an den unheimlichen Vorgang und bitter vermißte Marie das wohlbekannte Plätschern der duftenden Fontäne, welche in die langen, glücklichen Plauderstunden mit Lichtenstein immer so behaglich hineingeschwatzt hatte.

Erst der Schritt des Barons weckte sie aus ihren Träumen.

„Hier bin ich, mein Fräulein, und nun sagen Sie mir, bitte, womit ich Ihnen dienen kann."

„Man hat mir mein Tagebuch gestohlen," stieß das junge Mädchen atemlos hervor.

Die Hand des Sappeur-Offiziers fuhr nach seinem Schleppsäbel.

„Haben Sie einen bestimmten Verdacht?"

„Es muß der Fürst Zeretelli gewesen sein," fuhr sie eifrig fort, „denn ihm begegnete ich wenige Schritte vor meiner Zimmerthür, während er verlegen und grußlos an mir vorüberhuschte. Nur wenige Minuten war ich abwesend, und in dieser kurzen Zeit verschwand das Tagebuch. O, Baron," fuhr Marie fort, während sie bittend ihre Hände ineinander verschränkte, „ich muß das Buch wieder haben, das für einen Fremden gar keine Bedeutung hat, für mich aber die teuerste Erinnerung an eine unvergeßliche Zeit ist. Der Gedanke, daß man damit Mißbrauch treiben könnte, ist für mich ein fürchterlicher."

„Sie werden es wiederbekommen, mein Fräulein, verlassen Sie sich darauf!" versicherte Albertoff ernst. „Nun sagen Sie mir aber noch, Sie hatten es natürlich in deutscher Sprache geschrieben, nicht wahr?"

Eine feine Röte überzog Stirn und Wangen des jungen Mädchens.

„Nein," erwiderte sie, „ich schrieb das Tagebuch in englischer Sprache, die dem Fürsten Lichtenstein beinahe geläufiger als deutsch ist und die ich damals ausschließlich mit ihm sprach."

„Nun, dann haben wir vorläufig von seiner Indiskretion nichts zu befürchten," beruhigte sie Albertoff. „Zeretelli müßte erst einen Dolmetscher ausfindig machen, der ihm den Inhalt des Buches übersetzt, und das dürfte ihm hier, wo keiner von uns englisch spricht oder versteht, doch recht schwer werden. Natürlich muß aber das Buch bald wieder in Ihren Besitz gelangen, denn wer kann für die Zukunft und sein Schicksal einstehen?"

Er that ein paar Schritte in das Zimmer hinein und strich sich nachdenklich seinen Vollbart.

„So wird es gehen," murmelte er halblaut, „so muß es gehen, wenn wir einstimmig sind!" Laut fügte er hinzu: „Bitte, mein Fräulein, gehen Sie jetzt in Ihr Zimmer, aber begeben Sie sich nicht zur Ruhe, sondern erwarten Sie mich. Ich vermag Ihnen auch nicht die Zeit anzugeben, wann ich komme,

denn sie hängt ganz von der Länge und dem Resultate meiner Verhandlungen ab, aber kommen werde ich, wenn es auch spät werden sollte, und hoffentlich nicht ohne das Buch."

Damit verbeugte er sich tief und öffnete dem jungen Mädchen die Thür. Marie aber suchte sofort ihr Zimmer auf und sank dann bangend und zitternd in den Lehnstuhl am Fenster.

Eine lautlose Mondnacht, wo „stille Luft die Bäume schmeichelnd küßte und sie nicht rauschen ließ", breitete sich über Jekaterinodar, über die Gärten, in denen Jasmin und Rosen dufteten, über den Kuban, dessen Wellen wie in einer Feerie glitzerten, und über das kleine Zimmer, das in einem geheimnisvollen Glanze schwamm.

Noch nicht ein Jahr war verflossen, seitdem Marie an einem staubigen Septembertage, von langer Reise ermüdet, ihren Fuß zuerst auf diese grüne Oase gesetzt und dieses liebe Zimmer bezogen hatte.

Was sie damals in leidenschaftlichem, durstigem Wunsche angestrebt hatte wie kaum ein Mensch: die Sehnsucht, etwas zu erleben, interessante Menschentypen kennen zu lernen, Land und Leute in ihren Eigentümlichkeiten zu belauschen — das Schicksal hatte ihr alles das in verschwenderischer Weise erfüllt. Auf der andern Seite hatte es sich aber auch dafür zahlen lassen — wie es so seine Art ist — mit dem Verluste der schönsten Illusionen, des Glaubens an einheitliche große Charaktere! O ja, das komplizierte Leben und die komplizierten Menschen, sie hatten ihr arg mitgespielt! In der That, es war kein gutes Haus, in das sie so vertrauensvoll ihren Fuß gesetzt hatte.

Der Ataman, dessen gleichmäßige Freundlichkeit ihr stets so wohlgethan, hatte ihm anvertraute Gelder veruntreut, und seine Gattin — sie sah dieselbe wieder vor sich, wie sie sie nur ein einziges Mal auf eine halbe Minute vor sich gesehen hatte, mit hochmütigen, herabgezogenen Mundwinkeln, mit dem müden Blicke gesättigter Leidenschaft und der vollerblühten, sich entblätternden Rose.

Dann aber versank dieses Bild schnell und machte einem andern, dem Bilde des Einzigen Platz, der Monate hindurch ihr Leben verklärt hatte, um sie dann so schnell zu tiefster Vereinsamung des Geistes und Herzens zu verlassen.

Ihr Stolz krümmte sich bei dem Gedanken, daß die schönen Augen und die feurigen Lippen eines jungen Zigeunermädchens die Liebe, die sie auf die innerste Übereinstimmung ihrer Seelen gegründet glaubte, leicht wie Spreu fortgelächelt und fortgeblasen hatten, aber das grenzenlose Heimweh nach dem reichen, fascinierenden Geiste wurde dadurch nicht gestillt! —

In das Facit, welches sie soeben in Gedanken gezogen, gehörte auch der Raub ihres Tagebuches, dieser letzte bittere Tropfen, welcher den Kelch randvoll machte.

O, gegen die Pein, daß ihr tiefstes Sein und Empfinden der Laune eines grausamen, selbstsüchtigen jungen Mannes anheimgegeben war, erschien ihr alles bis dahin Erlebte minder schwer zu tragen!

Ein Schritt, der sich ihrer Thüre näherte, schreckte Marie aus ihrem Sinnen empor. In einem Nu war sie aufgesprungen und hatte die Thür, noch ehe es klopfte, aufgerissen.

„Nun?" stammelte sie Albertoff zu, denn er war es, „nun, Baron, was bringen Sie, Krieg oder Frieden?"

„Frieden," erwiderte er lächelnd, „wenn nämlich dies das vermißte Buch ist," und damit legte er ein in roten Maroquin gebundenes Buch auf den Tisch.

„Ja, das ist es!" rief Marie, jubelvoll sich seiner bemächtigend und nachblätternd und feststellend, ob es auch vollständig und unversehrt war.

Dann aber unterbrach sie sich in diesem Geschäfte und ging mit ausgestreckten Händen auf den Baron zu.

„Wie soll ich Ihnen nur danken! Sie sind stets so freundlich, so gut zu mir gewesen und haben nun noch diese Schuld der Erkenntlichkeit auf mein Haupt gehäuft. Wollte Gott, es stände in meiner Macht, Ihnen meine tiefe, tiefe Dankbarkeit zu beweisen! Auf welche Weise haben Sie aber bei dem Fürsten die Herausgabe des Buches durchgesetzt? Räumte er gleich sein illoyales Benehmen ein und erstattete er Ihnen sofort den Raub?"

„Nein," erwiderte Albertoff, „ganz so leicht hat er mir die Sache denn doch nicht gemacht. Ich kannte aber meinen Mann und hatte mich darum vorgesehen. Sowohl Herrn Jasikoff wie Ungern-Sternberg hatte ich Mitteilung von dem Vorfall gemacht, und so traten wir alle drei gemeinschaftlich in sein Zimmer ein, wo das fragliche Buch offen auf seinem Schreibtische lag.

„Er ahnte gleich nichts Gutes, als er uns zu dreien anrücken sah, und ich als Sprecher ließ ihn auch nicht lange im Zweifel, sondern rückte bald mit meiner Beschuldigung und Forderung der Rückgabe des Buches vor. Er suchte erst zu leugnen, dann die Sache ins Scherzhafte zu ziehen, jedoch unser feierlicher Ernst und die einstimmig von uns dreien abgegebene Erklärung, daß ein Diebstahl wohl eine Züchtigung, keinenfalls jedoch ein Duell gestatte, ließen ihn andere Seiten aufziehn und schließlich nachgeben.

„So kam ich in die glückliche Lage, mein Fräulein, Ihnen noch heute das Entwendete zurückbringen zu können," schloß er seinen Bericht mit einer Verbeugung.

„Ich danke Ihnen," sagte Marie mit einem schwachen Versuch zu einem Lächeln, „so hätten wir nach altem Brauch auch nach der Tragödie noch das Satyrspiel erlebt." —

Am andern Morgen standen in aller Frühe die Reisewagen bereit. Die Kinder fuhren mit der Bonne in dem letzten Wagen, Marie mit Sonnita Petroff.

So lange das junge Mädchen noch die wohlbekannte Umgebung von Jekaterinodar und ihren alten Freund, den Kuban, sah, blickte sie eifrig auf die Stätten, welche sie so gern zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß durchmessen hatte. Sobald jedoch das letzte Haus hinter ihnen lag, und die Wagen in die endlose, graue und verdorrte Steppe einbogen, lehnte sie sich zurück in ihre Ecke und schloß die Augen.

Sie war ein zu trauriges Abbild des eigenen Lebens, diese noch vor wenig Monden üppig grünende und blühende Steppe, in deren Duftwolken sich Milliarden Insekten getummelt hatten, und die jetzt, versengt von glühenden Sonnenstrahlen, grau und leblos, nicht einmal von vergangener Herrlichkeit zu träumen schien.

Dreizehntes Kapitel.

Barjome.

Man müßte ein Dichter sein, um diesem Baden-Baden des Kaukasus gerecht zu werden, ein Dichter, in dessen Versen die Bergquellen rauschen und flüstern und die Berge so lebens- und hoffnungsgrün ausschauen wie sie es in Wirklichkeit thaten, als die Reisenden von Jekaterinobar bei ihnen anlangten.

Marie war ganz berauscht von dem Zauber dieses in Imerethien gelegenen Thales, das ein wilder Bergstrom durchbrauste, dessen geheimnisvoller Sang sie allerdings zuerst melancholisch machte. Spielten dagegen an hellen Tagen die Sonnenlichter darüber hin, dann klang sein Lied schon fröhlicher, und die vorzüglichen Mineralbrunnen und erquickenden Bäder, in denen man sich nun Frische holte, machten die allgemeine Anziehung des Ortes nur zu begreiflich!

Ja, er ließ sich unmöglich in Worte fassen, der Zauber, der die hohen grünen Berge und das tolle Kind derselben, das sich über Stein und Fels warf, umwob: den Strom, der an einzelnen Stellen brauste, rauschte, tobte, um wieder an andern so eindringlich und ausdrucksvoll zu murmeln, daß man sich vergeblich anstrengte, um zu verstehen, was er einem wohl anvertrauen wollte! —

In der That, Barjome war so lauschig, so poetisch, so pittoresk, so gar nicht der sonstigen „schönen Natur“ ähnlich, daß man es mit keinem andern Orte der Welt, sondern nur mit einem holden Gebild vergleichen konnte, das zuweilen im Traume an uns vorüberzieht! —

Wo man aber auch weilte, überall begleitete einen der Gesang der Wasser, überall vernahm man die gleiche, süße, pathetische Melodie, zu der man so gern Worte gefunden hätte und die sich doch nimmermehr in solche bannen ließ!

Hier in Barjome war es auch, wo Marie den ersten und einzigen Brief des Fürsten, die Antwort auf ihr letztes, an seine Mutter gerichtetes Schreiben erhielt.

„Ich habe mich durch mein Verhalten,“ schrieb er, „in eine Lage gebracht, die mich zwingt, blindlings alles, was Sie beschließen, zu unterschreiben. In den nächsten Tagen erwarte ich Ihre an mich nach Wiesbaden gerichteten Briefe, welche ich selbstverständlich uneröffnet in Ihre Hand legen werde.

Was Ihre Äußerung hinsichtlich meiner Individualität betrifft und daß Sie es als ein Glück ansehen, daß ich nicht durch die Fessel einer Ehe gebunden sei, so habe ich Ihnen darüber zu einer Zeit, da ich Ihnen noch manches sagen durfte, meine Ansichten energisch und ausführlich entwickelt. Wenn Sie so empfinden, Marie, so ist es unzweifelhaft das Rechte, und ich habe mich nur schweigend Ihrem Verdikt zu unterwerfen, aber daß Sie so empfinden, ist für mich unsagbar traurig.

Ich möchte Sie hiermit noch um die Erlaubnis ersuchen, sobald ich die Briefe aus Wiesbaden erhalten habe, dieselben persönlich in Ihre Hand legen zu dürfen. Ich weiß, daß es eine Kühnheit ist, Sie noch einmal um eine Unterredung zu bitten, aber wenn Sie in Ihrer gerechten Entrüstung auch alles auslöschen und vergessen wollen, was in den letzten Wochen meines Aufenthaltes in Jekaterinobar geschehen ist: die langen guten Wochen unserer Kameradschaft, unserer treuen Freundschaft — die, meine ich, können und wollen Sie auch nicht aus Ihrem Gedächtnis löschen.

Sie sind ja nicht wie die andern Ihres Geschlechtes, Marie, und darum hat es mich unter den Tausenden von Frauen zu Ihnen und gerade zu Ihnen gezogen, die Sie in allen Situationen Ihre Eigenart bewahrten und stets Sie selbst, das heißt, ein hochgemutes, unbestechliches, goldreines Weib waren, an das Zeit seines Lebens in treuer Ergebenheit und tiefster Verehrung denken wird

Ihr ehemaliger Kamerad
Fürst Lichtenstein.“

Lange hielt Marie den Brief mit den wohlbekannten großen Schriftzügen in ihrer Hand. Einzelne Worte daraus trafen sie süß und schmerzlich zugleich und riefen die Erinnerung an die so schnell verrauschte Hochflut ihres Lebens wieder deutlich zurück.

O, warum hatte man ihre Seele aus dem so lange gesuchten home vertrieben; warum mußte sie nun immer einsam ihre Straße ziehen, die Hand fest auf die blutende Wunde halten, ihren Teil an Arbeit und Genuß ertragen und erfüllen und in dieser Feuerprobe das Herz stählen, damit es nicht breche!

Und so ging sie durch den Tag, that ihre Pflicht, lehrte, lachte, unterhielt sich, knüpfte hier und da Beziehungen, wanderte von Ort zu Ort, von Scene zu Scene, und am Abend küßte sie den Dolch, seinen Dolch, der über ihrem Bette hing und den er ihr zum Abschiede gegeben hatte! — —

Es war ein Tag wie alle anderen Tage und keine Ahnung, kein Vorzeichen hatte Marie aufmerksam gemacht, als sie, während sie den Kindern eine Lektion erteilte, den wohlbekannten, schnellen, elastischen Schritt des Fürsten im Nebenzimmer und gleich darauf den sonoren Klang seiner Stimme hörte. Das Wort erstarb auf ihren Lippen, die Hände sanken schlaff in ihren Schoß, und eine tödliche Blässe überzog ihr Antlitz.

Zum Glück waren Grine und Lise von der Wahrnehmung so überrascht und erfreut, daß sie, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, aufsprangen und dem ersehnten Gast entgegenstürmten. Marie hörte durch die nicht ganz geschlossene Thür die von beiden Seiten zärtliche Bewillkommung und dann die Frage des Fürsten nach ihr.

Als die Kinder fröhlich antworteten, Fräulein Wendt sei nebenan und ihn im Triumph in das Schulzimmer ziehen wollten, händigte er Grine einen kleinen Tesching, den er sich lange gewünscht hatte, und Lise eine Wachspuppe mit langen blonden Locken und blauen Augen ein. In dem Sturme der Freude, der jetzt losbrach, gingen die früheren Absichten unter, und die Kinder eilten spornstreichs mit ihren Geschenken davon, um sie Sonnita und der Mama zu zeigen.

Marie saß noch immer mit verschränkten Händen regungslos auf derselben Stelle, als der Fürst leise anklopfte und gleich darauf eintrat.

Sie wollte sich erheben, wollte ihm einen Schritt entgegengehen aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, gleich ihrer Stimme. Ein Blick flog nach dem gegenüberbefindlichen Spiegel, und dieser Blick zeigte ihr ein bleiches Antlitz, ein duftiges, weißes Sommerkleid, welches ihre schlanke Gestalt bis zum Halse umschloß, und ein paar rebellische, braune Locken, die über ihre Stirn fielen.

Die jähe Blässe war einer glühenden Röte gewichen und Marie freute sich, daß sie in diesem Augenblicke gut aussah und seine Lieblingsfarbe trug. Nur ansehen durfte sie ihn nicht, weder die hohe, stolze, imponierende Gestalt, noch das Antlitz in seiner bizarren Häßlichkeit, am wenigsten seine Hand, diese so besonders schöne, kleine, gepflegte Hand, die noch immer dieselbe Physiognomie wie damals hatte, als sie die ihre fest und zärtlich umschlang.

Der Fürst war niedergekniet; auch er schien keines Wortes mächtig. Demütig neigte er sein Haupt und führte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen.

„Stehen Sie auf, um Gott, Fürst, stehen Sie auf!“ flüsterte Marie, „Sie dürfen nicht vor mir knieen.“

Zögernd erhob er sich und nahm auf einem Stuhle an ihrer Seite Platz.

„Ich habe in Gedanken oft vor Ihnen also gekniet und schwere Schuld zu büßen gesucht,“ entgegnete er sanft und traurig, indem er ein Päckchen Briefe, ihre nach Wiesbaden geschickten Briefe, aus seiner Brusttasche zog und sie auf den Tisch legte.

„Waren Sie denn inzwischen in Wiesbaden bei Ihren Eltern?“ fragte Marie, die endlich ihre Stimme in ihre Gewalt bekam.

„Nein,“ lautete die Erwiderung, „es kam ja alles so ganz anders, als ich mir vorgenommen und gedacht hatte. Je länger ich lebe, desto mehr werde ich von dem Gefühle des Fatalismus beherrscht, und das Bewußtsein des freien Willens, den man dem Menschen als angeboren zuschreibt, schwindet mir mehr und mehr.“

„Das heißt mit anderen Worten,“ sagte Marie mit einem wehmütigen Lächeln, „Sie können nicht wollen, mein Fürst, und sind abhängig von momentanen Motiven, die sich Ihrer mit zwingender Gewalt bemächtigen. Weil ich das erkannt hatte, trage ich die Hauptschuld und bitte Sie herzlich, nie mehr auf geschehene unabänderliche Dinge zurückzukommen.“

Es herrschte ein minutenlanges, banges Schweigen, das der Fürst endlich mit der Frage unterbrach:

„Was aber haben Sie über uns beschlossen, meine verehrte Freundin, wie denken Sie, daß ich mein Leben gestalten, wie es nach Ihrem Befehl leben soll?“

„Und das fragen Sie mich?“ brach es plötzlich von Maries Lippen. Dann aber sich gewaltsam bezwingend, fuhr sie ruhiger fort: „Warum sollen wir einander plagen, Fürst — um mit Goethe zu reden: ‚Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel;‘ darum müssen wir uns von einander gewöhnen und zwar so schnell als möglich. Um das aber mit Erfolg zu thun, müssen Sie Ihren Besuch hier abkürzen und bald zu Ihrem Regimente zurückkehren.“

Lichtenstein starrte in Gedanken versunken vor sich hin; dann begann er zögernd und leise:

„So beharren Sie also auf der vollständigen Trennung unserer Geschicke? Und all das, weil mir eine kleine Zigeunerin über den Weg gelaufen war, die ich nicht so schnell wie ich wollte abzuschütteln vermochte?“

Marie richtete sich plötzlich vor ihm auf, als strecke sie ihr Stolz so gerade in die Höhe.

„Kein Wort, Fürst,“ sagte sie gebieterisch wie nie zuvor, „über gewisse Dinge spricht man besser gar nicht!“

Er seufzte schwer. „O,“ sagte er „warum sind Sie nur so jung, so jung und unbarmherzig. Warum kennen Sie so wenig die Welt und das Leben und die Männer; warum besitzen Sie, wie ich Ihnen schon früher sagte, nur Phantasie, nur Geist und Gemüt, aber so absolut kein Temperament, keine Leidenschaft! Auf diese Weise ist ja jede Verständigung zwischen uns beiden abgeschnitten, und ich habe mich nur stillschweigend Ihrem Richterspruche zu unterwerfen.“

Sie streckte ihm ihre Hand hin, die er an seine Lippen führte.

„Und nun lassen Sie uns ein Ende machen, denn ich bin nicht so heldenhaft stark, wie Sie anzunehmen scheinen, und ich will Ruhe, Ruhe, Ruhe, Fürst. Und noch eins, darf ich den Dolch, den Sie mir, kurz bevor Sie Abschied nahmen, schenkten, behalten, ja, darf ich?“

„Es wäre ja entsetzlich, wenn Sie ihn nicht mehr um sich dulden wollten,“ erwiderte er dumpf mit halberstickter Stimme. „So weisen Sie mich also wirklich und endgültig fort von sich, hinaus in das öde, graue Leben, wo es soviel Gräßliches giebt, dessen man sich gar nicht erwehren kann?“

„Wir werden uns eben über das Können und Wollen nie einigen, und darum ist's besser, wir brechen hier ab,“ erwiderte Marie, indem sie ein paar Schritte zur Thür that.

„Nur noch einen Augenblick,“ sagte der Fürst, ihr den Weg vertretend. „An der Tiefe meiner Liebe zu Ihnen haben Sie doch hoffentlich nie gezweifelt, Marie?“

„Nein,“ sagte sie, „ich bin überzeugt, daß Sie selbst es glaubten, bis eben ein stärkeres Gefühl über Sie kam.“

Sie war ein zu trauriges Abbild des eigenen Lebens, diese noch vor wenig Monden üppig grünende und blühende Steppe, in deren Duftwolken sich Milliarden Insekten getummelt hatten, und die jetzt, versengt von glühenden Sonnenstrahlen, grau und leblos, nicht einmal von vergangener Herrlichkeit zu träumen schien.

Dreizehntes Kapitel.

Barjome.

Man müßte ein Dichter sein, um diesem Baden-Baden des Kaukasus gerecht zu werden, ein Dichter, in dessen Versen die Bergquellen rauschen und flüstern und die Berge so lebens- und hoffnungsgrün ausschauen wie sie es in Wirklichkeit thaten, als die Reisenden von Jekaterinodar bei ihnen anlangten.

Marie war ganz berauscht von dem Zauber dieses in Imerethien gelegenen Thales, das ein wilder Bergstrom durchbrauste, dessen geheimnisvoller Sang sie allerdings zuerst melancholisch machte. Spielten dagegen an hellen Tagen die Sonnenlichter darüber hin, dann klang sein Lied schon fröhlicher, und die vorzüglichen Mineralbrunnen und erquickenden Bäder, in denen man sich nun Frische holte, machten die allgemeine Anziehung des Ortes nur zu begreiflich!

Ja, er ließ sich unmöglich in Worte fassen, der Zauber, der die hohen grünen Berge und das tolle Kind derselben, das sich über Stein und Fels warf, umwob: den Strom, der an einzelnen Stellen brauste, rauschte, tobte, um wieder an andern so eindringlich und ausdrucksvoll zu murmeln, daß man sich vergeblich anstrengte, um zu verstehen, was er einem wohl anvertrauen wollte! —

In der That, Barjome war so lauschig, so poetisch, so pittoresk, so gar nicht der sonstigen „schönen Natur" ähnlich, daß man es mit keinem andern Orte der Welt, sondern nur mit einem holden Gebild vergleichen konnte, das zuweilen im Traume an uns vorüberzieht! —

Wo man aber auch weilte, überall begleitete einen der Gesang der Wasser, überall vernahm man die gleiche, süße, pathetische Melodie, zu der man so gern Worte gefunden hätte und die sich doch nimmermehr in solche bannen ließ!

Hier in Barjome war es auch, wo Marie den ersten und einzigen Brief des Fürsten, die Antwort auf ihr letztes, an seine Mutter gerichtetes Schreiben erhielt.

„Ich habe mich durch mein Verhalten," schrieb er, „in eine Lage gebracht, die mich zwingt, blindlings alles, was Sie beschließen, zu unterschreiben. In den nächsten Tagen erwarte ich Ihre an mich nach Wiesbaden gerichteten Briefe, welche ich selbstverständlich uneröffnet in Ihre Hand legen werde.

Was Ihre Äußerung hinsichtlich meiner Individualität betrifft und daß Sie es als ein Glück ansehen, daß ich nicht durch die Fessel einer Ehe gebunden sei, so habe ich Ihnen darüber zu einer Zeit, da ich Ihnen noch manches sagen durfte, meine Ansichten energisch und ausführlich entwickelt. Wenn Sie so empfinden, Marie, so ist es unzweifelhaft das Rechte, und ich habe mich nur schweigend Ihrem Verdikt zu unterwerfen, aber daß Sie so empfinden, ist für mich unsagbar traurig.

Ich möchte Sie hiermit noch um die Erlaubnis ersuchen, sobald ich die Briefe aus Wiesbaden erhalten habe, dieselben persönlich in Ihre Hand legen zu dürfen. Ich weiß, daß es eine Kühnheit ist, Sie noch einmal um eine Unterredung zu bitten, aber wenn Sie in Ihrer gerechten Entrüstung auch alles auslöschen und vergessen wollen, was in den letzten Wochen meines Aufenthaltes in Jekaterinodar geschehen ist: die langen guten Wochen unserer Kameradschaft, unserer treuen Freundschaft — die, meine ich, können und wollen Sie auch nicht aus Ihrem Gedächtnis löschen.

Sie sind ja nicht wie die andern Ihres Geschlechtes, Marie, und darum hat es mich unter den Tausenden von Frauen zu Ihnen und gerade zu Ihnen gezogen, die Sie in allen Situationen Ihre Eigenart bewahrten und stets Sie selbst, das heißt, ein hochgemutes, unbestechliches, goldreines Weib waren, an das Zeit seines Lebens in treuer Ergebenheit und tiefster Verehrung denken wird

Ihr ehemaliger Kamerad
Fürst Lichtenstein."

Lange hielt Marie den Brief mit den wohlbekannten großen Schriftzügen in ihrer Hand. Einzelne Worte daraus trafen sie süß und schmerzlich zugleich und riefen die Erinnerung an die so schnell verrauschte Hochflut ihres Lebens wieder deutlich zurück.

O, warum hatte man ihre Seele aus dem so lange gesuchten home vertrieben; warum mußte sie nun immer einsam ihre Straße ziehen, die Hand fest auf die blutende Wunde halten, ihren Teil an Arbeit und Genuß ertragen und erfüllen und in dieser Feuerprobe das Herz stählen, damit es nicht breche!

Und so ging sie durch den Tag, that ihre Pflicht, lehrte, lachte, unterhielt sich, knüpfte hier und da Beziehungen, wanderte von Ort zu Ort, von Scene zu Scene, und am Abend küßte sie den Dolch, seinen Dolch, der über ihrem Bette hing und den er ihr zum Abschiede gegeben hatte! — —

Es war ein Tag wie alle anderen Tage und keine Ahnung, kein Vorzeichen hatte Marie aufmerksam gemacht, als sie, während sie den Kindern eine Lektion erteilte, den wohlbekannten, schnellen, elastischen Schritt des Fürsten im Nebenzimmer und gleich darauf den sonoren Klang seiner Stimme hörte. Das Wort erstarb auf ihren Lippen, die Hände sanken schlaff in ihren Schoß, und eine tödliche Blässe überzog ihr Antlitz.

Zum Glück waren Grine und Lise von der Wahrnehmung so überrascht und erfreut, daß sie, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, aufsprangen und dem ersehnten Gast entgegenstürmten. Marie hörte durch die nicht ganz geschlossene Thür die von beiden Seiten zärtliche Bewillkommung und dann die Frage des Fürsten nach ihr.

Als die Kinder fröhlich antworteten, Fräulein Wendt sei nebenan und ihn im Triumph in das Schulzimmer ziehen wollten, händigte er Grine einen kleinen Tesching, den er sich lange gewünscht hatte, und Lise eine Wachspuppe mit langen blonden Locken und blauen Augen ein. In dem Sturme der Freude, der jetzt losbrach, gingen die früheren Absichten unter, und die Kinder eilten spornstreichs mit ihren Geschenken davon, um sie Sonnita und der Mama zu zeigen.

Marie saß noch immer mit verschränkten Händen regungslos auf derselben Stelle, als der Fürst leise anklopfte und gleich darauf eintrat.

Sie wollte sich erheben, wollte ihm einen Schritt entgegengehen aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, gleich ihrer Stimme. Ein Blick flog nach dem gegenüberbefindlichen Spiegel, und dieser Blick zeigte ihr ein bleiches Antlitz, ein duftiges, weißes Sommerkleid, welches ihre schlanke Gestalt bis zum Halse umschloß, und ein paar rebellische, braune Locken, die über ihre Stirn fielen.

Die jähe Blässe war einer glühenden Röte gewichen und Marie freute sich, daß sie in diesem Augenblicke gut aussah und seine Lieblingsfarbe trug. Nur ansehen durfte sie ihn nicht, weder die hohe, stolze, imponierende Gestalt, noch das Antlitz in seiner bizarren Häßlichkeit, am wenigsten seine Hand, diese so besonders schöne, kleine, gepflegte Hand, die noch immer dieselbe Physiognomie wie damals hatte, als sie die ihre fest und zärtlich umschlang.

Der Fürst war niedergekniet; auch er schien keines Wortes mächtig. Demütig neigte er sein Haupt und führte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen.

„Stehen Sie auf, um Gott, Fürst, stehen Sie auf!“ flüsterte Marie, „Sie dürfen nicht vor mir knieen.“

Zögernd erhob er sich und nahm auf einem Stuhle an ihrer Seite Platz.

„Ich habe in Gedanken oft vor Ihnen also gekniet und schwere Schuld zu büßen gesucht,“ entgegnete er sanft und traurig, indem er ein Päckchen Briefe, ihre nach Wiesbaden geschickten Briefe, aus seiner Brusttasche zog und sie auf den Tisch legte.

„Waren Sie denn inzwischen in Wiesbaden bei Ihren Eltern?“ fragte Marie, die endlich ihre Stimme in ihre Gewalt bekam.

„Nein,“ lautete die Erwiderung, „es kam ja alles so ganz anders, als ich mir vorgenommen und gedacht hatte. Je länger ich lebe, desto mehr werde ich von dem Gefühle des Fatalismus beherrscht, und das Bewußtsein des freien Willens, den man dem Menschen als angeboren zuschreibt, schwindet mir mehr und mehr.“

„Das heißt mit anderen Worten,“ sagte Marie mit einem wehmütigen Lächeln, „Sie können nicht wollen, mein Fürst, und sind abhängig von momentanen Motiven, die sich Ihrer mit zwingender Gewalt bemächtigen. Weil ich das erkannt hatte, trage ich die Hauptschuld und bitte Sie herzlich, nie mehr auf geschehene unabänderliche Dinge zurückzukommen.“

Es herrschte ein minutenlanges, banges Schweigen, das der Fürst endlich mit der Frage unterbrach:

„Was aber haben Sie über uns beschlossen, meine verehrte Freundin, wie denken Sie, daß ich mein Leben gestalten, wie es nach Ihrem Befehl leben soll?“

„Und das fragen Sie mich?“ brach es plötzlich von Maries Lippen. Dann aber sich gewaltsam bezwingend, fuhr sie ruhiger fort: „Warum sollen wir einander plagen, Fürst — um mit Goethe zu reden: ‚Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel;‘ darum müssen wir uns von einander gewöhnen und zwar so schnell als möglich. Um das aber mit Erfolg zu thun, müssen Sie Ihren Besuch hier abkürzen und bald zu Ihrem Regimente zurückkehren.“

Lichtenstein starrte in Gedanken versunken vor sich hin; dann begann er zögernd und leise:

„So beharren Sie also auf der vollständigen Trennung unserer Geschicke? Und all das, weil mir eine kleine Zigeunerin über den Weg gelaufen war, die ich nicht so schnell wie ich wollte abzuschütteln vermochte?“

Marie richtete sich plötzlich vor ihm auf, als strecke sie ihr Stolz so gerade in die Höhe.

„Kein Wort, Fürst,“ sagte sie gebieterisch wie nie zuvor, „über gewisse Dinge spricht man besser gar nicht!“

Er seufzte schwer. „O,“ sagte er „warum sind Sie nur so jung, so jung und unbarmherzig. Warum kennen Sie so wenig die Welt und das Leben und die Männer; warum besitzen Sie, wie ich Ihnen schon früher sagte, nur Phantasie, nur Geist und Gemüt, aber so absolut kein Temperament, keine Leidenschaft! Auf diese Weise ist ja jede Verständigung zwischen uns beiden abgeschnitten, und ich habe mich nur stillschweigend Ihrem Richterspruche zu unterwerfen.“

Sie streckte ihm ihre Hand hin, die er an seine Lippen führte.

„Und nun lassen Sie uns ein Ende machen, denn ich bin nicht so heldenhaft stark, wie Sie anzunehmen scheinen, und ich will Ruhe, Ruhe, Ruhe, Fürst. Und noch eins, darf ich den Dolch, den Sie mir, kurz bevor Sie Abschied nahmen, schenkten, behalten, ja, darf ich?“

„Es wäre ja entsetzlich, wenn Sie ihn nicht mehr um sich dulden wollten,“ erwiderte er dumpf mit halberstickter Stimme. „So weisen Sie mich also wirklich und endgültig fort von sich, hinaus in das öde, graue Leben, wo es soviel Gräßliches giebt, dessen man sich gar nicht erwehren kann?“

„Wir werden uns eben über das Können und Wollen nie einigen, und darum ist's besser, wir brechen hier ab,“ erwiderte Marie, indem sie ein paar Schritte zur Thür that.

„Nur noch einen Augenblick,“ sagte der Fürst, ihr den Weg vertretend. „An der Tiefe meiner Liebe zu Ihnen haben Sie doch hoffentlich nie gezweifelt, Marie?“

„Nein,“ sagte sie, „ich bin überzeugt, daß Sie selbst es glaubten, bis eben ein stärkeres Gefühl über Sie kam.“

„Um Gottes willen," rief er heftig, „Sie nennen doch das, was mich zu dem Zigeunermädchen hinzog, nicht Liebe?"

„Und wie sonst?" erwiderte sie, die reinen, ehrlichen Augen verwundert zu ihm aufschlagend.

Er wandte sich ab. „God bless you, child!" sagte er mit bewegter Stimme. „Eine Zeit wird kommen, in der Sie gerechter über mich denken werden, aber dann wird es zu spät sein für unser Glück. Und nun lassen Sie mich zum Schluß nur noch sagen, daß ich bis zu meinem Lebensende in treuster Ergebenheit und Verehrung Ihrer gedenken werde, und streichen auch Sie mich nicht ganz von der Tafel Ihrer Erinnerung."

Der Fürst war gegangen und jetzt erst war Marie allein, mutterseelenallein. — — — —

Schluß-Kapitel.

Zwanzig Jahre waren seit den geschilderten Ereignissen vergangen, zwanzig Frühlinge gleich einem holden Wunder über die Steppe gezogen und zwanzig heiße Sommer hatten in regelmäßiger Folge die ganze Pracht eingeäschert.

Man schrieb 1882 und es war ein heller nordischer Wintertag, an dem eine elegant gekleidete Dame schnellen Schrittes durch die Straßen Petersburgs ging. Gerade als sie am Quai Gagarine den Damm überschreiten wollte, kreuzte ein Fiaker ihren Weg, in dem müde und apathisch ein einzelner Herr lehnte.

Die Augen der Dame schauten ihn aufmerksam und forschend an, aber er bemerkte es nicht und der Wagen rollte weiter. Wie betäubt schaute sie demselben nach, und als sie endlich ihren Weg weiter verfolgte, murmelte sie halblaut:

„Er sah mich nicht, keine Ahnung verriet ihm meine Nähe und doch, es war ein Erlebnis für mich das wohlbekannte, einzige Gesicht, gealtert zwar — aber doch charakteristisch wie je."

Es war unsere alte Bekannte Marie, die das sah und sagte, nachdem sie zum Besuch lieber Freunde nach Petersburg gekommen war. Nur hieß sie längst nicht mehr Marie Wendt, sondern hatte schon vor vielen Jahren einem verwitweten deutschen Kommerzienrat die Hand gereicht, seinem großen Hauswesen würdig vorgestanden, seine Kinder erzogen, verheiratet und ihm vor einem Jahr die müden Augen geschlossen. Seit der Verminderung ihrer vielfachen Pflichten fühlte sie eine Leere in ihrem bis dahin so ausgefüllten Leben und hatte darum gern die Einladung alter Freunde nach Petersburg angenommen.

Nachdem sie das schöne Haus auf dem Quai Gagarine, wo dieselben wohnten, erreicht hatte, händigte ihr der Portier eine Karte und einen Brief, die beide gleichzeitig für sie abgegeben worden waren, ein.

„Vom Fürsten," murmelte sie betroffen und eilte in ihr Zimmer, wo sie, ohne Hut und Mantel abzulegen, den Brief erbrach und las:

„Hochverehrte gnädige Frau!

Gestern abend, ich saß recht niedergeschlagen und verlassen mit meinem ständigen Gast, der Gicht, an meinem Kamin, als sich mein alter Freund, der auch Ihnen bekannte Baron Albertoff melden ließ. ‚Wissen Sie denn auch, Lichtenstein, wer jetzt hier ist und in unsere langweilige Petersburger Gesellschaft neues, ungewohntes Leben bringt?' rief er mir schon in der Thür entgegen, und dann folgte die Mitteilung von Ihrer Anwesenheit und seinem lebhaften Wunsch, Sie in nächster Zeit aufzusuchen. Ich armer gichtkranker Mann, dem der Arzt strengste Ruhe befohlen hat, ließ alle die verlockenden Pläne, die Albertoff entwickelte, schweigend an meinem Ohr hinmurmeln, aber sobald er gegangen war, mußte mir mein Diener Feder und Papier bringen und ich versuche coute qui coute zu Ihnen zu sprechen.

Es ist sehr einsam um mich, meine Frau verbringt diesen Winter in Italien, meine beiden Söhne befinden sich in einer Erziehungsanstalt und treu ist mir nur mein Quälgeist, die Gicht.

Ich habe eine Photographie aus alter Zeit vor mich gestellt! Wie viel geht mir durch die Seele, wenn ich das kleine Bildchen in dem Kostüm, das vor zwanzig Jahren Mode war, ansehe, soviel, daß ich am liebsten gar nicht schriebe, sondern mich in die Züge weiter und weiter vertiefte.

Bilder sind doch etwas wert, sind doch ein Tropfen Balsam auf die ungestillte Sehnsucht des Herzens. — —

Gnädige Frau, ich habe eine große, große Bitte, die aber nur schwer den Weg über die Feder findet! In den zwanzig Jahren, in denen ich Sie nicht gesehen, lernte ich eine entmutigende Überzahl trivialer Frauen kennen, daß ich an den feinen weiblichen Zauber Ihres Geistes, an die Poesie, den Idealismus, die Flugfähigkeit Ihres Wesens kaum mehr zu glauben vermag. Und doch — wenn Sie konsequent nach dem Gesetze, ‚wonach Sie angetreten', sich entwickelt haben, dann hat auch der Götze Konvenienz Ihnen nichts anhaben können, dann verklingt nicht ungehört die Bitte des alten Kameraden, des einstigen Freundes: Kommen, o kommen Sie in mein einsames Haus, setzen Sie sich eine Stunde an meinen Kamin und lassen Sie uns sprechen von alten Zeiten, die wir so glücklich am Kuban verlebten. Ich will morgen versuchen, Ihnen diese Bitte mündlich vorzutragen, glückt es mir nicht, so gebe ich diesen Brief in Ihrer Wohnung ab.

Ihre Entscheidung erwartend, zeichne ich mich in tiefster Ergebenheit und Verehrung

Fürst Lichtenstein."

Es bedurfte nicht der letzten beschwörenden Worte, es genügte für Marie der Umstand, daß der Fürst krank war und sich dennoch zu ihr geschleppt hatte, um sofort die Erfüllung seiner Bitte zu beschließen.

Als demnach die Theestunde nach dem Diner anbrach, ließ sich Marie einen Schlitten holen und fuhr nach der Wohnung des Fürsten.

Das Herz klopfte ihr, als der Diener sie anmeldete und sie im Vorzimmer ihren großen Pelz ablegte. Sie stand auf den Fußspitzen und musterte sich im Spiegel. Für ein Wiedersehen mit einem Manne, der einen vor zwanzig Jahren heiß geliebt hat, lohnt es sich immer, so gut wie möglich auszusehen. Hatte sie doch schon in Erwartung dieses Wiedersehens ihr langes, schwarzes Sammetkleid angezogen, denn in einem kurzen Rock kann man unmöglich imponieren! — —

Der Fürst lasse bitten — sagte der Diener, öffnete die Thür — und Marie trat ein.

Lichtenstein war von seinem Lehnstuhl aufgestanden, stützte sich mit der Rechten auf einen Tisch, mit der Linken auf einen Stock und seine Adleraugen bohrten sich förmlich in die ihren. Marie war mit drei Schritten bei ihm.

„Wenn ich der Aufforderung eines alten Freundes gefolgt bin, dann müssen Sie mir auch wie ein solcher begegnen und dürfen vor allen Dingen keine Umstände machen," sagte sie, ihn sanft und entschieden in den Lehnstuhl zurückdrückend.

„O diese Stimme," murmelte er, „diese unvergeßliche, pikante, anregende Stimme, welche die geistvollsten und rührendsten Dinge so einfach und schlicht zu sagen verstand. Im übrigen jedoch," fuhr er, sie aufmerksam musternd, fort, „haben Sie sich in dieser langen Zeit sehr verändert, sind eine hochelegante Dame geworden, vor der ich mich in meinem Hausrocke schäme."

„Sie haben sich aber ebenfalls verändert, Fürst," bemerkte Marie munter, um die aufsteigende Rührung zu ersticken. „Ihr volles schwarzes Haar von ehedem ist Ihnen bedenklich aus der hohen Stirn gewachsen und die dunklen Augen liegen noch etwas tiefer als sonst."

„Von meinem neuesten ungebetenen Gast, der Gicht, die mich hilflos an den Lehnstuhl fesselt und der ich doch Ihren gütigen Besuch zu danken habe, sprechen Sie erst gar nicht," ergänzte er.

„Ich hoffe, der soll sich bald empfehlen," erwiderte sie. „Jetzt aber erlauben Sie, daß ich uns beiden den Thee bereite, zu dem ich alles auf jenem Tischchen stehen sehe, denn ich habe entsetzlichen Durst."

Mit diesen Worten war sie an den Samowar herangetreten und unterzog sich mit Anmut und Leichtigkeit dem Geschäft, während des Fürsten Augen wie gebannt an ihren kleinen Händen hingen.

„Wissen Sie noch, welch' ein Fest es für uns war, wenn Sie uns zuweilen als besondere Belohnung in Ihrem kleinen Gouvernantenstübchen in Jekaterinodar eine Tasse Thee bereiteten?" fragte er.

Sie nickte zustimmend. „Gewiß, bei einer solchen Gelegenheit war es auch, wo mir Grine meine Lieblingstasse, die mir Albertoff geschenkt hatte, zerschlug. So," sagte sie, eine Tasse vor ihn hinsetzend, „nun müssen Sie aber trinken und mir beweisen, daß ich mich noch auf die Zubereitung des Thees nach Ihrem Geschmack verstehe."

Er that wie sie geheißen. „Köstlich," sagte er, „köstlich, wie wohlthuend doch gleich eine Frauenhand ist."

„Nun aber," sagte Marie, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, „nun müssen Sie mir von Ihrer Ehe, von Ihren Kindern, von allen großen Ereignissen der letzten zwanzig Jahre erzählen, Fürst."

„Damit werden Sie aber nichts Erquickliches erfahren," sagte er, „denn unsere Ehe ist eine moderne Ehe in des Worts verwegenster Bedeutung; jeder geht seinen eigenen Interessen nach, und damit meine beiden lieben Buben, von denen der älteste mir auffallend gleicht, nicht zu frühzeitig traurige Einblicke gewinnen, habe ich sie in eine Pension gesteckt."

„O," sagte Marie, auf deren Gesicht sich eine lebhafte Enttäuschung malte, „und Sie haben es nicht versucht, diesen traurigen Zustand zu ändern?"

Der Fürst zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie? Unsere Ehe ist das Resultat verständiger Erwägungen und gesellschaftlicher Rücksichten, also alles andere, als eine Liebesheirat. Die Fürstin aber hat das lebhafte Verlangen, sich den Hof machen zu lassen, ein Verlangen, dem ich bei ihren achtundzwanzig Jahren auch seine Berechtigung zugestehen muß."

„Nun, wenn Sie das thun, dann sollten Sie selbst der eifrigste Courmacher Ihrer Frau sein," bemerkte Marie.

Er sah sie lächelnd an. „Sie wissen selbst recht gut, daß das eine Unmöglichkeit ist, der man nur in schlechten englischen oder deutschen Romanen, niemals aber im Leben begegnet," lautete die Erwiderung. „Oder war Ihr Herr Gemahl nach zehnjähriger Ehe noch immer Ihr Bewunderer, gnädige Frau?"

„Keineswegs," lachte Marie, ihre Tasse aus der Hand stellend. „Sie vergessen eben, daß ich nach dieser Richtung niemals Ansprüche gemacht, daß ich schon als Mädchen den Verkehr von Geist zu Geist, von Seele zu Seele mit einem Mann am höchsten geschätzt habe. Doch bitte, darf ich Ihnen noch eine Tasse Thee eingießen?"

Er neigte zustimmend den Kopf und sagte leise wie zu sich selbst: „Und darum hatte der Verkehr mit Ihnen immer neue Reize, darum plauderten wir so oft bis ins Unendliche . . . Die Fürstin dagegen hat gar keine Grazie des Geistes, kein divinatorisches Verständnis für andere Persönlichkeiten. Niemals weiß sie, ob man genug über einen Gegenstand gesprochen hat und seiner müde ist, nie kann sie sich von ihrer engen Subjektivität befreien, in die sie förmlich eingekerkert ist, nie ist sie eigenartig, stets banal. Mit einem Wort: Elle me donne sur les nerfs, elle m'agace," schloß er mit einem schwermütigen Lächeln.

„Sie aber trösten sich dafür mit einer heftigen Leidenschaft für eine große Dame aus der vornehmsten Gesellschaft, Fürst, ist es nicht so?" fragte Marie, ihn prüfend ansehend.

„Also auch das hat man Ihnen schon berichtet?" erwiderte Lichtenstein spöttisch lächelnd, „weiß der Himmel, ich habe noch immer das zweifelhafte Glück, daß alle Welt sich mit meiner Persönlichkeit beschäftigt. In diesem Falle hat man Ihnen aber die Wahrheit gesagt, ja, ich habe wieder eine große Passion, die

ich zuweilen als einen Fluch, meist aber als einen Segen empfinde! Was wäre doch ohne sie das Leben für eine langweilige Posse, die zu Ende zu sehen sich nicht der Mühe lohnte! Gewiß, ich stand von Kindesbeinen an in servigio d'Amore und ich bin stolz auf diese Knechtschaft."

„Und all dieses Neigens von Herzen zu Herzen, Fürst, Sie sind desselben nie müde geworden?"

„Ehrlich gestanden — nein. Es brachte doch immer Abwechselung, Emotionen in das Einerlei des sonst so eintönigen Lebens."

„Wie jung, wie merkwürdig jung Sie noch empfinden," murmelte Marie halblaut, indem sie ihn mit leiser Ironie anblickte. Lichtenstein jedoch erriet sofort ihre Gedanken und schnitt das, was sie sagen wollte, mit den Worten ab:

„Sie haben kein Recht dazu, diese Jagd nach dem Glück zu belächeln, gnädige Frau, von allen Menschen auf Erden Sie am wenigsten. Denn als ich glaubte, es gefunden und in mein Haus und Heim die Poesie in Gestalt einer Frau in ihrer heitern Anmut und anmutigen Heiterkeit zu führen — da sagten Sie sich von mir los und wiesen mich hinaus in das graue kalte Leben. Ich aber hatte instinktiv herausgefühlt, daß Ihr Wesen ein Sonnenstrahl war, welcher häusliches Gewölk, das sich ja in der glücklichsten Ehe auftürmt, siegreich verteilen und verscheuchen kann."

Marie hatte die Hände schlaff in ihren Schoß fallen lassen und fixierte den Sprechenden mit einem feinen, überlegenen Lächeln.

„Wenn man Sie so hört, Fürst, müßte man annehmen, ich sei der schuldige Teil gewesen und habe Sie böslich verlassen."

„Das haben Sie auch in der Thať," rief er heftig, aber, als er ihr feines, ironisches und doch so gütiges Lächeln sah, streckte er ihr über den Tisch seine Hand entgegen und sagte plötzlich in einem ruhigen Tone: „Ihre Augen und Ihre Lippen haben jenes unwiderstehliche Lächeln, dem keine Unmutsfalte standzuhalten vermag. Wie glücklich müssen Sie Ihren Gatten gemacht, wie viel frohes Behagen um sich verbreitet und das Leben schön und lieb für ihn gestaltet haben! Das aber ist mehr als ein Talent, das ist geradezu eine Tugend! O, Marie, my darling von einst, mußte es denn sein?"

Er beugte sich vor und schaute ihr forschend in die Augen.

„Ja, Fürst, es mußte sein und ist für uns beide gut, daß es so gekommen ist," erwiderte sie, den Blick seiner immer noch blitzenden Augen freimütig und herzlich erwidernd. „Was hätten Sie mit einem jungen, unerfahrenen Ding, wie ich es damals war, anfangen sollen, denn objektiv und gerecht sein, lernen doch Frauen viel später."

„Wenn Sie es überhaupt lernen," fiel er ihr lächelnd ins Wort, „denn Sie sind auch in dieser Beziehung, gerade wie mit Ihrem Humor, ein Unikum. Damals aber waren Sie so rührend naiv bei all Ihrem Geist und darin lag ein ganz besonderer Zauber. Ich werde nie vergessen, als Sie mir von meiner Liebe zu der Zigeunerin, die ich entführt hatte, sprachen, meine Gefühle für jenes Wesen ganz ernst mit denen, die Sie mir eingeflößt hatten, verglichen. Und ich Sünder mußte schweigen, durfte kein Wort zu meiner Verteidigung sagen — ach, es war eine bittere, bittere Stunde für mich, dieses Wiedersehen in Barjome."

„Ja, ich kannte damals noch nicht den Dualismus solcher Männernaturen wie die Ihre, mein Fürst, ahnte nicht, daß dieselben gleichzeitig an zwei verschiedenen Tafeln schwelgen können. Und darum war es ein Glück, daß wir uns trennten und uns aus dem großen Schiffbruch das Andenken an unsere alte Freundschaft retteten."

„Nun sind Sie aber dem alten Freund noch schuldig zu erzählen," nahm Lichtenstein das Wort, „wie Sie mit Ihrem Gatten in der Heimat alle die Jahre hindurch gelebt haben, gnädige Frau."

„Das ist schneller und leichter gesagt, als Sie glauben," erwiderte sie bereitwillig. „Ich hatte mich müde gewandert, müde gelebt, als ich vor nunmehr zwölf Jahren in die alte Heimat zurückkehrte. Dort warteten auf mich auf Schritt und Tritt Überraschungen durch Menschen, die aus Kindern Erwachsene geworden waren, durch Kinder, die noch gar nicht existierten, als ich zuletzt dort war. Ich aber stand allein unter diesen grenzenlos verheirateten Menschen, denen die Bande der Ideen wenig, die Bande des Blutes alles waren, und fror und fühlte mich einsam. Da fragte mich mein Mann, der seit drei Jahren Witwer war, ob ich die Stelle seiner Gattin einnehmen und seine fünfzehn- und dreizehnjährige Tochter erziehen wolle. Letzteres lockte mich besonders, und so ward ich seine Frau und habe es nie bereut."

„Und jetzt, Marie, ehrlich und aufrichtig, sind Sie glücklich?"

Der Fürst hatte sich bei diesen Worten vorgebeugt, als wolle er die Antwort von ihren Lippen lesen, sie aber sagte mit einem Lächeln:

„Ich sehe, mein Fürst, Sie haben noch immer eine Vorliebe für die großen Worte, und ich möchte darum die Gegenfrage an Sie richten: Welcher denkende, welcher fühlende Mensch ist denn auf dieser Welt glücklich, wer, wenn er am Ende seiner Tage die Summe dessen, was man Glück nennt, zieht, bringt es bis zu Wochen?"

Lichtenstein nickte beifällig. „Sie haben recht," sagte er, „und doch bin auch ich schon bescheiden geworden und meine Definition von Glück heißt jetzt: Ruhe im Sonnenscheine."

Marie erhob sich.

„Es ist spät, Fürst, ich muß jetzt gehen," sagte sie.

„Aber Sie kommen wieder, nicht wahr, Sie kommen sicher wieder?" fragte er.

Sie bejahte, reichte ihm ihre rechte Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte, und sagte dann herzlich:

„Nun lassen Sie sich aber noch danken, Fürst. Es ist eine Wohlthat für das arme enttäuschte, skeptisch gewordene Gemüt, wenn es den Gegenstand eines einstmaligen Enthusiasmus stichhaltig findet. Sie aber, Fürst, halten mir Wort."

„Auf morgen," rief er ihr nach, „nicht wahr, weil ich krank bin, schon auf morgen?"

Sie nickte ihm zu und verließ das Zimmer.

Dieses „Auf morgen" sollte sich aber nicht erfüllen, denn der kommende Tag brachte für Marie eine Depesche, welche ihr die plötzliche Erkrankung ihrer jüngst verheirateten Tochter meldete und sie zur sofortigen Rückreise nach Deutschland veranlaßte.

Drei Monate später, sie war gerade wieder nach langer, banger Pflege und Sorge in ihr eigenes Heim zurückgekehrt, erhielt sie einen Brief ihrer russischen Gastfreunde, welcher ihr die Nachricht vom Tode des Fürsten Lichtenstein brachte. Die Gicht hatte sich auf innere Teile geworfen und seinem Leben ein Ende gemacht. So war er tot, der Mann, der die große Passion ihrer Jugend und später ihr Freund gewesen war, tot und begraben! —

Es dauerte lange, ehe sie die Thatsache faßte. Immer meinte sie, sie müsse noch etwas thun, müsse ihm ein Zeichen ihrer unveränderten Teilnahme und herzlichsten Freundschaft senden — und dann kam es ihr wieder zum Bewußtsein, daß die wohlbekannte Gestalt, das charakteristische Gesicht schon in der kalten russischen Wintererde lag.

Wie das Weh sie bei diesem Gedanken mit seinen dunklen Fittichen umrauschte.

Freilich, nur einmal hatte sie ihn nach langen Jahren auf kurze Zeit wiedergesehen, aber er war doch in der Welt, die Welt hielt für sie diesen Freund, diese intensive Zuneigung, diese wonnig warme Herzlichkeit — die nun versunken und verloren war! —

Was Marie aber besonders bei dem Tode dieses Mannes bewegte, das war der Umstand, daß er von der Natur mit so glänzenden Gaben ausgestattet worden war, die alle fruchtlos hatten verkümmern müssen — mit vielverheißenden Kräften, die sein unruhiges Temperament allesamt hatte brach liegen lassen — mit himmelstürmenden Gedanken, die niemals verwirklicht wurden — mit Empfindungen, die ihr einst allmächtig erschienen, und die doch spurlos gleich Nebeln im Äther zerflossen waren! —

Das Dunkel, das über jedem Menschenschicksale liegt, über diesem schien es sich ganz besonders verdichtet zu haben! Ward es ihr aber bei solchen Gedanken gar zu traurig zu Sinn, dann sprach sie sich wohl das schöne, beschwichtigende Dichterwort vor:

„Halte Dich still, halte Dich stumm,
Nur nicht forschen, warum? warum?
Nur nicht bittere Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.
Wie's Dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt."

E n d e.

Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Fortsetzung.)

Der Pastor sah mit einem Blick voll Ernst und Milde in Erikas Antlitz. „Es ist nur bisweilen recht schwer," sagte er.

„Es ist aber Pflicht!"

Wieder schwieg der Pastor, er sah bekümmert aus. „Weißt Du, Erika, was die Leute wünschen? Sie möchten Hans Bernhard von Kiekpusch zum Herrn. Der könne ihnen helfen, meinen sie."

„Er kann aber doch nicht, er darf das Gut ja nur antreten, wenn er sich verheiratet, sich ebenbürtig verheiratet."

„Jawohl, aber was hindert ihn denn daran? Wäre das nicht einmal so ein Fall, in welchem der Gutsherr sein eigenes Glück beiseite schieben soll, um des Wohles so vieler willen?"

Erika schwieg, sie wandte den Kopf und blickte in die Ferne.

„Er ist verantwortlich für so viele," begann der Pastor von neuem, „Gott hat sie ihm anvertraut. Großes Gut aber bringt große Pflichten. Du selbst erzählst von der Not der Leute, Hans Bernhard könnte alles ändern — glaubst Du nicht, daß er jetzt an einem solchen Scheidewege steht, wo man wählen muß zwischen Recht und Pflicht?"

Da wandte Erika den Kopf, sie war sehr blaß, aber mit ehrlichen Augen blickte sie dem alten Herrn ins Antlitz. „Frage mich nicht, lieber Onkel, ich kann Dir hierauf keine Antwort geben."

Der alte Herr sah ihr recht herzlich in die Augen. „Mein Kind, sage Deinem alten Onkel einmal aufrichtig: ist es wahr, was die Leute flüstern, daß Hans Bernhard Dich zu seiner Frau machen will?"

„Ja, Onkel."

„Armes Kind!" sagte der Pastor. Dann schwiegen beide. Eine lange Pause entstand.

Erikas Herz zog sich zusammen. Was sie dunkel geahnt hatte, das gewann jetzt Gestalt, das griff mit kalter Hand nach ihrem warmen Herzen. Ach, sie wußte es wohl, was alle wünschten und ersehnten, sie hatte dies nur in das Reich des Unmöglichen verweisen wollen. Nun aber drängte es sich heran und wurde ihr hingestellt als eine ganz einfache, leicht auszuführende Sache. Ihre Augen trübten sich, ach, ihre Seele flog nicht mehr mit dem Vogel um die Wette, der drüben überm Walde immer höher und höher stieg und endlich als ein schwarzer Punkt am Himmel schwebte. Mit düsterem Blicke sah sie ihm nach.

Der Pastor nahm die Zügel in die eine Hand und faßte mit der freien Hand ihre Rechte. „Ihr thut mir beide leid," sagte er herzlich. „Lägen die Verhältnisse anders — wie wollte ich mich freuen! Hans Bernhard ist ein tüchtiger Mann mit seinen neunundzwanzig Jahren, sein Sinn ist mehr aufs Einfache, Praktische gerichtet, Ihr würdet Euch vortrefflich ergänzen. So aber ist es traurig genug. Abgesehen davon, daß es überhaupt in unserem Lande eine mißliche Sache bleibt, wenn ein Edelmann von so alter Familie eine Bürgerliche heiratet — das Testament schließt Euch die Pforte zu. Worauf wollt Ihr Eure Existenz gründen?"

„Wir wollten im schlimmsten Falle warten, bis Hans Bernhard Hauptmann wäre."

„O Erika, betrüge Dich nicht selbst. Schwer wäre es für Dich, viel, viel schwerer noch für ihn. Bedenke seine Erziehung, den ganzen Lebensplan, den er sich unbewußt von Jugend auf gemacht hat — was vielleicht zum Guten ausschlüge, könnte er Dich auf altererbten Besitz führen, gäbe ein solcher seiner Stellung den rechten Grund und Boden, das wird zum Unglück für Dich und ihn, wenn Ihr Euch heimatlos durchschlagen sollt."

„Onkel, wir sind jung, wir haben Mut und Kraft —"

„Du hast mich nicht aussprechen lassen. Ich wollte sagen: nun denke einmal nicht nur an Euch, sondern auch an die vielen Menschen, die von Euch abhängen. Meinst Du nicht, daß jetzt von Euch das gefordert wird, was ich die Pflicht des Stärkeren nenne? Denn auch Du bist den Leuten gegenüber die Stärkere, nicht an körperlicher Kraft, nicht an weltlichen Gütern, aber an Einsicht, an Verstand, an geistiger Kraft überhaupt. Und Hans Bernhard ist ihnen durch äußerliche Lebensstellung ja so sehr überlegen. Freilich wäre es überhaupt besser, die Güter wären gleichmäßiger verteilt, aber da wir einmal in einem Lande leben, wo der Adel allen Besitz, alle Rechte hat, da hat er auch um so größere Pflichten. Diese zu erfüllen, muß Hans Bernhards Stolz und seine Ehre sein, und wenn Du ihn wahrhaft liebst, so muß seine Ehre Deine Ehre sein."

Erika war sehr ernst geworden. Sie schwieg lange, dann sagte sie gefaßt, wenn auch mit einem kleinen Zittern in der Stimme: „Ich danke Dir, lieber Onkel, für alles, was Du mir gesagt hast. Ich kann so schnell nicht darauf erwidern. Erst muß ich mir selbst klar werden, ehe ich antworte."

Der Pastor nickte hastig. „Ist gut, Kind," sagte er, klappte mit der Peitsche und ließ die Pferde ausgreifen. —

Im Zwielicht des heraufdämmernden Winterabends fuhren sie wiederum in Brelitz ein. Der Sonnenschein war fort, ein scharfer Wind hatte sich erhoben und blies ihnen feinen Schneestaub ins Gesicht. Erika merkte es kaum, sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, in ihr jagten sich die Gedanken, und zwei Gewalten begannen einen harten Kampf gegeneinander.

Die Winternacht war heraufgezogen, Erika lag schlaflos in den Kissen, und ihre Seele fragte das bange Warum, das so viele schon vor ihr gefragt, das Tausende nach ihr fragen werden. O, ihre stolzen Träume, ihre Hoffnungen! Warum war alles so gekommen, warum konnte sie nicht werden, was sie immer am meisten ersehnt: eine Gutsfrau, die frei und froh im Hause schaltete, deren Augen über dem ganzen Dorfe waren, die ein Leben führte voll fleißiger Arbeit und die nach des Tages Last und Hitze die thätigen Hände falten und sagen konnte: Gott sei Dank, heute sind wir wieder ein gut Stück weiter gekommen! Es lag einmal so ein Zug ins Große in ihr, sie war nicht zufrieden, wenn ihr ein Gericht geglückt, eine neue Handarbeit gelungen war, sie sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise. Für andere sorgen, ihr Wohl in den Händen halten, das war's, was sie ersehnte und dazu fühlte sie auch die Kraft in ihrer Seele. Warum ward ihr dies nun verwehrt, warum waren ihr Fähigkeiten verliehen, wenn sie dieselben nicht anwenden konnte?

Sie wollte Hans Bernhards Frau werden, sie hatte es ihm versprochen, aber was sie oft schon dunkel gefühlt und sich kaum zu gestehen gewagt hatte — heute brach es mit Macht aus ihrer Seele hervor: der Zweifel, ob sie wohl in den engen, unfreien Verhältnissen glücklich sein und glücklich machen werde. Sie scheute nicht Mühe und Arbeit, ihre Seele jauchzte bei dem Gedanken an ein Leben im Blockhause, wo der Hände Arbeit das tägliche Brot erringen mußte — sie fürchtete die engen Schranken des städtischen, des Offizier-Lebens, wo ihr ein großer Wirkungskreis verschlossen war, wo sie in eine enge Wohnung gebannt war und nur heraustreten durfte, um freundliche, gesellige Pflichten zu erfüllen. Sie war gerecht und verständig genug, um einzusehen, daß nicht die Verhältnisse die Hauptschuld trugen an der bangen Sorge, der verhaltenen Angst, mit denen sie ihnen entgegensah. Für manch andere mochte es vielleicht ein lieber Gedanke sein, in kleinem Kreise ein wohlgeordnetes Stillleben zu führen, für andere wiederum, in der Gesellschaft zu glänzen durch kleine, liebenswürdige Talente — sie war für beides nicht geschaffen. Auch in geistreicher Gesellschaft konnte sie keine Befriedigung finden, sie besaß nicht die Gabe, ihre Geistesschätze in kleine bequeme Scheidemünze umzuwechseln. Sie konnte handeln, ihre ganze Kraft für ihre Überzeugung einsetzen, sie konnte auch reden, wenn es um wichtige Dinge ging — plaudern konnte sie nicht. Sie war es auch nicht gewöhnt, ihre Kindheit war einsam gewesen, sie hatte stets alles mit sich abmachen, alles in sich verschließen müssen. Nein, nein, sie würde sich nicht in das fremde Leben finden können, es würde ihr kein Glück bringen.

Aber soll denn der Mensch immer nur das eigene Glück suchen? War da nicht Hans Bernhard, und stand ihr sein Glück nicht höher als das eigene? Ach ja — aber heute waren ihr die Augen aufgegangen, der Pastor hatte ihr gezeigt, was sie für Hans Bernhard sein würde: eine Kette, eine Last, die sein Leben beschwerte. Ach, viel, viel lauter noch als das mahnende Wort des Seelsorgers sprach eine Stimme in ihr. Sie kannte Hans Bernhard, sie

wußte, wie er dachte und fühlte. Wohl liebte er seinen Stand, wohl trug er mit Stolz den Rock des Landesherrn, aber sie dachte an das, was er früher einmal gesagt hatte:

„Mir wird am wohlsten sein, wenn ich erst auf eigenem Grund und Boden sitze. Wenn das Vaterland mich braucht — mit Gut und Blut bin ich bereit, aber in Friedenszeiten möchte ich Friedenswerke schaffen."

Ja, sie wußte das alles, sie sah mit den Augen der Liebe, die nicht blind, sondern hellsehend sind, in Hans Bernhards Herz, sie blickte auch in dieser Stunde in die Zukunft, und dort sah sie nichts Gutes. Und doch — sie war jung und die Jugend ist allezeit die Zeit der Hoffnung! In ihr regte sich eine andere Stimme, die redete so bestrickend davon, wie leicht sich noch alles ändern könne, durch einen Zufall, durch ein Wunder, die brachte hundert Beispiele herbei, wo ein solches Verhältnis, wie das ihre war, dennoch zum guten Ende gekommen sei, die sprach von der Überwindung aller Not, allen Unbehagens, durch herzliche Liebe. Und das Entsagen ist so schwer! Wenn es sein mußte — Erika seufzte tief auf — dann würde sie auch die Kraft finden, aber noch war es ja nicht so weit, sie konnte noch ruhig warten und auf eine Änderung hoffen. —

Doch ließ sich der Gedanke nicht so leicht von der Hand weisen. Er ging ihr in den nächsten Tagen, den Tagen vor dem Feste, immerfort nach und lag als schwere Last auf ihrem Herzen.

VI.

Der Weihnachtsmorgen brach hellglitzernd an. Die Glocken riefen zur Kirche und die Dorfstraße war bald von Kirchgängern belebt. Aber es lag ein Schleier über der Festfreude; die Not war heimisch geworden in den kleinen Häusern und saß als unheimlicher Gast zu Tische. Es war kein Festmahl gewesen, was die Hausfrauen am heiligen Abend hatten auftischen können, nur gerade noch das knapp tägliche Brot; kein buntes Tuch, keine warmen Handschuhe, keine Näscherei hatten sie den Kindern geben können. Sonst war es anders gewesen, sonst brannten in der weiten Vorhalle des Herrenhauses zwei große Christbäume, und unter ihnen war keines der Kleinen vergessen. Auf jedem Platze stand eine Schüssel mit braunen Nüssen und roten Äpfeln; leckere Pfeffernüsse und ein großes Stück duftenden Kuchens lockten freundlich heran. Da lagen Strümpfe, Handschuhe, Tücher, Röckchen oder Tafeln, Fibeln, für die Größeren wohl gar ein Lesebuch, für die Einsegnungskinder ein schönes Gesangbuch — das gab frohe Herzen und dankbare dazu. Wenn auch der Dank nicht immer ausgesprochen wurde — das lag nicht in der Art — das Vertrauen faßte Wurzel im Herzen und trieb und wuchs, bis es aus den Augen schaute und die festen Nacken willig und freudig sich bogen unter das Joch der Arbeit für den Herrn.

Heute war es anders. Mitten durch die Schar der Kirchgänger fuhr der herrschaftliche Wagen, steif und aufrecht saß die alte gnädige Frau darin, mit hochmütigem Ausdruck über die Leute fortsehend. Ihrem Wagen folgten finstere Blicke, die Brauen zogen sich zusammen und die Fäuste ballten sich, hie und da hob einer sie drohend empor. Das war der Kirchgang der Brelitzer Leute am Weihnachtsfeste 1847.

Als Erika aus der Kirche trat, war auch ihr das Herz schwer. Ernst und schweigsam schritt sie mit ihrem alten Vater dem Wirtschaftshause zu. Mit einem Male hob sie den Kopf, rascher Hufschlag klang die Dorfstraße herauf, aller Augen wandten sich, und aus denen Erikas brach ein heller Strahl. Ja, das war Hans Bernhard, der dort so frei und sicher im Sattel saß, der mit hellen Augen die Leute anblickte und freundlich grüßend die Hand an die Mütze legte. Sie sah, wie die Leute den Gruß erwiderten, freudig und aufgeregt, wie sie standen und ihm nachsahen, ehe sie weitergingen. Und nun kam er heran und hielt sein Pferd, sie erblickend, an und stand vor ihnen mit dem ihm eigenen leuchtenden Lächeln, das schon dem Knaben alle Herzen gewann.

„Wie geht es, Herr Inspektor? Und Ihnen, Fräulein Erika?" rief er voll Freude. „Wir haben uns lange nicht gesehen, seit mein Vater tot ist, war ich noch nicht hier. Aber heute zog es mich hierher — ich bin in Kiekpusch bei meinem Bruder, hier ist es mir erst recht heimatlich zu Mut. Und nun nochmals: wie geht's, lieber Herr Bohm?"

Der alte Herr fuhr sich mit der Hand in das graue Haar, aber ein freundlicher Blick kam unter den weißen Brauen hervor. „Schlechte Zeiten, Herr Baron, Sorgenzeiten für den Landmann! Es hat sich hier viel verändert in den letzten Jahren."

Hans Bernhard nickte vor sich hin. „Aber Sie sind immer noch der alte, Herr Bohm, nicht wahr? Immer auf dem Posten, auch in schlechten Zeiten. Der Landmann braucht Tapferkeit so gut wie der Soldat. Ich wollte, ich wäre auch einer."

„Ich auch," rief der alte Mann, „und ein tüchtiger würden Sie. So was steckt im Menschen. Ich weiß noch, als Sie solch kleiner Bengel waren, wie oft Sie dem Kandidaten durchgebrannt sind, wenn der Ihnen mit seinem Latein und Mathematik den Kopf warm machte — und dann gleich in den Stall und aufs Feld und auf die ganze Gelehrsamkeit geflötet."

Hans Bernhard lachte. „Ja, ich hatte immer einen harten Schädel, das Lernen ist mir blutsauer geworden."

„Schadet nichts," tröstete der Inspektor, „Sie haben dafür praktischen Blick, Herr Baron, Auge! Das Auge ist alles für den Landmann. Aber Sie haben's."

Sie standen am Wirtschaftshause still. „Wollen Sie nicht ein bißchen nähertreten, Herr Baron?" lud der alte Herr ein.

„Später, lieber Herr Bohm, später komme ich auf ein Stündchen, erst muß ich drüben meine Aufwartung machen. Wollen Sie mir heute nachmittag eine Tasse Kaffee aufheben, Fräulein Erika? Ja?

Nun, ich werde mich pünktlich einstellen." Er neigte sich und schritt, sein Pferd am Zügel führend, davon. Vater und Tochter stiegen die Stufen hinan und traten ins Haus.

„Ein Hauptkerl," sagte der alte Herr drinnen, „alles klar, sicher und verständig. Und 'ne Natur — nicht tot zu machen, sag' ich Dir! Mit den Wissenschaften mag's wohl nicht weit her sein bei ihm, sein Hauslehrer klagte immer, und beim Kadettenkorps war's auch nicht immer, wie's der Herr Papa wünschte, aber im Praktischen nimmt er's mit jedem auf."

Für Erika hatte dieser Tag nur eine Stunde, das war die Stunde, zu der sie Hans Bernhard erwarten durfte. Mit echt weiblichem Sinn putzte sie im Zimmer umher, ordnete und rückte, bis ihr alles blank und festlich genug auszusehen schien. Dann saß sie still wartend am Fenster und übersah das große dämmrige Zimmer mit seinen dunklen Holzpaneelen, den schweren alten Möbeln, dem einladenden Kaffeetisch mit der blanken Silberkanne — dem Hochzeitsgeschenk ihrer Eltern — und sie fühlte die Behaglichkeit, die über allem ausgebreitet lag. Die letzten Strahlen der Sonne fielen durchs Fenster bis in die Tiefe des Zimmers, wo die alte Stutzuhr mit den beiden Schäferinnen auf ihrem Sockel tickte, von dem breiten Lederlehnstuhl am Ofen zog der Duft feinen holländischen Tabaks, und kleine blaue Rauchwölkchen flatterten durch die Stube.

Dann kam der Augenblick, wo er wirklich auf der Schwelle stand.

„Ach, wie behaglich!" rief er aus. „Hier wohnt die Gemütlichkeit von altem Schrot und Korn. Fräulein Erika mit dem Strickstrumpf und Vater Bohm mit der Friedenspfeife — das ist das deutsche Haus wie es sein soll!"

Der alte Inspektor lachte vergnügt, und Erika legte ihre Arbeit beiseite, um den Kaffee einzugießen Hans Bernhard sah mit Behagen zu, wie sie ruhig, immer maßvoll nach ihrer Art, am Kaffeetisch waltete; wenn sie dann plötzlich aufsah und seinem innigen Blick begegnete, dann glänzte es in ihrem tiefen, feuchten Auge auf.

Das Gespräch floß ruhig dahin. Man sprach von allem möglichen. Hans Bernhard erzählte von Kiekpusch, von seiner Schwester und deren Familie, von seinem Garnisonleben; der alte Bohm und Erika berichteten aus ihrem Leben — die neuen Verhältnisse in Brelitz waren noch mit keinem Worte gestreift.

Eine Pause trat im Gespräch ein.

„Die Ernte ist hier auch schlecht ausgefallen, nicht wahr, Herr Bohm?" fragte Hans Bernhard.

Der Inspektor nickte. „Solange ich wirtschafte — und das sind nun bald fünfundvierzig Jahre — ist noch kein solches Notjahr gewesen. Denken Sie doch mal: der Scheffel Roggen fünf Thaler! Das ist ja nicht mehr zu bezahlen."

„Das ist allerdings furchtbar," sagte Hans Bernhard, „am schlimmsten freilich für die kleinen Leute in der Stadt, die nicht von einer Gutsherrschaft vor Not geschützt werden. Es gärt auch ganz gewaltig in den Städten — im ganzen erfährt man als Offizier ja nicht so viel von der Volksstimmung, aber dann und wann macht sie sich doch Luft und ich schließe, daß der aufrührerische Geist immer mehr um sich greift."

Er schwieg, Erika und ihr Vater antworteten nicht, eine schwüle Pause entstand.

Hans Bernhard hob den Kopf und sah die beiden andern mit offenem Blicke an. „Darin ist es auf dem Lande doch viel besser," sagte er. „Sind die Leute auch etwas abhängiger, haben sie nicht so unbeschränkte Freiheit wie in den Städten, so schirmt der Gutsherr doch seine Leute und hilft ihnen aus in Zeiten des Mangels."

Dem Inspektor stieg das Blut ins Gesicht, sein Blick suchte den Boden, er kämpfte den Kampf zwischen seiner Überzeugung und seinem Bewußtsein als Beamter. Da nahm Erika das Wort.

„So sollte es sein — aber so ist es nicht immer," sagte sie. „Wie nun, wenn der Gutsherr seine Leute nur als Maschinen betrachtet, wenn ihr Wohl und Wehe ihm gleichgültig ist? Ist es recht, daß eine Menschenklasse ganz in die Hand einer anderen gegeben ist? Wäre es nicht viel besser, auch der Arbeiter erhielte in unserm Lande seine volle Freiheit, und der Gutsherr müßte sich seine Liebe und Anhänglichkeit erst erwerben durch Anteilnahme und treue Sorge für sein Wohl?"

Hans Bernhards Augen hingen zärtlich an ihrem erregten Gesicht. „In der Theorie haben Sie am Ende nicht ganz unrecht, Fräulein Erika," sagte er behaglich, „aber mich dünkt, die Verhältnisse, welche Sie anführen, sind solche Ausnahmen, daß wir deswegen unsere Gesetzgebung nicht umzukehren brauchen. Wohin ich sehe auf den Gütern, besteht noch das alte, gute Verhältnis — —"

„So?" fragte Erika, die, vom eigenen Eifer fortgerissen, an nichts mehr dachte, als den armen Leuten zu helfen — wie, das wußte sie freilich selbst nicht genau. „Sehen Sie einmal die Verhältnisse in Brelitz an. Solange Ihr Herr Vater noch lebte und gesund war, da war es, wie es sein sollte, aber in den letzten Jahren —"

Und nun erzählte sie ihm mit rückhaltlosem Vertrauen, wie es in Brelitz aussah, getrieben von der Hoffnung des liebenden Weibes, daß der Geliebte Rat und Ausweg finden müsse.

Tief erregt hörte Hans Bernhard zu. „O," rief er schmerzlich, „was hat mein Vater gedacht, als er über Brelitz verfügte. Wäre ich jetzt Herr — wie anders sollte es aussehen! Ich bin zum Landmann geboren, mir ist immer hier am wohlsten. Von Kind an bin ich in der Überzeugung aufgewachsen, daß ich einmal Herr sein sollte auf diesem Grund und Boden, daß dies fruchtbare Stückchen Erde mein sein sollte — und nun muß ich ohnmächtig zusehen, wie alles bergab geht, zufrieden, wenn ich nur die Geldsumme ausgezahlt erhalte, die mir zukommt!"

Es klang ein tiefer, bitterer Schmerz aus den Worten des jungen Offiziers, ein Schmerz, der Erika unendlich weh that. Sie fühlte, daß es sich in dieser Angelegenheit um sein innerstes Lebensbedürfnis

handelte, sie erkannte plötzlich, wohin ihr Eifer sie geführt und erschrak.

Der Inspektor aber horchte hoch auf. „Nun, so schlimm, wie Sie es sich denken, Herr Baron, ist es ja auch nicht," sagte er gutmütig tröstend. „Sie können das Gut ja alle Tage übernehmen, können jedem Übelstand ein Ende machen, sobald Sie sich entschließen, eine junge gnädige Frau hierherzuführen."

Hans Bernhards braunes Antlitz färbte sich dunkler. „Das geht nicht — ich meine, ich heirate jetzt überhaupt noch nicht."

Da lachte der alte Herr. „I, Herr Baron," sagte er, „das lassen Sie man gut sein! Schon mancher junge Herr hat so gesprochen, aber wenn dann die Rechte kam, dann war's vorbei mit allen anderen Plänen." Er blickte dem jüngeren Manne mit aufmunterndem Lächeln ins Gesicht.

Hans Bernhard schüttelte den Kopf. „Wenn aber die Rechte schon gefunden ist? Wenn es nun aber kein Edelfräulein ist? Mit einem Worte —" Hans Bernhard trat näher und faßte aufgeregt, mit heißen, zitternden Händen die große braune Arbeitshand des alten Mannes — „wir wollten es Ihnen noch nicht sagen — seien Sie nicht böse, Herr Inspektor — aber Erika und ich —"

Er stockte — der alte Herr hatte so erschrocken aufgesehen und seine Augen hafteten groß und weit an dem erregten Antlitz vor ihm.

Er machte seine Hand frei. „Herr Baron — das ist nicht möglich — ich — Erika," wandte er sich an sein Kind — „ist das wahr?"

„Ja, Vater," sagte sie einfach und trat an Hans Bernhards Seite.

Stumm blickte der alte Mann auf das Paar. Er liebte sein Kind, er liebte auch Hans Bernhard, wie gern, o wie gern hätte er Ja und Amen gesagt, wie gerne seiner ruhigen, sichern Kraft Erika anvertraut! Aber — es durfte nicht sein!

„Herr Baron," begann er, „das geht nicht. Das wäre ein Unglück. Ich habe ja keine Ahnung gehabt," fuhr er fort, hastig in der Stube auf und ab schreitend. „Kinder, Kinder, was habt Ihr angerichtet!" Er blieb vor Erika stehen. „Meine alte Dirn, Du bist doch sonst so verständig —" er schüttelte den Kopf.

„Lieber Herr Bohm," bat Hans Bernhard, „es ist Ihnen überraschend, aber es ist doch nun einmal geschehen, sehen Sie die Sache ruhig an und schenken Sie mir Vertrauen."

Der alte Herr fing sonderbar an zu blinzeln und suchte hastig in der Rocktasche nach seinem Taschentuch. „Es geht ja aber doch nicht. Erika, mein klein Döchting, laß uns mal 'n bißchen allein. Geh rüber in die Amtsstube — geh, sei ein gutes Kind."

Erika sah Hans Bernhard an. „Gehen Sie," sagte er ernst.

Da trat sie schweren Herzens auf den Flur hinaus.

Draußen prallte eine kleine Gestalt von der Thür zurück, die in sehr verdächtiger, gebückter Haltung dort gestanden hatte.

„Na, dat is man god, dat Se dat sünd, Mamselling," flüsterte Brack erleichtert, „ik dacht all, uns' gnädigst Herr Baron —"

„Brack," fragte Erika streng, „was that Er denn an der Thür?"

Der kleine Mann lachte verlegen. „Ik — ik wull blot 'n böten dörch dat Schlätelloch kieken."

Erika hätte in allem Kummer beinahe aufgelacht über dies unverfrorene Geständnis.

„Wie kann Er so etwas thun?" fragte sie. „Ich werde es meinem Vater sagen."

„Ach ne, Mamselling, dohns dat nich, ik segg ok kenen Minschen wat. Ik bün blot rinkamen, wil ik den Herrn Baron söken ded, de Lüd will'n mit em reden."

„Die Leute?" fragte Erika aufmerksam werdend.

„Ja, se will'n em fragen, wat he nich Lust hett, ehr Herr to warden. Se känen dat so nich mihr uthollen."

Es wurde einen Augenblick ganz still im Flur.

„Mamselling!"

„Nun, Brack?"

„Mamselling," sagte er noch einmal, und sie blickte beim schwachen Mondlicht in sein gutes, altes Gesicht und die treuen Augen, „hebben S' man keen Bang, uns' Herrgott levt noch."

Damit fuhr er sich ein paarmal energisch mit dem Ärmel unter der Nase durch und stieg dann mit gewohnter Behendigkeit die Stufen vor dem Hause hinab. Erika aber trat in das dunkle Amtszimmer.

Sie stand am Fenster und blickte zu der Mondsichel empor, die einen schwachen Lichtschein über die Dorfstraße goß. Leise drang das Gemurmel der Männerstimmen über den Flur herüber. Sie wollte nachdenken, aber sie horchte nur auf jeden Ton von drüben und blickte trübe in die Nacht hinaus.

Da ging die Thür drüben, Schritte kamen über den Flur, es klopfte, Hans Bernhard trat über die Schwelle.

„Erika?"

„Hier bin ich." Sie trat zu ihm.

Er faßte ihre beiden Hände. „Erika, Ihr Vater hat mir erlaubt, Sie aufzusuchen, ich soll Ihnen selbst erzählen, was wir gesprochen haben. Er hat mir ins Gewissen geredet, niemals will er seine Zustimmung zu unserm Bunde geben, den er für ein Unglück hält. Ich sollte ihm versprechen, daß ich auf Ihren Besitz verzichten wollte. Ich that es nicht, ich habe ihm auf das bestimmteste gesagt, daß nichts mich von Ihnen scheiden könne als Ihr eigener Wille. Und nun bitte ich Sie, Erika: halten Sie aus! Wenn es Ihnen ebenso zu Mut ist wie mir, dann fühlen Sie, daß wir zusammengehören."

Erika nickte stumm. „Aber die Zukunft?"

Hans Bernhard seufzte. „Ach, wenn wir doch hier bleiben, hier miteinander wirtschaften könnten! Aber es wird sich wohl noch ein anderer Weg finden."

„Und —" Erika stockte — „die Leute?"

„Ich kann ihnen nicht helfen," rief Hans Bernhard. „Sie thun mir ja leid, aber es geht doch nicht, ich kann deswegen nicht auf mein bestes Glück verzichten."

Beide schwiegen. Dann legte er seinen Arm um ihre Schulter. „Halte aus!"

„Ja, Hans Bernhard," hauchte sie.

Dann ging er hinaus in die dunkle Nacht und schritt dem Herrenhause zu. „In einer Stunde möchte ich reiten, bitte, mein Pferd zu satteln," befahl er. —

Als er sich in den Sattel schwang, zupfte ihn jemand am Ärmel.

„Gnädigst Herr," flüsterte eine Stimme.

Er kannte sie wohl. Manche Stunde seines Lebens war er der verhaßten lateinischen und griechischen Grammatik entwischt und hatte dem leichtbeschwingten alten Herrn die kleinen Künste abgelernt, die dieser verstand, wie: Flöten machen, Windmühlen bauen, Kähne aus Baumrinde schnitzen, und dergleichen mehr. Nächst „uns' Mamselling" hatte Hans Bernhard bei ihm den größten Stein im Brett.

„Gnädigst Herr," sagte Johann Brack, „de Lüd luren up Se, an dat Enn vun'n Dörp."

„Was wollen sie denn?" fragte Hans Bernhard erstaunt.

„Se willn dat nich liden, dat Se uns' Mamselling frigen, dat sall 'ne Eddelbam sin un Se sälen hier bliben."

Hans Bernhard schwieg. „Unsinn!" sagte er dann. „Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, den Leuten zu begegnen und werde durch den Park reiten. Sag' ihnen das."

Er ritt davon durch die dunklen Parkwege, in denen er damals mit Erika gewandelt. Das Herz, sein junges, frohes Herz, wurde ihm schwer. Ach, warum war alles so und nicht anders? Was hatte er davon, daß er einer der ersten Familien des Landes angehörte, daß er im Schoße des Reichtums aufgewachsen war, daß er einem Stande angehörte, dessen sicherste Stütze der Grundbesitz war, der den adeligen Herren überhaupt erst zu ihrer Bedeutung verhalf? Es war alles ein leerer Schall, nichts hatte er daraus zu erhoffen für sein Leben. Der Zwiespalt in seinem Empfinden begann ihn hart zu quälen: er liebte Erika und war fest entschlossen, sie zu erringen, aber sein Herz hing auch an Brelitz und bitter schwer fiel es ihm, es lassen zu müssen.

Die Winternacht umfing ihn, matt blickte der Mond hernieder. Immer dunkler ward es auch in ihm. — —

Am Ausgange des Dorfes wartete unterdes ein Trupp Leute. Es war kalt, sie traten hin und her, sich zu erwärmen.

„Na, nun red' auch ordentlich mit ihm, Krischan Stahl," sagten ein paar Stimmen. „Sag' ihm, wir wollten die alte Gnädige nicht mehr, er sollt' herkommen."

Der alte Stahl reckte sich. „Was werd' ich denn nicht?!" fragte er herausfordernd. „Laßt mich man machen, ich kann ganz gewaltig reden, wenn's sein muß."

„Du bist ja auch 'n ganz gewaltigen Kerl," spottete einer der jüngeren.

Vater Stahl reckte sich und zog den Rock herunter.

„Wenn's nur nicht so lang' dauerte," meinte ein anderer.

„Oder wenn wir 'n Schluck hier hätten!"

„Ach! 'n Schluck," sagte ein alter Drescher, „wenn's noch so mit uns wär', daß wir uns öfter eins 'n Schluck kaufen könnten, dann brauchten wir hier nicht zu stehen."

Einer hob die Faust und drohte nach dem Herrenhause hin. „Wenn's mal an Dich kommt!"

Eine Pause trat ein. Durch die Nacht scholl ein schwacher Ton wie der ferne Hufschlag eines Rosses.

„Was ist das? Sollt' er durch den Park geritten sein?"

„Dann müssen wir morgen nach Kiekpusch, reden mußt Du mit ihm, Stahl, das hilft nichts! Er muß sich das Mädchen aus dem Kopf schlagen, es giebt ja noch mehr Frauensleute auf der Welt."

Die Dorfstraße entlang kam Brack getrottet.

„Na, Johann Spök," riefen sie ihn an, „wie ist's?"

Der Alte lachte vergnügt. „Er ist durch den Park, er hätt' kein Zeit, sagt er."

Die Leute schwiegen, sie waren schwer enttäuscht.

„Na, dann wollen wir man nach Hauf' gehen," sagte Vater Stahl und trollte ab. Die andern folgten.

VII.

Auf Schloß Kiekpusch ging es lebhaft her. Zwar verbot die Trauer noch größere Gesellschaften, aber einige Familien aus der Nachbarschaft fanden sich doch ein, und mehrere Verwandte verlebten das Fest in dem gastfreien Hause. Hans Bernhard war es recht, wenn durch das regere gesellige Leben es weniger zu vertraulichen Familiengesprächen kam, er war nicht in der Stimmung dazu.

Der Tag ging immer ganz angenehm hin. Nach dem Frühstück nahm er sein Gewehr und strich draußen umher. Oft kam er ohne Beute nach Hause, dann war er umhergestreift und hatte seinen Gedanken nachgehangen. Am Nachmittag machte er meist einen Ritt, und wenn dann die Stunde der Hauptmahlzeit heranrückte, um vier Uhr, so war er gerade geneigt, menschliche Gesellschaft zu würdigen.

Das Mittagessen war vorüber und alles versammelte sich in einem großen, überaus behaglichen Gemache, in türkischem Geschmacke ausgestattet. Sehr bequeme Sessel und Diwans, kleine eingelegte Tischchen, leicht zum Gebrauch hin und her zu rücken, standen umher. An den Wänden hingen Shawls in bunten Farben, große Bouquets künstlicher Blumen hielten dieselben gerafft. In dem mächtigen Kamin flammten ein paar Holzblöcke und warfen abenteuerliche Lichter über Geräte und Menschen. Draußen war es noch Tag, aber die tiefen Fensternischen, durch bunte Vorhänge noch verdunkelt, fingen ihn auf. Es war dämmerig im Zimmer und der Diener begann die Lichter anzuzünden.

Hans Bernhard saß am liebsten in einer der großen Fensternischen. Von hier aus überblickte er auch heute das weite Gemach. Er war im ganzen kein Freund großer Menschenansammlungen auf Bällen oder Gesellschaften, aber diese Art von Geselligkeit, wie sie hier auf Schloß Kiekpusch ausgeübt

ward, sagte ihm zu. So hatte er es sich einmal im eigenen Hause vorgestellt — er seufzte auf.

„Nun — wieder Einsiedler?“ fragte eine helle Stimme an seiner Seite.

Eine junge Nichte seiner Schwägerin stand vor ihm, ein echtes Kind des norddeutschen Adels, blond, schlank, von anmutigen Bewegungen, in dem feinen Antlitz bei aller Jugendfrische ein Zug von Selbstbewußtsein.

„Wollen Sie meine Einsamkeit teilen?“ fragte Hans Bernhard lächelnd.

„Ja,“ sagte sie aufrichtig, „ich kam hierher, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern, Tante riet mir, Sie aufzuheitern.“

Hans Bernhards Nasenflügel zuckten. Er wußte, daß es seiner Schwägerin dringender Wunsch war, ihn mit Marie Luise von Retzow zu verbinden. Glücklicherweise hatte diese selbst kein Ahnung hiervon.

„Wo haben Sie denn den ganzen Tag gesteckt?“ fragte Marie Luise. „Wir haben den ganzen Vormittag musiziert, während Sie auf der abscheulichen Jagd waren.“

„Das ist ein weit größeres Vergnügen, als Sie sich denken können,“ sagte er freundlich. „Sie glauben gar nicht, wie herrlich es ist auf dem weiten Schneegefilde, in dem winterlichen Walde, und was das Ohr und Auge eines Jägers alles aufnimmt.“

Sie zog das feine Näschen. „Viel schöner dächte ich es mir, jetzt im Winter in einer großen Stadt zu sein, jeden Abend in Gesellschaft, viele Menschen sehen — im Winter ist das Landleben doch recht öde.“

„Gnädiges Fräulein sind doch selbst vom Lande.“

„Eben darum,“ sagte Marie Luise seufzend. „Sie glauben gar nicht, wie langsam oft solch ein Tag vergeht, wie schwer die Pausen zwischen den Mahlzeiten auszufüllen sind. Im Sommer ist es ja ganz hübsch — aber nur nicht der Winter auf dem Lande.“

Er lachte. „Sie sind wenigstens aufrichtig. Aber hier gefällt es Ihnen doch?“

„Ja, hier ist es auch anders, wenn man Besuch hat, dann geht es. Sehen Sie, ein Tag wie der heutige, viele frohe Menschen, etwas Musik, ein guter Nachtisch und eine nette Unterhaltung, das ist ein Leben, wie ich es hübsch finde.“

Hans Bernhard warf einen Blick auf die schlanke Mädchengestalt an seiner Seite, die vollkommen natürlich und doch ausgesucht vornehm sich bewegte. Er war keineswegs blind für den großen Reiz, der in der Harmonie ihrer Erscheinung mit dem Leben lag, das er gewohnt war, um sich zu erblicken. Aber während sie mit ihm plauderte, wanderten seine Gedanken einen andern Weg, den Weg, auf dem er gestern hierher gekommen, sie kehrten ein in dem alten Hause mit den Linden vor der Thür. Eine andere Mädchengestalt waltete dort, nicht minder lieblich, nicht minder adelig an Leib und Seele wie Marie Luise von Retzow, aber doch ganz anders, von schwererem Schlage, ohne jene Leichtigkeit der Bewegungen und des Plauderns, die nur der Verkehr in der besten Gesellschaft verleiht. In sein jetziges Leben als Offizier konnte er sich Marie Luise viel besser hineindenken; wenn ihm dann aber der Traum seines Herzens aufstieg und er sich als Gutsherr in Brelitz sah, dann gab es keine andere als seine Erika, die sein Haus regieren und deren warmes Herz den Schimmer echten Glückes über ihn und alles, was sein, ausgießen würde.

Über das Parkett kam leichten Schrittes der Diener, der den Kaffee herumreichte.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron,“ begann er leise, „es sind ein paar Leute da, die den Herrn Baron zu sprechen wünschen.“

„Mich?“ fragte Hans Bernhard verwundert.

„Ja, sie sind aus Brelitz und wollen sich nicht abweisen lassen.“

„Wo sind sie denn?“

„Sie stehen noch im unteren Flur — ich wollte erst den Herrn Baron benachrichtigen.“

„Führen Sie die Leute in die Dienerstube und lassen Sie dieselben essen,“ sagte Hans Bernhard, „in einer halben Stunde können sie auf mein Zimmer kommen.“ — — — — — — — — — —

Es dauerte lange, ehe Hans Bernhard wieder zur Gesellschaft zurückkehrte. Er sah erregt aus und hatte einen finstern Blick in den Augen. Stumm warf er sich in einen Sessel, schob die angebotene Kaffeetasse zurück und brütete vor sich hin.

Die Thür zu dem anstoßenden Musikzimmer stand offen, Marie Luise saß am Flügel und spielte eine weiche, hübsche Melodie, er betrachtete nachdenklich die feine Gestalt, das blonde Köpfchen, die schlanken Hände, die aus den Spitzenärmeln hervorsahen. Sie war ihm gut, er wußte es, ein Wort zu ihr und er war Besitzer von Brelitz! Dann sah er das Leben vor sich, wie er es sich wünschte: als Gutsherr auf eigenem Boden waltend, dann konnte er schaffen und wirken, wie er es sich gedacht. Und neben ihm würde dann Marie Luise stehen — er gestand sich, daß sie eine reizende Hausfrau abgeben würde, wie anmutig würde sie am Theetisch walten, die liebenswürdige Wirtin spielen, gefeiert und geliebt von allen Standesgenossen der Umgegend. Aber nicht nur selbstsüchtige Gründe sprachen dafür. Wie hart war es ihm angekommen, die Leute mit ungewissem Bescheid von sich zu lassen, die mit vollem Vertrauen zu ihm gekommen waren, denen er die Anhänglichkeit von den harten braunen Gesichtern ablas. Wie würden sie sich freuen, wie würden sie erleichtert aufatmen, wenn es hieß: nun wird es anders in Brelitz!

Hans Bernhards Brust dehnte sich, es war verlockend genug für ihn — und doch: es gab nur eine Erika!

Das Herz schwoll ihm und er sagte sich, daß jeder Plan hinfällig sei, der ihn von Erika trenne, sie gehörten zusammen.

VIII.

Das Jahr 1848 war angebrochen, und das alte Sprichwort bewährte sich:

Wenn der Tag beginnt zu langen,
Kommt der Winter angegangen.

Es wurde bitter kalt. Jeden Morgen mußte der Fischer mit seinem Knechte nach dem See gehen und Eislöcher hauen, um dem Seegetier Luft zuzuführen, sie froren in jeder neuen Nacht wieder fest zu. Ein eisiger Ostwind schnob wochenlang über das weite Land und scheuchte alles Leben zurück in seine Schlupfwinkel. Sperlinge, Goldammern und Haubenlerchen kamen in die Viehställe und saßen nur um die Mittagszeit zusammengeduckt im Freien, alle paar Tage fast fand der Jäger ein verendetes Wild, dem Hunger und Kälte zu einem frühen Tode verholfen hatten. Auch die Menschen verließen ungern ihr Obdach, wer die tägliche Arbeit abgethan, rückte gern an den warmen Herd. Es war sonst zur Winterszeit ganz behaglich gewesen in den Brelitzer Arbeiterwohnungen. War der Fußboden auch nur festgestampfter Lehm, die Fenster undicht, die Thür lose, so gab es doch Holz und Torf in Hülle und Fülle, und die sorgsame Hausfrau ließ das Feuer die ganze Nacht nicht ausgehen. Abends wurde noch tüchtig Torf aufgepackt, dann kroch sie ins Gardinenbett und schlief samt ihren Lieben in der wohl etwas räucherigen, aber warmen Stube den Schlaf des Gerechten. Der alte Baron knauserte, solange er gesund war, nie mit Brennmaterial. „Tüchtige Arbeit, kräftiges Essen und eine warme Stube im Winter erhält die Leute gesund und arbeitsfähig, und das ist mein eigener Vorteil," pflegte er zu sagen.

Aber dies Jahr war Holz und Torf so knapp zugemessen worden wie nie zuvor, schon die Hälfte war vor Weihnachten aufgebraucht, und nun kam erst der richtige Winter. Mit tiefen Sorgen sahen die Leute ihren Brennvorrat immer kleiner werden, immer sparsamer richteten sie sich ein. Schon reichte das tägliche Maß nur noch für den Vormittag zum Kochen, nach Tisch brannte das Feuer nieder, der Ostwind rüttelte an den Thüren und blies durch alle Ritzen.

„Das ist 'n ganz gewaltigen Winter," pflegte Vater Stahl zu sagen, „das best' wär, einer ging den ganzen Tag ins Bett liegen."

Die Leute hatten sich an den Inspektor gewandt, der ging ins Herrenhaus und stellte der alten Dame die Not der Leute eindringlich vor.

„Was geht das mich an?" fragte sie hart. „Die Leute haben ihr Recht bekommen, mehr zu geben bin ich nicht verpflichtet."

„Aber es steht so viel geschlagenes Holz im Walde," wagte der alte Mann einzuwenden. „Wenn Frau Baronin gütig sein wollten —"

„Wozu?" Sie zuckte die Achseln. „Ich wundere mich, daß Sie den Leuten das Wort reden, Bohm, es ist eine faule, nichtsnutzige Bande. Denken Sie, ich kann nicht sehen und hören? Ich weiß wohl, wie widersetzlich und bösartig die Leute sind."

„Das kommt von der Not, Frau Baronin."

„Das kommt daher, daß der verstorbene Herr Baron sie so verwöhnt hat. Und Sie hätten die größte Lust, dasselbe zu thun."

Das braune Gesicht des alten Inspektors färbte sich dunkelrot. „Menschlich handeln heißt noch nicht verwöhnen. Die Mecklenburger Arbeiter sind ein guter Schlag, auch die Brelitzer sind jetzt nur verbittert, und es ist eine schwere Verantwortung, die wir auf uns laden — —"

„Wir?" fragte hochmütig die alte Dame. „Seit wann habe ich Ihnen eine Verantwortung aufgebürdet? Die Verantwortung hat der Herr des Gutes, und der bin ich — Sie haben nur meinen Willen auszuführen."

Der Inspektor schwieg. In ihm gärte es. Schon mehr als einmal hatte er der Baronin auf ein solches Wort antworten wollen: „Zu einer solchen Stellung unter einem solchen Herrn passe ich nicht, ich lege mein Amt nieder und gehe!"

Aber er bezwang sich immer wieder. Neunundzwanzig Jahre hatte er dies Gut bewirtschaftet, hatte Freud und Leid mit dem alten Herrn und seiner Familie getragen, er war hier festgewachsen, er war eng verbunden mit den Kiekpuschs, und diese zähe Treue hielt auch stand dem unwürdigen Mitgliede der Familie gegenüber. Er fühlte sich nicht der alten Baronin, aber wohl ihrem Hause verpflichtet, er wirkte nicht für sie, aber für die Kiekpuschs, über kurz oder lang wurde doch ein Nachkomme des alten Barons hier Gebieter, mochte es nun Hans Bernhard oder ein jüngeres Glied der Familie Kiekpusch sein: für diesen arbeitete er, diesem wollte er das Erbe treu bewahren.

Und dann die Leute! Er war immer noch der Mittler zwischen ihnen und der Herrin; wenn an seine Stelle ein Mann trat, der die Gesinnungen der Baronin teilte, dann waren sie ihrer Willkür preisgegeben. Nein, er wollte aushalten auf seinem Posten. Aber es wurde ihm schwer. — —

Draußen im Forst, der mit einer Ecke an den Park stieß, stand in langen Reihen das geschlagene Holz aufgeschichtet, dorthin richteten sich allmählich die begehrlichen Blicke der frierenden Leute. Im Dunkel der Winternacht schlich mehr als einer zum Walde und trug eine Klobe Holz heim; ja der Förster hatte schon bei hellem Tage ein paar Männer überrascht, die ein Bündel Knüppelholz auf dem Rücken trugen, aber sie waren ihm entwischt, ehe er sie erkannt hatte. Es wurde scharf aufgepaßt, trotzdem mehrten sich die Holzdiebstähle. —

Die alte Mutter von Mariken Günz war krank geworden, frierend und elend lag sie in ihrem Bette. Der alte Mann besorgte indes die Wirtschaft. Erika half aus, wo sie konnte, aber die Kranke klagte über Frost und schauerte in ihrem Bette. Kummervoll sahen es die Ihrigen, sie konnten nicht helfen, immer kleiner ward der Torf- und Holzvorrat, und der Winter war lang.

„Im Busch steht so viel Holz — hol Dir man was," hatten manche schon dem alten Günz geraten.

Aber der schüttelte bedächtig den Kopf. „Ne — das thu' ich nicht; ich hab's mein Lebtag nicht gethan und will's nicht auf meine alten Tage versuchen."

„Ach was, das kommt uns von Rechts wegen zu," sagten die andern, „wir können doch nicht verfrieren!"

„Ne, ne, das woll'n wir man lassen," sagte der

Alte und trat in die Thür. Mariken blieb draußen an der Thür stehen. Sie hatte gehört, was die Männer redeten. Kummervolle Gedanken zogen ihr durchs Herz. Ihre Mutter — ja, es war eine alte Frau, deren Leben sich dem Ende zuneigte, aber sie konnte sie nicht so hilflos leiden sehen. Sie suchte einen Ausweg — ihr Fräulein konnte nicht mehr thun, der Holzvorrat des Inspektors war schon so zusammengeschmolzen, daß sie dort nicht mehr bitten konnte. Der Gedanke an den Kammerherrn auf Schloß Kiekpusch schoß ihr einen Augenblick lang durch den Sinn, dann verwarf sie ihn wieder — die Scheu kam ihr vor dem vornehmen Manne, und Brelitz war ja auch nicht sein Eigentum. Der Pastor? Der konnte auch nichts als die Baronin bitten, und das hatte Herr Bohm schon gethan, sie wußte es. Also keine Hilfe?

Sie trat in die niedere Stube, es war kalt darin. Die Kranke lag blaß, mit tief umschatteten Augen in ihrem Bette. Dem Mädchen bebte das Herz. „Ich will Dir Feuer machen, Mutter.“

„Ne, laß man, mich friert nicht,“ sagte die alte Frau, aber ihre blauen Lippen deuteten die Wahrheit an.

Mariken sagte nichts, sie rückte der Kranken die Kissen, deckte sie zu und ging nach Hause.

„Ist es noch nicht besser mit Deiner Mutter?“ fragte Erika teilnehmend.

Mariken schüttelte stumm den Kopf, sie blieb schweigsam den ganzen Tag. Oftmals, mitten in der Arbeit, stand sie einen Augenblick still, die Hände fielen ihr schlaff herunter, sie starrte ins Leere. Dann plötzlich schreckte sie auf und arbeitete weiter.

Die Märznacht war heraufgekommen, Mariken saß in ihrer Kammer auf dem Bettrande, während im Hause schon alles schlief. Ihr war übel zu Mut, ihr Herz hämmerte und ihr Kopf brannte. Sorge, Kummer, schlaflose Nächte, vielleicht auch körperliches Übelbefinden hatten ihr klares Denken getrübt. Es war dunkel um sie her, sie hatte die Arme auf die Knie gestützt und fragte sich immer wieder: thu' ich's oder thu' ich's nicht? Das Bild ihres alten, ehrlichen Vaters stieg vor ihr auf. „Nein, ich thu's nicht,“ sagte sie vor sich hin und begann ihre Jacke aufzuknöpfen.

Aber ihre zitternden Finger hielten wieder inne, denn das Bild der kranken Mutter war ihr vor die Seele getreten. Sie sah den stillen Dulderblick in ihren Augen, sah sie zusammenschauern und sich tiefer in die Kissen drücken. Heiß stieg es in ihrer Brust empor. Ja, die andern sagten die Wahrheit, es war ihr gutes Recht. Der Gutsherr hatte die Verpflichtung, seine Leute vor Mangel zu schützen, that er's nicht, so war es kein Unrecht, sich das Notwendige selbst zu nehmen. Im Kopfe des armen Mädchens begannen die Gedanken sich zu verwirren, sie wußte nicht mehr, was Recht, was Unrecht war, sie dachte auch gar nicht daran, daß ihre schwachen Kräfte nicht ausreichten, das Wagestück wenigstens mit größerem Erfolg zu krönen, sie dachte nur daran, daß sie ihrer kranken Mutter eine warme Stube machen wollte. Mit zusammengebissenen Zähnen nahm sie ein dickes Tuch vom Nagel und knotete es fest um Brust und Nacken, band ein zweites um den Kopf und stieg dann langsam und leise die Treppe hinunter. Der Riegel an der schweren Hausthür kreischte, ein Windstoß fuhr herein, dann stand sie im Freien.

Alles war still, kein Licht blinkte mehr im Dorfe, ein feuchter Wind kam die Straße herauf. Die Nacht war dunkel, schweres Gewölk stand am Himmel und verdeckte den Mond.

Das Mädchen lief eilends um die Hausecke durch den Park ins freie Feld. Der Wald lag dicht beim Dorfe, vom Parke aus brauchte man nur einen breiten Fahrweg überschreiten, um die ersten Bäume zu erreichen. Marie lief am Waldrande hin; ein kurzes Stück vom Dorfe entfernt, an dem Wege nach Neuendorf, stand das Holz, sie wußte es ganz genau. Der Schnee leuchtete mit mattem Schimmer auf den Feldern, links lag wie eine schwarze Masse der Wald. Der Wind entschlief, es wurde wärmer und feuchter, allmählich begann es zu schneien, in großen Flocken, die lautlos herabschwebten. In dem weißen Gestöber verfehlte Mariken beinahe die richtige Stelle, aber endlich fand sie dieselbe. Ihr Herz schlug, sie stand zitternd still. Im Walde knackte es, es rauschte in den Zweigen über ihrem Haupte, eine Krähe mochte da gesessen haben und strich davon — eine zitternde Angst überfiel das Mädchen. Aber sie raffte sich auf und tappte noch ein paar Schritte bis zu der kleinen Lichtung, wo das Holz stand. Die Wolken ballten sich zusammen und ließen hie und da ein Stück Himmel frei, deutlich konnte man jetzt die aufgerichteten Holzstöße erkennen. Einen Augenblick horchte Mariken in die Nacht hinein, dann zog sie mit fester Hand eine Anzahl Knüppel heraus, schnürte ein mächtiges Bündel, warf es auf den Rücken und trat den Rückweg an. Ohne Fährlichkeit erreichte sie den Park, in tiefem Atemzuge hob sich ihre Brust: ihr Werk war geglückt, sie hatte ein gutes Teil Holz, nun fehlte noch Torf, den wollte sie in einer andern Nacht von den Wiesen holen. So reichte es wohl ein paar Tage — bis dahin wurde vielleicht Tauwetter, es hauchte so warm von Westen her.

Das Schneien hatte aufgehört, immer mehr zerflatterten die Wolken; als sie sich, unter der Last viel langsamer gehend, dem Ausgang des Parkes näherte, brach der Mond hervor und übergoß alles mit seinem Lichte. Hell beschienen lag das Herrenhaus, mit scheuem Blick bog Mariken in den dunklen Laubgang ein, der daran vorüber auf den freien Platz vor dem Wirtschaftshause führte. Da rauschte es plötzlich in den Büschen, eine Hand griff in ihr Tuch und hielt sie fest, sie versuchte das Holz im Stich zu lassen und zu entkommen, umsonst! sie ward in den Mondschein hinausgezerrt und fand sich hier der Baronin gegenüber.

Einen Augenblick standen beide schweigend, dann schluchzte das Mädchen jammernd auf: „Gnädigste Frau Baronin, ach, lassen Sie mich los, ach bitte! Ich habe es für meine kranke Mutter gethan — ich thu' es nie wieder!“

„Sei still!“ herrschte die Baronin. „Ich will Euch das Handwerk wohl legen.“ Sie zog die sich

Sträubende, Flehende mit sich, dem Hause zu. Vor der Thür wollte Mariken mit gewaltiger Kraftanstrengung sich befreien, aber die alte Frau hielt wie mit Eisenklammern ihren Arm umspannt und rief in die offene Seitenthür des Hauses hinein um Hilfe.

Der Diener erschien, aber er brauchte nicht mehr zu helfen, stumm, willenlos folgte Mariken ins Haus. Die alte Frau ließ sie in eine Kammer sperren, dann ging sie in ihr Zimmer, sich zu Bett zu legen, es schüttelte sie ein Frost — sie hatte das Mädchen vom Fenster aus mit ihren scharfen Augen durch den Park kommen sehen und war hinuntergeeilt, wie sie war, nur im dünnen Kleide und mit leichten Schuhen. — —

Am andern Morgen ließ die Baronin den alten Inspektor rufen. Er fand sie blaß, mit finsteren Augen am Tische sitzend. Vergebens bat er, das Mädchen frei zu lassen, er stellte Mariken das günstigste Zeugnis aus, aber die alte Dame blieb ungerührt.

„Ich will ein Exempel statuieren, damit die anderen Spitzbuben sehen, daß ich mir nicht ungestraft mein Eigentum nehmen lasse.“

„Frau Baronin, machen Sie das Mädchen nicht unglücklich, sie hat es nur aus bitterer Not gethan und wird sich den Schrecken zur Warnung dienen lassen.“

Die alte Dame lachte. „Und die andern werden mich um so dreister bestehlen. Nein, daraus wird nichts. Vierzehn Tage lasse ich sie einsperren, dann mag sie meinetwegen laufen.“

Dabei blieb es. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht im Dorfe verbreitet. Es war hier ein großes Ereignis, überall standen Gruppen, die es besprachen. Zu anderer Zeit wäre es wohl auch anders vorübergegangen, jetzt aber, da die Gemüter einmal aufgeregt, die Herzen erbittert waren, regte die That Marikens und ihre harte Ahndung alle im Innersten auf.

Der alte Günz ging kummervoll umher. Zehnmal des Tages fragte seine Frau nach Mariken, er beschwichtigte die Kranke immer wieder, am Nachmittage aber nahm er seinen langen, blauen Kirchenrock vom Nagel, zog ihn an und ging ins Herrenhaus.

„Was will Er?“ fragte ihn die alte Baronin, nachdem er es mit Mühe erreicht, vorgelassen zu werden.

Der alte Mann drehte seine Mütze in den Händen und suchte nach Worten.

„Gnedigst Frau, ich wollt' bloß bitten, lassen Sie mein Mariken frei. Sie hat's für mich gethan. Lassen Sie die Dirn laufen — ich will gern die Strafe für sie leiden.“

„Ich wundere mich nur, wie Er noch für die Dirne bitten kann. Er sollte sich schämen, seine Kinder zu Spitzbuben aufgezogen zu haben.“

Der alte Mann wurde sehr rot, traurig blickten seine Augen. „Gnedigst Frau!“ sagte er noch einmal flehend.

„Der Herr Baron hat Euch verwöhnt,“ fuhr die Dame fort, „deshalb seid Ihr so faul und widersetzlich geworden. Jetzt soll das anders werden. Das Faulenzen hat nun ein Ende.“ Sie stand auf. „Er kann gehen. Die Dirne bleibt, wo sie ist, und wenn ihre Strafe vorbei ist, wird sie aus dem Dorfe gejagt.“

Der Alte stand stumm, sein Gesicht wurde fahl, aber seine Augen begannen zu flammen.

„Gnedigst Frau,“ rief er endlich, „uns' Herrgott lebt noch, er sieht wohl 'ne Zeit lang zu, wenn ein Mensch den andern quält und schindet, aber wenn's zuviel wird, dann ist er auch noch da. Dann nehmen Sie sich in acht vor seinem Strafgericht.“

Voll blinder Wut trat die alte Dame näher und rüttelte den Mann am Kragen. „Was sagt Er da? Er sagt so etwas, Er unnützer Brotesser, den ich nur aus Gnade füttere! Er sagt mir das? Weiß Er auch, daß ich Ihn fortjagen kann wie einen Hund, daß es aus mit Ihm ist, wenn ich meine Hand von Ihm abziehe?“

Aber ihre Worte verhallten wirkungslos. Das zähe Gemüt des Alten war aus dem Gleichgewicht gekommen, die lange angestaute Bitterkeit, der zurückgehaltene Haß brach hervor.

„Ja, ich sag' das, denn das ist wahr. All unsern Jammer haben Sie über uns gebracht, und der liebe Gott wird es vergelten.“

„Hinaus!“ schrie sie außer sich. „Auf der Stelle! Und das lasse Er sich gesagt sein: ich leide keine Spitzbuben, keine Aufrührer auf meinem Grund und Boden, morgen muß Er aus der Wohnung und aus dem Dorfe.“

Der Alte ging hinaus und hinüber ins Wirtschaftshaus zu dem Inspektor.

„Günz, Günz!“ sagte Vater Bohm kopfschüttelnd, „das ist ein böser Handel. Er ist nun schon so alt und noch solch ein Hitzkopf! Wie konnt' Er das wohl sagen?!“

„Herr Inspektor, das mußt' eins raus. Ich hab' immer zum Guten geredet bei den Leuten, aber es ist ja nicht auszuhalten, das Weib ist der lebendige Deuwel.“

Der Inspektor ging heftig in der Stube auf und ab. „Was soll nun werden? Er muß hinübergeh'n und Abbitte thun.“

„Ne,“ sagte der alte Tagelöhner hartnäckig, „ne, das thu' ich nicht.“

„Günz, sei Er vernünftig, es muß sein.“

„Ich thu's nicht.“

„Aber Er muß sonst die Wohnung hergeben, alter Dickkopf.“

„Schad't ihm nicht — ich thu's nicht.“

Dabei blieb er, es war nichts gegen diese Hartnäckigkeit auszurichten.

Seufzend ging der Inspektor zu seiner Herrin, er fand sie elend aussehend, an einem quälenden, trocknen Husten leidend, aber hart und unerschüttert.

Sie ließ nicht mit sich reden, das einzige, was Bohm erreichte, war eine Frist von acht Tagen, nach Ablauf derselben sollte die ganze Familie Günz das Dorf verlassen, nach weiteren acht Tagen durfte Mariken nachfolgen.

Erregt kehrte der alte Mann von dieser Unterredung zurück. „Zu solchem Unrecht biete ich meine Hand nicht länger,“ sagte er zu Erika. „Ich wollte aushalten auf meinem Posten, aber es geht nicht.

Ändern kann ich doch nichts, da ist es besser, ich gehe."

Erika weinte. „Mein lieb Vating, Du hängst aber doch so an Brelitz."

„Das hilft all nicht, ich kann die Wirtschaft nicht länger mit ansehen. Am 1. April kündige ich."

In Erika stürmte es. Nun auch das noch! Nun kam Kummer und Herzeleid über ihren alten Vater, und er — der rechtschaffenste Mensch — mußte seinen Posten im Stich lassen. Sie umfaßte ihn mit beiden Armen und weinte still an seiner Schulter.

Der alte Herr klopfte zärtlich den dunklen Kopf. „Sei doch still, mein klein Döchting. Vor Not sind wir ja geschützt und für das weitere lassen wir unsern Herrgott sorgen."

Erika weinte stärker. „Ich bin an allem schuld," rief sie. „O, Vater, ich weiß es, ich allein bin schuld."

„Nein, nein, mein Dirning, das bist Du auch nicht — aber freilich, besser wäre es gewesen, Ihr hättet das nicht angezettelt, Gutes kommt doch nicht dabei raus. Es geht einmal nicht, wenn man es anders machen will als andere Leute, man kommt gleich aus der Ordnung, und dann geht die Sache schief. Jeder Stand soll hübsch für sich bleiben, so ist es Sitte und Recht."

Sie nickte heftig. „Ich sehe alles ein. O Vater, lieber Vater, verzeihe mir."

„Du bist meine kleine, dumme Dirn," sagte der alte Herr gerührt. „Aber nun laß man, es ist ja doch nicht zu ändern. Geh und hole unsern Kaffee."

Gehorsam ging Erika, aber sie ballte unterwegs die Hand in festem Entschluß. Es war doch zu ändern, und sie wollte es thun.

„Was fängt man nun aber mit dem alten Dickschädel, dem Günz, und der Familie an?" sagte der alte Herr kopfschüttelnd, als sie wieder hereintrat.

Erika setzte das Kaffeebrett nieder. „Ich denke mir, fürs erste, solange die Frau krank ist, nimmt Onkel Pastor sie wohl auf, er hat eine große, leere Stube."

„Das ist auch wahr, das ist ein guter Gedanke, Kind," rief der Inspektor. „Und weißt Du was? Du kannst hinüberfahren nach Mahlow und das Nötige besprechen. Ich habe jetzt viel zu thun, da wäre es ganz gut, wenn Du alles richtig machtest. Aber was soll später aus den Leuten werden? Sie sind alle arbeitsunfähig, und keiner nimmt sie auf."

Erika blickte ruhig auf. „Das wird sich schon finden, Vater, zur rechten Zeit thut sich wohl ein Ausweg auf."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Die Vergeltung.

Durch die Steppen von Uruguay
Ritten gemächlich der Gauchos drei,
Trieben vor sich mit „Hüh" und „Hott"
Rinderherden im harten Trott.

Sprach der eine: „Caracho, seht,
Wie die Sonne dort untergeht,
G'rade so glühend, wie dazumal,
Als wir den Fremden erschlugen im Thal.

Ehe sein Auge im Tode brach,
Noch sein Mund diese Worte sprach:
‚Tückische Mörder, was frommt die That,
Bald für Euch das Verhängnis naht.

Eine Fackel am Himmel brennt,
Die für Euch kein Erbarmen kennt.'
Schaudernd durchdrang's mich, wie drohend starr
In die Sonne glotzte der Narr.

Kann mir nicht helfen, mir wird nicht gut,
Wenn so wie heute in Feuersglut,
Ringsum gleichsam das Firmament
Gleich einer riesigen Lohe brennt."

„Schwachkopf!" murrten die andern zwei,
„Wüßten uns nichts Besonders dabei.
Pah, was ficht uns der Tote an,
Schaden kann nur ein lebendiger Mann."

Warum stutzen die Herden jetzt,
Warum stieren sie so entsetzt,
Warum sprengen dort über den Hang
Andere Herden die Schlucht entlang?

„Herr des Himmels! ein Steppenbrand!
Heilige Jungfrau! zu spät erkannt!"
Ringsum lodert die Glut empor,
Züngelnde Flammen schießen hervor.

Schwarzer Dampf schon ballt sich zu Hauf,
Unabsehbar mit wütendem Lauf
Fliehen die Herden in Wahnsinnshast
Vor dem lodernden, zischenden Glast.

„Wendet die Rosse zur eiligen Flucht,
Sucht zu erreichen die Unglücksschlucht,
Ehe der rasenden Bestien Prall
Roß und Reiter brachten zu Fall."

Und sie reiten und hinterher
Wälzt sich ein tobendes, stampfendes Meer
Schwarzer Leiber und glühend rot
Steigt dahinter die grimmige Not.

Horch! ein Heulen und Pfeifen erklingt,
Das entsetzlich das Hirn durchdringt.
Angelockt von dem Flammenglanz
Eilt der Wind zum Vernichtungstanz,

Küsset die Flamme in wilder Glut
Rast mit ihr in entfesselter Wut,
Wächst zum Sturme und zum Orkan.
Näher und näher rückt es heran. —

Kein Entrinnen, ob pfeilschnell fleucht
Auch der Mustang, der Gluthauch streicht
Schon heran und Atemnot
Kündet den nahen, entsetzlichen Tod.

Herden stürzen, das Donnergestampf
Hallt schon schwächer; mit stinkendem Dampf
Ballen sich schwarze Wolken heran
Und umhüllen so Roß als Mann.

„Rettung! Die Schlucht!" hell klingt der Ruf,
Plötzlich stolpert des Renners Huf,
Und ein Knäuel von Mensch und Vieh
Wälzt sich über die Prairie.

Wo sie erschlagen den wehrlosen Gast,
Hat sie jäh das Verderben erfaßt,
Noch ein gellender Todesschrei,
Noch ein Röcheln, dann war's vorbei.

Als die Flamme vorüberzog
Geier und Rabe zum Mahle flog.

Wilhelm Haack.

Eine Rose.

Von Johanna M. Lankau.

„Eine Rose! Hanna, kannst Du mir nicht eine Rose bringen?"

Der bleiche Mann sah mit großen, fragenden Augen hinüber zu seiner hübschen jungen Frau am Tische. Sie trat geräuschlos in das Halbdunkel, neigte sich über das Bett und strich dem Kranken die feuchten hellen Locken aus der Stirn.

„Es ist ja Januar, liebes Herz, wie können da Rosen blühen! Draußen schneit es und alles ist in einen weichen weißen Pelz gehüllt."

Sie zog einen Schemel ans Bett und erzählte ihm, wie man einem Kinde erzählt: vom vielen Schnee draußen, von ihrem Myrtenstöckchen dort am Fenster, von der Mutter, die heute abend kommen wollte, und zuletzt — vom Jungen, dem sein Reisbrei vorhin köstlich geschmeckt hatte . . . Er hörte zu, während die roten Flecken auf seinen Wangen dunkler und die tiefliegenden Augen glänzender wurden; endlich sagte er:

„Gieb mir einmal den Jungen! Er muß doch nicht immer schlafen."

„Freilich muß er schlafen," erwiderte sie lachend, „sein Herr Vater ist ja außer sich, wenn das arme Hühnchen mal piept!"

Dann kam sie aus der Kammer zurück, das schlafende Kind im Arme: „Da hast Du Deinen Prinzen!"

Dem dicken Bürschchen mit den Blauaugen des Vaters und den lustigen Ringellöckchen der Mutter war die Störung nicht willkommen. Es verzog die Lippen, kniff die Äuglein fester zu, erhob ein Zetergeschrei und zappelte mit Armen und Beinchen aus Leibeskräften. Ängstlich und hilflos sah der Kranke auf.

„Nimm ihn nur wieder," sagte er hastig, „mein dummer Kopf ist heute so schwer" — Blaß und abgespannt sinkt der hagere Oberkörper in die Kissen zurück — „Ach, eine Rose, Hanna," zitterte es sehnsüchtig leise durchs Zimmer.

Dieselbe bleierne Stille, die fast den ganzen Tag in dem kleinen trauten Raum herrschte, legte sich wieder beängstigend auf das lebensfrohe, klopfende Frauenherz. Hanna stand auf und trat an das eisglitzernde Fensterchen, durch welches der trübe Winternachmittag und die gegenüberliegende grauschwarze Häuserreihe beinahe schattenhaft hereinlugten. Die mittelgroße zierliche Gestalt mit vollen frauenhaften Formen, das runde, taufrische Gesicht, die fröhlichen grauen Augen und die widerspenstigen braunen Löckchen um Stirn und Schläfe — das alles paßte nicht zu der Melancholie des einfachen Stübchens. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie das Unbehagen von sich scheuchen und preßte gedankenvoll die Stirn an die eiskalten Scheiben. Wie oft hatte sie sich in den verflossenen Tagen bemüht, die Gedanken des Kranken mit ihrem Geplauder von seinem sonderbaren Wunsche abzulenken. Er wünschte sich eine Rose mit dem zähen Eigensinn eines Kindes . . .

Eine Rose jetzt mitten im Winter! Rosen sind teuer und Geld ist selten im Überfluß bei ihnen. Zwar hat sie heute das Gehalt noch einmal erhalten, aber wenn Johannes nicht wieder ins Geschäft kommt, fällt das schmale Buchhaltersalär für den nächsten Monat aus — und was dann? Dabei soll sie recht heiter sein — als ob sie je anders sein könnte! — guten Wein anschaffen, kräftiges Essen kochen und den Jungen nicht schreien lassen, — hat der Doktor heute gesagt. „Was fehlt eigentlich meinem Manne?" hatte das zwitschernde Stimmchen verwundert gefragt, „er sieht oft so frisch und blühend aus, nur der Husten!" — Ein seltsam scharfer Blick war über die Brillengläser zu ihr geflogen; der alte Herr, dessen barsche, kurze Art sie immer erschrecken ließ. war heute so sanft und freundlich gewesen. Dann hatte er hastig nach der Thürklinke gegriffen und mit so eigenem Tone gesagt: „Es wird ihm bald besser werden!" Der alte Medizinalrat mußte es doch verstehen! Mit Gottes Hilfe wird es auch bald besser werden, er ist noch so jung, er wird wieder arbeiten können und wieder der alte lustige Mann sein; der Junge wird größer und verständiger werden und —

Mit glänzenden Blicken sah sie in den dämmerigen Raum zurück; doch sie durfte nicht weiter träumen! Bald brannte die Lampe auf dem viereckigen Tische, der so weit als möglich aus dem Gesichtskreise des Leidenden gerückt war. Die junge Frau entnahm dem Nähkorb allerlei winzige Kindersachen; lächelnd hält sie das mit Spitzen und blauen Bändchen gezierte Taufzeug gegen das Licht. Wie hübsch hatte der braunköpfige Junge drin ausgesehen! Aber die blauen Schleifchen liegen nach wenigen Minuten abgetrennt in ihrem Schoße, mit einer großen stumpfen Nadel zieht sie hellrosa schmales Seidenband durch die Ösen und Fältchen des Kleidchens. Plötzlich fällt eine Thräne auf den dünnen Mullstoff und mit wehmütigem Seufzer drückt Hanna ihren Kopf in die bebenden Hände. „Mein armes kleines Mädchen!" flüstert sie traurig . . .

Ein kühler Luftzug ließ die Lampe hell aufflammen, während draußen die Flurthüre vorsichtig zugedrückt wurde.

„Mutter! Bei diesem Wetter!"

„Guten Abend, Hannchen! Ja, ja, es glatteist tüchtig heute, ich mußte gut aufpassen, um nicht zu fallen. Man wird alt."

Nachdem Hanna die schwarze Pelzkapotte und den Mantel in die Nähe des Ofens gehängt hatte, rief sie lebhaft:

„Nein, Mutterl, Du bist noch so rüstig und darfst nicht alt werden. Du bist ja noch in Deinen besten Jahren!"

„Wo willst Du hingehen?" fragte die alte Frau, als Hanna nach einer Weile mit Hut und Mantel aus der Kammer trat.

„Ich komme bald wieder; Johannes dämmert ein wenig und braucht jetzt nichts. Laß nur den Jungen nicht schreien, Mutterchen!"

Die Alte sah ihr kopfschüttelnd nach; dann legte sie einige Kohlen auf die weißglühende Asche und schraubte die Lampe tiefer. Sie konnte auch im Dunkeln stricken; schade ums Öl! Tick, tack sagte die Uhr auf der Kommode, klirr, klirr antworteten die blanken Nadeln in den emsigen, arbeitsharten Händen. Eine halbe Stunde dauerte die Unterhaltung, während Hanna draußen mit dem Winde kämpfte.

Sie flog die engen Gassen hinunter dem Marktplatze zu, dessen jenseitigen Fußsteig sie atemlos erreichte. Hier riß sie der flutende Menschenstrom mit fort, an glänzenden Spiegelscheiben, hellerleuchteten Schaufenstern und Thüren vorüber, immer weiter vorwärts in der drängenden, schwatzenden Masse. Plötzlich blieb Hanna stehen und sah mit weiten Augen in eine Märchenpracht hinter den Scheiben. Der Frühling schien da drinnen zu blühen und zu duften. Veilchen und Maiblumen lugten unter zarten Mimosen- und Farrenwedeln hervor; purpurne Nelken glühten neben schneeweißen steifen Camelien und gelben Narzissen, und zwischen den blauen Fliederzweigen schwebten braungoldige Orchideen wie blütendurstige Schmetterlinge.

Nachdem Hanna die Schaulustigen, die das prächtige Schaufenster bewundernd umstanden, beiseite gedrängt hatte, trat sie in den hellen Laden und fragte nach Rosen. Es waren soeben welche aus Nizza gekommen; weiche, weiße Wattfasern hingen noch an den rötlichen Dornen. Mit zitternden Fingern wählte sie die schönste: eine weiße Malmaisen-Rose mit frischgrünen Laubblättern. Dann legte sie das verlangte Markstück auf den Ladentisch und verließ rasch, ohne die verwunderten Blicke der Verkäuferinnen bemerken zu wollen, den schwülen, dufterfüllten Raum. Sie fühlte, daß ihre dunkle, einfache Gestalt nicht in das farbenfreudige Bild hineingehörte.

Gerade als die Kreuzkirchenuhr die siebente Stunde verkündete, trat Hanna mit heißem Gesicht wieder in das kleine Zimmer. Die braunen Finger der Mutter arbeiteten emsig im Dämmerlichte; eine winkende Handbewegung nach dem Krankenbett beruhigte den fragenden Blick der jungen Frau.

Leise, auf den Zehenspitzen trat sie an das zierliche Glasschränkchen und holte aus dem bunten Allerlei von Porzellan und flimmerndem Gold- und Silberkram ein helles spitzes Glas. Das hatte ihr Johannes einmal in der Brautzeit gebracht, gefüllt mit ihren blauen Lieblingsblumen. Jetzt mußte sie lächeln, als sie daran dachte, wie lustig und übermütig er damals gewesen war; er hatte ihr das Vergißmeinnichtsträußchen ins Haar gestreut und die hellen Wassertropfen, die durch die braunen Löckchen herabperlten, lachend von Stirn und Wange geküßt . . .

„Aber Kind! Hannchen! Bist Du von Sinnen! Hast Du diese Rose gekauft? Die sind doch jetzt nur für reiche Leute, nicht für unsereinen!“ rief die Mutter plötzlich erschrocken.

„Liebes Mutterchen, sei nicht böse,“ schmeichelnd legte die junge Frau ihren Arm um den runzeligen Hals der Alten und sah ihr bittend mit den feuchten Augen ins Gesicht, „sieh, Johannes wünschte sich so sehnlich eine Rose und ich konnte nicht anders! Weißt Du,“ fährt sie dann halblaut fort, „Vater wünschte sich damals die grünen Plüschpantoffeln. Du hast sie ihm auch geholt, trotzdem es draußen und drinnen böse Zeit war. Ach und wie freute er sich an jenem Abende!“

„Ja, ja und er hat sie doch niemals tragen können,“ entgegnete wehmütig die Alte, einen hellen Tropfen vom Haubenbande wegwischend. „Weißt Du, ich habe es nie bereut,“ fuhr sie dann fort, „es war sein letzter Wunsch, sein allerletzter —“

Leise tauschten die beiden Frauen die alten Erinnerungen wieder aus; gleichmäßig tickte die Uhr dazu und die Rose in dem schimmernden Glase wehte ihren Duft durchs Stübchen.

Nach einer Weile machte der Kranke eine schnelle Bewegung; die weiße Hand, die bisher schlaff auf der Decke lag, griff ins Leere, er schlug die Augen auf, als Hanna an das Bett trat.

„Ach, ich träumte, es sei Frühling, die Blumen blühten und die Bäume waren grün, wir gingen beide hinaus ins Freie mit dem Jungen. Und ich sah die Rosen blühen, nichts als Rosen, rote und gelbe und schneeweiße. Hanna,“ fuhr er, ihre Hand ergreifend, flüsternd fort, „mir ist's, als ob ich die Sonne noch fühle und den Duft noch atme!“

Auch Hanna fühlte etwas: die glühenden Finger, die ihr Handgelenk umklammerten, den heißen Atem, der seinem blassen Munde entströmte und den sehnsüchtig verzehrenden Blick der tiefliegenden Augen. Eine namenlose Angst überkam sie; bebend riß sie sich los. Sie möchte beten, sie möchte helfen, — Gott allein weiß, was sie in diesem Augenblick für ihn thun möchte. Mit der Rose in der Hand trat sie wieder an seine Seite. Die halbgeschlossenen Lider öffneten sich und ein glückseliges Lächeln überstrahlte sein bleiches Gesicht; der Rosenduft hatte ihn umschmeichelt und aus dem Halbschlummer geweckt.

„Siehst Du, eine Rose! Eine wirkliche Rose, Hanna!“ rief er mit jubelnder Stimme, beide Hände ausstreckend.

Zitternd beugte sie sich über ihn. Die durchsichtigen Finger des Kranken umschlossen die weiße Blume; wie ein Verdurstender atmete er den berauschenden Duft der hellleuchtenden Blütenblätter ein . . . Plötzlich überzog fahle Blässe sein Gesicht, ein tiefer, röchelnder Atemzug entrang sich der pfeifenden Brust, die Rose glitt auf die Decke und ohnmächtig und ohne Besinnung sank er in Hannas Arme zurück.

Als er nach langen Stunden wieder zu sich kommt, steht die Mutter mit gefalteten Händen am Fußende des Bettes, Hanna hatte ihren Kopf auf die Bettkante gelehnt. Nun kommt das Jahrtausende alte heiße und gewaltige Ringen des warmen, sonnigen Lebens mit dem Tode. Hannas hoffnungsvolle Seele kann die Trennung von dem geliebten Manne nicht fassen. Er läßt nicht willig sein Glück und seine Jugend, sein Weib und sein Kind zurück. Die beiden kämpfen ehrlich, nur die Alte weiß aus Erfahrung, daß Widerstand nutzlos ist. „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu“ summen die welken zuckenden Lippen, während in ihrem Herzen die Frage: Warum nicht ich? immer verzweifelter emporsteigt. Nach einer halben Stunde ist der Tod mit dem starren Gesicht als Sieger von der Stätte gegangen.

Heiße Thränen fallen auf die Decke, auf die Locken des Toten und in den Kelch der Rose; langsam und schwer tropfen sie herab; keiner ist da, der sie hinwegküßt . . .

Der trübe Wintermorgen schimmert durchs Fenster; die Mutter geht lautlos auf und ab; sie beruhigt das Kind in der Kammer, löscht die Lampe aus und macht Feuer im Ofen. Hanna hört und sieht alles wie im Traume. Die Flurglocke ertönt, die Mutter öffnet leise und spricht zu den draußen stehenden Personen mit halber Stimme. „Hannchen,“

ruft sie dann durch die angelehnte Thüre, „Hannchen, komm' heraus, die Leichenfrau und der Herr Lokalrichter sind da!"

Drei Tage darauf sah die junge Frau ihren Johannes zum letzten Male. Er lag in seinem schwarzen Hochzeitsanzuge in dem schlichten schwarzen Sarge: den stillen Totenfrieden im Gesicht, auf den Lippen ein glückliches Lächeln, wie einer, der keinen Wunsch mehr hat. In den gefalteten Händen lag die halbverwelkte Rose, die einzige Blume, die den stillen Mann in die kalte Gruft begleitete. Mitleidig sanken glitzernde Schneeflocken vom Himmel und schmückten den braunen Hügel mit weißen Sternchen. Auch auf den Haaren und Trauerkleidern der beiden Frauen hingen die schimmernden Schneekrystalle, als sie vom Kirchhof zurückkehrten und das Haus schweigend betraten. Die Mutter klopfte sich sorgsam im Flur ab, Hanna eilte hinauf zu dem Kinde. Jubelnd krähte ihr der dicke Kleine vom Schoße der Nachbarin entgegen.

„Weinen Sie nicht," sagt die Frau tröstend zu ihr, als Hanna schluchzend das Kind emporhebt, „der liebe Gott hat Ihnen den Kleinen hier zum Trost gelassen, und der wächst und gedeiht ja wie ein Mairöschen."

Zuversicht.

Fahles Gras und nackte Schollen,
Toter Blumen starr Geäst,
Nebel, die nicht weichen wollen,
Und von Schnee ein trüber Rest.

Und ein Schritt leicht und geschwinde,
Und ein leuchtend Augenpaar.
„Ob ich wohl schon Veilchen finde?"
Tönt ein Stimmchen lieb und klar.

Paul Alle.

Tierschutz und Volkserziehung.

Im Oktober 1890 hat der Königliche Erste Staatsanwalt zu Beuthen in Oberschlesien nachstehende Warnung veröffentlicht: „Die große Zunahme der Körperverletzungen und anderer Roheitsvergehen veranlaßt mich, darauf hinzuweisen, daß das Königliche Landgericht zu Beuthen dergleichen Strafthaten, namentlich wenn sie mittels einer Waffe, insbesondere eines Messers oder eines anderen gefährlichen Werkzeuges, mittels eines hinterlistigen Überfalls, von mehreren gemeinschaftlich oder mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung verübt sind, unnachsichtlich mit hohen Strafen, meist mit einem Jahre Gefängnis beginnend, zu belegen pflegt. Ebenso hat das Königliche Schwurgericht hier am 2. Oktober cr. einen Arbeiter, trotz seiner Jugend und bisherigen Unbescholtenheit, mit 5 Jahren Zuchthaus und gleichdauerndem Ehrverlust bestraft, weil ein von ihm Gestochener der Verletzung erlegen ist. Ich mache warnend auf die Folgen solcher Ausschreitungen aufmerksam."

Solche Warnrufe aus Richterkreisen kennzeichnen wohl die Lage, daran etwas zu ändern vermögen sie aber nicht. Die Androhung von Zuchthaus und Ehrverlust hat heute für einen großen Teil unseres Volkes keine Schrecken mehr. Der Ursachen für diesen moralischen Niedergang giebt es ja eine große Anzahl und der Mitschuldigen ebenfalls und zwar in allen Kreisen. Unter diese Ursachen hat man auch die Kriege gerechnet, die wir zu führen hatten. Allein nicht von unseren Kriegsveteranen werden jene häufigen Verbrechen begangen, die von einer nie dagewesenen Mißachtung des Lebens des Nächsten zeugen, sondern — und das ist das Unheimlichste an dem rapid zunehmenden Verbrechertum — von Burschen, die noch nicht das Militärdienstalter erreicht, von halbwüchsigen Jungen, ja von Kindern selbst. Und das beachte man wohl: nicht um moralische Mißgeburten handelt es sich, die einen unwiderstehlichen Durst nach Blut befriedigen. Nein, die halbwüchsigen Burschen ziehen in Kompagnie zu ihren Mordthaten aus, etwa wie zu einer Landpartie. Sie brauchen Geld zu einem lustigen Tag, zu einer Tanzmusik u. s. w., sie beraten, wie sie solches finden können, und wählen von vornherein den Mord als das Mittel hierzu. Oder sie haben auch nicht einmal einen weiteren Zweck, sondern fallen lediglich zu ihrem Vergnügen über den ersten, der ihnen in den Weg kommt, her und drehen ihm das Messer im Leibe um. So ist es nicht bloß in den großen Städten, so ist es in den kleinen Orten, so auf dem Lande. Von den Vorkommnissen dieser Art, die sich in den längstgewohnten Formen abspielen, wird kein Aufhebens mehr gemacht; die betreffenden Lokalzeitungen registrieren sie einfach. Wenn aber solch eine Schauerthat durch die Art ihrer Ausführung und die dabei handelnden Personen sich in besonders auffälliger Weise von dem längst Gewohnten abhebt, dann geht wohl durch die gesamte Presse ein Aufschrei des Entsetzens und wird die angstvolle Frage gestellt: „Wo soll das hinaus?"

Als voriges Jahr in Gera jene schauerliche Gerichtsverhandlung gegen eine Mordbande stattfand, die aus zwei Schulkindern und zwei Jungen von 16 Jahren bestand und die nach langer Beratung und Vorbereitung eine alte Frau ermordete und beraubte, da schrieben die „Grenzboten" (und viele andere Zeitungen eigneten sich die Ausführungen dieser Zeitschrift an): „Es drängt sich da unwillkürlich die Frage auf: Ist dieser Fall als vereinzelt zu betrachten oder erscheint er als typisch für den Charakter der Zeit, in der wir leben? Ist er nicht das Erzeugnis der zerstörenden Bestrebungen, die unsere Zeit beherrschen? Ist er nicht die natürliche Folge einer fehlerhaften Erziehung, an der Haus und Schule einzeln oder gemeinsam die Verantwortung tragen? Welches auch sonst die Ursachen dieser moralischen Verkommenheit in der heranwachsenden Jugend seien, eines liegt klar zu Tage: eine Hauptursache ist der Mangel an Bildung des Herzens. Die sittlichen Gefühle des Mitleids, der Barmherzigkeit, des Wohlwollens sind bei ihr nicht entwickelt worden, das Gemüt ist verwildert. Viele erinnern sich wohl noch des entsetzlichen Mordes, den ein Junge auf dem Heimweg von der Schule an einem kleinen Mädchen verübte. In dieselbe Zeit fiel in Berlin jene teuflische That eines zwölfjährigen Mädchens, das ein Kind, dem es die Ohrringe geraubt, aus dem dritten Stockwerk in den Hof hinabwarf. Die Gerichtsverhandlung stellte aus dem zwölfjährigen Lebenslauf dieser jungen Verbrecherin eine Reihe von Scheußlichkeiten fest, von denen die entsetzliche Mordthat nur der ganz folgerichtige Schlußakt war. Die Mörderin hat in noch jüngeren Jahren in entsetzlicher Weise Tiere gemartert, z. B. lebenden Kaninchen die Augen ausgestochen, den Bauch aufgeschnitten und dergleichen mehr. Dem allgemeinen Entsetzen gab damals die gesamte Presse lebhaften Ausdruck. Überall sprach sich die Überzeugung aus, daß ein

Geschöpf, in dem die zarten Triebe des Gemütes so völlig unentwickelt geblieben, notwendig zu einer menschlichen Bestie sich auswachsen müsse. Diese Überzeugung sollte bald daraufhin durch eine sächsische Schwurgerichtsverhandlung neuerdings bekräftigt werden. Dort wurde ein Mörder verurteilt, der, erst 25 Jahre alt, schon 9 Jahre 4 Monate wegen Brandstiftung, Bedrohung mit Mord, Gotteslästerung und Tierquälerei im Gefängnis verbracht hatte. Sechzehnjährig, hatte der Mörder eine lebende Katze an die kreuzartige Stelle eines Baumes genagelt, dem Tiere den Leib aufgeschnitten, die Gedärme demselben um den Kopf geworfen und darüber einen Zettel mit der Aufschrift „J. N. R. I.“ befestigt. An einem anderen Baume brachte das Scheusal einen Zettel an, auf welchem stand: „Weg zur Kreuzigung einer Katze.“ Dieses Ungeheuer hatte Schul- und Religionsunterricht genossen, ebenso wie all die andern jugendlichen Mörder. Aber was hilft alle geistige Dressur, was das Auswendiglernen des Katechismus ohne die Pflege des Gemüts! Sittlichkeit und Gottesfurcht finden keinen Boden in einem verhärteten, grausamen Herzen; die mit der Gemütsverwilderung gleichen Schritt haltende haarsträubende Unsittlichkeit giebt hierfür den Beleg. Vor allem mögen das die Eltern bedenken, dann aber die in Staat und Kirche leitenden und verantwortlichen Kreise. Das meiste könnte allerdings die häusliche Erziehung thun, um die früh sich zeigenden Triebe zur Grausamkeit auszurotten und in das zarte Kindesherz, das noch für jeden Eindruck empfänglich ist, die Keime des Mitleids, dieser schönsten und besten aller menschlichen Tugenden, dieser vornehmsten Quelle aller Sittlichkeit, zu pflanzen. Aber wie selten ist in der Familie die Erkenntnis und die Fähigkeit vorhanden, um das Gemütsleben der Kinder zu entwickeln; ja, wie häufig wird ihnen von Eltern und Pflegern das Beispiel der Hartherzigkeit, Roheit und Grausamkeit gegeben! Ich erinnere hier nur an die auf dem Lande vor den Augen der Kinder stattfindende scheußliche Totmarterung der Schlachttiere ohne vorherige Betäubung durch Kopfschlag oder Schlachtmaske. Wie solche Schauspiele auf die Kinder wirken, hat unlängst ein entsetzliches Ereignis in Hannover so recht drastisch dargethan: ein Knabe von 7 Jahren schlachtete in Abwesenheit der Eltern sein vierjähriges Brüderchen. Der „Hannoversche Courier“, der diese haarsträubende Geschichte berichtete, fügte bei: „Wollten doch alle Eltern darauf achten, daß Kinder unter 10 Jahren beim Schlachten fern gehalten werden, sowie daß ihnen gefährliche Werkzeuge nicht zugänglich sind.“ Wo es sich aber um Zustände handelt, die eine Gefahr sind für die ganze Gesellschaft, ist es mit solchen Wünschen nicht gethan; hier ist es Pflicht des Staates, für die Gemütsbildung der Jugend zu sorgen und durch die Gesetzgebung Unsitten auszurotten, die geeignet sind, bestialische Triebe im Menschen zu wecken. Die ungeheuerlichen Thaten entmenschter Verbrecher im jugendlichen, ja im Kindesalter, die immer häufiger werden, sind ein ernster Warn- und Mahnruf für diejenigen, die die Verantwortung tragen für die Unterlassungssünden des Staates. Ein Abgrund liegt vor uns. Die Folgen der begangenen Sünden müssen wir wohl tragen, aber noch kann die Zukunft gerettet werden, wenn an der rechten Stelle das rechte Verständnis Platz greift für die Bedeutung des Wortes: Wer die Schule hat, der gebietet über die Zukunft.

Nicht am Menschen übt sich das Kind im Mitleid oder in der Grausamkeit, sondern am Tier. Dieses steht ihm wehrlos gegenüber, nicht der Mensch. Den Tierlein in Garten, Feld und Wald, den Haustieren gegenüber fühlt es bald seine Überlegenheit und mißhandelt sie, zuerst gedankenlos, zum Zeitvertreib und, wenn sein Mitleid nicht geweckt wird, später aus gewohnter Roheit oder aus angeborener und nicht rechtzeitig im Keim erstickter Grausamkeit. Daraus dann erwachsen jene Scheusale in Menschengestalt, die, wenn zu unkontrolierter Macht gelangt, zu Geißeln der Menschheit werden, wie ein Caligula, Nero, Dschingis-Chan, Ludwig XI., Karl IX. u. s. w., und die, wenn niedriggeboren, mit derselben Herzlosigkeit einen Menschen niederstechen, wie sie ein Tier gemartert haben.

Im Archiv des Münchener Tierschutz-Vereins liegt der Brief eines höheren Richterbeamten, in welchem es heißt: „Über 20 Jahre bereits das ehrenvolle, aber auch beschwerdereiche Richteramt ausübend, habe ich Gelegenheit in Fülle gehabt, den Beweis dafür zu finden, daß die große Mehrzahl der Verbrecher ihre Laufbahn mit dem Peinigen irgend eines hilflosen Geschöpfes begannen, daß häufig solche, welche sich schon früh durch Grausamkeiten gegen Tiere auszeichneten, auf dem Schafotte endigten. Mit überzeugender Gewißheit drängte sich mir aus diesen Erfahrungen die Notwendigkeit auf, daß mit aller Kraft auf Milderung der Sitten, besonders in Bezug auf Gefühl für fremdes Leiden, vom geringsten Geschöpfe bis zum Menschen, hinzuwirken, dringendes Bedürfnis sei, daß insbesondere der Jugend vor Grausamkeit Abscheu eingeflößt werden müsse.“

Als dieser Brief an den Präsidenten des Münchener Tierschutz-Vereins geschrieben wurde, nahm diese Stelle ein königlicher Prinz ein, Adalbert, Sohn des Königs Ludwig I. von Bayern. Der König selbst zeigte volles Verständnis und das lebhafteste Interesse für den Tierschutz, besonders für dessen Pflege in der Schule. Dieser fand daher bei den maßgebenden weltlichen wie geistlichen Behörden die eifrigste Förderung. In bischöflichen Erlassen wurde auf die entsittlichende Wirkung der Tierquälerei hingewiesen und den Geistlichen aufgegeben, „besonders der Jugend im Schulunterricht die Pflicht des Mitleids mit den Tieren ans Herz zu legen, aber auch die Eltern zu ermahnen, ihren Kindern einen lebendigen Abscheu gegen die Sünde der Tierquälerei beizubringen“. Die Regierungsbehörden richteten an die Verwaltungsbeamten, die obersten Militärbehörden, an die Regimentskommandeure Erlasse, dahin zu wirken, „daß ein milderer Sinn in der Behandlung der armen, schutzlosen Tiere sich geltend mache, dessen Folge die Abnahme der Roheit und die allmähliche Veredelung des Volkes ist“. In den Lehrerseminaren wurde es als die wichtigste Aufgabe angesehen, die Zöglinge mit jenem Geist zu erfüllen, der sie tüchtig macht, nicht bloß den Verstand, sondern auch das Gemüt der Jugend zu bilden. Nichts ist aber für die Bildung des Gemüts, die Entwicklung der zarten, sittlichen Gefühle so geeignet und so unerläßlich als die Erweckung von Mitleid in den weichen Herzen der Kinder, und zwar mit jenen Geschöpfen, über die sie zuerst ihre Herrschaft auszuüben vermögen, bei deren Behandlung sich also ihr Charakter entwickeln kann — zu guten, edlen Menschen oder zu gemütsrohen, hartherzigen, alle göttliche und menschliche Ordnung verachtenden Bösewichtern. Als Unterrichtsgegenstand für sich ist natürlich der Tierschutz nicht zu betrachten. Keine besonderen Stunden, kein Tierschutzkatechismus ist hierfür von nöten. Das würde nur eine mechanische Gedächtnisübung sein. Das Gemüt würde dadurch so wenig

gebildet werden, als durch das Auswendiglernen von Katechismus und Bibelsprüchen ein religiös-sittlicher Mensch erzogen wird. Der Geist, der das allgemeine Mitleid mit allen Geschöpfen, die fähig sind, Schmerz zu empfinden, einflößt und aus den Kindern gute Menschen macht, muß den ganzen Unterricht durchdringen.

Eine große Anzahl Lehrer hat stets die Gefahr erkannt, die in der Vernachlässigung der erziehlichen, gemütsbildenden Aufgabe der Schule liegt. Sie haben in ihrem Kreise redlich gearbeitet und nach Kräften gestrebt, das zu thun, was von Staats wegen der Schule als eine Hauptaufgabe zugewiesen werden sollte und wozu der Grund in den Lehrerbildungsanstalten gelegt werden muß. Ein reiches Material ist in unserer Litteratur vorhanden, trefflich geeignet zu Leitfäden für die Lehrer, wie zu Lesebüchern für die Schulen.

Das französische Unterrichtsministerium hat in dieser Richtung einen bemerkenswerten Schritt gethan. Es hat die Einführung eines Buches in allen Schulen des Landes angeordnet, das vortrefflich geeignet ist, sowohl naturgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten wie Mitgefühl mit dem Tiere in die jungen Herzen zu pflanzen. „Die Märtyrer der Arbeit“ nannte der Verfasser, Ed. Roche, das ebenso praktische, wie das Gemüt veredelnde Buch. Möchten die deutschen Unterrichtsministerien hierin dem französischen nachahmen.

In der ein humaneres Schlachtverfahren einführenden Verordnung der sächsischen Regierung wird der Tierschutz als eine von der allgemeinen Moral untrennbare Bethätigung des sittlichen Lebens anerkannt. Hiermit wird von maßgebender Stelle zugegeben, daß die Erweckung des Mitleids mit der stummen Kreatur einen untrennbaren Teil der Sittenlehre bilden muß. Die notwendige Konsequenz hiervon muß aber die Pflege des Tierschutzes durch Schule und Kirche sein, wenn anders es zu ihren Aufgaben gehört, die Jugend zu sittlich-religiösen Menschen zu erziehen. Was auch sonst in Aktion gesetzt werden möge, um die Folgen der Gemütsverhärtung und Sittenverrohung zu bekämpfen: Strafverschärfung, Zuchthaus, verschärfte Polizeigewalt u. s. w., all das wird nicht bewirken, daß ein einziger Mord weniger verübt wird, daß der progressiven Zunahme der Verbrechen wider das Leben und sonstiger Roheitsvergehen Einhalt geschehe, daß das aus der Gemütsverwilderung der Kinder entspringende Familienelend abnehme, die aus der allgemeinen Herzensverhärtung herrührenden sozialen Gefahren verringert werden.

Bei Besprechung des jüngsten, grauenhaften Mordes in Berlin, den zwei noch nicht strafmündige Jungen verübt haben, giebt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ihr Gutachten dahin ab, daß, um der Jugendverwilderung Einhalt zu gebieten, in „oberster Reihe Familiensinn und Familienleben zu heben und zu fördern seien“. Ja, wären die hierzu nötigen Elemente noch vorhanden, dann hätte der sittliche Notstand überhaupt nicht zu der schreckbaren Höhe gedeihen können, die uns in eine unglückverheißende Zukunft blicken läßt. Auf solche Ratschläge läßt sich Onkel Bräsigs Wort anwenden: „An der großen Armut ist nur die allgemeine Povertee schuld.“ Beaufsichtigung des Lehrlingswesens, Überwachung der Schanklokale, Verschärfung der Polizeiaufsicht, wie sie das genannte Blatt als weitere Kampfmittel gegen die wachsende Jugendverwilderung angiebt, sind armselige Palliative, die die Ursache der trostlosen Erscheinung völlig unberührt lassen: die von Kindheit an vernachlässigte Gemütsbildung. An der hier begangenen furchtbaren Unterlassungssünde tragen Staat und Kirche, tragen alle Faktoren des öffentlichen Lebens, die den Sittenzustand eines Volkes beeinflussen — und die Presse ist ein solcher Hauptfaktor — gemeinsam die Schuld. Wie viel weiser, gewissenhafter und — billiger wäre es doch, die Krankheit zu verhüten, als die Krankheitserscheinungen zu bekämpfen! Es handelt sich hier nicht um ein Experiment, sondern um ein erprobtes, unfehlbares Mittel: In England hat sich die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dreißig Jahren um die Hälfte vermindert; in derselben Zeit wurde dort die Pflege des Tierschutzes als das beste Erziehungsmittel in die Schule eingeführt und zu einer großartigen, alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Organisation gemacht. Ein nicht minder beweiskräftiges Beispiel von dem Zusammenhang der barmherzigen Behandlung der Tiere und der guten Sitte giebt die Schweiz. Nirgendwo kommen so wenige Roheitsverbrechen vor und nirgendwo wird in der Gesetzgebung wie im bürgerlichen Leben den Prinzipien des Tierschutzes so sehr Rechnung getragen, wie in der Schweiz. Sicher ist also, daß jeder Staat, der durch seine Gesetze und durch seine Schulen die Tierquälerei bekämpft, weniger Zuchthäuser braucht und eine bedeutende Ersparnis in seiner Rechtspflege macht. Müßte nicht schon dieser finanzielle Vorteil die Regierungen bestimmen, ein so wichtiges Erziehungsmittel zu benutzen, auch wenn ihnen der sittliche Gewinn gleichgültig ist?

H. R.

Spruchartig.

Von G. v. L.

1.

Du jagst, Dein Wissen auszubreiten,
Von Süd nach Norden ohne Rast
Und wirst zum Schluß nicht mehr besitzen,
Als Du vom Anfang in Dir hast.

2.

So war's und ist und wird es sein
Zu allen, allen Zeiten:
Der Mensch sich quält, ein arger Thor,
Mit hohlen Kleinigkeiten.

Ein klares Denken könnte gleich
Den winzigen Feind verjagen,
Jedoch die Schwäche macht ihn groß,
Um weiter sich zu plagen.

3.

Soll flüchtig nicht ein Werk der Dichtung
Vorbei Dir gehn, gleich Duft im Wind,
So nimm es auf in Deine Seele
Und pfleg's gleich einem teuren Kind.

Dann wird's von Deinem Blute trinken
Und wachsen in des Herzens Haus
Und weitet Dir das engbegrenzte
Zu lichterfülltem Tempel aus.

4.

Wer sich vergräbt in finstern Haß,
Sich selber macht zum Seelenblinden.
Nur wer der Liebe reicht die Hand,
Der kann den Pfad zum Lichte finden.

5.

Manch Zukunftsreich ist offenbar
Mit Geist und Liebe ausgedacht;
Es wäre himmlisch, wunderbar!
Nur eines ist mir noch nicht klar:
Wo man dafür die Menschen macht.

6.

Ein Wort aus heißer Menschenliebe
Gemischt mit etwas Unverstand,
Entzünden kann der wilden Triebe
Vernichtungsfrohen Feuerbrand.

7.

Wer sich im Tiefsten heimisch macht,
Bescheiden von sich selber denkt:
Den Irrtum hat er selbst erdacht,
Die Wahrheit hat ihm Gott geschenkt.

Deutsch-nationale Bücher.

Angezeigt von **Karl Pröll.**

Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des viertelhundertjährigen Bestehens des neuen Deutschen Reiches von Max Jähns. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Ein hervorragender Militärschriftsteller, ein Mann, der seine umfassende Kenntnis kulturhistorischer und Geistes-Strömungen in dem bedeutsamen Werke: „Über Krieg, Frieden und Kultur" bewiesen, der Oberstlieutenant a. D. Dr. Max Jähns, unternimmt es, die Entwicklungsgeschichte der nationalen Idee in Spiegelbildern aus den verschiedenen Perioden unseres Litteraturlebens klar hervortreten zu lassen. Wie sich das Stammesbewußtsein der germanischen Volksgruppen zur Empfindung ihrer Stammesverwandtschaft und nach der Teilung des fränkischen Reiches Karls des Großen allmählich zur Erfassung der Wesenseinheit der deutschen Nation erhebt; wie dieser machtvolle Gedanke im Wandel der Geschicke unseres Volkes bald hell aufleuchtet, bald fast völlig verdunkelt wird: lernen wir durch die Schriftzeugnisse und Dichterworte verstehen, die Jähns mit dem treffsicheren Gefühl für das Charakteristische ausgewählt hat. Der größte Teil dieser umfassenden Studie ist den letzten 150 Jahren gewidmet. Zuerst ruft die Heldengestalt Friedrich II. eine patriotisch-volkstümliche Dichtung hervor; dann flammt vor und während der Befreiungskriege gegen Napoleon die Lohe vaterländischer Begeisterung und wilden Zürnens empor. Nun kommt die Epoche der Sehnsucht, des Zweifelns und Verzweifelns, bis der uns aufgedrungene Einheitskrieg von 1870 und 71 die deutsche Poesie wieder unter die siegreichen Fahnen beruft. Jähns verlangt, daß die deutsche Dichtung auch an den weiteren Kämpfen um Erringung des alldeutschen Ideales teilnehme, das uns der alte Arndt in dem nationalen Imperativ hinstellte: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

Von dem vor drei Jahren aus schweren Lebensprüfungen erlösten deutsch-österreichischen Dichter Franz Nissel ist nun der dritte und letzte Band seines **litterarischen Nachlasses** im Verlage der Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart erschienen. Er enthält dramatische Jugendarbeiten: das Schauspiel „Ein Wohlthäter", mit dem Nissel Eingang fand in das Wiener Burgtheater und das bereits seine Neigung für Vertiefung ethischer Konflikte und eine große Bühnentechnik offenbarte; die phantastische Komödie „Ein zweites Leben", im frischen Volkstone, doch bei aller Anschaulichkeit etwas lehrhaft. Das historische Schauspiel aus der schweizerischen Geschichte: „Rudolf von Erlach" stammt aus der Zeit der Mannesreife des Dichters und zeigt bereits die Vorzüge scharfer Charakteristik und bildkräftiger Sprache. Daran schließen sich zwei dramatische Fragmente: „Timur in Ispahan" und „Mohammed der Prophet" und eine Reihe von Gedichten aus verschiedenen Lebensperioden. Darunter sind die leidenschaftsdurchwühlten, reflexionskühnen „Gedankengräber", die in Liebespein schwelgenden „Verwehten Blätter", die epischen Dichtungen: „Cid" und „Der Patriarch", „Mailand 1848" und verschiedene politische und allgemein-menschliche Aphorismen besonders bemerkenswert. Aus allem atmet ein edler Geist und die Schmerzempfindung eines trüben Geschickes. Möge Nissels Schatten versöhnt werden durch nachträgliche Anerkennung seines poetischen Wirkens!

Die Michel-Lieder. Von Karl Brumm. (Berlin, Thormann & Goetsch.)

Der Verfasser scheint nach dem Schlußgedichte: „Vale!" zu den Deutschen zu gehören, die in fremdem Lande Asyl und Lebenserwerb gefunden, aber mit allen Fasern in dem alten Vaterlande wurzeln, dessen Geschicke mit Herzensfreude und Herzensleid durchempfinden. Daraus ist eine Reihe frischer, energischer deutsch-patriotischer Gedichte entstanden, deren phantasievoller Zug selbst über einige kleine Formhärten hinwegsetzen läßt. Historische und Zeitbilder umflicht bald ein farbenreiches Gewinde dichterischer Anschauung, bald gewinnen sie die Sprache hellen Zornmutes, verklärter Trauer und warmer Begeisterung für die wiedererstandene Größe Deutschlands. In drei Gruppen: „Michel in Lohn und Frohn"; „Michel grübelnd im Sinn, Michel in Weines Minn'"; „Michel in Schwert und Brünn'" werden uns balladenartige, satirische und rein lyrische Gedichte in reicher Abwechselung geboten, die eine starke poetische Triebkraft oder kernige Spruchweisheit offenbaren. Wir bedauern, daß wegen Raummangels die Hervorhebung der stofflichen Elemente und vieler besonders gelungener Wendungen unterbleiben muß. Nur den „deutschen Wahlspruch" des Verfassers wollen wir erwähnen:

„Mit Gott! Ohn' Furcht und Tadel, —
Der Knecht den Herren gleich; —
Und Bauer, Bürger, Adel —
Für Kaiser und für Reich!"

Und aus dem Schlußsang die Strophe:

„Und Freiheit jubelt's und Frieden!
Zum Himmel stieg rauschend der Aar
Der Nacht, die vom Licht uns geschieden,
Hie Zollern, auf immerdar!" —

Aus Bismarcks Zeit (1879–1895). Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetschke. (Heidelberg, Otto Peters.)

Auch Schwetschke ist ein tüchtiger, deutsch-patriotischer Sänger, etwas rhetorischer und weniger unmittelbar als Karl Brumm, mit dem er sonst manche Ähnlichkeiten hat. Eine echte Heldenverehrung erfüllt sein Wesen und in immer neuen, formgewandten Weisen preist er den „Schmied von Reich und Kaiser", den Fürsten Bismarck, oder verhöhnt dessen kleingeistige, engherzige Gegner. Die meisten Stücke

gebildet werden, als durch das Auswendiglernen von Katechismus und Bibelsprüchen ein religiös-sittlicher Mensch erzogen wird. Der Geist, der das allgemeine Mitleid mit allen Geschöpfen, die fähig sind, Schmerz zu empfinden, einflößt und aus den Kindern gute Menschen macht, muß den ganzen Unterricht durchdringen.

Eine große Anzahl Lehrer hat stets die Gefahr erkannt, die in der Vernachlässigung der erziehlichen, gemütsbildenden Aufgabe der Schule liegt. Sie haben in ihrem Kreise redlich gearbeitet und nach Kräften gestrebt, das zu thun, was von Staats wegen der Schule als eine Hauptaufgabe zugewiesen werden sollte und wozu der Grund in den Lehrerbildungsanstalten gelegt werden muß. Ein reiches Material ist in unserer Litteratur vorhanden, trefflich geeignet zu Leitfäden für die Lehrer, wie zu Lesebüchern für die Schulen.

Das französische Unterrichtsministerium hat in dieser Richtung einen bemerkenswerten Schritt gethan. Es hat die Einführung eines Buches in allen Schulen des Landes angeordnet, das vortrefflich geeignet ist, sowohl naturgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten wie Mitgefühl mit dem Tiere in die jungen Herzen zu pflanzen. „Die Märtyrer der Arbeit“ nannte der Verfasser, Ed. Roche, das ebenso praktische, wie das Gemüt veredelnde Buch. Möchten die deutschen Unterrichtsministerien hierin dem französischen nachahmen.

In der ein humaneres Schlachtverfahren einführenden Verordnung der sächsischen Regierung wird der Tierschutz als eine von der allgemeinen Moral untrennbare Bethätigung des sittlichen Lebens anerkannt. Hiermit wird von maßgebender Stelle zugegeben, daß die Erweckung des Mitleids mit der stummen Kreatur einen untrennbaren Teil der Sittenlehre bilden muß. Die notwendige Konsequenz hiervon muß aber die Pflege des Tierschutzes durch Schule und Kirche sein, wenn anders es zu ihren Aufgaben gehört, die Jugend zu sittlich-religiösen Menschen zu erziehen. Was auch sonst in Aktion gesetzt werden möge, um die Folgen der Gemütsverhärtung und Sittenverrohung zu bekämpfen: Strafverschärfung, Zuchthaus, verschärfte Polizeigewalt u. s. w., all das wird nicht bewirken, daß ein einziger Mord weniger verübt wird, daß der progressiven Zunahme der Verbrechen wider das Leben und sonstiger Roheitsvergehen Einhalt geschehe, daß das aus der Gemütsverwilderung der Kinder entspringende Familienelend abnehme, die aus der allgemeinen Herzensverhärtung herrührenden sozialen Gefahren verringert werden.

Bei Besprechung des jüngsten, grauenhaften Mordes in Berlin, den zwei noch nicht strafmündige Jungen verübt haben, giebt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ihr Gutachten dahin ab, daß, um der Jugendverwilderung Einhalt zu gebieten, in „oberster Reihe Familiensinn und Familienleben zu heben und zu fördern seien“. Ja, wären die hierzu nötigen Elemente noch vorhanden, dann hätte der sittliche Notstand überhaupt nicht zu der schreckbaren Höhe gedeihen können, die uns in eine unglückverheißende Zukunft blicken läßt. Auf solche Ratschläge läßt sich Onkel Bräsigs Wort anwenden: „An der großen Armut ist nur die allgemeine Povertee schuld.“ Beaufsichtigung des Lehrlingswesens, Überwachung der Schanklokale, Verschärfung der Polizeiaufsicht, wie sie das genannte Blatt als weitere Kampfmittel gegen die wachsende Jugendverwilderung angiebt, sind armselige Palliative, die die Ursache der trostlosen Erscheinung völlig unberührt lassen: die von Kindheit an vernachlässigte Gemütsbildung. An der hier begangenen furchtbaren Unterlassungssünde tragen Staat und Kirche, tragen alle Faktoren des öffentlichen Lebens, die den Sittenzustand eines Volkes beeinflussen — und die Presse ist ein solcher Hauptfaktor — gemeinsam die Schuld. Wie viel weiser, gewissenhafter und — billiger wäre es doch, die Krankheit zu verhüten, als die Krankheitserscheinungen zu bekämpfen! Es handelt sich hier nicht um ein Experiment, sondern um ein erprobtes, unfehlbares Mittel: In England hat sich die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dreißig Jahren um die Hälfte vermindert; in derselben Zeit wurde dort die Pflege des Tierschutzes als das beste Erziehungsmittel in die Schule eingeführt und zu einer großartigen, alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Organisation gemacht. Ein nicht minder beweiskräftiges Beispiel von dem Zusammenhang der barmherzigen Behandlung der Tiere und der guten Sitte giebt die Schweiz. Nirgendwo kommen so wenige Roheitsverbrechen vor und nirgendwo wird in der Gesetzgebung wie im bürgerlichen Leben den Prinzipien des Tierschutzes so sehr Rechnung getragen, wie in der Schweiz. Sicher ist also, daß jeder Staat, der durch seine Gesetze und durch seine Schulen die Tierquälerei bekämpft, weniger Zuchthäuser braucht und eine bedeutende Ersparnis in seiner Rechtspflege macht. Müßte nicht schon dieser finanzielle Vorteil die Regierungen bestimmen, ein so wichtiges Erziehungsmittel zu benutzen, auch wenn ihnen der sittliche Gewinn gleichgültig ist?

H. B.

Spruchartig.

Von O. v. L.

1.

Du jagst, Dein Wissen auszubreiten,
Von Süd nach Norden ohne Rast
Und wirst zum Schluß nicht mehr besitzen,
Als Du vom Anfang in Dir hast.

2.

So war's und ist und wird es sein
Zu allen, allen Zeiten:
Der Mensch sich quält, ein arger Thor,
Mit hohlen Kleinigkeiten.

Ein klares Denken könnte gleich
Den winzigen Feind verjagen,
Jedoch die Schwäche macht ihn groß,
Um weiter sich zu plagen.

3.

Soll flüchtig nicht ein Werk der Dichtung
Vorbei Dir gehn, gleich Duft im Wind,
So nimm es auf in Deine Seele
Und pfleg's gleich einem teuren Kind.

Dann wird's von Deinem Blute trinken
Und wachsen in des Herzens Haus
Und weitet Dir das engbegrenzte
Zu lichterfülltem Tempel aus.

4.

Wer sich vergräbt in finstern Haß,
Sich selber macht zum Seelenblinden.
Nur wer der Liebe reicht die Hand,
Der kann den Pfad zum Lichte finden.

5.
Manch Zukunftsreich ist offenbar
Mit Geist und Liebe ausgedacht;
Es wäre himmlisch, wunderbar!
Nur eines ist mir noch nicht klar:
Wo man dafür die Menschen macht.

6.
Ein Wort aus heißer Menschenliebe
Gemischt mit etwas Unverstand,
Entzünden kann der wilden Triebe
Vernichtungsfrohen Feuerbrand.

7.
Wer sich im Tiefsten heimisch macht,
Bescheiden von sich selber denkt:
Den Irrtum hat er selbst erdacht,
Die Wahrheit hat ihm Gott geschenkt.

Deutsch-nationale Bücher.

Angezeigt von **Karl Pröll.**

Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung. Ein Rückblick bei der Feier des vierteljhundertjährigen Bestehens des neuen Deutschen Reiches von Max Jähns. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Ein hervorragender Militärschriftsteller, ein Mann, der seine umfassende Kenntnis kulturhistorischer und Geistes-Strömungen in dem bedeutsamen Werke: „Über Krieg, Frieden und Kultur" bewiesen, der Oberstlieutenant a. D. Dr. Max Jähns, unternimmt es, die Entwicklungsgeschichte der nationalen Idee in Spiegelbildern aus den verschiedenen Perioden unseres Litteraturlebens klar hervortreten zu lassen. Wie sich das Stammesbewußtsein der germanischen Volksgruppen zur Empfindung ihrer Stammesverwandtschaft und nach der Teilung des fränkischen Reiches Karls des Großen allmählich zur Erfassung der Wesenseinheit der deutschen Nation erhebt; wie dieser machtvolle Gedanke im Wandel der Geschicke unseres Volkes bald hell aufleuchtet, bald fast völlig verdunkelt wird: lernen wir durch die Schriftzeugnisse und Dichterworte verstehen, die Jähns mit dem treffsicheren Gefühl für das Charakteristische ausgewählt hat. Der größte Teil dieser umfassenden Studie ist den letzten 150 Jahren gewidmet. Zuerst ruft die Heldengestalt Friedrich II. eine patriotisch-volkstümliche Dichtung hervor; dann flammt vor und während der Befreiungskriege gegen Napoleon die Lohe vaterländischer Begeisterung und wilden Zürnens empor. Nun kommt die Epoche der Sehnsucht, des Zweifelns und Verzweifelns, bis der uns aufgedrungene Einheitskrieg von 1870 und 71 die deutsche Poesie wieder unter die siegreichen Fahnen beruft. Jähns verlangt, daß die deutsche Dichtung auch an den weiteren Kämpfen um Erringung des alldeutschen Ideales teilnehme, das uns der alte Arndt in dem nationalen Imperativ hinstellte: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

Von dem vor drei Jahren aus schweren Lebensprüfungen erlösten deutsch-österreichischen Dichter Franz Nissel ist nun der dritte und letzte Band seines **litterarischen Nachlasses** im Verlage der Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart erschienen. Er enthält dramatische Jugendarbeiten: das Schauspiel „Ein Wohlthäter", mit dem Nissel Eingang fand in das Wiener Burgtheater und das bereits seine Neigung für Vertiefung ethischer Konflikte und eine große Bühnentechnik offenbarte; die phantastische Komödie „Ein zweites Leben", im frischen Volkstone, doch bei aller Anschaulichkeit etwas lehrhaft. Das historische Schauspiel aus der schweizerischen Geschichte: „Rudolf von Erlach" stammt aus der Zeit der Mannesreife des Dichters und zeigt bereits die Vorzüge scharfer Charakteristik und bildkräftiger Sprache. Daran schließen sich zwei dramatische Fragmente: „Timur in Ispahan" und „Mohammed der Prophet" und eine Reihe von Gedichten aus verschiedenen Lebensperioden. Darunter sind die leidenschaftsdurchwühlten, reflexionskühnen „Gedankengräber", die in Liebespein schwelgenden „Verwehten Blätter", die epischen Dichtungen: „Cid" und „Der Patriarch", „Mailand 1848" und verschiedene politische und allgemein-menschliche Aphorismen besonders bemerkenswert. Aus allem atmet ein edler Geist und die Schmerzempfindung eines trüben Geschickes. Möge Nissels Schatten versöhnt werden durch nachträgliche Anerkennung seines poetischen Wirkens!

Die Michel-Lieder. Von Karl Brumm. (Berlin, Thormann & Goetsch.)

Der Verfasser scheint nach dem Schlußgedichte: „Vale!" zu den Deutschen zu gehören, die in fremdem Lande Asyl und Lebenserwerb gefunden, aber mit allen Fasern in dem alten Vaterlande wurzeln, dessen Geschicke mit Herzensfreude und Herzensleid durchempfinden. Daraus ist eine Reihe frischer, energischer deutsch-patriotischer Gedichte entstanden, deren phantasievoller Zug selbst über einige kleine Formhärten hinwegsetzen läßt. Historische und Zeitbilder umflicht bald ein farbenreiches Gewinde dichterischer Anschauung, bald gewinnen sie die Sprache hellen Zornmutes, verklärter Trauer und warmer Begeisterung für die wiedererstandene Größe Deutschlands. In drei Gruppen: „Michel in Lohn und Frohn"; „Michel grübelnd im Sinn, Michel in Weines Minn'"; „Michel in Schwert und Brünn'" werden uns balladenartige, satirische und rein lyrische Gedichte in reicher Abwechselung geboten, die eine starke poetische Triebkraft oder kernige Spruchweisheit offenbaren. Wir bedauern, daß wegen Raummangels die Hervorhebung der stofflichen Elemente und vieler besonders gelungener Wendungen unterbleiben muß. Nur den „deutschen Wahlspruch" des Verfassers wollen wir erwähnen:

„Mit Gott! Ohn' Furcht und Tadel, —
Der Knecht den Herren gleich; —
Und Bauer, Bürger, Adel —
Für Kaiser und für Reich!"

Und aus dem Schlußsang die Strophe:

„Und Freiheit jubelt's und Frieden!
Zum Himmel stieg rauschend der Aar
Der Nacht, die vom Licht uns geschieden,
Hie Zollern, auf immerdar!" —

Aus Bismarcks Zeit (1879–1895). Vaterländische Gedichte von Eugen Schwetschke. (Heidelberg, Otto Peters.)

Auch Schwetschke ist ein tüchtiger, deutsch-patriotischer Sänger, etwas rhetorischer und weniger unmittelbar als Karl Brumm, mit dem er sonst manche Ähnlichkeiten hat. Eine echte Heldenverehrung erfüllt sein Wesen und in immer neuen, formgewandten Weisen preist er den „Schmied von Reich und Kaiser", den Fürsten Bismarck, oder verhöhnt dessen kleingeistige, engherzige Gegner. Die meisten Stücke

der vorliegenden Sammlung sind Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß wir jetzt wieder häufiger ernst zu nehmenden dichterischen Verkündern deutscher Gesinnung begegnen.

Aus meinem Leben, nebst losen Gedanken. Mit einem Geleitsbriefe von Anton Ohorn und neuen Gedichten von Eduard Fedor Kastner. (Wien, Selbstverlag.)

Der etwas langatmige Titel des kleinen Büchleins soll uns nicht abschrecken, da der Inhalt der näheren Prüfung wert ist. Wir werden hierin mit dem Lebensgange und dem Gedankenkreise eines deutsch-österreichischen Volksschullehrers vertraut gemacht, dem warme Liebe für sein deutsches Volk, Verständnis für die Aufgaben der Volkserziehung und ein rastloser Sammelfleiß treu geblieben, trotz der vielen Kümmernisse des Daseins und des schweren Existenzkampfes; der ferner über eine klare, bestimmte Ausdrucksform für eigenartige Gedanken und über eine dichterische Sprache für selbsterlebte Empfindungen verfügt. Man wird den schlichten Selbstbiographen, der auch Herausgeber von „Böhmens deutscher Poesie und Kunst“ ist, hier achten und schätzen lernen.

Einen schätzbaren Beitrag zur Belebung des nationalgeschichtlichen Sinnes bildet die **Chronik der Landeshauptstadt Brünn,** von der jetzt der dritte, die Zeit von Karl V. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts umfassende Band erschienen ist. Die auf sorgsame Quellenstudien beruhende Arbeit wird von Dr. Gustav Trautenberger im Verein mit anderen Geschichtsfreunden durchgeführt, den Verlag hat der Verein „Deutsches Haus“ in Brünn übernommen. Politische Ereignisse, Staatsaktionen, wirtschaftliches und soziales Leben finden gleichmäßige Berücksichtigung und die Fülle des Materiales bietet interessante, kulturhistorische Einblicke. Leider sind uns die früheren Bände nicht zugegangen, so daß sich das Urteil auf das vorliegende Bruchstück beschränken muß. — In demselben Verlage, „Deutsches Haus in Brünn“, ist auch eine poetische Erzählung: **Walkürenweihe** von Guido List, herausgegeben worden, die in sechs Gesängen in allitterierenden Versmaßen germanisches Heldentum und germanische Frauentreue feiert. Vorhandene Sagenstoffe sind frei benutzt und miteinander verschmolzen. Der Schauplatz ist das Gebiet der mittleren Donau, die einstigen Sitze der Goten, Rugen und Harlungen, sowie der Marchmanen und Quaden im „Mährenlande“. Solchen Umdichtungen der Sagenwelt nach dem Vorbilde Wilhelm Jordans kommt der ethno-geschichtliche Drang und die markige Sprache Guido Lists entgegen und sie bieten uns einen höheren Genuß als seine historischen Romane, in denen wir schärfer umrissene, glaubhafte Gestalten nicht entdecken konnten. Der Sagenduft gestattet der dichterischen Phantasie freieren Spielraum und wir finden uns gerne darein, zu dem Reiche belebter Träume erhoben zu werden. So wird uns das kleine Bändchen wertvoller, als die zweibändige „Pipara“.

Der Vorstand der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“, theilt uns seinen **Rechenschaftsbericht über das Jahr** 1895 mit, der das Wachstum des Vereins, seine Mittel und Leistungen erkennen läßt. Letztere verdienen dankbare Anerkennung. Nur den einen Wunsch hätten wir auszusprechen, daß das Volkstümliche mehr begünstigt und gefördert würde, als das spezifisch Fachmännische. Ersteres streifen die „Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens“, von welchen der Verein die Monographie Dr. Josef Neuwirths über „die mittelalterlichen Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlsstein“ veröffentlicht hat, sowie die im Gange begriffene Sammlung volkstümlicher „Überlieferungen in Deutschböhmen“, die Dr. Adolf Hauffen leitet. Ferner wurde noch unterstützt die Herausgabe der „Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit“ von dem bekannten Kulturhistoriker Julius Lippert. Das ist etwas, aber noch nicht genug. Forschungsreisen nach fremden Ländern, nach Arabien oder Sumatra und Java mögen Universitäten, gelehrte Körperschaften, der Staat, durch Subventionen fördern. In Böhmen handelt es sich in erster Linie darum, die Wurzeln des Deutschtums zu festigen, welche allerwärts unterwühlt werden. Und darauf müßte sich auch die geistige Arbeit einer Gesellschaft ausschließlich richten, die diesen Zerstörungsprozeß in unmittelbarster Nähe beobachtet. Da erscheint dasjenige, was dem „gelehrten Stillleben“ zugewendet wird, als überflüssiger Schmuck, der vieles Nützliche versäumen läßt. Hoffentlich nimmt man uns diesen gutgemeinten Rat nicht übel.

Abschied.

Nun läßt Du Dir, bevor Du scheidest,
Noch einmal voll ins Auge sehn,
Und was sonst nie geschah, das leidest
Du heut beim Voneinandergehn.
Du läßt in meiner Hand die Deine
Und lehnst an meine Brust Dein Haupt
Und duldest gern den Kuß, den keine
Vergangne Stunde sonst erlaubt.

Du fühlst es auch, wenn zweie scheiden,
Die für einander still geglüht,
Dann fällt die Schranke, die die beiden
Bisher mit kühler Strenge schied;
Dann lösen sich der Liebe Gluten
Mit Macht von langgetrag'nem Bann,
Und die in scheuer Stille ruhten,
Sie gehn jetzt jauchzend himmelan.

So laß in meiner Hand die Deine
Und lehn an meine Brust Dein Haupt;
Es liegt ein Segen drauf, den keine
Zukünft'ge Stunde je uns raubt:
Der Segen des, der Menschenherzen
Wie Wasserbäche treulich lenkt
Und der in unsre Trennungsschmerzen
Die Wonnen junger Liebe senkt.

P. Gerhardt.

Inhalt der No. 23.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 24.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Erstes Kapitel.

In der Schmiede des Meister Anton Schommer brannte, trotz des Werktages, kein Feuer. Der ganze Raum war sauber gekehrt, das Handwerkszeug lag wohlgeordnet neben dem Ambos, über der Thür, die nach der Heugasse führte, war ein frisches Laubgewinde angebracht.

Der Meister hatte, gleich den Gesellen und Lehrburschen, Feierkleidung angelegt und stand erwartungsvoll unter der geschmückten Pforte, die Gasse entlang spähend, ob sich derjenige noch nicht zeige, dem die festlichen Vorbereitungen galten.

Ein Festtag war es, der im Schommerschen Hause gefeiert werden sollte, ein Tag der Freude, trotz der schweren Kriegszeiten, die nun schon länger als zwei Jahrzehnte die deutschen Gauen verheerten, mit ihrer blutigen Geißel Wohlstand, Familienglück, Ehrbarkeit und Sitte auf ungemessene Zeit hinaus zerstörend. Und wenn auch die österreichischen Lande, sowie ihre Hauptstadt, von den Greueln verschont blieben, die die umliegenden Fürstentümer erduldeten, so lag doch auch auf ihnen der furchtbare Druck jener Heimsuchung, deren Ende man nicht abzusehen vermochte, weil der Haber, die gegenseitige Eifersucht der Fürsten den ersehnten Frieden immer wieder von neuem hinauszuschieben drohten.

Auch das fröhliche Wien hatte seine Physiognomie verändert, Handel und Wandel lagen zufolge der ungünstigen Verhältnisse danieder, kaum wagten die Bewohner sich einen Aufwand irgend welcher Art zu gestatten. Man konnte ja nicht wissen, wie bald der Feind auch vor den Thoren der Kaiserstadt stände und für solchen Fall waren die erübrigten Goldgulden leichter zu bergen, als die fahrende Habe.

Das Handwerk nährte seinen Mann nur noch spärlich. Wer ließ noch arbeiten, wenn die Städte mehr und mehr verödeten, wer mochte am Werktische stehen, wenn ihm die Gehilfen fehlten, die, von der Werbetrommel angelockt, von der Arbeit entliefen und das ungebundene Leben im freien Felde, mit Plünderung eroberter Städte in Aussicht, dem emsigen Schaffen um kargen Lohn vorzogen.

Meister Anton Schommer hatte, wie so viele seiner Gewerksgenossen, Wechsel und Drangsale der vergangenen Jahre durchkämpfen müssen, aber sein frischer Mut war ungebeugt, sein Fleiß und seine Thatkraft unermüdet geblieben, er arbeitete rüstig weiter, wenn seine Gesellen ihm ausblieben und ließ sich durch keine Klage seiner Frau beirren.

„Sind die gegangen, kommen andere,“ pflegte er zu sagen, „und wer aus ehrbarem Handwerk davonläuft, um im Kriegsdienst ein zuchtlos Leben zu führen, den holt der Böse eher ein, als ich. Hierher, Achaz,“ rief er seinem heranwachsenden Sohne zu, „das Feuer angeschürt und mir das Eisen gehalten. Wollen sehen, ob wir es nicht zu zweien fertig bringen, bis wieder neue kommen.“

Er brauchte nicht lange zu warten. Es kamen immer wieder neue. Des Meister Anton Schmiede war in Wien weit und breit bekannt, wie seine Tüchtigkeit und Redlichkeit. Die Meisterin gar erfreute sich eines guten Leumundes. Da wurde kein Frühbrot zu knapp geschnitten, kein Maßkrug zu geringe eingeschenkt, die Not der Zeit mußten weder Gesellen, noch Lehrburschen entgelten und wer mit gar zu kümmerlichem Gewande zu ihr in das Haus kam, den stattete die wackere Frau noch von dem Vorrat ihrer Söhne aus.

So waren die Jahre dahingegangen und Zuversicht und Gottvertrauen hatten geholfen, alle Prüfungen zu überwinden. Die Not war Meister Antons Hause ferngeblieben und wenn das Handwerk auch wie früher keinen goldenen Boden hatte, so gewährte es doch wenigstens einen wohlgesicherten, obgleich davon auch vielleicht viel auf den stets zufriedenen Sinn des Ehepaares zu rechnen war. —

Die Söhne wuchsen heran, der älteste war vor nunmehr drei Jahren als blühender Jüngling auf die Wanderschaft gegangen, nachdem er in des Vaters Schmiede sein Gesellenstück abgelegt. Ihm galt die frohe Aufregung des Hauses heute; seit Tagen bereits erwartet, hatte er es die Eltern wissen lassen, daß er in einem der Vororte Wiens einem Werkschaftsgenossen hilfreiche Hand leiste. Sei seine Arbeit dort gethan, käme er unverzüglich heim.

Der jüngere Bruder war schon gestern hinausgelaufen, sich zu überzeugen, ob denn der Achaz wirklich da sei; die Mutter hätte ihn gerne begleitet, das aber duldete der Vater nicht. Die Eltern durften nicht vor des Hauses Schwelle, um den Sohn zuerst zu begrüßen; der mußte zu ihnen kommen, so erheischte es Brauch und Sitte, wie ungeduldig auch die Elternherzen dem Langentbehrten entgegenschlugen.

Die Mutter wußte ganz genau, daß ihr Gatte heute ebenso eifrig die Minuten zähle, als sie, daß er gerade wie sie mit dem Verlangen kämpfe, auf die Straße zu eilen, als jetzt die Lehrjungen, ihren Joseph an der Spitze, mit dem Rufe in die Werkstatt gestürmt kamen: „Er kommt, er kommt, gleich ist er da.“

Aber dennoch ging der Meister seinem Sohne keinen Schritt entgegen. Hochaufgerichtet stand er neben dem Ambos, als hastig die Thür aufging und in den Schein der Sonne eine schlanke Männergestalt trat. War es die blendende Sonne? Der Mutter flimmerte es vor den Augen, sie vermochte gar nicht deutlich zu sehen, sie hörte nur, wie der Ankömmling auf den Meister zuschritt und die hergebrachten Worte des Grußes sprach: „Gelobt sei Jesus Christus! Gott schirme das Handwerk, Meister und Gesellen!“

Dann aber schien die klangreiche Stimme in das Wanken zu kommen: „Vater!“ brach es wie ein Jubelschrei hervor, das Bündel, das der junge Wanderer getragen, flog zur Erde, der Sohn stürzte sich in die geöffneten Arme des Vaters, die ihn fest umschlossen.

Doch nur einen Augenblick gab Meister Anton seinen Empfindungen nach, dann schob er den Sohn von sich.

„Gott segne Deine Heimkehr, mein Achaz,“ sprach er eigentümlich stockend, fast rauh, „und — da ist die Mutter.“

Die aber konnte vor lauter Schluchzen gar nicht sprechen, nur ihre Arme wieder und wieder um den Hals des Jünglings schlingen und dazu flüstern: „Mein guter Sohn, mein goldener Bub!“

Es war des Begrüßens kein Ende. Jetzt drängte sich der Bruder herzu, dann die übrigen Hausgenossen, die bisher bescheiden im Hintergrunde gestanden hatten.

Achaz schüttelte allen die Hände und folgte den Eltern in den nebenan befindlichen Wohnraum, jedoch nicht, ohne vorher mit dem großen Hammer drei mächtige Schläge auf den Ambos gethan zu haben, als Gruß des Handwerks, dem er nun von neuem vorstehen wollte.

Der Vater sah ihm schmunzelnd zu und brachte ihm selbst in hoher Steinkanne den Willkommenstrunk, die Mutter hatte für ein reichliches Festmahl gesorgt; gern hätte sie den Sohn sofort veranlaßt, seine Erlebnisse zu erzählen; während des Essens aber war es nicht üblich der Unterhaltung zu pflegen, erst als die Schüsseln geleert waren, kam das Gespräch in den Gang und Achaz durfte berichten, welche Länder und Städte er auf seiner Wanderschaft gesehen.

Bis weit hinein nach Frankreich hatte ihn sein Weg geführt, dort hatte er bei verschiedenen Meistern längere Zeit gearbeitet und, wie er hinzufügte, gutes Lob erhalten.

„Ein herrlich Land, das drüben jenseits des Rheines,“ bemerkte er, „fruchtbar und gesegnet, wo man immer hintritt. Da sieht man nichts von der Kriegsfurie, die die anderen Länder verwüstet, nicht zerstampfte Felder, nicht eingeäscherte Dörfer, kein jammernd Volk, das einem in seiner Verzweiflung die Kleider vom Leibe reißen möchte, wie ich es im Elsaß, in Schwaben, in Böhmen und allerorten sonst getroffen.“

„Aber taugen thun die Franzmänner bei alledem nicht viel,“ meinte der Vater nachdenklich.

„Mag wohl sein,“ erwiderte Achaz, „und wird unter ihnen Gute und Schlimme geben. Sind mir aber immer noch lieber, als die Schweden, die ich in Böhmen und in Sachsen hausen sah, und ihr Handwerk verstehen sie, daß man staunen und von ihnen lernen kann.“

„War viel Elend wohl dort draußen, wo Du umherzogest?“ fragte die Mutter, von Mitleid bewegt.

Der Jüngling machte eine abwehrende Bewegung. „Danach wollet mich nicht fragen, Mutter,“ sprach er ernst. „Würde den Schlaf für viele Nächte von Euch scheuchen, wenn Ihr erlebt hättet, was ich erlebte. In Breisach wurde ich von des Herzogs Bernhard Truppen mit eingeschlossen und mußte die Belagerung mit aushalten, bis es mir doch noch gelang, bei einem Ausfall zu entfliehen. Vielleicht wäre ich, wie viele andere, Hungers gestorben, wenn ich in der Festung geblieben. Ich sah, wie die Leute sich auf die verwesten Kadaver von gefallenen Pferden stürzten, wie sie die Rinde von den Bäumen schabten, Ratten und ekles Gewürm fingen, nur um etwas zum Essen zu haben. In Sachsen war es nicht viel besser; dort war kaum noch ein Feld bebaut, weil es kein Vieh zum Ackern gab. Die Banerschen hatten alles weggetrieben und was die übrig ließen, nahm streifendes Gesindel mit, das sich in Rotten zusammengethan. In Böhmen sprach man mir von Dörfern, die ich nachher nicht fand, weil kein Haus mehr davon stehen geblieben war und das Gestrüpp schon über den Trümmern wucherte. Gott schütze unser österreichisch Land, daß solche Greuel nicht bis hierher bringen!“

Meister Anton nickte: „Der Kaiser sollte Frieden schließen mit den Fremden, die nur zum Rauben hergekommen sind, dann würde es endlich wieder besser werden.“

„Die Fremden sind es nicht allein, Vater, die von den deutschen Landen sich ein Stück abreißen möchten,“ entgegnete Achaz. „Da sind auch manche Deutsche dabei, die ihr eigenes Land größer gemacht

haben wollten, oder wenigstens Geld und Gut herausschlagen möchten, gleichviel, wer es giebt."

„Magst recht haben, mein Sohn," sagte der Meister, „und während sie den langen Krieg führen, oder nutzlos mit Worten über den Frieden habern, müssen Bürger und Bauer den letzten Heller hergeben, bis sie selbst zu Bettlern werden. Dachten wir nicht alle, mit der Schlacht, die der Kaiser bei Nördlingen gewann, wäre der Feind aufs Haupt geschlagen, aber fünf Jahre sind seitdem vergangen und keine Aussicht auf Besserung vorhanden."

Die Mutter füllte die Krüge von neuem mit schäumendem Biere. „Sage, wo Du zuletzt gearbeitet hast, Achaz," ermunterte sie, um dem Gespräche die allzu ernste Wendung zu nehmen, „und wie Du den Weg hierher machtest."

„Ich war zuletzt in Ulm," berichtete der Sohn, „dort, wo des Gallas Leute und die Piccolominischen lagen. Der fremde Prinz war auch dabei, der von Portugal gekommen. In seinem Gefolge kam ich dann her; hatte für ihn mancherlei zu thun."

„Ist das ein Welscher?" fragte der Vater.

„Nun, so ähnlich, denn sein Land gehört dem Spanier, der seine Schwester unserem Kaiser zur Frau gegeben hat. Der fürstliche Herr heißt Dom Duarte."

„Das ist ja wohl ein ganz unchristlicher Name," meinte die Hausfrau betroffen.

„O, nicht doch," lächelte der weitgereiste Sohn. „Das heißt zu deutsch ‚Herr Eduard' und einen frommeren Herrn und besseren Christen kann es gar nicht geben, als unseren gnädigen Prinzen."

„Der war gewiß gar gut zu Dir?" fragte der Bruder neugierig.

„Und wie!" antwortete Achaz. „Der ist zu allen Menschen gut und wo der mit seinen Soldaten in das Quartier kommt, giebt es keinen Jammer und keine Klagen. Da wird nicht geraubt und geplündert, und wenn das Elend recht groß war, da half er noch mit eigenen Mitteln aus. So sind nicht viele unter den Obersten und Generalen bei uns zu Lande."

„Er ist jetzt hier?" schob der Vater ein.

„Er hat mit dem Kaiser zu reden, der mit ihm gut Freund sein soll. Ich glaube, er will den Sold für sein Regiment, der schon seit einiger Zeit ausgeblieben ist."

„Dem Kaiser wird es eben, wie allen, am Gelde fehlen," sagte der Meister. „Woher soll er es nehmen? Das Land ist ausgesogen."

„Der Prinz hat oftmals schon aus seiner Tasche gegeben, wenn die Soldaten ungeduldig wurden," erwiderte Achaz.

„Das ist schön von ihm, aber wird er nicht, wie die anderen, endlich auch dafür etwas verlangen? Ein Fürstentum, ein Bistum oder dergleichen?"

„Ich glaube es nicht; er bekommt nicht einmal Bezahlung für die Dienste, die er dem Kaiser leistet."

„Dann ist er freilich anders, als die übrigen," sprach Meister Anton. „Den möchte ich wohl einmal von Angesicht sehen."

„Dazu kann Rat werden. Er hat mir zugesagt, daß er in unsere Werkstatt kommen würde, weil er so zufrieden mit mir war. Er will sich einen Brustharnisch bei Euch machen lassen, Vater."

„Der soll ein Prachtstück werden, darauf gebe ich mein Wort," rief der Meister eifrig.

Die Mahlzeit war beendet. Der Hausvater sprach das Dankgebet, dann zerstreute sich der kleine Kreis. Die Gesellen hatten zur Feier des Tages zwei Stunden frei, die Mutter begab sich in die Küche, mit Hilfe der alten Magd das gebrauchte Gerät zu reinigen, Joseph eilte hinaus, seinen Spielkameraden von der Heimkehr des Bruders zu erzählen; Vater und Sohn blieben allein.

„Erlaubt Ihr, Vater, daß ich heute jemand besuche?" brach Achaz das entstandene Schweigen.

Der Meister lächelte. „Jemand?" wiederholte er. „Da braucht es wohl nicht der Frage, wer der Jemand ist; und weit wird der Weg auch nicht sein, den Du zu gehen vorhast. Wird etwa nur bis zur nächsten Hausthür sein."

In des Sohnes gebräuntes Antlitz stieg eine leichte Röte; offen jedoch erwiderte er den Blick des Vaters.

„Recht geraten," sagte er heiter. „In das Nachbarhaus möchte ich schauen, fragen, wie es den alten Koscielskis geht."

„Nur den alten?" scherzte der Meister. „Wenn es sonsten nichts ist, da kann ich Dir sagen, daß er nach wie vor seine Kupferplatten sticht, ohne daß man weiß, an wen er sie verkauft, und daß seine Frau, trotz der bösen Zeiten, einen Rock trägt, der mit Perlen besetzt ist."

„Und was weiter?" warf Achaz hin. „Er mag ja einen guten Verdienst haben."

„Kann sein und wollen hoffen, daß es so ist," antwortete Meister Anton kurz.

„Haltet Ihr nicht mehr gute Nachbarschaft miteinander, wie früher?" forschte Achaz.

„Wir sehen uns nicht häufig, weil ein jeder mit sich selbst zu thun hat; auch mag die Mutter nicht mit der Koscielskin Umgang pflegen."

Achaz erwiderte nichts. Der Vater klopfte ihn auf die Schulter. „Du denkst an die Marcella jetzt, mit der Du in unserem Garten so oft spieltest," sprach er. „Kann Dir's nicht verübeln, ist ein wunderschönes Mägdlein geworden, daß alt und jung ihr auf der Straße nachschauen."

„O, sie war damals schon so lieb und hold, wie ein Engel," murmelte Achaz vor sich hin.

„Und Ihr sahet Euch schon gern, als Du fortgingst," ergänzte der Vater.

„Ob sie noch mein gedenkt?" fragte Achaz träumerisch.

„Wird wohl so sein, denn sie kam häufig forschen, wie es Dir da draußen in der Fremde erginge."

Achaz ergriff des Vaters Arm. „Und wenn ich Euch nun bäte, Vater, liebwerter Vater —"

„Um was, mein thörichter Bub? Daß Du sie uns als Tochter bringen dürftest? Ja, da mußt Du doch erst wissen, ob sie Dich zum Eheherrn mag."

„O, sie wird mich mögen, wenn sie die Gleiche blieb."

„Das ist nicht sicher. Die Koscielskis wollen

schon lange hoch hinaus, auch die Marcella trägt den Kopf gar stolz, seit ihr Bruder kaiserlicher Hauptmann ist."

„Mit ihm kam ich von Ulm; er dient in des Prinzen Regimente und steht hoch in Gnaden bei ihm."

„Weiß er, daß Du an seine Schwester denkst?"

„Er weiß es und will mir jeden Beistand leisten."

Des Alten Züge klärten sich etwas. „Nun denn, so versuche Dein Heil, wenn Du nicht anders kannst, doch gehe vorher noch zur Mutter."

Achaz zog sich in seine Schlafkammer zurück, sein Reisegewand mit einem festlicheren Kleide zu vertauschen, ehe er zu der im stillen Geliebten käme. Als er zum Ausgange bereit war, trat ihm die Mutter entgegen, die ihre häusliche Arbeit beendet hatte.

„Der Vater sagt mir, Du wollest zu den Koscielskis hinüber," redete sie ihn an. „Die Marcella war heut schon in aller Frühe da, nach Dir zu fragen, und ob Du nicht bald kämest."

„So hat der Vater Euch auch mitgeteilt, daß ich —" er stockte verwirrt.

„Nun ja, und daß er, was an ihm ist, nichts dagegen hat," erwiderte die Mutter.

„Aber Ihr, Ihr," drängte der Jüngling, „sagt Ihr auch, liebe Mutter, daß Ihr die Marcella gern habt, daß Ihr sie zur Tochter mögt. Ohne Eure Billigung will ich kein Weib wählen."

Frau Renata zögerte. „Die Marcella ist mir schon recht," sagte sie, „wenn's mir auch lieber wäre, Du brächtest mir ein einfach Bürgermädchen, als so ein halbes Böhmerkind, des Vater immer prahlt, er dürfe ein adlig Wappen führen, und des Mutter ein hoffärtig Weib ist, das goldene Hauben und einen Sammetrock trägt."

„Aber, Mutter, auf den Rock und auf die Haube kommt es doch nicht an, wenn die Marcella mich gern hat."

„Nein, aber auf ihre Eltern, und ob Du denen gut genug bist."

„Ein Waffenschmied ist ebenso fürnehm, als ein Kupferstecher und der Vater hat mehr an Habe, als die Koscielskis."

„Wohl wahr," meinte die Mutter bedenklich, „wo nehmen sie denn aber den Aufwand her? Ihr Haus ist reicher ausgerüstet, als das unsere."

„Der Alte wird eben fleißig arbeiten."

Frau Renata schüttelte den Kopf. „Ich meine nicht, daß der viel arbeitet; der kratzt Wochen und Monde an der gleichen Platte, wie ich des öfteren gesehen habe."

„Mutter, Ihr werdet doch nicht denken, daß er auf unredliche Weise sein Brot verdiene?" rief Achaz betroffen.

„Ich denke nichts, mein Sohn, denn es ist schwere Sünde, dem Nächsten mit Verdacht zu nahen. Nur warnen will ich Dich, nicht vorschnell Dir Dein vermeintlich Glück zu holen. Erst sieh und sprich die Marcella, sieh und sprich ihre Eltern, ehe Du ein bindend Wort giebst, und hast Du die Gewißheit, daß sie es allein ist, die Dir zur Hausfrau taugen mag, so kannst Du sie getrost zu uns führen. Der Vater und ich werden Dir nicht hindernd sein. Wir wissen, es kann nichts Schlechtes sein, was der Achaz uns bringt."

Der Jüngling küßte ehrerbietig und bewegt das zu ihm emporgewendete Mutterangesicht, dann schritt er in den Garten hinab, durch dessen Lindengang man zu einer Pforte kam, die das Besitztum des Nachbars mit dem des Waffenschmieds verband.

Die Reden der Mutter waren nicht eindruckslos an ihm verhallt und wohl geeignet, einen Schatten in den Sonnenglanz seiner Hoffnungen zu werfen. Der Eltern Wort und Meinung war ihm, seit er denken konnte, Gesetz gewesen; sie konnten ohne Grund nicht über die Nachbarn urteilen, wie er es heute von ihnen gehört hatte.

Wie, wenn der alte Böhme wirklich ein dunkles Gewerbe trieb, das ihm die Mittel zu seinem und der Familie Aufwand verschaffte? Und ob die Seinen darum wußten, damit einverstanden waren? Aber das war ja nicht möglich. Der Leonhard, Marcellas älterer Bruder, galt in Achaz' Augen als das Vorbild eines Ehrenmannes; er hatte ihn im Lager des Prinzen von Braganza nach Jahren der Trennung wiedergesehen und trotz des Unterschiedes ihrer beiderseitigen Lebensstellungen, hatte die alte Kinderfreundschaft sich von neuem befestigt. Leonhard wußte um des Jugendgespielen Liebe zu seiner Schwester und billigte sie. Der Zustimmung seiner Eltern war er freilich nicht sicher, doch hatte er Achaz versprochen, seinen Einfluß bei der Mutter aufzubieten, falls die Wünsche der Liebenden auf Schwierigkeiten stießen.

Die Pforte war erreicht; das Herz des Jünglings begann unwillkürlich höher zu schlagen, als er den Riegel öffnete. Dort drüben zwischen den Bäumen schimmerte ein hellfarbiges Kleid; das war Marcella, die, obgleich die Sonne noch hoch stand, ihre Blumen begoß.

Ob sie es ahnte, daß Achaz zu seinem ersten Besuche den Weg durch den Garten nehmen würde? Er war sich nicht ganz klar darüber, denn sie schien ihn nicht zu gewahren. Eifrig goß sie ihre Pflanzen weiter, ohne den Schritt des Nahenden zu beachten.

Die Blicke des jungen Mannes weilten mit Entzücken auf der anmutigen Gestalt. Das feine Köpfchen war ihm abgewandt, nur eine Fülle goldblonder Flechten konnte er unterscheiden, um die der Sonnenschein eine strahlende Glorie wob. —

Aber jetzt hielt er sich auch nicht länger; mit drei raschen Schritten hatte er die holdselige Gärtnerin erreicht.

„Gott grüße Euch, Jungfrau," sprach er mit bebender Stimme.

Sie erhob das rosige Antlitz zu ihm. „Achaz, Ihr seid es; wie Ihr mich erschreckt!" sagte sie befangen.

Er glaubte an den Schrecken nicht ganz, aber auch ihm fehlten, wie es meist in solchen Fällen zu gehen pflegt, die rechten Worte, die so überreich aus dem pochenden Herzen quellen und dennoch den Weg zu den Lippen nicht zu finden vermögen.

„Marcella, ich bin heute heimgekommen," stammelte er, „und ich — ich wollte Euch fragen —"

„Wie es meinen Eltern ergeht," fiel sie schnell

gefaßt ihm in das Wort. „Der Vater ist wohlauf und arbeitet viel, die Mutter war im Winter krank, jetzt aber geht es besser."

Sie hatte überhastend, in steigender Verwirrung den Bericht gegeben, die Augen des einstigen Gespielen ruhten gar so ausdrucksvoll auf ihr; sie erkannte wohl, daß er nicht gekommen, nach der Eltern Ergehen zu fragen.

„Und Euch," sprach er, „und Euch, Marcella? „Wie stand es um Euch in den langen drei Jahren, seit ich Euch nicht sah?"

„Ich war immer wohlauf," erwiderte sie zögernd.

„Und habt zuweilen mein gedacht? Zuweilen der Worte Euch erinnert, die ich zu Euch sprach, als wir hier, fast an der gleichen Stelle, Abschied nahmen?"

„O, so oft, so oft," murmelte sie.

Er war so kühn, ihre herabhängende Hand zu ergreifen.

„Ich sagte damals, als Ihr weintet," sprach er, „ich komme wieder, wenn ich draußen etwas Rechtes gelernt habe und wenn ich Dir dann noch recht bin, werden wir Mann und Frau. Jetzt bin ich hier und habe in den fremden Ländern an nichts, als Dich gedacht, Marcella; willst Du, wie ich, so gehe ich zur Stunde noch zu Deinen Eltern und sage ihnen, wie es mit uns beiden steht."

Sie hatte ihre Hand langsam aus der seinen gezogen und war einen Schritt zurückgetreten. „Aber, Achaz, so schnell," entgegnete sie, „wir kennen uns kaum wieder. Was werden der Vater und die Mutter denken?"

„Ich weiß, ich hätte warten sollen," fuhr Achaz feurig fort, „aber ich kann es nicht. Kennen wir uns nicht von unser beider Kindheit her? Weiß ich nicht, wie so gar lieb ich Dich mein ganzes Leben hindurch gehabt? Und wie ich Dich vorhin stehen sah, schöner, viel schöner noch geworden, als Du damals warst, da kam es über mich, ich mußte Dich fragen, jetzt gleich, ob Du mich noch magst."

„Ja, ich mag Dich," sprach Marcella leise, „aber die Eltern?"

Er hörte nur die ersten Worte, er hatte von neuem ihre Hände erfaßt und versuchte die Geliebte an sich zu ziehen; sie entwich ihm abermals, und er wußte, daß er nicht weiter gehen dürfe. War es doch schon genug, daß sie das Wort erneuerte, welches sie ihm vor drei Jahren im Schmerze des Abschieds unter den blühenden Bäumen des Gartens gegeben. Er hatte das seine treu gehalten und durfte klaren Blickes ihr in die Augen schauen. Jetzt hatte er die selige Gewißheit, daß auch sie die Gleiche geblieben, der Widerstand der Eltern war zu besiegen, wenn sie nur fest zu einander hielten — was fehlte ihm zu seinem Glücke noch nach dieser Stunde?

Zweites Kapitel.

Die furchtbare Heimsuchung der deutschen Lande, die stets von neuem auftauchende Gefahr für Krone und Reich ließen Kaiser Ferdinand III. ernstlicher als je den Frieden wünschen. In schwerer Zeit hatte er die Regierung angetreten; das Erbe seines Vaters war ein durch zahllose Feindesscharen verwüstetes Reich, erschöpfte Kassen und die Zwietracht aller deutschen Stämme gewesen. Ihm sollte jetzt die fast unlösbare Aufgabe zufallen, die erregten Gemüter zu versöhnen, die Fremden, die in raubsüchtiger Absicht in Deutschland eingebrochen, zu verjagen und den auf Jahrzehnte hinaus zerstörten Wohlstand seiner Unterthanen wieder herzustellen.

Zu Nürnberg hatte man mit der Berufung eines Kurfürstentages den Anfang der Friedensverhandlungen gemacht, doch die Beratungen waren erfolglos geblieben, weil zunächst keiner der geladenen fünf Kurfürsten persönlich erschienen war und ihre Abgesandten sich in keiner Weise über die schwebenden Fragen zu einigen vermochten.

Man stritt um Worte, bestand auf vermeintlichen Rechten, man kam jedoch zu keiner Entscheidung, wie der Frieden herbeizuführen und der Reichsfeind zu vertreiben sei, obgleich außer Schweden und Franzosen noch von türkischer Seite her dem Lande ernstliche Gefahr drohte.

Der Kaiser beschloß daher, die Fürsten und Stände nach Regensburg zu entbieten und in eigener Person den dortigen Reichstag zu eröffnen. Die Dringlichkeit der Verhältnisse, die eigene Not zwangen ihn dazu.

Ferdinand III. war niemals kriegerisch gesinnt gewesen. Ehrgeiz und Ruhmesdrang hatten ihn noch während der Regierung seines Vaters veranlaßt, den Oberbefehl des Heeres übernehmen zu wollen, und als ihm dies nach Wallensteins Tode endlich gelungen war, behielt er ihn nur kurze Zeit. Die Eroberung von Regensburg, den Sieg von Nördlingen schrieb man seinem Feldherrntalente zu, doch wissen Zeitgenossen zu berichten, daß er während der Kämpfe in seinem Zelte Messe hörte oder betete und die Heeresführung Gallas, Karl von Lothringen, Johann vom Werth und Eduard von Braganza überließ.

Später begleitete er das Heer nur noch in vereinzelten Fällen und ordnete die Unternehmungen der Truppen aus der Ferne an, was freilich nicht immer zum Vorteile der ersteren ausschlug.

Wohl hätte der Krieg ein rascheres und vielleicht für Deutschland rühmlicheres Ende genommen, wenn Ferdinand nur einen Teil der Begabung des großen Schwedenkönigs besessen, der seines Vaters mächtigster Gegner gewesen, doch unter den kriegführenden Fürsten war nicht ein einziger, dem mit dem kriegerischen Geiste zugleich der weitausschauende Blick des Herrschers zu eigen gewesen wäre, der die zukünftigen Ereignisse seinem Willen unterthan zu machen weiß und dessen ganzes Sein der großen Sache sich zu opfern vermag.

Ferdinand war bei aller Begabung und aller Pflichttreue nicht der Mann, ein weites, innerlich zerfleischtes Reich zu regieren, noch weniger, es wieder zu der einstigen Höhe zu erheben. Es fehlte ihm vor allem an frischer Thatkraft und an der Festigkeit des Charakters, auf dem einmal als gut und recht Erkannten mit unbeugsamem Willen zu bestehen.

Seine Entschlüsse, zuweilen von der besten Ab-

sicht eingegeben, waren sehr häufig unter den Überredungskünsten seiner Umgebung wandelbar, sein Wahlspruch „Allezeit fromm und gerecht“ wurde nicht immer mit gleicher Strenge aufrecht erhalten. Vielleicht glaubte er in wichtigen Entscheidungen sich der Verantwortung überhoben, wenn er dem Willen anderer nachgab, auf die die Schuld des verursachten Unheils dann fallen durfte. Es war dies ein Grundsatz, den er von seinen einstigen Erziehern angenommen hatte und der in vielen Fällen die ursprüngliche Rechtlichkeit seines Charakters beeinträchtigte. —

Der Kaiser stand im Jahre 1640 in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre. Schon im Jahre 1625 hatte er die böhmische Königskrone, 1627 die von Ungarn empfangen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, 1636, hatte sein Vater, trotz der Schwierigkeiten, welche ihm England und Frankreich bereiteten, seine Wahl zum römischen Könige durchgesetzt und ein Jahr später war ihm die dornenvollste seiner Kronen, die des Deutschen Reiches, zugefallen.

Es gehörte einiger Mut dazu, in so verhängnisvoller Zeit das Erbe Ferdinands II. anzutreten, der während seiner achtzehnjährigen Regierung niemals die Segnungen des Friedens gekannt hatte und nur die fast religiöse Überzeugung, daß er berufen sei, das Amt des Vermittlers zwischen den streitenden Parteien auszuüben, konnte Ferdinand III. seine Herrscherpflicht erleichtern. Diese Frömmigkeit, welche ihm über die drückendsten Stunden seines Lebens hinweghalf, war bei dem Kaiser frei von jeder Heuchelei, wie sie es in gleichem Maße bei seinem Vater gewesen. Beide Monarchen hielten sich für die Erwählten Gottes, der arg bedrängten katholischen Kirche Schutz und Schirm zu sein. Sie fühlten sich der Hort ihres Glaubens, den die neue Lehre zu erschüttern suchte und den unwandelbar zu behaupten, kein Mittel, kein Opfer gescheut werden dürfe.

Hatte doch Ferdinand II. einst, als er im Gebete vor dem Christusbilde lag, die Worte des Erlösers zu vernehmen geglaubt: „Ferdinand, Du hast begonnen, fahre fort, ich verlasse Dich nie“, und aus diesem Zuruf neuen Mut zum Widerstande gegen seine Feinde geschöpft.

Ferdinands III. mehr auf das Praktische gerichteter Sinn wäre vielleicht für dergleichen fromme Selbsttäuschungen weniger empfänglich gewesen, aber gefahrvoller noch, als diese, wurden ihm die zeitweiligen Einflüsterungen seiner jesuitischen Beichtväter, die auch er mitunter für göttliche Eingebungen hielt, weil sie dazu dienten, die Stürme seiner Seele zu beschwichtigen.

Neben diesen geistlichen Beratern war es sein einstiger Oberhofmeister und jetziger erster Minister, Graf Maximilian Trautmannstorff, der des Monarchen vollstes Vertrauen besaß und dessen Ratschlägen, dessen Ansichten er sich häufig anstandslos unterordnete.

Graf Trautmannstorff war bereits von Ferdinand II. zu wichtigen diplomatischen Aufträgen verwendet worden, deren er sich meist mit ebensoviel Geschick, als Erfolg entledigte. Die Liga mit Maximilian von Bayern, der Pirnaische Vertrag, das Zustandekommen des Prager Friedens war sein Werk und wohl geeignet, sein Ansehen bei seinen Gebietern zu heben, seinen Einfluß zu einem unbeschränkten zu machen.

Seine politischen Bestrebungen galten, gleich denen des Kaisers, der endlichen Herbeiführung des Friedens, und mit der spanischen Partei am Hofe lag er deshalb in geheimer Fehde, was ihn jedoch nicht hinderte, von Philipp IV. den Orden des goldenen Vließes und eine jährliche Pension von zweitausend Dukaten anzunehmen.

Der König von Spanien wünschte die Fortsetzung des Krieges, um Frankreich beschäftigt zu wissen, dessen Eroberungsgelüste seinem eigenen Lande Schaden drohten, der Kaiser von Deutschland strebte die Beendigung des Krieges an, — so arbeiteten die beiden Herrscher im stillen gegeneinander, um bei dem nächsten Anlasse sich dennoch wieder zu wechselseitigen Dienstleistungen bereit zu finden.

Gegenwärtig war es freilich Deutschland, das der Dienste dringender bedurfte, als Spanien, und die Unterredung, die Ferdinand mit seinem Minister wenige Tage vor seiner Abreise hatte, galt dem Zwecke, die Hilfe Spaniens ohne zu große Zugeständnisse von neuem zu erlangen.

„Und Ihr mögt sagen, was Ihr wollt,“ unterbrach der Kaiser ungeduldig die Worte des Ministers, „es bleibt mir keine andere Ausflucht, als meinen Schwager zu ersuchen, uns die fehlenden Gelder vorzustrecken. Unsere Kassen sind erschöpft; kommt der Friede nicht zu stande, ist keine Möglichkeit vorhanden, den Krieg weiterzuführen, weil wir kein Heer erhalten können.“

„Eure Kaiserliche Majestät beliebt die Dinge zu schwarz anzusehen,“ erwiderte Graf Trautmannstorff. „Noch ist es vielleicht zu umgehen, dieses Auskunftsmittel zu ergreifen. Der Reichstag tritt in kurzem zusammen, die Stände werden um der Dringlichkeit der Sache willen nicht säumen, die erforderlichen Gelder zu bewilligen.“

„Der Reichstag ist berufen,“ sprach der Kaiser, „aber es vergeht Tag um Tag und Woche um Woche, ohne daß uns die Gewißheit wird, daß die Kurfürsten dieses Mal dabei in Person erscheinen werden, und dies ist unerläßlich, um überhaupt eine Einigung zu erzielen. Die Eilboten, die gestern anlangten, berichten, daß noch nicht einmal die Abgesandten der geladenen Fürsten vollzählig beisammen sind. Sie geben vor, der Geldmangel, der sich allerorten fühlbar mache, sei schuld daran. Die Kurfürsten scheuten die Kosten der Reise; der eine hätte den Feind schon im Lande, der andere sei des Einfalls täglich gewärtig. Es ist nicht anzunehmen, daß mit solchen Gesinnungen uns die begehrten Hilfsgelder bewilligt werden.“

„Die Freigebigkeit Seiner Majestät von Spanien war stets eine große,“ bemerkte der Minister, „doch ist es fraglich, ob die Höhe der augenblicklich nötigen Summen nicht ein Hindernis auch hierfür bilden würde.“

Ferdinand blickte zweifelnd auf. „Sagt in Kürze, wieviel wir brauchen,“ gebot er.

Graf Trautmannstorff zog einige Papiere aus einer Mappe, die er in der Hand hielt und legte sie auf den Tisch vor seinen Gebieter.

„Ich habe zunächst einen Brief Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, mitzuteilen, der mir aus dem Lager von Saalfeld schreibt,“ berichtete er. „Das Heer, das dort dem Banerschen gegenüberliegt, leidet empfindlichen Mangel. Artillerie und Magazine sind in schlechtestem Zustande, desgleichen die Kleidung des gemeinen Mannes. Der Erzherzog fürchtet das Auseinandergehen der Truppen, wenn ihm nicht geholfen wird, und die Folgen hiervon seien unabsehbar, weil es den Schweden bereits gelungen ist, mit dem französischen Heere zusammenzustoßen.“

Der Kaiser nickte. „Ich weiß es wohl; die Mannschaften haben seit Monden keinen Sold erhalten. Mein Bruder schreibt es mir, die Unterstützung, die ich ihm zukommen ließ, erwiese sich als ungenügend.“

„Die Truppenwerbungen in den Ländern der Kurfürsten sollen von neuem aufgenommen werden,“ fuhr der Graf fort. „Es müßten hierzu allein dreihunderttausend Gulden festgesetzt werden.“

„Und weiter?“ fragte der Kaiser, als der Minister innehielt.

„Es bleiben dann noch die Forderungen für außergewöhnliche Ausgaben übrig, wie sie die jetzigen Zeiten mit sich bringen, mit dem vorigen zusammen nahezu eine Million.“

„So lasset es bei dem, was ich zuvor sagte,“ entgegnete der Kaiser kurz. „Nur mein Schwager vermag zu helfen, wie er es schon oft gethan.“

„Seine Majestät gab im Jahre 1637 fünfhunderttausend Gulden,“ sprach Graf Trautmannstorff mit Nachdruck,

„Ich weiß es nur zu gut,“ erwiderte Ferdinand. „Im nächstfolgenden Jahre sandte er zweihundertvierunddreißigtausend, und im vergangenen fünfhundertsechsundvierzigtausend. Was habt Ihr einzuwenden, daß es in diesem Jahre abermals geschehen soll?“

„Ich wage unterthänigst Eurer Kaiserlichen Majestät Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß ein zu großer Einfluß, der dem spanischen Reiche durch solche Dienste eingeräumt wird, verderbenbringend für das deutsche Land werden könnte,“ sagte der Minister offen.

„Es sei unsere Sorge, uns davor zu schützen; außerdem bin ich zu jeglichem Gegendienste bereit. Ich habe die Truppenwerbungen der Spanier in allen meinen Erbländern gestattet und zum Beistande in den Niederlanden ein Armeekorps entsandt, wiewohl wir alle Truppen zur Abwehr des Feindes brauchen würden.“

„Graf Castaneda scheint sich mit diesen Zugeständnissen nicht begnügen zu wollen, wie mir seine jüngsten Äußerungen verrieten.“

„Ihr seid dem Gesandten feind, daher Eure Besorgnis. Wann hätte ich jemals seinen Vorschlägen nachgegeben, wenn es sich nicht mit des Reiches Wohl vereinte?“

„Mein Kaiserlicher Herr ist zu scharfsichtig, die eigennützige Absicht nicht sofort zu erkennen,“ sagte Graf Trautmannstorff, „doch hat die große Nachgiebigkeit des Gesandten in Angelegenheiten des Geldes offenbar den geheimen Zweck, das Deutsche Reich in Abhängigkeit von Spaniens politischen Plänen zu erhalten.“

„Jetzt seid Ihr es, der zu schwarz sieht,“ entgegnete der Kaiser.

„Eure Majestät gestatteten mir huldvoll meine Meinung auszusprechen. Ich erachte es als meine Pflicht, es auch in dieser Stunde zu thun.“

„So gebt einen besseren Rat, wenn Ihr einen solchen wisset, dieser drückenden Geldnot abzuhelfen. Die Zeit drängt. Bis diese zähen und eigenwilligen Stände auf dem Reichstage mir ihre Hilfe gewährt haben, können unsere Armeen Hungers gestorben sein.“

Der Minister verneigte sich. „Eurer Kaiserlichen Majestät Wille ist erstes Gesetz,“ erwiderte er gelassen. „So darf ich nur noch um die Gnade nachsuchen, mit dem Grafen Castaneda in dieser Sache nicht persönlich verhandeln zu dürfen.“

„Nicht von nöten. Ich kenne einen anderen Anwalt, der sie besser führen wird.“

Auch Graf Trautmannstorff kannte ihn. Es war des Kaisers Gemahlin, Maria Anna, Schwester Philipps IV., die nur zu gerne bei den Entschließungen des Herrschers ihre Stimme zur Geltung brachte. Sie war das Haupt der spanischen Partei am österreichischen Hofe und vertrat auf das eifrigste die Interessen ihres Bruders, mit welchem sie eine lebhafte Zuneigung verband.

Auch sie wünschte in seinem Sinne gegen den Frieden zu wirken und es war dies der Grund der kaum noch verhehlten Feindschaft zwischen dem spanischen Gesandten, Grafen Castaneda, und Trautmannstorff, welche noch im Laufe des nämlichen Jahres einen Höhegrad erreichte, um die Abberufung des ersteren notwendig zu machen.

Im Einvernehmen mit der Kaiserin hatte Castaneda manches bei dem Kaiser erreicht, was Trautmannstorff nicht zu billigen vermochte und der Minister fürchtete weitere Zugeständnisse an die spanische Politik, wenn abermals von jener Seite Rettung in der gegenwärtigen Not nachgesucht werden sollte.

„Was habt Ihr noch zu melden?“ fragte der Kaiser nach einer Pause.

„Prinz Eduard von Braganza ist gestern eingetroffen und ersucht um eine Audienz,“ sprach der Minister.

Ferdinands verdüstertes Antlitz begann sich etwas zu erhellen. „Ah, Dom Duarte,“ rief er aus, „mein Zeltgenosse von Nördlingen her. Ich hoffe, daß er mir der Überbringer guter Botschaft ist. Was führt ihn her?“

„Er hat kein besonderes Anliegen geäußert; vielleicht will er Bericht über die Belagerung von Chemnitz erstatten.“

„Die er mit Sieg und Ehren durchgeführt. Er

möge kommen, sobald er kann; ich freue mich des Wiedersehens mit ihm. Doch sagt mir eins noch, ehe Ihr zu ihm geht. Mir kam ein Schriftstück von ihm unlängst zur Hand, in welchem er sich nicht mehr, wie bisher, Prinz von Braganza, sondern von Portugal nannte. Graf Castaneda verlangte Aufklärung von mir darüber."

Trautmannstorff zuckte die Achseln. „Es ist mir unerfindlich, weshalb der Gesandte daran Anteil nimmt," erwiderte er frostig. „Es kann ihm von geringem Werte sein, wie Dom Duarte, Eurer Kaiserlichen Majestät General, sich nennt."

„Das ist es nicht. Dom Duarte, behauptet er, hat kein Recht, sich den Namen eines Landes beizulegen, welches nicht ihm, sondern dem Könige von Spanien gehört."

„Als freies Reich mit angestammten und verbrieften Rechten, die Spaniens Krone niemals eingehalten. Vielleicht kommt es den Portugiesen in den Sinn, von ihrem mit Unlust getragenem Joche sich freizumachen."

„Und wer sollte dann der Herr ihres Landes werden?" warf Ferdinand ein.

„Dom Duartes ältester Bruder Joao ist der nächste Thronprätendent; das Haus Braganza hat seine Ansprüche niemals aufgegeben."

„Es wäre eine Thorheit, sie in diesem Augenblicke weiter zu verfolgen," sprach der Kaiser gedankenvoll. „Dennoch scheint man in Spanien argwöhnisch zu sein."

Graf Trautmannstorff schwieg. Seine ungewöhnlich häßlichen, aber sehr ausdrucksvollen Züge verrieten seine Gedanken nicht. Auch ihm war eine Kunde über die beginnende Gärung in Portugal zugekommen; aus Haß gegen den spanischen Gesandten zog er es vor, darüber Stillschweigen zu bewahren.

Der Kaiser setzte das Gespräch nicht fort; etwas zurückhaltender, als sonst, erteilte er dem Minister seine Entlassung, was dieser kaum zu bemerken schien. Er wußte, daß er seinem Gebieter unentbehrlich war, ob ihre Meinungen auch, wie heute, zuweilen auseinandergingen. Die letzte Entscheidung blieb ihm dennoch immer vorbehalten, wie stark der Einfluß auch sein mochte, der von der spanischen Hofpartei aus ihm zu schaden suchte.

Auf der großen Treppe, die in die unteren Räume führte, kam ihm, begleitet von zwei reichgekleideten Pagen, ein blonder hochgewachsener Mann entgegen.

„Ihr noch hier, Graf," rief der Ankömmling, ihn freundlich begrüßend. „Welche Botschaft bringt Ihr mir von Seiner Majestät? Ist er geneigt, mich heute noch zu empfangen?"

„Seine Kaiserliche Majestät ist erfreut, Eure Hoheit wiederzusehen und erwartet Euch zur Stunde," antwortete Graf Trautmannstorff, sich ehrerbietig verneigend.

„So will ich hoffen, mein Anliegen schnell erledigen zu können, um sobald als möglich zu meinem Regimente zurückzukehren."

„Belieben Eure Hoheit nicht wenigstens einige Tage hier zu verweilen?" fragte der Minister. „Der Eifer für die Sache unseres Kaiserlichen Herrn reißt Euch, mein Prinz, zu immer neuen Thaten fort; man wird dereinst unter den Helden dieses Krieges den Namen ‚Dom Duarte' stets mit Auszeichnung nennen."

Prinz Eduard von Braganza, oder, wie er sich gewöhnlich nannte, Dom Duarte, bewegte leise abwehrend das Haupt. „Wäre es mir gegeben, der guten Sache, der ich diene, nur ein wenig zu nützen, ich fühlte mich belohnt," erwiderte er, „doch leider bleibt zu oft nur das Gelingen unserer Thaten hinter dem Wollen zurück. Auch jetzt giebt es für den Erzherzog und mich nichts zu thun, als Baner ein weiteres Vorrücken zu wehren, weil wir nicht gerüstet sind, ihm eine Schlacht zu bieten. Doch dies sind Dinge, die ich mit dem Kaiser erörtern will. Gehabt Euch wohl, Graf, ich sehe Euch noch, bevor ich abreise."

„Ich wäre hocherfreut, wenn Eure Hoheit mir die Gnade erweisen wollte, morgen abend ein kleines Fest mit Dero Gegenwart zu ehren, das ich in meinem Hause zu geben vorhabe."

„Wie, gebt Ihr Feste noch in so bedrängter Zeit?" scherzte der Prinz. „Dann muß es mit Euren Finanzen nicht gar so schlecht bestellt sein, als mit unseren."

Auch der Minister lächelte. „Ein harmlos Zusammenkommen mit Freunden und Anverwandten," entgegnete er. „Die Jugend will nicht gern um dieses langen Krieges willen ihre besten Jahre vertrauern. Drum lassen wir sie mitunter in meinem Garten einen Tanz machen, während wir Männer droben in ernsten Gesprächen uns ergehen."

„So ist es recht und jedem zu seinem Genügen verholfen," sagte Dom Duarte. „Es wäre unbillig von mir, wollte ich solcher Aufforderung nicht folgen. Dank Euch, Graf Trautmannstorff, ich bin der ersten einer unter Euren Gästen, verlasset Euch darauf."

Er lüftete den breitrandigen Federhut und eilte die letzten Stufen der Treppe hinan, sich bei dem Kaiser melden zu lassen.

Dom Duarte, Prinz von Braganza, war im Jahre 1634 in das kaiserliche Heer getreten. Ihn hatte nicht Habgier, noch Ehrsucht getrieben, an diesem Kriege teilzunehmen, er strebte nicht, wie Bernhard von Weimar, danach, sich aus eroberten Ländern ein eigenes Fürstentum zu gründen, noch, wie die übrigen Heerführer, mit geraubtem Golde sich die Taschen zu füllen. Es war auch kein persönlicher Haß gegen einen der Reichsfeinde, der ihn bestimmte, die Waffen zu ergreifen, — es war der ungestüme Drang eines für alles Gute, alles Hohe glühenden Herzens, der ihn aus seiner Heimat hinwegführte, in die Kämpfe sich zu stürzen, in denen es sich, wie er meinte, um das heiligste, das höchste Gut der Menschheit, die Religion, handelte.

Wie man in verflossenen Jahrhunderten hinauszog, die Anhänger des Islam zu bekämpfen, die man „Ungläubige" nannte, so glaubte auch Duarte ein verdienstlich Werk zu thun, die Bekenner einer neuen Lehre unterdrücken zu helfen, welche seine eigene

Kirche als Irrtum und Ketzerei verdammte. Einem ähnlich schwärmerischen Impulse war einst einer seiner Vorfahren, Sebastian, gefolgt, um zum Unheil seines Landes ihm zum Opfer zu fallen. Feuriger Glaubenseifer, Thatenlust und schrankenlose Hingabe an die erwählte Sache hatten auch damals sich vereint, ein reiches, hoffnungsvolles Leben in die Bahn des Verderbens zu stoßen.

Duarte hatte bald erkannt, daß der in Deutschland geführte Krieg nicht der Religion galt, die den äußeren Anlaß dazu geliefert, daß vielmehr die eigensüchtigsten Interessen, die kleinlichsten Beweggründe dazu dienten, ihm jene Ausdehnung zu geben, die fast alle Staaten Europas in Mitleidenschaft zog. Achtungsvolle Freundschaft für den Kaiser, Wohlwollen für die ihm untergeordneten Truppen, für die er unermüdlich sorgte, Familienverhältnisse, die es ihm wünschenswert machten, augenblicklich nicht in seinem Vaterlande zu sein, hielten ihn in der Fremde fest und bewogen ihn, die übernommenen Pflichten weiter zu erfüllen.

Ferdinand II. war ihm stets wohlgesinnt gewesen, schon weil Dom Duarte nie etwas für sich erbat, sondern ihm in uneigennützigster Weise, ohne jegliche Entschädigung diente. Sein Empfang war daher auch heute ein ungewöhnlich gnädiger.

Der Kaiser hatte sich bei seinem Eintritte von seinem Sessel erhoben und war ihm einige Schritte entgegengegangen. „Kommt Ihr, Euch meinen Dank für die Eroberung von Chemnitz zu holen, die Ihr so glänzend durchgeführt?“ redete er ihn an. „Ihr thatet recht, hierherzukommen, der Anblick eines Freundesangesichtes, wie das Eure, ist Labsal in so ernster Zeit.“

Duarte hatte sich tief über die dargereichte Hand geneigt. „Nicht einen Dank zu holen, einen solchen auszusprechen kam ich her,“ erwiderte er. „Auf meinem Wege nach Wien erreichte mich die Ordre Eurer Majestät, die mich zum General ernannte.“

„Kann ich die Truppen einem bessern Generale vertrauen, als Euch?“ lächelte der Kaiser. „Noch immer habt Ihr sie mit Ehren und Erfolg geführt und die Soldaten heißen Euch, wie mir mein Bruder meldete, ihren ‚Helfer in allen Nöten‘.“

Ein Leuchten überflog des Prinzen männlich schönes Angesicht. „Es ist ein Name, den ich gern annehme, wiewohl ihn mein Verdienst mir nicht verschaffte,“ sprach er. „Der Soldat, der treulich seine Pflicht gethan, hat auch ein Anrecht auf des Führers Sorge.“

„Ihr sprechet wahr, und gut wäre es, wenn außer Euch noch viele so dächten, aber die Mehrzahl meiner Generale und Obersten sorgt allein für sich und überläßt es dem gemeinen Manne, wie er sich verpflegt und unterkommt. Dazu bestürmt man mich mit unaufhörlichen Klagen um den rückständigen Sold, den ich aus den leeren Kriegskassen nicht schöpfen kann. Gesteht es, Prinz, auch Ihr kamet mit dem gleichen Anliegen her, Ihr werdet mir sofort mitteilen, daß auch Euren Regimentern die Löhnung seit langem fehlte.“

„Ich bin zu meinem Schmerze gezwungen, Eurer Majestät Sorgen in dieser Hinsicht zu vermehren,“ antwortete Duarte, „ja, es verhält sich so. Die Löhnung ist seit mehreren Monden ausgeblieben und die Soldaten verlangen dringend danach.“

„Ich durfte es erwarten,“ sagte Ferdinand. „Geld, immer Geld ist die Losung aller, die zu mir kommen. Soeben war der Trautmannstorff bei mir und wies mir nach, welche Summen notwendig sind, um die Truppen zu befriedigen und den Krieg fortzusetzen. Wir konnten uns nicht über die Mittel einigen, sie herbeizuschaffen. Und während er mir eine seiner großen Ziffern nach der anderen zeigte, mußte ich mich erinnern, daß ich nicht einmal soviel besitze, um meinen Hofhalt zu bestreiten.“

Dom Duarte dachte einige Sekunden nach. „Mich hatte der Graf bereits darauf vorbereitet, daß ich nicht sogleich auf die Erfüllung meiner Bitte für meine Soldaten zählen dürfe, doch wollen Eure Kaiserliche Majestät sich deshalb der Gedanken entschlagen. Ich habe unlängst eine Anweisung meines Bruders auf unsere Bankhäuser in Hamburg und Venedig erhalten und beide sind groß genug, um es mir zu ermöglichen, die mir unterstellten Regimenter auf einige Monate zu befriedigen.“

„Das wolltet Ihr, Prinz?“ rief der Kaiser überrascht. „Aber werdet Ihr das Geld nicht selbst brauchen?“

„Nicht so dringend, um Eurer Majestät diesen kleinen Dienst nicht anbieten zu können,“ erwiderte Dom Duarte. „Das Haus Braganza ist mit Glücksgütern reich genug bedacht, diese Gelder entbehren zu mögen.“

„Neidenswertes Haus,“ sagte Ferdinand mit melancholischem Ausdrucke. „Es ist jedoch kein kleiner Dienst, wie Ihr ihn bezeichnet, den Ihr mir leistet, und ich behalte mir es vor, ihn gebührend zu entgelten.“

„Die Gnade und Güte Eurer Majestät ist mir Lohnes genug,“ sprach der Prinz. „Möchte ich nie das Unglück haben, die eine oder die andere zu verscherzen!“

„O, das wird nie geschehen,“ entgegnete der Kaiser warm. „Ihr wisset es, wie wert Ihr mir geworden, und daß ich Euer Freund bin. — Doch nun berichtet mir, wie es im Felde Euch ergangen und welches Eure weiteren Pläne sind.“

Dom Duarte stattete seine Meldungen ab und entwarf eine ausführliche Schilderung der letzten Kriegsthaten. Das Gespräch wurde in italienischer Sprache geführt, deren sich der Kaiser mit Vorliebe bediente. Beide Fürsten gehörten zu den Unterrichtetsten ihrer Zeit. Wie der Kaiser, so beherrschte auch der Prinz von Braganza mit Leichtigkeit sechs Sprachen und beide brachten jedem Zweige der Wissenschaft das regste Interesse entgegen. Es war dies ein Grund mehr, ihre Sympathie für einander zu erhöhen, auch wenn Ferdinand sich nicht für viele opferwillig dargebrachte Dienste Dom Duarte verpflichtet gefühlt hätte.

„Es wird, so fürchte ich, während dieses Sommers zu keiner entscheidenden Schlacht mehr kommen,“ schloß der Prinz seinen Bericht. „Der

Erzherzog liegt mit seinen Truppen noch bei Saalfeld, Baner gegenüber, ist aber nicht stark genug, ihn anzugreifen. Baner soll versuchen, das Lager auszuhungern, findet jedoch für seine Leute ebenfalls nicht genügenden Unterhalt und wird genötigt sein, die Werra entlang zu ziehen."

„Ah, in das Land unserer erbitterten Feindin, der Hessin," fiel der Kaiser lebhaft ein. „Nun, mir soll es recht sein, wenn sie erfährt, wie die Kriegsnot thut."

„Die Landgräfin hat bereits einen reitenden Boten an den Grafen Piccolomini abgesandt, dieser Gefahr vorzubeugen, indem sie sich zum Frieden geneigt erklärt," versetzte Duarte.

„Das ist nur List und Weibertrug, um unsere Armeen zu hindern, in ihr Land einzufallen," bemerkte Ferdinand. „Ich kenne Amalia Elisabeth. Nein, Piccolomini rückt weiter und wird sich mit meinem Bruder Leopold Wilhelm so schnell als möglich vereinigen. Kommt es zum Kampfe, möge es in den Landen der Hessin sein."

„Ich bin der Meinung Eurer Majestät und werde mit meinen Regimentern in Kürze wieder zu der Hauptarmee stoßen," erklärte Duarte. „Mein Aufenthalt in Wien darf nur wenige Tage dauern."

„Und in diesen Tagen seid Ihr, so häufig es angeht, in der Hofburg Gast," sprach Ferdinand, seinen Arm in den des Prinzen legend. „Jetzt kommt mit mir; ich will Euch meine neue Fasanerie zeigen, um über freundlicheren Dingen den leidigen Krieg ein wenig zu vergessen."

Einige Minuten später sah man die beiden hohen Gestalten in den Gängen des Gartens lustwandeln. Die Wolken von der Stirn des Monarchen waren geschwunden, während er heiter mit seinem Gaste plauderte, der so lebendig zu erzählen, so bereitwillig auf die Pläne einzugehen wußte, die er ihm entwickelte.

Duarte war fast in gleichem Alter mit dem Kaiser, und wenn man beide, wie jetzt, nebeneinander sah, hätte man ihn für den Deutschen, Ferdinand für den Südländer gehalten. Der portugiesische Prinz war weiß und rosig, von blondem Haar und blauen Augen, Ferdinand III. glich mit seinen scharfgeschnittenen Zügen, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seinen lebhaften Augen unter hochgeschwungenen Brauen seinen spanischen Vorfahren. Manche Äußerlichkeiten seines Wesens erinnerten an seinen Ohm Maximilian von Bayern, dessen Energie und geistige Bedeutung ihm jedoch nicht verliehen war.

Dom Duartes Feuergeist versuchte zuweilen in andere Bahnen ihn mit sich zu drängen, als die von seinen Beratern vorgezeichneten es waren, und fast schien es, als sollte er mit diesem Bestreben Erfolg haben. Sein Einfluß bei dem Monarchen war im Wachsen, und er war Ferdinand in unwandelbarer Treue ergeben, — von keiner Seite schien ein Schatten denkbar, dieses Einvernehmen zu trüben.

Drittes Kapitel.

Der Prinz von Braganza kehrte erst nach mehrstündigem Verweilen im Schlosse in seine Wohnung zurück, wo ihn seine Diener und sein Sekretär Joao Paolo Seraphim erwarteten.

„War Leonhard schon hier?" fragte er, während er sein höfisches Kleid gegen ein leichteres Gewand umtauschen ließ.

„Der Herr Hauptmann war bereits hier und kommt wohl sogleich wieder," berichtete der Kammerdiener. „Wenn ich mich nicht täusche, höre ich ihn im Vorsaal."

„Rufe ihn herein, Gonçalvo," gebot Dom Duarte, „ich möchte mit ihm sprechen."

Joao Gonçalvo enteilte, um gleich darauf mit dem Erwarteten zurückzukehren.

Leonhard Koscielski diente in dem Regimente „Schwarze Bande", welches Dom Duarte im Jahre 1639 nach dem Tode des bisherigen Führers, Balthasar Marradas, erhalten, und war in verhältnismäßig kurzer Zeit dem Prinzen besonders lieb und wert geworden.

„Da bist Du endlich," rief er ihm auch heute erfreut zu. „Ich ließ Dich lange harren, doch war es nicht meine Schuld. Der Kaiser hatte mir soviel zu sagen und endlich mußte ich auch noch der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeigen, wiewohl ich dies mit Widerstreben that."

„Mit Widerstreben, Fürstliche Gnaden?" fragte der junge Hauptmann erstaunt. „Und dennoch gilt die Kaiserin Maria Anna für eine ebenso schöne, als huldvolle Dame."

„Mag sein," erwiderte Duarte. „Ich sehe in ihr eben nur die Schwester des Königs von Spanien und ich fühle es deutlich, daß ich ihrer vielgerühmten Huld mich nie erfreuen werde."

„O, das ist Täuschung, mein gnädiger Herr," versicherte Leonhard. „Wer sollte Eurer Hoheit nicht geneigt sein?"

„Glaubst Du, daß ich keine Feinde habe?" entgegnete Duarte scherzend.

„Ja, das glaube ich," sagte Leonhard voll Überzeugung.

Des Prinzen Antlitz verschattete sich. „Schmeichler Du, dem ich dennoch gerne Glauben schenken möchte," erwiderte er. „Wer aber hat nicht Gegner, ob mit, ob ohne eigene Schuld? Und gingest Du nach Madrid, hättest Du am Hofe Philipps sie mit leichter Mühe zu finden, ja, der König selbst möchte nicht ungern mich und mein ganzes Haus vertilgt sehen."

„Weil der König fürchtet, es werde dem erlauchten Hause von Braganza gelingen, ihm das Reich zu entreißen, das seine Voreltern unrechtmäßig sich aneigneten."

Dom Duarte blickte gedankenvoll vor sich hin. „Es ist nicht leicht, für ein so kleines Land, wie Portugal, den Kampf mit dem mächtigeren Nachbarn aufzunehmen," sprach er, wie zu sich selbst.

„Und doch hoffe ich es noch zu erleben, Eure Hoheit auf dem Throne Eurer Ahnen zu sehen," rief Leonhard.

„Mich?" wiederholte Duarte. „Mein Bruder Joao hat die näheren Ansprüche, auch besitzt er schon zwei Söhne, die ihm folgen würden, gelangte je die Krone wieder an ihn. Aber wird dies jemals geschehen? Als ich vor nunmehr zwei Jahren Urlaub nach Lissabon nahm, wußte man dort von solchen Plänen nichts, auch hätte ich meinem Bruder abgeraten, sich voreilig in ein derartig Unternehmen zu stürzen, ehe er des Erfolges gewiß sein könnte."

„Eure Hoheit hätten Dero erlauchtem Bruder mit Eurer Tapferkeit, Eurer Kriegserfahrung vielmehr beistehen sollen," sagte der junge Offizier feurig.

„Nein, Leonhard. Mein Bruder hat andere Berater, als mich, zumeist seine Gemahlin, die Herzogin Luiza, die mir gleichfalls nicht gewogen ist und dazu beitrug, daß ich mein Vaterland verließ."

Die letzten Worte waren in einer gewissen Erregung gesprochen; Leonhard wagte nicht weiter zu fragen; er hatte aus einigen Äußerungen seines Generals schon früher entnommen, daß Duarte in seiner Schwägerin keine Freundin besitze, doch war ihm der Grund ihres Übelwollens unbekannt.

„Lasse uns von anderem reden," fuhr der Prinz fort. „Erzähle mir, wie Du die Deinen fandest und ob sich für die schöne Schwester, deren Du in soviel Liebe gedenkst, noch kein Freier eingestellt hat."

„Ich danke Eurer Hoheit die gnädige Nachfrage," antwortete Leonhard. „Die Eltern beide fand ich wohlauf und für die Marcella kam der Freier gleichzeitig mit uns nach Wien, obschon es fraglich ist, daß er als solcher den Meinen recht ist."

„So, so? Wer ist es denn, der der schönen Marcella Herz gewonnen?"

„Es ist der Waffenschmied Achaz Schommer, der in dem Gefolge Eurer Fürstlichen Gnaden die letzte Strecke zurücklegte."

„Ah, der," sprach Dom Duarte. „Ein hübscher Bursch und wackerer Gesell, in allem wohl geschickt, was er für uns ausführte. Da hat die Schwester eine gute Wahl getroffen, zu der man ihr Glück wünschen darf."

„Noch ist es nicht bis zum Glückwünschen gelangt," entgegnete Leonhard Koscielski, „denn meine Eltern gaben ihre Zustimmung bisher nicht."

„Ist ihnen der Bewerber zu geringe? Wollen sie mit ihrer Tochter höher hinaus?"

„Vielleicht, Hoheit. Oftmals vermißt der Eltern Stolz sich, besseres zu begehren, als das Geschick es zu fügen scheint."

„Doch die Jungfrau selbst?" forschte der Prinz. „Und Du?"

„Der Achaz ist als Nachbarssohn mit mir und der Marcella aufgewachsen und uns beiden wie ein Bruder von je gewesen. Mir wäre er als Schwager recht und lieb; ich wüßte in so ungewisser Zeit meine Schwester in treuen Händen und werde auch die Eltern zu vermögen suchen, als Sohn ihn aufzunehmen. Ob aber meine Schwester die Festigkeit haben wird, für ihn auszuharren, wenn der Eltern Widerstand ein ernstlicher werden sollte, weiß ich nicht."

„Trägt sie ihr Köpflein auch so hoch, weil alle Leute ihre Schönheit preisen?" fragte lächelnd Dom Duarte. „Es ist Mädchenart und nimmt ein Ende, wenn der Rechte gekommen ist."

„Dann wollte ich, daß Achaz der Rechte wäre," meinte Leonhard. „Ich liebe meine Schwester; darum bange ich auch zuweilen für sie. Ihr Herz ist gut, ihr Sinn leicht, so werden ihr die Stürme im Leben nicht erspart bleiben."

„Sie hat die Eltern ja noch, die mit Sorgsamkeit sie überwachen werden."

Leonhard erwiderte nichts.

Duarte blickte den jüngeren Freund prüfend an.

„Und von Dir selbst und Deiner Liebeshoffnung sagst Du nichts?" begann er nach einem kurzen Stillschweigen von neuem. „Sahest Du Andrea schon und darfst Du für Deinen Anteil besserer Zuversicht sein, als Dein Jugendgesell?"

Die Augen Leonhards strahlten auf. „Ich sah sie bereits an der Thür ihres Gartens," antwortete er, „und wir sind in den Monden der Trennung uns vielleicht noch teurer geworden."

„Giebt es auch hier starre Elternherzen zu überwinden, die sich dem Glücke ihrer Kinder entgegenstellen?" fragte der Prinz. „Wie ich mich erinnere, deutetest Du es einmal an."

„Der Vater Andreas ist von altadeligem Geschlecht. Es ist begreiflich, daß er einen Eidam gleicher Abkunft vorzöge, statt des bürgerlichen Kupferstechers Sohn."

„Du sagtest mir, daß Deine Vorfahren ritterbürtig waren."

„So weiß ich aus des Vaters Reden, aber die Belege fehlen mir dafür."

„Und meinst Du, Deinem Glücke näher zu sein, wenn Du ein Wappen führen dürftest?"

„Fast möchte ich es glauben, gnädiger Herr. Ein Name und ein Titel gelten viel in dieser Welt, sonderlich, wenn es eine Werbung betrifft."

„Ein Name und ein Titel, Leonhard?" entgegnete Duarte. „Nicht Manneswert und Mannestugend, nicht die Bürgschaft reiner Liebe?"

„Es sollten wohl die letzteren die ersten überwiegen," sagte Leonhard, „doch strebt nicht jeder einzige danach, sein Los, wie das seiner Kinder, zu verbessern, sei es an Rang oder äußeren Gütern? Und ist der Abstand ein besonders großer, der zwischen dem Bewerber und der Erwählten herrscht, so wird es immer Überwindung kosten, bis er sein Ziel erreicht."

„Du magst recht haben, wenn ich die Vorurteile auch nie in so hohem Maße begriffen, die einen Stand von dem anderen trennen."

„Eure Fürstliche Gnaden steht eben auf einer Höhe, die alles andere Euch zu Füßen klein erscheinen läßt. Ein Sproß aus königlichem Stamme achtet es nicht, wie die Wiesenhalme in der Tiefe ihre Häupter emporrecken, eines das andere zu überragen."

Dom Duarte lächelte. „Vielleicht ward mir die Erfahrung nur erspart, daß es im Eichenwalde nicht anders bestellt sei, wie auf den Wiesen, weil ich, fern von der Welt, auf meines Vaters Schlosse lebend, keinen Anlaß hatte, meine Augen zu hoch zu erheben.

Ich richtete sie auf das, was mein nicht werden konnte, aus anderem Grunde, als der von Dir angeführte ist."

Er blickte in Gedanken verloren in die Ferne. Leonhard betrachtete ihn voll Teilnahme. Duarte war über seine persönlichen Verhältnisse nicht zur Mitteilung geneigt, so wenig, wie er über den eigentlichen Grund sprach, der ihn veranlaßt hatte, sein Vaterland für lange, ungewisse Jahre aufzugeben.

„Haben Eure Hoheit noch Befehle für mich?" fragte er endlich.

„Für heute nicht mehr," sprach der Prinz. „Du magst morgen früh zur gewohnten Stunde Dich melden und am Abend mich zu Trautmannstorff begleiten, der mich zu seinem Feste eingeladen hat. Zuvor will ich noch unseren Waffenschmied aufsuchen, mir seine Arbeiten anzusehen. Wird Deine Andrea bei dem Minister sein?"

„Ich glaube es wohl, Hoheit. Ihr Vater steht als kaiserlicher Rat mit dem Minister in häufiger Beziehung, ist auch bei vielen Gelegenheiten Gast an seiner Tafel."

„Wie wäre es da, wenn ich bei dem Grafen zum Verräter an Euch würde?" sagte Dom Duarte heiter. „Der Kaiser versprach mir heute einen Gegendienst für verschiedene Hilfe, die ich ihm leistete. Ich lasse ihn durch Trautmannstorff erinnern, Dein vergeblich gesuchtes Wappenschild an das Tageslicht zu fördern und Du bist dann dem Liebchen gleich an Rang und Stand."

„O, mein gnädigster Herr, verstehe ich Euch recht," rief Leonhard zweifelnd aus.

„Ich hätte nicht übel Lust dazu," erwiderte der Prinz. „Ist es so leicht, zwei junge Menschenherzen glücklich zu machen, soll man es niemals unterlassen. Das Glück ist ein gar seltener Gast auf Erden und wird nicht heimisch in der Welt."

„O, die Welt ist herrlich, die Welt ist schön," sprach, unterdrückten Jubels voll, der junge Hauptmann.

„Weil sie Dir zur Stunde ein lachend Antlitz zeigt, Du mein Sturmvogel, der auf den Schwingen seiner Liebe geradeswegs in den Himmel zu fliegen meint. Nimm Dich in acht, gar manchem ward bei solchem Aufschwingen der Flügel gebrochen, daß er ihn nicht weiter regen konnte."

Leonhard küßte des Prinzen Hand. „Nein, nein, ich baue auf meinen guten Stern, auf Eurer Hoheit Gnade, auf Andreas Liebe."

„So lasse uns hoffen, daß keiner dieser drei Bürgen je Dir mangele und nun gehe heim zu den Deinen, die sicherlich mit den kurzen Stunden geizen, die Du ihnen nur schenken kannst."

Leonhard Koscielski hatte das Gemach verlassen. Der Prinz nahm die während seiner Abwesenheit eingegangenen Briefe und Berichte zur Hand, sie sorgsam durchzugehen. Aber seine Gedanken waren heute nicht dabei, sie flatterten hinweg über Berge, Thäler und Meere in weite Fernen, bis sie vor einem Schlosse Halt machten, das in der Einsamkeit seiner blühenden Gärten in träumerischer Ruhe lag. Das war Villa Vigosa, der längstverstorbenen Eltern Haus, in welchem er seiner Kindheit, seiner ersten Jugend sorglos fröhliche Tage verlebt.

Er sah sich, ein lachendes Kind, mit den Brüdern durch die weiten Baumgänge eilen, er sah die hoheitsvolle Gestalt der Mutter vor sich, den ernsten Vater mit dem Schmerzenszug um den gütigen Mund, der selbst seiner Kinder Zärtlichkeit nicht wich. Dom Theodosio konnte es nicht vergessen, daß sein Bestreben mißlungen, den Thron seiner Väter wiederzugewinnen, und er trug die Enttäuschung als ewig brennende Wunde im tiefsten Herzen bis an seinen Tod.

Was fragten jene spielenden Knaben nach solchen Schmerzen? Was war ihnen die versagte Krone, deren Bedeutung ihr Kindersinn nicht kannte? Der Himmel über ihnen strahlte wolkenlos herab, die Sonne warf ihren goldenen Schein auf Feld und Fluren, die Blumen dufteten und blühten. Vorüber, vorüber! Die Jahre eilen dahin, die Kindheit ist entschwunden, Dom Theodosio ruht in seiner Marmorgruft von den Bitternissen des Lebens aus, die drei Knaben sind zu Jünglingen herangewachsen, Dom Joao, der älteste, ist still und ernst, langsam erwägend, zaghaft in Entschlüssen; er läßt sich willig von dem hochbegabten jüngeren Duarte leiten, den er bewundert, wie ihn alle bewundern, mit denen er in Berührung kommt.

Duarte ist der schönste auch der Brüder; die Dichter feiern ihn in enthusiastischen Gesängen, sie nennen ihn „die Lust der Augen", die Krone der Jugend, Manoel da Veiga Tagarro widmet ihm sein Hauptwerk „Laura de Anfriso". Duarte pflegt, wie das Waffenspiel, mit Vorliebe die schönen Künste; er steht mit den bedeutendsten Männern Portugals in regem Verkehre und in stillen Stunden wirft er selbst manchen poetischen Gedanken auf das Papier, der von mehr als gewöhnlichem Talente zeugt. *)

Der sinnende Mann in dem Gemache des Wiener Hauses streicht sich mit der Hand über die hohe Stirn, als wolle er die Bilder voller Lust und Wehe zurückdrängen, die vor ihm aufsteigen.

Es ist wieder Frühling, die Rosen blühen in verschwenderischer Fülle, die Luft ist schwer von ihrem Dufte, der sich so schmeichelnd an die Sinne legt, dem kosenden Hauche gleich, der von den Lippen der Geliebten kommt.

Duarte wandert durch die blütenprangenden Hecken dahin, an seiner Seite geht ein stolzes, schönes Weib, Doña Luiza, die Tochter des Herzogs von Medina-Sidonia. Er bricht, dem Winke ihrer Hand gehorchend, ihr die Rosen und reicht sie ihr dar, aber während er mit ihr Rede und Antwort wechselt, fliegen seine Blicke zu der lieblichen Begleiterin der Fürstentochter, und die braunen, schwermütigen Augen, die die seinen finden, senken sich erschrocken, wie auf einem Unrecht betroffen.

Und bald suchen des Jünglings Blicke neben der gebietenden Erscheinung der Prinzessin nur noch jenes süße, blasse Gesicht und bald finden auch die Lippen einen Ausdruck für das, was die Augen längst verraten. Sie sehen sich täglich, jetzt in dem Palaste des Herzogs von Medina-Sidonia, dann bei

*) Unter dem Namen seines Sekretärs, Joao Battista di Leon, erschien in Mailand eine Ausgabe seiner Gedichte.

den Lustbarkeiten in den Häusern der anderen Großen zu Lissabon.

Der Herzog wünscht die Verbindung seiner Tochter mit einem der Prinzen von Braganza, und Doña Luizas Herz hat, trotz des Abratens ihres Vaters, den jüngeren erwählt. Duarte weiß die Vorzüge einer so glänzenden Heirat zu würdigen, aber er zögert, das bindende Wort auszusprechen, denn seine Gedanken weilen bei Maria de Lara, dem Hoffräulein der Prinzessin.

Er sucht häufiger, als je, die Gesellschaft Luizas und sie nimmt seine Huldigungen mit innerer Glückseligkeit hin. Ihrem Stolze liegt der Argwohn fern, es könnte ein anderer Grund, als seine Anbetung ihrer eigenen Person, Duarte so oft in ihre Nähe führen.

Es ist ein schwüler Abend im Mai, Doña Luiza hat ihren Vater auf einem Ausritte begleitet, zum ersten Male trifft Duarte Maria allein, als er in des Herzogs Garten die Rückkehr desselben erwartet. Das heißersehnte Glück, sie ohne Zeugen sich nahe zu wissen, läßt ihn jede Vorsicht vergessen. Er liegt zu ihren Füßen, wirre Geständnisse stammelnd, und sie lauscht mit verklärten Augen den berauschenden Worten.

Sie hören nicht, daß durch den Baumgang ihnen zur Seite Schritte sich nahen, des Jünglings Arm umschlingt die zarte Gestalt der Geliebten und wonnebebend, weltverloren sinkt sie an seine Brust.

Da rauscht es neben ihnen wie von seidenen Gewändern, ein Ausruf des Unwillens, des Zornes läßt sie auseinanderschrecken; vor ihnen steht, bleichen Angesichtes, funkelnden Auges die Prinzessin.

„Maria de Lara," spricht eine Stimme, die jeden Klang eingebüßt zu haben scheint, „ich hätte von Euch nicht vermutet, was ich zur Stunde sehen mußte. Gehet augenblicks auf Euer Zimmer, das Ihr nicht früher verlassen werdet, als bis ich es Euch gestatte. — Prinz," wendet sie sich an Dom Duarte, „Ihr begehrtet meinen Vater zu sprechen. Wollet Euch zu ihm begeben, wenn dies noch Euer Vorsatz ist."

Sie schritt hinweg, ohne das betroffene Paar noch eines Blickes zu würdigen, Duarte wagte Maria nicht zu folgen, noch an Doña Luiza ein Wort zu richten; ihm sagte eine innere Stimme, daß die stolze Fürstin diese Stunde ihm niemals verzeihen würde.

Drei Tage später war Luiza die verlobte Braut Dom Joaos von Braganza; erhobenen Hauptes trat sie ihrem neuen Schwager gegenüber und keine Miene ihres kalten, schönen Angesichtes verriet, daß sie um ihn gelitten.

Maria de Lara kehrte nach kurzer Verbannung an ihren Hof zurück; es war, als wolle Luiza durch äußerste Gleichgültigkeit gegen das Geschehene jede Regung ihrer früheren Gefühle verleugnen.

Aber sie hatte ohne die Beständigkeit der Liebenden gerechnet, deren im stillen weitergepflegte Hoffnungen ihr stets von neuem Pein bereiteten. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Duarte und Maria ihre Beziehungen fortsetzten und bald war es an dem neugegründeten Hofe Dom Joaos kein Geheimnis mehr, daß Duarte ein Ehebündnis mit Maria de Lara beabsichtige.

Auch Joao war dieses Gerücht zu Ohren gekommen, er forderte von seinem Bruder Rechenschaft, und Duarte legte ein offenes Bekenntnis ab.

Ein landloser Prinz glaubte er, ohne seine Zukunft zu gefährden, seiner Neigung folgen zu dürfen.

Joao ließ sich von der Leidenschaftlichkeit seines Bruders bestimmen, doch gewohnt, jede Sache reiflich zu überlegen, verlangte er Bedenkzeit, bevor er als Haupt des Hauses Braganza sein Jawort zu der Vermählung gäbe. Er teilte das Vernommene seiner Gemahlin mit und damit war das Geschick Duartes entschieden.

„Ihr werdet in diese Verbindung niemals willigen, mein Gemahl," hatte die Herzogin strenge erwidert. „Es thut nicht not, um des Überwallens unüberlegter Jugend willen die größeren Vorteile aufzugeben, die Eurem Bruder winken. Mein Vater sagte mir, daß der Graf von Olivarez seine Tochter dem Prinzen zu vermählen wünsche. Fragt Euch, bevor Ihr weichherzig nachgebt, was Euer Haus dabei gewinnen könne, wenn Spaniens allmächtiger Minister Euer Blutsfreund wird. Der Name Braganza ist in Madrid ungern gehört; ist Graf Olivarez auf Eurer Seite, kann er leicht zu Euren Gunsten wirken, Euch dem Könige versöhnen. Für Maria habe ich längst einen Gatten ausgewählt, sie möge nicht so vermessen sein, ihre Augen höher zu erheben, als ihre Herkunft es ihr gestattet."

Die Gründe seiner Gemahlin waren für Joao überzeugend und die Trennung der Liebenden wurde beschlossen. Zwischen Duarte und seiner Schwägerin herrschte seit diesem Ereignisse offene Feindseligkeit, die Dom Joaos vermittelnde Worte vergebens zu mildern suchten.

Doña Luiza vermochte es nicht zu überwinden, daß ein ihrer Meinung nach tief unter ihr stehendes Wesen ihre Siegerin geblieben, und ihr Stolz litt unsäglich bei dem Gedanken, daß er ihre Neigung erraten haben könne, der sie so wenig zu würdigen gewußt. Zu dem Hasse gekränkter Liebe gesellte sich jedoch noch in ihr die Eifersucht auf den unverkennbaren Einfluß, den Duarte bei dem älteren Bruder besaß.

Joao unternahm nicht gerne etwas, das der Prinz nicht billigte; er erkannte die hervorragende Bedeutung des letzteren gern und willig an, ja, oftmals ließ er sich gegen seinen Vorsatz von dem stürmischen Duarte zu wichtigen Entschließungen fortreißen.

Doña Luizas Herrschsucht fand daher nicht immer bei ihrem Gemahle ein genügendes Entgegenkommen; sie wünschte ihre Ratschläge, ihren Willen dem des Einstgeliebten vorangesetzt zu sehen und mißgönnte endlich Duarte sogar die innige Liebe, die beide Brüder seit der Kindheit Tagen miteinander verbunden hatte.

Das Verhältnis zwischen ihr und dem Prinzen wurde gespannter, Duarte sah die Unmöglichkeit, länger am Hofe zu bleiben und in ihm reifte der Entschluß, in fremde Kriegsdienste zu gehen. Graf

Olivarez hatte seinen Plan in betreff seiner Tochter aufgegeben, Maria de Lara hatte sich in ein Kloster zurückgezogen und siechte langsam dahin.

In der Einsamkeit ihres jetzigen Lebens strömte sie ihren Schmerz in poetischen Klagen aus. „Die Leiden Inez de Castros" war der Titel eines Werkes, das nach ihrer Trennung von Duarte entstand und in welchem sie die Enttäuschungen ihres eigenen Herzens wiederspiegelte.

Die Bande, welche Duarte an die Heimat fesselten, erschienen gelockert; in Kämpfen für eine, wie er meinte, heilige Sache wollte er das Vergessen suchen, welches ihm sein thatenloses Leben am Hofe seines Bruders nicht gewährte. Wie einst sein Vater hinauszog, die Ungläubigen zu bekriegen, wollte er in das ferne Deutschland ziehen.

Er bot dem Kaiser seine Dienste an, die bereitwillig angenommen wurden. Nur von einer geringen Anzahl Getreuer begleitet, begab er sich nach Wien, wo Ferdinand II. ihn freundlich empfing. Jetzt diente er fast sieben Jahre in dem deutschen Heere, ein pflichttreuer unermüdlicher Kämpfer, ein gütiger Vorgesetzter, ein schonender Sieger. Noch war die Zeit nicht abzusehen, wann er das Schwert aus der Hand legen würde, das er für den fremden Herrscher führte.

Einmal schon hatte er die Absicht gehabt, aus dem Kriegsdienste zu scheiden, die Freundschaft und Ergebenheit für den jungen Kaiser hatten ihn bewogen, nach kurzem Verweilen in seinem Vaterlande auf seinen Platz zurückzukehren, wenn auch die Begeisterung entflohen war, die ihn bei seinem Eintritte in das Heer anfänglich beseelte.

Ist es des Menschen unabwendbar Los, dem trugvollen Wahne das heißeste Erglühen des Herzens, den freudigsten Aufschwung seiner Seele darzubringen, sich opfern zu wollen, wo des Opfers Lohn Enttäuschung ist? Ernüchterten Blickes sah auch er jetzt in das Treiben um ihn her und war geneigt, den heimgesuchten Völkern den Frieden zu wünschen, der auch ihm die Rückkehr ermöglichte. Vielleicht bedurfte sein Land dereinst seines starken Armes, vielleicht ward ihm die hohe Aufgabe zu teil, dort helfend, erlösend zu wirken, ein unterdrücktes Volk der Freiheit entgegenzuführen. —

Duarte zuckt empor — wohin sind seine Gedanken geraten? Er schüttelt, unwillig über sich selbst, den Kopf, die Traumgebilde zu verscheuchen, die ihn unablässig verfolgen, — mit raschem Entschlusse nimmt er die eingegangenen Briefe von dem Tische, sich in die Lesung derselben zu versenken.

Viertes Kapitel.

Marcella Koscielski trat, einen Korb voll Blumen in den Händen, in der Eltern Wohngemach. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen glänzten, sie hatte augenscheinlich etwas Angenehmes erlebt.

Die Mutter, die in der Fensterecke am Spinnrocken saß, blickte sie prüfend an.

„Nun, wo warst Du schon in aller Frühe?" fragte sie. „Hast wohl wieder mit dem Achaz geliebäugelt, obwohl Du weißt, daß Du Dir ihn aus dem Sinne schlagen sollst."

„Den Achaz habe ich gesprochen, ja," antwortete das Mädchen in einem Tone, der es bewies, daß ihr der Mutter Wünsche keinen sonderlichen Eindruck machten. „Ich schnitt gerade die Blumen hier, als er in den Garten kam."

„Lasse das den Vater nicht hören, der nichts davon wissen will, daß er um Dich freit," sagte die Mutter.

„So lange kein Besserer zu mir kommt, muß ich eben mit ihm fürlieb nehmen," erwiderte Marcella.

„Der Bessere wird schon kommen, wenn Du Geduld hast; Ihr Mädchen könnt es immer nicht schnell genug haben, bis Eure Freiheit vorbei ist."

„Freiheit, Mutter," wiederholte die schöne Tochter. „Ihr gönnt mir gar wenig davon; nicht ein einziges Mal darf ich zum Tanze gehen, wie die anderen Mädchen."

„Wo willst Du hingehen? Für die Lustbarkeiten in den großen Häusern sind wir nicht reich genug, und mit losen Gesellen auf der Wiese vor dem Thore wirst Du nicht tanzen wollen."

„Der Achaz würde mich in den ‚Rautenkranz' führen, wo alle Meister mit ihren Frauen und Töchtern hingehen. Er hat es mir just gesagt."

„Das soll er bleiben lassen. Der Vater giebt es nicht zu."

„Warum nicht?"

„Weil die dünkelhaften Meister ihn nicht haben mochten, als er im vergangenen Jahre mit mir dorthin gehen wollte."

Marcella dachte einige Minuten nach. „Der Vater ist doch auch Meister," bemerkte sie.

„Nein," sagte die Mutter etwas gedehnt. „Er treibt seine Kunst für sich."

„Die bringt ihm aber mehr ein, als die Handwerkerei. Woher hat er immer das Geld für den Leonhard, der soviel braucht, und uns geht es auch nicht kümmerlich."

Die Mutter spann weiter, ohne auf die Rede Marcellas etwas zu erwidern.

„Weshalb gehst Du nicht mehr zu des Achaz' Mutter?" fragte das Mädchen nach einer Weile.

„Sie mag mich nicht, die hoffärtige Gred, und ich sie auch nicht."

„Die Meisterfrauen gehen immer zusammen, nur wir gehen immer allein; warum ist das so?"

Die Mutter machte eine unwillige Bewegung. „Was fragst Du heute nur fortwährend, daß es kein Aufhören giebt?" herrschte sie das Mädchen an. „Der Vater ist von Böhmen, nicht von hier. Das tragen sie ihm nach und weil sie sehen, daß es uns an nichts gebricht, sind sie uns neidig."

Marcella ordnete die Blumen in eine Schale.

„Der Achaz erzählte mir, daß sein Vater und er heute einen gar hohen Besuch erwarten," sprach sie dabei. „Der Prinz von Portugal, bei dem der Leonhard dient, kommt zu ihnen, sich einiges auszuwählen. Den möchte ich wohl sehen; es muß ein gar stattlicher Herr sein."

Die Mutter schaute in plötzlicher Anteilnahme auf.

„Wann kommt er? Hat das der Achaz nicht gesagt?“ forschte sie neugierig.

„O, das muß bald sein. Der Achaz hatte es schon gar eilig, die Werkstatt herzurichten.“

„Gehe hinüber zu der Schommerin,“ gebot die Mutter. „Bringe ihr die Blumen und sage ihr mit einem schönen Gruße, daß wir bald junge Küken hätten. Sie wollte unlängst welche haben.“

Die gelehrige Tochter war augenblicklich zu dem Gange bereit. Sie prüfte im Spiegelglase, ob ihre blonden Flechten zierlich genug aufgesteckt seien und ihr Anzug keine Nachlässigkeit aufweise, dann sprang sie davon.

Frau Koscielski stellte ihren Rocken beiseite und begann die Zurüstungen zu einem reichlichen Frühmahle. Ihr Gatte mußte sogleich von seinem Ausgange zurückkehren und er liebte es nicht zu warten.

Sie war mit ihren Vorbereitungen noch nicht ganz zu Ende gelangt, als er schon in das Zimmer trat.

„Noch nicht fertig, Wanda?“ redete er die geschäftige Frau an. „Eile Dich, ich muß gleich wieder fort.“

„Habt Ihr Männer es immer eilig,“ murrte Frau Wanda. „Wird wohl Zeit haben, bis das Huhn vom Feuer ist.“

„Kann sein, auch nicht,“ antwortete der Kupferstecher mit einem verschmitzten Grinsen, das seinem scharfgeschnittenen Gesicht etwas ungemein Listiges gab. „Das Geschäft geht gut; in wenigen Monden können wir reiche Leute sein.“

„Wäre zu gebrauchen,“ meinte Wanda Koscielski, „dann nehmen wir uns ein großes Haus am Ringe und geben Gastereien und Tanz, wie die Grafen und Barone.“

„Das würde Euch Weibsleuten gefallen, Dir und der Marcella,“ spottete der Böhme, „und am Ende noch einen Baron als Eidam, statt eines Waffenschmiedes.“

„Auf den Achaz warte ich nimmer als solchen,“ sagte die Frau geringschätzig. „Die Marcella soll einen andern finden. Mit so einem Gesicht braucht man nicht Handwerkerin zu werden.“

„Wo ist das Mädel heute?“

„Ich schickte sie zu Schommers hinüber. Der Prinz von Braganza kommt in die Schmiede. Man weiß nicht, wozu es gut ist, wenn er sie sieht, oder einer aus seinem Gefolge.“

Das würdige Paar verstand sich; beide setzten sich in bester Laune zum Essen nieder.

„Da wird der Leonhard auch nicht weit sein,“ sprach der Kupferstecher, „begleitet wohl den Prinzen gar?“

„Nun, das wäre auch recht; so wissen die vornehmen Männer gleich, daß sie seine Schwester ist.“

„Der Achaz wird ihr schnell aus dem Sinne fliegen, wenn ein Besserer da ist,“ brummte Koscielski.

„Das sagte ich ihr schon zu wiederholten Malen. Noch glaubt sie es nicht.“

„Der Leonhard mag es ihr bestätigen. Der sieht des Ratsherr von Hekking Andrea gern und sie ihn. Wenn ihr Bruder in so ein Haus heiratet, soll sie auch einen von Adel haben, nicht den russigen Schmied von drüben.“

„Die Kavaliere brauchen heutzutage viel Geld,“ äußerte Frau Wanda bedenklich.

„Daran soll es ihr nicht fehlen. Schau her, wie gespickt der Beutel ist.“

Er zog einen Lederbeutel aus der Tasche seiner Schaube und wies ihr den Inhalt, wohlgefällig das blinkende Gold durch seine Finger gleiten lassend.

Frau Wanda warf einen scheuen Blick darauf; als ihr Gatte ihr eine Handvoll Goldstücke zuschob, machte sie verstohlen ein Kreuz darüber.

„Das ist für den Leonhard,“ sagte sie.

„Und das übrige für die Marcella,“ fügte der Kupferstecher hinzu, „es reicht für beide.“

„Die Nachbarn sehen längst mit scheelen Augen, daß es uns gut geht,“ sagte Frau Wanda, „wenn es auskäme, daß —“

„Furchtsames Weib,“ schalt der Mann, „es darf eben nicht auskommen. Mit Klugheit ein Ding anfangen heißt schon halb gewinnen.“

„Setze Dich nur fortan fleißiger über Deine Kupferplatten,“ mahnte die Gattin, „der Leonhard könnte sich wundern, daß sie so langsam vorwärts kommen.“

„Das versteht er eben nicht,“ lachte Koscielski, „so eine Platte macht gar viel Arbeit.“

Sie erwiderte nichts; ein Ausdruck des Unbehagens war in ihrem Angesichte zu lesen, der in einer unbestimmmten Sorge seinen Ursprung zu haben schien. Sie trachtete diese zu bekämpfen, indem sie den Speisen vor ihr tüchtig zusprach, ein Mittel, das den beiden Ehegatten schon häufig über jedes aufsteigende Unbehagen hinweggeholfen hatte. —

Marcella war inzwischen mit ihren Blumen zu der Nachbarin gegangen und hatte mit ihrem lieblichsten Lächeln den Auftrag ihrer Mutter ausgerichtet.

Frau Renata nahm Geschenk und Botschaft etwas zurückhaltend entgegen. Sie vermutete mit Recht eine besondere Absicht hinter dieser plötzlichen Dienstwilligkeit, denn Wanda Koscielski war schon seit langer Zeit nichts weniger als freundschaftlich gewesen.

Achaz, der zufällig hereinkam, als Marcella bei seiner Mutter war, zeigte sich jedoch sichtlich erfreut über die Aufmerksamkeit; sein gerader offener Sinn setzte auch bei jedem anderen die eigene Harmlosigkeit voraus.

„Das ist schön, Marcella,“ rief er heiter, „daß Du der Mutter Deine prächtigen Rosen bringst. So gut gedeihen sie nirgends, wie in Deinem Garten unter Deiner Hand.“

„Du könntest Dir die Knospe hier an Dein Gewand heften,“ sprach Marcella, „aber was hast Du denn vor? Bist ja so schmuck angethan, als wolltest Du auf die Wiese, nicht in die Werkstatt gehen.“

„Hast Du vergessen, was ich Dir erzählte? Wir haben hohen Besuch heute und gleich muß er hier sein,“ antwortete Achaz in freudigem Stolze. „Der Prinz von Braganza kommt, unsere Schmiede zu sehen.“

„Da ist der Leonhard gewiß mit ihm," sagte Marcella, „und ich könnte hier auf ihn warten. Habe ihm Dringendes von den Eltern auszurichten."

„Das kann wohl bleiben, bis er zu Euch kommt," meinte die Mutter, „und sicherlich wird er damit nicht säumen. Es ist für ein junges Mädchen nicht geziemend, sich blicken zu lassen, wenn ein fürstlicher Herr mit seinen Kavalieren in ein fremdes Haus tritt."

Marcella biß sich auf die Lippen, sie sah aus, als ob sie etwas erwidern wolle und ihrer eignen Mutter gegenüber hätte das verwöhnte Mädchen es auch gethan; bei Frau Renata wagte sie keine Gegenrede, um sich ihre Gunst nicht ganz zu verscherzen.

Achaz gewahrte, daß die Geliebte gekränkt sei; gutherzig suchte er zu vermitteln. „Wenn Marcella Leonhard etwas Wichtiges zu sagen hat, wird sich ein Augenblick dazu finden," sprach er. „Lasset sie ein wenig hier warten, Mutter, der Leonhard mag zu Euch hereinkommen. Doch ich glaube, da sind sie schon. Nun heißt es auf dem Posten sein."

Er eilte hinaus in die Werkstatt, wo sein Vater soeben den erlauchten Gast begrüßte, der, gefolgt von Leonhard Koscielski und einigen Offizieren seines Regiments, in die Schmiede trat.

„Ihr sehet, ich halte mein Wort, werter Meister, das ich Eurem Sohne gab," redete Dom Duarte den Waffenschmied an. „Gar neugierig hat mich Euer Achaz auf Eure Klingen, Eure Harnische gemacht. So weiset her, was Ihr Prächtiges geleistet, damit ich meine Wahl treffe."

Meister Anton verbeugte sich tief. „Mein Achaz wird nach Sohnesart den alten Vater zu wacker herausgestrichen haben, Hoheit," erwiderte er, „doch was ich immer gefertigt habe, es ist wohl nicht würdig, Eurer Fürstlichen Gnaden zu dienen."

„Das wollen wir selbst entscheiden," lächelte der Prinz. „War ich schon mit den Werken meines jungen Waffenschmiedes zufrieden, den ich von Schwaben mit hierhergebracht, so werden seines Meisters Arbeiten noch mehr meinen Beifall haben."

Er betrachtete prüfenden Blickes die zur Schau gelegten Waffenstücke.

„Sehet, einen Brustharnisch, wie diesen, möchte ich von Euch haben," fuhr er fort, „nur etwas reicher verziert, mit goldenen Buckeln und in den freien Feldern hier das Wappen meines Hauses angebracht. Hat dieser hier schon seinen Eigentümer, oder wäre es Euch geringe Mühe, ihn zu ändern?"

„Die Verzierungen anzubringen wäre keine große Mühe," antwortete der Meister, „aber Freude und Ehre wäre es mir, für Eure Fürstliche Gnaden einen ganz neuen Brustharnisch anfertigen zu dürfen und befehlen Hoheit ihn sehr eilig, arbeiten wir alle Tag und Nacht daran."

„Ich lasse Euch Zeit, Meister, und Ihr möget ihn mir nachsenden, sollte ich Wien unter einer Woche verlassen müssen. Vielleicht bringt ihn mein Hauptmann Leonhard Koscielski mit, dem ich für einige Wochen Urlaub erteilt habe, bei seinen Eltern zu bleiben. Die Klinge dort jedoch will ich sogleich mit mir nehmen; sie soll in neuen Kämpfen mich begleiten und führe ich sie siegreich, werde ich mich erinnern, daß sie aus deutscher Werkstatt kam."

Meister Anton überreichte dem Prinzen das bezeichnete Schwert.

„Mein hoher Herr," sprach er unwillkürlich bewegt, „möge diese Klinge nie anders, als zu Heil und Ruhm von Euch geführt werden, zu Euren glorreichen Thaten neue hinzufügen helfen und lange, lange noch Eurer Feinde Schrecken sein."

„Das wollen wir **ihm** überlassen, werter Meister, in dessen Hand es steht, uns Glück oder Untergang zu geben," erwiderte Duarte, „bei ihm ist Segen und Gelingen, wir irren im Dunkel, den rechten Weg zu suchen, der endlich aufwärts zu ihm führt. — Cueva," wandte er sich an einen seiner Begleiter, „Ihr tragt meine Kasse heut bei Euch. Wollet mit dem Meister über den Preis des Schwertes sprechen und ihn sofort berichtigen. Ein Prachtstück ist es fürwahr, das ich bei Euch erstehe. Die Klinge ist den besten Damascenern gleich, die ich aus meinem Lande mitbrachte."

Hauptmann Cueva trat zu Anton Schommer, dem Befehle des Prinzen gemäß, das gewählte Schwert zu bezahlen und, wie es Brauch war, eine Summe für den bestellten Harnisch zu erlegen. Er bemerkte, daß seine Barschaft nicht ganz ausreichend sei.

„Ich habe in des gnädigsten Prinzen Auftrage heute schon wieder soviel an Bedürftige und Bittsteller austeilen müssen, daß ich mit meiner Kasse am Ende bin," sagte er, „Koscielski, kannst Du mir aushelfen?"

Leonhard war, trotz der lebhaften Abwehr des Meisters, augenblicklich bereit dazu. Er reichte Cueva seine Geldtasche und der Kauf wurde erledigt.

Duarte plauderte inzwischen mit Achaz, ließ sich die Geheimnisse seiner Kunst erklären und versäumte auch nicht, an die Gesellen ein lobendes Wort zu richten. Mit leutseligem Gruße wollte er sich verabschieden, als plötzlich sein Auge, durch das niedere Fenster der Werkstatt in den Hof schweifend, einem seltsam lieblichen Anblicke begegnete.

In der Mitte einer Hühnerschar stand ein schönes Mädchen, Gerstenkörner unter sie ausstreuend, bei welcher Beschäftigung sie wie absichtslos näher und näher an die Thür der Schmiede gelangte.

„Ei, sagt mir doch, Meister," fragte der Prinz, „habt Ihr außer den beiden Söhnen eine Tochter? Wer ist die holdselige Fee draußen im Hofe?"

„Es ist nicht meine Tochter, Hoheit," erwiderte Anton Schommer, „doch der Achaz möchte gern, daß sie es werde. Sehet, wie ihm das helle Blut in die Wangen steigt, daß ich ihn verrate."

„Sie ist meines Leonhard Schwester," erläuterte der Sohn, „und, will es Gott, wird sie dereinst meine Ehefrau werden."

„Da habt Ihr, wie mir däucht, einen guten Griff gethan," scherzte Duarte, „ein schöner Kind ist selten zu sehen, als dieses. Leonhard, ich verstehe, daß Du Deiner Schwester so stolz bist, rufe sie herein, damit ich ihr ein Wort des Grußes sage."

Der junge Hauptmann gehorchte. Eine Minute später trat an seiner Hand Marcella in die Werkstatt,

mit züchtig gesenkten Augen, innerlich triumphierend, daß ihre kleine Kriegslist ihr so gut gelungen war. Von Frau Renata nicht zu längerem Verweilen aufgefordert, war sie entschlüpft und hatte auf dem Speicher sich des Hühnerfutters bemächtigt, um damit die Pfleglinge der Hausfrau anzulocken und einen Grund zu finden, länger auf dem Hofe zu bleiben.

„Es ist mir erfreulich, Jungfrau, Euch zu begegnen," redete Dom Duarte gütigen Tones sie an. „Mir erzählte Euer Bruder viel Liebes von der kleinen Schwester, die groß und schön jetzt vor mir steht. Und noch ein anderer möchte von Euch sprechen, der wackere junge Gesell hier, der zukünftige Meister, dessen liebste Meisterin Ihr werden sollt. Nehmt meinen Segenswunsch zu Eurem ferneren Glücke, ein treues Herz ward Euer eigen; das Haus steht fest, an dem die Liebe bauen hilft."

Marcella schwieg. Die Gegenwart der Männer, die bewundernd auf sie gerichteten Blicke machten sie nicht im mindesten befangen, doch waren echte Herzenstöne ihr versagt; sie wußte nicht, was sie den wohlwollenden Worten erwidern sollte.

Achaz nahm statt ihrer das Wort:

„Dank, tausend Dank, gnädigster Herr, für die Güte, die Ihr uns erweiset," sprach er, „und vergebt es dem scheuen Kinde, wenn sie Euch nicht zu antworten wagt. Eurer Hoheit Glückwunsch ist uns beiden von heilbringender Bedeutung; ist es der erste doch, der uns zu teil wird."

Duarte nickte dem jungen Paare freundlich zu und verließ, geleitet von dem Meister und seinem Sohne, das Haus. Sein Gefolge blieb einige Schritte zurück, nur Leonhard war vorangeeilt, die äußere Hofpforte vor dem Fürsten zu öffnen. Marcella stand einige Sekunden allein unter den fremden Offizieren, deren jüngster sich in diesem unbewachten Momente ihr genähert hatte.

„Wer so entzückend schön ist, wie Ihr, Fräulein," flüsterte seine Stimme in böhmischer Sprache ihr zu, „ist zu schade für den Schmiedssohn dort. Gebt Euch nicht voreilig fort, wir sehen uns wieder."

Marcella war hocherrötend zurückgewichen, der Sprecher ging gleichgültig weiter, als achte er ihrer nicht. Als er die Straße erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um, auch das Mädchen sah zu ihm hinüber, dann eilte sie hinweg, durch den Garten in ihr elterlich Haus zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Fortsetzung.)

IX.

Seit einigen Tagen war Tauwetter eingetreten, der Himmel war grau verhängt, auf der Dorfstraße standen die Wasserlachen. Vor dem Wirtschaftshause hielt der kleine Korbwagen des Inspektors, die Pferde stampften, daß der Kot hoch aufspritzte, auf dem Kutscherſitz aber thronte Brack, die Brust von Stolz geschwellt, daß er „uns' Mamselling" hinüberfahren durfte nach Mahlow. „Zu Pastors" hatte sie gesagt, „zum Onkel Pastor" sprach sie bei sich selbst. Erika brauchte Rat und Hilfe, sie wandte sich an ihren väterlichen Freund und Seelsorger, bei dem sie beides finden konnte. —

Erika war schweigsamer während der Fahrt, als Johann an ihr gewöhnt war, sie unterhielt sich sonst gutmütig mit dem Alten, dem diese Fahrten Hochgenüsse des Lebens waren. Er sah sich bisweilen schief nach ihr um, sie aber saß still und blickte an ihm vorüber in die neblige Landschaft hinein. Johann Brack war ein weltkundiger Mann. „Se denkt an Em,"*) sagte er bei sich.

Ja, sie dachte an ihn. Ihre Gedanken wanderten noch einmal den langen Weg zurück bis in ihre Kinderzeit, sie sah, wie alles gekommen war bis zu jener Stunde im Parke von Brelitz, wo sie beide vergessen hatten, was zwischen ihnen stand. Aber die Hindernisse waren gewachsen, eine Kluft gähnte zwischen ihnen, über die nur gedankenloser Leichtsinn den Sprung wagen konnte, keine Brücke führte hinüber. Das Herz that ihr weh. Sie wußte, was sie wollte und hatte jetzt auch Kraft gefunden, es auszuführen, aber sie konnte nicht hindern, daß ihr das zukünftige Leben entgegenstarrte wie eine endlose Öde, in die sie hineinwandern mußte.

Es begann leise zu tröpfeln. Sie dachte an den Tag, da man den alten Baron nach Kiekpusch übergeführt hatte. Gerade wie heute hatten die Wolken so schwer über der Erde gehangen. Ein großer Sturm hatte sie dann auseinandergeblasen, hatte die trübe, dunstige Luft gereinigt, einen erquickenden, herzhaften Regen herniederstürzen lassen und so das Feld bereitet für den kommenden Frühling. Ach, sie hatte damals gemeint, auch ihr Frühling sei nun gekommen, und hatte auf einen arbeitsreichen Sommer gehofft und auf einen klaren Herbst, in dem sie miteinander die Früchte ihrer Mühen und Sorgen einsammeln durften. Vorbei! —

Aus dem Nebel tauchten Bäume und Häuser

*) ihn.

hervor, und bald bogen sie in den Pfarrhof ein. Es war, wie so oft, viel Besuch dort. Die Universitätsferien hatten bereits begonnen, und die beiden Söhne des Hauses waren in Gesellschaft eines Freundes eingekehrt, die töchterreiche Familie eines Amtsbruders aus der Umgegend half das Haus füllen, so trat Erika in einen großen Kreis ein, der um den Kaffeetisch der Wohnstube versammelt war. Sie kannte alle und saß bald mitten unter ihnen, in ein harmlos freundliches Gespräch verstrickt. Sie kostete die ganze Qual desjenigen, der einen großen Schmerz in sich verschließen und dabei doch freundlich sich an der Unterhaltung beteiligen muß. Sie war viel zu stolz, um nur zu wünschen, daß man ihr Leid kennen und mitfühlen möchte, aber sie sehnte sich fort aus diesem Kreise lachender, plaudernder Menschen nach einem Ort, wo sie allein sein und ihrem tiefen Ruhebedürfnis nachgeben konnte.

„Ich möchte Dich gern einige Minuten allein sprechen, Onkel," sagte sie zu dem Pastor, als man vom Kaffee aufgestanden war und er sich ihr genähert hatte, um zu fragen, wie es ihrem Vater gehe.

Der Pastor blickte aufmerksam in ihre klaren Augen. „Komm mit in mein Studierzimmer, Kind."

„Jetzt gleich?"

„Ja, denn ich denke, Du hast mir etwas Wichtiges zu sagen."

In der allgemeinen Unterhaltung bemerkte man das Fortgehen der beiden nicht, und Erika stieg mit dem Pastor in das kleine, rauchgebräunte Studierzimmer hinauf.

Eine friedevolle Stimmung überkam sie, in diesem Raume stiegen nur freundliche Erinnerungen für sie auf. An diesem großen Eichentisch in der Mitte des Zimmers hatten sie gesessen, wenn der Onkel ihnen Unterricht gab, aus diesen Fenstern hatte sie oft gedankenvoll zu dem großen Storchnest auf der Pfarrscheune hinübergeblickt und die Familienfreuden des Storchenpaares beobachtet. Wie damals hing der große Weidenkäfig mit einem Star an der Wand, gegenüber der schöne Kupferstich, und darunter stand noch der alte Lehnstuhl, auf dessen Rückenlehne sie einst geklettert, das Bild näher zu betrachten, und von wo aus sie in jähem Schreck heruntergestürzt war, als sie des Onkels Schritt auf der Treppe gehört hatte. Sie trug die Narbe noch am Kinn, die Kunde gab von dem Loch, das sie sich damals im Fallen an der Tischkante gestoßen. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht, dann wanderte ihr Blick weiter und blieb an der Gestalt des segnenden Christus hängen, der auf dem Aufsatz des Schreibtisches stand. Ein paarmal, als sie ganz allein gewesen, war sie vor ihn hingetreten, hatte ihn betrachtet und hatte sich in ihrem kleinen Herzen gefragt, ob er wohl auch etwas von ihr wisse und die Hände auch so über sie gebreitet halte. Sie dachte heute etwas Ähnliches, nur mit größerer Zuversicht. —

Der alte Herr hatte sich gesetzt, und sie saß ihm gegenüber an ihrem alten Kinderlernplatz — sie kam sich selbst wie ein hilfloses Kind vor.

„Nun, Kind?"

Erika faßte sich und erzählte dem alten Herrn die letzten Vorgänge in Brelitz. Er hatte schon davon gehört und ließ sich nur genauer berichten. Ihre Bitte für die alten, obdachlosen Leute gewährte er gern, es war zunächst das beste so. Aber er stand auf und ging erregt auf und nieder.

„Zunächst ist das ja ganz gut so," sagte er, „die Stube ist groß und warm und wir brauchen sie gar nicht, ein Mund voll Essen findet sich auch, aber wie soll es später werden?"

Eine Pause entstand, dann nahm Erika das Wort. „Darüber wollte ich eben mit Dir sprechen. Onkel — ich habe immer über unser Gespräch neulich nachdenken müssen, über das, was Du ‚die Pflicht des Stärkeren' nanntest. Ich weiß jetzt, daß es auch für mich eine solche Pflicht giebt, ich kann den armen Leuten in Brelitz helfen und ich will es thun."

„Wie meinst Du das?"

Sie blickte traurig auf. „Ich stehe zwischen Hans Bernhard und seinen Leuten, ich muß gehen. Erst dachte ich, ich könnte es nicht thun, es fiel mir so schwer, aber ich habe eingesehen, daß es doch nicht anders geht."

Der Pastor blickte sie bewegt an. „Meine liebe Erika," sagte er endlich, „das ist ein schwerer Entschluß, aber" — er holte tief Atem — „ich halte ihn für einen segensreichen."

Sie nickte. „Ich hoffe es. Nun noch eine Bitte — willst Du mich nicht in diesen Tagen einmal hinüberfahren lassen zu dem Kammerherrn in Kielpusch — ich möchte meinen Vater nicht gern darum bitten."

„Ja, Kind, Du kannst nur den Tag bestimmen."

„Ich danke, Onkel. Heute haben wir Montag — wenn es Dir recht ist, so komme ich am Freitag herüber."

Der Pastor nickte. „Schön — soll ich Dich begleiten?"

„Nein — ich möchte lieber ganz allein fahren."

Einen Augenblick saßen sie noch schweigend, dann stand Erika auf. „Laß uns hinuntergehen," bat sie.

Auch der Pastor erhob sich, er nahm ihre Hand und blickte ihr in die Augen. „Gott segne Deinen Entschluß, mein Kind." —

Eine Stunde lang saß sie noch in dem fröhlichen Kreise, dann ließ sie sich heimfahren. Sie war ruhiger geworden, auch innerlich. Äußerliche Fassung lag in ihrer ganzen Natur, sie hatte eine Abneigung gegen jedes Sichgehenlassen — aber jetzt, da sie zum ersten Mal ihren Entschluß ausgesprochen, zog auch mehr Frieden in ihre Seele — vielleicht war es auch Abspannung nach den Kämpfen der letzten Zeit.

Als sie vor der Thür des Wirtschaftshauses ausstieg, kam gerade der alte Statthalter Snut vom Herrenhause her. Sie erwartete ihn, während Brack langsam den Ställen zufuhr.

„Nun?" fragte sie.

Snut zuckte die Achseln. „Die gnädige Frau ist krank, glaub' ich, sie hat Fieber, die Augen glimmten ihr man so und sie sah so bläustrich*) aus. Aber auf ist sie und bei Verstand auch. Sie hat

*) Blaurot und gedunsen.

mich eben rufen lassen und mir gesagt, daß ich morgen die Günzens aus der Wohnung bringen lassen soll. Ich wollt' nicht" — die Stimme des alten Mannes zitterte — „da nannte sie mich eine alte Schlafmütze und hat streng anbefohlen, daß morgen früh nach ihrem Willen gethan wird."

Erika nickte. „Es hilft also nichts. Die alten Leute finden zunächst auch ein Unterkommen in Mahlow beim Pastor. Wie ist es denn mit Mariken?"

„Die soll noch 'n paar Tage sitzen, Sonnabend soll sie los kommen."

Erika seufzte. „Helpt all nicks," sagte der alte Snut und ging schwerfällig davon. Erika sah ihm nach, er that ihr leid und doch stieg eine Genugthuung in ihr auf, daß die Baronin nicht ihren Vater zu solchem Henkerdienste ausersehen.

X.

Am nächsten Morgen war das halbe Dorf vor dem Hause des alten Günz versammelt, um zuzusehen, wie die armen Leute aus ihrem Heim vertrieben wurden. Die meisten Männer waren zwar draußen auf dem Felde, mit finsterem Blick und geballter Faust waren sie gegangen, nur wenige waren geblieben, die behilflich sein mußten, den dürftigen Hausrat aufzuladen und nach Mahlow zu führen. Aber auch die Frauen fühlten die Härte, auch sie waren durch die lange Entbehrung, durch die Reden der Männer erbittert, auch unter ihnen hob sich manche Hand drohend nach dem Herrenhause hin.

Seinen eigenen Wagen hatte der Inspektor mit Säcken und Betten versehen lassen, auf ihm sollte die Kranke fortgeführt werden. Erika kam herüber und machte das Lager so bequem wie möglich, dann trat sie in die niedere Stube. Die alte Frau lag blaß, mit eingesunkenen Augen in den Kissen. Erika faßte ihre Hand. „Nun ist es Zeit," sagte sie. „Und nun keine Angst, die Stube bei Pastors ist hell und warm, da habt Ihr es besser als hier."

Die alte Frau antwortete nicht, aber ein kalter Schweiß trat ihr in großen Tropfen anf die Stirn. Erika bebte das Herz. Die Männer traten ein und hoben behutsam die Kranke mit den Betten von dem Strohsack und trugen sie nach dem Wagen. Draußen tönten Jubellaute, die beiden kleinen Enkelkinder saßen auf dem Wagen mit dem Hausrat und lachten und krähten ob des ungewohnten Vergnügens, während der Wagen sich langsam in Bewegung setzte, die Dorfstraße hinunterfuhr und allmählich im Nebel verschwand. Einen gramvollen Blick sandte die Kranke ihm nach.

Nachdem die Kranke so gut wie möglich gebettet war, kam auch mit schwerem Tritt der alte Mann und bestieg den Wagen. Da — ehe der Wagen umbog, an der Krümmung der Dorfstraße, reckte sich die lange, hagere Gestalt des alten Mannes, aufrecht stand er im Wagen, die Hände erhoben. „Du — Du!" drohte er nach dem Herrenhause hin.

Aber eine abgezehrte Hand griff nach der seinen, da sank er auf seinen Sitz neben der Kranken zurück, faltete die Hände und fuhr still in den nebligen Morgen hinein.

XI.

Das Dorf sollte nicht aus der Aufregung herauskommen. Einige Tage nach der Vertreibung der armen Leute, am Ende der Woche, stob gegen Abend ein Reiter auf dem Wege nach der Stadt hin: die Baronin lag in heftigem Fieber, schlug um sich und kannte keinen Menschen mehr.

Der Knecht, welcher den Doktor geholt hatte, war im Wirtshause gewesen, um sich und sein Pferd zu erholen, und brachte nun Neuigkeiten aus der Stadt mit. Dort war alles in wilder Aufregung. Ein paar Tage lang war die Post ausgeblieben, keine Zeitungen noch Briefe waren gekommen, niemand wußte etwas Bestimmtes, aber alle fühlten, daß etwas in der Luft liege. Heute war nun wieder die Abendpost eingetroffen und hatte Nachrichten aus Berlin mitgebracht, die gewaltige Erregung hervorriefen. Revolution in Berlin, Straßenkampf, alle Bande der Ordnung gelöst — wie der Blitz ins Pulverfaß, so schlug diese Nachricht in der Provinz ein. Es war viel Zündstoff aufgehäuft aller Orten, die unfreien, unnatürlichen Verhältnisse waren überall fühlbar, das Notjahr aber erst hatte die schlummernden Geister der Empörung geweckt. Überall brannte es auf in den Städten, ein Taumel ergriff die sonst so friedlichen Menschen. Auch die kleine Stadt, in deren Nähe Brelitz lag, war in Gärung, zu Aufstand und Empörung kam es zwar nicht, aber die Gemüter waren erregt genug. Den Angehörigen der höheren Gesellschaftsklassen kroch ein unbehagliches Gefühl durchs Herz, der kleine Mann fühlte verbitterten Ingrimm, die Rohen wurden frech, zogen öffentlich mit einer Fahne, auf der „Freiheit und Gleichheit" stand, umher, lärmten in den Straßen und trieben allerlei Unfug, um ihren Gefühlen Luft zu machen.

Das waren die Nachrichten, welche der junge Knecht, ein hübscher geweckter Bursche, aus der Stadt mitbrachte. Sie wirkten auch hier. Im ganzen ist der Boden für solche Aufreizungen nicht günstig auf dem Lande, der ländliche Arbeiter lebt fern vom Geräusch der großen Welt in seinem kleinen Kreise und kümmert sich nur um die Dinge, die sich in seiner Umgebung zutragen, um seine täglichen Pflichten, seine kleinen Leiden und Freuden. Nur wenn wie hier der Boden vorher bereitet ist für die böse Saat, wenn die bittere Not, wenn Mißtrauen und Härte das Ihrige gethan haben, dann ringt sich auch aus diesen einfachen Seelen die Empörung los, die nicht mehr gerecht bleibt, sondern in blinder Wut alles mit sich fortreißt. In Brelitz waren die Herzen bereits erschlossen für solche Worte, deshalb fiel die Erzählung des Knechtes hinein wie der Funke ins Pulverfaß.

Es war Abend, als die Nachricht kam, die Leute hatten schon Feierabend gemacht. Sonst gingen sie um die Zeit ins Bett, aber diese Kunde scheuchte die

Männer noch einmal empor. Vor den Thüren standen sie in dunklen Gruppen und redeten sich in Zorn und Erbitterung, endlich zog alles in den Dorfkrug. Der Krüger, der in dieser Notzeit selten Zuspruch gehabt, hatte schon die Läden geschlossen, die Lampe ausgemacht und war zu Bett gegangen. Er wurde herausgeklopft, rauhe Stimmen begehrten Einlaß.

„Auf — wir haben auch Rechte — wollen eins trinken!" scholl es aus dem Haufen.

Die Krügerfrau zündete die Öllampen an, ihr Mann lief an das „Schluckschapp", um mit Gläsern und Flaschen wiederzukehren.

„Tabak her!" Er brachte das Verlangte und bald füllte ein Haufe erregter, trinkender und rauchender Männer die niedere, rauchgeschwärzte Stube. Der lange aufgespeicherte Haß machte sich Luft, ein Dutzend Fäuste zugleich hob sich nach dem Herrenhause hin, jeder Mund hatte eine Anklage gegen die kranke Frau dort oben. —

Mitten in dem Durcheinander öffnete sich die Thür, aller Blicke wandten sich dorthin, auf der Schwelle stand, bleich, erregt, den linken Arm in der Binde, Martin Schmidt.

„Martin — wo kommst Du her?"

„Aus Berlin komme ich, von den Barrikaden komme ich, ich hab' mit oben gestanden, vierzehn Stunden hab' ich mitgefochten und auch ein Andenken davongetragen." Er wies auf seinen Arm.

„Hurra, Martin! Sollst leben!" brüllten halbtrunkene Stimmen, zehn Arme reckten sich aus und zogen ihn heran.

„Na, wie sieht's jetzt aus in Berlin?"

„Schlecht sieht's aus," sagte Martin, sich schüttelnd, „sie haben uns zusammengeschossen wie tolle Hunde. Aber gesiegt haben wir doch. Ich hab's Euch ja immer gesagt: wenn wir zusammenhalten, dann setzen wir auch was durch."

„Das wollen wir — wollen zusammenhalten! Aber erst noch eins trinken!"

Martin stand auf. „Ich will erst mal nach meinen Leuten sehen. Sind doch alle gesund?"

Eine plötzliche Stille trat ein, keiner rührte sich.

Martin sah sich um. „Nanu — was ist denn das?" —

Ein alter Drescher stand auf und legte mitleidig die Hand auf seinen Arm. „Verfier*) Dich nicht," sagte er, „sie sind alle in Sicherheit, und die arme Dirn kommt Sonnabend auch los."

Martin machte sich hastig frei. „Erzählt doch, ich weiß ja von nichts."

Da fingen sie an zu berichten von allem, was sich zugetragen, und sie erzählten es mit der ganzen Erbitterung, die in ihnen emporgewachsen. Martin hörte stumm zu.

„Und das habt Ihr gelitten?" brach er endlich los. „Ihr, ein Haufen Männer, habt ruhig zugesehen, wie das Weib die alte Frau, die kleinen Kinder hinausgestoßen hat, habt wohl noch dabei geholfen! Pfui — schämt Euch was! Das hätt' ich nicht gedacht!"

*) Erschrick nicht.

Die andern schwiegen betreten, nur einer sagte schüchtern: „Wir konnten doch nicht anders — wenn die Herrschaft es so will —"

„Die Herrschaft — die Herrschaft!" höhnte Martin. „Seid Ihr denn kleine Kinder, die nicht von Mutters Rock loskommen können? Oder seid Ihr Hunde, die am Strick geführt werden? Helft Euch doch selbst, wie sie in Berlin sich auch selbst geholfen haben."

Die Männer kratzten sich in den Haaren. „Ja, das sagst Du so — wie sollen wir das wohl machen?"

„Wie Ihr das machen sollt?" Martins Augen flammten, er trat keck in die Mitte. „Zusammen müßt Ihr Euch thun, und dann zieht Ihr morgen alle vor das Herrenhaus, einer hat das Wort und der sagt denn der Gnädigen rund heraus, daß Ihr Euch nicht mehr schinden lassen wollt, daß Ihr Euer Recht wollt, und wenn sie dann nicht gutwillig giebt, was sie soll — nun, so nehmt Euch das Recht!"

Eine rohe Masse von unverständigen Menschen wird immer von einem stärkeren Willen fortgerissen werden, ob zum Guten oder zum Bösen, das bestimmt die Denkungsart des Führers.

Die Männer von Brelitz sprangen auf, ein dichter Kreis scharte sich um Martin, verworrene Stimmen riefen durcheinander: „Das wollen wir — wollen unser Recht! Martin hat uns die Augen aufgemacht. Na, warte Du — morgen halten wir Abrechnung!"

Der Branntwein hatte die Köpfe erhitzt, Martins Worte machten sie noch heißer. Er sah es, aber auch ihn riß die Wut fort.

„Dann macht doch mal Ernst, zeigt, daß Ihr ordentliche Kerls seid. Wer's richtig meint, der hebt die Hand."

Drei Dutzend braune Fäuste hoben sich gen Himmel.

„Na, und wer soll denn nun mit der Herrschaft reden?"

„Du, Martin, Du verstehst das am besten, Du hast's in Berlin gelernt, Du sollst für uns reden und uns zu unserm Recht helfen."

Martin besann sich nicht. „Gut," sagte er, „ich will für Euch reden. Also: morgen geht jeder ruhig an seine Arbeit, als wär' nichts passiert. Zur Frühstückszeit aber, wenn der Alte vom Felde ist, kommt Ihr alle hierher, wir versammeln uns und ziehen zusammen vors Herrenhaus, und dann werd' ich ihr da oben wohl klar machen, wie wir's meinen."

Das fand stürmische Zustimmung, und so saßen sie in die tiefe Nacht hinein, brüllten, johlten und lärmten auf mancherlei Art und tranken sich Mut für die Ereignisse des kommenden Tages.

XII.

Der Inspektor und seine Tochter saßen beim Frühkaffee. Der alte Herr hatte sich eine Pfeife gestopft und blickte in behaglicher Stimmung aus dem Fenster. Der Nebel der letzten Tage hatte sich verzogen, die grauen Regenwolken hatte ein frischer

Märzwind davongeblasen, blau und klar war der Himmel und goldener Sonnenschein lachte durch die Fenster.

„Na, Gott sei Dank," sagte der alte Herr, „nun kann das Arbeiten wieder ordentlich losgehen; dann wird wohl wieder ein anderer Zug in die Kerls kommen, wenn das Stubenhocken aufhört; bei der Arbeit vergehen die Grillen. — Hast Du schon fragen lassen, wie es drüben geht?"

„Ja, Vater, Brack war drüben. Er sagt ja, die Nacht ist ganz gut gewesen, Frau Baronin ist wieder bei Bewußtsein, hat gefrühstückt und liegt jetzt ganz ruhig, später will sie sogar den Versuch machen, aufzustehen."

„Na, dann wird sich's wohl wieder machen. Und nun, Kind — Du willst wirklich heute den ganzen Tag zu Pastors?"

„Ja, Vater."

„Das ist mir ganz bedenklich. Du wirst doch nicht etwa ein Auge auf den alten Pastor-Krischan geworfen haben?" neckte der alte Herr gut gelaunt.

Erika mußte lachen. „Wer weiß!"

Der Inspektor stand auf. „Na, dann grüß' man alle, sollen sich auch mal bei uns sehen lassen. Adieu, mein Dirning — na, was ist Dir denn?"

Erika umschlang mit beiden Armen ihren Vater und versteckte ihr Gesicht an seiner Schulter. „Nichts, Vater, leb wohl!"

Der Inspektor nahm die Mütze vom Nagel, knöpfte den Flauschrock zu, nahm den Krückstock aus der Ecke und stampfte mit schwerem Schritt aus der Thür. Auf dem Tritt vor der Thür blieb er stehen und blickte mit scharfem Auge umher.

Es war ein schöner Morgen, klar der Himmel und klar die Luft. Ein frischer Morgenwind blies keck in den Bart des alten Herrn, der strich sich vergnügt denselben und betrachtete dabei aufmerksam den großen Wirtschaftshof, auf dem sich eben die Leute zur Arbeit bereit machten.

„Was haben denn die Kerls heute?" brummte er, als er sah, wie sich immer wieder Gruppen bildeten, in denen eifrig gesprochen wurde. Als er hinüberkam, wurde alles still, jeder ging an seine Arbeit.

Als die Wirtschaft in vollem Gange war, ging er den Leuten nach auf das Feld. Am Ende der Dorfstraße stand der Schmied vor seiner Thür.

„Morgen auch, Herr Inspektor! Na — haben Sie auch schon gehört? In Berlin ist es richtig losgegangen — Revolution und was weiß ich all!"

„Daß Dich!" Der alte Herr blieb verdutzt stehen. „Wer sagt's denn?"

„Jochen Stahl hat's gestern aus der Stadt mitgebracht."

„Das ist ja 'ne dolle Geschichte!" sagte der Inspektor. „Reden war ja viel, aber ich dachte nicht, daß Ernst daraus würde."

„Setzen Sie sich 'n bißchen zu mir," sagte der Schmied, auf die Bank vor dem Hause deutend, „ich muß Ihnen das erzählen."

Nun berichtete er, was er wußte und fügte auch hinzu, daß gestern viel Leben im Krug gewesen, daß die Leute dort scharf getrunken, gesungen und gelärmt hätten bis tief in die Nacht.

„Dämlacks!" sagte der alte Herr lachend. „Denken, sie müssen nun auch Revolution machen. Nun haben sie weiter nichts davon als wahrscheinlich jeder einen tüchtigen Brummschädel."

Damit stand er auf, bot dem Schmied die Hand und ging.

Als die Leute draußen seine breite Gestalt auftauchen sahen, fuhren sie schnell auseinander und machten sich an die Arbeit. Nur einen Hofjungen erwischte er, der die Gelegenheit benutzt hatte, sich's im warmen Sonnenschein hinter dem Schlehdorngebüsch der Flurgrenze bequem zu machen.

„Ausschlafen kannst bei Nacht, mein Sohn," sagte er und zog dem Bestürzten einen sanften Hieb über die Schulter.

Er stand eine Weile bei den Leuten und sah aufmerksam den Pflügern zu, die in langer Reihe mit ihren Pferden dahinschritten, ging hinüber nach dem Wege, wo ein Teil der Leute Besserungsarbeiten ausführte, und untersuchte dann die Wintersaat, ob sie sich gut bestockt und nicht vom Frost der letzten Wochen gelitten habe.

Die Leute die ihn da stehen sahen, stießen sich an. „Was ‚Er' wohl dazu sagen wird!"

„Ach, der hält's auch mit der Herrschaft, die Sort' hat's all hinter den Ohren."

Ein Jüngerer lachte. „Na, wer seine Tochter zur gnädigen Frau machen will, muß sich ja auch zu den Vornehmen halten."

„Glaubst Du, daß er's weiß?"

„J woll — und was wird ihm denn der adelige Schwiegersohn nicht gefallen! Hätt' man beizeiten steuern sollen, dann hätten wir's jetzt besser." —

Zur Frühstückszeit ging der alte Herr nach Hause. Es schmeckte ihm weniger als sonst, wenn sein Kind bei ihm saß, aber Erika war schon fort, so trank er denn einsam seinen kleinen Kümmel und aß sein Butterbrot dazu.

Der Postbote war inzwischen dagewesen und hatte die Zeitung gebracht. Nach dem Frühstück griff der alte Herr danach, setzte sich in den Lehnstuhl am Ofen und fing an zu lesen. Es war die erste Zeitung, die nach den Berliner Märztagen wieder hierher gelangte; vorsichtig, aber doch ziemlich wahrheitsgetreu waren die Ereignisse der letzten Tage darin geschildert. Dem alten Herrn ging die Pfeife aus, seine Stirn rötete sich, seine Adern schwollen an, er war plötzlich mit dabei, focht mit in den Straßen, stand wieder wie Anno 13 zu seinem Könige mit Gut und Blut — Brelitz mit allem, was darin war, war für eine Stunde vergessen.

Plötzlich schreckte er auf.

Ein wüster Lärm war an sein Ohr gedrungen, ein Geräusch wie von vielen durcheinanderrufenden Stimmen. Die Zeitung entfiel seiner Hand.

Eine einzelne kraftvolle Männerstimme löste sich aus dem Gewirr und redete laut und eindringlich. Tobender Lärm scholl hinterher. Der alte Herr sprang zum Fenster.

Vor der Thür des Herrenhauses war ein Haufe

Männer noch einmal empor. Vor den Thüren standen sie in dunklen Gruppen und redeten sich in Zorn und Erbitterung, endlich zog alles in den Dorfkrug. Der Krüger, der in dieser Notzeit selten Zuspruch gehabt, hatte schon die Läden geschlossen, die Lampe ausgemacht und war zu Bett gegangen. Er wurde herausgeklopft, rauhe Stimmen begehrten Einlaß.

„Auf — wir haben auch Rechte — wollen eins trinken!“ scholl es aus dem Haufen.

Die Krügerfrau zündete die Öllampen an, ihr Mann lief an das „Schluckschapp“, um mit Gläsern und Flaschen wiederzukehren.

„Tabak her!“ Er brachte das Verlangte und bald füllte ein Haufe erregter, trinkender und rauchender Männer die niedere, rauchgeschwärzte Stube. Der lange aufgespeicherte Haß machte sich Luft, ein Dutzend Fäuste zugleich hob sich nach dem Herrenhause hin, jeder Mund hatte eine Anklage gegen die kranke Frau dort oben. —

Mitten in dem Durcheinander öffnete sich die Thür, aller Blicke wandten sich dorthin, auf der Schwelle stand, bleich, erregt, den linken Arm in der Binde, Martin Schmidt.

„Martin — wo kommst Du her?“

„Aus Berlin komme ich, von den Barrikaden komme ich, ich hab' mit oben gestanden, vierzehn Stunden hab' ich mitgefochten und auch ein Andenken davongetragen.“ Er wies auf seinen Arm.

„Hurra, Martin! Sollst leben!“ brüllten halbtrunkene Stimmen, zehn Arme reckten sich aus und zogen ihn heran.

„Na, wie sieht's jetzt aus in Berlin?“

„Schlecht sieht's aus,“ sagte Martin, sich schüttelnd, „sie haben uns zusammengeschossen wie tolle Hunde. Aber gesiegt haben wir doch. Ich hab's Euch ja immer gesagt: wenn wir zusammenhalten, dann setzen wir auch was durch.“

„Das wollen wir — wollen zusammenhalten! Aber erst noch eins trinken!“

Martin stand auf. „Ich will erst mal nach meinen Leuten sehen. Sind doch alle gesund?“

Eine plötzliche Stille trat ein, keiner rührte sich.

Martin sah sich um. „Nanu — was ist denn das?“ —

Ein alter Drescher stand auf und legte mitleidig die Hand auf seinen Arm. „Verfier*) Dich nicht,“ sagte er, „sie sind alle in Sicherheit, und die arme Dirn kommt Sonnabend auch los.“

Martin machte sich hastig frei. „Erzählt doch, ich weiß ja von nichts.“

Da fingen sie an zu berichten von allem, was sich zugetragen, und sie erzählten es mit der ganzen Erbitterung, die in ihnen emporgewachsen. Martin hörte stumm zu.

„Und das habt Ihr gelitten?“ brach er endlich los. „Ihr, ein Haufen Männer, habt ruhig zugesehen, wie das Weib die alte Frau, die kleinen Kinder hinausgestoßen hat, habt wohl noch dabei geholfen! Pfui — schämt Euch was! Das hätt' ich nicht gedacht!“

*) Erschrick nicht.

Die andern schwiegen betreten, nur einer sagte schüchtern: „Wir konnten doch nicht anders — wenn die Herrschaft es so will —“

„Die Herrschaft — die Herrschaft!“ höhnte Martin. „Seid Ihr denn kleine Kinder, die nicht von Mutters Rock loskommen können? Oder seid Ihr Hunde, die am Strick geführt werden? Helft Euch doch selbst, wie sie in Berlin sich auch selbst geholfen haben.“

Die Männer kratzten sich in den Haaren. „Ja, das sagst Du so — wie sollen wir das wohl machen?“

„Wie Ihr das machen sollt?“ Martins Augen flammten, er trat keck in die Mitte. „Zusammen müßt Ihr Euch thun, und dann zieht Ihr morgen alle vor das Herrenhaus, einer hat das Wort und der sagt denn der Gnädigen rund heraus, daß Ihr Euch nicht mehr schinden lassen wollt, daß Ihr Euer Recht wollt, und wenn sie dann nicht gutwillig giebt, was sie soll — nun, so nehmt Euch das Recht!“

Eine rohe Masse von unverständigen Menschen wird immer von einem stärkeren Willen fortgerissen werden, ob zum Guten oder zum Bösen, das bestimmt die Denkungsart des Führers.

Die Männer von Brelitz sprangen auf, ein dichter Kreis scharte sich um Martin, verworrene Stimmen riefen durcheinander: „Das wollen wir — wollen unser Recht! Martin hat uns die Augen aufgemacht. Na, warte Du — morgen halten wir Abrechnung!“

Der Branntwein hatte die Köpfe erhitzt, Martins Worte machten sie noch heißer. Er sah es, aber auch ihn riß die Wut fort.

„Dann macht doch mal Ernst, zeigt, daß Ihr ordentliche Kerls seid. Wer's richtig meint, der hebt die Hand.“

Drei Dutzend braune Fäuste hoben sich gen Himmel.

„Na, und wer soll denn nun mit der Herrschaft reden?“

„Du, Martin, Du verstehst das am besten, Du hast's in Berlin gelernt, Du sollst für uns reden und uns zu unserm Recht helfen.“

Martin besann sich nicht. „Gut,“ sagte er, „ich will für Euch reden. Also: morgen geht jeder ruhig an seine Arbeit, als wär' nichts passiert. Zur Frühstückszeit aber, wenn der Alte vom Felde ist, kommt Ihr alle hierher, wir versammeln uns und ziehen zusammen vors Herrenhaus, und dann werd' ich ihr da oben wohl klar machen, wie wir's meinen.“

Das fand stürmische Zustimmung, und so saßen sie in die tiefe Nacht hinein, brüllten, johlten und lärmten auf mancherlei Art und tranken sich Mut für die Ereignisse des kommenden Tages.

XII.

Der Inspektor und seine Tochter saßen beim Frühkaffee. Der alte Herr hatte sich eine Pfeife gestopft und blickte in behaglicher Stimmung aus dem Fenster. Der Nebel der letzten Tage hatte sich verzogen, die grauen Regenwolken hatte ein frischer

Märzwind davongeblasen, blau und klar war der Himmel und goldener Sonnenschein lachte durch die Fenster.

„Na, Gott sei Dank," sagte der alte Herr, „nun kann das Arbeiten wieder ordentlich losgehen; dann wird wohl wieder ein anderer Zug in die Kerls kommen, wenn das Stubenhocken aufhört; bei der Arbeit vergehen die Grillen. — Hast Du schon fragen lassen, wie es drüben geht?"

„Ja, Vater, Brack war drüben. Er sagt ja, die Nacht ist ganz gut gewesen, Frau Baronin ist wieder bei Bewußtsein, hat gefrühstückt und liegt jetzt ganz ruhig, später will sie sogar den Versuch machen, aufzustehen."

„Na, dann wird sich's wohl wieder machen. Und nun, Kind — Du willst wirklich heute den ganzen Tag zu Pastors?"

„Ja, Vater."

„Das ist mir ganz bedenklich. Du wirst doch nicht etwa ein Auge auf den alten Pastor-Krischan geworfen haben?" neckte der alte Herr gut gelaunt.

Erika mußte lachen. „Wer weiß!"

Der Inspektor stand auf. „Na, dann grüß' man alle, sollen sich auch mal bei uns sehen lassen. Adieu, mein Dirning — na, was ist Dir denn?"

Erika umschlang mit beiden Armen ihren Vater und versteckte ihr Gesicht an seiner Schulter. „Nichts, Vater, leb wohl!"

Der Inspektor nahm die Mütze vom Nagel, knöpfte den Flauschrock zu, nahm den Krückstock aus der Ecke und stampfte mit schwerem Schritt aus der Thür. Auf dem Tritt vor der Thür blieb er stehen und blickte mit scharfem Auge umher.

Es war ein schöner Morgen, klar der Himmel und klar die Luft. Ein frischer Morgenwind blies keck in den Bart des alten Herrn, der strich sich vergnügt denselben und betrachtete dabei aufmerksam den großen Wirtschaftshof, auf dem sich eben die Leute zur Arbeit bereit machten.

„Was haben denn die Kerls heute?" brummte er, als er sah, wie sich immer wieder Gruppen bildeten, in denen eifrig gesprochen wurde. Als er hinüberkam, wurde alles still, jeder ging an seine Arbeit.

Als die Wirtschaft in vollem Gange war, ging er den Leuten nach auf das Feld. Am Ende der Dorfstraße stand der Schmied vor seiner Thür.

„Morgen auch, Herr Inspektor! Na — haben Sie auch schon gehört? In Berlin ist es richtig losgegangen — Revolution und was weiß ich all!"

„Daß Dich!" Der alte Herr blieb verdutzt stehen. „Wer sagt's denn?"

„Jochen Stahl hat's gestern aus der Stadt mitgebracht."

„Das ist ja 'ne dolle Geschichte!" sagte der Inspektor. „Reden war ja viel, aber ich dachte nicht, daß Ernst daraus würde."

„Setzen Sie sich 'n bißchen zu mir," sagte der Schmied, auf die Bank vor dem Hause deutend, „ich muß Ihnen das erzählen."

Nun berichtete er, was er wußte und fügte auch hinzu, daß gestern viel Leben im Krug gewesen, daß die Leute dort scharf getrunken, gesungen und gelärmt hätten bis tief in die Nacht.

„Dämlacks!" sagte der alte Herr lachend. „Denken, sie müssen nun auch Revolution machen. Nun haben sie weiter nichts davon als wahrscheinlich jeder einen tüchtigen Brummschädel."

Damit stand er auf, bot dem Schmied die Hand und ging.

Als die Leute draußen seine breite Gestalt auftauchen sahen, fuhren sie schnell auseinander und machten sich an die Arbeit. Nur einen Hofjungen erwischte er, der die Gelegenheit benutzt hatte, sich's im warmen Sonnenschein hinter dem Schlehdorngebüsch der Flurgrenze bequem zu machen.

„Ausschlafen kannst bei Nacht, mein Sohn," sagte er und zog dem Bestürzten einen sanften Hieb über die Schulter.

Er stand eine Weile bei den Leuten und sah aufmerksam den Pflügern zu, die in langer Reihe mit ihren Pferden dahinschritten, ging hinüber nach dem Wege, wo ein Teil der Leute Besserungsarbeiten ausführte, und untersuchte dann die Wintersaat, ob sie sich gut bestockt und nicht vom Frost der letzten Wochen gelitten habe.

Die Leute die ihn da stehen sahen, stießen sich an. „Was ‚Er' wohl dazu sagen wird!"

„Ach, der hält's auch mit der Herrschaft, die Sort' hat's all hinter den Ohren."

Ein Jüngerer lachte. „Na, wer seine Tochter zur gnädigen Frau machen will, muß sich ja auch zu den Vornehmen halten."

„Glaubst Du, daß er's weiß?"

„J woll — und was wird ihm denn der adelige Schwiegersohn nicht gefallen! Hätt' man beizeiten steuern sollen, dann hätten wir's jetzt besser." —

Zur Frühstückszeit ging der alte Herr nach Hause. Es schmeckte ihm weniger als sonst, wenn sein Kind bei ihm saß, aber Erika war schon fort, so trank er denn einsam seinen kleinen Kümmel und aß sein Butterbrot dazu.

Der Postbote war inzwischen dagewesen und hatte die Zeitung gebracht. Nach dem Frühstück griff der alte Herr danach, setzte sich in den Lehnstuhl am Ofen und fing an zu lesen. Es war die erste Zeitung, die nach den Berliner Märztagen wieder hierher gelangte; vorsichtig, aber doch ziemlich wahrheitsgetreu waren die Ereignisse der letzten Tage darin geschildert. Dem alten Herrn ging die Pfeife aus, seine Stirn rötete sich, seine Adern schwollen an, er war plötzlich mit dabei, focht mit in den Straßen, stand wieder wie Anno 13 zu seinem Könige mit Gut und Blut — Brelitz mit allem, was darin war, war für eine Stunde vergessen.

Plötzlich schreckte er auf.

Ein wüster Lärm war an sein Ohr gedrungen, ein Geräusch wie von vielen durcheinanderrufenden Stimmen. Die Zeitung entfiel seiner Hand.

Eine einzelne kraftvolle Männerstimme löste sich aus dem Gewirr und redete laut und eindringlich. Tobender Lärm scholl hinterher. Der alte Herr sprang zum Fenster.

Vor der Thür des Herrenhauses war ein Haufe

Männer versammelt, die Arbeiter von Brelitz; finster und trotzig standen sie vor der Treppe, hinter ihnen in weitem Halbkreis die Frauen und Kinder. Der sonst so stille Platz war belebt von aufgeregten, drohenden Menschen. Auf den untersten Stufen der Treppe stand hochaufgerichtet eine Männergestalt, dem Hause den Rücken zukehrend und zu den Leuten redend. Der Platz auf der Terrasse war leer.

Mit einem Blick hatte der alte Herr dies alles überschaut, er sprang zur Thür, riß die Mütze vom Haken und trat auf den Tritt hinaus.

Drüben erschien in diesem Augenblick Franz, der Diener, unter der Glasthür. „Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen, sie ist krank und wünscht ungestört zu bleiben," rief er den Leuten zu.

Der Mann auf der Treppe — es war Martin Schmidt — sprang empor. „Sag' Deiner gnädigen Frau —"

Ein Wutgebrüll unterbrach ihn. „Die Dirn raus!" scholl es aus allen Kehlen. „Gutwillig — oder — —"

Die Fäuste hoben sich, mitten aus der Menge flogen plötzlich ein paar schwere Steine gegen die Fenster des Herrenhauses, in Scherben splitterten diese zusammen. Einen Augenblick herrschte Stille, dann wandten sich plötzlich aller Augen dem Wirtschaftshause zu.

„Was geht hier vor?" donnerte die gewaltige Stimme des alten Inspektors, und diese Stimme, der zu gehorchen sie durch viele Jahre gewöhnt waren, verfehlte auch jetzt ihre Wirkung nicht.

Die Fäuste sanken herab, unsicher blickten die Männer einander an. Martin aber war weit genug gegangen, um nicht mehr zurück zu können.

„Steht es so?" höhnte er. „Laßt Ihr Euch wieder ins Bockshorn jagen? Dann geht nur und trottet weiter, laßt Euch schinden und plagen, friert und hungert, soviel Ihr Lust habt, wenn Ihr nicht die Courage habt, was zu wagen."

Zögernd standen die Männer, das Fenstereinwerfen, dazu das Erscheinen des Inspektors hatte viele ernüchtert.

„Was geht hier vor?" rief es da zum zweiten Male, aber schärfer und drohender.

Martin stieg entschlossen von der Treppe. „Kommt," rief er, „wollen dem Inspektor unsere Meinung sagen, er kann's seiner Herrschaft ausrichten."

Der ganze Haufe machte kehrt und schwenkte dem Wirtschaftshause zu. Martin trat vor.

„Herr Inspektor," begann er, „wir Arbeiter von Brelitz haben untereinander ausgemacht, daß wir uns solche Behandlung, wie hier Mode ist, nicht gefallen lassen wollen. Wir wollen mehr Freiheit, mehr Lohn, mehr Deputat. Vor allem aber verlangen wir, daß das Mädchen herausgelassen wird, das ist eine Sünde und Schande und ein Verbrechen, daß die arme Dirn eingesperrt ist. Wir fordern das all im guten, richten Sie es der gnädigen Frau aus; wenn es aber nicht im guten geht, so nehmen wir uns unser Recht mit Gewalt."

Der Inspektor hatte ihn ruhig ausreden lassen, jetzt schob er mit einem Ruck die Mütze hintenüber.

„Vor allem, mein Sohn," sagte er dann langsam und bedächtig, „möchte ich mal wissen, wie Du dazu kommst, hier den Sprecher zu machen. Du redest für die Brelitzer Arbeiter und bist doch selbst keiner von ihnen."

Dunkelrot schoß das Blut in des jüngeren Mannes Gesicht. „Ich bin aus Brelitz und stand dort im Dienst, ungerecht bin ich fortgejagt worden."

Der alte Herr wiegte den grauen Kopf. „Es war ja für Dich schlimm, aber nach unsern Landesgesetzen war die gnädige Frau in ihrem Recht. Du bist entlassen und bist jetzt nicht mehr Brelitzer Arbeiter."

„So — die gnädige Frau war wohl auch in ihrem Recht, als sie die alten Leute weggejagt hat und die arme Dirn, die nur aus Not das Holz genommen, so lange einsperrt? Hätte sie mich damals heiraten lassen, alles wär' gut gewesen."

„Ich will Dir mal was sagen, Martin Schmidt. Im ganzen haben die Leute wohl Grund zur Klage, aber wenn sie man noch 'n bißchen ausgehalten hätten, so wär's mit der Zeit wohl besser geworden. Du aber brauchst nicht mit Deinen eigenen Geschichten dazwischen zu kommen, Du solltest Dich was schämen, die andern gegen die Herrschaft aufzuhetzen — schweig still, ich weiß, daß bloß Du es ihnen in den Kopf gesetzt hast. Du hast einen Haß seit der Zeit, da aus Deiner Heirat nichts wurde. Das ist aber unrecht — schweig!" donnerte er plötzlich, „ich sage: unrecht ist es, daß Du diesen Haufen Dämlacks anstiftest, Dir zu helfen, das Mädchen loszukriegen. Du hättest mit Deiner Heirat ganz gut noch ein paar Jahre warten können oder, wenn es durchaus nicht anging, Dir das Mädchen aus dem Kopfe schlagen sollen — das wäre viel besser gewesen, als solche Geschichten anzufangen."

Martin Schmidt stieg langsam die Stufen herauf. „So?" sagte er, „ich soll mir mein Mädchen aus dem Kopfe schlagen. Haben Sie das Ihrer Tochter auch gesagt, Herr Bohm, daß sie sich den adeligen Bräutigam aus dem Kopfe schlagen soll?"

Der alte Herr blickte starr in die funkelnden Augen des Mannes. Der lachte auf und wandte sich zu den Leuten. „Seht Ihr, da ist Euer Herr Inspektor still — klug reden kann er, aber nichts für Euch thun. Und doch wär' uns allen geholfen, wenn die Inspektorstochter nicht die Liebschaft mit unserm Baron hätt'!"

Da kam Leben in den alten Herrn. Mit gewaltiger Faust fuhr er dem Burschen ins Genick. „Du infamer Bengel! Willst Du mal mein Kind aus dem Spiel lassen!"

Vergeblich mühte sich Martin, die eiserne Hand abzuschütteln, sie rüttelte ihn hin und her, er wehrte sich, drang auf den Inspektor ein, einen Augenblick war ein wüstes Handgemenge — dann — sie standen dicht an der Treppe — der alte Herr mochte fehlgetreten sein, plötzlich wankte er, im nächsten Augenblick stand Martin allein auf dem Tritt, das weiße Haupt des alten Mannes schlug unten gegen den Steinpfeiler des Treppengeländers, dann blieb seine Gestalt regungslos liegen.

Ein vielstimmiger Schrei erscholl, dann wurde alles totenstill.

Oben auf dem Tritt stand Martin Schmidt, aschfahl im Gesicht, ein ungeheurer Schrecken war auf ihn wie auf alle anderen gefallen.

Aus dem Haufen sprang entschlossen der kleine Brack vor, er hob den Kopf des alten Mannes empor und bettete ihn auf seinem Schoß, sanft und zärtlich wie eine Mutter.

„Das habt Ihr nun davon — na, was kuckt Ihr denn, Ihr Frauensleut', hol einer Wasser und alte Leinwand."

Über das weiße Schläfenhaar rannen einzelne Blutstropfen. Johann zerrte sein rotbaumwollenes Tuch vom Halse und wischte das Blut ab. Am Hinterkopf war die Wunde, sie blutete stark.

„Na, nun faßt an, Manns," befahl jetzt der Kleine, und aus dem Haufen Männer, die eben noch trotzig und feindlich hierher gezogen, streckten sich zwanzig Arme zugleich aus. Der Kranke wurde auf sein Bett getragen, einige ältere Frauen holten Wasser und bemühten sich so lange, bis endlich die Lider des alten Mannes sich müde hoben und ein unsicherer Blick seine Umgebung streifte.

Brack zog unterdes ein Pferd aus dem Stalle und schwang sich darauf. In seinem beschränkten Kopfe war nur ein Gedanke: „uns' Mamselling!" und diesem folgte er wie ein treuer Hund den Spuren seines Herrn. So trabte er denn bald auf seinem Klepper in der Richtung nach Mahlow davon.

XIII.

Erika war um die Frühstückszeit hinübergewandert nach Mahlow, um halb elf Uhr hielt der Wagen des Pastors vor der Thür, der Pastor geleitete seinen jungen Gast an denselben und nahm dort mit ernstem Händedruck Abschied. „Geh mit Gott, Kind."

Seine Tochter Frieda sah mit Spannung und Neugierde zu, sie zerbrach sich den hübschen Blondkopf gewaltig über den Zweck dieser geheimnisvollen Reise nach Kiekpusch. Aber niemand hob den Schleier des Geheimnisses, und sie kehrte seufzend ins Haus zurück.

Es fuhr sich gut durch die sonnige Landschaft. Das helle Licht zeigte trotz des winterlichen Ansehens der Fluren schon Farben: braunen Acker, grüne Saat, gelbliche Wiesen, dazwischen hie und da ein blitzendes Wasser, blau herüberdunkelnde Wälder, an dem tiefen Blau des Himmels ein paar langsam ziehende weiße Wolken.

Eine Stunde waren sie gefahren, da rückten die Wälder dichter heran und schlossen sich vor ihnen zusammen, nur geteilt durch den Fahrweg, der hineinführte. Die Buchen waren noch kahl, aber goldene Lichter warf die Sonne durch das wirre Geäst, zart wie Spitzenmuster lag der Schatten der Zweige auf dem weißen Wege. Es regte sich schon tief innen im Walde, hie und da riefen Vogelstimmen und klangen oftmals fröhlich zusammen. Erika richtete sich empor, sie hatte bisher wenig auf ihre Umgebung geachtet, die Stimmen in ihrem Innern hatten zu laut gesprochen; jetzt zog eine Frühlingsahnung warm durch ihr Herz, geweckt durch den hellen Sonnenschein und die rufenden Vögel. Sie bekam ein Gefühl von Mut und Kraft, und sie brauchte es, denn der Weg lief jetzt ins Freie. Von dunklem Waldkranz umgeben, tauchte ein großer See auf, ein breiter Fahrdamm mit eisernem Thor, rechts und links von zwei Sandsteinlöwen bewacht, führte auf eine Insel, und auf dieser erhob sich ein stattliches Schloß im Tudorstil, das seine weißen Mauern in den blauen Fluten spiegelte. Schloß Kiekpusch, das Schloß seiner Väter — sie betrat es zum ersten Male, um ihm sein Wort zurückzugeben und dann auf Nimmerwiederkehr zu scheiden.

Der Wagen fuhr auf dem Damm dahin, Erika blickte den Schwänen nach, die langsam im Sonnenschein auf dem Wasser dahinzogen, dann wanderte ihr Auge weiter, das Bild, das sie nur einmal sah, ganz zu erfassen. Hinter den Baumwipfeln am Nordrande des Sees ragte ein plumper Kirchturm in die Luft, aus unsichtbaren Häusern wirbelte blauer Rauch empor, Hundegebell, das Krähen der Hähne und lachende schreiende Kinderstimmen drangen herüber — das war der große Wirtschaftshof und das Dorf Kiekpusch, das dort, ein Stück vom Schlosse entfernt, am Rande des Waldes lag.

Ein Diener öffnete den Schlag des Halbwagens, Erika stieg aus. „Ist der Herr Kammerherr zu sprechen?"

Der Mann verneigte sich. „Der Herr Baron sind zu Hause. Wen habe ich die Ehre zu melden?"

„Fräulein Bohm aus Brelitz."

„Sehr wohl. Darf ich bitten, einstweilen hier einzutreten." Er führte sie durch eine weite Halle in ein großes, dunkelgetäfeltes Zimmer, schloß die Thür und sie war allein.

Ihr Herz schlug stürmisch. Jetzt war die Entscheidung da. Wenige Minuten noch, und sie stand vor dem Haupte der Familie, um die Freiheit für Hans Bernhard zu bringen. Wie würde der Kammerherr sie aufnehmen? Es ward ihr beklommen zu Mut, ihre ruhige Natur war in Aufruhr, das Blut stieg ihr langsam in die blassen Wangen, und ihre Augen wurden dunkel und feucht.

Die Thür öffnete sich wieder. „Der Herr Baron lassen bitten," sagte gedämpften Tones der Diener und schritt geräuschlos die teppichbelegte Treppe hinan. Erika folgte mit einem Gefühl der Erleichterung, sie hatte immer noch gefürchtet, der Kammerherr werde sie nicht empfangen können.

Vor einer braunen Flügelthür blieb der Diener stehen und öffnete. Sie trat ein.

Aus dem breiten Lehnsessel vor dem Schreibtische erhob sich der Majoratsherr und trat ihr freundlich entgegen.

„Guten Tag, mein liebes Fräulein," sagte er, ihr die Hand reichend, „wie geht es in Brelitz? Ist der Papa wohlauf?"

Er geleitete sie zu dem kleinen Ecksofa und nahm ihr gegenüber in einem Lehnstuhl Platz.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er mit vornehmer Höflichkeit das Mädchen. „Ich nehme an, daß eine besondere Angelegenheit Sie zu mir führt.“

Erika zögerte — es war schwerer als sie gedacht hatte. Sie hob den Blick und blickte ängstlich in das schmale Aristokratengesicht ihr gegenüber. Die Brüder sahen sich nicht ähnlich, der Kammerherr hatte die feinen Züge der Mutter und nach allem, was Erika gehört, auch deren Geistesrichtung geerbt, Hans Bernhard artete mehr dem derben Vater nach. Ein gutgepflegter blonder Bart hing dem Kammerherrn in zwei langen Zipfeln auf die Brust herab, er pflegte oft im Gespräch mit der mageren Hand darüber zu streichen. Die Augen waren halb von schweren Lidern bedeckt, was dem Antlitz einen müden Zug gab.

Erika faßte sich zusammen. „Sie sind wohl kaum davon unterrichtet, Herr Baron, daß ich — daß wir — daß Ihr Herr Bruder mich gebeten hat, seine Frau zu werden und ich eingewilligt habe, daß wir also Verlobte sind.“

Ein schnelles Rot stieg in das vornehme Gesicht des Kammerherrn. „Nein, in der That, ich wußte nichts — ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß ein Verlöbnis, zu dem ich als Haupt der Familie nicht meine Zustimmung gegeben, in meinen Augen nicht besteht.“

Erika sah ihn ernst an. „Es war dadurch wie durch den Umstand, daß mein Vater unserer Absicht entschieden entgegentrat, kein öffentliches Verlöbnis, für uns beide aber ebenso bindend wie jede andere Verlobung vor einer Menge Zeugen.“

„Mein Fräulein —“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ich bitte, erst aussprechen zu dürfen.“

Er wurde aufmerksam und blickte das klar und ruhig sprechende Mädchen prüfend an.

„Ich kenne Hans Bernhards Charakter genau und weiß, daß ich unter allen Umständen auf ihn bauen könnte. Nun sind aber Ereignisse eingetreten, die mich zu dem Entschluß gebracht haben, mich von Hans Bernhard zu trennen.“

Sie schwieg einen Augenblick, tief atmend. Der Baron kam ihr zu Hilfe.

„Und diese Ereignisse?“

Das Wort schloß ihr das Herz auf. Sie schilderte ihm die Zustände in Brelitz, wider Willen ward sie fortgerissen, immer lebhafter, immer beredter sprach sie von der Not der Leute, von ihrem Vertrauen zu Hans Bernhard, von ihrem eigenen Kampf und endlichem Entschluß.

„Ich will nicht, daß so viele leiden um meinetwillen, ich will nicht zwischen Hans Bernhard und seine Lebensaufgabe treten, und deshalb, Herr Baron, bin ich gekommen und möchte Sie nun bitten, Hans Bernhard dies alles zu sagen“ Sie zog einen schmalen Ring vom Finger. „Ich gebe ihm Wort und Ring zurück und lege ihm als letzte Bitte ans Herz, daß er sich allezeit derer treu annehmen möge, die Gott in seine Hand gegeben hat.“

Sie stand auf, auch der Baron erhob sich. Sein bleiches Antlitz war gerötet, und mit Erstaunen sah Erika, daß die blauen Augen sich weiter und weiter aufthaten und daß ein starker, feuriger Geist aus ihnen blickte. Sie wagte ihre letzte Bitte.

„Und nun noch eins, Herr Baron. Dies alles, was ich Ihnen gesagt habe, hätte ich ebenso gut Hans Bernhard schreiben können, aber ich habe noch eine Bitte. Ich fühle mich mitschuldig an dem, was in Brelitz geschehen, und möchte gern einiges wieder gut machen. Ich bitte für die armen vertriebenen Leute, die freund- und heimatlos sind, haben Sie nicht einen Platz für dieselben?“

Ein großer, freundlicher Blick aus den blauen Augen traf das Mädchen. „Dafür will ich sorgen, verlassen Sie sich darauf; in den nächsten Tagen schon schicke ich nach Mahlow, sie holen zu lassen.“

Erikas Augen wurden heller. „Ich danke Ihnen sehr,“ sagte sie. „Und nun will ich gehen, Herr Baron, mein Wagen wartet.“

Hochaufgerichtet trat der Kammerherr näher. „Mein verehrtes Fräulein,“ sagte er mit Wärme, „ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, wie groß meine Hochachtung für Sie in dieser Stunde ist. Ich bedaure —“ er nahm ihre Hand sanft in seine beiden — „daß die Verhältnisse nicht anders liegen, und es Hans Bernhard nicht möglich gemacht ist, eine Frau zu besitzen, deren wahrhaft adelige Denkungsart ich erkannt habe. Nehmen Sie dies Bewußtsein meiner Verehrung mit sich.“

Erikas Herz schlug hoch auf, ihr Blick verschleierte sich. Da ward hastig an die Thür geklopft.

„Unten ist ein Mann aus Brelitz, der dringend Fräulein Bohm zu sprechen verlangt,“ berichtete der Diener.

Erika erschrak, da mußte etwas geschehen sein. Der Kammerherr las ihr die Sorge vom Gesicht. „Der Mann soll herkommen,“ befahl er.

Ein beflügelter Schritt kam die Treppe herauf, Erika erkannte ihn gleich, es war Bracks Gang.

Der kleine Mann trat ein, als er aber den Kammerherrn erblickte, ward er verlegen, drehte die Mütze in den Händen, sah mit unruhigen Augen von einem zum andern, sagte aber kein Wort.

„Kommt Er, mich zu holen?“ fragte Erika.

Der kleine Mann nickte.

„Ist etwas passiert in Brelitz,“ fragte der Kammerherr.

Brack sah ihn ungewiß an und lachte dann verlegen. „O — nicks nich, gnedigst Herr.“

Aber Erika kannte ihn besser, sie sah ihn fest an. „Nun antworte Er mal genau auf das, was ich frage. Schickt Ihn der Herr Inspektor?“

„Ne — ich bin allein gekommen.“

„Wo ist mein Vater?“

„Zu Hauf'.“

„Weiß er, daß Er hier ist?“

Das pfiffige Gesicht des kleinen Mannes nahm einen sorgenvollen Ausdruck an. „Ne — e,“ sagte er zögernd.

Erika las die geheime Angst in dem Gesicht. „Was ist mit meinem Vater? Ist er krank?“

Brack nickte.

„Was fehlt ihm?"

Wieder ein unsicherer Blick nach dem Kammerherrn. „Er hat sich den Kopp gestoßen."

„Liegt er zu Bett?"

„Ja — Schmidtsch ist bei ihm."

Erika wußte genug. Sie empfahl sich rasch und stieg die Treppe hinunter. Brack schwang sich neben den Kutscher auf den Wagen, schnell setzte sich Erika zurecht und fort ging es.

Ihr Herz war voll Angst und Sorge. Sie hatte nach und nach von Brack alles herausgefragt, still und bleich saß sie auf dem Wagen, ihr ganzes Denken gipfelte in der einen Frage: „Lebt er noch?" Die dicken, behaglichen Braunen des Pastors krochen wie Schnecken dahin, sie hätte Flügel haben mögen, um rasch daheim zu sein, sie strebte nur vorwärts, und hatte keine Gedanken mehr an das, was vorhergegangen, an das, was um sie vorging, ihre ganze Seele war bei ihrem alten Vater.

Endlich rasselte der Wagen vor das Wirtschaftshaus. Wie ausgestorben lag der Platz. Erika stieg mit schweren Knieen ab und trat ins Haus. Drinnen Flüstern und Raunen, im Wohnzimmer standen zwei Frauen mit ängstlichen Mienen, aus der Thür zum Schlafzimmer trat der alte Arzt.

Sie ging auf ihn zu. „Wie steht es?" fragten ihre groß aufgeschlagenen Augen ebenso wie ihr Mund.

„Besser als ich dachte, liebes Fräulein. Der Papa hat eine tüchtige Wunde, die stark geblutet und ihn für einige Zeit betäubt hat. Jetzt ist er wieder bei Besinnung und wartet auf sein Töchterchen."

Ein tiefer Atemzug hob Erikas Brust, wie eine schwere Last fiel es von ihr. „Gott sei Dank!"

Sie trat in das Krankenzimmer. Als der alte Herr sein Kind erkannte und ein mattes Lächeln sich über sein blasses Gesicht breitete, seine müden Augen heller wurden, da löste sich auch die Spannung in Erikas Seele, und ein Strom erlösender Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Nicht weinen, mein Dirning, nicht weinen, wird all wieder gut," sagte der alte Mann und streichelte mit matter Hand ihr dunkles Haar.

XIV.

Am nächsten Tage ruhte die Arbeit in Brelitz. Die Leute gingen unruhig und gedrückt umher. Martin Schmidt war verschwunden. Der alte Statthalter war in großer Sorge. Er hatte die gnädige Frau sprechen wollen, war aber abschläglich beschieden worden. Sie war durch die Aufregung des vorhergehenden Tages von neuem erkrankt. Jetzt wollte Snut bis zu Mittag auf Bescheid warten und dann, wenn keiner kam, die Leute nach bestem Wissen zur Arbeit anstellen.

Eine trübe Stimmung lag über dem Dorfe. Der Rausch war schnell verflogen. Die Leute waren zu sehr an verständige Führung gewöhnt, zu wenig gewohnt, sich selbst überlassen zu werden, sie waren haltlos geworden wie ein Kapitän ohne Schiff und Steuermann. Dazu war ein trüber Tag heraufgezogen, ein feiner Regen fiel hernieder, die Luft war schwül und dunstig.

Gegen Abend war ein Lärm im Herrenhause, Durcheinanderlaufen und Rufen, eine geheimnisvolle Unruhe, die sich fortpflanzte das ganze Dorf entlang. Jeder wußte, es war etwas geschehen, niemand wußte was, bis endlich die Kunde kam: die Baronin ist vom Schlage gerührt worden.

Auch Erika hatte wahrgenommen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, aber sie kümmerte sich nicht viel darum, sie hatte genug mit ihrem Kranken zu thun. Sie hatte eine sorgenvolle Nacht hinter sich, aber der neue Morgen hatte ihr Trost gebracht, es ging besser mit ihrem Vater, der Doktor hatte es bestätigt und sie ein wenig ausgescholten wegen ihrer Angst.

Gegen sieben Uhr des Abends hörte sie, daß es an die Thür des Vorderzimmers klopfte. Als sie leise aufgestanden und hinausgetreten war, fand sie die Jungfer der Baronin vor. Das Mädchen sah blaß und erregt aus.

„Der Herr Inspektor ist wohl nicht zu sprechen?" fragte sie.

Erika verneinte.

„Ach, Fräulein," bat das Mädchen, „könnten Sie denn nicht einmal herüberkommen? Frau Baronin ist ja so krank — die Leute sagen, der Schlag hat sie gerührt. Wir wissen nicht, was wir thun sollen."

Erika besann sich. Ihr Vater war noch matt, aber außer Gefahr, er schlief augenblicklich. Sie rief die Frau, die seit gestern bei ihr war, herein, nahm ein Tuch um die Schultern und ging mit.

Einem Haufen schreck- und angsterfüllter Menschen ist es schon Trost und Beruhigung, wenn eine gelassene Natur unter sie tritt und die Zügel in die Hand nimmt. Der bloße Gedanke, der Verantwortung überhoben zu sein, richtet auf.

Nach dem Arzt war schon ein Wagen geschickt, Erika ließ sich zu der Kranken führen.

Mit geheimem Zagen betrat sie das Zimmer. Die alte Frau lag keuchend im Bette. Erika trat zu ihr. Ein paar unruhig flackernde Augen wandten sich ihr zu.

„Man hat mich hierhergerufen," begann Erika mit sanfter Stimme, „könnte ich Ihnen vielleicht irgendwie nützlich sein?"

Der Blick in den Augen der Kranken wurde noch unruhiger, der Ausdruck des Gesichts qualvoller, sie mühte sich sichtlich, zu sprechen, bewegte heftig die linke Hand, aber nur gurgelnde Laute wurden vernehmbar.

Erika stand unschlüssig. „Soll ich nach Kiekpusch schicken?"

Die Züge glätteten sich, die Kranke nickte.

Erika ging wieder hinaus, ließ sich von dem Diener Papier bringen und schrieb einige Zeilen an den Kammerherrn, während auf ihr Gebot hin ein Knecht das beste Reitpferd sattelte und sich reisefertig hielt. Dann sah sie noch einmal nach der

Kranken, ließ Eis bringen und ihr den Kopf kühlen, und ging dann langsam nach ihrem Hause zurück.

Gegen Mitternacht rollte der Kiekpuscher Viererzug vor das Herrenhaus. Der Kammerherr traf den Arzt, der eben mit seinen Anordnungen fertig geworden war.

„Gehirn-Apoplexie mit Lähmung der rechten Körperseite," lautete sein Ausspruch. „Ein Leiden, was sich bei der Konstitution und Lebensweise der Frau Baronin früher oder später voraussehen ließ."

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte der Kammerher.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Gefahr ist bei einer solchen Störung immer vorhanden, doch hoffe ich, Frau Baronin wird dieselbe diesmal noch überwinden." —

Der Morgen brach grau und trübe an. In ganz Brelitz war nur eine Frage auf aller Lippen: wie geht es im Herrenhause?

Es ging besser. Die alte Dame erholte sich noch einmal, sie konnte bereits einzelne Worte sprechen. Der Kammerherr saß müde und überwacht am Schreibtisch der Kranken und schrieb hastig ein paar Briefe an seine Schwester und Hans Bernhard, als von zwei Seiten an die Thüren geklopft wurde. Auf sein Herein trat der alte Snut ein.

„Gnedigst Herr — die Leute —"

„Einen Augenblick," sagte der Kammerher und wandte sich der Jungfer zu, die an der anderen Thür stand. „Wünscht Frau Baronin etwas?"

Das Mädchen nickte. „Frau Baronin sind so unruhig, sie möchten den Herrn Kammerherrn sprechen, sofort, soll ich bestellen."

Der Kammerherr stand auf. „Wart' Er ein paar Minuten," sagte er zu dem alten Mann, „ich komme gleich zurück."

Die Kranke war in der That unruhig, sie wendete das heiße Haupt in den Kissen hin und her. Als der Stiefsohn an ihr Lager trat, mühte sie sich zu sprechen.

„Die Leute — Revolte?" Sie sah ihn fragend an.

Er nickte. „Ich weiß alles, was vorgegangen."

Sie sah befriedigt aus. „Vernunft bringen — ordentlich sagen — arbeiten —"

„Sie meinen, Mama, ich soll sorgen, daß die Leute wieder an die Arbeit kommen."

Sie nickte. „Auch strafen," sagte sie deutlich, „dann arbeiten."

„Seien Sie ganz ruhig, ich sorge für alles. Fühlen Sie sich etwas besser, Mama?"

Ein schwaches Nicken war die Antwort, dann schloß sie befriedigt die Augen.

Der Kammerherr kehrte zurück und hörte den langen Bericht des alten Snut geduldig an. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das beste wird sein, Er beschäftigt die Leute heute vormittag so gut es geht. Ich will meinen zweiten Inspektor von Kiekpusch herüberkommen lassen, der mag dann in den nächsten Tagen sorgen. Auf heute nachmittag um zwei Uhr aber kann Er die Leute hierherbestellen, damit ich ihnen sagen kann, wie sie sich zu verhalten haben."

Der Alte drehte seinen Hut in den Händen, machte einen Kratzfuß und ging. —

Nach dem Frühstück ging der Kammerherr hinüber ins Wirtschaftshaus. Erika saß bei ihrem Vater, der bereits wieder aufgestanden war und etwas bleich und matt, aber im Wohlgefühl der wiederkehrenden Kraft im Lehnstuhl am Ofen saß. Der Morgensonnenschein lag hell auf den Wänden, im Weidenkäfig schmetterte der Kanarienvogel, und der alte, weißbunte Kater schnurrte behaglich am Ofen.

Ein lichtes Rot flog über Erikas Wangen, als auf ihr „Herein!" Baron Kiekpusch über die Schwelle trat. Der alte Inspektor wollte aufstehen, aber eine schmale, weiße Männerhand legte sich auf seinen Arm und drückte ihn sanft in den Lehnstuhl zurück.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Bohm," sagte der Kammerherr freundlich, „schonen Sie sich, bis Sie ganz gesund sind." Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

„Ich komme, lieber Herr Bohm, Ihnen mein Bedauern über die letzten Vorgänge auszudrücken. Sie sind durch so lange Jahre mit unserer Familie verbunden, daß wir jedes Unrecht, das Ihnen geschieht, als uns selbst gethan empfinden."

Er hielt ihm die Hand hin, der alte Mann umschloß mit seiner braunen Hand in festem, warmem Druck die dargereichte Rechte. Der Kammerherr wandte sich an Erika.

„Setzen Sie sich zu uns, liebes Fräulein; was wir zu verhandeln haben, sind Dinge, die auch Sie angehen."

Sie stand ohne Ziererei auf und nahm an seiner Seite Platz.

„Nun sagen Sie mir einmal aufrichtig, Herr Bohm, wie es möglich war, daß hier in Brelitz so etwas passieren konnte. Wie weit sind die Leute im Recht? — Denn daß sie ganz unrecht haben sollten, kann ich nicht glauben; wenn ein solcher Konflikt zwischen der Herrschaft und den Leuten ausbricht, so liegt die Schuld meistens auf beiden Seiten."

Der Inspektor nickte, sah aber verlegen aus.

„Sprechen Sie ganz ehrlich."

Da richtete sich der alte Mann im Sessel auf. „Das größte Unrecht ist auf seiten der Herrschaft," sagte er fest, „und es muß ganz anders werden in Brelitz, wenn nicht alles Vertrauen der Leute zu Grunde gehen soll."

Der Kammerherr strich sich den Bart. „So — nun, ich dachte es wohl, ich habe schon mancherlei darüber gehört. Sie müssen das aber am besten wissen; wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, so berichten Sie mir doch, bitte, einmal recht genau und eingehend über alles."

Der Inspektor zögerte. „Solange ich noch bei der Frau Baronin in Diensten stehe, spreche ich nicht gern über solche Sachen."

„Ich bin von ihr beauftragt, mit den Leuten zu verhandeln. Dazu muß ich vor allem klar sehen."

„Dann ist es etwas anderes." Nun begann der Inspektor seinen Bericht, offen, wahrheitsgetreu.

Der Kammerherr stand auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Als der alte Herr geendet, blieb er stehen.

„Ich bin Aristokrat von Geburt und Überzeugung, ich kann nicht annehmen, daß der Unterschied zwischen

den Ständen sich jemals ausgleichen könnte. Das liegt schon in der Verschiedenheit der Arbeit. Es werden immer Leute gebraucht werden, welche die rohe Kraft darstellen und die niederen Arbeiten verrichten, und es sind auch stets Leute nötig, die mit ihrem Geiste die andern leiten, die Arbeit teilen, gliedern und beaufsichtigen müssen. Leute, die eine völlige Gleichheit anstreben, sind Schwärmer, edel beanlagt vielleicht, aber unbrauchbar für das praktische Leben. — Aber ebenso sicher bin ich der Überzeugung, daß man da, wo solche Ausschreitungen wie die vorgestrige vorgekommen sind, nicht auf rechtem Wege ist, daß man keineswegs genug thut, wenn man sich darüber entrüstet, sie verabscheut und alle Schuld und alle Verantwortung den unteren Klassen aufbürdet. Ich bin der Meinung, daß, wenn die niederen Stände zur Gewalt greifen, die höheren einen großen Teil der Schuld tragen."

Er begegnete Erikas großem Blick und lächelte. „Sie wundern sich, mich so sprechen zu hören," sagte er. „Vielleicht denken nicht alle meiner Standesgenossen so, aber ich bin weit herumgekommen in der Welt und es lernt sich da mancherlei. Ich bin der Meinung, daß der Arbeiter von seinem Arbeitgeber vor allem in moralischer Beziehung abhängig ist. Wo ihm rohe Gewalt begegnet, setzt er auch Gewalt dagegen, steht ihm dagegen der Arbeitgeber als Vater gegenüber, der nicht dem Zufall oder dem größeren Besitz die Gewalt über ihn verdankt, sondern über ihn herrscht kraft seiner größeren Einsicht, Weisheit und Güte, so wird er sich diesem moralischen Einfluß sicherer beugen als der Knute, mit der ihn frühere Jahrhunderte ins Joch zwangen. Dies Verhältnis herzustellen ist die Pflicht dessen, der dem andern überlegen ist. Nun, Fräulein Erika, Sie sehen mich so an — sind Sie nicht einverstanden?"

„O doch," sagte sie errötend, „ich dachte nur an ein Wort, das ich einmal von Herrn Pastor Peters hörte, er nannte diese Pflicht: die Pflicht des Stärkeren."

„Das ist ein gutes Wort, ja, die Pflicht des Stärkeren dem Wehrlosen, dem Schwachen, dem Minderbegabten gegenüber, die müssen die höheren Stände lernen und üben, dann wird Frieden herrschen."

Der alte Inspektor nickte. „So war's unter unserm alten Herrn."

„So soll's, will's Gott, unter seinen Söhnen auch sein," sagte warm der Kammerherr, „ich hoffe, auch hier in Kiekpusch einiges ändern zu können. Wenn Sie mir helfen wollen —"

Aber der Inspektor schüttelte den Kopf. „Mit mir ist es hier zu Ende — hier wirtschafte ich nicht wieder."

„Unter solchen Verhältnissen wie bisher vielleicht nicht. Aber ich hoffe doch, die Frau Baronin zu einigen Änderungen bestimmen zu können. Wie mir der Arzt sagte, wird sie zwar, wenn sich der Schlagfluß nicht wiederholt, am Leben, aber gelähmt bleiben, so daß sie einer treuen Hilfe bedarf."

Aber der alte Herr schüttelte wieder. „Früher hätte ich es wohl gethan — jetzt geht's nicht mehr. Seit das vorkommen konnte zwischen mir und den Leuten, den Leuten, die ich doch von Kindesbeinen an kenne, ist es aus, sie haben kein Vertrauen mehr und ich auch nicht, und wo kein Vertrauen ist, da ist auch kein Respekt — nun geht es nicht mehr, Herr Baron."

Der Kammerherr sah fragend auf Erika, aber auch sie schüttelte langsam den dunklen Kopf. „Nein, Herr Baron, jetzt nicht mehr," sagte sie, während ein tiefes Rot in ihr Gesicht stieg. „Lassen Sie uns gehen — Sie finden wohl einen andern rechtschaffenen Beamten, und für meinen Vater ist es besser so."

Eine Pause entstand. „Nein," sagte der Baron, „das soll nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit sein. Wir sprechen noch darüber, aber erst, wenn die Verhältnisse klarer liegen."

Es klopfte an die Thür, der Diener erschien. „Herr Baron möchten die Güte haben, herüberzukommen, Frau Baronin sind so verändert."

Der Kammerherr nahm hastig seinen Hut und ging. —

Ja, die Kranke war verändert. Sie lag ganz still, das vorher so gedunsene, rote Antlitz war ganz farblos geworden, die Augen eingesunken, tiefe Schatten an den Schläfen und um den Mund. Ein Wagen jagte zum Arzt, gegen Mittag kam er, sein Gesicht wurde tiefernst.

„Der Schlagfluß hat sich wiederholt," sagte er. „Es ist meine Pflicht, Sie auf einen traurigen Ausgang vorzubereiten, die Gefahr ist sehr groß."

Der Baron antwortete nicht. Kein Liebesband fesselte ihn an die alte harte Frau, die todeskrank da drinnen lag — und doch, die Nachricht, daß ihr Ende nahe sei, daß sie vielleicht in wenigen Stunden hinübergehen sollte in das unbekannte Land, erschütterte ihn tief. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und die Hand, mit der er sich auf die Tischplatte stützte, wurde eiskalt.

„Wie lange kann es noch dauern?" fragte er heiser.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Einige Stunden, vielleicht auch einige Tage, die Lebenskraft der Frau Baronin ist groß, alle Organe sonst gesund, es kann unter Umständen noch acht Tage dauern."

Der Arzt ging, der Kammerherr war allein. Seine Gedanken waren bei der Sterbenden, und tiefes Mitleid füllte sein Herz; Mitleid mit diesem einsamen Sterben, diesem lieblosen Leben, mit der traurigen Lebensanschauung der Kranken, die keine Liebe gesäet und der nun niemand nachweinte. Jede Bitterkeit, die sie sonst in ihm erweckt, schwieg angesichts des Todes, er dachte nur daran, was für Schicksale die Arme wohl so hart, so selbstsüchtig gemacht haben mochten, und Vergebung zog in sein Herz.

XV.

Um zwei Uhr versammelten sich im Dorfe die Leute. Sie kamen ungewiß und zögernd, mit nicht ganz reinem Gewissen, was würde der Baron ihnen

zu sagen haben? Die jüngeren meinten zwar trotzig, sie wollten sich nicht einschüchtern lassen, aber den meisten war doch beklommen zu Mut.

Das Wetter hatte sich etwas aufgehellt, vom wolkigen Himmel kam dann und wann ein kurzer Sonnenblick, ein feuchtwarmer Wind hatte sich aufgemacht und trieb die Wolken vor sich her.

Endlich waren alle vollzählig beisammen, der alte Snut zog den Rockkragen höher. „Na, denn man vorwärts!" sagte er, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Das Herrenhaus lag still, die Thür war geschlossen, die Vorhänge auf der einen Seite waren niedergelassen. Der alte Statthalter stieg langsam die Stufen hinan, ehe er die letzte betreten hatte, öffnete sich die Glasthür, und der Kammerherr trat heraus. Er sah blaß aus, aber seine Augen überschauten mit festem Blick die Leute. Im Nu flogen alle Hüte und Mützen vom Kopfe.

„Guten Tag, Leute," sagte er mit kräftiger Stimme. „Setzt Eure Mützen wieder auf, es ist zugig und von den älteren möchte es einer oder der andere nicht vertragen."

Die Leute gehorchten. Der Kammerherr richtete sich zu seiner ganzen schlanken Höhe empor, strich über den Bart und stieg die Hälfte der Treppe hinab.

„Ich habe Euch rufen lassen," begann er, „um Euch an Stelle der Frau Baronin zu antworten auf das, was Ihr gefordert habt. Ich habe mich nach allem erkundigt und weiß, daß Euch unrecht geschehen ist. Alles, was Euch fehlt, soll Euch werden und jede vernünftige Forderung gewährt werden. Eure Wohnungen sollen ausgebessert und dicht gemacht werden, morgen soll Holz gefahren und jedem davon zugemessen werden. Wem es an Brotkorn oder Futter für sein Vieh fehlt, der kann sich bei mir melden. Ihr könnt also sehen, daß ich es gut mit Euch meine, und nun sollt Ihr auch hören, was ich von Eurem Betragen denke." Er trat einen Schritt vor, und seine Stimme wurde stärker.

„Über vierzig Jahre ist Brelitz im Besitze meiner Familie. Die älteren unter Euch sind mit meinem Vater jung gewesen und mit ihm grau geworden, die jüngeren sind unter ihm aufgewachsen, siebenunddreißig Jahre lang hat er für Euch gesorgt wie ein Vater — habt Ihr das alles vergessen in den paar Jahren, in denen es Euch nicht so gut ging wie bisher? Frauenhand ist nicht Männerhand, ich weiß wohl, Ihr habt manches zu leiden gehabt, aber konntet Ihr Euch nicht in Geduld fassen? Und wenn die Not zu groß wurde, warum wandtet Ihr Euch nicht an mich, warum zogt Ihr wie eine Horde wilder Tiere vor das Haus hier, um eine alte, kranke Dame zu schrecken, bis das letzte kam und Ihr Hand legtet an den alten Mann, der Euch zeitlebens ein treuer Führer gewesen. Ist das ein Betragen von ehrlichen Männern? Wenn Ihr wollt, daß man Euch besser behandeln soll, daß ich zu Euch sprechen soll, wie ein verständiger Mann zu anderen, so müßt Ihr Euch besser betragen. Nicht mit Gewalt, sondern in gemeinsamer treuer Arbeit erreichen wir es, daß es besser werde. Wir müssen einander vertrauen und jeder seine Pflicht thun, wie es in der Ordnung ist. Nun geht und besinnt Euch, ob ich nicht recht habe. Überlegt Euch, ob Ihr behandelt sein wollt wie Aufrührer, die man nicht auf seinem Grund und Boden duldet, oder wie verständige Männer, die ihr Unrecht einsehen. Geht und beratet Euch miteinander, ob Ihr treu und fleißig Eure Arbeit aufnehmen wollt, dann soll alles gut sein. Seid Ihr einig, dann kommt und sagt mir, wie Ihr's meint."

Er wandte sich kurz um, stieg die Treppe hinauf und trat ins Haus.

Die Männer blickten unten sich betreten an, manch braunes Antlitz war dunkler geworden.

Krischan Stahl nahm den Hut ab, als wäre es ihm zu warm geworden, und strich sich über die spärlichen Haare. „Dunnerwetter — das hätt' ich doch nicht gedacht, daß 'n Mensch so reden könnt'!"

Sie gingen ein Stück abseits, die Dorfstraße entlang, neugierig traten ein paar Frauen hinzu. „Na, wie war's? Was hat er gesagt?"

Die Männer blickten sich an. „Wenn er's richtig so meint, wie er sagt —" begann zögernd einer.

Ein paar zogen den Rock zurecht. „Denn wär's wohl ganz gut," meinten sie.

„Mit seinem Vater hat er recht," sagte ein anderer.

„Wir haben aber auch recht, wenn wir uns nicht von der Ollschen schuhriegeln lassen wollen," rief trotzig ein jüngerer.

„Aber es soll ja besser werden."

„Wenn's man wahr ist!" Wieder schwiegen alle und blickten sich an.

Krischan Stahl schob den Hut hintenüber. „Na, versuchen könnt' man's doch mit ihm," sagte er patzig und stellte einen Fuß vor, „is doch 'n dolles Stück gewesen mit das Fenstereinschmeißen und zuletzt mit unserm Alten — darin hat er recht. Und wenn nicht Martin Schmidt so losgegangen wär' und Ihr wie 'ne Herd Hammel achter an — manche noch duner Weis' — denn wär's nicht so gekommen."

Viele von den älteren nickten. „Krischan hat recht — aber wie soll's nun werden?"

Krischan Stahl fühlte sich als Herrn der Situation. „Na, ich denk', das ist nun am besten, wir gehn nun noch mal hin und sagen ‚ihm' — er wies mit dem Daumen über die Schulter — „daß es uns leid thut und daß wir ordentlich arbeiten wollen — na, und denn, wenn er hält, was er verspricht, denn können wir's ja noch mal probieren."

„Na, denn man zu. Denn sag's ihm man, Krischan Stahl." —

Sie mußten diesmal eine Weile warten, bis der Kammerherr heraustrat. Er war bleicher als zuvor und sah mit unsicherem Blick auf die Leute hernieder.

Krischan Stahls größter Augenblick in diesem Leben war gekommen. Er nahm den Hut ab, scharrte eine merkwürdige Verbeugung und sagte:

„Na, wenn's denn so is, Herr, und wenn wir Holz kriegen, und wenn Sie meinen — denn thut's uns leid, und wir wollen weiter arbeiten."

Er erwartete Antwort, der Kammerherr aber schwieg einen Augenblick, dann nahm er gleichfalls den Hut ab, trat vor und sagte langsam, mit schwerer Betonung: „Ich habe Euch eine ernste Mitteilung zu machen: soeben ist die Frau Baronin gestorben.“

Tiefe Stille — wie ein lähmender Schlag fuhr die Nachricht hernieder. Dann hob sich eine Hand nach der anderen aus dem Haufen der Männer, die wenige Tage zuvor die Hand zur Faust geballt hatten, und nahm schweigend die Mütze ab, alte und junge Häupter senkten sich.

„Geht jetzt nach Hause, über das weitere sprechen wir später.“

Sie wandten sich zum Gehen und schritten die Dorfstraße hinab, still und langsam wie ein Totengeleit.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Vergessen.

Oft schalt dereinst der Lehrer ihn in ernstem Ton:
„Es ist fürwahr von Dir recht tadelnswert, mein Sohn!
Ich spare weder Zeit noch Müh' um Dich; indessen
Dein leichter Sinn, er lernt doch nur, um zu vergessen.“

Und weil der strenge Mann nie sprach ein leeres Wort,
Schlich sich so manches Mal der Knab' vom Spiele fort;
So manche Stunde ist er einsam, still gesessen
Und hat gar redlich sich gemüht im „Nichtvergessen“.

Schon lange ist ihm hin der Kindheit goldne Zeit;
Mit dunklem Fittich traf seither ihn oft das Leid
Und thöricht that er, was nicht thun er hätte sollen:
Die finstre Stirn verriet das innerliche Grollen.

Doch wenn darauf das Glück ein wenig ihm gelacht,
So hat des Leides er auch weiter nicht gedacht.
Dann rief er fröhlich aus: Ihr könnt es nicht ermessen,
Wie froh ich bin, daß gar so leicht ich kann vergessen!

Otto Doepkemeyer.

Auf diesem ungewöhnlichen Wege.

Humoristische Skizze von **F. H. von Jagory.**

„Und ich sage Euch, kein vernünftiger Mann wird sich auf solche Annonce melden!“ Mit diesen höchst energischen Worten unterbrach Fräulein Elly Hartwig das interessante Gespräch sämtlicher Kränzchenschwestern über Heiratsofferten.

Das war eine lustige Kränzchenschar, die bei der Frau Oberst Holfmann versammelt war. Sieben junge Damen, keine über die Zwanzig hinaus; wo so viel Frauenzünglein vorhanden sind, da giebt es selten eine Sprechpause. — Was wurde da nicht alles durchgenommen, — Uniform, Civil, Pferde, Studenten, Eisbahn, Sammetbaretts und Verlobungsgeschichten. Die letzteren sind doch immer die interessantesten und so war es auch heute. Schließlich kamen auch noch die Heiratsofferten an die Reihe und die allgemeine Frage, ob wohl dadurch glückliche Ehen zu stande kommen. Die jungen Damen waren im schönsten Zungengefecht über für und wider diesen ungewöhnlichen Weg, als Elly Hartwig mit den zuerst angeführten Worten energisch den Streit unterbrach.

„Nun, Elly,“ erwiderte eine lustig aussehende Brünette, Hedel von Mertz, auf die Rede, „auf die Brücke möchte ich denn doch nicht treten, wie mancher Mann hat sich darauf wohl gemeldet.“

„Aber kein wirklicher Mann,“ opponierte Elly zornig. „Höchstens einer, der überall Körbe bekommt, grundgarstig ist, oder mehr Schulden als Haare hat.“

„Halt, Elly, sei nicht so scharf,“ rief Klara von Korny, eine zierliche Blondine, über den Tisch, „ich kenne sogar ein Ehepaar, was sich so gefunden hat und recht glücklich ist.“

„Zufall,“ brummte Elly, wurde aber von den andern überstimmt, die allgemein wünschten, einen Versuch als Richter zu machen.

„Hurra!“ jubelte Hedwig von Mertz, „Kinder, das ist famos, wir setzen sofort eine Annonce auf, himmlisch, nicht? und im nächsten Kränzchen bei mir wird das Resultat bekannt gemacht; hört nur, ich hab' schon eins im Kopfe; also: Für eine junge Dame, Waise, aus feiner Familie, gänzlich alleinstehend, mit ziemlichem Vermögen, wird von Bekannten, die ihr eine Heimat wünschen, ein liebenswürdiger Mann auf diesem Wege gesucht. Herren aus guter Familie belieben sich bis 15. dieses Monats unter E. v. W. hauptpostlagernd zu melden. Studierte bevorzugt.“

Die jungen Damen fanden die Annonce prächtig, nur Elly Hartwig schüttelte energisch den Kopf. „Ich sage Euch, wenn Ihr dies thut, dann trete ich aus dem Kränzchen aus. Ihr solltet Euch schämen, so zu lügen und mit solchen ernsten Sachen Spott zu treiben; solange ich hier Mitglied bin, leide ich solchen Unsinn nicht.“ Dabei blitzten die blauen Augen der jungen Dame höchst energisch.

„Aber Elly, sei doch nur gut, es ist ja nur Spaß,“ begütigte Hedwig von Mertz die Erzürnte.

„Spaß,“ grollte Elly und verließ diesmal als erste das Kränzchen. — Elly Hartwig war Waise und lebte bei einer alten, griesgrämlichen Tante. Früh alleinstehend, hatte sie für ein junges Mädchen einen beinahe zu ernsten, fast möchte man sagen männlichen Charakter bekommen, dabei aber ein kindlich frommes Gemüt behalten. In ihren Augen war die Ehe eine so große, herrliche Sache, daß ihr jeder Scherz darüber unerlaubt schien.

Elly hatte kaum der lustigen Schar den Rücken gedreht, so ging der Unsinn wieder los. Die Heiratsofferte wurde aufgesetzt und abgeschickt. Am nächsten Tage stand sie fett gedruckt in der Zeitung. —

Acht Tage waren seit diesem Tage verstrichen und wieder sollte die lustige Kränzchenschar sich versammeln, diesmal bei Hedel von Mertz. Am Morgen des bestimmten Tages bekam Elly folgendes Billet:

„Liebste Elly! Tante von Ohls ist schon wieder auf der Gouvernantenjagd. Du könntest mir, da Du ja bei der

Hauptpost vorbei mußt, wenn Du zu mir kommst, einen Weg sparen und mir etwaige unter Chiffre C. v. W. hauptpostlagernde Briefe mitbringen. Komm nur zeitig, heute giebt es etwas sehr Lustiges.

Deine Hebel."

„Du lieber Himmel," dachte Elly kopfschüttelnd, „braucht Frau von Ohls schon wieder eine Gouvernante. Eine komische Dame; einerlei, was geht das mich an — aber die Briefe will ich wohl abholen."

So ging sie denn auf das Hauptpostamt, wo groß und breit stand: hauptpostlagernd, und fragte den Beamten, ob vielleicht Briefe unter C. v. W. eingegangen wären.

„O ja, 75 Stück," sagte der Beamte.

„75 Stück?" wiederholte Elly ganz entsetzt. „Es ist doch schrecklich, wie viel Erzieherinnen es jetzt giebt."

„Erzieherinnen!" lachte der Postbeamte und blickte Elly prüfend an, „so, so, also Gouvernanten, ich dachte, es wäre eine Heiratsgeschichte."

Elly wurde feuerrot und fast kamen ihr die Thränen in die Augen, als sie das Postgebäude verließ und unterwegs über den falschen Verdacht des Beamten, Gouvernantenfülle und Heiratsannoncen philosophierte.

Bei Hedwig war schon das ganze Komplott versammelt und Elly wurde mit Jubel empfangen. Hedwig bestürmte sie wegen der Briefe und als sie die 75 Stück erhielt, jubelte sie zu Ellys Verwunderung nicht allein, sondern die ganze Schar mit ihr laut auf.

„Ich begreife nicht, wie Ihr Euch über so etwas freuen könnt," versetzte sie zornig, „es ist doch furchtbar traurig, daß so viele Mädchen genötigt sind, sich ihr Brot selbst zu verdienen; Ihr wißt freilich nicht, wie das thut, sonst würden Euch die 75 Briefe keinen Jubel bereiten."

Statt jeder Antwort brachen die Damen in ein schallendes Gelächter aus. Nun riß Elly aber die Geduld. „Bin ich verrückt oder seid Ihr es?" rief sie ärgerlich.

„Keins von beiden, Herzenselly. Da setze Dich hin und nimm unsere Beichte gnädig an," rief Hebel von Mertz lachend.

Die ganze Gesellschaft kniete vor Elly hin und halb lachend, halb bittend sprudelte Hedwig von Mertz der verdutzten Elly die ganze Geschichte vor. Die arme Elly sah nun, daß sie von ihren lieben Kränzchenschwestern abscheulich hintergangen war. Ihr erster Gedanke war, auf und davon zu gehen, dann aber besiegte das allgemeine Bitten der Kränzchenschwestern ihr gutes Herz, und unter der Bedingung, daß dieser Scherz der letzte sein sollte, blieb sie und beschloß, das Resultat zu hören. Unter allgemeinem Gelächter wurden die Briefe vorgelesen und da kam denn ein solcher Blödsinn zu Tage, daß selbst die ernste Elly in das herzliche Lachen der andern mit einstimmte und triumphierend behauptete: „Seht Ihr wohl, es ist alles Schund!" — 74 Briefe, teils mit, teils ohne Photographie lagen schon eröffnet und belacht auf dem Tisch und mit tragisch komischer Miene hob Hedwig den letzten in die Höhe und rief:

„Nr. 75! Wer will den lesen? Gewiß wieder von so einem veredelten Schuster. — Kinder, die Handschrift sieht mir zu mystisch aus, den lese ich nicht! Wer liest ihn? — Zum ersten, zum zweiten und zum dritten!"

Der Brief flog in die Höhe und fiel auf Ellys Schoß. „Hurra! Elly muß ihn lesen," jubelte die ganze Gesellschaft. — Elly hielt gedankenlos den Brief in der Hand und betrachtete die Chiffre, ebenso gedankenlos öffnete sie ihn, legte ihn aber sofort wieder erschrocken hin.

„Elly, lies doch, Du mußt ihn lesen!" rief man von allen Seiten, und schließlich begann Elly:

„Hochverehrte Unbekannte!

Auf Wunsch meiner alten Mutter, die sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, dem Waisenkind Mutterliebe und Heimat anzubieten, sende ich Ihnen diese Offerte. Ich selbst bin ein Feind dieses ungewöhnlichen Weges, weil ich die Ehe viel zu hoch und heilig halte, um damit Scherz zu treiben, und weil ich auch diese Annonce für Scherz halte. Mein liebes Mütterchen behauptet aber steif und fest, das arme Waisenkind sehnte sich wirklich nach einem Heim und hier wäre es bittrer Ernst. — Nun gut! nehmen wir also die Sache ernst. Ich bitte Sie, haben Sie Vertrauen zu mir und wenn Sie eine Heimat wünschen, überhaupt Lust haben, einen Dr. med. kennen zu lernen, so bitte ich um umgehende Antwort unter v. H. 104."

Schon während dem Lesen war Elly durch verschiedene Ausrufe, als: „Der geht auf den Leim." — „Nein, muß das ein komischer Kauz sein, dem ist's bitter Ernst." — „Den wollen wir aber hineinlegen," unterbrochen worden, nach dem Schluß des Briefes ging aber ein wahres Kreuzfeuer los. — Elly starrte den Brief an. „Der arme Mensch," dachte sie, „der muß aber treuherzig sein."

Hedwigs Ausruf: „Den müssen wir zum Rendezvous einladen!" erweckte Elly aus ihrem Nachdenken.

„Hedwig," rief sie, „ich sage Euch aber, wenn Ihr dies thut, so habt Ihr es mit mir verdorben und ich trete aus Eurem albernen Kränzchen aus."

Die lustige Schar lachte. „Sieh, sieh, Elly," neckte Hebel von Mertz, „nun verteidigst Du ihn schon, er ist ja doch kein vernünftiger Mann, wie würde er sich sonst auf eine Annonce melden!"

Ärgerlich auf ihre lieben Kränzchenschwestern, ärgerlich auf sich selber, verließ Elly bald die lustige Schar.

Auf dem Heimwege grübelte sie über Nr. 75. „Wer mag es sein, wie mag er sein, und ob sie ihn wohl zum Rendezvous einladen? Ei gewiß, und dann lachen sie ihn tüchtig aus. Das darf aber nicht sein, ich glaube, er ist ein guter Mensch, da will ich ihnen einen Riegel vorschieben; aber wie? — Ach, wenn ich nur wüßte, wie ich dies ändern könnte." Schließlich kam die kluge Elly auf den Gedanken, dem Unbekannten zu schreiben. — Gedacht, gethan. — Die gute Elly schrieb:

„Geehrter Herr!

Sie haben auf eine unter C. v. W. inserierte Annonce eine Offerte eingesendet. Ich will Ihnen nur sagen, daß die Sache ein Scherz ist. — Wir sind sieben recht unnütze Kränzchenschwestern, die jede Woche eine Versammlung haben und dabei viel übermütiges Zeug sprechen und thun. Neulich sprachen wir über Heiratsannoncen und da wurde die Frage aufgeworfen, ob auf diesem ungewöhnlichen Wege etwas Vernünftiges zu stande käme. Es gab viel Für und Wider und besonders ich war entschieden dagegen. Ich behauptete, kein rechter Mann würde sich darauf melden. Hinter meinem Rücken wurde die Annonce eingerückt, und ich selbst holte sogar, ohne es aber zu wissen, angeblich Antworten auf ein Gouvernantengesuch, 75 hauptpostlagernde Briefe unter der Ihnen bekannten Chiffre ab. 74 Briefe gaben uns allen den Beweis, daß die Einsender die Annonce für Scherz hielten, der Ihrige machte eine Ausnahme. Sie scheinen es ernst zu nehmen. Ich beklage Sie, aber ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mann sich auf diesem Wege eine Frau suchen will. — Vergeben

Sie den übermütigen Scherz, er war von uns nicht bös gemeint. Sollte Sie aber irgend jemand auf diese Annonce hin zu einem Rendezvous einladen, so gehen Sie ja nicht hin, Sie würden nur ausgelacht werden.

Ein unfreiwilliges Komplottmitglied."

Elly atmete auf, als sie diesen Brief geschrieben, und trug ihn selbst zur Post. Gottlob, der war gewarnt.

Am andern Morgen stand ein schlanker, brünetter, junger Herr am Postschalter, an seinem Arm eine alte, gebrechliche Dame und fragte mit sonorer Stimme nach Briefen unter Chiffre v. H. 104.

Der Beamte reichte ihm einen hin. „Siehst Du, lieber Hans," sagte die alte Dame und blickte liebevoll in das Gesicht des jungen Mannes, „meine Ahnung hat mich nicht betrogen, die arme Waise sucht wirklich ein Heim."

Der junge Herr lächelte. „Mütterchen, ich glaube, Du machst Dir unnötige Illusionen, da, bitte, lies." Dabei hielt er ihr Ellys Briefchen hin.

Die alte Dame las und schüttelte energisch den Kopf. „Nichtsnutzige Mädel, aber die Schreiberin dieser Zeilen gefällt mir, scheint ein Prachtmädel! Hans, mein lieber Sohn, das ist Schicksalsfügung, willst Du nicht wieder schreiben?"

Der junge Herr lachte hell auf. „Liebstes Mütterchen, ist denn Dein Luftschloß noch nicht zerstört? Der Brief spricht mich ja auch, offen gestanden, sehr an, aber wo, um Himmels willen, soll ich mir die Schreiberin suchen?"

Die verwitwete Frau Rittergutsbesitzer Schwarz und ihr einziger Sohn, Dr. med. Hans Schwarz, schritten beide in lebhaftem Gespräch die alte Oderbrücke entlang. Die alte Dame beharrte eigensinnig, wie alte Damen oft sind, auf ihrem Wunsch, ihr Sohn sollte versuchen, die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen. Vergeblich bemühte sich der junge Doktor mit seiner ganzen Beredsamkeit, sein Mütterchen zu überzeugen, daß sie ebenso leicht von ihm eine Reise nach dem Mars verlangen könnte — sie blieb dabei. Zuletzt schwiegen Mutter und Sohn verstimmt still.

Am Ende der alten Brücke stand eine Schar junger Mädchen mit Schlittschuhen bewaffnet, wie es schien, in lebhaftem Streit. Die beiden Daherkommenden achteten nicht auf die Gruppe, bis auf einmal eine fröhliche Stimme rief: „Gestehe es nur, Elly, Nr. 75 hat es Dir angethan."

Der junge Arzt und seine Mutter horchten hoch auf und blickten die lustige Schar aufmerksam an.

„Ganz und gar nicht," erwiderte die mit Elly angeredete junge Dame zornig, „aber ich finde es abscheulich von Euch, daß Ihr die Sache noch weiter treiben wollt und ihn auch noch zu einer Zusammenkunft einladen. Ich kann es Euch ja nicht verbieten, aber wenn Ihr es thut, bin ich nicht mehr Eure Freundin." Dabei wandte sie der Schar den Rücken und ging eilig davon. Die andern blickten ihr verdutzt nach.

„Elly ist doch manchmal ein bißchen sehr sonderbar!" bemerkte eine der jungen Damen.

„Elly Hartwig ist eine durch und durch edle Natur, ich glaube, sie hat recht und wir lassen die Sache ruhen," erwiderte eine andere ernst.

Die Schar schritt eifrig plaudernd weiter und der Doktor und sein Mütterchen folgten ihnen langsam nach. Die alte Dame blickte strahlend ihren Sohn an. „Nun, Hans, was sagst Du nun? Habe ich nicht recht? Sie ist ein Prachtmädel und die Vorsehung hat sie Dir als Frau bestimmt, mein Herz sagt es mir."

Der junge Arzt lächelte. „Mütterchen, bitte, höre auf, ich laufe Dir sonst auf und davon. Wie soll die meine Frau werden, ich weiß ja nicht einmal, wer sie ist."

„Elly Hartwig heißt sie," murmelte die alte Dame.

„Elly Hartwig heißen hier in Breslau viele Mädchen," brummte der junge Doktor ärgerlich, „weiß der Kuckuck, wo ich die suchen soll, die mein liebes Mutterle absolut als Schwiegertochter haben will. Soll ich ihr vielleicht jetzt im Galopp nachlaufen und sofort eine Liebeserklärung machen, Mütterchen? — Mir scheint, Dein ahnendes Herz fällt diesmal mit Glanz hinein."

Die alte Dame war sehr schweigsam geworden und Hans bemühte sich vergebens, sie gesprächig zu machen; schließlich beobachtete er sein Mütterchen verstohlen und wurde selber ganz schweigsam.

Was die alte Dame so beschäftigte — ihrer Meinung nach etwas sehr Kluges; sie setzte sich sofort an ihren Schreibtisch, als sie nach Hause kam, und schrieb:

„Mein liebes Kind!

Verzeihen Sie, daß eine alte Frau Sie so anredet, aber ich kann nicht anders, ich muß Sie so anreden, denn Sie sind ein prächtiges Mädchen und Ihre Eltern sind zu beneiden. Diese Zeilen sollen Ihnen einen herzlichen Dank aussprechen, daß Sie meinen einzigen Sohn Hans vor einer Blamage bewahrt haben. — Sie wissen schon, es ist wegen der Offerte; mein Sohn wollte gar nicht darauf eingehen, aber schließlich that er es der alten Mutter zuliebe doch. — Wer ich bin, fragen Sie gewiß? Mein liebes Kind, ich bin eine alte Frau, die nur ihren Sohn Hans auf der Welt hat und ihn natürlich sehr liebt. — Aber Sie sollten ihn nur kennen, er ist wirklich ein Prachtmensch. — Nehmen Sie den herzlichen Dank einer alten Mutter freundlich an und wenn Sie mir eine recht große Freude machen wollen, dann schreiben Sie mir ein paar Zeilen wieder, oder noch besser, besuchen Sie mich alte Frau einmal; zwischen 2—4 Uhr ist mein Sohn niemals zu Hause. Mit freundlichem Gruß

Frau Rittergutsbesitzer Anna Schwarz,
Sternstraße Nr. 10. II."

An Fräulein Elly Hartwig, hier, lautete die Adresse dieses sonderbaren Schreibens, und mit großer Befriedigung expedierte Mama Schwarz eigenhändig diesen Brief fort. O, über die Findigkeit der kaiserlich deutschen Reichspost geht nichts in der Welt — ein Hoch dem höchsten Stephanus und allen seinen Jüngern.

Fräulein Elly Hartwig, hier, erhielt denn auch durch bewährte Postfindigkeit das Schreiben der Mama Schwarz. Was aber der Brief für Folgen hatte? Nun, erst viel Kopfschütteln von seiten der klugen Elly, darauf Rückantwort, später Antrittsvisite und das Ende der Geschichte — Elly Hartwig, das prächtige Waisenkind, wurde wirklich nach einem Jahr das geliebte Schwiegertöchterchen der ahnungsvollen Mama Schwarz. An ihrem Polterabend tanzte das ganze Kränzchen vergnügt und ahnungslos, daß eigentlich die Kränzchenschar hier Gott Amor in das Handwerk gepfuscht hatte. Nur Hedwig von Mertz, die sich bei Tische sehr aufmerksam die beschriebenen Einladungskarten betrachtete, fragte die glückliche Braut, schelmisch lächelnd, leise, ob sie jetzt auch noch ein Feind von ungewöhnlichen Wegen wäre, und ob sie auch jetzt noch glaubte, daß sich ein vernünftiger Mann niemals auf solche Wege begeben würde. Die kluge Elly wurde doch ein bißchen sehr rot bei Hedwigs dringender Frage, schwieg aber fein stille und blickte nur glückselig in

das Gesicht ihres Verlobten. Der Herr Doktor aber meinte sehr befriedigt: Die sich vom Schicksal einmal bestimmt wären, kämen fast immer auf ungewöhnlichen, wunderbaren Wegen zusammen.

„Undankbares Volk,“ brummte Hedwig von Mertz ärgerlich, „nicht einmal einen Toast haben sie darüber gehalten. — Ja, die Menschen sind undankbare Geschöpfe, — ich mach's mal anders!“

Leise Mahnung.

Jetzt lächelst Du Deiner Liebe,
Ziehst spöttisch die Lippen krumm;
Und Deine Liebe steht vor Dir
Das Köpfchen gesenkt und stumm.

Sie hat auf die harten Reden,
Mit denen Du sie verklagt,
Kein einziges Sterbenswörtchen
Zu ihrer Verteidigung gesagt.

Sie hat nur mit dunklen Augen
Traurig geblickt Dich an,
Als ob sie fragen wollte,
Warum Du ihr das gethan?

Sie hat gemahnt Dich leise
An verblühte goldene Zeit,
An der lenzfrohen jubelnden Tage
Verklungene Seligkeit —

Und plötzlich griff's Dir zum Herzen
So eigen und wunderbar,
Daß die Zeit der belächelten Liebe
Deine seligste Zeit doch war!

M. von Massow.

Neue Bücher.

Angezeigt von **O. v. L.**

Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâyo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. 1. Lief. (Leipzig 1896, Wilh. Friedrich.)

Wir verdanken dem Verfasser, der sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, drei Arbeiten von Wert. Die „Buddhistische Anthologie“ (Leiden 1892), „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren“ (Leipzig 1891) und die sinngetreueste Verdeutschung des „Wahrheitspfades“ (Leipzig 1893). Die neueste Arbeit dürfte für die Wissenschaft die größte Bedeutung gewinnen. Wenn es auch für den Religionsforscher von höchstem Werte ist, des Pali kundig zu sein, so fordert die Erlangung der nötigen Kenntnisse doch so viel Zeit, daß nicht jeder sich das sprachliche Rüstzeug zu erwerben vermag. Andererseits ist heute das Verlangen, in das Verständnis der ältesten Form des Buddhismus einzudringen, sehr rege geworden und hat sich über den Kreis der Gelehrten hinaus verbreitet. Die Verhältnisse haben die sittlich-religiöse Erregung gesteigert, die im Gegensatz zum Materialismus steht, der weder dem tieferen Denken noch dem vertieften Gemütsleben genügen kann.

Ob man nun im Buddhismus, wie er sich in diesen Reden offenbart, ganz oder mit Einschränkungen zustimme, immer wird man durch den Inhalt, die leitenden Gedanken und deren Darstellung lebhaft angesprochen. Wir waren bisher meist auf Berichte aus zweiter und dritter Hand angewiesen; vieles in den herkömmlichen Anschauungen hat sich als ungenügend, ja als falsch gezeigt. Nach Vollendung dieses Werkes wird es möglich sein, die Leitgedanken des Buddho in ihrem Aufbau und ihrer inneren Verknüpfung zu überschauen und Zustimmung und Abwehr tiefer zu begründen.

Das Werk wird in fünf Heften, deren jedes 10 Reden enthält, vollständig sein. Das erste umfaßt das „Buch der Urart“.

Ich empfehle die Arbeit, das Ergebnis gewissenhafter Forschung, allen, die dem Gegenstande ihre Teilnahme zuwenden, angelegentlich. Auf die Fortsetzung werde ich aufmerksam machen und nach Vollendung eine der am meisten kennzeichnenden Reden zum Abdruck bringen. Die Ausstattung ist tadellos.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. A. Lange, weiland Professor in Zürich und Marburg. Fünfte wohlfeile Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen, Prof. in Marburg. (Leipzig 1896, J. Baedeker.)

Wenn auch die Hochflut des einseitigen Materialismus sich verlaufen hat, so ist dieses Werk dennoch auch heute noch von Wert. Nicht nur, weil es die vielleicht klarste geschichtliche Darstellung dieser Weltanschauung in sich schließt und mit ihr eine von Kants Geist erfüllte Kritik derselben verbindet, sondern weil der Verf. in seinen eigenen Ausführungen die Philosophie mit dem Leben in Verbindung gesetzt hat. F. A. Lange war eine sittlich kräftige Persönlichkeit, nicht nur ein Stubendenker, der sich bei dem Aufbau abstrakter Gedanken beruhigt. Wo es sich um Aufgaben der Erkenntnis handelt, ist er nicht kühler, aber sachlicher Denker, dem ein bedeutendes Wissen zur Verfügung stand; wo er das Ethische und Religiöse behandelt, besteht er auf dem Rechte des Gemüts, das diesen Fragen gegenüber nicht dem bloßen Verstande das Recht der letzten Entscheidung zugestehen kann. Indem Lange dem Materialismus sein Recht gegenüber verstiegenen Abstraktionen zugab, ihn aber als theoretisch unzulänglich, als arm an Anregungen, „steril“ für Kunst und Wissenschaft, als gleichgültig oder ichsüchtig in den sittlichen Angelegenheiten nachwies, hat er sich große Verdienste um die Bildung seiner Zeit erworben. Darum gehört sein Werk auch jetzt zu denen, die ein gebildeter Mann lesen soll, und durch seine klare Sprache zu denen, die er lesen kann, ohne gerade besondere philosophische Kenntnisse zu besitzen. Es sind auch andere Kampfweisen dem Materialismus gegenüber vorhanden; man könnte andere Beweismittel verwenden, aber jedenfalls hat Lange mit seinen Waffen und seiner Methode alles geleistet, was mit ihnen zu leisten war. Ich empfehle die neue Auflage unsern Lesern bestens.

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag gehalten in der 3. allgem. Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte am 20. Sept. 1895 von Wilhelm Ostwald, Prof. der Chemie an der Universität Leipzig. (Leipzig 1895, Veit & Co.) 1 Mk.

Der Vortrag, der großes Aufsehen erregt hat, gehört

zu den Wahrzeichen, die seit etwa einem Jahrzehnt die Bewegung ankünden, die der einseitig mechanischen Anschauung ihr Ende bereiten wird. Wer des Verfassers „Wissenschaftliche Grundlagen der analytischen Chemie" auch nur aus eingehender Inhaltsangabe kennt, weiß, daß die in der Rede ausgesprochenen Anschauungen nicht nur geistreiches Gedankenspiel sind, sondern Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung und eines Wissens, das über die Grenzen des Fachs die Gesamtbewegung der Wissenschaft im Auge zu behalten strebte. Was Prof. O. nun hier gegen den wissenschaftlichen Materialismus ausführt, ist tieferen Denkern nicht neu, aber sein großes Verdienst besteht darin, daß er vom Standpunkte des Naturforschers die inneren Widersprüche der mechanischen Weltzusammenfassung klar und scharf darlegt. So verdient diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit aller, die die Vergröberung des Denkens in der noch heute gültigen Naturwissenschaft beklagen und bekämpfen. Es gärt auf dem Gebiete, wie schon seit langem nicht mehr; die Entdeckung des Argons, die X-Strahlen u. a. haben die Erregung gesteigert. Natürlich wird von Seite der Anhänger des Alten, d. h. des wissenschaftlichen Materialismus, alles geschehen, um die neuen Entdeckungen nach den gültigen Ansichten zu deuten, aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wieder eine „Ummertung" sich als unabwendbare Notwendigkeit darstellen wird. Der größte Teil der Hypothesen ist altersschwach. Aber auch wenn sie gestürzt worden, wird es die Geschichte ihnen nicht vergessen, welche Fülle von Thatsachen mit ihrer Hilfe gesammelt worden sind.

Die Wüste. Von Pierre Loti. Autorisierte Übersetzung a. d. Französischen von E. Philiparie. (Berlin 1896, Schuster & Loeffler.)

Der heute so beliebte Romanschriftsteller giebt hier den Bericht über eine Reise, die er auf einer wenig bekannten Strecke durch die Sahara unternommen hat. Er giebt sie fast mehr als Maler denn als Schriftsteller. Bild auf Bild entrollt er; das Spiel der Schatten und Lichter, der Farben auf dem Boden und in der Luft bildet den Hauptstoff; die Menschen verlieren sich fast in diesem Wirbel von Farbentönen, was an die Technik der älteren französischen Orient-Maler erinnert. Aber wenn auch Loti sich mit verschiedenen Bildern und Ausdrücken wiederholt, sind doch einzelne Abschnitte mit Künstleraugen gesehen und dargestellt. An einigen Stellen entbehrt man gründlicheres Naturwissen, (oder hat der Übersetzer Fehler begangen?), wie S. 91, wo von bloßgelegten „härtesten Metallarten" gesprochen wird, oder S. 186, wo „Pflanzenabdrücke, wie bei dem kostbarsten Achat" erwähnt werden. Im Achat giebt es keine Abdrücke; was im Moosachat Pflanzen ähnelt, ist zumeist Chlorit. Im ganzen liest sich die Übertragung gut.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit, sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Neunte durchaus neugestaltete Auflage. Erster Band: Einleitung: Entwickelungsgang und Bildungsmittel der Menschheit. Von Dr. H. Schurtz — Entwickelung der Baukunst von G. Ebe — Technik des Bauwesens von J. Faulwasser — Ortsanlage. Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. Von P. Rowald. — Beleuchtung, Heizung, Ventilation. Von Th. Schwartze. Mit 854 Textabbildungen, sowie 13 Chromotafeln und Beilagen. (Leipzig 1896, Otto Spamer.)

Das Werk, dessen erster Band vollständig vorliegt, hat in acht Auflagen eine Verbreitung gefunden, wie kein zweites dieser Art. Schon der Begründer des Hauses Otto Spamer hat stets sich bemüht, das Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Für Wort und Bild ist gleich viel geschehen. Trotzdem man also auch heute noch dem „alten Spamer" rückhaltlose Anerkennung zollen muß, kann man doch aussprechen: die neue, neunte Auflage wird, wenn die folgenden Bände sich des ersten würdig erweisen, die Vorgänger bedeutend überragen. Größtes Lob verdienen die Bilder. Alles, was nicht strengem Urteil standhält, ist beseitigt worden; die neuen Bilder sind mit Sorgfalt ausgeführt, die Baudenkmale der Vergangenheit den besten Werken entnommen, manche nach Lichtbildern tadellos hergestellt. Vorzüglich sind die farbigen Blätter (Ecke eines dorischen Tempels; Farbige Kunstverglasung; Farbige Öfen; Glasierte Wandplatten). Zu erwähnen ist die Sorgfalt, mit der die Grundrisse, Durchschnitte u. s. w. gezeichnet sind.

Aber das alles gewinnt erst vollen Wert durch die Behandlung des Wortes. Mit lebhafter Teilnahme habe ich die Einleitung gelesen. Über Einzelheiten ließe sich streiten, aber die Haltung des Ganzen verdient warmes Lob schon wegen der sachlichen Ruhe, mit der alles Unsichere für die Urgeschichte der Menschheit abgewiesen und das Mögliche mit Vorsicht benutzt wird.

Ebes Geschichte der Baukunst bringt auf fast 300 Seiten — die Bilder eingerechnet — mehr als einen Abriß, da der Verfasser das Leitende im Auge behält und Überflüssiges ausscheidet. Die folgenden Abschnitte umfassen alles, was die Praxis betrifft, in klarer, übersichtlicher Ausführung; der Teil über gemeinnützige Einrichtungen der modernen Städte wird selbst dem Baumeister von Nutzen sein können. Von Wert ist auch in der Darstellung der Bautechnik das Hervorheben des geschichtlichen Werdegangs.

So ist der Band eine gedrängte Encyklopädie der Baukunst geworden, ein vortreffliches Buch für den Lernenden, wie Hilfsmittel für Lehrende und für jeden Gebildeten, der sich tieferes Wissen auf diesem Gebiete erringen will. Der Einband entspricht der ganzen Ausstattung: er vereint Geschmack und Gediegenheit.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilh. Martens. (Hannover 1895, Manz & Lange.)

Eine wahrhaft volkstümliche Weltgeschichte in einem mäßigen Bande wäre thatsächlich ein Bedürfnis. Den Verfasser haben die besten Absichten geleitet. Es ist vornehmlich zu rühmen, daß er deutsche Gesinnung bewährt, sich von einseitig konfessionellen Ansichten frei hält und sich nicht nur auf die Darstellung der staatlichen Vorgänge beschränkt. Aber das Bestreben, kurz zu sein, hat doch nicht selten geschadet, und zu Wendungen geführt, die angreifbar sind. Es ist nicht möglich, diese Stellen hier zu verzeichnen; nur einiger sei gedacht. Im 3. Teile S. 161 heißt es von Frankreich: „Hier war die Heimat der sogen. Aufklärung." Das ist ein schiefes Urteil, denn Voltaire und Montesquieu haben ihre Hauptgedanken doch von England her empfangen. S. 164: „Der bedeutendste Vertreter des ‚aufgeklärten Despotismus' — — — ist Kaiser Josef II." Die dritte Vergleichsstufe sagt wohl zu viel. Die Begriffe „Steinzeit", „Bronzezeit" gebraucht der Herr Verf. zu sehr so, als wenn sie eine bestimmte Zeit darstellten, z. B. Teil II, S. 5. Auch in den Abschnitten, die von der Kunst handeln, hat die Kürze zuweilen geschadet, so Teil III, S. 15 f. Die Worte über

das Gesicht ihres Verlobten. Der Herr Doktor aber meinte sehr befriedigt: Die sich vom Schicksal einmal bestimmt wären, kämen fast immer auf ungewöhnlichen, wunderbaren Wegen zusammen.

„Undankbares Volk," brummte Hedwig von Mertz ärgerlich, „nicht einmal einen Toast haben sie darüber gehalten. — Ja, die Menschen sind undankbare Geschöpfe, — ich mach's mal anders!"

Leise Mahnung.

Jetzt lächelst Du Deiner Liebe,
Ziehst spöttisch die Lippen krumm;
Und Deine Liebe steht vor Dir
Das Köpfchen gesenkt und stumm.

Sie hat auf die harten Reden,
Mit denen Du sie verklagt,
Kein einziges Sterbenswörtchen
Zu ihrer Verteidigung gesagt.

Sie hat nur mit dunklen Augen
Traurig geblickt Dich an,
Als ob sie fragen wollte,
Warum Du ihr das gethan?

Sie hat gemahnt Dich leise
An verblühte goldene Zeit,
An der lenzfrohen jubelnden Tage
Verklungene Seligkeit —

Und plötzlich griff's Dir zum Herzen
So eigen und wunderbar,
Daß die Zeit der belächelten Liebe
Deine seligste Zeit doch war!

M. von Massow.

Neue Bücher.

Angezeigt von **O. v. L.**

Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikāyo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. 1. Lief. (Leipzig 1896, Wilh. Friedrich.)

Wir verdanken dem Verfasser, der sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, drei Arbeiten von Wert. Die „Buddhistische Anthologie" (Leiden 1892), „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" (Leipzig 1891) und die sinngetreueste Verdeutschung des „Wahrheitspfades" (Leipzig 1893). Die neueste Arbeit dürfte für die Wissenschaft die größte Bedeutung gewinnen. Wenn es auch für den Religionsforscher von höchstem Werte ist, des Pali kundig zu sein, so fordert die Erlangung der nötigen Kenntnisse doch so viel Zeit, daß nicht jeder sich das sprachliche Rüstzeug zu erwerben vermag. Andererseits ist heute das Verlangen, in das Verständnis der ältesten Form des Buddhismus einzudringen, sehr rege geworden und hat sich über den Kreis der Gelehrten hinaus verbreitet. Die Verhältnisse haben die sittlich-religiöse Erregung gesteigert, die im Gegensatz zum Materialismus steht, der weder dem tieferen Denken noch dem vertieften Gemütsleben genügen kann.

Ob man nun im Buddhismus, wie er sich in diesen Reden offenbart, ganz oder mit Einschränkungen zustimme, immer wird man durch den Inhalt, die leitenden Gedanken und deren Darstellung lebhaft angesprochen. Wir waren bisher meist auf Berichte aus zweiter und dritter Hand angewiesen; vieles in den herkömmlichen Anschauungen hat sich als ungenügend, ja als falsch gezeigt. Nach Vollendung dieses Werkes wird es möglich sein, die Leitgedanken des Buddho in ihrem Aufbau und ihrer inneren Verknüpfung zu überschauen und Zustimmung und Abwehr tiefer zu begründen.

Das Werk wird in fünf Heften, deren jedes 10 Reden enthält, vollständig sein. Das erste umfaßt das „Buch der Urart".

Ich empfehle die Arbeit, das Ergebnis gewissenhafter Forschung, allen, die dem Gegenstande ihre Teilnahme zuwenden, angelegentlich. Auf die Fortsetzung werde ich aufmerksam machen und nach Vollendung eine der am meisten kennzeichnenden Reden zum Abdruck bringen. Die Ausstattung ist tadellos.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. A. Lange, weiland Professor in Zürich und Marburg. Fünfte wohlfeile Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen, Prof. in Marburg. (Leipzig 1896, J. Baedeker.)

Wenn auch die Hochflut des einseitigen Materialismus sich verlaufen hat, so ist dieses Werk dennoch auch heute noch von Wert. Nicht nur, weil es die vielleicht klarste geschichtliche Darstellung dieser Weltanschauung in sich schließt und mit ihr eine von Kants Geist erfüllte Kritik derselben verbindet, sondern weil der Verf. in seinen eigenen Ausführungen die Philosophie mit dem Leben in Verbindung gesetzt hat. F. A. Lange war eine sittlich kräftige Persönlichkeit, nicht nur ein Stubendenker, der sich bei dem Aufbau abstrakter Gedanken beruhigt. Wo es sich um Aufgaben der Erkenntnis handelt, ist er nicht kühler, aber sachlicher Denker, dem ein bedeutendes Wissen zur Verfügung stand; wo er das Ethische und Religiöse behandelt, besteht er auf dem Rechte des Gemüts, das diesen Fragen gegenüber nicht dem bloßen Verstande das Recht der letzten Entscheidung zugestehen kann. Indem Lange dem Materialismus sein Recht gegenüber verstiegenen Abstraktionen zugab, ihn aber als theoretisch unzulänglich, als arm an Anregungen, „steril" für Kunst und Wissenschaft, als gleichgültig oder ichsüchtig in den sittlichen Angelegenheiten nachwies, hat er sich große Verdienste um die Bildung seiner Zeit erworben. Darum gehört sein Werk auch jetzt zu denen, die ein gebildeter Mann lesen soll, und durch seine klare Sprache zu denen, die er lesen kann, ohne gerade besondere philosophische Kenntnisse zu besitzen. Es sind auch andere Kampfweisen dem Materialismus gegenüber vorhanden; man könnte andere Beweismittel verwenden, aber jedenfalls hat Lange mit seinen Waffen und seiner Methode alles geleistet, was mit ihnen zu leisten war. Ich empfehle die neue Auflage unsern Lesern bestens.

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag gehalten in der 3. allgem. Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte am 20. Sept. 1895 von Wilhelm Ostwald, Prof. der Chemie an der Universität Leipzig. (Leipzig 1895, Veit & Co.) 1 Mk.

Der Vortrag, der großes Aufsehen erregt hat, gehört

zu den Wahrzeichen, die seit etwa einem Jahrzehnt die Bewegung ankünden, die der einseitig mechanischen Anschauung ihr Ende bereiten wird. Wer des Verfassers „Wissenschaftliche Grundlagen der analytischen Chemie“ auch nur aus eingehender Inhaltsangabe kennt, weiß, daß die in der Rede ausgesprochenen Anschauungen nicht nur geistreiches Gedankenspiel sind, sondern Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung und eines Wissens, das über die Grenzen des Fachs die Gesamtbewegung der Wissenschaft im Auge zu behalten strebte. Was Prof. O. nun hier gegen den wissenschaftlichen Materialismus ausführt, ist tieferen Denkern nicht neu, aber sein großes Verdienst besteht darin, daß er vom Standpunkte des Naturforschers die inneren Widersprüche der mechanischen Weltzusammenfassung klar und scharf darlegt. So verdient diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit aller, die die Vergröberung des Denkens in der noch heute gültigen Naturwissenschaft beklagen und bekämpfen. Es gärt auf dem Gebiete, wie schon seit langem nicht mehr; die Entdeckung des Argons, die X-Strahlen u. a. haben die Erregung gesteigert. Natürlich wird von Seite der Anhänger des Alten, d. h. des wissenschaftlichen Materialismus, alles geschehen, um die neuen Entdeckungen nach den gültigen Ansichten zu deuten, aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wieder eine „Umwertung“ sich als unabwendbare Notwendigkeit darstellen wird. Der größte Teil der Hypothesen ist altersschwach. Aber auch wenn sie gestürzt worden, wird es die Geschichte ihnen nicht vergessen, welche Fülle von Thatsachen mit ihrer Hilfe gesammelt worden sind.

Die Wüste. Von Pierre Loti. Autorisierte Übersetzung a. d. Französischen von E. Philiparie. (Berlin 1896, Schuster & Loeffler.)

Der heute so beliebte Romanschriftsteller giebt hier den Bericht über eine Reise, die er auf einer wenig bekannten Strecke durch die Sahara unternommen hat. Er giebt sie fast mehr als Maler denn als Schriftsteller. Bild auf Bild entrollt er; das Spiel der Schatten und Lichter, der Farben auf dem Boden und in der Luft bildet den Hauptstoff; die Menschen verlieren sich fast in diesem Wirbel von Farbentönen, was an die Technik der älteren französischen Orient-Maler erinnert. Aber wenn auch Loti sich mit verschiedenen Bildern und Ausdrücken wiederholt, sind doch einzelne Abschnitte mit Künstleraugen gesehen und dargestellt. An einigen Stellen entbehrt man gründlicheres Naturwissen, (oder hat der Übersetzer Fehler begangen?), wie S. 91, wo von bloßgelegten „härtesten Metallarten“ gesprochen wird, oder S. 186, wo „Pflanzenabdrücke, wie bei dem kostbarsten Achat“ erwähnt werden. Im Achat giebt es keine Abdrücke; was im Moosachat Pflanzen ähnelt, ist zumeist Chlorit. Im ganzen liest sich die Übertragung gut.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit, sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Neunte durchaus neugestaltete Auflage. Erster Band: Einleitung: Entwickelungsgang und Bildungsmittel der Menschheit. Von Dr. H. Schurtz — Entwickelung der Baukunst von G. Ebe — Technik des Bauwesens von J. Faulwasser — Ortsanlage. Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. Von P. Nowald. — Beleuchtung, Heizung, Ventilation. Von Th. Schwartze. Mit 854 Textabbildungen, sowie 13 Chromotafeln und Beilagen. (Leipzig 1896, Otto Spamer.)

Das Werk, dessen erster Band vollständig vorliegt, hat in acht Auflagen eine Verbreitung gefunden, wie kein zweites dieser Art. Schon der Begründer des Hauses Otto Spamer hat stets sich bemüht, das Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Für Wort und Bild ist gleich viel geschehen. Trotzdem man also auch heute noch dem „alten Spamer“ rückhaltlose Anerkennung zollen muß, kann man doch aussprechen: die neue, neunte Auflage wird, wenn die folgenden Bände sich des ersten würdig erweisen, die Vorgänger bedeutend überragen. Größtes Lob verdienen die Bilder. Alles, was nicht strengem Urteil standhält, ist beseitigt worden; die neuen Bilder sind mit Sorgfalt ausgeführt, die Baudenkmale der Vergangenheit den besten Werken entnommen, manche nach Lichtbildern tadellos hergestellt. Vorzüglich sind die farbigen Blätter (Ecke eines dorischen Tempels; Farbige Kunstverglasung; Farbige Öfen; Glasierte Wandplatten). Zu erwähnen ist die Sorgfalt, mit der die Grundrisse, Durchschnitte u. s. w. gezeichnet sind.

Aber das alles gewinnt erst vollen Wert durch die Behandlung des Wortes. Mit lebhafter Teilnahme habe ich die Einleitung gelesen. Über Einzelheiten ließe sich streiten, aber die Haltung des Ganzen verdient warmes Lob schon wegen der sachlichen Ruhe, mit der alles Unsichere für die Urgeschichte der Menschheit abgewiesen und das Mögliche mit Vorsicht benutzt wird.

Ebes Geschichte der Baukunst bringt auf fast 300 Seiten — die Bilder eingerechnet — mehr als einen Abriß, da der Verfasser das Leitende im Auge behält und Überflüssiges ausscheidet. Die folgenden Abschnitte umfassen alles, was die Praxis betrifft, in klarer, übersichtlicher Ausführung; der Teil über gemeinnützige Einrichtungen der modernen Städte wird selbst dem Baumeister von Nutzen sein können. Von Wert ist auch in der Darstellung der Bautechnik das Hervorheben des geschichtlichen Werdegangs.

So ist der Band eine gedrängte Encyklopädie der Baukunst geworden, ein vortreffliches Buch für den Lernenden, wie Hilfsmittel für Lehrende und für jeden Gebildeten, der sich tieferes Wissen auf diesem Gebiete erringen will. Der Einband entspricht der ganzen Ausstattung: er vereint Geschmack und Gediegenheit.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilh. Martens. (Hannover 1895, Manz & Lange.)

Eine wahrhaft volkstümliche Weltgeschichte in einem mäßigen Bande wäre thatsächlich ein Bedürfnis. Den Verfasser haben die besten Absichten geleitet. Es ist vornehmlich zu rühmen, daß er deutsche Gesinnung bewährt, sich von einseitig konfessionellen Ansichten frei hält und sich nicht nur auf die Darstellung der staatlichen Vorgänge beschränkt. Aber das Bestreben, kurz zu sein, hat doch nicht selten geschadet, und zu Wendungen geführt, die angreifbar sind. Es ist nicht möglich, diese Stellen hier zu verzeichnen; nur einiger sei gedacht. Im 3. Teile S. 161 heißt es von Frankreich: „Hier war die Heimat der sogen. Aufklärung.“ Das ist ein schiefes Urteil, denn Voltaire und Montesquieu haben ihre Hauptgedanken doch von England her empfangen. S. 164: „Der bedeutendste Vertreter des ‚aufgeklärten Despotismus‘ — — — ist Kaiser Josef II.“ Die dritte Vergleichsstufe sagt wohl zu viel. Die Begriffe „Steinzeit“, „Bronzezeit“ gebraucht der Herr Verf. zu sehr so, als wenn sie eine bestimmte Zeit darstellten, z. B. Teil II, S. 5. Auch in den Abschnitten, die von der Kunst handeln, hat die Kürze zuweilen geschadet, so Teil III, S. 15 f. Die Worte über

das Gesicht ihres Verlobten. Der Herr Doktor aber meinte sehr befriedigt: Die sich vom Schicksal einmal bestimmt wären, kämen fast immer auf ungewöhnlichen, wunderbaren Wegen zusammen.

„Undankbares Volk,“ brummte Hedwig von Mertz ärgerlich, „nicht einmal einen Toast haben sie darüber gehalten. — Ja, die Menschen sind undankbare Geschöpfe, — ich mach's mal anders!“

Leise Mahnung.

Jetzt lächelst Du Deiner Liebe,
Ziehst spöttisch die Lippen krumm;
Und Deine Liebe steht vor Dir
Das Köpfchen gesenkt und stumm.

Sie hat auf die harten Reden,
Mit denen Du sie verklagt,
Kein einziges Sterbenswörtchen
Zu ihrer Verteidigung gesagt.

Sie hat nur mit dunklen Augen
Traurig geblickt Dich an,
Als ob sie fragen wollte,
Warum Du ihr das gethan?

Sie hat gemahnt Dich leise
An verblühte goldene Zeit,
An der lenzfrohen jubelnden Tage
Verklungene Seligkeit —

Und plötzlich griff's Dir zum Herzen
So eigen und wunderbar,
Daß die Zeit der belächelten Liebe
Deine seligste Zeit doch war!

M. von Massow.

Neue Bücher.

Angezeigt von **O. v. L.**

Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikāyo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. 1. Lief. (Leipzig 1896, Wilh. Friedrich.)

Wir verdanken dem Verfasser, der sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, drei Arbeiten von Wert. Die „Buddhistische Anthologie“ (Leiden 1892), „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren“ (Leipzig 1891) und die sinngetreueste Verdeutschung des „Wahrheitspfades“ (Leipzig 1893). Die neueste Arbeit dürfte für die Wissenschaft die größte Bedeutung gewinnen. Wenn es auch für den Religionsforscher von höchstem Werte ist, des Pali kundig zu sein, so fordert die Erlangung der nötigen Kenntnisse doch so viel Zeit, daß nicht jeder sich das sprachliche Rüstzeug zu erwerben vermag. Andererseits ist heute das Verlangen, in das Verständnis der ältesten Form des Buddhismus einzudringen, sehr rege geworden und hat sich über den Kreis der Gelehrten hinaus verbreitet. Die Verhältnisse haben die sittlich-religiöse Erregung gesteigert, die im Gegensatz zum Materialismus steht, der weder dem tieferen Denken noch dem vertieften Gemütsleben genügen kann.

Ob man nun im Buddhismus, wie er sich in diesen Reden offenbart, ganz oder mit Einschränkungen zustimme, immer wird man durch den Inhalt, die leitenden Gedanken und deren Darstellung lebhaft angesprochen. Wir waren bisher meist auf Berichte aus zweiter und dritter Hand angewiesen; vieles in den herkömmlichen Anschauungen hat sich als ungenügend, ja als falsch gezeigt. Nach Vollendung dieses Werkes wird es möglich sein, die Leitgedanken des Buddho in ihrem Aufbau und ihrer inneren Verknüpfung zu überschauen und Zustimmung und Abwehr tiefer zu begründen.

Das Werk wird in fünf Heften, deren jedes 10 Reden enthält, vollständig sein. Das erste umfaßt das „Buch der Urart“.

Ich empfehle die Arbeit, das Ergebnis gewissenhafter Forschung, allen, die dem Gegenstande ihre Teilnahme zuwenden, angelegentlich. Auf die Fortsetzung werde ich aufmerksam machen und nach Vollendung eine der am meisten kennzeichnenden Reden zum Abdruck bringen. Die Ausstattung ist tadellos.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. A. Lange, weiland Professor in Zürich und Marburg. Fünfte wohlfeile Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen, Prof. in Marburg. (Leipzig 1896, J. Baedeker.)

Wenn auch die Hochflut des einseitigen Materialismus sich verlaufen hat, so ist dieses Werk dennoch auch heute noch von Wert. Nicht nur, weil es die vielleicht klarste geschichtliche Darstellung dieser Weltanschauung in sich schließt und mit ihr eine von Kants Geist erfüllte Kritik derselben verbindet, sondern weil der Verf. in seinen eigenen Ausführungen die Philosophie mit dem Leben in Verbindung gesetzt hat. F. A. Lange war eine sittlich kräftige Persönlichkeit, nicht nur ein Stubendenker, der sich bei dem Aufbau abstrakter Gedanken beruhigt. Wo es sich um Aufgaben der Erkenntnis handelt, ist er nicht kühler, aber sachlicher Denker, dem ein bedeutendes Wissen zur Verfügung stand; wo er das Ethische und Religiöse behandelt, besteht er auf dem Rechte des Gemüts, das diesen Fragen gegenüber nicht dem bloßen Verstande das Recht der letzten Entscheidung zugestehen kann. Indem Lange dem Materialismus sein Recht gegenüber verstiegenen Abstraktionen zugab, ihn aber als theoretisch unzulänglich, als arm an Anregungen, „steril“ für Kunst und Wissenschaft, als gleichgültig oder ichsüchtig in den sittlichen Angelegenheiten nachwies, hat er sich große Verdienste um die Bildung seiner Zeit erworben. Darum gehört sein Werk auch jetzt zu denen, die ein gebildeter Mann lesen soll, und durch seine klare Sprache zu denen, die er lesen kann, ohne gerade besondere philosophische Kenntnisse zu besitzen. Es sind auch andere Kampfweisen dem Materialismus gegenüber vorhanden; man könnte andere Beweismittel verwenden, aber jedenfalls hat Lange mit seinen Waffen und seiner Methode alles geleistet, was mit ihnen zu leisten war. Ich empfehle die neue Auflage unsern Lesern bestens.

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag gehalten in der 3. allgem. Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte am 20. Sept. 1895 von Wilhelm Ostwald, Prof. der Chemie an der Universität Leipzig. (Leipzig 1895, Veit & Co.) 1 Mk.

Der Vortrag, der großes Aufsehen erregt hat, gehört

zu den Wahrzeichen, die seit etwa einem Jahrzehnt die Bewegung ankünden, die der einseitig mechanischen Anschauung ihr Ende bereiten wird. Wer des Verfassers „Wissenschaftliche Grundlagen der analytischen Chemie" auch nur aus eingehender Inhaltsangabe kennt, weiß, daß die in der Rede ausgesprochenen Anschauungen nicht nur geistreiches Gedankenspiel sind, sondern Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung und eines Wissens, das über die Grenzen des Fachs die Gesamtbewegung der Wissenschaft im Auge zu behalten strebte. Was Prof. O. nun hier gegen den wissenschaftlichen Materialismus ausführt, ist tieferen Denkern nicht neu, aber sein großes Verdienst besteht darin, daß er vom Standpunkte des Naturforschers die inneren Widersprüche der mechanischen Weltzusammenfassung klar und scharf darlegt. So verdient diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit aller, die die Vergröberung des Denkens in der noch heute gültigen Naturwissenschaft beklagen und bekämpfen. Es gärt auf dem Gebiete, wie schon seit langem nicht mehr; die Entdeckung des Argons, die X-Strahlen u. a. haben die Erregung gesteigert. Natürlich wird von Seite der Anhänger des Alten, d. h. des wissenschaftlichen Materialismus, alles geschehen, um die neuen Entdeckungen nach den gültigen Ansichten zu deuten, aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wieder eine „Umwertung" sich als unabwendbare Notwendigkeit darstellen wird. Der größte Teil der Hypothesen ist altersschwach. Aber auch wenn sie gestürzt worden, wird es die Geschichte ihnen nicht vergessen, welche Fülle von Thatsachen mit ihrer Hilfe gesammelt worden sind.

Die Wüste. Von Pierre Loti. Autorisierte Übersetzung a. d. Französischen von E. Philiparie. (Berlin 1896, Schuster & Loeffler.)

Der heute so beliebte Romanschriftsteller giebt hier den Bericht über eine Reise, die er auf einer wenig bekannten Strecke durch die Sahara unternommen hat. Er giebt sie fast mehr als Maler denn als Schriftsteller. Bild auf Bild entrollt er; das Spiel der Schatten und Lichter, der Farben auf dem Boden und in der Luft bildet den Hauptstoff; die Menschen verlieren sich fast in diesem Wirbel von Farbentönen, was an die Technik der älteren französischen Orient-Maler erinnert. Aber wenn auch Loti sich mit verschiedenen Bildern und Ausdrücken wiederholt, sind doch einzelne Abschnitte mit Künstleraugen gesehen und dargestellt. An einigen Stellen entbehrt man gründlicheres Naturwissen, (oder hat der Übersetzer Fehler begangen?), wie S. 91, wo von bloßgelegten „härtesten Metallarten" gesprochen wird, oder S. 186, wo „Pflanzenabdrücke, wie bei dem kostbarsten Achat" erwähnt werden. Im Achat giebt es keine Abdrücke; was im Moosachat Pflanzen ähnelt, ist zumeist Chlorit. Im ganzen liest sich die Übertragung gut.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit, sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Neunte durchaus neugestaltete Auflage. Erster Band: Einleitung: Entwickelungsgang und Bildungsmittel der Menschheit. Von Dr. H. Schurtz — Entwickelung der Baukunst von G. Ebe — Technik des Bauwesens von J. Faulwasser — Ortsanlage. Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. Von P. Nowald. — Beleuchtung, Heizung, Ventilation. Von Th. Schwartze. Mit 854 Textabbildungen, sowie 13 Chromotafeln und Beilagen. (Leipzig 1896, Otto Spamer.)

Das Werk, dessen erster Band vollständig vorliegt, hat in acht Auflagen eine Verbreitung gefunden, wie kein zweites dieser Art. Schon der Begründer des Hauses Otto Spamer hat stets sich bemüht, das Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Für Wort und Bild ist gleich viel geschehen. Trotzdem man also auch heute noch dem „alten Spamer" rückhaltlose Anerkennung zollen muß, kann man doch aussprechen: die neue, neunte Auflage wird, wenn die folgenden Bände sich des ersten würdig erweisen, die Vorgänger bedeutend überragen. Größtes Lob verdienen die Bilder. Alles, was nicht strengem Urteil standhält, ist beseitigt worden; die neuen Bilder sind mit Sorgfalt ausgeführt, die Baudenkmale der Vergangenheit den besten Werken entnommen, manche nach Lichtbildern tadellos hergestellt. Vorzüglich sind die farbigen Blätter (Ecke eines dorischen Tempels; Farbige Kunstverglasung; Farbige Öfen; Glasierte Wandplatten). Zu erwähnen ist die Sorgfalt, mit der die Grundrisse, Durchschnitte u. s. w. gezeichnet sind.

Aber das alles gewinnt erst vollen Wert durch die Behandlung des Wortes. Mit lebhafter Teilnahme habe ich die Einleitung gelesen. Über Einzelheiten ließe sich streiten, aber die Haltung des Ganzen verdient warmes Lob schon wegen der sachlichen Ruhe, mit der alles Unsichere für die Urgeschichte der Menschheit abgewiesen und das Mögliche mit Vorsicht benutzt wird.

Ebes Geschichte der Baukunst bringt auf fast 300 Seiten — die Bilder eingerechnet — mehr als einen Abriß, da der Verfasser das Leitende im Auge behält und Überflüssiges ausscheidet. Die folgenden Abschnitte umfassen alles, was die Praxis betrifft, in klarer, übersichtlicher Ausführung; der Teil über gemeinnützige Einrichtungen der modernen Städte wird selbst dem Baumeister von Nutzen sein können. Von Wert ist auch in der Darstellung der Bautechnik das Hervorheben des geschichtlichen Werdegangs.

So ist der Band eine gedrängte Encyklopädie der Baukunst geworden, ein vortreffliches Buch für den Lernenden, wie Hilfsmittel für Lehrende und für jeden Gebildeten, der sich tieferes Wissen auf diesem Gebiete erringen will. Der Einband entspricht der ganzen Ausstattung: er vereint Geschmack und Gediegenheit.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilh. Martens. (Hannover 1895, Manz & Lange.)

Eine wahrhaft volkstümliche Weltgeschichte in einem mäßigen Bande wäre thatsächlich ein Bedürfnis. Den Verfasser haben die besten Absichten geleitet. Es ist vornehmlich zu rühmen, daß er deutsche Gesinnung bewährt, sich von einseitig konfessionellen Ansichten frei hält und sich nicht nur auf die Darstellung der staatlichen Vorgänge beschränkt. Aber das Bestreben, kurz zu sein, hat doch nicht selten geschadet, und zu Wendungen geführt, die angreifbar sind. Es ist nicht möglich, diese Stellen hier zu verzeichnen; nur einiger sei gedacht. Im 3. Teile S. 161 heißt es von Frankreich: „Hier war die Heimat der sogen. Aufklärung." Das ist ein schiefes Urteil, denn Voltaire und Montesquieu haben ihre Hauptgedanken doch von England her empfangen. S. 164: „Der bedeutendste Vertreter des ‚aufgeklärten Despotismus' — — — ist Kaiser Josef II." Die dritte Vergleichsstufe sagt wohl zu viel. Die Begriffe „Steinzeit", „Bronzezeit" gebraucht der Herr Verf. zu sehr so, als wenn sie eine bestimmte Zeit darstellten, z. B. Teil II, S. 5. Auch in den Abschnitten, die von der Kunst handeln, hat die Kürze zuweilen geschadet, so Teil III, S. 15 f. Die Worte über

das Gesicht ihres Verlobten. Der Herr Doktor aber meinte sehr befriedigt: Die sich vom Schicksal einmal bestimmt wären, kämen fast immer auf ungewöhnlichen, wunderbaren Wegen zusammen.

„Undankbares Volk," brummte Hedwig von Mertz ärgerlich, „nicht einmal einen Toast haben sie darüber gehalten. — Ja, die Menschen sind undankbare Geschöpfe, — ich mach's mal anders!"

Leise Mahnung.

Jetzt lächelst Du Deiner Liebe,
Ziehst spöttisch die Lippen krumm;
Und Deine Liebe steht vor Dir
Das Köpfchen gesenkt und stumm.

Sie hat auf die harten Reden,
Mit denen Du sie verklagt,
Kein einziges Sterbenswörtchen
Zu ihrer Verteidigung gesagt.

Sie hat nur mit dunklen Augen
Traurig geblickt Dich an,
Als ob sie fragen wollte,
Warum Du ihr das gethan?

Sie hat gemahnt Dich leise
An verblühte goldene Zeit,
An der lenzfrohen jubelnden Tage
Verklungene Seligkeit —

Und plötzlich griff's Dir zum Herzen
So eigen und wunderbar,
Daß die Zeit der belächelten Liebe
Deine seligste Zeit doch war!

M. von Massow.

Neue Bücher.

Angezeigt von **H. v. L.**

Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâyo des Pali-Kanons. Zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. 1. Lief. (Leipzig 1896, Wilh. Friedrich.)

Wir verdanken dem Verfasser, der sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, drei Arbeiten von Wert. Die „Buddhistische Anthologie" (Leiden 1892), „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" (Leipzig 1891) und die sinngetreueste Verdeutschung des „Wahrheitspfades" (Leipzig 1893). Die neueste Arbeit dürfte für die Wissenschaft die größte Bedeutung gewinnen. Wenn es auch für den Religionsforscher von höchstem Werte ist, des Pali kundig zu sein, so fordert die Erlangung der nötigen Kenntnisse doch so viel Zeit, daß nicht jeder sich das sprachliche Rüstzeug zu erwerben vermag. Andererseits ist heute das Verlangen, in das Verständnis der ältesten Form des Buddhismus einzudringen, sehr rege geworden und hat sich über den Kreis der Gelehrten hinaus verbreitet. Die Verhältnisse haben die sittlich-religiöse Erregung gesteigert, die im Gegensatz zum Materialismus steht, der weder dem tieferen Denken noch dem vertieften Gemütsleben genügen kann.

Ob man nun im Buddhismus, wie er sich in diesen Reden offenbart, ganz oder mit Einschränkungen zustimme, immer wird man durch den Inhalt, die leitenden Gedanken und deren Darstellung lebhaft angesprochen. Wir waren bisher meist auf Berichte aus zweiter und dritter Hand angewiesen; vieles in den herkömmlichen Anschauungen hat sich als ungenügend, ja als falsch gezeigt. Nach Vollendung dieses Werkes wird es möglich sein, die Leitgedanken des Buddho in ihrem Aufbau und ihrer inneren Verknüpfung zu überschauen und Zustimmung und Abwehr tiefer zu begründen.

Das Werk wird in fünf Heften, deren jedes 10 Reden enthält, vollständig sein. Das erste umfaßt das „Buch der Urart".

Ich empfehle die Arbeit, das Ergebnis gewissenhafter Forschung, allen, die dem Gegenstande ihre Teilnahme zuwenden, angelegentlich. Auf die Fortsetzung werde ich aufmerksam machen und nach Vollendung eine der am meisten kennzeichnenden Reden zum Abdruck bringen. Die Ausstattung ist tadellos.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. A. Lange, weiland Professor in Zürich und Marburg. Fünfte wohlfeile Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von H. Cohen, Prof. in Marburg. (Leipzig 1896, J. Baedeker.)

Wenn auch die Hochflut des einseitigen Materialismus sich verlaufen hat, so ist dieses Werk dennoch auch heute noch von Wert. Nicht nur, weil es die vielleicht klarste geschichtliche Darstellung dieser Weltanschauung in sich schließt und mit ihr eine von Kants Geist erfüllte Kritik derselben verbindet, sondern weil der Verf. in seinen eigenen Ausführungen die Philosophie mit dem Leben in Verbindung gesetzt hat. F. A. Lange war eine sittlich kräftige Persönlichkeit, nicht nur ein Stubendenker, der sich bei dem Aufbau abstrakter Gedanken beruhigt. Wo es sich um Aufgaben der Erkenntnis handelt, ist er nicht kühler, aber sachlicher Denker, dem ein bedeutendes Wissen zur Verfügung stand; wo er das Ethische und Religiöse behandelt, besteht er auf dem Rechte des Gemüts, das diesen Fragen gegenüber nicht dem bloßen Verstande das Recht der letzten Entscheidung zugestehen kann. Indem Lange dem Materialismus sein Recht gegenüber verstiegenen Abstraktionen zugab, ihn aber als theoretisch unzulänglich, als arm an Anregungen, „steril" für Kunst und Wissenschaft, als gleichgültig oder ichsüchtig in den sittlichen Angelegenheiten nachwies, hat er sich große Verdienste um die Bildung seiner Zeit erworben. Darum gehört sein Werk auch jetzt zu denen, die ein gebildeter Mann lesen soll, und durch seine klare Sprache zu denen, die er lesen kann, ohne gerade besondere philosophische Kenntnisse zu besitzen. Es sind auch andere Kampfweisen dem Materialismus gegenüber vorhanden; man könnte andere Beweismittel verwenden, aber jedenfalls hat Lange mit seinen Waffen und seiner Methode alles geleistet, was mit ihnen zu leisten war. Ich empfehle die neue Auflage unsern Lesern bestens.

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag gehalten in der 3. allgem. Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte am 20. Sept. 1895 von Wilhelm Ostwald, Prof. der Chemie an der Universität Leipzig. (Leipzig 1895, Veit & Co.) 1 Mk.

Der Vortrag, der großes Aufsehen erregt hat, gehört

zu den Wahrzeichen, die seit etwa einem Jahrzehnt die Bewegung ankünden, die der einseitig mechanischen Anschauung ihr Ende bereiten wird. Wer des Verfassers „Wissenschaftliche Grundlagen der analytischen Chemie“ auch nur aus eingehender Inhaltsangabe kennt, weiß, daß die in der Rede ausgesprochenen Anschauungen nicht nur geistreiches Gedankenspiel sind, sondern Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung und eines Wissens, das über die Grenzen des Fachs die Gesamtbewegung der Wissenschaft im Auge zu behalten strebte. Was Prof. O. nun hier gegen den wissenschaftlichen Materialismus ausführt, ist tieferen Denkern nicht neu, aber sein großes Verdienst besteht darin, daß er vom Standpunkte des Naturforschers die inneren Widersprüche der mechanischen Weltzusammenfassung klar und scharf darlegt. So verdient diese kleine Schrift die Aufmerksamkeit aller, die die Vergröberung des Denkens in der noch heute gültigen Naturwissenschaft beklagen und bekämpfen. Es gärt auf dem Gebiete, wie schon seit langem nicht mehr; die Entdeckung des Argons, die X-Strahlen u. a. haben die Erregung gesteigert. Natürlich wird von Seite der Anhänger des Alten, d. h. des wissenschaftlichen Materialismus, alles geschehen, um die neuen Entdeckungen nach den gültigen Ansichten zu deuten, aber ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wieder eine „Umwertung“ sich als unabwendbare Notwendigkeit darstellen wird. Der größte Teil der Hypothesen ist altersschwach. Aber auch wenn sie gestürzt worden, wird es die Geschichte ihnen nicht vergessen, welche Fülle von Thatsachen mit ihrer Hilfe gesammelt worden sind.

Die Wüste. Von Pierre Loti. Autorisierte Übersetzung a. d. Französischen von E. Philiparie. (Berlin 1896, Schuster & Loeffler.)

Der heute so beliebte Romanschriftsteller giebt hier den Bericht über eine Reise, die er auf einer wenig bekannten Strecke durch die Sahara unternommen hat. Er giebt sie fast mehr als Maler denn als Schriftsteller. Bild auf Bild entrollt er; das Spiel der Schatten und Lichter, der Farben auf dem Boden und in der Luft bildet den Hauptstoff; die Menschen verlieren sich fast in diesem Wirbel von Farbentönen, was an die Technik der älteren französischen Orient-Maler erinnert. Aber wenn auch Loti sich mit verschiedenen Bildern und Ausdrücken wiederholt, sind doch einzelne Abschnitte mit Künstleraugen gesehen und dargestellt. An einigen Stellen entbehrt man gründlicheres Naturwissen, (oder hat der Übersetzer Fehler begangen?), wie S. 91, wo von bloßgelegten „härtesten Metallarten“ gesprochen wird, oder S. 186, wo „Pflanzenabdrücke, wie bei dem kostbarsten Achat“ erwähnt werden. Im Achat giebt es keine Abdrücke; was im Moosachat Pflanzen ähnelt, ist zumeist Chlorit. Im ganzen liest sich die Übertragung gut.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit, sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft. Neunte durchaus neugestaltete Auflage. Erster Band: Einleitung: Entwickelungsgang und Bildungsmittel der Menschheit. Von Dr. H. Schurtz — Entwickelung der Baukunst von G. Ebe — Technik des Bauwesens von J. Faulwasser — Ortsanlage. Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. Von P. Nowald. — Beleuchtung, Heizung, Ventilation. Von Th. Schwartze. Mit 854 Textabbildungen, sowie 13 Chromotafeln und Beilagen. (Leipzig 1896, Otto Spamer.)

Das Werk, dessen erster Band vollständig vorliegt, hat in acht Auflagen eine Verbreitung gefunden, wie kein zweites dieser Art. Schon der Begründer des Hauses Otto Spamer hat stets sich bemüht, das Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Für Wort und Bild ist gleich viel geschehen. Trotzdem man also auch heute noch dem „alten Spamer“ rückhaltlose Anerkennung zollen muß, kann man doch aussprechen: die neue, neunte Auflage wird, wenn die folgenden Bände sich des ersten würdig erweisen, die Vorgänger bedeutend überragen. Größtes Lob verdienen die Bilder. Alles, was nicht strengem Urteil standhält, ist beseitigt worden; die neuen Bilder sind mit Sorgfalt ausgeführt, die Baudenkmale der Vergangenheit den besten Werken entnommen, manche nach Lichtbildern tadellos hergestellt. Vorzüglich sind die farbigen Blätter (Ecke eines dorischen Tempels; Farbige Kunstverglasung; Farbige Öfen; Glasierte Wandplatten). Zu erwähnen ist die Sorgfalt, mit der die Grundrisse, Durchschnitte u. s. w. gezeichnet sind.

Aber das alles gewinnt erst vollen Wert durch die Behandlung des Wortes. Mit lebhafter Teilnahme habe ich die Einleitung gelesen. Über Einzelheiten ließe sich streiten, aber die Haltung des Ganzen verdient warmes Lob schon wegen der sachlichen Ruhe, mit der alles Unsichere für die Urgeschichte der Menschheit abgewiesen und das Mögliche mit Vorsicht benutzt wird.

Ebes Geschichte der Baukunst bringt auf fast 300 Seiten — die Bilder eingerechnet — mehr als einen Abriß, da der Verfasser das Leitende im Auge behält und Überflüssiges ausscheidet. Die folgenden Abschnitte umfassen alles, was die Praxis betrifft, in klarer, übersichtlicher Ausführung; der Teil über gemeinnützige Einrichtungen der modernen Städte wird selbst dem Baumeister von Nutzen sein können. Von Wert ist auch in der Darstellung der Bautechnik das Hervorheben des geschichtlichen Werdegangs.

So ist der Band eine gedrängte Encyklopädie der Baukunst geworden, ein vortreffliches Buch für den Lernenden, wie Hilfsmittel für Lehrende und für jeden Gebildeten, der sich tieferes Wissen auf diesem Gebiete erringen will. Der Einband entspricht der ganzen Ausstattung: er vereint Geschmack und Gediegenheit.

Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilh. Martens. (Hannover 1895, Manz & Lange.)

Eine wahrhaft volkstümliche Weltgeschichte in einem mäßigen Bande wäre thatsächlich ein Bedürfnis. Den Verfasser haben die besten Absichten geleitet. Es ist vornehmlich zu rühmen, daß er deutsche Gesinnung bewährt, sich von einseitig konfessionellen Ansichten frei hält und sich nicht nur auf die Darstellung der staatlichen Vorgänge beschränkt. Aber das Bestreben, kurz zu sein, hat doch nicht selten geschadet, und zu Wendungen geführt, die angreifbar sind. Es ist nicht möglich, diese Stellen hier zu verzeichnen; nur einiger sei gedacht. Im 3. Teile S. 161 heißt es von Frankreich: „Hier war die Heimat der sogen. Aufklärung.“ Das ist ein schiefes Urteil, denn Voltaire und Montesquieu haben ihre Hauptgedanken doch von England her empfangen. S. 164: „Der bedeutendste Vertreter des ‚aufgeklärten Despotismus‘ — — — ist Kaiser Josef II.“ Die dritte Vergleichsstufe sagt wohl zu viel. Die Begriffe „Steinzeit“, „Bronzezeit“ gebraucht der Herr Verf. zu sehr so, als wenn sie eine bestimmte Zeit darstellten, z. B. Teil II, S. 5. Auch in den Abschnitten, die von der Kunst handeln, hat die Kürze zuweilen geschadet, so Teil III, S. 15 f. Die Worte über

Dürer geben von dem Wesen des Künstlers ebensowenig eine Vorstellung, wie die über Michel Angelo und Raffael. Auch wäre es gut gewesen, jedem Zeitraum eine derartige Übersicht beizufügen. Wenn von französischen Schriftstellern Voltaire, Montesquieu und Rousseau genannt werden, ist's ein Unrecht, Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe fast ganz unerwähnt zu lassen. Wir sind ferne davon, dem Verf. den besten Willen abzusprechen, geben auch zu, daß sein Buch nützen könne, aber das, was man von einem solchen für das deutsche Volk bestimmten Werke verlangen darf, bietet es in der heutigen Fassung noch nicht.

Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. (Stuttgart, Levy & Müller, o. J.) 4,50 Mk.

Derartige Einzeldarstellungen besitzen unstreitig für die Zeitgenossen Wert. Sie sind auch eine Notwendigkeit. Man ist oft erstaunt, sogar bei gebildeten Männern, sobald man die Entwickelung der neuesten Zeit berührt, sehr unbestimmte Anschauungen zu treffen. Das Verständnis des Jahrhunderts, in dem man lebt, ist eigentlich eine Notwendigkeit; es ist zu hoffen, daß man einmal auf den Mittelschulen den Grund dazu legen werde. Was jetzt dort geboten wird, ist durchaus ungenügend.

Der Verfasser hat die Entwickelung der politischen Verhältnisse im allgemeinen verständlich und klar geschildert; von einseitigen Parteianschauungen hält er sich fern, wenn er auch einem gemäßigten Liberalismus zuneigt; er erkennt die Gefahr der Herrschaft der Massen und erkennt das Recht des einzelnen an. Darum wird er auch der Bedeutung Bismarcks gerecht. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser dem geistigen Ringen zu wenig Raum gewidmet hat. Wohl werden einige Philosophen, Dichter, Künstler und Gelehrte genannt, aber zumeist nur in so kurzen Sätzen, daß dem Leser damit ein Verständnis nicht vermittelt wird. „Humboldt, Liebig, Wöhler, Mitscherlich waren die Männer des Tages" (S. 192). Das ist alles, was sich über sie gesagt findet. Ein List ist an einer Stelle flüchtig genannt; von Rodbertus weiß das Buch nichts; nichts von V. A. Huber. Gar manches Politische hätte fehlen können, ohne Lücken zu hinterlassen, und so wäre für Wichtigeres Platz geschaffen worden. Vielleicht geschieht es in einer zweiten Auflage.

Napoleon I. in Bild und Wort von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)

Von dem Werke sind uns wieder drei neue Lieferungen 7—9 zugekommen. Der Reichtum an Bildern, Porträts, Schlachtstücken u. s. w. ist thatsächlich ungeheuer groß, wenn auch manches (Puppentypen, Napoleon darstellend, Napoleon als Tischklingel, Flacon, Thermometer, Kugelfang eines Billards oder gar als Behälter für Apfelmost) mehr seltsam als bedeutend ist. Das Werk wird in 35 Lief. zu 60 Pf. vollständig sein.

Auch bei Schmidt & Günther in Leipzig ist erschienen: **„Die Generalin Bonaparte"** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. 4,60 Mk.

Man wird in diesem Werke von einer Josephine, wie die Napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. Man kennt die Vergehen verschiedener souveräner Fürstinnen, die keine Heiligen waren; warum sollte man die der Generalin Bonaparte so geflissentlich, wie es bisher geschah, verheimlichen? Wir glauben, daß dem Buche ein ähnlicher Erfolg zu teil werden wird wie den früher erschienenen Werken von Masson: „Napoleon I. und die Frauen" (5. Auflage) und „Napoleon I. zu Hause" (3. Auflage). Dennoch aber müssen wir fragen: Ist es denn nötig, diese Bücher alle übersetzen zu lassen?

Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung, o. J.)

Ich freue mich jedesmal, wenn mir ein neues Buch des „Marschendichters" in die Hände kommt. Das ist ein echt deutscher Mann, noch im Alter voll jugendlicher Begeisterung für sein Vaterland, voll der frischen Thatkraft, die trotz aller Unbilden der Zeit nicht das Vertrauen auf des deutschen Volkes Kraft und Zukunft verliert. Er beschämt die Jugend, die grämlich den Kampf flieht oder unmöglichen Zukunftsbildern nachhängt, um nicht in der Gegenwart zugreifen zu müssen.

Der Band enthält zwei dramatische Arbeiten: „Elektra", die den Stoff der „Iphigenie" Goethes zum Abschluß bringt, ihr verwandt in der Verbindung griechischen und deutschen Denkens; dann „Herz und Politik", ein zu harmloses Lustspiel. Sodann folgt eine Marschen- und Alpengeschichte: „Harrn Harresen", auch ein Stück deutschen Lebens in sich schließend. Am höchsten aber steht mir „Hauptmann Böse. Ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk". Allmers erweckt damit das Gedächtnis eines alten Bremers, eines Vaterlandsfreundes von edelstem Gepräge, eines Vorbildes heimischer, echter Gesinnung, reiner Denkungsart, warmen Gefühls und schlichter Thatkraft. Man fühlt aus der ganzen Darstellung heraus, daß des Verfassers Herz den gleichen Pulsschlag besitzt und die gleichen Leitbilder hochhält. Kein Deutscher wird dieses Leben ohne Rührung und Freude lesen; jeder dem Urheber dafür innig danken. Ich empfehle das Buch unseren Lesern angelegentlich.

Vademecum dramatischer Werke alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith. (Hannover, Joh. Lüdemann.)

Von diesem Werke, das in 12 Lief. zu 0,50 Mk. vollständig sein wird, liegen Heft 1—7 vor. Es hat jedenfalls bewunderungswerter Fleiß dazu gehört, dieses Verzeichnis zu schaffen, das deutsche und aus fremden Sprachen übersetzte Bühnenwerke umfaßt. Über die zeitlichen Grenzen, die sich der Zusammensteller gesetzt hat, bin ich nicht ganz im klaren; er führt zuweilen auch Werke von unbedeutenden Verfassern aus dem 18. Jahrhundert an, aber das scheint nicht nach bestimmten Grundsätzen geschehen zu sein. Für dieses Jahrhundert und die Klassiker aber hat er eine Arbeit geliefert, für die ihm nicht nur Buchhändler, sondern auch Litteraturforscher zum Danke verpflichtet sind. Auch diese werden hier ihnen noch unbekannte Werke verzeichnet finden. Es ist auch zur Beurteilung der Stimmungen und Neigungen deutscher Dichter nicht unwesentlich, zu sehen, welche Stoffe sich einer besonderen Vorliebe erfreuen. Das Werk verdient Verbreitung in allen Kreisen, die mit dem Bühnenschrifttum und dem Theater irgendwie zusammenhängen. Die Angaben sind, so weit ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, zuverlässig.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner

Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von Ludwig Pietsch und Fritz Reuter. Wismar 1896, Hinstorffsche Hof-Buchhandlung.

Unter den Männern, die berechtigt sind, sich Reuter-Forscher zu nennen, Wilbrandt, Glagau, Ebert, Latendorf und Gaedertz, ist der letztgenannte wohl als der fleißigste zu bezeichnen. Durch seine Bekanntschaft mit der Frau des Dichters und dessen Freundeskreise vermochte er vieles unmittelbar an den Quellen zu erforschen; man ist ihm überall mit vollem Vertrauen begegnet, so daß er eine Fülle von Stoff hat zusammentragen können. Auch das vorliegende Buch bringt viel des Neuen und Fesselnden; einzelnes hat er schon in Zeitschriften mitgeteilt und hier mit aufgenommen. Das Buch umfaßt die Zeit von Beendigung des Gymnasiums bis zum Tode. Eine große Zahl der trefflichen Männer und Frauen, die in guten und bösen Tagen Reuter nahestanden, wird in die Darstellung eingeführt, hoch- und plattdeutsche Gedichte Reuters, Prosaskizzen, Briefstellen und ganze Briefe tragen dazu bei, dem Berichte das Gepräge der Echtheit zu geben. Der Dichter wird durch die besten Seiten seines Wesens unserem Herzen vertraut. Nur loben kann ich es, daß der Verfasser das Unerquickliche nur flüchtig erwähnt. Vermehrt wird der Wert des mit Liebe abgefaßten Buches durch 41 Bilder, die uns den Dichter, seine treue Frau, seine Freunde, Wohnstätten, besonders die Villa bei Eisenach vorführen; ergreifend ist „Fritz Reuter im Sarge". Ich bin überzeugt, daß dieses Buch in der großen Reuter-Gemeinde verdiente Anerkennung finden wird. Um bei unseren Lesern größere Teilnahme für das Werk zu erwecken, werden wir in einem der nächsten Hefte für einen Abschnitt Raum schaffen.

Das Geheimnis.

Stille — still, und nichts verraten,
Nicht mit Worten, nicht mit Zeichen,
Daß die Zauber nicht entweichen,
Die so wunderbarlich nahten.

Laß auch keines Baumes Rinde
Das Geheimnis offenbaren,
Was uns beiden widerfahren,
Daß der Schatz uns nicht entschwinde.

Nur mit Seligkeit und Schmerzen
Stehe flammend eingeschrieben
Unser leidenschaftlich Lieben
In den heiß durchlohten Herzen.

Friedrich Fischer.

Vermischtes.

Notizen und Zahlen (Deutscher Verlag. Berlin. 25 Pfg.) so taufte H. Beringer ein kleines Büchlein. Das klingt so unbestimmt und läßt so wenig vermuten. Der Zusatz „Statistisches Nachschlagebüchlein" klärt uns jedoch über die Bedeutung dieses Titels bald auf und einige Blicke, hineingeworfen in die schmale Kleinoktavbroschüre von nicht mehr als 16 Seiten Umfang, zeigen uns bald, daß Beringers „Notizen und Zahlen" zu jenen Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören, bei denen die äußere Erscheinung und der innere Wert im umgekehrten Verhältnis stehen. Was ist nicht alles auf diesem einen Druckbogen mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen! Wer z. B. über Bevölkerungsstatistik, Bodenbenützung, Produktion, Konsum, Ein- und Ausfuhr, Schulden und Vermögen, Einnahmen und Ausgaben 2c. 2c. der Großmächte sich unterrichten will, der sehe auf S. 5—7 nach, und er wird eine wertvolle Zusammenstellung vieles Wissenswerten finden. Auf S. 8 sind die deutschen Staaten nach Fläche, Bevölkerung, Konfessionen, Nationalitäten übersichtlich aufgeführt. Eine Tabelle auf S. 13—14 zeigt die Ergebnisse der Reichstagswahlen 1874—1893 und die den Reichstag betreffenden Verfassungsbestimmungen. Weiter finden sich auch die nötigsten Angaben über Arbeiter-Krankenversicherung, Unfallversicherung, Kriminalstatistik 2c. Einen interessanten Einblick in das Schwanken von finanziellen Werten bietet die Zusammenstellung der höchsten und niedrigsten Kurse einiger Staats- und Industriepapiere (1889 bis Ende 1894). Wie dies alles, so bietet der „Kleine Beringer" aber auch mancherlei geographische, ethnographische, technische, chemische 2c. Angaben, und wer im Zweifel ist über die richtige Frankierung von Briefen, Postanweisungen und Paketen und über den Telegrammtarif, der befrage das Orakel auf S. 15 und 16; es wird ihm nicht doppeldeutige, sondern sichere Antwort geben.

M. A. Z.

Ein sonderbares Testament. Der englische Dichter Jasper Mayer war ein höchst jovialer Mensch; er verleugnete auch diese frohe Laune nicht auf seinem Totenbette als er sein Testament machte. Er hatte einen vieljährigen Bedienten, der nur den Fehler besaß, daß er viel trank. Diesem vermachte er in seinem Testament einen verschlossenen Kasten. Nach seinem Tode erhielt jeder dasjenige, was ihm in dem Testament bestimmt war, der Bediente den Kasten. Er erwartete darin einen Beutel mit Geld oder doch wenigstens ein Dutzend Flaschen guten Weins. Doch beim Öffnen fand er — einen Hering! Th.

Ein altes Inserat. Daß es während des dreißigjährigen Krieges im Handel und Gewerbe ganz anders aussah, als heute, das ersehen wir aus einem Inserat, welches Isaak Mackerl in Nürnberg im Jahre 1640 veröffentlichte. Derselbe zeigte sein Geschäft in folgender Weise an: „Isaak Mackerl, Barbier, Perückenmacher, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer, rasiert und schneidet die Haare vor zwei Krützer und Puttet und Pomade obendrein. Macht und flickt Schuh und Stiefel, läßt Ader und setzt Schrobkob ganz gern; lernt in die Häuser Kondition und anderen Tanz, verkauft Parfirmiry aller Art, Papier, Stiefelwichs, gesalznen Hering, Konigung, Pürschen, Mausefallen und andere Konvels, herzstärkende Wurzel, Kartoffeln, Bratwurst und andere Gemüß. Isaak Mackerl!" Eine größere Vielseitigkeit kann man von einem Menschen doch wahrlich nicht verlangen. Th.

Sprüche.

Von **Hans Gabriel.**

1.

Nicht sind es Träume, was wir träumen!
Es ist das Leben, das wir versäumen,
Zu dem uns die Kraft nicht gegeben,
Ein Schatz, den wir nicht begnadet, zu heben!

Dürer geben von dem Wesen des Künstlers ebensowenig eine Vorstellung, wie die über Michel Angelo und Raffael. Auch wäre es gut gewesen, jedem Zeitraum eine derartige Übersicht beizufügen. Wenn von französischen Schriftstellern Voltaire, Montesquieu und Rousseau genannt werden, ist's ein Unrecht, Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe fast ganz unerwähnt zu lassen. Wir sind ferne davon, dem Verf. den besten Willen abzusprechen, geben auch zu, daß sein Buch nützen könne, aber das, was man von einem solchen für das deutsche Volk bestimmten Werke verlangen darf, bietet es in der heutigen Fassung noch nicht.

Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. (Stuttgart, Levy & Müller, o. J.) 4,50 Mk.

Derartige Einzeldarstellungen besitzen unstreitig für die Zeitgenossen Wert. Sie sind auch eine Notwendigkeit. Man ist oft erstaunt, sogar bei gebildeten Männern, sobald man die Entwickelung der neuesten Zeit berührt, sehr unbestimmte Anschauungen zu treffen. Das Verständnis des Jahrhunderts, in dem man lebt, ist eigentlich eine Notwendigkeit; es ist zu hoffen, daß man einmal auf den Mittelschulen den Grund dazu legen werde. Was jetzt dort geboten wird, ist durchaus ungenügend.

Der Verfasser hat die Entwickelung der politischen Verhältnisse im allgemeinen verständlich und klar geschildert; von einseitigen Parteianschauungen hält er sich fern, wenn er auch einem gemäßigten Liberalismus zuneigt; er erkennt die Gefahr der Herrschaft der Massen und erkennt das Recht des einzelnen an. Darum wird er auch der Bedeutung Bismarcks gerecht. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser dem geistigen Ringen zu wenig Raum gewidmet hat. Wohl werden einige Philosophen, Dichter, Künstler und Gelehrte genannt, aber zumeist nur in so kurzen Sätzen, daß der Leser damit ein Verständnis nicht vermittelt wird. „Humboldt, Liebig, Wöhler, Mitscherlich waren die Männer des Tages" (S. 192). Das ist alles, was sich über sie gesagt findet. Ein List ist an einer Stelle flüchtig genannt; von Rodbertus weiß das Buch nichts; nichts von V. A. Huber. Gar manches Politische hätte fehlen können, ohne Lücken zu hinterlassen, und so wäre für Wichtigeres Platz geschaffen worden. Vielleicht geschieht es in einer zweiten Auflage.

Napoleon I. in Bild und Wort von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)

Von dem Werke sind uns wieder drei neue Lieferungen 7—9 zugekommen. Der Reichtum an Bildern, Porträts, Schlachtstücken u. s. w. ist thatsächlich ungeheuer groß, wenn auch manches (Puppentypen, Napoleon darstellend, Napoleon als Tischklingel, Flacon, Thermometer, Kugelfang eines Billards oder gar als Behälter für Apfelmost) mehr seltsam als bedeutend ist. Das Werk wird in 35 Lief. zu 60 Pf. vollständig sein.

Auch bei Schmidt & Günther in Leipzig ist erschienen: **„Die Generalin Bonaparte"** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. 4,60 Mk.

Man wird in diesem Werke von einer Josephine, wie die Napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. Man kennt die Vergehen verschiedener souveräner Fürstinnen, die keine Heiligen waren; warum sollte man die der Generalin Bonaparte so geflissentlich, wie es bisher geschah, verheimlichen? Wir glauben, daß dem Buche ein ähnlicher Erfolg zu teil werden wird wie den früher erschienenen Werken von Masson: „Napoleon I. und die Frauen" (5. Auflage) und „Napoleon I. zu Hause" (3. Auflage). Dennoch aber müssen wir fragen: Ist es denn nötig, diese Bücher alle übersetzen zu lassen?

Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung, o. J.)

Ich freue mich jedesmal, wenn mir ein neues Buch des „Marschendichters" in die Hände kommt. Das ist ein echt deutscher Mann, noch im Alter voll jugendlicher Begeisterung für sein Vaterland, voll der frischen Thatkraft, die trotz aller Unbilden der Zeit nicht das Vertrauen auf des deutschen Volkes Kraft und Zukunft verliert. Er beschämt die Jugend, die grämlich den Kampf flieht oder unmöglichen Zukunftsbildern nachhängt, um nicht in der Gegenwart zugreifen zu müssen.

Der Band enthält zwei dramatische Arbeiten: „Elektra", die den Stoff der „Iphigenie" Goethes zum Abschluß bringt, ihr verwandt in der Verbindung griechischen und deutschen Denkens; dann „Herz und Politik", ein zu harmloses Lustspiel. Sodann folgt eine Marschen- und Alpengeschichte: „Harrn Harresen", auch ein Stück deutschen Lebens in sich schließend. Am höchsten aber steht mir „Hauptmann Böse. Ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk". Allmers erweckt damit das Gedächtnis eines alten Bremers, eines Vaterlandsfreundes von edelstem Gepräge, eines Vorbildes heimischer, echter Gesinnung, reiner Denkungsart, warmen Gefühls und schlichter Thatkraft. Man fühlt aus der ganzen Darstellung heraus, daß des Verfassers Herz den gleichen Pulsschlag besitzt und die gleichen Leitbilder hochhält. Kein Deutscher wird dieses Leben ohne Rührung und Freude lesen; jeder dem Urheber dafür innig danken. Ich empfehle das Buch unseren Lesern angelegentlich.

Vademecum dramatischer Werke alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith. (Hannover, Joh. Lüdemann.)

Von diesem Werke, das in 12 Lief. zu 0,50 Mk. vollständig sein wird, liegen Heft 1—7 vor. Es hat jedenfalls bewunderungswerter Fleiß dazu gehört, dieses Verzeichnis zu schaffen, das deutsche und aus fremden Sprachen übersetzte Bühnenwerke umfaßt. Über die zeitlichen Grenzen, die sich der Zusammensteller gesetzt hat, bin ich nicht ganz im klaren; er führt zuweilen auch Werke von unbedeutenden Verfassern aus dem 18. Jahrhundert an, aber das scheint nicht nach bestimmten Grundsätzen geschehen zu sein. Für dieses Jahrhundert und die Klassiker aber hat er eine Arbeit geliefert, für die ihm nicht nur Buchhändler, sondern auch Litteraturforscher zum Danke verflichtet sind. Auch diese werden hier ihnen noch unbekannte Werke verzeichnet finden. Es ist auch zur Beurteilung der Stimmungen und Neigungen deutscher Dichter nicht unwesentlich, zu sehen, welche Stoffe sich einer besonderen Vorliebe erfreuen. Das Werk verdient Verbreitung in allen Kreisen, die mit dem Bühnenschrifttum und dem Theater irgendwie zusammenhängen. Die Angaben sind, so weit ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, zuverlässig.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner

Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von Ludwig Pietsch und Fritz Reuter. Wismar 1896, Hinstorffsche Hof-Buchhandlung.

Unter den Männern, die berechtigt sind, sich Reuter-Forscher zu nennen, Wilbrandt, Glagau, Ebert, Latendorf und Gaedertz, ist der letztgenannte wohl als der fleißigste zu bezeichnen. Durch seine Bekanntschaft mit der Frau des Dichters und dessen Freundeskreise vermochte er vieles unmittelbar an den Quellen zu erforschen; man ist ihm überall mit vollem Vertrauen begegnet, so daß er eine Fülle von Stoff hat zusammentragen können. Auch das vorliegende Buch bringt viel des Neuen und Fesselnden; einzelnes hat er schon in Zeitschriften mitgeteilt und hier mit aufgenommen. Das Buch umfaßt die Zeit von Beendigung des Gymnasiums bis zum Tode. Eine große Zahl der trefflichen Männer und Frauen, die in guten und bösen Tagen Reuter nahestanden, wird in die Darstellung eingeführt, hoch- und plattdeutsche Gedichte Reuters, Prosaskizzen, Briefstellen und ganze Briefe tragen dazu bei, dem Berichte das Gepräge der Echtheit zu geben. Der Dichter wird durch die besten Seiten seines Wesens unserem Herzen vertraut. Nur loben kann ich es, daß der Verfasser das Unerquickliche nur flüchtig erwähnt. Vermehrt wird der Wert des mit Liebe abgefaßten Buches durch 41 Bilder, die uns den Dichter, seine treue Frau, seine Freunde, Wohnstätten, besonders die Villa bei Eisenach vorführen; ergreifend ist „Fritz Reuter im Sarge". Ich bin überzeugt, daß dieses Buch in der großen Reuter-Gemeinde verdiente Anerkennung finden wird. Um bei unseren Lesern größere Teilnahme für das Werk zu erwecken, werden wir in einem der nächsten Hefte für einen Abschnitt Raum schaffen.

Das Geheimnis.

Stille — still, und nichts verraten,
Nicht mit Worten, nicht mit Zeichen,
Daß die Zauber nicht entweichen,
Die so wunderbarlich nahten.

Laß auch keines Baumes Rinde
Das Geheimnis offenbaren,
Was uns beiden widerfahren,
Daß der Schatz uns nicht entschwinde.

Nur mit Seligkeit und Schmerzen
Stehe flammend eingeschrieben
Unser leidenschaftlich Lieben
In den heiß durchlohten Herzen.

Friedrich Fischer.

Vermischtes.

Notizen und Zahlen (Deutscher Verlag. Berlin. 25 Pfg.) so taufte H. Beringer ein kleines Büchlein. Das klingt so unbestimmt und läßt so wenig vermuten. Der Zusatz „Statistisches Nachschlagebüchlein" klärt uns jedoch über die Bedeutung dieses Titels bald auf und einige Blicke, hineingeworfen in die schmale Kleinoktavbroschüre von nicht mehr als 16 Seiten Umfang, zeigen uns bald, daß Beringers „Notizen und Zahlen" zu jenen Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören, bei denen die äußere Erscheinung und der innere Wert im umgekehrten Verhältnis stehen. Was ist nicht alles auf diesem einen Druckbogen mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen! Wer z. B. über Bevölkerungsstatistik, Bodenbenützung, Produktion, Konsum, Ein- und Ausfuhr, Schulden und Vermögen, Einnahmen und Ausgaben ꝛc. ꝛc. der Großmächte sich unterrichten will, der sehe auf S. 5—7 nach, und er wird eine wertvolle Zusammenstellung vieles Wissenswerten finden. Auf S. 8 sind die deutschen Staaten nach Fläche, Bevölkerung, Konfessionen, Nationalitäten übersichtlich aufgeführt. Eine Tabelle auf S. 13—14 zeigt die Ergebnisse der Reichstagswahlen 1874—1893 und die den Reichstag betreffenden Verfassungsbestimmungen. Weiter finden sich auch die nötigsten Angaben über Arbeiter-Krankenversicherung, Unfallversicherung, Kriminalstatistik ꝛc. Einen interessanten Einblick in das Schwanken von finanziellen Werten bietet die Zusammenstellung der höchsten und niedrigsten Kurse einiger Staats- und Industriepapiere (1889 bis Ende 1894). Wie dies alles, so bietet der „Kleine Beringer" aber auch mancherlei geographische, ethnographische, technische, chemische ꝛc. Angaben, und wer im Zweifel ist über die richtige Frankierung von Briefen, Postanweisungen und Paketen und über den Telegrammtarif, der befrage das Orakel auf S. 15 und 16; es wird ihm nicht doppeldeutige, sondern sichere Antwort geben.

M. A. Z.

Ein sonderbares Testament. Der englische Dichter Jasper Mayer war ein höchst jovialer Mensch; er verleugnete auch diese frohe Laune nicht auf seinem Totenbette als er sein Testament machte. Er hatte einen vieljährigen Bedienten, der nur den Fehler besaß, daß er viel trank. Diesem vermachte er in seinem Testament einen verschlossenen Kasten. Nach seinem Tode erhielt jeder dasjenige, was ihm in dem Testament bestimmt war, der Bediente den Kasten. Er erwartete darin einen Beutel mit Geld oder doch wenigstens ein Dutzend Flaschen guten Weins. Doch beim Öffnen fand er — einen Hering! Th.

Ein altes Inserat. Daß es während des dreißigjährigen Krieges im Handel und Gewerbe ganz anders aussah, als heute, das ersehen wir aus einem Inserat, welches Isaak Mackerl in Nürnberg im Jahre 1640 veröffentlichte. Derselbe zeigte sein Geschäft in folgender Weise an: „Isaak Mackerl, Barbier, Perückenmacher, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer, rasiert und schneidet die Haare vor zwei Krützer und Puttet und Pomade obendrein. Macht und flickt Schuh und Stiefel, läßt Ader und setzt Schrobkob ganz gern; lernt in die Häuser Kondition und anderen Tanz, verkauft Parfirmiry aller Art, Papier, Stiefelwichs, gesalznen Hering, Konigung, Pürschen, Mausefallen und andere Konvekts, herzstärkende Wurzel, Kartoffeln, Bratwurst und andere Gemüß. Isaak Mackerl!" Eine größere Vielseitigkeit kann man von einem Menschen doch wahrlich nicht verlangen. Th.

Sprüche.

Von **Hans Gabriel.**

1.

Nicht sind es Träume, was wir träumen!
Es ist das Leben, das wir versäumen,
Zu dem uns die Kraft nicht gegeben,
Ein Schatz, den wir nicht begnadet, zu heben!

Dürer geben von dem Wesen des Künstlers ebensowenig eine Vorstellung, wie die über Michel Angelo und Raffael. Auch wäre es gut gewesen, jedem Zeitraum eine derartige Übersicht beizufügen. Wenn von französischen Schriftstellern Voltaire, Montesquieu und Rousseau genannt werden, ist's ein Unrecht, Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe fast ganz unerwähnt zu lassen. Wir sind ferne davon, dem Verf. den besten Willen abzusprechen, geben auch zu, daß sein Buch nützen könne, aber das, was man von einem solchen für das deutsche Volk bestimmten Werke verlangen darf, bietet es in der heutigen Fassung noch nicht.

Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. (Stuttgart, Levy & Müller, o. J.) 4,50 Mk.

Derartige Einzeldarstellungen besitzen unstreitig für die Zeitgenossen Wert. Sie sind auch eine Notwendigkeit. Man ist oft erstaunt, sogar bei gebildeten Männern, sobald man die Entwickelung der neuesten Zeit berührt, sehr unbestimmte Anschauungen zu treffen. Das Verständnis des Jahrhunderts, in dem man lebt, ist eigentlich eine Notwendigkeit; es ist zu hoffen, daß man einmal auf den Mittelschulen den Grund dazu legen werde. Was jetzt dort geboten wird, ist durchaus ungenügend.

Der Verfasser hat die Entwickelung der politischen Verhältnisse im allgemeinen verständlich und klar geschildert; von einseitigen Parteianschauungen hält er sich fern, wenn er auch einem gemäßigten Liberalismus zuneigt; er erkennt die Gefahr der Herrschaft der Massen und erkennt das Recht des einzelnen an. Darum wird er auch der Bedeutung Bismarcks gerecht. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser dem geistigen Ringen zu wenig Raum gewidmet hat. Wohl werden einige Philosophen, Dichter, Künstler und Gelehrte genannt, aber zumeist nur in so kurzen Sätzen, daß dem Leser damit ein Verständnis nicht vermittelt wird. „Humboldt, Liebig, Wöhler, Mitscherlich waren die Männer des Tages" (S. 192). Das ist alles, was sich über sie gesagt findet. Ein List ist an einer Stelle flüchtig genannt; von Rodbertus weiß das Buch nichts; nichts von V. A. Huber. Gar manches Politische hätte fehlen können, ohne Lücken zu hinterlassen, und so wäre für Wichtigeres Platz geschaffen worden. Vielleicht geschieht es in einer zweiten Auflage.

Napoleon I. in Bild und Wort von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)

Von dem Werke sind uns wieder drei neue Lieferungen 7—9 zugekommen. Der Reichtum an Bildern, Porträts, Schlachtstücken u. s. w. ist thatsächlich ungeheuer groß, wenn auch manches (Puppentypen, Napoleon darstellend, Napoleon als Tischklingel, Flacon, Thermometer, Kugelfang eines Billards oder gar als Behälter für Apfelmost) mehr seltsam als bedeutend ist. Das Werk wird in 35 Lief. zu 60 Pf. vollständig sein.

Auch bei Schmidt & Günther in Leipzig ist erschienen: **„Die Generalin Bonaparte"** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. 4,60 Mk.

Man wird in diesem Werke von einer Josephine, wie die Napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. Man kennt die Vergehen verschiedener souveräner Fürstinnen, die keine Heiligen waren; warum sollte man die der Generalin Bonaparte so geflissentlich, wie es bisher geschah, verheimlichen? Wir glauben, daß dem Buche ein ähnlicher Erfolg zu teil werden wird wie den früher erschienenen Werken von Masson: „Napoleon I. und die Frauen" (5. Auflage) und „Napoleon I. zu Hause" (3. Auflage). Dennoch aber müssen wir fragen: Ist es denn nötig, diese Bücher alle übersetzen zu lassen?

Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung, o. J.)

Ich freue mich jedesmal, wenn mir ein neues Buch des „Marschendichters" in die Hände kommt. Das ist ein echt deutscher Mann, noch im Alter voll jugendlicher Begeisterung für sein Vaterland, voll der frischen Thatkraft, die trotz aller Unbilden der Zeit nicht das Vertrauen auf des deutschen Volkes Kraft und Zukunft verliert. Er beschämt die Jugend, die grämlich den Kampf flieht oder unmöglichen Zukunftsbildern nachhängt, um nicht in der Gegenwart zugreifen zu müssen.

Der Band enthält zwei dramatische Arbeiten: „Elektra", die den Stoff der „Iphigenie" Goethes zum Abschluß bringt, ihr verwandt in der Verbindung griechischen und deutschen Denkens; dann „Herz und Politik", ein zu harmloses Lustspiel. Sodann folgt eine Marschen- und Alpengeschichte: „Harrn Harresen", auch ein Stück deutschen Lebens in sich schließend. Am höchsten aber steht mir „Hauptmann Böse. Ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk". Allmers erweckt damit das Gedächtnis eines alten Bremers, eines Vaterlandsfreundes von edelstem Gepräge, eines Vorbildes heimischer, echter Gesinnung, reiner Denkungsart, warmen Gefühls und schlichter Thatkraft. Man fühlt aus der ganzen Darstellung heraus, daß des Verfassers Herz den gleichen Pulsschlag besitzt und die gleichen Leitbilder hochhält. Kein Deutscher wird dieses Leben ohne Rührung und Freude lesen; jeder dem Urheber dafür innig danken. Ich empfehle das Buch unseren Lesern angelegentlich.

Vademecum dramatischer Werke alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith. (Hannover, Joh. Lüdemann.)

Von diesem Werke, das in 12 Lief. zu 0,50 Mk. vollständig sein wird, liegen Heft 1—7 vor. Es hat jedenfalls bewunderungswerter Fleiß dazu gehört, dieses Verzeichnis zu schaffen, das deutsche und aus fremden Sprachen übersetzte Bühnenwerke umfaßt. Über die zeitlichen Grenzen, die sich der Zusammensteller gesetzt hat, bin ich nicht ganz im klaren; er führt zuweilen auch Werke von unbedeutenden Verfassern aus dem 18. Jahrhundert an, aber das scheint nicht nach bestimmten Grundsätzen geschehen zu sein. Für dieses Jahrhundert und die Klassiker aber hat er eine Arbeit geliefert, für die ihm nicht nur Buchhändler, sondern auch Litteraturforscher zum Danke verflichtet sind. Auch diese werden hier ihnen noch unbekannte Werke verzeichnet finden. Es ist auch zur Beurteilung der Stimmungen und Neigungen deutscher Dichter nicht unwesentlich, zu sehen, welche Stoffe sich einer besonderen Vorliebe erfreuen. Das Werk verdient Verbreitung in allen Kreisen, die mit dem Bühnenschrifttum und dem Theater irgendwie zusammenhängen. Die Angaben sind, so weit ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, zuverlässig.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner

Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von Ludwig Pietsch und Fritz Reuter. Wismar 1896, Hinstorffsche Hof-Buchhandlung.

Unter den Männern, die berechtigt sind, sich Reuter-Forscher zu nennen, Wilbrandt, Glagau, Ebert, Latendorf und Gaedertz, ist der letztgenannte wohl als der fleißigste zu bezeichnen. Durch seine Bekanntschaft mit der Frau des Dichters und dessen Freundeskreise vermochte er vieles unmittelbar an den Quellen zu erforschen; man ist ihm überall mit vollem Vertrauen begegnet, so daß er eine Fülle von Stoff hat zusammentragen können. Auch das vorliegende Buch bringt viel des Neuen und Fesselnden; einzelnes hat er schon in Zeitschriften mitgeteilt und hier mit aufgenommen. Das Buch umfaßt die Zeit von Beendigung des Gymnasiums bis zum Tode. Eine große Zahl der trefflichen Männer und Frauen, die in guten und bösen Tagen Reuter nahestanden, wird in die Darstellung eingeführt, hoch- und plattdeutsche Gedichte Reuters, Prosaskizzen, Briefstellen und ganze Briefe tragen dazu bei, dem Berichte das Gepräge der Echtheit zu geben. Der Dichter wird durch die besten Seiten seines Wesens unserem Herzen vertraut. Nur loben kann ich es, daß der Verfasser das Unerquickliche nur flüchtig erwähnt. Vermehrt wird der Wert des mit Liebe abgefaßten Buches durch 41 Bilder, die uns den Dichter, seine treue Frau, seine Freunde, Wohnstätten, besonders die Villa bei Eisenach vorführen; ergreifend ist „Fritz Reuter im Sarge“. Ich bin überzeugt, daß dieses Buch in der großen Reuter-Gemeinde verdiente Anerkennung finden wird. Um bei unseren Lesern größere Teilnahme für das Werk zu erwecken, werden wir in einem der nächsten Hefte für einen Abschnitt Raum schaffen.

Das Geheimnis.

Stille — still, und nichts verraten,
Nicht mit Worten, nicht mit Zeichen,
Daß die Zauber nicht entweichen,
Die so wunderbarlich nahten.

Laß auch keines Baumes Rinde
Das Geheimnis offenbaren,
Was uns beiden widerfahren,
Daß der Schatz uns nicht entschwinde.

Nur mit Seligkeit und Schmerzen
Stehe flammend eingeschrieben
Unser leidenschaftlich Lieben
In den heiß durchlohten Herzen.

Friedrich Fischer.

Vermischtes.

Notizen und Zahlen (Deutscher Verlag. Berlin. 25 Pfg.) so taufte H. Beringer ein kleines Büchlein. Das klingt so unbestimmt und läßt so wenig vermuten. Der Zusatz „Statistisches Nachschlagebüchlein“ klärt uns jedoch über die Bedeutung dieses Titels bald auf und einige Blicke, hineingeworfen in die schmale Kleinoktavbroschüre von nicht mehr als 16 Seiten Umfang, zeigen uns bald, daß Beringers „Notizen und Zahlen“ zu jenen Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören, bei denen die äußere Erscheinung und der innere Wert im umgekehrten Verhältnis stehen. Was ist nicht alles auf diesem einen Druckbogen mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen! Wer z. B. über Bevölkerungsstatistik, Bodenbenützung, Produktion, Konsum, Ein- und Ausfuhr, Schulden und Vermögen, Einnahmen und Ausgaben 2c. 2c. der Großmächte sich unterrichten will, der sehe auf S. 5—7 nach, und er wird eine wertvolle Zusammenstellung vieles Wissenswerten finden. Auf S. 8 sind die deutschen Staaten nach Fläche, Bevölkerung, Konfessionen, Nationalitäten übersichtlich aufgeführt. Eine Tabelle auf S. 13—14 zeigt die Ergebnisse der Reichstagswahlen 1874—1893 und die den Reichstag betreffenden Verfassungsbestimmungen. Weiter finden sich auch die nötigsten Angaben über Arbeiter-Krankenversicherung, Unfallversicherung, Kriminalstatistik 2c. Einen interessanten Einblick in das Schwanken von finanziellen Werten bietet die Zusammenstellung der höchsten und niedrigsten Kurse einiger Staats- und Industriepapiere (1889 bis Ende 1894). Wie dies alles, so bietet der „Kleine Beringer“ aber auch mancherlei geographische, ethnographische, technische, chemische 2c. Angaben, und wer im Zweifel ist über die richtige Frankierung von Briefen, Postanweisungen und Paketen und über den Telegrammtarif, der befrage das Orakel auf S. 15 und 16; es wird ihm nicht doppeldeutige, sondern sichere Antwort geben.

M. A. Z.

Ein sonderbares Testament. Der englische Dichter Jasper Mayer war ein höchst jovialer Mensch; er verleugnete auch diese frohe Laune nicht auf seinem Totenbette als er sein Testament machte. Er hatte einen vieljährigen Bedienten, der nur den Fehler besaß, daß er viel trank. Diesem vermachte er in seinem Testament einen verschlossenen Kasten. Nach seinem Tode erhielt jeder dasjenige, was ihm in dem Testament bestimmt war, der Bediente den Kasten. Er erwartete darin einen Beutel mit Geld oder doch wenigstens ein Dutzend Flaschen guten Weins. Doch beim Öffnen fand er — einen Hering! Th.

Ein altes Inserat. Daß es während des dreißigjährigen Krieges im Handel und Gewerbe ganz anders aussah, als heute, das ersehen wir aus einem Inserat, welches Isaak Mackerl in Nürnberg im Jahre 1640 veröffentlichte. Derselbe zeigte sein Geschäft in folgender Weise an: „Isaak Mackerl, Barbier, Perückenmacher, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer, rasiert und schneidet die Haare vor zwei Krützer und Puttet und Pomade obendrein. Macht und flickt Schuh und Stiefel, läßt Ader und setzt Schrobkob ganz gern; lernt in die Häuser Kondition und anderen Tanz, verkauft Parfirmiry aller Art, Papier, Stiefelwichs, gesalznen Hering, Konigung, Pürschen, Mausefallen und andere Konveks, herzstärkende Wurzel, Kartoffeln, Bratwurst und andere Gemüß. Isaak Mackerl!“ Eine größere Vielseitigkeit kann man von einem Menschen doch wahrlich nicht verlangen. Th.

Sprüche.

Von **Hans Gabriel.**

1.

Nicht sind es Träume, was wir träumen!
Es ist das Leben, das wir versäumen,
Zu dem uns die Kraft nicht gegeben,
Ein Schatz, den wir nicht begnadet, zu heben!

Dürer geben von dem Wesen des Künstlers ebensowenig eine Vorstellung, wie die über Michel Angelo und Raffael. Auch wäre es gut gewesen, jedem Zeitraum eine derartige Übersicht beizufügen. Wenn von französischen Schriftstellern Voltaire, Montesquieu und Rousseau genannt werden, ist's ein Unrecht, Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe fast ganz unerwähnt zu lassen. Wir sind ferne davon, dem Verf. den besten Willen abzusprechen, geben auch zu, daß sein Buch nützen könne, aber das, was man von einem solchen für das deutsche Volk bestimmten Werke verlangen darf, bietet es in der heutigen Fassung noch nicht.

Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. (Stuttgart, Levy & Müller, o. J.) 4,50 Mk.

Derartige Einzeldarstellungen besitzen unstreitig für die Zeitgenossen Wert. Sie sind auch eine Notwendigkeit. Man ist oft erstaunt, sogar bei gebildeten Männern, sobald man die Entwickelung der neuesten Zeit berührt, sehr unbestimmte Anschauungen zu treffen. Das Verständnis des Jahrhunderts, in dem man lebt, ist eigentlich eine Notwendigkeit; es ist zu hoffen, daß man einmal auf den Mittelschulen den Grund dazu legen werde. Was jetzt dort geboten wird, ist durchaus ungenügend.

Der Verfasser hat die Entwickelung der politischen Verhältnisse im allgemeinen verständlich und klar geschildert; von einseitigen Parteianschauungen hält er sich fern, wenn er auch einem gemäßigten Liberalismus zuneigt; er erkennt die Gefahr der Herrschaft der Massen und erkennt das Recht des einzelnen an. Darum wird er auch der Bedeutung Bismarcks gerecht. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser dem geistigen Ringen zu wenig Raum gewidmet hat. Wohl werden einige Philosophen, Dichter, Künstler und Gelehrte genannt, aber zumeist nur in so kurzen Sätzen, daß dem Leser damit ein Verständnis nicht vermittelt wird. „Humboldt, Liebig, Wöhler, Mitscherlich waren die Männer des Tages" (S. 192). Das ist alles, was sich über sie gesagt findet. Ein List ist an einer Stelle flüchtig genannt; von Rodbertus weiß das Buch nichts; nichts von V. A. Huber. Gar manches Politische hätte fehlen können, ohne Lücken zu hinterlassen, und so wäre für Wichtigeres Platz geschaffen worden. Vielleicht geschieht es in einer zweiten Auflage.

Napoleon I. in Bild und Wort von Armand Dayot, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)

Von dem Werke sind uns wieder drei neue Lieferungen 7—9 zugekommen. Der Reichtum an Bildern, Porträts, Schlachtstücken u. s. w. ist thatsächlich ungeheuer groß, wenn auch manches (Puppentypen, Napoleon darstellend, Napoleon als Tischklingel, Flacon, Thermometer, Kugelfang eines Billards oder gar als Behälter für Apfelmost) mehr seltsam als bedeutend ist. Das Werk wird in 35 Lief. zu 60 Pf. vollständig sein.

Auch bei Schmidt & Günther in Leipzig ist erschienen: **„Die Generalin Bonaparte"** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. 4,60 Mk.

Man wird in diesem Werke von einer Josephine, wie die Napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. Man kennt die Vergehen verschiedener souveräner Fürstinnen, die keine Heiligen waren; warum sollte man die der Generalin Bonaparte so geflissentlich, wie es bisher geschah, verheimlichen? Wir glauben, daß dem Buche ein ähnlicher Erfolg zu teil werden wird wie den früher erschienenen Werken von Masson: „Napoleon I. und die Frauen" (5. Auflage) und „Napoleon I. zu Hause" (3. Auflage). Dennoch aber müssen wir fragen: Ist es denn nötig, diese Bücher alle übersetzen zu lassen?

Aus längst und jüngst vergangener Zeit. Von Hermann Allmers. (Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung, o. J.)

Ich freue mich jedesmal, wenn mir ein neues Buch des „Marschendichters" in die Hände kommt. Das ist ein echt deutscher Mann, noch im Alter voll jugendlicher Begeisterung für sein Vaterland, voll der frischen Thatkraft, die trotz aller Unbilden der Zeit nicht das Vertrauen auf des deutschen Volkes Kraft und Zukunft verliert. Er beschämt die Jugend, die grämlich den Kampf flieht oder unmöglichen Zukunftsbildern nachhängt, um nicht in der Gegenwart zugreifen zu müssen.

Der Band enthält zwei dramatische Arbeiten: „Elektra", die den Stoff der „Iphigenie" Goethes zum Abschluß bringt, ihr verwandt in der Verbindung griechischen und deutschen Denkens; dann „Herz und Politik", ein zu harmloses Lustspiel. Sodann folgt eine Marschen- und Alpengeschichte: „Harrn Harresen", auch ein Stück deutschen Lebens in sich schließend. Am höchsten aber steht mir „Hauptmann Böse. Ein deutsches Zeit- und Menschenbild für das deutsche Volk". Allmers erweckt damit das Gedächtnis eines alten Bremers, eines Vaterlandsfreundes von edelstem Gepräge, eines Vorbildes heimischer, echter Gesinnung, reiner Denkungsart, warmen Gefühls und schlichter Thatkraft. Man fühlt aus der ganzen Darstellung heraus, daß des Verfassers Herz den gleichen Pulsschlag besitzt und die gleichen Leitbilder hochhält. Kein Deutscher wird dieses Leben ohne Rührung und Freude lesen; jeder dem Urheber dafür innig danken. Ich empfehle das Buch unseren Lesern angelegentlich.

Vademecum dramatischer Werke alphabetisch geordnet mit Angabe der Verleger, Preise und teilweiser Personenangabe von E. Olith. (Hannover, Joh. Lüdemann.)

Von diesem Werke, das in 12 Lief. zu 0,50 Mk. vollständig sein wird, liegen Heft 1—7 vor. Es hat jedenfalls bewunderungswerter Fleiß dazu gehört, dieses Verzeichnis zu schaffen, das deutsche und aus fremden Sprachen übersetzte Bühnenwerke umfaßt. Über die zeitlichen Grenzen, die sich der Zusammensteller gesetzt hat, bin ich nicht ganz im klaren; er führt zuweilen auch Werke von unbedeutenden Verfassern aus dem 18. Jahrhundert an, aber das scheint nicht nach bestimmten Grundsätzen geschehen zu sein. Für dieses Jahrhundert und die Klassiker aber hat er eine Arbeit geliefert, für die ihm nicht nur Buchhändler, sondern auch Litteraturforscher zum Danke verpflichtet sind. Auch diese werden hier ihnen noch unbekannte Werke verzeichnet finden. Es ist auch zur Beurteilung der Stimmungen und Neigungen deutscher Dichter nicht unwesentlich, zu sehen, welche Stoffe sich einer besonderen Vorliebe erfreuen. Das Werk verdient Verbreitung in allen Kreisen, die mit dem Bühnenschrifttum und dem Theater irgendwie zusammenhängen. Die Angaben sind, so weit ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, zuverlässig.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner

Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von Ludwig Pietsch und Fritz Reuter. Wismar 1896, Hinstorffsche Hof-Buchhandlung.

Unter den Männern, die berechtigt sind, sich Reuter-Forscher zu nennen, Wilbrandt, Glagau, Ebert, Latendorf und Gaedertz, ist der letztgenannte wohl als der fleißigste zu bezeichnen. Durch seine Bekanntschaft mit der Frau des Dichters und dessen Freundeskreise vermochte er vieles unmittelbar an den Quellen zu erforschen; man ist ihm überall mit vollem Vertrauen begegnet, so daß er eine Fülle von Stoff hat zusammentragen können. Auch das vorliegende Buch bringt viel des Neuen und Fesselnden; einzelnes hat er schon in Zeitschriften mitgeteilt und hier mit aufgenommen. Das Buch umfaßt die Zeit von Beendigung des Gymnasiums bis zum Tode. Eine große Zahl der trefflichen Männer und Frauen, die in guten und bösen Tagen Reuter nahestanden, wird in die Darstellung eingeführt, hoch- und plattdeutsche Gedichte Reuters, Prosaskizzen, Briefstellen und ganze Briefe tragen dazu bei, dem Berichte das Gepräge der Echtheit zu geben. Der Dichter wird durch die besten Seiten seines Wesens unserem Herzen vertraut. Nur loben kann ich es, daß der Verfasser das Unerquickliche nur flüchtig erwähnt. Vermehrt wird der Wert des mit Liebe abgefaßten Buches durch 41 Bilder, die uns den Dichter, seine treue Frau, seine Freunde, Wohnstätten, besonders die Villa bei Eisenach vorführen; ergreifend ist „Fritz Reuter im Sarge". Ich bin überzeugt, daß dieses Buch in der großen Reuter-Gemeinde verdiente Anerkennung finden wird. Um bei unseren Lesern größere Teilnahme für das Werk zu erwecken, werden wir in einem der nächsten Hefte für einen Abschnitt Raum schaffen.

Das Geheimnis.

Stille — still, und nichts verraten,
Nicht mit Worten, nicht mit Zeichen,
Daß die Zauber nicht entweichen,
Die so wunderbarlich nahten.

Laß auch keines Baumes Rinde
Das Geheimnis offenbaren,
Was uns beiden widerfahren,
Daß der Schatz uns nicht entschwinde.

Nur mit Seligkeit und Schmerzen
Stehe flammend eingeschrieben
Unser leidenschaftlich Lieben
In den heiß durchlohten Herzen.

Friedrich Fischer.

Vermischtes.

Notizen und Zahlen (Deutscher Verlag. Berlin. 25 Pfg.) so taufte H. Beringer ein kleines Büchlein. Das klingt so unbestimmt und läßt so wenig vermuten. Der Zusatz „Statistisches Nachschlagebüchlein" klärt uns jedoch über die Bedeutung dieses Titels bald auf und einige Blicke, hineingeworfen in die schmale Kleinoktavbroschüre von nicht mehr als 16 Seiten Umfang, zeigen uns bald, daß Beringers „Notizen und Zahlen" zu jenen Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören, bei denen die äußere Erscheinung und der innere Wert im umgekehrten Verhältnis stehen. Was ist nicht alles auf diesem einen Druckbogen mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen! Wer z. B. über Bevölkerungsstatistik, Bodenbenützung, Produktion, Konsum, Ein- und Ausfuhr, Schulden und Vermögen, Einnahmen und Ausgaben ꝛc. ꝛc. der Großmächte sich unterrichten will, der sehe auf S. 5—7 nach, und er wird eine wertvolle Zusammenstellung vieles Wissenswerten finden. Auf S. 8 sind die deutschen Staaten nach Fläche, Bevölkerung, Konfessionen, Nationalitäten übersichtlich aufgeführt. Eine Tabelle auf S. 13—14 zeigt die Ergebnisse der Reichstagswahlen 1874—1893 und die den Reichstag betreffenden Verfassungsbestimmungen. Weiter finden sich auch die nötigsten Angaben über Arbeiter-Krankenversicherung, Unfallversicherung, Kriminalstatistik ꝛc. Einen interessanten Einblick in das Schwanken von finanziellen Werten bietet die Zusammenstellung der höchsten und niedrigsten Kurse einiger Staats- und Industriepapiere (1889 bis Ende 1894). Wie dies alles, so bietet der „Kleine Beringer" aber auch mancherlei geographische, ethnographische, technische, chemische ꝛc. Angaben, und wer im Zweifel ist über die richtige Frankierung von Briefen, Postanweisungen und Paketen und über den Telegrammtarif, der befrage das Orakel auf S. 15 und 16; es wird ihm nicht doppeldeutige, sondern sichere Antwort geben.

M. A. Z.

Ein sonderbares Testament. Der englische Dichter Jasper Mayer war ein höchst jovialer Mensch; er verleugnete auch diese frohe Laune nicht auf seinem Totenbette als er sein Testament machte. Er hatte einen vieljährigen Bedienten, der nur den Fehler besaß, daß er viel trank. Diesem vermachte er in seinem Testament einen verschlossenen Kasten. Nach seinem Tode erhielt jeder dasjenige, was ihm in dem Testament bestimmt war, der Bediente den Kasten. Er erwartete darin einen Beutel mit Geld oder doch wenigstens ein Dutzend Flaschen guten Weins. Doch beim Öffnen fand er — einen Hering!

Th.

Ein altes Inserat. Daß es während des dreißigjährigen Krieges im Handel und Gewerbe ganz anders aussah, als heute, das ersehen wir aus einem Inserat, welches Isaak Mackerl in Nürnberg im Jahre 1640 veröffentlichte. Derselbe zeigte sein Geschäft in folgender Weise an: „Isaak Mackerl, Barbier, Perückenmacher, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer, rasiert und schneidet die Haare vor zwei Krützer und Puttet und Pomade obendrein. Macht und flickt Schuh und Stiefel, läßt Ader und setzt Schrobkob ganz gern; lernt in die Häuser Kondition und anderen Tanz, verkauft Parfirmiry aller Art, Papier, Stiefelwichs, gesalznen Hering, Konigung, Pürschen, Mausefallen und andere Konveks, herzstärkende Wurzel, Kartoffeln, Bratwurst und andere Gemüß. Isaak Mackerl!" Eine größere Vielseitigkeit kann man von einem Menschen doch wahrlich nicht verlangen.

Th.

Sprüche.

Von **Hans Gabriel.**

1.

Nicht sind es Träume, was wir träumen!
Es ist das Leben, das wir versäumen,
Zu dem uns die Kraft nicht gegeben,
Ein Schatz, den wir nicht begnadet, zu heben!

2.

Ihr schmäht,
Weil Ihr nicht seht,
Wie sehr Ihr auch späht!
Doch nimmer fällt's Euch ein,
Ihr könntet blind sein
Trotz Mond- und Sonnenschein.

3.

Wer trägt den üppigen Federhut,
Dem wächst gar leicht mit den Federn der Mut,
Doch er versäumt es oft, sich zu sagen,
Daß sie vor ihm — ein Vogel getragen.

4.

Lerne Dich bescheiden,
Wildes Herz,
Und Du lernst, zu leiden
Ohne Schmerz.

5.

Das Große vergrößern wir selten,
Indem wir das Kleine tadeln und schelten.

6.

Gefällt Dir's nicht, einsam zu wandern,
Mache Dich zum Genossen von andern.

7.

Erfassen? Lassen?
Es ist eine Kunst, das richtig abzupassen.

8.

Über Wolken führt kein Weg,
Nur Flügel tragen über sie hinweg.

9.

Soll Deines Geistes Leuchte flammen,
Mußt Du selber dem Licht entstammen.

Briefkasten.

Herrn stud. jur. Br. in M. Die reine Gesinnung und die Naturliebe, die aus den Gedichten sprechen, haben mich erfreut, aber noch ist der Verf. im Banne des Gelesenen, seine Form entbehrt noch des eigenartigen Gepräges. Aber er soll weiterstreben, um sein Selbst zu finden. Dann wird er eigene Gefühle eigenlebig gestalten. Besten Gruß Ihnen beiden. — Landkind 22. Sie sind sicher ein liebes Menschenkind, aber der künstlerische Wert der Gedichte ist sehr mäßig. Umsonst druckt wohl kein Verleger die Sammlung. Wollen Sie, wovon ich abrate, 4—500 Mk. opfern, so wird sich bald einer bereit finden, aber Sie werden niemals auf die Kosten kommen. — Neugierige. Georg A. Albert, eigentlich Arthur Dresler, lebt in Friedrichshagen bei Berlin, Kirchstr. 1. Es wird ihn sicher freuen, wenn Sie ihm selbst Ihre Anerkennung ausdrücken. — Herrn K. in Cl. a. H. Noch nicht verwendbar. — Ohne Namen. Berlin W. Auf offener Postkarte ohne Namensnennung Beleidigungen zu senden, ist ein Beweis innerer und äußerer Unbildung. Übrigens ist es Ihnen nicht einmal gelungen, mich zu ärgern. Glauben Sie, daß derartiges mein Urteil über eine Gruppe der Frauenrechtlerinnen ändert, wenn ich sehe, welcher Mittel sie sich bedient? — Frl. A. B. B. W. Angenommen. Besten Gruß! — Herrn E K. in Berlin S. Ihre Sprache gewinnt an Freiheit, aber der Gedanke ist doch schon zu oft ausgesprochen. Auch soll ein Dichter nicht über sein Dichten Gedichte machen. — Baltenkind in der Fremde. Leider muß ich jetzt alles ablehnen, außer Gedichte, weil der Vorrat zu sehr gewachsen ist. Die Skizzen sind gut geschrieben, aber die Stoffe doch zu oft behandelt. Beste Empfehlung. — Frl. E. H. in E. „Meine Klause“ kommt. Möge Ihre Gesundheit sich ganz festigen. Besten Gruß. — Herrn A. K. in M. P. „Verglommen“ behalten. „Grab“ bewegt sich fast ganz im Herkömmlichen, wenn auch in geschickt behandelter Sprache; das 3. ist zu verstandesmäßig ausgesprochen, stimmungslos. — Hans Lustig, Frkf. Ihr Gedankenkreis erweitert sich, aber den Gedichten fehlt die lyrische Stimmung, die Sprache ist hart und die Form hängt mit dem Inhalt gar nicht zusammen. Unter den Aphorismen finden sich einige gelungene; die über den Humor ist zum Teil tief, aber leider verstehen Sie noch nicht Klarheit und Kürze zu vereinen. Gut ist: „Ein starker Mensch ist lieber der Masse verpflichtet, als dem einzelnen“ Vorwärts! Prof. L. wird wohl nicht Zeit haben, etwas zu prüfen. Senden Sie es doch an den Dramaturgen des Theaters in Fr. — M. v. R. in Sch. „Entsagen“ ist in Form und Inhalt zu anfängerhaft. So kann ich Ihnen leider ein Geburtstagsgeschenk nicht machen. Aber bei Ihrer Jugend haben Sie ja noch genug solcher Tage vor sich. — Herrn K. B—ck in Fr. Gute Gesinnung, aber Bilder und Ausdruck entbehren jede Eigenart. — Frl. F. D. in E. Spruch 1, 3, 5, 6 und 7 angenommen. — Herrn E. H. v. Ahl in B. Edle Gesinnung, aber doch zu sehr nur eine Umschreibung der Bibelworte. — Herrn Th. Z. in Gr. Ich bitte den Aufsatz nicht zu senden, da ich ihn zurückschicken müßte. Der Vorrat ist zu groß geworden. — M. A. X. Leider „nix“. Ich glaube nicht, daß Sie je Dichterin werden können. Aber, glauben Sie mir, man kann ohne das sehr gut leben. — Frl. A. P—k in Fr. Der Ausdruck hat sich das Bürgerrecht erworben, und kann ohne Bedenken auch von Ihnen verwendet werden. Ich benütze ihn selten. — Frl. B. v. D. G. in Br. Ich bitte die Antwort an Herrn Th. Z. in Gr. zu lesen. — Frau v. Z. in C. Ein Teil der Aphorismen wird kommen. Beste Empfehlung. — Frl. H. H. in G. Einige Sprüche kommen.

(Schluß am 5. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als abgelehnt zu betrachten.)

Inhalt der No. 24.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 25.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman
von
Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Leonhard Koscielski kam einige Stunden später, die Seinen zu besuchen und ihnen die freudige Kunde mitzuteilen, daß der Prinz ihm für einige Wochen Urlaub erteilt habe, um in Wien zu bleiben.

Die Eltern hatten für den ritterlichen Sohn eine große Zärtlichkeit; die Kunde, die er ihnen brachte, konnte nicht anders, als mit allseitigem Jubel aufgenommen werden, auch Marcella freute sich, denn sie erwartete von der Anwesenheit des Bruders mehr Abwechselung, als ihr sonstiges Leben ihr zu bieten pflegte; die Brautschaft mit Achaz war einförmig und die Erziehungsbestrebungen seiner Mutter lästig. Frau Renata predigte beständig gegen Putz und weltlichen Tand, an welchem Marcella soviel Freude hatte. Wenn nicht wie heute ein besonderer Grund sie trieb, besuchte sie das Nachbarhaus nur ungern.

„Wer waren die Kavaliere, die am Morgen mit Deinem Prinzen in der Schmiede Waffen besichtigten?“ fragte sie Leonhard.

„Erregt das Deine Neugier, fürwitzig Mägdlein?“ entgegnete er scherzend. „Es war der Hauptmann Cueva und der Stallmeister Seiner Hoheit, zwei gar wackere Männer.“

„Ich meine, es war noch ein dritter dabei,“ fuhr Marcella scheinbar harmlos fort.

„Ah so, den jungen Fant meinst Du, der schwarz wie ein Zigeuner aussieht,“ sprach Leonhard. „Der ist erst Kornet, ein wildes Blut aus Ungernland. Er nennt sich Balthasar von Töret und soll von hohem Hause stammen.“

Marcella war befriedigt, ihr nächster Gedanke galt den letzten Worten, welche der fremde Edelmann ihr zugeflüstert hatte.

„Wir sehen uns wieder,“ hatten sie gelautet. Sie war gewiß, daß er Mittel und Wege finden würde, seinen Vorsatz auszuführen und sehr geneigt, ihm dabei hilfreich entgegenzukommen.

„Du bist heut zu dem Grafen Trautmannstorff geladen?“ begann sie nach einer Weile von neuem.

„Ja, Schwesterlein. Ich begleite den Prinzen dorthin.“

„Glücklicher Du,“ sagte Marcella gedankenvoll, „daß Du ein solches Fest besuchen kannst.“

„Möchtest Du es auch, Kleine?“

Sie schlug die Hände zusammen. „O, unbeschreiblich gern,“ rief sie.

„Eitles Kind, wie wolltest Du dahin gelangen? Dein Lebenslauf ist anders Dir vorgezeichnet, in ruhiger, gesicherter Bahn, um die Dich viele Jungfrauen heutzutage beneiden dürfen. Als Achaz' Eheweib blüht Dir ein stilles, zufriedenes Glück, vielleicht dem gleißenden Leben vorzuziehen, das sich in jenen Kreisen abspielt, nach welchen Du verlangst.“

„Ach, wer weiß denn, ob ich des Achaz' Frau werde,“ warf Marcella leicht hin.

Leonhard sah sie erstaunt an. „Was kommt Dir in den Sinn?“ fragte er ernst. „Ist es nicht Deine Absicht, den zu heiraten, welchem Du Dein Wort gegeben, wie magst Du ihn mit falscher Hoffnung täuschen, der Dich so treu und wahrhaft liebt?“

„Ich hätte das Wort gar nicht geben sollen,“ erwiderte sie halb trotzig, halb klagend. „Der Achaz drängte mich so und ich wußte nicht, was ich thun sollte.“

„Das ist mir leid,“ sprach Leonhard nicht ohne Strenge, „ein Mädchen soll sich klar sein, ob sie bei der Werbung eines ehrbaren Mannes ihr Jawort geben kann oder nicht, ob er ihr wert genug, den langen Lebensweg mit ihm gehen zu wollen, ob sie freudigen Herzens die Pflichten für ihn erfüllen will, die Gott dem Weibe als Gattin und Mutter vorgeschrieben und die leicht erscheinen, wenn die Liebe sie tragen hilft, unendlich schwer, wenn solches nicht der Fall.“

2.

Ihr schmäht,
Weil Ihr nicht seht,
Wie sehr Ihr auch späht!
Doch nimmer fällt's Euch ein,
Ihr könntet blind sein
Trotz Mond- und Sonnenschein.

3.

Wer trägt den üppigen Federhut,
Dem wächst gar leicht mit den Federn der Mut,
Doch er versäumt es oft, sich zu sagen,
Daß sie vor ihm — ein Vogel getragen.

4.

Lerne Dich bescheiden,
Wildes Herz,
Und Du lernst, zu leiden
Ohne Schmerz.

5.

Das Große vergrößern wir selten,
Indem wir das Kleine tadeln und schelten.

6.

Gefällt Dir's nicht, einsam zu wandern,
Mache Dich zum Genossen von andern.

7.

Erfassen? Lassen?
Es ist eine Kunst, das richtig abzupassen.

8.

Über Wolken führt kein Weg,
Nur Flügel tragen über sie hinweg.

9.

Soll Deines Geistes Leuchte flammen,
Mußt Du selber dem Licht entstammen.

Briefkasten.

Herrn stud. jur. Br. in M. Die reine Gesinnung und die Naturliebe, die aus den Gedichten sprechen, haben mich erfreut, aber noch ist der Verf. im Banne des Gelesenen, seine Form entbehrt noch des eigenartigen Gepräges. Aber er soll weiterstreben, um sein Selbst zu finden. Dann wird er eigene Gefühle eigenlebig gestalten. Besten Gruß Ihnen beiden. — Landkind 22. Sie sind sicher ein liebes Menschenkind, aber der künstlerische Wert der Gedichte ist sehr mäßig. Umsonst druckt wohl kein Verleger die Sammlung. Wollen Sie, wovon ich abrate, 4—500 Mk. opfern, so wird sich bald einer bereit finden, aber Sie werden niemals auf die Kosten kommen. — Neugierige. Georg A. Albert, eigentlich Arthur Dresler, lebt in Friedrichshagen bei Berlin, Kirchstr. 1. Es wird ihn sicher freuen, wenn Sie ihm selbst Ihre Anerkennung ausdrücken. — Herrn K. in Cl. a. H. Noch nicht verwendbar. — Ohne Namen. Berlin W. Auf offener Postkarte ohne Namensnennung Beleidigungen zu senden, ist ein Beweis innerer und äußerer Unbildung. Übrigens ist es Ihnen nicht einmal gelungen, mich zu ärgern. Glauben Sie, daß derartiges mein Urteil über eine Gruppe der Frauenrechtlerinnen ändert, wenn ich sehe, welcher Mittel sie sich bedient? — Frl. A. B. B. W. Angenommen. Besten Gruß! — Herrn E K. in Berlin S. Ihre Sprache gewinnt an Freiheit, aber der Gedanke ist doch schon zu oft ausgesprochen. Auch soll ein Dichter nicht über sein Dichten Gedichte machen. — Baltenkind in der Fremde. Leider muß ich jetzt alles ablehnen, außer Gedichte, weil der Vorrat zu sehr gewachsen ist. Die Skizzen sind gut geschrieben, aber die Stoffe doch zu oft behandelt. Beste Empfehlung. — Frl. E. H. in E. „Meine Klause" kommt. Möge Ihre Gesundheit sich ganz festigen. Besten Gruß. — Herrn A. K. in M. P. „Verglommen" behalten. „Grab" bewegt sich fast ganz im Herkömmlichen, wenn auch in geschickt behandelter Sprache; das 3. ist zu verstandesmäßig ausgesprochen, stimmungslos. — Hans Lustig, Frkf. Ihr Gedankenkreis erweitert sich, aber den Gedichten fehlt die lyrische Stimmung, die Sprache ist hart und die Form hängt mit dem Inhalt gar nicht zusammen. Unter den Aphorismen finden sich einige gelungene; die über den Humor ist zum Teil tief, aber leider verstehen Sie noch nicht Klarheit und Kürze zu vereinen. Gut ist: „Ein starker Mensch ist lieber der Masse verpflichtet, als dem einzelnen" Vorwärts! Prof. L. wird wohl nicht Zeit haben, etwas zu prüfen. Senden Sie es doch an den Dramaturgen des Theaters in Fr. — M. v. R. in Sch. „Entsagen" ist in Form und Inhalt zu anfängerhaft. So kann ich Ihnen leider ein Geburtstagsgeschenk nicht machen. Aber bei Ihrer Jugend haben Sie ja noch genug solcher Tage vor sich. — Herrn K. B—ck in Fr. Gute Gesinnung, aber Bilder und Ausdruck entbehren jede Eigenart. — Frl. F. D. in E. Spruch 1, 3, 5, 6 und 7 angenommen. — Herrn E. H. v. Ahl in B. Edle Gesinnung, aber doch zu sehr nur eine Umschreibung der Bibelworte. — Herrn Th. Z. in Gr. Ich bitte den Aufsatz nicht zu senden, da ich ihn zurückschicken müßte. Der Vorrat ist zu groß geworden. — M. A. X. Leider „nix". Ich glaube nicht, daß Sie je Dichterin werden können. Aber, glauben Sie mir, man kann ohne das sehr gut leben. — Frl. A. P—k in Fr. Der Ausdruck hat sich das Bürgerrecht erworben, und kann ohne Bedenken auch von Ihnen verwendet werden. Ich benütze ihn selten. — Frl. B. v. D. G. in Br. Ich bitte die Antwort an Herrn Th. Z. in Gr. zu lesen. — Frau v. J. in C. Ein Teil der Aphorismen wird kommen. Beste Empfehlung. — Frl. H. H. in G. Einige Sprüche kommen.

(Schluß am 5. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als abgelehnt zu betrachten.)

Inhalt der No. 24.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 25.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Leonhard Koscielski kam einige Stunden später, die Seinen zu besuchen und ihnen die freudige Kunde mitzuteilen, daß der Prinz ihm für einige Wochen Urlaub erteilt habe, um in Wien zu bleiben.

Die Eltern hatten für den ritterlichen Sohn eine große Zärtlichkeit; die Kunde, die er ihnen brachte, konnte nicht anders, als mit allseitigem Jubel aufgenommen werden, auch Marcella freute sich, denn sie erwartete von der Anwesenheit des Bruders mehr Abwechselung, als ihr sonstiges Leben ihr zu bieten pflegte; die Brautschaft mit Achaz war einförmig und die Erziehungsbestrebungen seiner Mutter lästig. Frau Renata predigte beständig gegen Putz und weltlichen Tand, an welchem Marcella soviel Freude hatte. Wenn nicht wie heute ein besonderer Grund sie trieb, besuchte sie das Nachbarhaus nur ungern.

„Wer waren die Kavaliere, die am Morgen mit Deinem Prinzen in der Schmiede Waffen besichtigten?“ fragte sie Leonhard.

„Erregt das Deine Neugier, fürwitzig Mägdlein?“ entgegnete er scherzend. „Es war der Hauptmann Cueva und der Stallmeister Seiner Hoheit, zwei gar wackere Männer.“

„Ich meine, es war noch ein dritter dabei,“ fuhr Marcella scheinbar harmlos fort.

„Ah so, den jungen Fant meinst Du, der schwarz wie ein Zigeuner aussieht,“ sprach Leonhard. „Der ist erst Kornet, ein wildes Blut aus Ungernland. Er nennt sich Balthasar von Töreк und soll von hohem Hause stammen.“

Marcella war befriedigt, ihr nächster Gedanke galt den letzten Worten, welche der fremde Edelmann ihr zugeflüstert hatte.

„Wir sehen uns wieder,“ hatten sie gelautet. Sie war gewiß, daß er Mittel und Wege finden würde, seinen Vorsatz auszuführen und sehr geneigt, ihm dabei hilfreich entgegenzukommen.

„Du bist heut zu dem Grafen Trautmannstorff geladen?“ begann sie nach einer Weile von neuem.

„Ja, Schwesterlein. Ich begleite den Prinzen dorthin.“

„Glücklicher Du,“ sagte Marcella gedankenvoll, „daß Du ein solches Fest besuchen kannst.“

„Möchtest Du es auch, Kleine?“

Sie schlug die Hände zusammen. „O, unbeschreiblich gern,“ rief sie.

„Eitles Kind, wie wolltest Du dahin gelangen? Dein Lebenslauf ist anders Dir vorgezeichnet, in ruhiger, gesicherter Bahn, um die Dich viele Jungfrauen heutzutage beneiden dürfen. Als Achaz' Eheweib blüht Dir ein stilles, zufriedenes Glück, vielleicht dem gleißenden Leben vorzuziehen, das sich in jenen Kreisen abspielt, nach welchen Du verlangst.“

„Ach, wer weiß denn, ob ich des Achaz' Frau werde,“ warf Marcella leicht hin.

Leonhard sah sie erstaunt an. „Was kommt Dir in den Sinn?“ fragte er ernst. „Ist es nicht Deine Absicht, den zu heiraten, welchem Du Dein Wort gegeben, wie magst Du ihn mit falscher Hoffnung täuschen, der Dich so treu und wahrhaft liebt?“

„Ich hätte das Wort gar nicht geben sollen,“ erwiderte sie halb trotzig, halb klagend. „Der Achaz drängte mich so und ich wußte nicht, was ich thun sollte.“

„Das ist mir leid,“ sprach Leonhard nicht ohne Strenge, „ein Mädchen soll sich klar sein, ob sie bei der Werbung eines ehrbaren Mannes ihr Jawort geben kann oder nicht, ob er ihr wert genug, den langen Lebensweg mit ihm gehen zu wollen, ob sie freudigen Herzens die Pflichten für ihn erfüllen will, die Gott dem Weibe als Gattin und Mutter vorgeschrieben und die leicht erscheinen, wenn die Liebe sie tragen hilft, unendlich schwer, wenn solches nicht der Fall.“

2.

Ihr schmäht,
Weil Ihr nicht seht,
Wie sehr Ihr auch späht!
Doch nimmer fällt's Euch ein,
Ihr könntet blind sein
Trotz Mond- und Sonnenschein.

3.

Wer trägt den üppigen Federhut,
Dem wächst gar leicht mit den Federn der Mut,
Doch er versäumt es oft, sich zu sagen,
Daß sie vor ihm — ein Vogel getragen.

4.

Lerne Dich bescheiden,
Wildes Herz,
Und Du lernst, zu leiden
Ohne Schmerz.

5.

Das Große vergrößern wir selten,
Indem wir das Kleine tadeln und schelten.

6.

Gefällt Dir's nicht, einsam zu wandern,
Mache Dich zum Genossen von andern.

7.

Erfassen? Lassen?
Es ist eine Kunst, das richtig abzupassen.

8.

Über Wolken führt kein Weg,
Nur Flügel tragen über sie hinweg.

9.

Soll Deines Geistes Leuchte flammen,
Mußt Du selber dem Licht entstammen.

Briefkasten.

Herrn stud. jur. Br. in M. Die reine Gesinnung und die Naturliebe, die aus den Gedichten sprechen, haben mich erfreut, aber noch ist der Verf. im Banne des Gelesenen, seine Form entbehrt noch des eigenartigen Gepräges. Aber er soll weiterstreben, um sein Selbst zu finden. Dann wird er eigene Gefühle eigenlebig gestalten. Besten Gruß Ihnen beiden. — Landkind 22. Sie sind sicher ein liebes Menschenkind, aber der künstlerische Wert der Gedichte ist sehr mäßig. Umsonst druckt wohl kein Verleger die Sammlung. Wollen Sie, wovon ich abrate, 4—500 Mk. opfern, so wird sich bald einer bereit finden, aber Sie werden niemals auf die Kosten kommen. — Neugierige. Georg A. Albert, eigentlich Arthur Dresler, lebt in Friedrichshagen bei Berlin, Kirchstr. 1. Es wird ihn sicher freuen, wenn Sie ihm selbst Ihre Anerkennung ausdrücken. — Herrn K. in Cl. a. H. Noch nicht verwendbar. — Ohne Namen. Berlin W. Auf offener Postkarte ohne Namensnennung Beleidigungen zu senden, ist ein Beweis innerer und äußerer Unbildung. Übrigens ist es Ihnen nicht einmal gelungen, mich zu ärgern. Glauben Sie, daß derartiges mein Urteil über eine Gruppe der Frauenrechtlerinnen ändert, wenn ich sehe, welcher Mittel sie sich bedient? — Frl. A. B. B. W. Angenommen. Besten Gruß! — Herrn E K. in Berlin S. Ihre Sprache gewinnt an Freiheit, aber der Gedanke ist doch schon zu oft ausgesprochen. Auch soll ein Dichter nicht über sein Dichten Gedichte machen. — Baltenkind in der Fremde. Leider muß ich jetzt alles ablehnen, außer Gedichte, weil der Vorrat zu sehr gewachsen ist. Die Skizzen sind gut geschrieben, aber die Stoffe doch zu oft behandelt. Beste Empfehlung. — Frl. E. H. in E. „Meine Klause“ kommt. Möge Ihre Gesundheit sich ganz festigen. Besten Gruß. — Herrn A. K. in M. P. „Verglommen“ behalten. „Grab“ bewegt sich fast ganz im Herkömmlichen, wenn auch in geschickt behandelter Sprache; das 3. ist zu verstandesmäßig ausgesprochen, stimmungslos. — Hans Lustig, Frkf. Ihr Gedankenkreis erweitert sich, aber den Gedichten fehlt die lyrische Stimmung, die Sprache ist hart und die Form hängt mit dem Inhalt gar nicht zusammen. Unter den Aphorismen finden sich einige gelungene; die über den Humor ist zum Teil tief, aber leider verstehen Sie noch nicht Klarheit und Kürze zu vereinen. Gut ist: „Ein starker Mensch ist lieber der Masse verpflichtet, als dem einzelnen“ Vorwärts! Prof. L. wird wohl nicht Zeit haben, etwas zu prüfen. Senden Sie es doch an den Dramaturgen des Theaters in Fr. — M. v. R. in Sch. „Entsagen“ ist in Form und Inhalt zu anfängerhaft. So kann ich Ihnen leider ein Geburtstagsgeschenk nicht machen. Aber bei Ihrer Jugend haben Sie ja noch genug solcher Tage vor sich. — Herrn K. B—ck in Fr. Gute Gesinnung, aber Bilder und Ausdruck entbehren jede Eigenart. — Frl. F. D. in E. Spruch 1, 3, 5, 6 und 7 angenommen. — Herrn E. H. v. Ahl in B. Edle Gesinnung, aber doch zu sehr nur eine Umschreibung der Bibelworte. — Herrn Th. Z. in Gr. Ich bitte den Aufsatz nicht zu senden, da ich ihn zurückschicken müßte. Der Vorrat ist zu groß geworden. — M. A. X. Leider „nix“. Ich glaube nicht, daß Sie je Dichterin werden können. Aber, glauben Sie mir, man kann ohne das sehr gut leben. — Frl. A. P—k in Fr. Der Ausdruck hat sich das Bürgerrecht erworben, und kann ohne Bedenken auch von Ihnen verwendet werden. Ich benütze ihn selten. — Frl. B. v. D. G. in Br. Ich bitte die Antwort an Herrn Th. Z. in Gr. zu lesen. — Frau v. J. in C. Ein Teil der Aphorismen wird kommen. Beste Empfehlung. — Frl. H. H. in G. Einige Sprüche kommen.

(Schluß am 5. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als abgelehnt zu betrachten.)

Inhalt der No. 24.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 25.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Leonhard Koscielski kam einige Stunden später, die Seinen zu besuchen und ihnen die freudige Kunde mitzuteilen, daß der Prinz ihm für einige Wochen Urlaub erteilt habe, um in Wien zu bleiben.

Die Eltern hatten für den ritterlichen Sohn eine große Zärtlichkeit; die Kunde, die er ihnen brachte, konnte nicht anders, als mit allseitigem Jubel aufgenommen werden, auch Marcella freute sich, denn sie erwartete von der Anwesenheit des Bruders mehr Abwechselung, als ihr sonstiges Leben ihr zu bieten pflegte; die Brautschaft mit Achaz war einförmig und die Erziehungsbestrebungen seiner Mutter lästig. Frau Renata predigte beständig gegen Putz und weltlichen Tand, an welchem Marcella soviel Freude hatte. Wenn nicht wie heute ein besonderer Grund sie trieb, besuchte sie das Nachbarhaus nur ungern.

„Wer waren die Kavaliere, die am Morgen mit Deinem Prinzen in der Schmiede Waffen besichtigten?“ fragte sie Leonhard.

„Erregt das Deine Neugier, fürwitzig Mägdlein?“ entgegnete er scherzend. „Es war der Hauptmann Cueva und der Stallmeister Seiner Hoheit, zwei gar wackere Männer.“

„Ich meine, es war noch ein dritter dabei,“ fuhr Marcella scheinbar harmlos fort.

„Ah so, den jungen Fant meinst Du, der schwarz wie ein Zigeuner aussieht,“ sprach Leonhard. „Der ist erst Kornet, ein wildes Blut aus Ungernland. Er nennt sich Balthasar von Töret und soll von hohem Hause stammen.“

Marcella war befriedigt, ihr nächster Gedanke galt den letzten Worten, welche der fremde Edelmann ihr zugeflüstert hatte.

„Wir sehen uns wieder,“ hatten sie gelautet. Sie war gewiß, daß er Mittel und Wege finden würde, seinen Vorsatz auszuführen und sehr geneigt, ihm dabei hilfreich entgegenzukommen.

„Du bist heut zu dem Grafen Trautmannstorff geladen?“ begann sie nach einer Weile von neuem.

„Ja, Schwesterlein. Ich begleite den Prinzen dorthin.“

„Glücklicher Du,“ sagte Marcella gedankenvoll, „daß Du ein solches Fest besuchen kannst.“

„Möchtest Du es auch, Kleine?“

Sie schlug die Hände zusammen. „O, unbeschreiblich gern,“ rief sie.

„Eitles Kind, wie wolltest Du dahin gelangen? Dein Lebenslauf ist anders Dir vorgezeichnet, in ruhiger, gesicherter Bahn, um die Dich viele Jungfrauen heutzutage beneiden dürfen. Als Achaz' Eheweib blüht Dir ein stilles, zufriedenes Glück, vielleicht dem gleißenden Leben vorzuziehen, das sich in jenen Kreisen abspielt, nach welchen Du verlangst.“

„Ach, wer weiß denn, ob ich des Achaz' Frau werde,“ warf Marcella leicht hin.

Leonhard sah sie erstaunt an. „Was kommt Dir in den Sinn?“ fragte er ernst. „Ist es nicht Deine Absicht, den zu heiraten, welchem Du Dein Wort gegeben, wie magst Du ihn mit falscher Hoffnung täuschen, der Dich so treu und wahrhaft liebt?“

„Ich hätte das Wort gar nicht geben sollen,“ erwiderte sie halb trotzig, halb klagend. „Der Achaz drängte mich so und ich wußte nicht, was ich thun sollte.“

„Das ist mir leid,“ sprach Leonhard nicht ohne Strenge, „ein Mädchen soll sich klar sein, ob sie bei der Werbung eines ehrbaren Mannes ihr Jawort geben kann oder nicht, ob er ihr wert genug, den langen Lebensweg mit ihm gehen zu wollen, ob sie freudigen Herzens die Pflichten für ihn erfüllen will, die Gott dem Weibe als Gattin und Mutter vorgeschrieben und die leicht erscheinen, wenn die Liebe sie tragen hilft, unendlich schwer, wenn solches nicht der Fall.“

„Die Eltern wollen auch gar nicht, daß ich den Achaz nehme," beharrte das Mädchen.

„Ist das wahr, Mutter?" wandte sich Leonhard an Frau Wanda, die schweigend dem Gespräch zugehört hatte.

Sie zuckte die Achseln. „Nun, warum soll es nicht wahr sein?" meinte sie. „Du weißt gar wohl, daß ich die Schommerischen nicht mag. Ein anderer Eidam wäre mir lieber."

„Es fragt sich, ob ein anderer kommt. Die Zeiten sind ungewiß und schwer ist es, den eigenen Herd zu gründen, doppelt schwer, wenn das Mädchen dem Freier keine Mitgift in das Haus bringt. Der Achaz geizt nach solcher nicht, ihm ist Marcella lieb und wert ohne sie."

„Es ist ja noch nicht ausgemacht, daß Marcella nichts mitbekommt," entgegnete die Mutter.

„Ich wüßte nicht, woher sie eine nähme. Wie oft habt Ihr mir gesagt, daß wir weder Geld noch Gut unser nennen. Was der Vater verdient, wird im Hause verbraucht und dankbar erkenne ich es an, daß Ihr mir stets reichlich Zuschuß gabet, wenn der Sold nicht genügen wollte. Ihr thatet mehr, viel mehr schon, als mir möglich schien."

„Das thaten wir gern," antwortete Wanda Koscielski, „Du sollst nicht geringer einhergehen, als die von Adel, die Deine Freunde sind."

Der Sohn strich liebkosend über die Hand der Mutter. „Ihr habt Euch viel und schwer für mich geplagt, ich weiß es wohl," sagte er, „doch will es Gott, so wird eine Zeit kommen, in der ich es Euch vergüten kann."

„Bringe uns eine liebe, schöne Tochter in das Haus; das möchten wir gern. So eine, die auch reich und vornehm ist."

„Ich hoffe, sie wird Euch gefallen, die ich dereinst bringe," lächelte Leonhard, „mir aber ist es Hauptsache, daß sie mich von Herzen lieb hat. Und auch Du, Marcella, wirst bald Dich überzeugen, daß solches köstlicher ist, als eitle Güter. Kannst Du aber Achaz' Liebe um keinen Preis erwidern, ist es redlicher, Du giebst ihm je eher, je besser sein Wort zurück. Denke darüber nach in stiller Stunde und bitte Gott, daß er Dich das Rechte finden lehre."

* * *

In dem Garten des Grafen Trautmannstorff war an dem Abende dieses Tages eine festliche Versammlung. Der vielbeschäftigte Staatsmann liebte es, von den Anstrengungen seines Berufes im Kreise seiner Gäste sich zu erholen und wer ihn heiter plaudernd in der Menge sich bewegen sah, hätte nicht vermutet, daß er es sei, der unablässig danach strebte, dafür rang und arbeitete, die Geißel des Krieges von Europa zu wenden, Deutschland mit Ehren aus dem Wirrsal dieser Kämpfe zu befreien.

Soeben schritt er mit Dom Duarte den breiten Lindengang herab, der zu dem freien Platze führte, auf welchem die Jugend einen Tanz begonnen hatte. Der Prinz teilte ihm seine Wünsche in betreff Leonhards mit.

„Ich wäre Euch verbunden," fügte er hinzu, „wolltet Ihr die Angelegenheit bei Seiner Kaiserlichen Majestät befürworten. Euch ist es ein Leichtes und mir wäre es eine hohe Freude, meinen tapferen Hauptmann für seine treuen Dienste belohnen zu können, indem ich ihm zu seinem Glücke helfe."

„Eure Hoheit denkt stets nur darauf, wie Ihr anderen Güte und Gnaden zu spenden vermöget," erwiderte Graf Trautmannstorff, „Eure Truppen lieben und ehren Euch, wie einen Vater, obschon Eure Jahre diesen letzteren Titel noch kaum rechtfertigen."

„Die Jahre machen oftmals unser Alter nicht aus, Graf, sondern die Erfahrungen, die sie enthalten."

„So müßten die Erfahrungen Eurer Hoheit günstiger Art gewesen sein, da sie Euch soviel Wohlwollen für Eure Mitmenschen ließen," bemerkte der Minister achtungsvoll. „Der Kriegskommissar, der Euch begleitete, teilte mir mit, daß Eure Hoheit abermals Eurem Regimente den Sold zu geben vorhaben."

„Aber, Graf," entgegnete Dom Duarte, „die armen Burschen brauchen ihn und mich dauern sie viel zu sehr, sie noch länger warten zu lassen. Auch meine ich, daß die Landstriche, durch welche wir kommen, nicht so arg heimgesucht werden, wenn der Soldat bezahlen kann, was er fordert."

„Eure Hoheit gedenken sogar dieses Umstandes und würden wahrscheinlich auch das feindliche Land schonen."

„Das würde ich," erklärte Duarte fest, „denn ich bin ein Christ und als solcher dazu verpflichtet."

„Deutschlands Jammer wäre nicht so groß, wenn ähnliche Gesinnungen die kämpfenden Heere beseelt hätten," sagte der Minister. „Auf dem Reichstage, der im Herbste eröffnet wird, sollen auch diese Übelstände zur Sprache gebracht werden. Ich fürchte, wir werden schlimmere Dinge zu hören bekommen, als alle bisherigen Schilderungen uns berichtet haben."

„Ich beabsichtige diesem Reichstage fern zu bleiben," sprach Duarte, „und mich nach Regensburg nur zu begeben, falls Seine Majestät es befiehlt."

„Der Kaiser wird Euch gerne als seinen Gast dort bei sich sehen, um so mehr, da er seines heldenmütigen Generales stolz ist."

Sie hatten in dem Gespräche den Tanzplatz erreicht und sahen eine Weile dem frohen Treiben zu.

„Ich glaube nicht zu irren," sagte der Prinz, „wenn ich vermute, daß die Jungfrau, mit der Leonhard Koscielski tanzt, die Erwählte seines Herzens ist. Sehet, wie sein Antlitz strahlt, wie freudig auch sie zu ihm aufblickt. Wird es einem nicht warm um das Herz, wenn man soviel Seligkeit belauscht und wäre es nicht auch Euch Befriedigung, sein Fürsprecher zu werden?"

„Ich stelle meine Dienste mit Freuden Eurer Hoheit zur Verfügung," erwiderte Graf Trautmannstorff, „schon morgen will ich der Sache bei Seiner Majestät Erwähnung thun. Dort naht soeben der Vater des Fräuleins, Rat Aloys von Hekking. Bei

ihm will ich das Feld erforschen, ob ihm der Eidam genehm sei, und ist er es, haben wir in Bälde ein fröhliches Paar, das Eurer Hoheit sein Glück verdankt."

„Thut, was Ihr vermögt, Graf," sprach der Prinz, „ich lasse Euch mit dem würdigen Herrn allein. Eure holde Tochter versprach mir einen Tanz, es ist Zeit, sie aufzusuchen."

Er eilte davon; der Graf wandte sich an den kaiserlichen Rath, der ein von ihm geschätztes Mitglied des Hofgerichtes war und häufig von ihm zu engeren Besprechungen gezogen wurde.

„Ich habe Euch etwas mitzuteilen, das Eures Hauses Zukunft nahe angeht," redete der Minister ihn mit jener Liebenswürdigkeit an, die ihm so oft half, ein erstrebtes Ziel zu erreichen, „doch Ihr blickt ernst, als seiet Ihr nicht geneigt, Erfreuliches zu hören. Was geht Euch durch den Sinn? Bereitet Ihr die Beschwerden vor, die der Gerechtigkeitspflege in unseren Landen gelten? Seid unverzagt, der Reichstag soll auch hier Wandel schaffen und die Bande der Gesetzlichkeit, der Ordnung, die der Krieg arg gelockert, sollen wieder straffer angezogen werden."

„Es thäte wahrlich not," erwiderte der Rat. „Die Verbrechen mehren sich in erschrecklicher Art und Redlichkeit und Treue scheinen mehr und mehr aus der Welt zu schwinden. Ich bin gegenwärtig dabei, einer Falschmünzerbande nachzuspüren, die hier in der Stadt ihr Unwesen treibt. Dazu müssen diese Gauner ihre Helfershelfer in den weitesten Kreisen haben, wie mir ein Erlebnis dieses Nachmittags darthat."

„Und welches?" fragte der Graf gespannt.

„Ich ging in die Burggasse," erzählte Herr von Hekking, „für meine Andrea ein goldenes Kettlein zu kaufen, nach dem sie schon seit Monden verlangte. Im Laden treffe ich einen jungen Bürgersohn, der sich gleichfalls Ketten zeigen läßt und gerade die wählt, welche ich haben wollte. Wie er hört, daß ich sie begehre, will er höflich zurücktreten, obgleich er sagt, daß sie für seine Braut bestimmt sei. Ich lasse sie ihm und er nimmt sie hocherfreut, zahlt auch den Preis sofort auf den Tisch."

„Das erläutert aber keineswegs Eure Klage über die wachsende Unredlichkeit," sagte der Graf scherzend. „Ich erwartete anderes zu hören."

„Es kommt sogleich," sprach der Rat, „das Geld liegt vor uns, lauter neue Goldgulden mit dem Bildnisse unseres gnädigsten Kaisers. Der Goldschmied zählt sie nach, stutzt und schiebt drei davon zurück, weil sie falsch sind. Der junge Mann will nichts davon wissen und verschwört sich hoch und teuer, daß sie echt sein müßten. Sein Vater habe sie selbigen Tages im Kaufe von einem hohen Herrn bekommen. Der Goldschmied macht vor unseren Augen die Probe und das Geld ist, wie er sagt. Der Bürgersohn wird totenbleich und weiß nicht, was er antworten soll. Der Goldschmied fragt ihn um Namen und Stand und es kommt heraus, daß es der kürzlich aus der Fremde heimgekehrte Sohn des Waffenschmiedes Anton Schommer ist. Nun kenne ich den Vater seit vielen Jahren und lege für seine Rechtschaffenheit die Hand ins Feuer, nehme auch sogleich Partei für seinen Sohn. Der Goldschmied ist mißtrauisch und ich muß mich verbürgen, daß der Achaz Schommer guter Leute Kind und daß es ihm nicht darum zu thun gewesen, den andern zu betrügen. Auch wolle ich mit ihm zu seinem Vater gehen, die Sache aufzuklären. Da giebt der Goldschmied sich zufrieden und ich gehe mit dem Jungen, der ganz verstört ist, nach Haus. Der Alte hat den gleichen Schrecken, wie er von der Angelegenheit hört. Er holt die Goldstücke herbei, die er am Morgen erhalten hat; wir prüfen sie zu dreien mit allem Fleiß und finden, daß beinahe der dritte Teil unecht ist."

„Das ist arg," rief der Graf. „Aber nun fragt es sich, von wem er sie bekommen hat."

„Dies ist es ja eben," erwiderte der Rat. „Ein sehr hoher Herr kaufte am Morgen bei ihm einige Waffenstücke und hat sie mit diesen Goldgulden bezahlen lassen."

„Er wird es ebensowenig gewußt haben, daß sie falsch seien."

„Sicherlich nicht, aber müßte man nicht bei ihm anfragen, wo er sie einwechseln ließ?"

„Es ist ein heikel Ding, wenn jener Käufer ein sehr hochgestellter Mann ist," meinte Graf Trautmannstorff kopfschüttelnd. „Wisset Ihr, wer es ist?"

„Er ging von Euch, als ich kam," war die Antwort.

Der Minister blickte betroffen auf. „Der Prinz von Braganza?" sagte er gedehnt. „Aber das wäre nicht zu glauben, wenn Ihr dessen nicht gewiß sein könntet."

„Der alte Schommer versicherte mir, von keinem anderen das Geld erhalten zu haben. Doch wurde es ihm von zweien seiner Offiziere ausgezahlt, die seine Kasse führten."

„Dom Duarte bezieht seine Einkünfte durch Bankhäuser in Hamburg und Venedig," sprach der Minister, „und diese werden mit hiesigen Kaufleuten in Verbindung stehen. Ich wage an den Prinzen die Anfrage nicht zu stellen, welche Ihr im Sinne habt. Das falsche Geld wird eben in allen Kreisen in Umlauf gesetzt werden. Wer kann es feststellen, von wem es ausgeht?"

„Dennoch muß man den Gaunern auf die Spur zu kommen suchen und an ihnen ein warnend Exempel statuieren," erwiderte der Rat. „Es kommen ehrliche Menschen in gar schlimmen Verdacht, wenn solchem Unfug nicht gesteuert wird, und es ist mein fester Vorsatz, nicht zu ruhen, bis ich die Verbrecher entdeckte."

„Ihr seid ein unermüdlicher und pflichtgetreuer Diener des Kaisers, Hekking; ich werde nicht ermangeln, Seiner Majestät demnächst davon Erwähnung zu thun. Habe ich doch in der Hofburg noch von anderen Dingen zu reden, die Euch betreffen, doch die Mitteilung bewahre ich für später auf, da Ihr mir nicht in der Stimmung scheint, sie günstig aufzunehmen."

„Es kann von Eurer Excellenz mir nichts als

Gutes kommen. Ich bin zu jedem Augenblicke bereit, anzuhören, was Ihr mir zu sagen habt."

„So folgt mir hinauf in das Haus und lasset uns eine Erfrischung zu uns nehmen. Bei einer Kanne Wein bespricht man dergleichen besser."

Er zog den Rat mit sich fort, um unbelauscht von anderen seine Gesinnung in betreff Leonhard Koscielskis zu erforschen; es gewährte ihm Vergnügen, Dom Duarte die erbetene Gefälligkeit zu erweisen. Er wußte, daß des Prinzen Großmut sie überreich bei entsprechender Gelegenheit vergüten würde. —

In dem entferntesten Laubengange des Gartens schritt währenddessen in seliger Versunkenheit das junge Paar, dem die Unterredung gelten sollte, — Andrea Hekking und Leonhard. Sie sprachen nicht miteinander, sie blickten sich nicht an, sie gingen langsam in dem Dämmerscheine des Abends dahin und nur ihre Hände hatten sich gefunden, fest, unlöslich, wie sie entschlossen, sich zu halten durch ein ganzes Erdenleben. Die Lippen waren verstummt, weil die Herzen übervoll, — sie wußten, daß sie stets von neuem nur das eine sich zu sagen hätten und dieses eine ihrer Seelen ganzes Leben bedeute: daß sie in mutiger Treue zu einander stehen würden, die Hemmnisse zu überwinden, die sich ihnen in den Weg zu stellen drohten und daß jegliche Prüfung nur dazu dienen müsse, ihre Liebe zu befestigen.

Der Pfad vor ihnen begann sich im Dunkel zu verlieren, so wie ihre Zukunft noch dunkel und verschleiert vor ihnen lag. Andrea überließ getrost dem Geliebten ihre Hand, der sie jetzt sorglich in den erleuchteten Garten zurückgeleitete. Sie fühlte sich geborgen in seinem Schirm und Schutze, sie fühlte, daß sie ihm von dieser Stunde folgen würde, — fraglos, zweifellos, — in gläubigem Vertrauen, wohin immer er sie führen wollte.

Fünftes Kapitel.

Dom Duarte hatte Wien verlassen und sich zu seinem Regimente zurückbegeben, das unter dem Oberbefehle Piccolominis in Niederhessen einrückte. Das Jahr 1640 brachte in seinem weiteren Verlaufe keinerlei Waffenthaten, die einen Fortschritt zu Gunsten der einen oder der anderen Partei bedeuten konnten. Es war ein Kriegsspiel ohne Nutzen, noch Zweck, das Blut und Menschenleben kostete und nur dazu diente, die gegenseitige Erbitterung, den unversöhnlichen Haß der Streitenden zu steigern.

Das schwedische Heer war unter dem tapferen Baner die Weser entlang in das Waldeckische gezogen und hatte dort eine feste Stellung eingenommen; der Erzherzog Leopold Wilhelm war Baner gefolgt und suchte vergebens ihn in die Gegend von Warburg zu locken, um ihn dort zur Schlacht zu drängen. Der schwedische General verließ sein Lager nicht; er gab sich nicht einmal die Mühe, die kaiserliche Armee zu verfolgen, sondern blieb zu Arolsen, wo er mit der Markgräfin Johanna von Baden-Durlach seine Vermählung feierte.

Der Erzherzog erkannte bald das Nutzlose seines Beginnens und beschloß, seine Truppen in die braunschweigischen Lande zu führen. Bei Höxter sollte der Weserübergang bewerkstelligt werden, doch mißlang auch dieses Vorhaben; es blieb demnach der kaiserlichen Armee nichts übrig, als nach Niederhessen zurückzuziehen, wo mit den Truppen des Herzogs von Longueville, Befehlshaber des Weimarschen Heeres, verschiedene Gefechte stattfanden.

Die Erstürmung Friedbergs und einiger anderer Ortschaften war für die Kaiserlichen kaum als ein Gewinn anzusehen, da eine, durch den schwedischen Obersten von Rosen ihnen beigebrachte Niederlage den Erfolg jener Siege aufhob. Erzherzog Leopold Wilhelm und General Piccolomini zogen es daher vor, zur Zeit nichts Weiteres zu unternehmen, sondern vorerst das Ergebnis der Verhandlungen zu Regensburg abzuwarten, bevor man neue Kriegspläne entwarf.

Die beiden vereinigten Heere wurden in Franken, Schwaben und Bayern verteilt, die Feldherren hatten die Absicht, dem Reichstage in Person beizuwohnen und sich nach Regensburg zu begeben, sobald die Unterbringung der Truppen erfolgt war.

Dom Duarte hatte den Auftrag erhalten, zwischen Nördlingen und Ulm ein Lager zu beziehen, um von dieser Seite her dem unermüdlichen Baner den Eintritt in die bayrischen und Reichslande abzuschneiden. Unbefriedigt, wie die Führer alle, welche die Mißerfolge der letzten Zeiten erlebt, war ihm die Ordre fast erwünscht gekommen. Er hoffte auf einige Monate verhältnismäßiger Ruhe, in denen er sich wieder in das Studium seiner geliebten Bücher versenken könne, die er auf allen Feldzügen mit sich führte. Oftmals hatte er der Zerstörungswut seiner Soldaten Einhalt gethan, wenn ihnen eine Bibliothek in die Hände gefallen war, oftmals aus solchen manchen wertvollen Schatz gerettet, der ihm in seinen Ruhestunden Belehrung und Anregung bot.

Die Felder standen in Ähren, als Duarte mit den Seinen von dem Städtchen Günzburg die Donau entlang gegen Leipheim ritt, wo er für die nächste Zeit zu verweilen gedachte. Die Quartiermeister waren vorausgeeilt, für die Unterkunft von Mannschaften und Pferden zu sorgen, Duarte hatte, im Gespräch mit seinen Offizieren, in der Betrachtung der Gegend, des Fluges der Zeit nicht geachtet. Der kleine Flecken war bereits von den einziehenden Soldaten überfüllt, als der Infant die ersten Häuser erreichte.

Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, seinen Untergebenen bei der Besitzergreifung ihrer Quartiere Schonung und strenge Mannszucht anzubefehlen, dennoch vermochte auch sein menschenfreundlicher Sinn nicht jeder Willkür, jeder Ausschreitung vorzubeugen, die in jahrelanger Gewohnheit von den Soldaten als selbstverständlicher Mißbrauch ihrer Gewalt ausgeübt wurde.

So fehlte es auch heute an stürmischen Auftritten nicht. Aus den Höfen ertönte das Brüllen des Viehes, das von den hungrigen Soldaten hinweggetrieben wurde, um sofort zum Nachtmahle geschlachtet

zu werden und das Geschrei der Besitzer mischte sich darein, die ihre Habe zu verteidigen trachteten.

Dom Duarte zog die Brauen zusammen. „Was hat der Lärm zu bedeuten?" fragte er. „Cueva, Altorf, gehet hin, Euren Leuten Mannszucht zu gebieten. Sie sollen sich in Frieden mit den Bauern einigen. Wir sind nicht in des Feindes Landen hier."

Die beiden Offiziere eilten davon. Der Prinz setzte langsam seinen Weg fort, von Zeit zu Zeit selbst einschreitend, wenn er Zeuge eines Übergriffes seiner Truppen wurde. Sein Erscheinen, seine Befehle wurden von der Bevölkerung wie die eines Erlösers begrüßt. Willig gaben die Bauern jetzt ihre Vorräte zur Speisung der Truppen her, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die fremden Scharen nicht, wie so häufig sonst, zu Raub und Plünderung gekommen waren.

Duarte hatte seinen Ritt durch den ganzen Flecken fast beendet. Abseits von der Straße lag noch ein kleines Haus, aus dem jetzt gleichfalls rauhe Worte und jammerndes Geschrei zu hören waren. Drei Soldaten standen im Begriffe, eine Kuh aus der niedrigen Thür der Hütte zu zerren, achtlos der flehenden Bitten eines Mannes, der eines der Hörner umklammert hielt und sich mit dem gefährdeten Tiere hinausschleppen ließ.

Duarte hatte mit zwei Sätzen das Haus erreicht. „Zurück von dem Manne," donnerte seine Stimme, „was wollt Ihr mit ihm und der Kuh?"

Die Soldaten gaben augenblicklich ihr Opfer frei. Sie wußten, daß bei dem geringsten Widerstande ihrer eine strenge Strafe harre.

„Wir sind in diesem Hause einquartiert, mein General," sagte einer von ihnen, „und finden nichts zu essen vor. Da wollten wir die Kuh nehmen."

„Ihr habt auf Verpflegung Anrecht, das ist wahr," erwiderte Dom Duarte, „warum willst Du ihnen nichts geben?" wandte er sich an den Eigentümer der Hütte.

Dem Manne traten Thränen in die Augen. „Wir haben nichts, mein gnädiger Herr," antwortete er. „Die Kuh hier ist das letzte und drinnen liegt meine kranke Frau mit dem Kinde. Die müssen beide verhungern, wenn Ihr uns die Kuh wegnehmt."

Der Prinz schwang sich vom Pferde. „Ich will mich vergewissern, ob Du wahr gesprochen," sagte er, „oft wird ein solcher Vorwand auch gebraucht, um nichts herauszugeben. Ist es jedoch, wie Du sagst, so werden diese drei eine andere Unterkunft suchen."

Das Innere des Hauses, in welches Duarte trat, schien die gemachten Angaben zu bestätigen; der Raum enthielt fast nichts, das einer menschlichen Wohnung entsprechen konnte. Der Prinz beugte seine Gestalt, um durch die niedere Thür in das eigentliche Zimmer zu treten, das, wie der Vorplatz, kein Gerät, noch sonst Brauchbares zeigte. In einer Ecke lag auf einem Strohbunde eine bleiche Frau, ein Kind ihr zur Seite, während ein anderes ihr zu Füßen kauerte. Duarte war an den Anblick des Leides in jeglicher Gestalt durch seine Kriegszüge gewöhnt worden, dennoch wich er hier unwillkürlich zurück.

„Was fehlt Euch?" fragte er voll Teilnahme die Kranke. „Ich werde Euch meinen Arzt zusenden, Euch zu heilen."

Die traurigen Augen des armen Weibes erhoben sich müde zu dem Sprecher. „Dank Euch, gnädiger Herr," flüsterte sie, „doch Euer Arzt vermag mich nicht zu heilen. Es ist der Hunger und die Schwäche, die mich krank gemacht haben."

„Auch dem ist abzuhelfen," sagte Duarte gütig. „Die Kuh bleibt Euer, die, wie Euer Mann behauptet, Eure Ernährerin ist, und hier," er zog aus der Tasche einige Goldstücke, die er ihr in den Schoß legte, „davon kauft Euch und Euern Kindern Brot. Euer Haus wird von meinen Leuten verschont sein, solange wir hier weilen."

Der Mann, welcher den Prinzen geleitet hatte, stürzte zu ihm, dankerfüllt seine Hände zu küssen. Die Frau blickte wie verklärt zu ihrem Retter hinüber.

„Gott segne Euch tausendmal, was Ihr uns Armen thut," sprach sie, ihre Hände faltend.

„Das ist nichts Großes," lächelte Duarte, „ich sehe, daß bei Euch nichts zu holen ist und daß meine Soldaten schlechten Unterstand hier fänden, darum sollen sie weitergehen. — Aber was habt Ihr dort?" fragte er plötzlich, auf ein großes, stark abgegriffenes Buch deutend, das auf dem Wandbrette lag. „Soviel der Armut und dennoch ein, wie mir scheint, wertvoll Werk in Eurem Hause. Lasset mich es sehen. Ich bin ein Freund der Büchereien. Mag sein, daß ich einen ungeahnten Schatz bei Euch entdecke."

Der Mann nahm mit einer Art Ehrfurcht das Buch von seinem Platze.

„Das ist ein Schatz auch, gnädiger Herr," erwiderte er, „den ich nicht hergäbe um die Güter der Welt. Es ist die heilige Bibel, aus der ich in allem Leid, in allem Jammer Trost und Zuversicht schöpfe."

„Wie, eine Bibel?" sagte Duarte enttäuscht. „Und wie kommt diese in Euer Haus?"

„Wir sind Lutherische," entgegnete der Mann, „ich war Schullehrer im Augsburgischen. Der Krieg hat mich vertrieben; ich zog hierher, wo meine Frau zu Hause war, konnte nicht denken, daß es uns so schlecht ergehen würde."

„Gieb mir die Bibel," gebot Dom Duarte.

Der ehemalige Schullehrer schaute ihn ungewiß an. „O, gnädiger Herr, was wollt Ihr damit?" fragte er ängstlich. „Seid Ihr unseres Glaubens?"

„Ich bin Katholik," erwiderte der Prinz, „und als solcher erachte ich es als ein schädlich Ding, die Schrift zu lesen, die nur eines geweihten Priesters Mund das Recht hat, seinen Gläubigen zu künden. Mir ward gelehrt, daß solches Sünde sei, und wo ich Bibeln finde, pflege ich sie zu verbrennen."

Der Schulmeister legte beide Arme um das heilige Buch. „Ihr wollt meine Bibel verbrennen," rief er fast weinend, „Ihr, der ein Herz für unsere Verzweiflung hattet, wollt mir das einzige nehmen, was mich und mein armes Weib in diesen Leidenszeiten aufrecht erhalten?"

„Du hast es gehört," sprach Duarte entschieden, „gieb mir Dein Buch."

Der Schullehrer schüttelte den Kopf. „Ihr werdet es nicht thun, Ihr könnt es nicht," flehte er. „Sehet, kurz, ehe jene dort draußen eindrangen, meine Kuh von mir zu fordern, las ich in der heiligen Schrift, in dem Psalter, den ein frommer König und gewaltiger Kriegsmann zur Ehre seines Herrn geschrieben, und ich ward voller Zuversicht, daß der Herr, des Gnade mächtig ist in dem Schwachen, mir beistehen würde. Sehet hier das Wort, das ich mir vorsprach, wenn ich ganz verzagen wollte: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.'" Er schlug mit zitternder Hand die Blätter auf, dem Prinzen den Spruch zu zeigen.

„Ich rief zu dem Herrn in meiner großen Not," fuhr er leuchtenden Auges fort, „und da tratet Ihr in mein armes Haus; er sandte Euch, auf daß ich ihn preisen dürfe."

Duarte schwankte; sein Gottesglauben war zu fest gegründet, um nicht Achtung vor dem eines anderen zu empfinden, selbst wenn jener der von ihm bekämpften Lehre anhing.

„Und wenn ich nun, um Dich für Deinen Trotz zu strafen, Dir die Wahl ließe, was Du opfern wolltest," sagte er mit Nachdruck, „die Bibel oder Deine Kuh?"

Der Schullehrer kämpfte einige Minuten schweigend mit sich, dann preßte er von neuem seine Bibel an sich.

„Nehmt die Kuh," sprach er dumpf.

„So teuer ist jenes Buch Dir, so groß der Trost, der Dir daraus wird?" fragte der Prinz nachdenklich. „Dann muß ich Deine Bibel Dir wohl lassen; es ist das erste Mal, daß ich sie verschone, wo ich sie fand."

„Dank, gnädiger Herr, ich werde die Kuh Euren Leuten hinausführen."

Duarte lächelte. „Auch die Kuh bleibt hier; ich gab mein Wort und pflege es zu halten."

Da fiel der Mann dem Prinzen zu Füßen nieder und umklammerte seine Knie.

„Rufe mich an in der Not," schluchzte er, „so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen."

„Stehe auf," sprach Duarte bewegt, „nur Gott und seinen Heiligen darf man knieend nahen, nicht einem sündigen Menschen. Hole Deine Kuh zurück; meine Leute werde ich auf meine eigenen Kosten verpflegen lassen, wenn im Dorfe nichts mehr für sie aufzutreiben ist."

Er verließ das Haus, um die nötigen Befehle zu geben.

Den Soldaten war die Zeit des Wartens zu lang geworden; sie umringten, als der Prinz auf die Straße trat, zwei Frauen, die mit Körben in den Händen des Weges dahergekommen waren, und zogen die verhüllenden Tücher von den darin enthaltenen Eßwaren.

Duartes Stimme rief sie zurück. „Gebt die Frauen frei," gebot er. „Ihr werdet Eure Ration sofort erhalten, wo ich die meine finde. Die Brote, die Ihr genommen, legt in die Körbe zurück."

Die jüngere der beiden Frauen näherte sich rasch. „Wollet den Soldaten die Brote lassen," sagte sie, „wir haben noch Vorrat genug, und sie sagten, daß sie seit sechs Stunden marschiert seien, ohne etwas zu essen."

Duarte blickte einigermaßen überrascht auf die Sprecherin. Es konnte keine Bewohnerin des Dorfes sein, die er vor sich sah, obgleich sie die ländliche Tracht ihrer Umgebung angelegt hatte.

„Wenn Ihr es denn gestattet, Jungfrau," erwiderte er, sich leicht verneigend, „sollen meine Leute die Eßwaren behalten, die sie Euch raubten. Es ist edelmütig von Euch, daß Ihr keine Bestrafung der kühnen That heischet."

„Wie sollte ich?" antwortete die Fremde ruhig. „Die Not an Lebensmitteln herrscht allüberall. Wir waren in das Dorf herabgekommen, einige Vorräte zu kaufen und auf dem Wege in das Schloß begriffen, zu fragen, ob man dort uns etwas Wein geben könne, als Eure Leute uns anhielten."

„In dem Schlosse gedachte ich Wohnung zu nehmen," bemerkte Duarte, „vermögt Ihr mir zu sagen, wem es gehört?"

„Es gehört dem Baron Guilerin, der es vor mehreren Jahren von dem früheren Besitzer erstand."

Die Fremde winkte ihre Begleiterin herbei.

„Wir müssen weiter, Brigitte," wandte sie sich an diese, „der Abend sinkt und die Mutter wartet."

Sie wollte mit kurzem Gruße sich von dem Prinzen verabschieden; Duarte trat an ihre Seite.

„Ihr dürfet den Weg nicht allein fortsetzen, Jungfrau," sagte er entschieden. „Das Dorf ist voller Kriegsvolk; leicht könnte eine ähnliche Begegnung Euch schrecken, wie die soeben erlebte."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin so schreckhaft nicht, als Ihr zu fürchten scheint," erwiderte sie, „gefällt es Euch jedoch, den Weg mit uns zurückzulegen, so will ich Euch einen kürzeren Fußpfad weisen, auf welchem Ihr in weniger als einer Viertelstunde an Eurem Ziele seid. Er führt dort über die Wiesen am Rande des Baches entlang."

„Ich nehme dankend das Erbieten an," sprach Duarte, „nach einem langen Ritte ist mir eine Wanderung, wie diese, erwünscht, vorausgesetzt, daß meine Pferde den gleichen Weg zu machen fähig sind."

„Sie können es," war die ruhige Entgegnung, „er ist nicht steil, auch breit genug."

„So folget uns," befahl der Prinz seinen Begleitern, „die Jungfrau hier will unsere Führerin zum Schlosse sein, wo unser Quartiermeister uns wohl schon angekündigt hat."

Sie schlugen den bezeichneten Fußpfad ein; der Prinz schritt mit der Fremden voran, die anderen folgten langsamer, da die Unebenheiten des Weges für die Pferde Vorsicht erforderten. Zwei der Soldaten trugen die halbgeleerten Körbe der Frauen.

Die Sonne begann sich zu neigen und sandte ihre letzten Strahlen über Wiesen und Felder; der Bach, der zwischen seinen blumigen Ufern über Geröll und Steine sprang, glitzerte gleich flüssigem Golde, die fernen Höhen am Horizonte badeten sich in rosigem Dufte; schon glühten die zackigen Gipfel,

die der scheidende Strahl getroffen. Bläulich schimmernde Wälder dehnten sich zu Füßen der Berge aus; in das ernste Grün der Tannen mischte sich zuweilen das zarte Laub der Buchen und Ulmen. Von den Feldern empor drang der würzige Hauch der durch den Regen erfrischten Erde; ein leichter Abendwind wehte den Duft der blühenden Linden herüber, die den Hauptweg zum Schlosse säumten.

Duarte und seine Begleiterin waren eine Weile schweigend nebeneinander einhergegangen. Der Prinz betrachtete von Zeit zu Zeit die edelgeschnittenen Züge, die aus der Umhüllung des Schleiertuches sichtbar wurden und die einen Ernst zeigten, der über die Jahre der Trägerin hinauszugehen schien.

Ernst und gehalten war ihr ganzes Wesen, doch zugleich von jener ruhigen Sicherheit, die in jeder noch so ungewöhnlichen Lebenslage sich zurechtzufinden weiß.

„Ihr seid in dieser Gegend gleichfalls zu Hause?“ begann Duarte endlich, um die Gesprächspause zu enden.

„Ich bewohne mit meiner Mutter das Häuschen, das Ihr dort drüben am Bergeshange erblicken könnt,“ antwortete das Mädchen. „Das Schloß, zu welchem ich Euch führe, war meine Heimat.“

„So seid Ihr eine Tochter des früheren Besitzers? Ich kann Euch nicht für eine Dörflerin halten.“

„Ihr habt recht geraten, gnädiger Herr; mein Vater war Wilhelm, Edler von Juconer, und ihm gehörte einst das Schloß.“

Duarte bereute seine unvorsichtige Frage, zu der ihn der seltsame Widerspruch in dem Äußeren und dem Wesen des Mädchens veranlaßt hatte. Sie gewahrte es; ruhig, wie zuvor, erhob sie ihre Augen zu ihm.

„Es darf Euch nicht in Erstaunen setzen,“ sprach sie, „wenn Ihr im Lande hier vernehmt, daß wertvolle Besitzungen ihren Eignern verloren gingen. Der Krieg bringt auch die reichsten Geschlechter um ihr Hab und Gut, denn unerschwinglich sind die Lasten, die er dem Bürger wie dem Landmanne auferlegt, und Elend ist zu treffen, wo immer man hinschaut. Es war nicht meines Vaters Schuld, daß er seiner Ahnen Haus verlassen mußte; er wollte seinen Bauern helfend beistehen, wo ihre Mittel nicht mehr ausreichten; darüber ging er selbst zu Grunde.“

„Und Ihr tragt Euer verändert Los ergeben und ohne Groll noch Klage, wie mir dünkt, edles Fräulein,“ bemerkte Duarte achtungsvoll.

„Wem sollte ich grollen, wenn ich keine Verfehlung entdecke?“ sagte sie einfach. „Es war Gottes Wille, der es so für uns gelenkt. Wir müssen es tragen, wie er es uns auferlegte und unser Kreuz uns nicht mit Hadern wider das Geschick erschweren.“

„Wohl habt Ihr recht, doch ist ein solcher Heldenmut nicht jedem gegeben.“

„Es lehrt ihn uns die Religion und unsere tägliche Pflicht. Ich habe für eine Mutter und zwei kleine Schwestern zu leben. Ihnen, den Vielgeliebten, muß ich Trost und Stütze sein. Wie sollten sie ihr Dasein tragen, wenn ich die Hoffnung sinken ließe?“

„Euer teurer Vater lebt nicht mehr?“ fragte der Prinz teilnehmend.

„Er starb bald, nachdem wir unser Schloß verließen. Gram darüber, Sorge um uns brachen ihm das Herz.“

„Doch hoffe ich, daß mit dem Verluste Eurer Besitzung nicht wirkliche Not Euch nahte, wie es leider in ähnlichen Fällen zuweilen geschieht.“

„Nein, gnädiger Herr,“ sagte das Edelfräulein gelassen, „wir haben, was wir brauchen und gute Menschen helfen uns jederzeit. Die Bauern haben nicht vergessen, was sie einst von uns empfingen; mein Vater steht bei ihnen in gesegnetem Andenken. Sie teilen mit uns, wo sie können; wir haben Ursache, zufrieden zu sein und wir sind es. — Doch sehet, das Schloß ist erreicht; dort ist der Thorwart, der Euch schon erspähte, dort naht der Baron. Möget Ihr einen freundlichen Willkommen finden, eine gastfreie Stätte, die nach so langer Wanderschaft dem Müden erquickend ist. Ich eile, die Beschließerin aufzusuchen, um meine Bitte ihr vorzutragen.“

„So habe ich noch meinen Dank Euch auszusprechen für Eure Führung,“ entgegnete Duarte, „und an diesen die Hoffnung zu knüpfen, daß ich Euch wiedersehe.“

Ihre blassen Wangen überzog ein feines Rot. „Es steht in Gottes Hand, ob wir uns wieder begegnen,“ sagte sie ablehnend, „doch gütig ist es von Euch, daß Ihr Euch meiner erinnern wollt.“

Und ehe er etwas erwidern konnte, war sie enteilt, um in dem Erdgeschosse des Hauses zu verschwinden.

Auf der obersten Stufe der großen Freitreppe, die in das erste Stockwerk des Schlosses führte, stand, auf zwei Krücken gestützt, ein weißhaariger Mann, mit nicht eben günstigen Blicken die Zahl der ungebetenen Gäste betrachtend, die bei ihm sich einquartieren wollten, doch machte er gute Miene zum bösen Spiele, als Dom Duarte auf ihn zuschritt und mit der gewinnenden Ritterlichkeit, die ihm eigen war, ihn begrüßte.

„Ihr hättet heute schwerlich noch auf einen Überfall, wie diesen, gerechnet, Baron Guilerin,“ sprach er. „Nehmt es nicht für ungut, daß wir zu Euch kommen, die müden Glieder auszuruhen. Wir treten nicht als Feinde unter Euer Dach und nichts Übles soll Eurem Hause widerfahren.“

Der Schloßherr verneigte sich. „Was immer mein Haus zu bieten vermag, es steht Euch und Euren Leuten zur Verfügung,“ antwortete er. „Wollet Euch selbst auswählen, welche der Zimmer Ihr bewohnen möget.“

Er gab einem hinter ihm stehenden Diener einen Wink.

„Übt Nachsicht, daß ich Euch nicht selbst geleiten kann; Ihr sehet, daß das Gehen mir erschwert ist. Mein Kammerdiener wird Euch Führer sein und gefällt es Euch, das Nachtmahl mit mir einzunehmen, werde ich Eurer in der Halle warten.“

Der Prinz und sein Gefolge begaben sich in die bezeichneten Gemächer, die sämtlich, mit einem

gewissen Prunke ausgestattet, von dem Reichtum ihres Besitzers Zeugnis abzulegen schienen.

Duarte wählte für sich und seine Offiziere die Zimmer, welche ihm die passendsten dünkten, erteilte die Anordnungen, wo die Mannschaften unterzubringen seien und ging dann, als er für seine Leute genügend gesorgt wußte, in die Halle, um in der Gesellschaft des Schloßherrn den Abend zu verbringen.

Baron Guilerin war, trotz seines ausgesprochenen Mißbehagens an der ihm aufgebürdeten Gastlichkeit, seinen Pflichten als Wirt in ergiebigster Weise nachgekommen. Ein reiches Mahl harrte auf dem langen Eichentische der hungrigen Fremden, der Kellermeister füllte aus mächtigem Fasse die Krüge mit edlem Weine.

Dom Duarte hatte seinen Platz neben dem Hausherrn eingenommen, dessen Zurückhaltung bereits im Schwinden war. Er hatte, seit er in den Besitz des Schlosses getreten, schlimmere Gäste zu beherbergen gehabt, als die gegenwärtigen ihm erschienen; auch war ihm der Name des Prinzen von Braganza seit lange rühmlich bekannt; er durfte hoffen, daß seinem Eigentum von ihm und seinen Soldaten nicht zuviel Schaden zugefügt würde.

„Ich hatte auf dem Wege zu Euch heute ein anmutiges Abenteuer zu bestehen," sagte Duarte im Laufe des Gespräches. „Ein Fräulein aus edlem Hause, gleichwohl als Dörflerin gekleidet, wurde meine Führerin. Es war eine gute Vorbedeutung für Euer gastlich Schloß."

Baron Guilerin zerlegte gleichmütig ein Stück gebratenen Fasanen.

„Es war die Paula Juconerin," erwiderte er, „ich sah vom Fenster aus sie mit Euch daherkommen und war erstaunt ob ihres Anblicks, denn sie ist, wie man sagt, den Männern abhold, zumal dem fremden Kriegsvolk, das unsere Lande überschwemmt."

Duarte gab in kurzen Worten Auskunft, welcher Umstand es gewesen, der seine Begegnung mit der Jungfrau veranlaßt hatte. Baron Guilerin nickte, als die Erzählung geendet war.

„Das sieht ihr gleich," sprach er, „Furcht kennt sie keine und helfen, geben ist ihr absonderlich Vergnügen, wenn schon sie nicht gar viel zu geben hat."

„Sie teilte mir mit, daß ihrem Vater dieses Schloß einst gehörte."

„Nun ja," meinte Herr von Guilerin, „er nannte es sein eigen, aber schon seit Jahren war kein Ziegel auf dem Dache mehr sein. Da kaufte ich es ihm endlich ab, damit ihm nur noch soviel bliebe, seine Frau und Kinder nicht betteln zu schicken, wenn er die Augen schlösse."

„Er muß der Tochter Worten nach ein Mann von hohem Werte gewesen sein," bemerkte der Prinz.

„Wie man es verstehen will, Hoheit. Er war eine gutmütige Haut, die allen helfen wollte und die kein Elend sehen konnte. Die Zeit, in der wir leben, hätte es ihm lehren sollen, daß man an den kommenden Tag denken muß, ohne daß man deshalb hart zu werden braucht. Er jedoch hätte sich das Wams vom Leibe gezogen, wenn ihn einer darum gebeten, er hätte dem Diebe, der ihn bestahl, noch einen Gulden dazugeschenkt, und so geschah es, daß er mit Hab und Gut schneller fertig war, als er es sich je hatte träumen lassen."

„Wunderlicher Mann, dessen Herz dennoch nicht viele seinesgleichen findet," sagte Duarte sinnend. „Wer aber giebt jetzt für die Seinen den Unterhalt?"

Der Schloßherr zögerte ein wenig mit der Antwort. „Es finden sich schon immerhin einige, die ihnen beistehen," erwiderte er endlich. „Das Häuschen gehört ihnen, in dem sie jetzt wohnen, das Holz in Winterszeit bekommen sie aus dem Walde hier. Viel brauchen die paar Frauensleute zum Lebensunterhalte nicht, überdem ist die Paula gar umsichtig und geschickt. Wo eins im Dorfe krank ist, wird sie gerufen und oftmals heilt sie einen Schaden so gut wie der beste Bader. Der Arzt aus Günzburg hat ihr allerlei gelehrt und damit erwirbt sie ihr Brot, denn die Bauern haben Vertrauen zu ihr, weit mehr, als zu einem Arzte."

„Ein tapferes Mädchen fürwahr, dem ein besseres Los zu wünschen wäre," entgegnete Duarte. „Wo aber soll in dieser Einsamkeit der Freier herkommen, des Hand sie aus Armut und Dürftigkeit erlöst?"

„Er käme schon, wenn sie nur wollte," sagte der Baron, den Weinkrug an die Lippen setzend. „Sie aber ist ein stolzes, eigenwillig Ding, das auf einen wartet, den sie lieben kann, wie sie sich ausdrückt."

„Das ist bei einer so schönen Jungfrau begreiflich."

„Aber bleibt ein thöricht Verlangen," fiel der Hausherr etwas lebhafter als bisher ein. „Die kurzen Jahre, in welchen ein Mägdlein dem Manne begehrenswert erscheint, sind gar rasch vorbei und es kommt dann die Reue langsam dahergeschlichen, daß sie nicht zugriff, wo sich ihr ein Heim und ein rechtschaffener Versorger bot."

Duarte warf einen rasch prüfenden Blick zu dem Sprecher hinüber. Sollte er selbst, — aber das war ja kaum möglich! Der alternde, gelähmte Mann und jenes herrliche Geschöpf! Er wußte nicht, weshalb ihm der Gedanke so mißfiel; kaum kannte er den einen, noch die andere; welch einen Anteil konnte es ihm erwecken, wen jenes fremde Mädchen sich zum Gatten wählte?

Das Nachtmahl war vorüber; die Gäste zogen sich, der Ruhe bedürftig, zurück. Duarte stand noch einige Zeit an dem Fenster seines Erkergemaches und schaute in die stille Gegend hinaus, die fast taghell vom Monde erleuchtet wurde. Dort drüben auf jener Anhöhe lag das kleine Haus, das Paula Juconerin ihm als das ihre bezeichnet hatte. Ein schwacher Lichtschein drang aus einem der niederen Fenster; die junge Wandrerin war wohl inzwischen heimgekehrt, in treuer Sorge für die Ihren thätig, wie sie ihnen auch das tägliche Brot schaffte.

Welch seltsame Augen das Mädchen doch hatte! Sie blickten so ruhig fest und doch so sanft! Die Thränen, die das Geschick auch sie schon weinen lehrte, hatten ihnen nichts von ihrem Glanze zu rauben vermocht, der den Frieden einer starken, reinen Seele widerstrahlte. Es lag etwas in ihnen, das ihn an

die Geliebte seiner Jugend, Maria de Lara, erinnerte, — dunkel, tief, unergründlich wie die Nacht, verlockend, ihre holden Rätsel zu lösen.

Er trat von dem Fenster hinweg. Was für thörichte Gedanken waren über ihn gekommen! Die Sommernacht mit ihren schmeichelnden Düften hielt ihn umstrickt, die ihm die Bilder längst vergangener Tage hervorgaukelten; vielleicht auch war der schwere Wein seines Wirtes schuld daran. Er lächelte über sich selbst. In kurzen Wochen führte ihn der Kriegssturm wieder hinweg; er sah sie wohl niemals wieder, die, an die enge Scholle gebannt, ihr stilles Leben zum Segen und zum Heile anderer weiter lebte. Er würde sie vergessen, wie sie ihn, und flüchtig nur im wirren Treiben der Welt würde jene lichte Gestalt vor ihm erscheinen, die, von goldenem Abendglanze umflossen, heute an seiner Seite gegangen war.

Sechstes Kapitel.

Andrea Hekking kehrte mit ihrer Mutter von einem Gange in die Stadt heim; es war die Stunde, zu der ihr Vater seinen Vespertrunk zu nehmen pflegte, und sie hatte die Gewohnheit, ihm denselben zu bringen.

Rasch legte sie Mantel und Schleiertuch zur Seite, der lieben Pflicht zu genügen und mischte selbst den gewürzten Wein, den der Vater bevorzugte.

Aloys von Hekking hatte bereits der Tochter gewartet, aber das Lächeln, mit welchem er sie empfing, kündete ihr Gutes an, statt der Vorwürfe, die sie für ihre Versäumnis fürchtete.

„Verzeihet, herzlieber Vater," sagte sie, seine Hand küssend, „daß ich mich verspätete. Die Mutter befahl meine Begleitung und wir hatten einige Einkäufe zu machen, die Zeit erforderten."

„Einkäufe?" wiederholte der Rat gutgelaunt. „Gelten sie unserem Hausstande oder einem zukünftigen, der schon in den Köpfen von Euch Frauen aufgebaut wird?"

Andrea errötete. „Nein, mein Vater, ich würde nicht so kühn sein, an einen Hausstand zu denken, bevor Ihr nicht Eure Erlaubnis gabet."

Der Vater streichelte leise ihr Haar. „Was meint das Töchterlein, wenn wir anfingen, daran zu denken? Haben es zwar nicht eilig, Dich wegzugeben, aber wenn der Rechte kommt, der Dir und uns gefällt, so soll er uns als Sohn schon genehm sein."

Andrea war auf einem Schemel zu des Vaters Füßen niedergekniet und hatte ihr Haupt an seine Schulter gelehnt. „O, Ihr wisset es," flüsterte sie, „wer mir der Rechte wäre, seit langem schon, und daß es mein heißester Wunsch, er möge es Euch auch sein."

„Nun ruhig nur, mein Mädchen," sprach der Rat. „Wohl wissen wir es, Deine Mutter und ich, und haben gegen den Leonhard auch nichts einzuwenden, als daß er von geringerem Stande ist, als Du. Seit Du als treue und gewissenhafte Tochter es uns eingestandest, daß Du ihn gern habest, zog ich mit aller Vorsicht Erkundigungen über ihn ein und sie lauteten bei seinen Oberen nicht anders, als günstig. Die Böhmerleute, seine Eltern, sind freilich nicht nach meinem Geschmacke, doch habe ich auch über sie nichts Übles in Erfahrung gebracht; man behauptet sogar, daß sie wohlhabende Bürger seien. Ist es Dir genug, das Weib eines Mannes zu werden, der aus niederem Hause stammt, so wollen die Mutter und ich nichts dawider haben."

Andrea schaute zweifelnd zu ihm auf. „Verstehe ich Euch denn recht, teurer Vater?" fragte sie schüchtern. „Erst unlängst sprachet Ihr Euch dagegen aus, daß ich einen Gatten bürgerlicher Herkunft wählen wolle; ich liebe ihn genugsam, dessen nicht zu gedenken, aber Ihr solltet Euren Sinn jetzt gewandelt haben?"

„Es können sich die Umstände ändern, meine Kleine," antwortete Herr von Hekking lächelnd. „Dein Leonhard besitzt in seinem Generale, dem erlauchten Prinzen von Braganza, einen hohen Gönner und gewichtigen Fürsprecher. Ihm hat er es zu danken, wenn des Kaisers Gnade ihm von neuem den Adelsbrief verlieh, von dem man behauptet, er sei den Vorfahren seines Vaters verloren gegangen. Sieh her, der Minister übergab ihn heute mir zur Ausfertigung. Schon morgen wird er aus der Hofkanzlei dem neuen Ritter zugestellt werden."

In staunender Freude prüfte Andrea das wichtige Papier, das auf Befehl des Kaisers den Hauptmann Leonhard Koscielski in den Adelsstand des Reiches erhob. Sie legte für ihre eigene Person keinen Wert auf die Rangerhöhung des geliebten Mannes, doch wußte sie, daß eine solche für ihre Eltern von Bedeutung war.

„So darf ich ihn denn haben, Vater, lieber Vater?" jubelte sie, „jetzt ist er ja wie einer der Unseren und Ihr werdet Euch der Wahl Eurer Tochter nicht mehr schämen."

Er küßte ihre Stirn. „Es ist Deines Herzens Wunsch, mein Kind, und der einzige Makel gehoben, den er in unseren Augen hatte. Ein jedes Elternpaar begehrt für eine geliebte Tochter meist ein glänzender Los, als ihnen selbst beschieden war, denn unsere Kinder pflegen uns teurer zu sein, als unser eigenes Leben. In ihnen blüht unsere Zukunft, unser zweites Glück, das reiner noch als das erste, weil es von den Schlacken der Eigensucht bereits sich losgelöst. Auch Dich wollen wir in solcher Weise gesichert sehen, denn es ist nicht von nebensächlichem Werte, welchen Namen Du für den Deiner Eltern eintauschest und wie das Haus beschaffen ist, in das Du an der Hand Deines Gatten trittst. Du hast von Stund an seinen Eltern Tochter zu sein, wie uns, Du hast ihnen Gehorsam, Ehrfurcht, kindliche Liebe entgegenzubringen, gleichviel, ob Dir ihre Art zusagt, ob nicht, und ist die Neigung auch für Deinen Gatten stark genug, über jede Äußerlichkeit, die Dir bisher ungewohnt, hinwegzusehen, die Kämpfe mit den Seinen werden Dir nicht immer erspart bleiben. Erziehung und Gewöhnung bilden eine Kluft, die, zuweilen unüberbrückbar, die verschiedenen Stände scheidet, und auch Dein Auge, Andrea, wird eines

Tages in diese Kluft blicken. Möge dann das, was Du Dir als Glück erwähltest, reich genug sein, um Dir keine Sehnsucht zu erwecken nach dem, was Du verließest. Soweit es Menschenhände können, haben wir Dein Los geebnet, und erhält sich Leonhard Koscielski in seiner Oberen Gunst und Schätzung, wird er dereinst seinen Platz mit Ehren in der Welt ausfüllen. Ungewiß ist für den Kriegsmann diese Zeit; Gottes Gnade schirme sein Leben und verleihe seinen Thaten Glück und Gedeihen!"

Seine Stimme war bei den letzten Worten weich geworden, seine Hand legte sich auf der Tochter Haupt. Ja, er empfand es nur zu wohl, es war kein leichter Entschluß, in diesen unheilbringenden Jahren das einzige Kind einem Kriegsmanne zur Gattin zu geben, dessen Geschick, von tausend Zufälligkeiten abhängig, schwankend, wie das Rohr im Sturmwinde war. Von der Willkür ihrer Führer hin und her geworfen, schonungslos jeder Gefahr, jeder Entbehrung preisgegeben oder, wie des Friedländers Scharen, als Sühnopfer für des Feldherrn Unterliegen hingemetzelt, war der Soldat des dreißigjährigen Krieges fast bei seinem Eintritt in das Heer schon ein verlorener Mann. Wenigen nur war es vergönnt, in Ruhm und Ehren von dem Schauplatze abzutreten, und die wilde Zügellosigkeit der gesamten Truppenteile, die von Jahr zu Jahr mehr um sich griff, hatte nicht zum mindesten ihren Ursprung in der Überzeugung jedes einzelnen, daß ihm nur das Heute noch gehörte, daß nicht einer von ihnen des kommenden Morgen noch gewiß sei.

Aloys Hekking schob sanft die Tochter zurück und erhob sich von seinem Sessel. „Komm zur Mutter," sagte er in dem gewohnten ruhigen Tone, der ihm eigen war. „Wir wollen ihr die gute Botschaft bringen und ihr anheimstellen, ob sie uns den Leonhard für morgen als Tischgast einladen will."

* * *

Das feierliche Verlöbnis des jungen Paares fand an einem der folgenden Tage statt und wurde im Hause des Rates von einem zahlreichen Freundeskreise festlich begangen. Die Eltern des Bräutigams fehlten jedoch dabei. Frau von Hekking hatte sich nicht entschließen können, den Kupferstecher und seine Gattin, die „Böhmersleute", aufzufordern, an der Feier teilzunehmen; nur Marcella hatte auf Andreas inständiges Bitten den Bruder begleiten dürfen.

Das schöne Mädchen erregte bei den Gästen ein gewisses Aufsehen und sah sich von der jüngeren Männerwelt, zu der auch Balthasar von Törek gehörte, schnell mit Huldigungen umringt, die sie zum stillen Unbehagen der Rätin mit sichtlichem Wohlgefallen entgegennahm.

Frau von Hekking winkte endlich ihre Tochter zu sich. „Sage Deiner zukünftigen Schwägerin," gebot sie ihr, „daß sie sich zu den Frauen setze. Ein Gebaren, wie das ihre, ist in meinem Hause nicht Brauch."

Andrea ging, den unliebsamen Auftrag auszuführen. Sie teilte den Kreis der umgebenden Kavaliere und legte ihren Arm kosend in den Marcellas.

„Willst Du nicht mit mir kommen?" fragte sie sanft. „Meine Gespielinnen drüben warten bereits Deiner. Sie alle sind begierig, meine neue Schwester kennen zu lernen."

Marcella warf unmutig ihr rotgoldenes Haar zurück. „Sie mögen sich gedulden," erwiderte sie, „es ist kurzweiliger hier, als bei ihnen. Ich werde später kommen."

„Recht, Fräulein," rief Balthasar Törek. „Es wäre grausam, uns schon zu verlassen."

Die anderen Kavaliere stimmten lebhaft ein; Andrea war betroffen verstummt; die kecke Art ihrer neuen Anverwandten war ihr etwas völlig Ungewohntes, doch des ihr gewordenen Befehles sich erinnernd, machte sie einen zweiten Versuch, Marcella zum Mitgehen zu bewegen.

„Meine Mutter wünscht, daß Du zu den Frauen und Jungfrauen Dich gesellest," sprach sie etwas entschiedener als zuvor.

Marcella blickte erstaunt auf. „Aber ich sagte ja, daß ich hier bleiben wolle," entgegnete sie kurz.

Andrea wandte sich verletzt ab; sie mußte das spöttische Lächeln in den Mienen einiger der in ihrer Umgebung befindlichen Kavaliere gewahren; das Wesen der Schwester ihres Verlobten bildete zu dem der übrigen Jungfrauen einen so befremdenden Gegensatz.

Sie schritt zu Leonhard, der im Gespräche mit einigen älteren Männern dem Vorgange keine Beachtung geschenkt hatte; er verließ seinen Platz sofort, als er seine Braut nahen sah.

„Du suchtest mich, Andrea?" fragte er. „Was ist Dein Begehr?"

„Ich möchte Dich bitten," antwortete sie, „Deine Schwester zu bestimmen, sich, wie meine Mutter es wünscht, zu den Frauen zu begeben, statt so laut, wie bisher, mit den Herren sich zu vergnügen."

Leonhards Stirn verschattete sich. „Warum sagst Du ihr dies nicht selbst?"

„Ich that es bereits, doch ich hatte bei ihr keinen Erfolg."

„Das beklage ich. Sie ist ein eigenwilliges Kind und gewöhnt, nur zu thun, was ihr gefällt."

„Auch, wenn Deine Eltern ihr befehlen?"

„Leider auch dann."

„So sprich Du mit ihr. Ich möchte nicht, daß sie bei meiner Mutter einen üblen Eindruck machte, denn sie ist mir als Deine Schwester lieb und wert."

Ein Strahl tiefer Zärtlichkeit brach aus seinen Augen. „Dank Dir für dieses Wort," flüsterte er; „mögen es die Meinen stets um Dich verdienen."

„Sie werden es," erwiderte sie innig. „Morgen sogleich wollen wir gemeinsam Deine Eltern besuchen und uns ihren Segen erbitten."

Er drückte schweigend ihre Hand und ging dann zu seiner Schwester, die, etwas abgesondert von den anderen, mit dem jungen Törek in einer Fensterbrüstung stand. Er redete halblaut und eifrig zu ihr und seine Worte riefen mehr als einmal ein fliegendes Rot auf ihre Wangen.

„Ich hätte Ursache, Euch zu zürnen," schloß er endlich, „weil Ihr meinen Bitten grausam wider-

strebt, mich hier und da zu treffen, wenn ich stundenlang schon auf Euch wartete. Lasset Euren rußigen Bewerber fahren, der Eurer nimmermehr wert; was ist Euer Los als solchen Mannes Weib?"

„Ihr zürnt mir mit Unrecht, edler Herr," sagte Marcella in dem unterdrückten Tone, in welchem das ganze Gespräch geführt wurde. „Ich kann nicht, wie Ihr es vorschlugt, zu jeder beliebigen Stunde unser Haus verlassen. Wollet Euch genügen an den wenigen Minuten, die ich Euch am Gartenzaune sehen darf."

„Diese genügen mir eben nicht, schöne Marcella," lachte Balthasar, „Ihr müsset anderes ersinnen, um mich froher zu machen."

„Ich will mich mühen, es zu thun und — ah, Du bist es, Leonhard," fügte sie, ohne aus der Fassung zu kommen, hinzu. „Das ist recht von Dir, Dich einmal nach mir umzuschauen."

„Ich meine, es sei Zeit dazu," sprach er ernst, „ich komme, Dich mit mir zu nehmen. Andrea wartet im anstoßenden Zimmer Deiner."

„Andrea war schon hier, doch ich mochte nicht mit ihr gehen."

„So wirst Du es augenblicklich mit mir thun," sagte er mit Nachdruck. „Du bist in einem fremden Hause und darfst nicht nach Deinem eigenen Ermessen handeln, sondern mußt Dich dem Willen derer fügen, die hier zu gebieten haben. Komm!"

Marcella sah aus, als wolle sie noch einen Widerstand versuchen, doch sie wagte es nicht, ebensowenig, wie Balthasar dem strengen Bruder gegenüber noch einen Einwand, eine Gegenrede finden konnte.

Stumm folgte sie ihm zu dem bezeichneten Zimmer, wo Andrea sie mit einem gütigen Worte empfing und sie während des übrigen Teiles des Abends an ihrer Seite behielt. Gern hätte sie der Mutter ebenfalls ein freundlich Wort für den unwillkommenen Gast abgelockt, doch Frau von Hekking beachtete das schöne Mädchen nicht. Andrea empfand dies mit einem gewissen Schmerze; sie war entschlossen, alles, was zu dem Geliebten gehörte, mit warmer Zuneigung an ihr Herz zu nehmen, die Kränkung, die den Seinen widerfuhr, als die ihre zu fühlen.

Der Widerstreit, in den ihre Wahl sie brachte, schien heute schon zu beginnen, da sie ihrer Mutter — sie mußte es zugeben — nicht ungerechtfertigtes Mißfallen an Marcellas Wesen gewahrte. Ein leises Bangen kam über sie, — gewaltsam kämpfte sie es nieder; wie durfte sie im Aufgange ihres neuerkämpften Glückes so kleinmütig sein? Sie hatte den Eltern zu danken, daß sie ihren Wünschen die eigenen untergeordnet; es würde alles übrige sich mit der Zeit ausgleichen.

In dieser frohen Zuversicht trat sie am folgenden Tage den Weg zu den Eltern ihres Verlobten an und lachte über Leonhard, der ernst und schweigsam neben ihr ging.

„Woran denkst Du, Lieber?" fragte sie endlich, als sie auf eine an ihn gerichtete Bemerkung keine Antwort erhielt.

„Ich dachte daran," erwiderte er, „daß ich Dich jetzt in ein schlichtes Bürgerhaus führe und ob es Dir darin je heimisch werden würde."

„Zweifelst Du, thörichter Mann? Ist es nicht Deine Heimat, das Haus, in welchem Du die Jahre Deiner Kindheit und Jugend verbrachtest? Könnte ich anders, als mit Dank und Bewegung die lieben, einfachen Räume sehen?"

„Es sind die Räume nicht allein, Andrea, die mich zu der Frage bringen," sprach der junge Hauptmann. „Ich möchte die Bitte an Dich richten, auch Nachsicht mit den Eltern zu haben, solltest Du sie anders finden, als Du Dir sie vorstelltest."

„Die Bitte, mein Leonhard, kann nicht aus Deinem Herzen kommen, das bisher so fest dem meinen vertraute," entgegnete Andrea. „Liebte ich Deine Eltern nicht, wie sollte ich Dich lieben, dem ich mich freudigen Herzens angelobte für mein ganzes Leben? Ich kann die Deinen nicht von Dir trennen, dessen ich seit dem Beginne unserer seligen Liebe so froh und stolz gewesen bin. — Und nun blicke wieder hellen Auges um Dich, damit Deine Eltern an unser Glück glauben."

„Sie müssen es wohl, wenn sie Dich, Holde, sehen," antwortete er, in ihr Antlitz schauend, das jede Regung ihrer Seele widerspiegelte. „Sieh, dort beginnt schon unser Garten; wir sind sogleich zur Stelle und könnten, den Weg zu kürzen, durch die Pforte eintreten, zu der ich den Schlüssel bei mir führe."

Sie legten unwillkürlich rascher die kurze Strecke zurück, die sie noch von ihrem Ziele trennte. Leonhard zog seinen Schlüssel hervor, der Verlobten die Gitterthür zu öffnen. Zu seinem Erstaunen fand er sie unverschlossen und nur leicht angelehnt.

„Wer mag nur hier hinausgegangen sein?" bemerkte er kopfschüttelnd. „Der Vater will es nicht, daß die Pforte offen bleibe, weil er viel seltene Pflanzen und Früchte zieht, die leicht die Habgier streifenden Gesindels wecken. Daher besitzen wir nur zwei Schlüssel, von denen er den einen selbst aufbewahrt."

Er verschloß sorgfältig die Pforte von innen und ging mit Andrea durch die wohlgepflegten Baumgänge dem Hause zu.

„Wie schön Euer Garten ist," rief die Jungfrau bewundernd, „welch herrliche Blumen Ihr habt! Nie sah ich so große Dreifaltigkeitsveilchen und dort die Rosen ziehen in ihrer Fülle fast die Zweige hinab. — Da ist ja auch Marcella; aber wer ist denn bei ihr?"

Auch Leonhard hatte seine Schwester entdeckt, die in angelegentlichem Gespräche mit einem Fremden den Gang vor ihnen hinaufschritt.

„Marcella," rief der Bruder laut und befehlend.

Betroffen wandte sich das Paar um; zu seiner Überraschung erkannte Leonhard in dem Begleiter seiner Schwester Balthasar Törek. Die sichtliche Verlegenheit Marcellas, die gezwungene Haltung des jungen Kornets bedurften keiner Erklärung; Leonhards Brauen hatten sich finster zusammengezogen, die Gegenwart seiner Braut hinderte ihn, Marcella

Tages in diese Kluft blicken. Möge dann das, was Du Dir als Glück erwähltest, reich genug sein, um Dir keine Sehnsucht zu erwecken nach dem, was Du verließest. Soweit es Menschenhände können, haben wir Dein Los geebnet, und erhält sich Leonhard Koscielski in seiner Oberen Gunst und Schätzung, wird er dereinst seinen Platz mit Ehren in der Welt ausfüllen. Ungewiß ist für den Kriegsmann diese Zeit; Gottes Gnade schirme sein Leben und verleihe seinen Thaten Glück und Gedeihen!"

Seine Stimme war bei den letzten Worten weich geworden, seine Hand legte sich auf der Tochter Haupt. Ja, er empfand es nur zu wohl, es war kein leichter Entschluß, in diesen unheilbringenden Jahren das einzige Kind einem Kriegsmanne zur Gattin zu geben, dessen Geschick, von tausend Zufälligkeiten abhängig, schwankend, wie das Rohr im Sturmwinde war. Von der Willkür ihrer Führer hin und her geworfen, schonungslos jeder Gefahr, jeder Entbehrung preisgegeben oder, wie des Friedländers Scharen, als Sühnopfer für des Feldherrn Unterliegen hingemetzelt, war der Soldat des dreißigjährigen Krieges fast bei seinem Eintritt in das Heer schon ein verlorener Mann. Wenigen nur war es vergönnt, in Ruhm und Ehren von dem Schauplatze abzutreten, und die wilde Zügellosigkeit der gesamten Truppenteile, die von Jahr zu Jahr mehr um sich griff, hatte nicht zum mindesten ihren Ursprung in der Überzeugung jedes einzelnen, daß ihm nur das Heute noch gehörte, daß nicht einer von ihnen des kommenden Morgen noch gewiß sei.

Aloys Hekking schob sanft die Tochter zurück und erhob sich von seinem Sessel. „Komm zur Mutter," sagte er in dem gewohnten ruhigen Tone, der ihm eigen war. „Wir wollen ihr die gute Botschaft bringen und ihr anheimstellen, ob sie uns den Leonhard für morgen als Tischgast einladen will."

* * *

Das feierliche Verlöbnis des jungen Paares fand an einem der folgenden Tage statt und wurde im Hause des Rates von einem zahlreichen Freundeskreise festlich begangen. Die Eltern des Bräutigams fehlten jedoch dabei. Frau von Hekking hatte sich nicht entschließen können, den Kupferstecher und seine Gattin, die „Böhmersleute", aufzufordern, an der Feier teilzunehmen; nur Marcella hatte auf Andreas inständiges Bitten den Bruder begleiten dürfen.

Das schöne Mädchen erregte bei den Gästen ein gewisses Aufsehen und sah sich von der jüngeren Männerwelt, zu der auch Balthasar von Törek gehörte, schnell mit Huldigungen umringt, die sie zum stillen Unbehagen der Rätin mit sichtlichem Wohlgefallen entgegennahm.

Frau von Hekking winkte endlich ihre Tochter zu sich. „Sage Deiner zukünftigen Schwägerin," gebot sie ihr, „daß sie sich zu den Frauen setze. Ein Gebaren, wie das ihre, ist in meinem Hause nicht Brauch."

Andrea ging, den unliebsamen Auftrag auszuführen. Sie teilte den Kreis der umgebenden Kavaliere und legte ihren Arm kosend in den Marcellas.

„Willst Du nicht mit mir kommen?" fragte sie sanft. „Meine Gespielinnen drüben warten bereits Deiner. Sie alle sind begierig, meine neue Schwester kennen zu lernen."

Marcella warf unmutig ihr rotgoldenes Haar zurück. „Sie mögen sich gedulden," erwiderte sie, „es ist kurzweiliger hier, als bei ihnen. Ich werde später kommen."

„Recht, Fräulein," rief Balthasar Törek. „Es wäre grausam, uns schon zu verlassen."

Die anderen Kavaliere stimmten lebhaft ein; Andrea war betroffen verstummt; die kecke Art ihrer neuen Anverwandten war ihr etwas völlig Ungewohntes, doch des ihr gewordenen Befehles sich erinnernd, machte sie einen zweiten Versuch, Marcella zum Mitgehen zu bewegen.

„Meine Mutter wünscht, daß Du zu den Frauen und Jungfrauen Dich gesellest," sprach sie etwas entschiedener als zuvor.

Marcella blickte erstaunt auf. „Aber ich sagte ja, daß ich hier bleiben wolle," entgegnete sie kurz.

Andrea wandte sich verletzt ab; sie mußte das spöttische Lächeln in den Mienen einiger der in ihrer Umgebung befindlichen Kavaliere gewahren; das Wesen der Schwester ihres Verlobten bildete zu dem der übrigen Jungfrauen einen so befremdenden Gegensatz.

Sie schritt zu Leonhard, der im Gespräche mit einigen älteren Männern dem Vorgange keine Beachtung geschenkt hatte; er verließ seinen Platz sofort, als er seine Braut nahen sah.

„Du suchtest mich, Andrea?" fragte er. „Was ist Dein Begehr?"

„Ich möchte Dich bitten," antwortete sie, „Deine Schwester zu bestimmen, sich, wie meine Mutter es wünscht, zu den Frauen zu begeben, statt so laut, wie bisher, mit den Herren sich zu vergnügen."

Leonhards Stirn verschattete sich. „Warum sagst Du ihr dies nicht selbst?"

„Ich that es bereits, doch ich hatte bei ihr keinen Erfolg."

„Das beklage ich. Sie ist ein eigenwilliges Kind und gewöhnt, nur zu thun, was ihr gefällt."

„Auch, wenn Deine Eltern ihr befehlen?"

„Leider auch dann."

„So sprich Du mit ihr. Ich möchte nicht, daß sie bei meiner Mutter einen üblen Eindruck machte, denn sie ist mir als Deine Schwester lieb und wert."

Ein Strahl tiefer Zärtlichkeit brach aus seinen Augen. „Dank Dir für dieses Wort," flüsterte er; „mögen es die Meinen stets um Dich verdienen."

„Sie werden es," erwiderte sie innig. „Morgen sogleich wollen wir gemeinsam Deine Eltern besuchen und uns ihren Segen erbitten."

Er drückte schweigend ihre Hand und ging dann zu seiner Schwester, die, etwas abgesondert von den anderen, mit dem jungen Törek in einer Fensterbrüstung stand. Er redete halblaut und eifrig zu ihr und seine Worte riefen mehr als einmal ein fliegendes Rot auf ihre Wangen.

„Ich hätte Ursache, Euch zu zürnen," schloß er endlich, „weil Ihr meinen Bitten grausam wider-

strebt, mich hier und da zu treffen, wenn ich stundenlang schon auf Euch wartete. Lasset Euren rußigen Bewerber fahren, der Eurer nimmermehr wert; was ist Euer Los als solchen Mannes Weib?"

„Ihr zürnt mir mit Unrecht, edler Herr," sagte Marcella in dem unterdrückten Tone, in welchem das ganze Gespräch geführt wurde. „Ich kann nicht, wie Ihr es vorschlugt, zu jeder beliebigen Stunde unser Haus verlassen. Wollet Euch genügen an den wenigen Minuten, die ich Euch am Gartenzaune sehen darf."

„Diese genügen mir eben nicht, schöne Marcella," lachte Balthasar, „Ihr müsset anderes ersinnen, um mich froher zu machen."

„Ich will mich mühen, es zu thun und — ah, Du bist es, Leonhard," fügte sie, ohne aus der Fassung zu kommen, hinzu. „Das ist recht von Dir, Dich einmal nach mir umzuschauen."

„Ich meine, es sei Zeit dazu," sprach er ernst, „ich komme, Dich mit mir zu nehmen. Andrea wartet im anstoßenden Zimmer Deiner."

„Andrea war schon hier, doch ich mochte nicht mit ihr gehen."

„So wirst Du es augenblicklich mit mir thun," sagte er mit Nachdruck. „Du bist in einem fremden Hause und darfst nicht nach Deinem eigenen Ermessen handeln, sondern mußt Dich dem Willen derer fügen, die hier zu gebieten haben. Komm!"

Marcella sah aus, als wolle sie noch einen Widerstand versuchen, doch sie wagte es nicht, ebensowenig, wie Balthasar dem strengen Bruder gegenüber noch einen Einwand, eine Gegenrede finden konnte.

Stumm folgte sie ihm zu dem bezeichneten Zimmer, wo Andrea sie mit einem gütigen Worte empfing und sie während des übrigen Teiles des Abends an ihrer Seite behielt. Gern hätte sie der Mutter ebenfalls ein freundlich Wort für den unwillkommenen Gast abgelockt, doch Frau von Hekking beachtete das schöne Mädchen nicht. Andrea empfand dies mit einem gewissen Schmerze; sie war entschlossen, alles, was zu dem Geliebten gehörte, mit warmer Zuneigung an ihr Herz zu nehmen, die Kränkung, die den Seinen widerfuhr, als die ihre zu fühlen.

Der Widerstreit, in den ihre Wahl sie brachte, schien heute schon zu beginnen, da sie ihrer Mutter — sie mußte es zugeben — nicht ungerechtfertigtes Mißfallen an Marcellas Wesen gewahrte. Ein leises Bangen kam über sie, — gewaltsam kämpfte sie es nieder; wie durfte sie im Aufgange ihres neuerkämpften Glückes so kleinmütig sein? Sie hatte den Eltern zu danken, daß sie ihren Wünschen die eigenen untergeordnet; es würde alles übrige sich mit der Zeit ausgleichen.

In dieser frohen Zuversicht trat sie am folgenden Tage den Weg zu den Eltern ihres Verlobten an und lachte über Leonhard, der ernst und schweigsam neben ihr ging.

„Woran denkst Du, Lieber?" fragte sie endlich, als sie auf eine an ihn gerichtete Bemerkung keine Antwort erhielt.

„Ich dachte daran," erwiderte er, „daß ich Dich jetzt in ein schlichtes Bürgerhaus führe und ob es Dir darin je heimisch werden würde."

„Zweifelst Du, thörichter Mann? Ist es nicht Deine Heimat, das Haus, in welchem Du die Jahre Deiner Kindheit und Jugend verbrachtest? Könnte ich anders, als mit Dank und Bewegung die lieben, einfachen Räume sehen?"

„Es sind die Räume nicht allein, Andrea, die mich zu der Frage bringen," sprach der junge Hauptmann. „Ich möchte die Bitte an Dich richten, auch Nachsicht mit den Eltern zu haben, solltest Du sie anders finden, als Du Dir sie vorstelltest."

„Die Bitte, mein Leonhard, kann nicht aus Deinem Herzen kommen, das bisher so fest dem meinen vertraute," entgegnete Andrea. „Liebte ich Deine Eltern nicht, wie sollte ich Dich lieben, dem ich mich freudigen Herzens angelobte für mein ganzes Leben? Ich kann die Deinen nicht von Dir trennen, dessen ich seit dem Beginne unserer seligen Liebe so froh und stolz gewesen bin. — Und nun blicke wieder hellen Auges um Dich, damit Deine Eltern an unser Glück glauben."

„Sie müssen es wohl, wenn sie Dich, Holde, sehen," antwortete er, in ihr Antlitz schauend, das jede Regung ihrer Seele widerspiegelte. „Sieh, dort beginnt schon unser Garten; wir sind sogleich zur Stelle und könnten, den Weg zu kürzen, durch die Pforte eintreten, zu der ich den Schlüssel bei mir führe."

Sie legten unwillkürlich rascher die kurze Strecke zurück, die sie noch von ihrem Ziele trennte. Leonhard zog seinen Schlüssel hervor, der Verlobten die Gitterthür zu öffnen. Zu seinem Erstaunen fand er sie unverschlossen und nur leicht angelehnt.

„Wer mag nur hier hinausgegangen sein?" bemerkte er kopfschüttelnd. „Der Vater will es nicht, daß die Pforte offen bleibe, weil er viel seltene Pflanzen und Früchte zieht, die leicht die Habgier streifenden Gesindels wecken. Daher besitzen wir nur zwei Schlüssel, von denen er den einen selbst aufbewahrt."

Er verschloß sorgfältig die Pforte von innen und ging mit Andrea durch die wohlgepflegten Baumgänge dem Hause zu.

„Wie schön Euer Garten ist," rief die Jungfrau bewundernd, „welch herrliche Blumen Ihr habt! Nie sah ich so große Dreifaltigkeitsveilchen und dort die Rosen ziehen in ihrer Fülle fast die Zweige hinab. — Da ist ja auch Marcella; aber wer ist denn bei ihr?"

Auch Leonhard hatte seine Schwester entdeckt, die in angelegentlichem Gespräche mit einem Fremden den Gang vor ihnen hinaufschritt.

„Marcella," rief der Bruder laut und befehlend.

Betroffen wandte sich das Paar um; zu seiner Überraschung erkannte Leonhard in dem Begleiter seiner Schwester Balthasar Törek. Die sichtliche Verlegenheit Marcellas, die gezwungene Haltung des jungen Kornets bedurften keiner Erklärung; Leonhards Brauen hatten sich finster zusammengezogen, die Gegenwart seiner Braut hinderte ihn, Marcella

einen Verweis zu geben. Er fühlte sich unendlich peinvoll berührt, daß Andrea mit ihrem Eintritte in sein Heim Zeugin einer derartigen Scene werden mußte.

Mit kaltem Gruße wandte er sich an Balthasar Törek. „Ihr wolltet offenbar zu meinem Vater, Ritter von Törek," sagte er, „und seine Arbeiten in Augenschein nehmen, an welchen Ihr unlängst Wohlgefallen äußertet. Ist es Euch genehm, meine Braut und mich zu begleiten, wollet mit uns in das Haus gehen."

Es hatte Balthasar nichts ferner gelegen, als des alten Koscielski Arbeiten je einer Beachtung zu würdigen, dennoch sah er ein, daß er den Ausweg ergreifen müsse, den Leonhard ihm mit seinen Worten bot.

„Ich werde Euch dankbar sein, wenn Ihr mich bei Eurem Vater einführen wollet," erwiderte er schnell gefaßt. „Soeben ersuchte ich Eure anmutige Schwester, es zu thun, als ich zufällig sie am Gitter stehen sah."

Er begab sich an die Seite Andreas, unbefangen mit ihr zu plaudern, von dem gestrigen Feste zu sprechen und nach dem Ergehen der Ihren zu fragen.

Doch die einsilbigen Antworten des Mädchens verrieten ihm, daß sie dem Vorwande seines Hierseins keinen Glauben schenke. Ihr Blick ruhte so seltsam fragend auf Marcella, die sich vergebens bemühte, eine gelassene Miene zu zeigen.

An der Thür des Hauses blieb er stehen. „Ich glaube, aus Euren Worten entnehmen zu müssen, daß Ihr die würdigen Eltern Eures Verlobten zum ersten Male sehet," sagte er höflich. „Da ist es besser, ich verschiebe meine Absicht, mir die kunstvollen Arbeiten Meister Koscielskis zu betrachten, auf ein anderes Mal, um nicht störend zwischen Euch zu stehen. Mögen freundliche Geister Euch in dieser Stunde umschweben, edles Fräulein; meine Wünsche für Euer stetes Glück geleiten Euch."

Andrea erwiderte die schmeichelnde Rede nur mit einem Neigen des Hauptes, auch Leonhards Abschiedsgruß fiel ziemlich kalt aus; Balthasar schien es nicht zu beachten. Er schaute nach Marcella hinüber, die gesenkten Blickes neben ihrem Bruder stand; als er jedoch sich überzeugte, daß weder Ort noch Stunde einer weiteren Verabredung mit dem schönen Mädchen günstig seien, schritt er, ein Liedchen trällernd, davon.

„Wie gelangtest Du dazu, Törek in unseren Garten einzulassen?" fragte Leonhard seine Schwester.

„Du hörtest es bereits," entgegnete sie, „er wollte bei dem Vater ein Wappenschild gefertigt haben."

„Dann konnte er zur vorderen Thür des Hauses hereinkommen, nicht durch den Garten."

„Ich stand zufällig am Gitter; es wäre unhöflich gewesen, ihn nicht aufzufordern, seinen Weg zu kürzen, indem er durch den Garten ging," sagte Marcella.

„Ich verbiete Dir, diese Zufälligkeit je zu wiederholen," betonte Leonhard, „Du bist des Achaz Schommer verlobte Braut und wenig geziemend ist es für eine Jungfrau, die sich einem Manne versprach, mit fremden Kavalieren allein zu lustwandeln. Ich hätte nicht übel Lust, die Eltern davon in Kenntnis zu setzen, daß sie ein wachsam Auge auf Dich haben."

„Die Mutter weiß es," rief Marcella unbedacht.

Leonhard erblaßte. „Das vermag ich nicht zu glauben," erwiderte er trotzdem, „doch genug; jetzt gehe auf Deine Kammer, während ich Andrea zu den Eltern bringe."

Nepomuk Koscielski und sein Weib hatten soeben ihren Mittagsschlaf gehalten und dehnten sich behaglich in ihren gepolsterten Sesseln, als ihr Sohn in das Zimmer trat, an seiner Hand das schlanke, reichgekleidete Mädchen, das er ihnen als Tochter zuführte. Beide fuhren bestürzt empor, sie hatten den Besuch nicht so frühe erwartet und Frau Wanda ärgerte sich im stillen, daß sie kein besseres Gewand angelegt.

Andrea ließ ihnen nicht Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen; in aufwallender Herzlichkeit eilte sie auf die Eltern des Geliebten zu.

„Da habt Ihr Eure neue Tochter, lieber Vater, teure Mutter," rief sie, ihre Hände ergreifend, „und wie Ihr Euren Sohn bisher geliebt, so schließt auch fortan mich in Eure Herzen."

Die ungekünstelte Wärme, die aus ihren Worten sprach, konnte ihres Eindruckes nicht verfehlen; Frau Wanda wußte nichts zu erwidern; sie zog das Mädchen in ihre Arme und küßte ihr die blühenden Wangen, während der Kupferstecher in seiner Verwirrung einen böhmischen Segensspruch murmelte.

Andrea löste sich sanft aus der Umarmung der Mutter, um auch ihm die reine Stirn zum Kusse zu bieten, dann nahm sie zwischen den beiden Alten Platz, entschlossen, alles an ihnen recht und gut zu finden.

Leonhard half über die entstehende Pause hinweg, indem er einige gleichgültige Fragen an seine Eltern richtete. Frau Wanda nahm mit großer Aufmerksamkeit den gewählten Anzug der künftigen Schwiegertochter in Augenschein und konnte sich endlich nicht enthalten, den Stoff des Gewandes zu betasten.

„Das ist wohl gar Brabanter Tuch, Andrea?" sagte sie. „So einen Rock habe ich auch einst gehabt; kostete die Elle zwei Goldgulden davon; was ist denn dieser wert?"

„Ich weiß es nicht genau," antwortete Andrea freundlich, „die Eltern schenkten mir das Gewand zu meinem letzten Namenstage."

„So, so," meinte die Alte, „nun ja, die können es ja. Sind unmenschlich reich und vornehm dazu, viel zu vornehm für unsereins."

„Denkt das nicht, liebe Mutter," entgegnete die Braut mit ihrer süßen, weichen Stimme. „Meine Eltern und Ihr werdet Freunde werden, sobald Ihr Euch nur kennt."

„Hatten es nicht eilig, uns zu kennen," murrte die Böhmin, „waren wohl zu schlecht, mein Mann und ich, für das Fest gestern?"

Andrea warf einen hilfesuchenden Blick zu ihrem Bräutigam hinüber, dessen Antlitz ein dunkles Rot bedeckte.

„Ihr müßt das nicht so genau nehmen, Mutter," sagte er herbe, „empfindet Ihr es denn nicht selbst, daß Ihr in einem fremden großen Kreise kein Behagen verspüren könntet?"

„Wir sind eben nur Handwerksleute," warf der Kupferstecher ein, „und wenn unser Sohn so hoch hinaus will, Mutter, können wir nicht mitthun. Ist uns ja auch eine große Ehre, daß er uns eine so schöne und fürnehme Tochter bringt und werden es immer zu schätzen wissen."

„Ei, sicherlich," sagte Wanda Koscielski, „und hoffentlich bleibt die Marcella nicht dahinter zurück, sondern nimmt sich auch einen, der von adligem Hause ist."

„Wenn Ihr damit den Balthasar Törek meint," sprach Leonhard, „so würde ich dagegen Einspruch erheben."

„Weshalb?" entgegnete die Mutter. „Sie gefällt ihm und er ihr."

„Dann hättet Ihr dem Achaz längst sagen sollen, daß es zwischen ihm und meiner Schwester aus sei, wenn Ihr nicht vorziehet, daß ich es thue."

„Das lasse Marcella ihm mitteilen, sobald sich eine Gelegenheit findet," erwiderte Wanda vorsichtig.

„Nein, Mutter, er muß es baldmöglichst erfahren; ich dulde es nicht, daß mein einstiger Gespiele hintergangen wird."

„Er soll die Augen selbst offen halten," bemerkte der Kupferstecher, „dann wird ihm kein Schaden geschehen. Was müssen wir die Marcella für ihn aufheben, wenn sich etwas Besseres findet?"

„Ich bin der Meinung, daß man ein gegebenes Wort halten solle," war die scharfe Entgegnung, „oder würdest Du, Andrea, mich aufgeben, wenn plötzlich Dir ein anderer mehr gefiele, als ich?"

„O, Leonhard, wie magst Du solchen Gedanken fassen?" sagte Andrea vorwurfsvoll. „Was könnte jemals zwischen uns treten, uns zu trennen?"

Er drückte seine Lippen auf ihre Hand. Die Art, wie seine Eltern sich der Braut zeigten, bereitete ihm unsägliche Pein. Nie zuvor war ihm die Niedrigkeit ihrer Gesinnungen, der Mangel gefälliger Lebensformen an den Seinen so bedrückend zur Kenntnis gekommen, als seit seiner letzten Rückkehr aus dem Felde.

Er war als kaum erwachsener Jüngling der Werbetrommel gefolgt und nur vorübergehend in sein elterlich Haus gekommen; die Zärtlichkeit der Seinen, der freudige Stolz, mit dem sie den tapferen Sohn empfingen, ließen keine andere Regung, als die kindlicher Ergebenheit und Liebe in seinem Herzen erstehen, die reichen Zuwendungen, die er von ihnen erhielt, wandelten ihm Vater und Mutter zu opferwilligen Märtyrern, da er voraussetzen mußte, daß sie um seinetwillen Entbehrung sich auferlegten.

Jetzt plötzlich mußte er Wahrnehmungen machen, die mit den früheren in Widerspruch zu stehen schienen; oder trug sein Verkehr in dem Hause seiner Braut, die Freundschaft, mit der sein hoher Gönner, Dom Duarte, ihn auszeichnete, die Schuld, daß er an den Seinen Eigenschaften entdeckte, die ihm abstoßend und unerträglich dünkten?

Andrea, der seine Stimmung nicht entging, suchte dem immer unerquicklicher werdenden Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Leonhard erzählte mir unlängst, lieber Vater," begann sie, „daß Ihr Künstler seiet und gar prächtige Tafeln auf Kupfer anfertiget. Wollet Ihr mir nicht einiges zeigen? Ich sah schon viel dergleichen und habe Freude daran."

Nepomuk erhob sich, ihrem Verlangen zu willfahren; Frau Wanda verließ das Zimmer, um, wie sie sagte, Marcella zu holen.

Andrea besichtigte die Kupferplatten, welche der Alte ihr vorlegte, und sprach ihm bei diesem und jenem Stücke ihre Bewunderung aus. Koscielski wurde, durch den Beifall ermuntert, etwas zugänglicher und Leonhard atmete einigermaßen auf, als er beide über Zeichnungen und Wappenkunde eifrig Meinungen austauschen hörte. Er bewunderte das Zartgefühl seiner Braut, so verständnisvoll auf die Gedanken seines Vaters einzugehen, so demütig und ehrerbietig sich von ihm belehren zu lassen. Es konnte ja nicht anders sein. Dem hinreißenden Liebreize Andreas mußte es gelingen, auch hier versöhnend zu wirken, ihr Einfluß würde stark und mächtig genug sein, die Härten zu mildern, die ihr in dem Wesen ihrer neuen Anverwandten entgegentraten, und ihre Güte verzeihend über alles sie Befremdende hinweggleiten.

Von der Treppe, die zur oberen Kammer führte, kam es herabgerauscht, wie von schweren Gewändern, die Thür wurde aufgestoßen; auf der Schwelle stand, einen Krebenzteller mit Erfrischungen in den Händen, merkwürdig aufgeputzt, Frau Wanda. Sie hatte sich in der Eile mit allem Kostbaren ausstaffiert, das ihr in die Hände gefallen war. Über ihr Hausgewand war ein Sammetrock gestreift, der in einem goldgestickten Schweife endete. Auf dem grünen Mieder hingen drei Halsketten übereinander bis fast zum Gürtel hinab, die weitgepufften Ärmel waren so stark gepolstert, daß ihre Trägerin Mühe hatte, durch die schmale Thür zu gelangen. Ein hoher Spitzenkragen umgab den Hals der Böhmin; auf dem ergrauten, schlecht geordnetem Haar schwebte eine mächtige Flügelhaube mit langflatternden Bändern.

Leonhard schaute voll Entsetzen auf die wunderliche Erscheinung, Andrea vermochte mit aller Mühe kaum ein Lächeln zu unterdrücken, Nepomuk Koscielski stieß ein eigentümliches Grunzen aus, ob der Befriedigung, ob des Spottes, war nicht zu unterscheiden.

„Aber, Mutter," rief Leonhard, „wozu habt Ihr Euch so sonderbar geschmückt?"

Frau Wanda kam gespreizt näher. „Ich wollte Deiner Andrea nur weisen, daß wir es auch an kostbaren Sachen zur Genüge hätten," antwortete sie wohlgefällig, „und daß sie sich unser nicht in ihres Vaters Hause zu schämen braucht, wenn es wieder Gäste giebt. Der Rock hier hat hundert Goldgulden gekostet, die Ketten —"

„Liebe Mutter, das ist ja völlig gleichgültig," wehrte der Sohn ab, „welchen Anteil kann es einem von uns erwecken, was derlei gekostet?"

„Wenn es die edle Frau von Hekking hört, die

uns gestern nicht geladen, wird sie anders über uns denken. Lasse es die Andrea ihr nur fleißig sagen, daß bei uns auch keine Armseligkeit herrscht. Wir essen unsere drei Schüsseln jeden Tag und der Wein hier kommt aus der Kellerei des fürstlich Lobkowitzschen Verwalters."

„Und Du hast ihn Dir wohl schon schmecken lassen, Alte?" lachte ihr Mann. „Schwatzest genug krauses Zeug daher."

Frau Wanda stimmte in das Gelächter ein, während sie Andrea den gefüllten Becher bot. Die Jungfrau tauchte nur die Lippen in den Wein und reichte dann den Becher ihrem Verlobten; der Blick, den sie dabei auf ihn richtete, schien eine Bitte auszusprechen.

Er verstand sie und setzte den Becher auf den Tisch. „Die Zeit Andreas ist um," sagte er, „wir müssen fort, ihre Eltern werden unser warten."

Der Kupferstecher und sein Weib machten keine Anstalten, sie zu längerem Bleiben zu bewegen; als das junge Paar sich entfernt hatte, nahmen beide ihre vorigen Plätze wieder ein, die volle Weinkanne zwischen sich stellend.

„Wie gefällt sie Dir?" brach Frau Wanda das Schweigen.

„Schön ist sie; scheint auch gut zu sein," sagte der Mann.

„Ein hoffärtig Kraut dünkt sie mir. Die meint, sie thut uns eine Ehre, den Leonhard zu heiraten," fiel seine Gattin ein. „Ob sie ein einzig Mal gesagt hat, wir sollten in ihrer Eltern Haus kommen!"

Nepomuk zuckte die Achseln. „Da gehören wir nicht hin, und ich will auch nicht."

„Weil Du ein Banghase bist und plötzlich Furcht hast, es könne einer Dir über die Schulter schauen," spottete Wanda weinselig. „Der gnädige Rat hat gar einen scharfen Blick."

„Schweig, Weib," gebot er rauh.

„Wenn nur erst die Marcella den Ritter von Törek hat, dann sollen die von Hekkings uns nichts mehr anhaben. Der ist reich und muß uns auf seine Güter nehmen. Da brauchst Du nicht mehr zu arbeiten und es ist auch gut so; das Ding hat seit kurzem mehr Beschwer als zuvor. Da schenk mir ein, Alter, und mach kein so saures Gesicht; bist ja wie ausgewechselt seit der letzten Zeit."

„Ich wollte, ich hätte es nie angefangen," sagte er.

„Darüber jetzt zu klagen, ist ein unnütz Beginnen. Wir haben Glück und gute Tage davon gehabt."

„Wären die Kinder nicht gewesen, es brauchte nicht zu sein."

„Sie haben uns zu danken, was wir für sie gethan."

„Der Leonhard wird es uns niemals danken."

„Und war das meiste doch für ihn geschehen. Nun ist er gut daran und wir werden noch hohe Ehre an ihm erleben, die ich mir von den Hekkings nicht nehmen lasse. Ich trinke darauf, daß wir dem gnädigen Vater in Bälde begegnen werden." —

Durch die menschenleeren Gassen gingen stumm und in sich gekehrt die Brautleute dahin. Die soeben verlebte Stunde zitterte in ihnen nach und sie scheuten beide sich, den Eindrücken Worte zu geben, die sie empfangen.

Leonhard vermochte endlich das Schweigen nicht mehr zu ertragen. „Vergieb mir," sagte er leise.

„Was, Teurer?" fragte Andrea weich.

„Vergieb mir, daß ich Dich zu den Meinen führte, die Deiner Art so wenig angemessen sind."

„Ich mußte es erwarten, sie anders zu finden, als die Menschen, mit denen ich außerdem in Verkehr bin."

„Und wandelt Dich nicht Reue an über Dein mir gegebenes Wort?" fragte er nicht ohne Wehmut. „Nie zuvor glaubte ich es ermessen zu haben, wie verschieden unser Denken und Fühlen von jenen sein kann, die uns Gott als unsere Nächsten auf der Welt gegeben."

„Die Frage solltest Du nicht an mich richten, Geliebter," erwiderte sie sanft. „Der Unmut, den uns eine Enttäuschung bereitete, drängt unser eigenes Ich zurück und finstere Geister nehmen seine Stelle ein, die uns zuflüstern, was wir in ruhiger Stunde nicht glauben würden. Auch Du, mein Leonhard, wirst es schon morgen nicht mehr glauben wollen, daß äußerlich Sein und Wesen derer, die Dir nahe stehen, mich Dir entfremden könne, Du müßtest Deine Andrea nie gekannt haben, wenn Du ihr nicht mehr Urteilskraft zutrautest."

Er schwieg; in seinem Innern lebte ein dumpfes Empfinden, als wenn es sich nicht mehr um Außendinge bei den Eltern handle.

Ihre Hand stahl sich in die seine. „Wie mag ein flüchtiges Wort, wie eine Regung, die Du nicht teiltest, Dir den Frohsinn rauben?" fuhr sie fort. „Siehe, die Zukunft ist unser und sie gehört uns ganz allein. Der gütige Gott wird unser aller Bitten erhören und unserem armen Lande den Frieden schenken; dann werden wir vor seinem Altar für immer vereinigt und ich folge Dir, wohin Du gehst. Wir standen in Treue zu einander, bis es uns gelang, den Widerspruch meiner Eltern zu besiegen und wir sollten unseres Glückes stets gewiß sein, wenn wir nur eins im Glauben aneinander, daß unsere Liebe fester wird mit jedem Tage, den wir verleben, ob er in Freude und Sonnenschein dahinfließe, ob Sturm und Wetter über uns hinwegbrause."

Seine Brust hob ein tiefer Atemzug. „So soll es sein, Geliebteste," sprach er. „Wer dürfte Kleinmut hegen, wenn an seiner Seite ein Engel geht, der ihm so holden Trost zu sagen weiß?"

Siebentes Kapitel.

Dom Duarte saß über ein Buch geneigt an dem Fenster des Schloßgemaches, das Baron Guilerin ihm eingeräumt. Er war fast eine Woche der Gast desselben und der Hausherr hatte sich an die Gegenwart der Fremden gewöhnt, wie die Besitzer großer Güter sich sämtlich daran gewöhnen mußten, für Wochen und Monate die zeitweilige Herrschaft über ihr

Eigentum aufzugeben. Die Mehrzahl der Landbewohner durfte ja von Glück sagen, wenn sie nicht gewaltsam ausgeplündert wurde und die einquartierten Soldaten ihr einen Teil der Ernte oder des Viehes ließen.

Baron Guilerin bemerkte zu seiner Beruhigung, daß unter den Truppen des Prinzen von Braganza strenge Disciplin herrschte und dies machte ihn dem jungen Generale geneigter, als es sonst der Fall gewesen wäre. Er sorgte auf das beste für sein Wohlbehagen und stellte ihm sein Haus in jeder Weise zur Verfügung. Duarte genoß diese Zeit der völligen Ruhe und Abgeschiedenheit in dem einsamen Schlosse mit tiefer Befriedigung; sie gewährte ihm die Muße, sich wieder mit voller Seele seinen Lieblingsbeschäftigungen zu widmen, die Werke zu studieren, die er auf seinen Kriegszügen sich verschafft hatte, oder die er von Zeit zu Zeit aus seiner Heimat noch erhielt.

Auch die Bibliothek des Schlosses bot ihm manchen seltenen Fund; sie stammte noch von dem früheren Eigentümer und war zu seiner Überraschung mit großer Gewissenhaftigkeit geordnet.

„Das hat die Paula gethan," erläuterte der Baron, als Duarte seine Bewunderung aussprach. „Sie kommt noch zuweilen und sucht sich dies und jenes heraus. Es sind die Stammtafeln ihres Hauses darunter, auch manche Handschrift aus dem Geschlechte der Juconer. Und die Gesänge des Dante hier hat sie selbst abgeschrieben, aber sie gelangte nicht weit damit, da sie fortzog."

„Sie sollte die Arbeit weiterführen," meinte Duarte, das bezeichnete Heft zur Hand nehmend.

„Dazu fehlt es ihr an Zeit, sie läßt sich jetzt nicht gar zu häufig blicken; vielleicht, weil das viele Kriegsvolk sie schreckt."

„Gestattet Ihr, das ich einige Bücher in mein Zimmer nehme?" fragte der Prinz. „Es liest sich gar behaglich in Eurem lauschigen Erker."

„O nehmt, Hoheit, was Euch gefällt," sprach Baron Guilerin, „es findet außer Euch an den vergilbten Bänden kaum jemand Kurzweil."

Dom Duarte wählte aus der vor ihm befindlichen Bücherreihe einige lateinische und italienische Werke; als er in seinem Zimmer angelangt war, bemerkte er, daß Paulas Arbeit sich darunter befand. Es war wohl nur Zufall gewesen, daß er sie mitgenommen hatte.

Gedankenvoll schlug er sie auf. Die klaren, festen Schriftzüge muteten ihn wie Bekanntes, Längstvertrautes an. Wo hatte er nur eine solche Handschrift schon gesehen? Er täuschte sich gewiß; unter den Frauen, die er je getroffen, war nicht eine, die solcher männlich kräftigen Züge fähig.

Er blickte auf die Worte vor ihm hin:

„Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria."

Die Klage, mit welcher der große Dichter den ergreifendsten seiner Gesänge einleitet, und es war ihm, als wisse er, weshalb die nie zuvor gesehene Handschrift ihm nicht mehr fremd erschien.

Das Wesen ihrer Schreiberin verkörperte sich in fast greifbarer Deutlichkeit in ihr, der ernste Sinn, das entschiedene Wollen, das großen, reinen Zielen entgegenstrebte. Er glaubte, die klangvolle Stimme wieder zu vernehmen, die an jenem Abende seiner Ankunft zu ihm gesprochen, es war nicht mehr Francesca, die ihres Lebens Leid dem Hörer schilderte.

Seine Augen schweiften von dem Buche hinweg zu dem Bergeshange ihm gegenüber, wo das unscheinbare Haus stand, welches sie bewohnte. Es wandelte die Lust ihn an, sie an der Stätte ihres Waltens zu sehen; er sagte sich gleichzeitig, daß dies nicht anginge. Sie war ein Fräulein aus adligem Geschlechte und konnte sich durch sein Eindringen beleidigt fühlen, für welches er nicht einmal einen Grund anzugeben wußte.

Die Thür wurde leise geöffnet, einer seiner Pagen trat in das Gemach. „Das Pferd Eurer Hoheit ist gesattelt," meldete er.

Der Prinz machte eine abwehrende Bewegung. „Es thut nicht not; ich werde gehen."

Der Page reichte ihm die Handschuhe und den Federhut. „Befehlen Eure Hoheit begleitet zu werden?"

„Du magst mitkommen, sonst niemand."

Der Nachmittag war noch nicht weit vorgeschritten, die Straßen des Dorfes lagen staubig, gluterfüllt. Schmutzige, halbbekleidete Kinder wälzten sich im Sande, die Soldaten saßen träge vor den Thüren der niedrigen Häuser, der schwüle Atem des Sommertages hielt alles Leben gefangen.

Der General richtete an diesen und jenen seiner Mannschaften ein freundliches Wort, befragte sie um ihr Ergehen und ermahnte sie, ihren Wirten nicht zuviel Plage zu verursachen, auch fleißig das kleine Kirchlein zu besuchen, das inmitten des Dorfes sich befand.

Der Page Diogo teilte auf Befehl des Prinzen kleine Geldgeschenke aus, die von den Soldaten hocherfreut in Empfang genommen wurden. Wie hingen sie an ihrem ritterlichen Führer, dessen Erscheinen unter ihnen jedesmal einen Festtag für sie bedeutete!

Doch auch die Dorfleute hatten längst ihn zu fürchten verlernt; mit ehrerbietigem Gruße gingen sie an ihm vorüber, oder gaben seinen Fragen bereitwillig Auskunft. Die Ärmsten im Dorfe frohlockten im stillen, wenn der fremdländische General sich nahte, denn sie wurden von seiner Großmut am reichsten bedacht.

Von der Schenke, die unweit der Kirche lag, kam eiligen Laufes einer der Scharfschützen dahergestürmt, fast ohne den Prinzen zu bemerken, der ihn zu sich rief.

„Wohin läufst Du? Ist etwas vorgefallen?"

Der Soldat blieb stehen. „Ich suche den Feldscher, mein General," meldete er, „der Dragoner Willich hat einen Schlag von seinem Pferde bekommen."

„Wo ist er?"

„Wir haben ihn vorerst in die Schenke gebracht; das Pferd traf ihn gegen den Kopf; er ist noch nicht bei sich."

„Ich werde nach ihm sehen," sagte Duarte, „was habt Ihr für ihn gethan?"

uns gestern nicht geladen, wird sie anders über uns denken. Lasse es die Andrea ihr nur fleißig sagen, daß bei uns auch keine Armseligkeit herrscht. Wir essen unsere drei Schüsseln jeden Tag und der Wein hier kommt aus der Kellerei des fürstlich Lobkowitzschen Verwalters."

„Und Du hast ihn Dir wohl schon schmecken lassen, Alte?" lachte ihr Mann. „Schwatzest genug krauses Zeug daher."

Frau Wanda stimmte in das Gelächter ein, während sie Andrea den gefüllten Becher bot. Die Jungfrau tauchte nur die Lippen in den Wein und reichte dann den Becher ihrem Verlobten; der Blick, den sie dabei auf ihn richtete, schien eine Bitte auszusprechen.

Er verstand sie und setzte den Becher auf den Tisch. „Die Zeit Andreas ist um," sagte er, „wir müssen fort, ihre Eltern werden unser warten."

Der Kupferstecher und sein Weib machten keine Anstalten, sie zu längerem Bleiben zu bewegen; als das junge Paar sich entfernt hatte, nahmen beide ihre vorigen Plätze wieder ein, die volle Weinkanne zwischen sich stellend.

„Wie gefällt sie Dir?" brach Frau Wanda das Schweigen.

„Schön ist sie; scheint auch gut zu sein," sagte der Mann.

„Ein hoffärtig Kraut dünkt sie mir. Die meint, sie thut uns eine Ehre, den Leonhard zu heiraten," fiel seine Gattin ein. „Ob sie ein einzig Mal gesagt hat, wir sollten in ihrer Eltern Haus kommen!"

Nepomuk zuckte die Achseln. „Da gehören wir nicht hin, und ich will auch nicht."

„Weil Du ein Banghase bist und plötzlich Furcht hast, es könne einer Dir über die Schulter schauen," spottete Wanda weinselig. „Der gnädige Rat hat gar einen scharfen Blick."

„Schweig, Weib," gebot er rauh.

„Wenn nur erst die Marcella den Ritter von Törek hat, dann sollen die von Hekkings uns nichts mehr anhaben. Der ist reich und muß uns auf seine Güter nehmen. Da brauchst Du nicht mehr zu arbeiten und es ist auch gut so; das Ding hat seit kurzem mehr Beschwer als zuvor. Da schenk mir ein, Alter, und mach kein so saures Gesicht; bist ja wie ausgewechselt seit der letzten Zeit."

„Ich wollte, ich hätte es nie angefangen," sagte er.

„Darüber jetzt zu klagen, ist ein unnütz Beginnen. Wir haben Glück und gute Tage davon gehabt."

„Wären die Kinder nicht gewesen, es brauchte nicht zu sein."

„Sie haben uns zu danken, was wir für sie gethan."

„Der Leonhard wird es uns niemals danken."

„Und war das meiste doch für ihn geschehen. Nun ist er gut daran und wir werden noch hohe Ehre an ihm erleben, die ich mir von den Hekkings nicht nehmen lasse. Ich trinke darauf, daß wir dem gnädigen Vater in Bälde begegnen werden." —

Durch die menschenleeren Gassen gingen stumm und in sich gekehrt die Brautleute dahin. Die soeben verlebte Stunde zitterte in ihnen nach und sie scheuten beide sich, den Eindrücken Worte zu geben, die sie empfangen.

Leonhard vermochte endlich das Schweigen nicht mehr zu ertragen. „Vergieb mir," sagte er leise.

„Was, Teurer?" fragte Andrea weich.

„Vergieb mir, daß ich Dich zu den Meinen führte, die Deiner Art so wenig angemessen sind."

„Ich mußte es erwarten, sie anders zu finden, als die Menschen, mit denen ich außerdem in Verkehr bin."

„Und wandelt Dich nicht Reue an über Dein mir gegebenes Wort?" fragte er nicht ohne Wehmut. „Nie zuvor glaubte ich es ermessen zu haben, wie verschieden unser Denken und Fühlen von jenen sein kann, die uns Gott als unsere Nächsten auf der Welt gegeben."

„Die Frage solltest Du nicht an mich richten, Geliebter," erwiderte sie sanft. „Der Unmut, den uns eine Enttäuschung bereitete, drängt unser eigenes Ich zurück und finstere Geister nehmen seine Stelle ein, die uns zuflüstern, was wir in ruhiger Stunde nicht glauben würden. Auch Du, mein Leonhard, wirst es schon morgen nicht mehr glauben wollen, daß äußerlich Sein und Wesen derer, die Dir nahe stehen, mich Dir entfremden könne, Du müßtest Deine Andrea nie gekannt haben, wenn Du ihr nicht mehr Urteilskraft zutrautest."

Er schwieg; in seinem Innern lebte ein dumpfes Empfinden, als wenn es sich nicht mehr um Außendinge bei den Eltern handle.

Ihre Hand stahl sich in die seine. „Wie mag ein flüchtiges Wort, wie eine Regung, die Du nicht teiltest, Dir den Frohsinn rauben?" fuhr sie fort. „Siehe, die Zukunft ist unser und sie gehört uns ganz allein. Der gütige Gott wird unser aller Bitten erhören und unserem armen Lande den Frieden schenken; dann werden wir vor seinem Altar für immer vereinigt und ich folge Dir, wohin Du gehst. Wir standen in Treue zu einander, bis es uns gelang, den Widerspruch meiner Eltern zu besiegen und wir sollten unseres Glückes stets gewiß sein, wenn wir nur eins im Glauben aneinander, daß unsere Liebe fester wird mit jedem Tage, den wir verleben, ob er in Freude und Sonnenschein dahinfließe, ob Sturm und Wetter über uns hinwegbrause."

Seine Brust hob ein tiefer Atemzug. „So soll es sein, Geliebteste," sprach er. „Wer dürfte Kleinmut hegen, wenn an seiner Seite ein Engel geht, der ihm so holden Trost zu sagen weiß?"

Siebentes Kapitel.

Dom Duarte saß über ein Buch geneigt an dem Fenster des Schloßgemaches, das Baron Guilerin ihm eingeräumt. Er war fast eine Woche der Gast desselben und der Hausherr hatte sich an die Gegenwart der Fremden gewöhnt, wie die Besitzer großer Güter sich sämtlich daran gewöhnen mußten, für Wochen und Monate die zeitweilige Herrschaft über ihr

Eigentum aufzugeben. Die Mehrzahl der Landbewohner durfte ja von Glück sagen, wenn sie nicht gewaltsam ausgeplündert wurde und die einquartierten Soldaten ihr einen Teil der Ernte oder des Viehes ließen.

Baron Guilerin bemerkte zu seiner Beruhigung, daß unter den Truppen des Prinzen von Braganza strenge Disciplin herrschte und dies machte ihn dem jungen Generale geneigter, als es sonst der Fall gewesen wäre. Er sorgte auf das beste für sein Wohlbehagen und stellte ihm sein Haus in jeder Weise zur Verfügung. Duarte genoß diese Zeit der völligen Ruhe und Abgeschiedenheit in dem einsamen Schlosse mit tiefer Befriedigung; sie gewährte ihm die Muße, sich wieder mit voller Seele seinen Lieblingsbeschäftigungen zu widmen, die Werke zu studieren, die er auf seinen Kriegszügen sich verschafft hatte, oder die er von Zeit zu Zeit aus seiner Heimat noch erhielt.

Auch die Bibliothek des Schlosses bot ihm manchen seltenen Fund; sie stammte noch von dem früheren Eigentümer und war zu seiner Überraschung mit großer Gewissenhaftigkeit geordnet.

„Das hat die Paula gethan," erläuterte der Baron, als Duarte seine Bewunderung aussprach. „Sie kommt noch zuweilen und sucht sich dies und jenes heraus. Es sind die Stammtafeln ihres Hauses darunter, auch manche Handschrift aus dem Geschlechte der Juconer. Und die Gesänge des Dante hier hat sie selbst abgeschrieben, aber sie gelangte nicht weit damit, da sie fortzog."

„Sie sollte die Arbeit weiterführen," meinte Duarte, das bezeichnete Heft zur Hand nehmend.

„Dazu fehlt es ihr an Zeit, sie läßt sich jetzt nicht gar zu häufig blicken; vielleicht, weil das viele Kriegsvolk sie schreckt."

„Gestattet Ihr, das ich einige Bücher in mein Zimmer nehme?" fragte der Prinz. „Es liest sich gar behaglich in Eurem lauschigen Erker."

„O nehmt, Hoheit, was Euch gefällt," sprach Baron Guilerin, „es findet außer Euch an den vergilbten Bänden kaum jemand Kurzweil."

Dom Duarte wählte aus der vor ihm befindlichen Bücherreihe einige lateinische und italienische Werke; als er in seinem Zimmer angelangt war, bemerkte er, daß Paulas Arbeit sich darunter befand. Es war wohl nur Zufall gewesen, daß er sie mitgenommen hatte.

Gedankenvoll schlug er sie auf. Die klaren, festen Schriftzüge muteten ihn wie Bekanntes, Längstvertrautes an. Wo hatte er nur eine solche Handschrift schon gesehen? Er täuschte sich gewiß; unter den Frauen, die er je getroffen, war nicht eine, die solcher männlich kräftigen Züge fähig.

Er blickte auf die Worte vor ihm hin:

„Nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria."

Die Klage, mit welcher der große Dichter den ergreifendsten seiner Gesänge einleitet, und es war ihm, als wisse er, weshalb die nie zuvor gesehene Handschrift ihm nicht mehr fremd erschien.

Das Wesen ihrer Schreiberin verkörperte sich in fast greifbarer Deutlichkeit in ihr, der ernste Sinn, das entschiedene Wollen, das großen, reinen Zielen entgegenstrebte. Er glaubte, die klangvolle Stimme wieder zu vernehmen, die an jenem Abende seiner Ankunft zu ihm gesprochen, es war nicht mehr Francesca, die ihres Lebens Leid dem Hörer schilderte.

Seine Augen schweiften von dem Buche hinweg zu dem Bergeshange ihm gegenüber, wo das unscheinbare Haus stand, welches sie bewohnte. Es wandelte die Lust ihn an, sie an der Stätte ihres Waltens zu sehen; er sagte sich gleichzeitig, daß dies nicht anginge. Sie war ein Fräulein aus adligem Geschlechte und konnte sich durch sein Eindringen beleidigt fühlen, für welches er nicht einmal einen Grund anzugeben wußte.

Die Thür wurde leise geöffnet, einer seiner Pagen trat in das Gemach. „Das Pferd Eurer Hoheit ist gesattelt," meldete er.

Der Prinz machte eine abwehrende Bewegung. „Es thut nicht not; ich werde gehen."

Der Page reichte ihm die Handschuhe und den Federhut. „Befehlen Eure Hoheit begleitet zu werden?"

„Du magst mitkommen, sonst niemand."

Der Nachmittag war noch nicht weit vorgeschritten, die Straßen des Dorfes lagen staubig, gluterfüllt. Schmutzige, halbbekleidete Kinder wälzten sich im Sande, die Soldaten saßen träge vor den Thüren der niedrigen Häuser, der schwüle Atem des Sommertages hielt alles Leben gefangen.

Der General richtete an diesen und jenen seiner Mannschaften ein freundliches Wort, befragte sie um ihr Ergehen und ermahnte sie, ihren Wirten nicht zuviel Plage zu verursachen, auch fleißig das kleine Kirchlein zu besuchen, das inmitten des Dorfes sich befand.

Der Page Diogo teilte auf Befehl des Prinzen kleine Geldgeschenke aus, die von den Soldaten hocherfreut in Empfang genommen wurden. Wie hingen sie an ihrem ritterlichen Führer, dessen Erscheinen unter ihnen jedesmal einen Festtag für sie bedeutete!

Doch auch die Dorfleute hatten längst ihn zu fürchten verlernt; mit ehrerbietigem Gruße gingen sie an ihm vorüber, oder gaben seinen Fragen bereitwillig Auskunft. Die Ärmsten im Dorfe frohlockten im stillen, wenn der fremdländische General sich nahte, denn sie wurden von seiner Großmut am reichsten bedacht.

Von der Schenke, die unweit der Kirche lag, kam eiligen Laufes einer der Scharfschützen dahergestürmt, fast ohne den Prinzen zu bemerken, der ihn zu sich rief.

„Wohin läufst Du? Ist etwas vorgefallen?"

Der Soldat blieb stehen. „Ich suche den Feldscher, mein General," meldete er, „der Dragoner Willich hat einen Schlag von seinem Pferde bekommen."

„Wo ist er?"

„Wir haben ihn vorerst in die Schenke gebracht; das Pferd traf ihn gegen den Kopf; er ist noch nicht bei sich."

„Ich werde nach ihm sehen," sagte Duarte, „was habt Ihr für ihn gethan?"

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung
von
E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron,“ sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht.“

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen.“

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte,“ begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat.“

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?“

„Es ist besser so,“ sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen.“

„Ich danke, Herr Baron.“

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden.“

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt.“

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich,“ sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte.“

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen.“

„Das Fräulein von dort drüben,“ er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe.“

„Es ist gut; Du kannst gehen.“

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig,“ redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern.“

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit,“ erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle.“

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten,“ sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist.“

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt,“ erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht.“

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann,“ versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch.“

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein,“ sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin.“

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte.“

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern,“ fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen.“

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen,“ sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei.“

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein,“ entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?“

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja,“ war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig.“

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen,“ sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe.“

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen,“ berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!“

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein,“ bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist.“

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?“ fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron,“ sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht.“

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen.“

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte,“ begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat.“

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?“

„Es ist besser so,“ sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen.“

„Ich danke, Herr Baron.“

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden.“

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt.“

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich,“ sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte.“

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen.“

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron,“ sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht.“

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen.“

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte,“ begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat.“

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?“

„Es ist besser so,“ sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen.“

„Ich danke, Herr Baron.“

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden.“

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt.“

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich,“ sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte.“

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen.“

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Breliß in der Familiengruft zu Kielpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Breliß waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kielpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron," sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht."

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen."

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte," begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat."

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?"

„Es ist besser so," sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen."

„Ich danke, Herr Baron."

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden."

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt."

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich," sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte."

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kielpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen."

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung
von
E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron," sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht."

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen."

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte," begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat."

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?"

„Es ist besser so," sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen."

„Ich danke, Herr Baron."

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden."

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt."

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich," sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte."

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen."

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron,“ sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht.“

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen.“

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte,“ begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat.“

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?“

„Es ist besser so,“ sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen.“

„Ich danke, Herr Baron.“

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden.“

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt.“

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich,“ sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte.“

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen.“

„Das Fräulein von dort drüben," er wies nach Paulas Hause, „kam vorbei, als wir ihn hereintrugen; die ist bei ihm und pflegt ihn, bis ich den Feldscher gefunden habe."

„Es ist gut; Du kannst gehen."

Duarte ging beschleunigten Fußes in die Schenke, aus der ihm das Gewirr vieler Stimmen und der Geruch von Speisen und Getränken entgegenschlug. Widriger Qualm, der sich mit dem Rauche des Herdes mischte, erfüllte den niedrigen Raum, eine Anzahl von Menschen umstand die Holzbank, auf die man den Dragoner gelegt hatte, eine lichtgekleidete Gestalt neigte sich über ihn, mit geschickter Hand die Wunde am Kopfe untersuchend, die das Pferd ihm geschlagen.

Sie hörte den Eintritt des Fürsten nicht; erst als er neben ihr stand, schaute sie auf, um nach leisem Gruße unbeirrt in ihrer Beschäftigung fortzufahren.

Die Schankwirtin brachte ihr soeben eine Schale warmen Wassers und ein Tuch, mit welchem sie die Wunde auszuwaschen begann.

„Ich finde Euch in einem Werke der Barmherzigkeit thätig," redete Duarte sie an, „das ich Euch doppelt zu danken habe, da es einem meiner Soldaten gilt. Ich hoffe jedoch, daß allsogleich der Feldscher hier sein wird, Eure Mühe Euch zu erleichtern."

„Die Mühe ist nicht groß, Hoheit," erwiderte Paula gehalten, „denn den Heiligen sei es gedankt, ist die Verletzung nicht schwer. Ich lege einen Balsam darauf, den ich bei mir führe, und in einigen Tagen wird der Mann wieder hergestellt sein. Sehet, da schlägt er die Augen auf. Gebt ihm einen Schluck Wein, Frau Grete, daß er nach der Betäubung etwas Kräfte sammle."

Sie flößte ihm sorgsam den Trank ein, den die Wirtin ihr bot, dann legte sie den Verband auf die verwundete Stelle; ihr Werk war fast vollendet, als der Feldscher herbeigeeilt kam.

„Deine Hilfeleistung ist nicht mehr von nöten," sagte der Prinz zu ihm, „siehe, welch anmutiger Arzt Dir zuvorgekommen ist."

Der Feldscher prüfte den Verband und nickte befriedigt mit dem Kopfe. „Das Fräulein hat schon oftmals ihre Kunst an meinen Kranken erprobt," erwiderte er, „und wir hatten beiderseits uns dessen nicht zu beklagen Auch den Verband hier hätte ich nicht besser anzulegen vermocht."

„So übernehmt Ihr die fernere Sorge jetzt für diesen Mann," versetzte Paula, „ich muß weiter gehen, denn ich versprach noch einigen der Dörfler meinen Besuch."

„Gestattet, daß ich Euch geleite, edles Fräulein," sagte Dom Duarte, „und nehmt den kleinen Dienst als geringen Zoll meiner Dankbarkeit gütig hin."

Paula ordnete ihr Verbandzeug in eine Tasche, die sie am Gürtel trug, während sie erwiderte: „Eure Hoheit will mir der Ehre zuviel für den kleinen Dienst erweisen. Ich übte meine Pflicht, wie ich es bei den Armen und früheren Hörigen meines Vaters seit Jahren gewohnt war. Ein Arzt ist in den meisten Fällen schwer zu haben; so lernte ich von meiner Mutter allerlei, womit ich unseren Kranken nützen konnte."

Sie traten in die sonnenheiße Straße hinaus, die Jungfrau wies mit der Hand auf das nächste der Häuser.

„Dort muß ich nachschauen, ob der kleine Bube noch im Fieber liegt, wie gestern," fügte sie hinzu. „Geht es nicht besser mit ihm, reichen meine Kenntnisse nicht aus und sein Vater muß nach der Stadt hinein, den Arzt zu holen."

„Dessen bedarf es nicht; ich schicke ihm den meinen," sprach der Prinz, „Doktor Landinus hat hinreichend Zeit, dies zu thun. Ich hoffe jedoch zu Eurer Beruhigung, daß sein Einschreiten nicht erforderlich sei."

„Die Meinung und der Rat des gelehrten Herrn werden immer von hohem Werte sein," entgegnete Paula, „da ist des kleinen Hansel Mutter, die mich schon erspähte. Wie geht es dem Buben, Walpurga? Ist er besser?"

„Der heiligen Jungfrau und Euch Preis, ja," war die frohe Antwort, „die Nacht war gut und er ist auch jetzt ruhig."

Die großen klaren Augen des Mädchens leuchteten vor Freude. „Ich will nach ihm sehen," sagte sie. „Gestattet Fürstliche Gnaden meine Entfernung? Ich stehe zu Euren Diensten, sobald ich meinen kleinen Kranken besucht habe."

Sie eilte in das Haus, um nach einigen Minuten sichtlich erheitert wiederzukehren.

„Es ist, wie Walpurga sagte; das Fieber ist im Weichen," berichtete sie. „Wie glücklich mich das macht!"

„Ihr suchet Euer Glück in der Opferung für andere, edles Fräulein," bemerkte Duarte, „das, was Ihr jetzt empfindet, gilt der Freude an jener Mutter dankbarem Jubel, daß ihr Kind gerettet ist."

„Sind es nicht unsere reinsten Freuden, die uns die Glückseligkeit anderer bereitet?" fragte Paula. „Sie lassen unser Herz so leicht und frei werden, daß wir meinen, es wolle sich empor zum Himmel schwingen, weil die Erde uns für unsere Wonne zu enge erscheint."

(Fortsetzung folgt.)



Die Pflicht des Stärkeren.

Erzählung

von

E. Nilas.

(Schluß.)

XVI.

Nun war alles vorüber. Nun schlief die Herrin von Brelitz in der Familiengruft zu Kiekpusch, die Fenster des freundlichen Herrenhauses zu Brelitz waren verhängt, nur im Kellergeschoß, den Wirtschaftsräumen des Hauses, war ein spärliches Leben. Der junge Gutsherr war ein paar Stunden lang zur Beerdigung dagewesen, jetzt war er wieder fortgereist, um seinen Abschied einzureichen und seine Angelegenheiten in der Garnisonstadt zu ordnen.

Der alte Inspektor Bohm war wieder ganz hergestellt und hatte sogar in diesen Tagen der Not die Führung der Wirtschaft wieder übernommen, freilich, ohne viel selbst unter die Leute zu gehen. Er fühlte sich unfrei und unsicher ihnen gegenüber, die Freudigkeit an der Arbeit war ihm abhanden gekommen, fester als je war er entschlossen, seine Stellung aufzugeben, auch um seines Kindes willen war es besser. Erika war einverstanden, sie bereute das Opfer nicht, das sie gebracht, sie sah das Aufatmen der Leute, sah, wie sich jedes Haupt voll neuer Hoffnung hob, wie neues Vertrauen in die verbitterten Herzen zog, in der Aussicht, daß nun Hans Bernhard, der echte Sohn ihres alten Herrn, als Gebieter einziehen werde. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt, nun aber mußte sie auch den zweiten Schritt thun und gehen, es war eine Unmöglichkeit geworden, daß Hans Bernhard und Erika künftig noch in demselben Orte lebten.

In langem, ernstem, vertrauensvollem Gespräch hatten Vater und Tochter sich dies alles klar gemacht; in den ersten Apriltagen, als ein herrlicher Frühlingsmorgen über der Erde aufgegangen war, fuhren beide auf dem Wege nach Schloß Kiekpusch dahin, um dem Kammerherrn einen Trauerbesuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Inspektor gleich um seine Entlassung bitten wollte.

Wieder rollte der Wagen leicht auf dem weichen Landwege dahin zwischen grünenden Feldern, über denen die Lerchen emporstiegen, durch den sonnendurchleuchteten Frühlingswald, bis das Schloß auf der Insel über den blauen See herüberschimmerte. Erika war ruhiger als damals, nun, wo alles abgeschlossen hinter ihr lag, war Frieden über sie gekommen, nur so leer, so freud- und inhaltslos lag das Land der Zukunft vor ihr.

In demselben Gemach wie damals empfing sie der Kammerherr, mit einer Freundlichkeit und Hochachtung, die sowohl dem Inspektor wie Erika unendlich wohl thaten.

Sie sprachen von den letzten Ereignissen, unvermerkt lenkte sich das Gespräch auf das, was nun werden sollte.

„Herr Baron," sagte der alte Inspektor, „ich bin heute hierhergekommen, um zu bitten, daß Sie als Vertreter Ihres Herrn Bruders mich aus meinem Amt entlassen. Es wird mir schwer — aber Sie werden einsehen, daß es nicht anders geht."

Der Kammerherr wurde ernst. „Es wird auch mir schwer, zu diesem Entschlusse meine Zustimmung zu geben, ich hätte so gern meiner Familie einen so treuen Beamten und alten Freund erhalten, aber ich ehre Ihre Gründe und so kann ich nicht anders als, mit schwerem Herzen zwar, Ihr Entlassungsgesuch zu genehmigen."

Er schwieg, es wurde einen Augenblick still im Zimmer, jeder der drei Menschen kämpfte mit seiner Bewegung.

„Ich habe noch eine Bitte," begann der alte Herr. „Ich habe nicht zur rechten Zeit gekündigt, Johanni würde erst der Termin sein, an dem ich gehen könnte, aber vielleicht würden Sie mir erlauben, am 1. Mai mein Amt niederzulegen, wenn sich bis dahin ein Ersatz gefunden hat."

Der Kammerherr schien verwundert. „So bald schon, Herr Bohm?"

„Es ist besser so," sagte der alte Mann gedrückt.

„Nun denn, wenn Sie es für besser halten, ich will Ihnen alles so leicht wie möglich machen."

„Ich danke, Herr Baron."

Der Kammerherr wandte sich an Erika, ein besonders freundlicher Blick trat in seine Augen. „Ich habe auch noch einige Nachrichten für Sie, Fräulein Bohm, die Ihnen lieb sein werden."

Erika blickte lebhaft auf.

„Seit einigen Tagen ist der alte Günz mit seiner Familie hier, ich habe ihnen eine Stube einräumen lassen und den Alten als Wächter im Küchengarten angestellt. Das Mädchen, das, wie Sie wissen, gleich am Todestage der Frau Baronin freigelassen wurde, ist gleichfalls hier und wird bis auf weiteres in der Schloßküche beschäftigt."

Erikas Augen blickten freudig, ihre Farbe wurde lebhafter. „O, das freut mich," sagte sie warm, „ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte."

„Dann noch etwas. Gestern ist von meinem Jäger im Kiekpuscher Holz der Bursche, der Martin Schmidt, aufgegriffen und hierher eingeliefert worden. Er ist der Anführer des ganzen Krawalles gewesen und hat sich an Ihnen vergriffen. Er kann sich auf ordentliche Strafe gefaßt machen, vor allen Dingen wollte ich aber einmal mit Ihnen, lieber Bohm, als dem Hauptbeschädigten, über die Sache sprechen."

Der alte Herr kraute sich nachdenklich das graue Haar. „Angestiftet hat er alles," bestätigte er, „aber einen Pflock kann man immer zurückstecken, es ist ihm schlecht gegangen, und deshalb ist er wohl so desperat geworden. Es ist im ganzen ein ordentlicher Mensch und tüchtiger Arbeiter, der die Behandlung nicht verdient hat, die ihm zu teil geworden ist. Er ist ja höllisch unverschämt geworden, aber es ist ein guter Kern in dem Bengel."

Der Kammerherr nickte. „Denselben Eindruck hatte ich auch von ihm, es freute mich, daß seine erste Frage war, wie es Ihnen gehe, Herr Bohm. Schenken kann ich ihm die Strafe nun freilich nicht ganz, aber ich denke, wenn er seine vier Wochen abgesessen hat, lassen wir ihn laufen."

„I woll!" sagte der alte Inspektor. „Das ist man — wer wird ihn nachher nehmen, wenn er das auf dem Buckel hat?"

„Daran habe ich auch gedacht und wollte nun Ihnen, liebes Fräulein, einen Vorschlag machen. Die Leute sind nun einmal unsere beiderseitigen Schützlinge," — er lächelte ein feines, herzenswarmes Lächeln, „deshalb will ich Ihre Zustimmung einholen. Die alten Leute sind versorgt, das Mädchen sagte mir, daß Schmidt schon früher die Absicht gehabt hat, nach Amerika zu gehen. Dort kann man solche Leute brauchen, ordentlich, rechtschaffen, die tüchtig arbeiten können und doch etwas auf sich halten. Wie wär's, wenn wir die beiden ordentlich ausstatteten und auswandern ließen?"

Diesmal ergriff Erika mit ihren beiden schlanken Händen die Rechte des Kammerherrn und drückte sie warm. „Das wäre eine gute That, Herr Baron, o wie freue ich mich! Ja, das ist das allerbeste für beide."

Der Inspektor hatte aufs höchste verwundert zugehört, er verstand die Verhandlung nicht ganz. Er blickte Erika an. „Aber —"

Sie fiel ihm errötend ins Wort. „Später, lieber Vater, ich erkläre Dir alles später."

Der Inspektor stand auf. „Ich darf mich also als entlassen betrachten, Herr Baron?"

„Wenn Sie es nicht anders wollen: ja," antwortete der Kammerherr, „aber ich hoffe, daß wir Sie auch später nicht aus den Augen verlieren werden. Haben Sie schon über Ihren neuen Wohnsitz Bestimmungen getroffen?"

„Ja." Herr Bohm nannte eine etwa zehn Meilen entfernte Stadt, in der ihm eine verheiratete Schwester lebte.

„Nun, dann hoffe ich Sie öfter zu sehen, Geschäfte führen mich zuweilen dorthin. Auf Wiedersehen also, lieber Bohm! Auf Wiedersehen, Fräulein Erika!" —

Es rief große Aufregung in Brelitz hervor, als die Nachricht daselbst bekannt wurde, Inspektor Bohm gehe am 1. Mai ab. Er hatte zu lange an der Spitze des ganzen Wirtschaftsgetriebes gestanden, als daß die Leute sich gleich hineinfinden konnten, daß es nun anders werden sollte in Brelitz. Aber die Meinungen waren geteilt. Die meisten hingen an dem alten Herrn, manch einer aber war auch darunter, der sich der neuen Sonne zuwandte und alles von dem Regimente Hans Bernhards erhoffte. Auch über den Anlaß zu der Kündigung war man sich nicht einig. Während die Hälfte des Dorfes ganz richtig annahm, daß die Ereignisse am Ende des März die Veranlassung gewesen, wußte die andere Hälfte es ganz genau, daß ihm der Kammerherr schon vor dem Tode der Baronin gekündigt, daß der Inspektor mit seiner Tochter nachher noch nach Kiekpusch gefahren, um zu bitten, daß er im Amt bleiben könne, daß der Kammerherr sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Inspektor für den 1. Mai entlassen habe.

Erika und ihr Vater kümmerten sich wenig um diese Reden, sie hatten vollauf zu thun mit den Vorbereitungen zum Umzuge. Erika war zu ihren Verwandten in die Stadt gereist, einem alten, steifen, kinderlosen Ehepaare, und hatte mit deren Hilfe eine Wohnung gemietet, klein, aber freundlich gelegen. Sie war sehr still zurückgekehrt, ihr war gedrückt zu Mut, wenn sie an das kleine Haus, die enge Straße dachte, an die schmale, dunkle Treppe, die hinaufführte zu der neuen Wohnung, die nur aus drei Zimmern, Küche und Kammer bestand. Sie war an die großen, luftigen Zimmer ihres Hauses in Brelitz gewöhnt, an den weiten Hausflur mit seinen roten Steinfliesen, dessen schwere Eichenthür im Sommer immer weit offen stand, daß Licht und Luft ungehindert einströmen konnten.

In diesem Gefühl trat sie hinaus auf den hohen Tritt vor der Thür, wie saß sich's da so gut auf den grünen Holzbänken zu beiden Seiten, während die Linden über dem Haupte rauschten und den Platz in tiefen, kühlen Schatten hüllten, wenn auch die Sommersonne noch so glühend vom Himmel herniederbrannte. Weit dehnte sich der Platz vor dem Hause, auf dem ganze Scharen von Hühnern, Puten und Enten lustwandelten, aus den Ställen des Wirtschaftshofes drang das Brummen der Kühe, das Wiehern der Pferde, der helle, scharfe Schrei der Gänse herüber, auf dem großen Scheunendache stand der Storch und klapperte, Schwalben schossen durch die Luft und verschwanden im Kuhstall oder auch unter dem zierlich vorspringenden Dache des Herrenhauses, das mit seinen weißen Mauern und grünen Läden hübsch und sauber wie ein Schmuckkästchen aussah. Seitwärts davon konnte man einen Blick in die grüne Dämmerung des Parkes werfen, geheimnisvoll lockend lief der gelbe Kiesweg in den Baumschatten hinein, fernher leuchtete das weiße Birkengeländer der kleinen Brücke, die über das schwarze, langsam dahinziehende Wasser des alten Grabens führte. Dann konnte man den Blick rechts wenden, die Dorfstraße entlang, an der die kleinen Häuser lagen, in denen sie jedes Kind kannte. Alles würde versinken, wenige Tage, und es war vorbei. Erikas Augen wurden trüber, sie wandte sich und wollte ins Haus zurückgehen, als ein leichter Schritt auf der Treppe klang. Sie blieb stehen.

„Nun, Brack, was giebt es?"

Der kleine Mann lachte verlegen. „O nicks nich, Mamselling," sagte er, die Mütze abnehmend und in den Händen drehend. „Ich wollt' bloß fragen,

ob Sie all 'n Mädchen haben, wenn Sie in die Stadt ziehen?"

Erika sah verwundert auf. „Nein, noch nicht. Weiß Er vielleicht eins?"

Johann Spök glänzte über das ganze faltige Gesicht.

„Ne — ich wollt' bloß fragen, was Sie mich nicht brauchen könnten?"

Einen Augenblick war Erika sprachlos. „Aber Brack, Er kann doch nicht unser Mädchen sein."

„I worüm denn nich?" meinte er. „Ich thu' allens, was Sie wollen. Nehmen S' mich mit, Mamselling, ich halt's sonst nicht aus."

Erika war gerührt. „Ich muß erst mit Vater sprechen, Brack," sagte sie, um Zeit zu gewinnen.

„Na ja," sagte Brack zuversichtlich, „ich werd' kommen, mir Bescheid holen."

Das Lachen war jetzt ein seltener Gast bei dem alten Inspektor, aber diesmal lachte er doch laut auf, als er den seltsamen Vorschlag hörte.

„Unsinn!" sagte er. „Brack ist ein alter Dämlack."

„Aber treu und brauchbar," meinte Erika zögernd.

„Ich glaube gar, Du hältst diesen Unsinn für möglich?"

Erika schwieg.

„Erika, meine alte Dirn, bist Du nicht verständig genug, einzusehen, daß es nicht geht?"

Sie blickte vor sich nieder. „Er thut mir leid, Vater. Der Alte ist so verlassen, seine Frau ist tot, Kinder oder Verwandte hat er nicht — ginge es nicht doch?"

Vater Bohm rauchte heftig. „Nein, Kind, es geht nicht. Du nimmst Dir zur Hilfe eine ordentliche Frau an, und Brack bleibt hier. Damit Punktum."

Erika seufzte. Sie sah ein, daß ihr Vater recht habe, aber es war ihr ein so tröstlicher Gedanke gewesen, das alte, gute Brelitzer Kind um sich zu haben.

XVII.

Der erste Mai war herangenaht. Vor der Thür des Wirtschaftshauses hielt der Stuhlwagen, Erika ging in den großen leeren Zimmern mit schwerem Herzen umher. Die Möbel waren schon am frühen Morgen, auf großen Erntewagen verpackt, fortgefahren worden, sie selbst wollten jetzt nach Mahlow zum Pastor, dort die letzte Nacht zu bleiben und dann am nächsten Morgen von da aus die Reise in die neue Heimat anzutreten.

Ihr Schritt hallte wider in den leeren Räumen. Schwer lag ihr das Herz in der Brust. Ach, Erika war keine Heldin, welche im Bewußtsein ihrer Tugend sich stolz und erhaben über den Schmerz zeigte, sie war nur ein armes, schwaches Menschenkind, welches dem Zwang der Verhältnisse gehorchen mußte. Sie dachte an Hans Bernhard mit ungestümer Sehnsucht, sie grollte und haderte mit dem Geschick, aber sie ergab sich in das Unvermeidliche. Sie dankte Hans Bernhard, daß er sich noch fern hielt von seinem Erbe; einmal nur hatte sie ihn in dieser Zeit von weitem gesehen, als die alte Baronin nach Kietpusch übergeführt wurde, er war gleich von dort aus wieder in seine Garnison zurückgekehrt. Einmal hatte er ihr auch geschrieben, kurz und einfach, wie es seine Art war. Er nahm Abschied von ihr, er habe eingesehen, daß, wie die Verhältnisse jetzt lägen, sie beide sich fügen müßten. Er fügte wenig hinzu, Briefschreiben und große Worte waren Hans Bernhards Sache nicht. Doch Erika, die ihn von Kind auf kannte, verstand ihn wohl, sie wußte, wie es dem ehrlichen, guten Menschen blutsauer geworden war, ihr das zu sagen. Sie dachte wie er — sie konnten sich ihr Glück vom Himmel herabreißen und ein paar Jahre in leidenschaftlichem Rausche verleben, aber das wahre, das echte Glück, das ihnen die gemeinsame Lebensaufgabe und -arbeit gebracht hätte, das war dahin! Hans Bernhard riefen jetzt ernste Pflichten, von ihm hing jetzt das Wohl und Wehe von Brelitz ab. Die Pflicht des Stärkeren, sie stand so klar vor ihm, er mußte dieser Pflicht jetzt folgen, es drängte ihn jetzt alles dazu.

Erika stieg noch einmal hinauf in das kleine Giebelzimmer, dessen Fenster nach dem Parke gingen. Sonst waren hier die Vorratsbetten, der große Ausstattungskoffer ihrer Mutter und allerlei trockene Gemüse und Kräuter aufbewahrt worden, ein feiner Duft von Thymian und Lavendel schwebte noch in dem kleinen Raum. Hier hatte sie oft am Fenster gestanden, wenn Hans Bernhard auf Urlaub hier war, und hatte hinübergeblickt nach dem Herrenhause, das jetzt so verlassen und traurig mit seinen geschlossenen Läden dalag. Die Thränen kamen ihr mit Gewalt, aber sie trocknete dieselben rasch, denn ihres Vaters Stimme rief nach ihr.

„Komm, Kind, es ist Zeit, die Pferde stehen nicht gern," sagte der alte Herr und bemühte sich, recht unbefangen auszusehen, während er sein großes, rotseidenes Taschentuch hervorzog und heftig die Nase bearbeitete.

Unten an dem Tritt standen viele von den Dorfleuten. „Adjüs auch, Herr Inspektor, adjüs, Mamsell Erika." Braune Hände streckten sich von allen Seiten hin.

„Adieu auch, Leute!" — wieder setzte sich das rotseidene Taschentuch in Bewegung — „na, denn bleibt man gesund. Und Snut" — und damit schob sich der alte Herr die Rührung kräftig vom Halse — „paß Er mir auch ordentlich auf die zweijährigen Fohlen auf, es sind ein paar höllische Racker dabei."

Die Pferde zogen an, und fort rollte der Wagen. Bei Pastors stiegen sie aus.

„Na, Jochen, morgen früh Punkt Klock sechs bist Du hier," sagte Vater Bohm zu dem Kutscher. „Denn grüß' man die Leut' und den alten Snut noch vielmals." —

Ein wehmütiger Abend, eine halb durchwachte Nacht — dann kam der Abschiedsmorgen.

Noch einmal rasselte der Brelitzer Wagen auf dem Steinpflaster des Pfarrhofes — aber wie erstaunten Erika und ihr Vater, als von dem Sitz neben dem Kutscher flink und behend Johann Brack herabstieg, einen dicken Krückstock und ein großes

Der alte Herr kraute sich nachdenklich das graue Haar. „Angestiftet hat er alles," bestätigte er, „aber einen Pflock kann man immer zurückstecken, es ist ihm schlecht gegangen, und deshalb ist er wohl so desperat geworden. Es ist im ganzen ein ordentlicher Mensch und tüchtiger Arbeiter, der die Behandlung nicht verdient hat, die ihm zu teil geworden ist. Er ist ja höllisch unverschämt geworden, aber es ist ein guter Kern in dem Bengel."

Der Kammerherr nickte. „Denselben Eindruck hatte ich auch von ihm, es freute mich, daß seine erste Frage war, wie es Ihnen gehe, Herr Bohm. Schenken kann ich ihm die Strafe nun freilich nicht ganz, aber ich denke, wenn er seine vier Wochen abgesessen hat, lassen wir ihn laufen."

„I woll!" sagte der alte Inspektor. „Das ist man — wer wird ihn nachher nehmen, wenn er das auf dem Buckel hat?"

„Daran habe ich auch gedacht und wollte nun Ihnen, liebes Fräulein, einen Vorschlag machen. Die Leute sind nun einmal unsere beiderseitigen Schützlinge," — er lächelte ein feines, herzenswarmes Lächeln, „deshalb will ich Ihre Zustimmung einholen. Die alten Leute sind versorgt, das Mädchen sagte mir, daß Schmidt schon früher die Absicht gehabt hat, nach Amerika zu gehen. Dort kann man solche Leute brauchen, ordentlich, rechtschaffen, die tüchtig arbeiten können und doch etwas auf sich halten. Wie wär's, wenn wir die beiden ordentlich ausstatteten und auswandern ließen?"

Diesmal ergriff Erika mit ihren beiden schlanken Händen die Rechte des Kammerherrn und drückte sie warm. „Das wäre eine gute That, Herr Baron, o wie freue ich mich! Ja, das ist das allerbeste für beide."

Der Inspektor hatte aufs höchste verwundert zugehört, er verstand die Verhandlung nicht ganz. Er blickte Erika an. „Aber —"

Sie fiel ihm errötend ins Wort. „Später, lieber Vater, ich erkläre Dir alles später."

Der Inspektor stand auf. „Ich darf mich also als entlassen betrachten, Herr Baron?"

„Wenn Sie es nicht anders wollen: ja," antwortete der Kammerherr, „aber ich hoffe, daß wir Sie auch später nicht aus den Augen verlieren werden. Haben Sie schon über Ihren neuen Wohnsitz Bestimmungen getroffen?"

„Ja." Herr Bohm nannte eine etwa zehn Meilen entfernte Stadt, in der ihm eine verheiratete Schwester lebte.

„Nun, dann hoffe ich Sie öfter zu sehen, Geschäfte führen mich zuweilen dorthin. Auf Wiedersehen also, lieber Bohm! Auf Wiedersehen, Fräulein Erika!" —

Es rief große Aufregung in Brelitz hervor, als die Nachricht daselbst bekannt wurde, Inspektor Bohm gehe am 1. Mai ab. Er hatte zu lange an der Spitze des ganzen Wirtschaftsgetriebes gestanden, als daß die Leute sich gleich hineinfinden konnten, daß es nun anders werden sollte in Brelitz. Aber die Meinungen waren geteilt. Die meisten hingen an dem alten Herrn, manch einer aber war auch darunter, der sich der neuen Sonne zuwandte und alles von dem Regimente Hans Bernhards erhoffte. Auch über den Anlaß zu der Kündigung war man sich nicht einig. Während die Hälfte des Dorfes ganz richtig annahm, daß die Ereignisse am Ende des März die Veranlassung gewesen, wußte die andere Hälfte es ganz genau, daß ihm der Kammerherr schon vor dem Tode der Baronin gekündigt, daß der Inspektor mit seiner Tochter nachher noch nach Kiekpusch gefahren, um zu bitten, daß er im Amt bleiben könne, daß der Kammerherr sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Inspektor für den 1. Mai entlassen habe.

Erika und ihr Vater kümmerten sich wenig um diese Reden, sie hatten vollauf zu thun mit den Vorbereitungen zum Umzuge. Erika war zu ihren Verwandten in die Stadt gereist, einem alten, steifen, kinderlosen Ehepaare, und hatte mit deren Hilfe eine Wohnung gemietet, klein, aber freundlich gelegen. Sie war sehr still zurückgekehrt, ihr war gedrückt zu Mut, wenn sie an das kleine Haus, die enge Straße dachte, an die schmale, dunkle Treppe, die hinaufführte zu der neuen Wohnung, die nur aus drei Zimmern, Küche und Kammer bestand. Sie war an die großen, luftigen Zimmer ihres Hauses in Brelitz gewöhnt, an den weiten Hausflur mit seinen roten Steinfliesen, dessen schwere Eichenthür im Sommer immer weit offen stand, daß Licht und Luft ungehindert einströmen konnten.

In diesem Gefühl trat sie hinaus auf den hohen Tritt vor der Thür, wie saß sich's da so gut auf den grünen Holzbänken zu beiden Seiten, während die Linden über dem Haupte rauschten und den Platz in tiefen, kühlen Schatten hüllten, wenn auch die Sommersonne noch so glühend vom Himmel herniederbrannte. Weit dehnte sich der Platz vor dem Hause, auf dem ganze Scharen von Hühnern, Puten und Enten lustwandelten, aus den Ställen des Wirtschaftshofes drang das Brummen der Kühe, das Wiehern der Pferde, der helle, scharfe Schrei der Gänse herüber, auf dem großen Scheunendache stand der Storch und klapperte, Schwalben schossen durch die Luft und verschwanden im Kuhstall oder auch unter dem zierlich vorspringenden Dache des Herrenhauses, das mit seinen weißen Mauern und grünen Läden hübsch und sauber wie ein Schmuckkästchen aussah. Seitwärts davon konnte man einen Blick in die grüne Dämmerung des Parkes werfen, geheimnisvoll lockend lief der gelbe Kiesweg in den Baumschatten hinein, fernher leuchtete das weiße Birkengeländer der kleinen Brücke, die über das schwarze, langsam dahinziehende Wasser des alten Grabens führte. Dann konnte man den Blick rechts wenden, die Dorfstraße entlang, an der die kleinen Häuser lagen, in denen sie jedes Kind kannte. Alles würde versinken, wenige Tage, und es war vorbei. Erikas Augen wurden trüber, sie wandte sich und wollte ins Haus zurückgehen, als ein leichter Schritt auf der Treppe klang. Sie blieb stehen.

„Nun, Brack, was giebt es?"

Der kleine Mann lachte verlegen. „O nicks nich, Mamselling," sagte er, die Mütze abnehmend und in den Händen drehend. „Ich wollt' bloß fragen,

ob Sie all 'n Mädchen haben, wenn Sie in die Stadt ziehen?"

Erika sah verwundert auf. „Nein, noch nicht. Weiß Er vielleicht eins?"

Johann Spök glänzte über das ganze faltige Gesicht.

„Ne — ich wollt' bloß fragen, was Sie mich nicht brauchen könnten?"

Einen Augenblick war Erika sprachlos. „Aber Brack, Er kann doch nicht unser Mädchen sein."

„J worüm denn nich?" meinte er. „Ich thu' allens, was Sie wollen. Nehmen S' mich mit, Mamselling, ich halt's sonst nicht aus."

Erika war gerührt. „Ich muß erst mit Vater sprechen, Brack," sagte sie, um Zeit zu gewinnen.

„Na ja," sagte Brack zuversichtlich, „ich werd' kommen, mir Bescheid holen."

Das Lachen war jetzt ein seltener Gast bei dem alten Inspektor, aber diesmal lachte er doch laut auf, als er den seltsamen Vorschlag hörte.

„Unsinn!" sagte er. „Brack ist ein alter Dämlack."

„Aber treu und brauchbar," meinte Erika zögernd.

„Ich glaube gar, Du hältst diesen Unsinn für möglich?"

Erika schwieg.

„Erika, meine alte Dirn, bist Du nicht verständig genug, einzusehen, daß es nicht geht?"

Sie blickte vor sich nieder. „Er thut mir leid, Vater. Der Alte ist so verlassen, seine Frau ist tot, Kinder oder Verwandte hat er nicht — ginge es nicht doch?"

Vater Bohm rauchte heftig. „Nein, Kind, es geht nicht. Du nimmst Dir zur Hilfe eine ordentliche Frau an, und Brack bleibt hier. Damit Punktum."

Erika seufzte. Sie sah ein, daß ihr Vater recht habe, aber es war ihr ein so tröstlicher Gedanke gewesen, das alte, gute Brelitzer Kind um sich zu haben.

XVII.

Der erste Mai war herangenaht. Vor der Thür des Wirtschaftshauses hielt der Stuhlwagen, Erika ging in den großen leeren Zimmern mit schwerem Herzen umher. Die Möbel waren schon am frühen Morgen, auf großen Erntewagen verpackt, fortgefahren worden, sie selbst wollten jetzt nach Mahlow zum Pastor, dort die letzte Nacht zu bleiben und dann am nächsten Morgen von da aus die Reise in die neue Heimat anzutreten.

Ihr Schritt hallte wider in den leeren Räumen. Schwer lag ihr das Herz in der Brust. Ach, Erika war keine Heldin, welche im Bewußtsein ihrer Tugend sich stolz und erhaben über den Schmerz zeigte, sie war nur ein armes, schwaches Menschenkind, welches dem Zwang der Verhältnisse gehorchen mußte. Sie dachte an Hans Bernhard mit ungestümer Sehnsucht, sie grollte und haderte mit dem Geschick, aber sie ergab sich in das Unvermeidliche. Sie dankte Hans Bernhard, daß er sich noch fern hielt von seinem Erbe; einmal nur hatte sie ihn in dieser Zeit von weitem gesehen, als die alte Baronin nach Kiekpusch übergeführt wurde, er war gleich von dort aus wieder in seine Garnison zurückgekehrt. Einmal hatte er ihr auch geschrieben, kurz und einfach, wie es seine Art war. Er nahm Abschied von ihr, er habe eingesehen, daß, wie die Verhältnisse jetzt lägen, sie beide sich fügen müßten. Er fügte wenig hinzu, Briefschreiben und große Worte waren Hans Bernhards Sache nicht. Doch Erika, die ihn von Kind auf kannte, verstand ihn wohl, sie wußte, wie es dem ehrlichen, guten Menschen blutsauer geworden war, ihr das zu sagen. Sie dachte wie er — sie konnten sich ihr Glück vom Himmel herabreißen und ein paar Jahre in leidenschaftlichem Rausche verleben, aber das wahre, das echte Glück, das ihnen die gemeinsame Lebensaufgabe und -arbeit gebracht hätte, das war dahin! Hans Bernhard riefen jetzt ernste Pflichten, von ihm hing jetzt das Wohl und Wehe von Brelitz ab. Die Pflicht des Stärkeren, sie stand so klar vor ihm, er mußte dieser Pflicht jetzt folgen, es drängte ihn jetzt alles dazu.

Erika stieg noch einmal hinauf in das kleine Giebelzimmer, dessen Fenster nach dem Parke gingen. Sonst waren hier die Vorratsbetten, der große Ausstattungskoffer ihrer Mutter und allerlei trockene Gemüse und Kräuter aufbewahrt worden, ein feiner Duft von Thymian und Lavendel schwebte noch in dem kleinen Raum. Hier hatte sie oft am Fenster gestanden, wenn Hans Bernhard auf Urlaub hier war, und hatte hinübergeblickt nach dem Herrenhause, das jetzt so verlassen und traurig mit seinen geschlossenen Läden dalag. Die Thränen kamen ihr mit Gewalt, aber sie trocknete dieselben rasch, denn ihres Vaters Stimme rief nach ihr.

„Komm, Kind, es ist Zeit, die Pferde stehen nicht gern," sagte der alte Herr und bemühte sich, recht unbefangen auszusehen, während er sein großes, rotseidenes Taschentuch hervorzog und heftig die Nase bearbeitete.

Unten an dem Tritt standen viele von den Dorfleuten. „Adjüs auch, Herr Inspektor, adjüs, Mamsell Erika." Braune Hände streckten sich von allen Seiten hin.

„Adieu auch, Leute!" — wieder setzte sich das rotseidene Taschentuch in Bewegung — „na, denn bleibt man gesund. Und Snut" — und damit schob sich der alte Herr die Rührung kräftig vom Halse — „paß Er mir auch ordentlich auf die zweijährigen Fohlen auf, es sind ein paar höllische Racker dabei."

Die Pferde zogen an, und fort rollte der Wagen. Bei Pastors stiegen sie aus.

„Na, Jochen, morgen früh Punkt Klock sechs bist Du hier," sagte Vater Bohm zu dem Kutscher. „Denn grüß' man die Leut' und den alten Snut noch vielmals." —

Ein wehmütiger Abend, eine halb durchwachte Nacht — dann kam der Abschiedsmorgen.

Noch einmal rasselte der Brelitzer Wagen auf dem Steinpflaster des Pfarrhofes — aber wie erstaunten Erika und ihr Vater, als von dem Sitz neben dem Kutscher flink und behend Johann Brack herabstieg, einen dicken Krückstock und ein großes

Der alte Herr kraute sich nachdenklich das graue Haar. „Angestiftet hat er alles," bestätigte er, „aber einen Pflock kann man immer zurückstecken, es ist ihm schlecht gegangen, und deshalb ist er wohl so desperat geworden. Es ist im ganzen ein ordentlicher Mensch und tüchtiger Arbeiter, der die Behandlung nicht verdient hat, die ihm zu teil geworden ist. Er ist ja höllisch unverschämt geworden, aber es ist ein guter Kern in dem Bengel."

Der Kammerherr nickte. „Denselben Eindruck hatte ich auch von ihm, es freute mich, daß seine erste Frage war, wie es Ihnen gehe, Herr Bohm. Schenken kann ich ihm die Strafe nun freilich nicht ganz, aber ich denke, wenn er seine vier Wochen abgesessen hat, lassen wir ihn laufen."

„J woll!" sagte der alte Inspektor. „Das ist man — wer wird ihn nachher nehmen, wenn er das auf dem Buckel hat?"

„Daran habe ich auch gedacht und wollte nun Ihnen, liebes Fräulein, einen Vorschlag machen. Die Leute sind nun einmal unsere beiderseitigen Schützlinge," — er lächelte ein feines, herzenswarmes Lächeln, „deshalb will ich Ihre Zustimmung einholen. Die alten Leute sind versorgt, das Mädchen sagte mir, daß Schmidt schon früher die Absicht gehabt hat, nach Amerika zu gehen. Dort kann man solche Leute brauchen, ordentlich, rechtschaffen, die tüchtig arbeiten können und doch etwas auf sich halten. Wie wär's, wenn wir die beiden ordentlich ausstatteten und auswandern ließen?"

Diesmal ergriff Erika mit ihren beiden schlanken Händen die Rechte des Kammerherrn und drückte sie warm. „Das wäre eine gute That, Herr Baron, o wie freue ich mich! Ja, das ist das allerbeste für beide."

Der Inspektor hatte aufs höchste verwundert zugehört, er verstand die Verhandlung nicht ganz. Er blickte Erika an. „Aber —"

Sie fiel ihm errötend ins Wort. „Später, lieber Vater, ich erkläre Dir alles später."

Der Inspektor stand auf. „Ich darf mich also als entlassen betrachten, Herr Baron?"

„Wenn Sie es nicht anders wollen: ja," antwortete der Kammerherr, „aber ich hoffe, daß wir Sie auch später nicht aus den Augen verlieren werden. Haben Sie schon über Ihren neuen Wohnsitz Bestimmungen getroffen?"

„Ja." Herr Bohm nannte eine etwa zehn Meilen entfernte Stadt, in der ihm eine verheiratete Schwester lebte.

„Nun, dann hoffe ich Sie öfter zu sehen, Geschäfte führen mich zuweilen dorthin. Auf Wiedersehen also, lieber Bohm! Auf Wiedersehen, Fräulein Erika!" —

Es rief große Aufregung in Brelitz hervor, als die Nachricht daselbst bekannt wurde, Inspektor Bohm gehe am 1. Mai ab. Er hatte zu lange an der Spitze des ganzen Wirtschaftsgetriebes gestanden, als daß die Leute sich gleich hineinfinden konnten, daß es nun anders werden sollte in Brelitz. Aber die Meinungen waren geteilt. Die meisten hingen an dem alten Herrn, manch einer aber war auch darunter, der sich der neuen Sonne zuwandte und alles von dem Regimente Hans Bernhards erhoffte. Auch über den Anlaß zu der Kündigung war man sich nicht einig. Während die Hälfte des Dorfes ganz richtig annahm, daß die Ereignisse am Ende des März die Veranlassung gewesen, wußte die andere Hälfte es ganz genau, daß ihm der Kammerherr schon vor dem Tode der Baronin gekündigt, daß der Inspektor mit seiner Tochter nachher noch nach Kielpusch gefahren, um zu bitten, daß er im Amt bleiben könne, daß der Kammerherr sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Inspektor für den 1. Mai entlassen habe.

Erika und ihr Vater kümmerten sich wenig um diese Reden, sie hatten vollauf zu thun mit den Vorbereitungen zum Umzuge. Erika war zu ihren Verwandten in die Stadt gereist, einem alten, steifen, kinderlosen Ehepaare, und hatte mit deren Hilfe eine Wohnung gemietet, klein, aber freundlich gelegen. Sie war sehr still zurückgekehrt, ihr war gedrückt zu Mut, wenn sie an das kleine Haus, die enge Straße dachte, an die schmale, dunkle Treppe, die hinaufführte zu der neuen Wohnung, die nur aus drei Zimmern, Küche und Kammer bestand. Sie war an die großen, luftigen Zimmer ihres Hauses in Brelitz gewöhnt, an den weiten Hausflur mit seinen roten Steinfliesen, dessen schwere Eichenthür im Sommer immer weit offen stand, daß Licht und Luft ungehindert einströmen konnten.

In diesem Gefühl trat sie hinaus auf den hohen Tritt vor der Thür, wie saß sich's da so gut auf den grünen Holzbänken zu beiden Seiten, während die Linden über dem Haupte rauschten und den Platz in tiefen, kühlen Schatten hüllten, wenn auch die Sommersonne noch so glühend vom Himmel herniederbrannte. Weit dehnte sich der Platz vor dem Hause, auf dem ganze Scharen von Hühnern, Puten und Enten lustwandelten, aus den Ställen des Wirtschaftshofes drang das Brummen der Kühe, das Wiehern der Pferde, der helle, scharfe Schrei der Gänse herüber, auf dem großen Scheunendache stand der Storch und klapperte, Schwalben schossen durch die Luft und verschwanden im Kuhstall oder auch unter dem zierlich vorspringenden Dache des Herrenhauses, das mit seinen weißen Mauern und grünen Läden hübsch und sauber wie ein Schmuckkästchen aussah. Seitwärts davon konnte man einen Blick in die grüne Dämmerung des Parkes werfen, geheimnisvoll lockend lief der gelbe Kiesweg in den Baumschatten hinein, fernher leuchtete das weiße Birkengeländer der kleinen Brücke, die über das schwarze, langsam dahinziehende Wasser des alten Grabens führte. Dann konnte man den Blick rechts wenden, die Dorfstraße entlang, an der die kleinen Häuser lagen, in denen sie jedes Kind kannte. Alles würde versinken, wenige Tage, und es war vorbei. Erikas Augen wurden trüber, sie wandte sich und wollte ins Haus zurückgehen, als ein leichter Schritt auf der Treppe klang. Sie blieb stehen.

„Nun, Brack, was giebt es?"

Der kleine Mann lachte verlegen. „O nicks nich, Mamselling," sagte er, die Mütze abnehmend und in den Händen drehend. „Ich wollt' bloß fragen,

ob Sie all 'n Mädchen haben, wenn Sie in die Stadt ziehen?"

Erika sah verwundert auf. „Nein, noch nicht. Weiß Er vielleicht eins?"

Johann Spök glänzte über das ganze faltige Gesicht.

„Ne — ich wollt' bloß fragen, was Sie mich nicht brauchen könnten?"

Einen Augenblick war Erika sprachlos. „Aber Brack, Er kann doch nicht unser Mädchen sein."

„J worüm denn nich?" meinte er. „Jch thu' allens, was Sie wollen. Nehmen S' mich mit, Mamselling, ich halt's sonst nicht aus."

Erika war gerührt. „Jch muß erst mit Vater sprechen, Brack," sagte sie, um Zeit zu gewinnen.

„Na ja," sagte Brack zuversichtlich, „ich werd' kommen, mir Bescheid holen."

Das Lachen war jetzt ein seltener Gast bei dem alten Jnspektor, aber diesmal lachte er doch laut auf, als er den seltsamen Vorschlag hörte.

„Unsinn!" sagte er. „Brack ist ein alter Dämlack."

„Aber treu und brauchbar," meinte Erika zögernd.

„Jch glaube gar, Du hältst diesen Unsinn für möglich?"

Erika schwieg.

„Erika, meine alte Dirn, bist Du nicht verständig genug, einzusehen, daß es nicht geht?"

Sie blickte vor sich nieder. „Er thut mir leid, Vater. Der Alte ist so verlassen, seine Frau ist tot, Kinder oder Verwandte hat er nicht — ginge es nicht doch?"

Vater Bohm rauchte heftig. „Nein, Kind, es geht nicht. Du nimmst Dir zur Hilfe eine ordentliche Frau an, und Brack bleibt hier. Damit Punktum."

Erika seufzte. Sie sah ein, daß ihr Vater recht habe, aber es war ihr ein so tröstlicher Gedanke gewesen, das alte, gute Brelitzer Kind um sich zu haben.

XVII.

Der erste Mai war herangenaht. Vor der Thür des Wirtschaftshauses hielt der Stuhlwagen, Erika ging in den großen leeren Zimmern mit schwerem Herzen umher. Die Möbel waren schon am frühen Morgen, auf großen Erntewagen verpackt, fortgefahren worden, sie selbst wollten jetzt nach Mahlow zum Pastor, dort die letzte Nacht zu bleiben und dann am nächsten Morgen von da aus die Reise in die neue Heimat anzutreten.

Jhr Schritt hallte wider in den leeren Räumen. Schwer lag ihr das Herz in der Brust. Ach, Erika war keine Heldin, welche im Bewußtsein ihrer Tugend sich stolz und erhaben über den Schmerz zeigte, sie war nur ein armes, schwaches Menschenkind, welches dem Zwang der Verhältnisse gehorchen mußte. Sie dachte an Hans Bernhard mit ungestümer Sehnsucht, sie grollte und haderte mit dem Geschick, aber sie ergab sich in das Unvermeidliche. Sie dankte Hans Bernhard, daß er sich noch fern hielt von seinem Erbe; einmal nur hatte sie ihn in dieser Zeit von weitem gesehen, als die alte Baronin nach Kiekpusch übergeführt wurde, er war gleich von dort aus wieder in seine Garnison zurückgekehrt. Einmal hatte er ihr auch geschrieben, kurz und einfach, wie es seine Art war. Er nahm Abschied von ihr, er habe eingesehen, daß, wie die Verhältnisse jetzt lägen, sie beide sich fügen müßten. Er fügte wenig hinzu, Briefschreiben und große Worte waren Hans Bernhards Sache nicht. Doch Erika, die ihn von Kind auf kannte, verstand ihn wohl, sie wußte, wie es dem ehrlichen, guten Menschen blutsauer geworden war, ihr das zu sagen. Sie dachte wie er — sie konnten sich ihr Glück vom Himmel herabreißen und ein paar Jahre in leidenschaftlichem Rausche verleben, aber das wahre, das echte Glück, das ihnen die gemeinsame Lebensaufgabe und -arbeit gebracht hätte, das war dahin! Hans Bernhard riefen jetzt ernste Pflichten, von ihm hing jetzt das Wohl und Wehe von Brelitz ab. Die Pflicht des Stärkeren, sie stand so klar vor ihm, er mußte dieser Pflicht jetzt folgen, es drängte ihn jetzt alles dazu.

Erika stieg noch einmal hinauf in das kleine Giebelzimmer, dessen Fenster nach dem Parke gingen. Sonst waren hier die Vorratsbetten, der große Ausstattungskoffer ihrer Mutter und allerlei trockene Gemüse und Kräuter aufbewahrt worden, ein feiner Duft von Thymian und Lavendel schwebte noch in dem kleinen Raum. Hier hatte sie oft am Fenster gestanden, wenn Hans Bernhard auf Urlaub hier war, und hatte hinübergeblickt nach dem Herrenhause, das jetzt so verlassen und traurig mit seinen geschlossenen Läden dalag. Die Thränen kamen ihr mit Gewalt, aber sie trocknete dieselben rasch, denn ihres Vaters Stimme rief nach ihr.

„Komm, Kind, es ist Zeit, die Pferde stehen nicht gern," sagte der alte Herr und bemühte sich, recht unbefangen auszusehen, während er sein großes, rotseidenes Taschentuch hervorzog und heftig die Nase bearbeitete.

Unten an dem Tritt standen viele von den Dorfleuten. „Adjüs auch, Herr Jnspektor, adjüs, Mamsell Erika." Braune Hände streckten sich von allen Seiten hin.

„Adieu auch, Leute!" — wieder setzte sich das rotseidene Taschentuch in Bewegung — „na, denn bleibt man gesund. Und Snut" — und damit schob sich der alte Herr die Rührung kräftig vom Halse — „paß Er mir auch ordentlich auf die zweijährigen Fohlen auf, es sind ein paar höllische Racker dabei."

Die Pferde zogen an, und fort rollte der Wagen. Bei Pastors stiegen sie aus.

„Na, Jochen, morgen früh Punkt Klock sechs bist Du hier," sagte Vater Bohm zu dem Kutscher. „Denn grüß' man die Leut' und den alten Snut noch vielmals." —

Ein wehmütiger Abend, eine halb durchwachte Nacht — dann kam der Abschiedsmorgen.

Noch einmal rasselte der Brelitzer Wagen auf dem Steinpflaster des Pfarrhofes — aber wie erstaunten Erika und ihr Vater, als von dem Sitz neben dem Kutscher flink und behend Johann Brack herabstieg, einen dicken Krückstock und ein großes

Der alte Herr kraute sich nachdenklich das graue Haar. „Angestiftet hat er alles," bestätigte er, „aber einen Pflock kann man immer zurückstecken, es ist ihm schlecht gegangen, und deshalb ist er wohl so desperat geworden. Es ist im ganzen ein ordentlicher Mensch und tüchtiger Arbeiter, der die Behandlung nicht verdient hat, die ihm zu teil geworden ist. Er ist ja höllisch unverschämt geworden, aber es ist ein guter Kern in dem Bengel."

Der Kammerherr nickte. „Denselben Eindruck hatte ich auch von ihm, es freute mich, daß seine erste Frage war, wie es Ihnen gehe, Herr Bohm. Schenken kann ich ihm die Strafe nun freilich nicht ganz, aber ich denke, wenn er seine vier Wochen abgesessen hat, lassen wir ihn laufen."

„I woll!" sagte der alte Inspektor. „Das ist man — wer wird ihn nachher nehmen, wenn er das auf dem Buckel hat?"

„Daran habe ich auch gedacht und wollte nun Ihnen, liebes Fräulein, einen Vorschlag machen. Die Leute sind nun einmal unsere beiderseitigen Schützlinge," — er lächelte ein feines, herzenswarmes Lächeln, „deshalb will ich Ihre Zustimmung einholen. Die alten Leute sind versorgt, das Mädchen sagte mir, daß Schmidt schon früher die Absicht gehabt hat, nach Amerika zu gehen. Dort kann man solche Leute brauchen, ordentlich, rechtschaffen, die tüchtig arbeiten können und doch etwas auf sich halten. Wie wär's, wenn wir die beiden ordentlich ausstatteten und auswandern ließen?"

Diesmal ergriff Erika mit ihren beiden schlanken Händen die Rechte des Kammerherrn und drückte sie warm. „Das wäre eine gute That, Herr Baron, o wie freue ich mich! Ja, das ist das allerbeste für beide."

Der Inspektor hatte aufs höchste verwundert zugehört, er verstand die Verhandlung nicht ganz. Er blickte Erika an. „Aber —"

Sie fiel ihm errötend ins Wort. „Später, lieber Vater, ich erkläre Dir alles später."

Der Inspektor stand auf. „Ich darf mich also als entlassen betrachten, Herr Baron?"

„Wenn Sie es nicht anders wollen: ja," antwortete der Kammerherr, „aber ich hoffe, daß wir Sie auch später nicht aus den Augen verlieren werden. Haben Sie schon über Ihren neuen Wohnsitz Bestimmungen getroffen?"

„Ja." Herr Bohm nannte eine etwa zehn Meilen entfernte Stadt, in der ihm eine verheiratete Schwester lebte.

„Nun, dann hoffe ich Sie öfter zu sehen, Geschäfte führen mich zuweilen dorthin. Auf Wiedersehen also, lieber Bohm! Auf Wiedersehen, Fräulein Erika!" —

Es rief große Aufregung in Brelitz hervor, als die Nachricht daselbst bekannt wurde, Inspektor Bohm gehe am 1. Mai ab. Er hatte zu lange an der Spitze des ganzen Wirtschaftsgetriebes gestanden, als daß die Leute sich gleich hineinfinden konnten, daß es nun anders werden sollte in Brelitz. Aber die Meinungen waren geteilt. Die meisten hingen an dem alten Herrn, manch einer aber war auch darunter, der sich der neuen Sonne zuwandte und alles von dem Regimente Hans Bernhards erhoffte. Auch über den Anlaß zu der Kündigung war man sich nicht einig. Während die Hälfte des Dorfes ganz richtig annahm, daß die Ereignisse am Ende des März die Veranlassung gewesen, wußte die andere Hälfte es ganz genau, daß ihm der Kammerherr schon vor dem Tode der Baronin gekündigt, daß der Inspektor mit seiner Tochter nachher noch nach Kiekpusch gefahren, um zu bitten, daß er im Amt bleiben könne, daß der Kammerherr sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Inspektor für den 1. Mai entlassen habe.

Erika und ihr Vater kümmerten sich wenig um diese Reden, sie hatten vollauf zu thun mit den Vorbereitungen zum Umzuge. Erika war zu ihren Verwandten in die Stadt gereist, einem alten, steifen, kinderlosen Ehepaare, und hatte mit deren Hilfe eine Wohnung gemietet, klein, aber freundlich gelegen. Sie war sehr still zurückgekehrt, ihr war gedrückt zu Mut, wenn sie an das kleine Haus, die enge Straße dachte, an die schmale, dunkle Treppe, die hinaufführte zu der neuen Wohnung, die nur aus drei Zimmern, Küche und Kammer bestand. Sie war an die großen, luftigen Zimmer ihres Hauses in Brelitz gewöhnt, an den weiten Hausflur mit seinen roten Steinfliesen, dessen schwere Eichenthür im Sommer immer weit offen stand, daß Licht und Luft ungehindert einströmen konnten.

In diesem Gefühl trat sie hinaus auf den hohen Tritt vor der Thür, wie saß sich's da so gut auf den grünen Holzbänken zu beiden Seiten, während die Linden über dem Haupte rauschten und den Platz in tiefen, kühlen Schatten hüllten, wenn auch die Sommersonne noch so glühend vom Himmel herniederbrannte. Weit dehnte sich der Platz vor dem Hause, auf dem ganze Scharen von Hühnern, Puten und Enten lustwandelten, aus den Ställen des Wirtschaftshofes drang das Brummen der Kühe, das Wiehern der Pferde, der helle, scharfe Schrei der Gänse herüber, auf dem großen Scheunendache stand der Storch und klapperte, Schwalben schossen durch die Luft und verschwanden im Kuhstall oder auch unter dem zierlich vorspringenden Dache des Herrenhauses, das mit seinen weißen Mauern und grünen Läden hübsch und sauber wie ein Schmuckkästchen aussah. Seitwärts davon konnte man einen Blick in die grüne Dämmerung des Parkes werfen, geheimnisvoll lockend lief der gelbe Kiesweg in den Baumschatten hinein, fernher leuchtete das weiße Birkengeländer der kleinen Brücke, die über das schwarze, langsam dahinziehende Wasser des alten Grabens führte. Dann konnte man den Blick rechts wenden, die Dorfstraße entlang, an der die kleinen Häuser lagen, in denen sie jedes Kind kannte. Alles würde versinken, wenige Tage, und es war vorbei. Erikas Augen wurden trüber, sie wandte sich und wollte ins Haus zurückgehen, als ein leichter Schritt auf der Treppe klang. Sie blieb stehen.

„Nun, Brack, was giebt es?"

Der kleine Mann lachte verlegen. „O nicks nich, Mamselling," sagte er, die Mütze abnehmend und in den Händen drehend. „Ich wollt' bloß fragen,

ob Sie all 'n Mädchen haben, wenn Sie in die Stadt ziehen?"

Erika sah verwundert auf. „Nein, noch nicht. Weiß Er vielleicht eins?"

Johann Spök glänzte über das ganze faltige Gesicht.

„Ne — ich wollt' bloß fragen, was Sie mich nicht brauchen könnten?"

Einen Augenblick war Erika sprachlos. „Aber Brack, Er kann doch nicht unser Mädchen sein."

„J worüm denn nich?" meinte er. „Ich thu' allens, was Sie wollen. Nehmen S' mich mit, Mamselling, ich halt's sonst nicht aus."

Erika war gerührt. „Ich muß erst mit Vater sprechen, Brack," sagte sie, um Zeit zu gewinnen.

„Na ja," sagte Brack zuversichtlich, „ich werd' kommen, mir Bescheid holen."

Das Lachen war jetzt ein seltener Gast bei dem alten Inspektor, aber diesmal lachte er doch laut auf, als er den seltsamen Vorschlag hörte.

„Unsinn!" sagte er. „Brack ist ein alter Dämlack."

„Aber treu und brauchbar," meinte Erika zögernd.

„Ich glaube gar, Du hältst diesen Unsinn für möglich?"

Erika schwieg.

„Erika, meine alte Dirn, bist Du nicht verständig genug, einzusehen, daß es nicht geht?"

Sie blickte vor sich nieder. „Er thut mir leid, Vater. Der Alte ist so verlassen, seine Frau ist tot, Kinder oder Verwandte hat er nicht — ginge es nicht doch?"

Vater Bohm rauchte heftig. „Nein, Kind, es geht nicht. Du nimmst Dir zur Hilfe eine ordentliche Frau an, und Brack bleibt hier. Damit Punktum."

Erika seufzte. Sie sah ein, daß ihr Vater recht habe, aber es war ihr ein so tröstlicher Gedanke gewesen, das alte, gute Brelitzer Kind um sich zu haben.

XVII.

Der erste Mai war herangenaht. Vor der Thür des Wirtschaftshauses hielt der Stuhlwagen, Erika ging in den großen leeren Zimmern mit schwerem Herzen umher. Die Möbel waren schon am frühen Morgen, auf großen Erntewagen verpackt, fortgefahren worden, sie selbst wollten jetzt nach Mahlow zum Pastor, dort die letzte Nacht zu bleiben und dann am nächsten Morgen von da aus die Reise in die neue Heimat anzutreten.

Ihr Schritt hallte wider in den leeren Räumen. Schwer lag ihr das Herz in der Brust. Ach, Erika war keine Heldin, welche im Bewußtsein ihrer Tugend sich stolz und erhaben über den Schmerz zeigte, sie war nur ein armes, schwaches Menschenkind, welches dem Zwang der Verhältnisse gehorchen mußte. Sie dachte an Hans Bernhard mit ungestümer Sehnsucht, sie grollte und haderte mit dem Geschick, aber sie ergab sich in das Unvermeidliche. Sie dankte Hans Bernhard, daß er sich noch fern hielt von seinem Erbe; einmal nur hatte sie ihn in dieser Zeit von weitem gesehen, als die alte Baronin nach Kiekpusch übergeführt wurde, er war gleich von dort aus wieder in seine Garnison zurückgekehrt. Einmal hatte er ihr auch geschrieben, kurz und einfach, wie es seine Art war. Er nahm Abschied von ihr, er habe eingesehen, daß, wie die Verhältnisse jetzt lägen, sie beide sich fügen müßten. Er fügte wenig hinzu, Briefschreiben und große Worte waren Hans Bernhards Sache nicht. Doch Erika, die ihn von Kind auf kannte, verstand ihn wohl, sie wußte, wie es dem ehrlichen, guten Menschen blutsauer geworden war, ihr das zu sagen. Sie dachte wie er — sie konnten sich ihr Glück vom Himmel herabreißen und ein paar Jahre in leidenschaftlichem Rausche verleben, aber das wahre, das echte Glück, das ihnen die gemeinsame Lebensaufgabe und -arbeit gebracht hätte, das war dahin! Hans Bernhard riefen jetzt ernste Pflichten, von ihm hing jetzt das Wohl und Wehe von Brelitz ab. Die Pflicht des Stärkeren, sie stand so klar vor ihm, er mußte dieser Pflicht jetzt folgen, es drängte ihn jetzt alles dazu.

Erika stieg noch einmal hinauf in das kleine Giebelzimmer, dessen Fenster nach dem Parke gingen. Sonst waren hier die Vorratsbetten, der große Ausstattungskoffer ihrer Mutter und allerlei trockene Gemüse und Kräuter aufbewahrt worden, ein feiner Duft von Thymian und Lavendel schwebte noch in dem kleinen Raum. Hier hatte sie oft am Fenster gestanden, wenn Hans Bernhard auf Urlaub hier war, und hatte hinübergeblickt nach dem Herrenhause, das jetzt so verlassen und traurig mit seinen geschlossenen Läden dalag. Die Thränen kamen ihr mit Gewalt, aber sie trocknete dieselben rasch, denn ihres Vaters Stimme rief nach ihr.

„Komm, Kind, es ist Zeit, die Pferde stehen nicht gern," sagte der alte Herr und bemühte sich, recht unbefangen auszusehen, während er sein großes, rotseidenes Taschentuch hervorzog und heftig die Nase bearbeitete.

Unten an dem Tritt standen viele von den Dorfleuten. „Adjüs auch, Herr Inspektor, adjüs, Mamsell Erika." Braune Hände streckten sich von allen Seiten hin.

„Adieu auch, Leute!" — wieder setzte sich das rotseidene Taschentuch in Bewegung — „na, denn bleibt man gesund. Und Snut" — und damit schob sich der alte Herr die Rührung kräftig vom Halse — „paß Er mir auch ordentlich auf die zweijährigen Fohlen auf, es sind ein paar höllische Racker dabei."

Die Pferde zogen an, und fort rollte der Wagen. Bei Pastors stiegen sie aus.

„Na, Jochen, morgen früh Punkt Klock sechs bist Du hier," sagte Vater Bohm zu dem Kutscher. „Denn grüß' man die Leut' und den alten Snut noch vielmals." —

Ein wehmütiger Abend, eine halb durchwachte Nacht — dann kam der Abschiedsmorgen.

Noch einmal rasselte der Brelitzer Wagen auf dem Steinpflaster des Pfarrhofes — aber wie erstaunten Erika und ihr Vater, als von dem Sitz neben dem Kutscher flink und behend Johann Brack herabstieg, einen dicken Krückstock und ein großes

Bündel, in einen blaukarrierten Bettbezug geknüpft, in der Hand.

„Was will Er, Brack?“ fragte der Inspektor streng.

„Herr Inspektor, ich wollt' man bloß fragen, was Sie mich nicht bis in die Stadt mitnehmen könnten?“

„Was will Er da?“

„Mir 'n Dienst suchen.“

„Hat Er denn seinen Schein, daß Er sich anderweit vermieten kann?“

„Ja, Herr, ich bin gestern nach Kiekpusch gewesen und der Herr Baron hat ihn mir gegeben.“

Der alte Inspektor stand in tiefen Gedanken. Auch der kleine Brack rührte sich nicht.

Endlich drehte sich der alte Herr kurz um. „Er ist ein Esel, Brack, aber mitfahren kann Er.“

Drinnen im Hause saß Erika zwischen den jungen Mädchen am Kaffeetisch, ein Strauß von Narcissen, Primeln und den ersten Mairosenknospen lag neben ihr.

„Mach Dich fertig, Kind,“ sagte ihr Vater, mit dem Pastor eintretend, „und daß Du's weißt: Brack kommt mit uns.“

„Vater!“ Erika sprang auf.

„Er will's ja nicht anders.“ Vater Bohm suchte heftig nach seinem Rotseidenen. „Lebt wohl, Kinder, vielen, vielen Dank, Pastor! Frau Pastor, 'n Butterbrot für Brack und 'n kleinen Kümmel. Na, nun weint man nicht so, wir gehen ja nicht aus der Welt. — Kinder, seid doch vernünftig! — Erika, Du bist doch all einundzwanzig Jahr'! Adieu, Pastor, und was ich noch sagen wollt': laß Dir bloß nicht wieder Rotklee von Kaufmann Piepern aufhängen, das Jux taugt nichts. Schön, Frau Pastor, das wird ihm gut thun. — Adieu, adieu! Na, Frieda und Lening, denn besucht auch Onkel Bohm mal, und Du, Marie, und schreibt auch, wie's Ernst in Rostock gefällt und was Wilhelm sein Oberförster sagt. Lebt alle wohl!“ —

Ernst und traurig zogen sie am Abend spät in der kleinen Stadtwohnung ein; in dem kleinen Kämmerchen neben der Küche schlug ein vergnügtes Herz, und das sanfte Schnarchen, das die Nacht hindurch daraus hervortönte, gab Kunde, daß Johann Brack den Schlaf eines mit sich und der Welt zufriedenen Gemütes schlief.

XVIII.

Das zweite Jahr des neuen Lebens war vergangen. Wieder war es Frühling geworden. An Erikas Fenster stand ein großer Strauß von Anemonen und Schlüsselblumen. Topfgewächse zog sie nicht, sie versperrten der Luft und dem Licht, die sie so sehr liebte, den Eingang. Sie mochte gern, wenn es anging, die Fenster weit offen haben. Die Erinnerung an ihr früheres Leben war noch sehr mächtig in ihr, trotzdem es ihr vorkam, als sei sie nicht um ein Jahr, nein, um viele Jahre älter geworden. Ihr hatte es anfangs wenig behagt in der Stadt, und sehr schwer war es ihr geworden, sich einzuleben, denn sie besaß kein großes Anpassungsvermögen, ihre Natur war schwerfällig und zäh, aber die Gewohnheit und die Liebe zu ihrem Vater halfen ihr den schwierigen Anfang überwinden.

„Ich begreife Dich nicht, Mädchen,“ sagte ihre Tante, die oft zum Besuch kam und jetzt strickend am Fenster saß, „wie kannst Du bloß Heimweh haben! Hast es ja jetzt viel besser in Eurer kleinen, netten Wohnung, all das Eurige um Euch her, keinen Ärger und keine Unruhe mit einer großen Wirtschaft, alles sauber und zierlich. Und dann die Unterhaltung! Du brauchst ja nur zum Fenster hinauszusehen, auf Eurer Straße ist immer Leben. Ich wollte, ich hätte es so leicht gehabt in meiner Jugend wie Du — was hab' ich mich quälen müssen!“

Erika lächelte, sie dachte an die steifleinene Häuslichkeit der Tante mit nicht der geringsten Lust zur Nacheiferung. Der Onkel war Musikus, er blies in der Stadtkapelle die Posaune, und so lang und steif wie sein Instrument kam er ihr selber vor. Alles an ihm war glatt und sauber, von der glänzend braunen Perücke und dem glattrasierten Gesicht zwischen den Vatermördern an, bis auf die Schnallenschuhe, die er in Erinnerung an seine Jünglingszeit im Hause immer trug. Die Tante mochte früher wohl etwas beweglicher gewesen sein, in fast vierzigjährigem Zusammenleben mit dem Gatten, ohne Kinder, waren sie eines Sinnes geworden. In ihrer Wohnung war alles wie geleckt, kein Stäubchen lag auf den spiegelblanken Möbeln, kein fröhlicher Tritt scholl auf dem Fußboden, kein helles Lachen im Zimmer.

„Tante, wenn ich Du wäre, ich hätte mir längst ein Kind angenommen,“ sagte Erika aus ihren Betrachtungen heraus.

Die Tante sah sie entsetzt an. „Ein Kind — nein, wo denkst Du hin — das litte auch Onkel nie. Wo sollte es auch bleiben? Die Stuben würden bald schön aussehen!“

Erika mußte über diese wahrhaft kindliche Selbstsucht lachen. „Wofür lebt Ihr denn eigentlich?“ fragte sie.

„Wofür?“ fragte die Tante erstaunt. „Mein Mann lebt für seinen Beruf, und ich lebe für meinen Mann und meine Wirtschaft.“

Erikas blaue Augen wurden sehr nachdenklich. Sie machte eine Betrachtung, die sich uns häufig aufdrängt im Leben: daß nämlich die Ansichten über Lebenszweck und Lebensaufgaben auch bei guten Menschen sehr verschieden sind. Die Tante hatte von ihrem Standpunkte aus recht, sie war wirklich dazu geboren, im kleinen und kleinsten Kreise zu wirken und glücklich zu sein. Bei etwaigen Konzerten oder Aufzügen ihren Mann mit aufgeblasenen Wangen an seinem Instrumente zu sehen, ihn blasen zu sehen, daß sich alle Nähte seines Rockes dehnten, waren ihr Höhepunkte des Lebens. Kummer war ihr alle vier Wochen die Waschfrau und die mit ihr einziehende Unruhe, ebenso die Handelsleute, die sie überteuern wollten; Freuden waren ihr die blanken Stuben, ihre großen, gelben Katzen, ihre Beobachtungen vom

Fenster aus und eine gute Tasse Kaffee im Kreise wohlerzogener Bekannter. Es muß auch solche Leute geben!

„Aber es giebt auch Leute, die das nicht können," dachte Erika. „O wirtschaften, wirtschaften können auf dem Lande und das Auge haben können über allem und sehen können wie es wächst und gedeiht: wann könnte ich die Sehnsucht danach wohl vergessen?!"

Die Tante wickelte sorgsam ihren weißen Strickstrumpf zusammen und erhob sich. „Onkel kommt um sieben Uhr aus der Probe nach Hause, da muß das Abendbrot bereit sein. Begleitest Du mich ein Stück, Riking?"

Erika holte Hut und Tuch, sie hatte Zeit, ihr Vater war verreist, er war zur Abschätzung eines Gutes als Sachverständiger zugezogen worden. Ihre Verwandten hatten sie freundlich eingeladen, die paar Tage bei ihnen zuzubringen, aber Erika wußte wohl, welche Unbequemlichkeit das bereiten würde und lehnte dankend ab. Brack bewachte sie so sorgsam, wie nur je ein Drache der Vorzeit einen Schatz, da hatte es keine Gefahr.

Die alte Stadt hatte noch Mauern und Thore mit Zinnen und Gitterthüren, hinter den Mauern zog sich wie ein herrlich grüner Kranz der alte Stadtwall rund herum, mit alten Eichen gekrönt, zur Seite schlich träge das Wasser im Wallgraben, dunkel beschattet von tiefhängenden Zweigen. Die Mauern mit ihren Türmen glänzten rot im Abendlicht, im Wallgraben sprang hie und da schnalzend ein Fisch auf, durch die Kronen der Eichen strich ein kühler Abendhauch, aber Erika hatte heute nicht viel Sinn dafür. Das Gespräch mit der Tante hatte ihr Herz aufgewühlt; während sie auf dem Wall dahinschritten, blickte sie durch die Stämme in das weite, flache Land hinaus, das im letzten Abendsonnenschein vor ihr lag, und dachte sehnsuchtsvolle Gedanken.

Sie begleitete die Tante bis zu ihrem Hause, aus dessen Fenstern schon der Onkel mit langer Pfeife heraussah — er durfte im Zimmer nie rauchen — und ging dann denselben Weg zurück. Es dämmerte schon stark, ihr war so sonderbar heut zu Mut, sie konnte es gar nicht begreifen, immer unruhvoller stieg es in ihr empor.

„Wenn ich doch mehr Arbeit hätte!" seufzte sie halblaut. Ihre Hauswirtschaft war so klein, so schnell besorgt, alle Zuthaten waren käuflich. Der Tag dehnte sich immer so endlos vor ihr. Sie hatte es mit Verkehr versucht, aber trotz guten Willens wollte es nicht gehen. Sie schloß sich schwer an und konnte sich nicht in den Ton der jungen Mädchen ihres Alters finden, sie war so einsam aufgewachsen, daß sie sich nicht mit ihnen verständigen konnte. Man fand sie langweilig, und sie fühlte wohl, daß sie nicht warm wurde. Großes Leid reift auch den Menschen, und Erika kam sich mit ihren dreiundzwanzig Jahren viel älter vor, als die andern jungen Mädchen. Es giebt Pflanzen, die das Versetzen nicht vertragen können, sie wachsen wohl an und sehen grün und kräftig aus, aber zum Blühen kommen sie nicht.

Es war schon dunkel im Flur und auf der Treppe, als sie nach Hause kam. Aus dem Hofe sprang Brack herbei, ihr die Thür aufzuschließen. Er hatte den Wechsel weit besser vertragen und war bereits eine äußerst volkstümliche Persönlichkeit in der Umgegend. Besonders die Kinder waren seine Freunde, sie entzückte er durch all die geheimnisvollen kleinen Kunstwerke, die er aus den Taschen seiner Jacke oder Lederhose hervorbrachte, und durch die unverwüstlich gute Laune, mit der er jeden Witz belachte, jeden Schaden ausbesserte und jede Unart verzieh.

„Hier is ok dat Blatt," sagte er und brachte die Landeszeitung zum Vorschein.

Erika nahm es und zündete Licht an, sie wollte lesen, um sich die Gedanken zu vertreiben.

Eine Weile las sie gleichgültig über die Reihen hin. Auf einmal stockten Wort und Gedanken, das Blut brannte in ihren Wangen, dann zog sich alles in ihr zusammen in rasendem Schmerz. Da stand unter „Hofnachrichten":

„Unsern Lesern können wir mitteilen, daß sich am großherzoglichen Hofe die Verlobung zwischen zwei Mitgliedern unserer ältesten erbangesessenen Adelsfamilien vollzogen hat. Der Freiherr Hans Bernhard von Kielpusch-Brelitz ist der Bräutigam, die Braut Luise, Gräfin Wrede, Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Marie."

Eine Weile starrte sie auf das Blatt. Aus — alles aus! schrie es in ihr. Draußen pfiff Brack, sie hörte ihn hinaus- und die Treppe hinabgehen. O, Gott sei Dank, jetzt war sie allein! Mit zitternden Knieen schritt sie zur Thür und riegelte zu, dann warf sie sich auf das Sofa, den Kopf tief in das Kissen vergrabend.

Wie hatte er das thun können! Ihr schien es, als sei alle Liebe in ihr erloschen, Haß bäumte sich auf gegen ihn, den sie so sehr geliebt. O, sterben, nur sterben können! Sie hatte früher wohl gedacht, ja erwarten müssen, daß es so kommen würde, seit dem Tode der Baronin aber, seit ihm Brelitz auch ohne Heirat zufiel, hatte sie es nicht mehr erwartet, und nun, da es wirklich kam, war es zu schwer für ihre Kraft. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihm die Hoffnung auf ihren Besitz für immer abgeschnitten war, daß er eine Hausfrau haben mußte, daß alle Umstände, daß seine ganze Familie ihn dazu gedrängt haben würden, sie rechnete auch nicht mit der Verschiedenheit der Mannes- und Frauennatur — Vernunft und Überlegung schwanden, Zorn, Schmerz und Haß tobten in ihrer Seele. Zwei kurze Jahre, und schon vergessen! Und wie hatte ihr Herz geblutet unter dem ungeheuren Opfer!

Sie lag stundenlang. Einmal kam Brack an die Thür und fragte, ob sie noch etwas brauche, dann hörte sie ihn die Thür schließen und in seine Kammer gehen. Endlich richtete sie sich auf. Da lag noch die Zeitung, die sie in wildem Zorn in einen Knäuel zusammengeballt hatte, die Lampe brannte düster, alles sah sie fremd und unheimlich an. Ein Schauder überlief sie, sie ging schnell in ihr Schlafzimmer. —

Als sie am Morgen nach unruhigem Schlummer erwachte, sah sie halb träumend in den lachenden Sonnenschein, der sich hinter den Vorhängen hervorstahl. Auf einmal fiel der Gedanke an das Geschehene mit Wucht auf ihre Seele. Vorbei — vorbei für immer. Jetzt hatte sie ihn erst wirklich verloren, bis jetzt hatte sie sich ihm verbunden gefühlt, ob die Verhältnisse sie auch trennten, jetzt war es vorbei. O, daß sie sterben könnte! Und wenn nicht sterben, dann, o Gott! nur etwas thun, um den quälenden Gedanken zu entrinnen. Arbeit! Arbeit! Nur nicht den Tag so verbringen, auf die Straße hinabsehen und immer denken, denken!

Sie konnte nicht beten, aber ihr Herz rief laut nach Hilfe in seiner Not.

Aber kein rettender Engel nahte, alles um sie her sah alltäglich und gewöhnlich aus, als sie das Wohnzimmer betrat.

Da that sich die Thür auf und Bracks vergnügtes, ahnungsloses Gesicht blickte herein.

„Morgen auch,“ nickte er vergnügt. „Das ist mal schön Wetter heut, warm als im Sommer. Die kranke Frau von Tischler Reckow sitzt auch all draußen und die kleinen Schustergören spielen auf dem Hof. Und nun hören Sie bloß mal, Mamselling, was ich erzählen will.“

Erikas Gedanke war, zu sagen, sie wolle nichts hören, da sie ihn aber nicht aussprach, so fuhr das alte Kind mit größter Unbefangenheit fort, fest überzeugt, daß es nichts Wichtigeres gäbe, als seine Mitteilung.

„Gestern abend mit der Berliner Post ist der Bruder von Frau Martens — Sie wissen doch, die junge Frau, die am Dienstag gestorben ist — angekommen. Er hat 'ne Wirtschaft ins Pommersche, aber schlecht soll's ihm auch man gehen. Was nun die drei Kinder sind, so will er man den Jung' mitnehmen, die Mädchen sollen hierbleiben, sie sagen ja, die Stadt muß for sorgen.“

Erika hatte sonst viel Anteil genommen an der kranken jungen Frau und ihren Kindern, denen es so bitter arm ging, trotzdem sie fleißig und ganz gebildet waren. Der Tod der Armen, die Verlassenheit der Waisen, die mitleidige Nachbarn auf die ersten Tage zu sich genommen hatten, waren ihr erschütternd gewesen — jetzt hörte sie gleichgültig zu.

„Nu ist das man,“ sagte Brack, sich den Kopf kratzend, „was soll aus die kleinen Dirns werden? Solch ungünnt Brot schmeckt bitter, und gar nicht wo zu Hauf' sein, das ist auch man so.“ Er schwieg und blickte Erika erwartungsvoll an.

Ein Schimmer von Teilnahme überflog ihr Gesicht, die beiden Kinder, neun und zwölf Jahre alt, waren ihre Lieblinge, die sie oft besuchten.

Johann Spök drehte seine Mütze und wischte mit dem Ärmel seine Nase, dann blickte er Erika dreist an. „Und ich dacht', Mamselling, Sie sind doch immer so gut, und solche Würm essen ja nicht viel — könnten Sie die kleinen Dirns nicht behalten?“

Nun war's heraus! Erika starrte ihn eine Weile sprachlos an, ihr war's, als erwache sie aus tiefem Traume, warm flutete es durch ihr Herz. „Ich will mir's überlegen, Brack.“

Aber als er hinaus war, falteten sich ihre Hände, es kochte in ihr, heiß stieg es ihr in die Augen und die ersten Thränen stürzten über ihre Wangen.

XIX.

Am nächsten Tage kam ihr Vater zurück, lustig und aufgeräumt wie lange nicht, die kleine Reise, die Fahrt über Land, die Umschau in einer Landwirtschaft hatten ihm gut gethan.

Er machte große Augen, als Erika ihm erzählte, was Brack berichtet und die innige Bitte daran knüpfte, die verlassenen Kinder zu sich nehmen zu dürfen.

„Dirning, Dirning,“ sagte er, „das ist wohl zu überlegen; 'n Krösus bin ich nun mal nicht, und es gehört ein ganz Teil dazu, zumal in diesen Zeiten, zwei Menschen durchzubringen.“

„Vater — wir haben jetzt immer recht bequem gelebt, ich habe nicht sparen brauchen — wenn wir uns ein klein wenig einschränkten? — Auf immer soll es ja nicht sein, nur bis die Kinder so weit sind, daß sie selbst etwas verdienen können. Luise ist schon zwölf Jahre. Sieh, ich dachte —“ sie legte dem alten Herrn den Arm um den Hals — „ich habe ja noch die zweitausend Thaler von Onkel August; die könnten ruhig daraufgehen — laß mich's thun!“

„Wir haben ja keinen Platz.“

Erika lächelte zuversichtlich, sie sah, daß in des alten Herrn Gesicht schon die Rührung kämpfte. „Unsere Wohnstube ist groß genug auch für vier, und in meiner Schlafstube kann ganz gut noch ein großes Bett stehen.“

„Kind, Kind, wenn es Dir nur nicht zu viel wird! Du siehst jetzt so blaß aus“ — er klopfte ihren dunklen Kopf — „denk' mal, zwei Kinder machen Arbeit.“

„Arbeit?!“ Das Blut schoß in Erikas Wangen. „O Vater, danach sehne ich mich ja so sehr, ich kann's ja nicht aushalten ohne Arbeit.“

Der alte Herr suchte eiligst sein Taschentuch. „Na, denn man zu, denn wird's wohl unserm Herrgott sein Wille sein.“

Der glücklichste Mensch war jetzt Brack. Er war es, der, nachdem Vater Bohm sich mit dem Vormund der Kinder geeinigt, denselben ihr Los ankündigen durfte, er durfte einige Tage später im Verein mit ihnen ihre kleinen Habseligkeiten hinüberräumen in das Nachbarhaus, er durfte Erika helfen, die Stube neu einzurichten. An seiner Hand kamen zuletzt auch die beiden kleinen Mädchen, Erika empfing sie und nahm sie liebreich in die Arme, ja, als die Kleinen schon süß schliefen, stand sie noch an ihrem Bette und sah gedankenvoll auf sie herab. —

Erika vergaß auf Stunden, während sie beschäftigt war, ihren Schmerz, kaum war sie aber allein, so brachen alle Wunden von neuem auf.

Es drückte sie, daß ihr Vater nichts von dem

Geschehenen wußte, und doch war sie nicht imstande, es ihm zu sagen. Er war so froh gestimmt, lachte und scherzte mit den Kindern und schien das Ehemals fast vergessen zu haben.

Das Gut, welches er hatte abschätzen helfen, lag in der Nähe von Brelitz. Gleich in den ersten Tagen fing er an, zu erzählen, wie Hans Bernhard wirtschafte.

„Einen Inspektor mußte er sich ja nehmen," sagte er, „denn wenn er auch ein geborener Landmann ist, so will doch alles gelernt sein. Aber er ist überall selbst bei, und zu den Leuten soll er gut sein, er soll nicht zu viel thun, aber überall das Richtige. Die ganze Gegend ist voll von ihm. Na, mich freut's mächtig, ich hab' ihm immer was Tüchtiges zugetraut. Nun ist's doch gut, wie alles gekommen ist, nicht, Erika?"

Erika senkte den Kopf. „Ja, Vater," sagte sie gepreßt.

Sie sah nicht den Blick unendlicher Liebe, mit dem der alte Mann sie betrachtete. Beide schwiegen. Mächtige Dampfwolken entstiegen der Pfeife, dann stand Vater Bohm auf. „Na, laß man gut sein, meine alte Dirn, laß man all gut sein."

* * *

Ein paar Tage nachher kam die Tante Erikas.

„Erika, Mädchen, was giebst Du an?" rief sie schon auf der Treppe, als Erika, die sie hatte kommen sehen, öffnete. „Sollt' man's wohl glauben? Ich denke, Dein Vater spaßt, als er es mir erzählte."

Erika mußte lächeln, während sie die Tante ins Zimmer führte und dieselbe sich auf ihrem Lieblingsplatz, dem Stuhl am Fenster, niederließ.

Aber Frau Bütow war heute zu aufgeregt, um die Reize dieses Platzes zu würdigen.

„Nein, ist es wohl zu glauben?" rief sie von neuem. „Hast es so gut, Ihr habt zu leben, wenig zu thun, könnt alle Tage ausgehen — und da lädt dies Mädchen sich anderer Leute Kinder auf, um nichts und wieder nichts."

„Doch, Tante, um etwas. Ich komme mir ganz anders vor, seit ich wieder für etwas zu sorgen habe."

Die Tante schüttelte den Kopf und blickte mißtrauisch auf die weißen Dielen, während Erika den Kaffeetisch deckte.

„Na, dann zeige mir doch mal die beiden kleinen Mädchen," sagte sie endlich, nach ihrem Tröster, dem Strickstrumpf, langend.

„Sie sind nicht zu Hause, Tante."

„Sind es denn nette Kinder?"

„Ich denke doch. Luise ist ein stilles, fleißiges Kind, die kleine Bertha ist noch ein Wildfang, aber recht klug und lebhaft Horch — da kommen sie — die hört man gleich auf der Treppe."

Frau Bütow ließ ihren Strickstrumpf sinken, als sich die Thür öffnete. Zwei kleine schwarze Gestalten traten ein und blieben befangen stehen, als sie die fremde Frau gewahrten.

„Das ist Luise," sagte Erika, den Arm um ein schlankes, braunhaariges Kind legend, das schüchtern näher trat. „Und dies Bertha." Sie erhaschte ein kleines, blondes Ding, das auf Verlangen eine kleine, derbe Hand hinstreckte und sich mit muntern Augen umsah. „Nun seht einmal zu, ob Onkel schon ausgeschlafen hat, dann ruft ihn zum Kaffee."

„Nett sehen sie aus," sagte die Tante später, als sie allein waren, „aber für mich wäre es doch nichts, ein paar so kleine Geister um mich zu haben."

Und der Onkel, der sie abzuholen kam, fügte würdevoll hinzu: „Nein, Friederike, für uns paßt das nicht."

Für Erika aber kam jetzt eine bessere Zeit. Sie hatte reichlich zu thun, denn zwei Esser mehr machten den Haushalt teurer, und da galt es zu sparen. Sie wurde erfinderisch und geschickt in der Kunst, aus alten Sachen neue zu machen, Kleider und Wäsche zu nähen, auch mit Bracks Hilfe kleine Ausbesserungen im Haushalt selbst zu besorgen. Brack stand ihr überhaupt treulich zur Seite, er verstand sich auf viele kleine Kunstgriffe und hatte überhaupt eine praktische Ader. Auf seinen Rat pachtete sie einen Garten vor dem Thore, in welchem er die Kartoffeln, das Gemüse und Obst, das der Haushalt brauchte, zog. Hierdurch aber fehlte seine Hilfe manchmal im Hause, so daß Erika tüchtig angreifen mußte. Aber sie that es gern. Wenn sie dann sah, wie es den beiden kleinen Kostgängern schmeckte, wie sie aufblühten und allmählich immer fröhlicher und zutraulicher wurden, dann vergaß sie alle Mühe und es war nicht die Küchenhitze allein, die auf ihre Wangen frisches Rot zauberte. Allmählich fand sie ihr Gleichgewicht wieder und lernte den herben Schmerz überwinden. Die Erinnerung an ihre Liebe lag wie ein versunkener Schatz im Grunde ihrer Seele, aber sie dachte nicht oft daran und wandte sich mit aller Lebens- und Liebeskraft den Ihren zu, die sie umgaben.

Am Nachmittage hatte sie bald eine neue Thätigkeit. Es gab nur eine allgemeine Schule für Knaben und Mädchen in der Stadt, in welcher die Elementarwissenschaften gelehrt wurden. Aber Erika erinnerte sich ihrer eigenen Bildungszeit im Pfarrhause zu Mahlow und hegte den innigen Wunsch, den beiden kleinen Pfleglingen noch etwas mehr vom Wissen zu erschließen, als die Schule es konnte. So saß sie denn nachmittags und las und lernte mit ihnen. Zwar Luise war wenig empfänglich dafür, viel lieber half sie Erika in der Küche oder saß stundenlang und machte saubere Handarbeiten. Wenn Erika sich für irgend eine Sache begeisterte, sah sie oft die stillen Augen des Kindes mit verwunderter Frage auf sich ruhen. Aber der kleinen Bertha glänzendes Augenpaar hing an ihren Lippen, und zwischen ihr und Erika begann sich ein geistiges Band zu weben, viel fester als das, welches Luise an sie fesselte.

Die Tante bemerkte den Unterschied auch. „Luise ist ein nettes Mädchen," sagte sie oft, „alles geht ihr so flink und nett von der Hand, man merkt sie kaum. Aber wenn Berting in die Stube kommt, das ist wie lauter Sonnenschein."

XX.

Der Herbst des vierten Jahres brachte einen unerwarteten Besuch. Durch ihren Vater wußte Erika, daß der Kammerherr ein Gut, einige Meilen von der Stadt entfernt, besaß. Einmal hatte sie ihn auch von der Wohnung ihrer Verwandten aus mit seinem Viererzug durch die Stadt fahren sehen.

Eines Nachmittags nun — ihr Vater war gerade ausgegangen — sah sie einen Herrn die Straße herab- und auf ihr Haus zukommen. Das Herz fing ihr an heftig zu schlagen, die ganze Vergangenheit stieg vor ihr auf: es war Hans Bernhards Bruder, der dort nahte.

Kaum fand sie ein Wort, ihn willkommen zu heißen.

Aber er streckte ihr so herzlich die Hand hin und blickte sie mit so offenem Vertrauen an, daß es ihr warm ums Herz wurde.

„Ich hatte schon lange die Absicht, Sie einmal aufzusuchen," sagte er, „aber ich habe auch viel Arbeit gehabt und wenig Gelegenheit, in diese Gegend zu kommen. Seit ich aber Ahrensfelde gekauft habe, komme ich öfter her, und da habe ich denn meine Absicht endlich einmal ausgeführt."

Erika rief Brack und beauftragte ihn, ihren Vater zu suchen, der irgendwo in der Stadt sein mußte, dann kehrte sie zu dem Kammerherrn zurück.

„Gehört habe ich öfter von Ihnen, der Kornhändler Schröter, mit dem ich zuweilen Geschäfte mache, ist ja wohl ein Bekannter Ihres Vaters?"

Erikas Wangen färbten sich tiefer, vor einem Jahre hatte sie dem ehrlichen Manne abschlagen müssen, seine Frau zu werden.

„Er hat mir erzählt, wie Sie sich Ihr Leben eingerichtet haben und welch schöner Wirkungskreis sich Ihnen erschlossen hat. Ich freue mich, zu bemerken, daß Sie gesund aussehen, wenn auch etwas ernster als früher."

„Ich fühle mich wohl und zufrieden," sagte Erika, die klaren Augen zu ihm erhebend, aber gerade in diesem tapferen Bekenntnis lag das Geständnis der überstandenen Leiden.

„Das zu hören ist mir eine wahre Befriedigung," sagte der Kammerherr, und die beiden Menschen fühlten, daß sie sich sehr viel in diesen wenigen Worten gesagt hatten. —

„Sie werden gewiß gern etwas über unsere Schützlinge in Amerika hören," sagte der Kammerherr nach einer Pause. „Ich kann Gutes berichten. Schmidt hat mit einem Landsmann zusammen eine kleine Farm in Minnesota. Sie schreiben recht zufrieden, die Frau würde Ihnen schon einmal geschrieben haben, aber sie wußte die Adresse nicht."

Erika freute sich über die Mitteilung, sie fühlte die Befangenheit schwinden und fing an, nach diesem und jenem zu fragen, vorsichtig den Namen „Brelitz" vermeidend.

Da sagte der Kammerherr plötzlich, nachdem er eine Zeitlang schweigend gesessen und in den roten Abendschein geblickt hatte, der zum Fenster hereinstrahlte: „Lassen Sie mich offen sein, Fräulein Erika. Es war mir lieb, daß ich Sie zuerst allein traf, so sehr ich mich auch freuen werde, Ihren Vater wiederzusehen. Wenn ich an Sie gedacht habe in diesen Jahren, so geschah es immer mit der größten Achtung vor Ihrem Edelsinn und Ihrer Hochherzigkeit. Ich möchte Ihnen nun sagen, wie viel Gutes Ihrem Entschlusse von damals gefolgt ist."

Erika blieb stumm, er fuhr nach kleiner Pause fort: „Daß mein Bruder verheiratet ist, wissen Sie wohl?"

Erika nickte wortlos.

„Es ward ihm sehr schwer, erst nach langem Kampfe, nach ernsten Vorstellungen entschloß er sich dazu, dem Druck der Verhältnisse nachzugeben. Seine Frau ist eine Verwandte, die ganz allein stand. Von dieser Ehe kann ich nur sagen: sie ist ihm eine gute Frau und er ihr ein guter Mann — er geht ganz auf in seinem Brelitz. Sie würden sich freuen, wenn Sie es jetzt sähen. Das kleine Vermögen meiner Schwägerin ist als Hypothek auf das Gut eingetragen, von dem Gelde aber sind die baufälligsten Brelitzer Arbeiterhäuser abgerissen und hübsche trockene Backsteinhäuser erbaut worden. Alles ist aufgebessert, Brelitz fängt an, ein Muster für die Umgegend zu werden. Mein Bruder hat einen sehr tüchtigen Inspektor, der in diesem Jahre anerkennenswerte Versuche mit künstlichem Dünger gemacht hat, auch eine neue Fruchtfolge eingeführt hat; wenn sich alles bewährt, was ja natürlich noch abzuwarten bleibt, so wird Brelitz einmal ein Kapitalgut werden."

„Das freut mich," sagte Erika leise.

„Hans Bernhard ist recht still geworden, manchmal schien es mir, als mache ihm außer Brelitz nichts so rechte Freude; nun hoffe ich, daß es sich ändern wird — heute vor acht Tagen ist ihm ein Sohn geboren worden."

Erika blickte auf mit einem tiefernsten Zug in dem blassen Gesicht — sprechen konnte sie nicht.

„Für sein Kind kann er nun schaffen," fuhr der Kammerherr fort, „das wird ihm wieder Freudigkeit geben. Wenn wir uns aber nun freuen dürfen, daß Brelitz den Kiekpuschs erhalten geblieben ist, wenn ein neuer Geist dort eingezogen ist und Vertrauen und Sorgfalt, Ordnung und Wohlstand dort herrschen, dann haben wir es Ihnen zu danken, Fräulein Erika."

Sie sagte kein Wort, aber zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen.

Da polterte der Schritt des alten Inspektors auf der Treppe, mit herzlicher Freude trat er ein, und es gab eine Menge zu fragen und zu erzählen. Die Sterne standen schon am Himmel, als der Kammerherr aus dem Hause trat.

Seit dieser Zeit drängte Erika auch die Erinnerung an Hans Bernhard zurück. Ihr früheres Leben kam ihr vor wie die Geschichte einer andern, die sie vielleicht in irgend einem Buche gelesen; an Hans Bernhard gedachte sie wie an einen Toten, der ihr einst teuer gewesen, dessen Andenken aber nur als dämmerndes Erinnern in ihr weiterlebte. Sie hatte überwunden.

XXI.

Sieben Jahre waren vergangen seit dem Abgange des alten Inspektor aus Brelitz. Sieben Jahre! Sie verändern oft so viel und doch gleiten sie dahin wie ein Schlaf. Erika Bohm wunderte sich selbst, wie schnell sie verflossen waren. Sie war nun schon achtundzwanzig Jahre alt, ein gereifter, durch Prüfungen gestählter Mensch. Ihre erste Jugend war vorüber, die war abgeschlossen mit dem früheren Leben, als neue Pflichten und Aufgaben ihrer warteten. Sie füllte jetzt die Stelle einer Hausmutter aus mit allen Sorgen und Mühen einer solchen. Ihr Vater war alt geworden, sein Kopf war schneeweiß, seine Gestalt etwas gebückt, er war nicht mehr so thätig wie früher, sondern ließ sich etwas Bequemlichkeit gern gefallen. Brack sah aus wie immer, nur etwas verrunzelter, etwa wie Backobst, aber flink war er noch und seine kleinen Äuglein blitzten noch ebenso vergnügt wie in früheren Zeiten.

Es war wieder einmal Herbst im Lande, und wunderbar klare, sonnige Tage zogen herauf. Erika war allein zu Hause, es war Sonnabend, und sie hatte alles für den Sonntag vorzubereiten. Ihr Vater war zu den Verwandten gegangen, der Onkel war krank. Schon längere Zeit hatte er sein Amt niederlegen müssen, Gicht hatte sich eingestellt, eine heftige Erkältung kam dazu, und es war zu sehen, daß der alte Musikus bald in den himmlischen Chor würde aufgenommen werden. Erika dachte voll Mitleid an die Tante. Es war keine Liebesheirat gewesen, die einst die beiden zusammengeführt, ja, Erika wußte aus Andeutungen, daß die Tante einen anderen lieber gesehen hätte, die jungen Leute waren einfach von den Eltern für einander bestimmt worden und hatten sich gefügt. Aber es waren zwei brave Menschen, die sich die Hände gereicht hatten, einfach und mit beschränktem Gesichtskreis, doch von tüchtigem Kern. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Gewohnheit, schufen ein festes Band zwischen ihnen und mit Bangen dachte Erika daran, wie die Tante es aushalten werde ohne ihren alten, grämlichen Mann, der den ganzen Tag nörgelte und schalt und um den sich doch ihr Leben herumschloß wie die Nuß um den Kern.

Erika blickte von ihrer Näharbeit in die Höhe und lächelte plötzlich. Da stand auf dem Tisch am anderen Fenster ein Arbeitskorb; sauber zusammengefaltet lagen dort mehrere Taschentücher, mit kunstreicher Stickerei versehen. Aber daneben hing halb über den Rand des Tisches ein Strickstrumpf, wie von eiliger Hand dorthin geworfen, das Knäuel lag am Boden, weit in die Stube gerollt, eine Nadel unter dem Tische. Das war das Sinnbild ihrer beiden Pflegebefohlenen, das deren Erscheinung ihr scharf und genau vor die Seele malte.

Sie sah sie, wie sie dieselben zuletzt gesehen, als sie mit dem alten Brack die Straße hinabgingen, um nach dem Garten zu ziehen, wo alle drei Obst abzunehmen gedachten. Luise, mit einem großen Korb am Arm, ging stillen, gesetzten Schrittes trotz ihrer siebenzehn Jahre, den Kopf, wie es ihre Art war, leicht nach der linken Schulter geneigt, das etwas gelockte Haar, in einem Netze gefangen, sah unter dem Strohhute hervor, der jetzt am Ende des Sommers noch frisch und hübsch aussah, ebenso sauber war ihr Kattunkleid. Dann dachte Erika daran, wie sie noch einmal hastig das Fenster aufgemacht und hinuntergerufen hatte: „Aber Bertha — Dein Strickstrumpf —“

Ja, Bertha! Das lachte und hüpfte alles an dem kleinen, selbst für seine vierzehn Jahre noch zierlichen Dinge. Unter dem zerzausten Hute tanzten die blonden Zöpfe, sie drehte sich keck auf dem Absatz herum und rief lachend: „Ach, der alte langweilige Strumpf, morgen kann ich ihn ja weiter machen.“ Und weg war sie um die nächste Ecke.

Ein tiefes warmes Gefühl durchdrang ihr Herz, wenn sie an die beiden Mädchen dachte. Diese Aufgabe war ihr gelungen, das fühlte sie. Sie fühlte auch Wehmut in sich aufsteigen: in wenigen Tagen war der erste Oktober, dann sollte Luise fortziehen, nach Mahlow in das Pfarrhaus, um dort die Wirtschaft zu erlernen und danach auf eigene Füße gestellt zu werden. Erika war tief dankbar gewesen, als die Freunde ihr das Anerbieten gemacht hatten, aber es fiel ihr doch schwer, das stille, freundliche Kind von sich zu lassen, für das sie nun fünf Jahre gesorgt hatte. Bertha blieb ihr noch und sie beschloß, sich derselben recht herzlich anzunehmen und diesen allzu lebhaften Geist in ruhige Bahnen zu lenken. Um Luisen sorgte sie nie, aber Berthas Lebensweg lag dunkel vor ihr.

Die Sonne sank, und es wurde im Zimmer dämmerig. Draußen lag rosige Abendglut über den Dächern, und Erika wurde von einem Verlangen erfaßt, hinauszugehen ins Freie, vielleicht auch vor das Thor in den Garten. Sie konnte sich die Lust dort gut vorstellen, Brack auf dem Baum — er konnte trotz seiner achtundfünfzig Jahre noch klettern wie ein Eichhörnchen — Bertha springend und jauchzend mit ausgebreiteter Schürze darunter, Luise beschäftigt, das Obst sorgsam zu sondern und einzupacken. Aber Erika gab den Gedanken, in den Garten zu gehen, auf, ihr Vater konnte jeden Augenblick zurückkommen. Da sich draußen der Himmel so herrlich zu färben anfing und die Luft rein und frisch hereinstrich, so nahm sie ein Tuch um die Schultern, um in den kleinen Garten zu gehen, der zu dem Hause gehörte. Er lag hinter dem Hofe, man mußte durch einen Stall gehen, um dahin zu gelangen. Sie nickte den Kindern freundlich zu, die auf dem Hofe spielten, und sprach einige Worte mit dem Flickschuster, der am geöffneten Fenster saß und hämmerte; dann trat sie durch den dunklen Gang und das enge Pförtchen ein.

Erika war gern hier. Keine Menschenseele konnte hier hineinsehen, nach dem Hause zu schloß die fensterlose Wand des Stallgebäudes jeden Blick ab, die anderen Seiten waren von so hohem und dichtem Flieder- und Jasmingebüsch umfriedigt, daß nur die braunen Dächer der umliegenden Häuser herüberschauten. Es kam selten jemand vom Hause hierher, der Wirt freute sich, wenn Erika einmal darin um-

herging. Es war immer etwas feucht dort, der alte Mann selbst, ebenso wie seine Gattin, fürchteten, sich zu erkälten, so begnügte man sich, den kleinen Garten in jedem Frühjahr zurechtzumachen und ihn in stand zu halten.

Es war auch heute eine feuchte, erquickliche Luft dort. Erika wandelte langsam in den schmalen, von Buchsbaum eingefaßten Steigen umher, an deren Seiten Astern, Georginen bunt und wild blühten. Ein kühler Abendwind machte die Büsche schauern und streute welke Blätter vor Erikas Füße, immer feuriger glänzte das Abendrot zu ihr herein. Sie blickte an der Hauswand empor, an welcher der Epheu in jedem Jahre höher kletterte und dichter wurde, dann blickte sie seitwärts hinauf, dahin, wo über den nachbarlichen Dächern groß und gewaltig das mächtige Spitzdach der alten Marienkirche emporstieg. Der massige Turm war rotüberglänzt, das Storchnest darauf war schon verlassen, aber eine Schar weißglänzender Tauben wiegte sich darüber und ließ sich endlich auf dem Kirchendache nieder.

Es ward dem einsamen Mädchen auf einmal so friedvoll zu Sinn, ein Gefühl überkam sie, als sei nun alles Leid überwunden und als habe Gott, der es ihr geschickt, doch alles zum Guten gewandt. Sie blieb stehen und blickte ernst und andachtsvoll nach dem Kirchturm hinüber. Eben setzten die Glocken zum Feierabendläuten ein, gewaltig und doch weich zogen die Klänge zu ihr hernieder.

Da klang das Pförtchen hinter ihr, sie wandte sich. Ein kleines Mädchen stürzte in den Garten.

„Fräulein Bohm, ein Herr ist da und fragt nach Ihnen. Ein feiner Herr — er sagt —“

Ein anderer Schritt klang in dem Gange, eine Hand zog das Kind sanft zurück, und die Gestalt eines kräftigen Mannes trat in den kleinen Garten. Das Kind lief davon.

Erikas Herzschlag setzte aus. Sieben Jahre lagen dazwischen, aber es war Hans Bernhard von Kiekpusch, der da stand! Sie wußte es gleich, wenn er auch hagerer, brauner und ernster geworden war.

O Menschenherz, wie wunderlich bist du doch! Eine jauchzende Freude strömte ihr durch alle Adern — dann sank alles nieder vor dem einen Gedanken: er ist Gatte — Vater.

Langsam trat sie auf ihn zu. Er sah sie an, wie sie voll einfacher Würde ihm entgegenkam, das Antlitz etwas schmäler als sonst, aber mit denselben klaren, voll zu ihm aufgeschlagenen Augen — das Wort stockte ihm.

„Herr von Kiekpusch,“ begann sie mit ruhigem Ernst, aber sehr blassem Gesicht. „Sie suchen meinen Vater, nicht wahr?“

Er rang nach Worten. „Nein, ich suchte Sie.“

Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. Beide standen einen Augenblick regungslos, das rote Abendlicht spielte um sie, über ihre Häupter hinweg zog das gewaltige Getön der Glocken.

„Darf ich Sie bitten, hinaufzukommen in unsere Wohnung?“ sagte Erika, sich fassend.

„Darf ich nicht hier zu Ihnen sprechen?“

„Bitte.“ Sie wandte sich und schritt an seiner Seite den Gartenweg hinab.

Mit Mühe suchte er Fassung zu gewinnen. Erika sah es — sie kannte ihn so genau, ein weiches Gefühl drängte sie, ihm zu Hilfe zu kommen, aber der Stolz schloß ihr die Lippen.

„Ich weiß nicht, ob Sie über mein Leben in den letzten sieben Jahren unterrichtet sind?“ begann er endlich zögernd.

„Teilweise, ich weiß, daß Sie verheiratet sind —“

„War — meine Frau ist seit zwei Jahren tot.“

Sie schwieg.

„Ich habe ein Kind, einen kleinen Knaben von drei Jahren —“

„Ich weiß es.“

Ein bedrücktes Schweigen entstand. Die Glocken verstummten und hallten summend nach. Hans Bernhard blieb stehen.

„Ich kann nicht viele Worte machen, mein Kommen muß Ihnen ja schon sagen, was ich hier will. Sie kennen mich ja so genau, fühlen Sie nicht, weshalb ich hier bin — oder wollen Sie mich nicht verstehen?“

Es kämpfte in ihr. Sie hatte in der ersten Zeit nach seiner Verheiratung in leidenschaftlicher Aufwallung oft eine ähnliche Scene sich ausgemalt und sich im Geiste an dem Stolze erfreut, mit dem sie ihn von sich weisen wollte. Aber wahre Liebe ist kein Kinderspiel, riesengroß schoß sie jetzt empor, alle kleinlichen Rachegefühle übertäubend.

„Ich weiß nicht, ob ich es noch kann, Herr von Kiekpusch,“ sagte Erika mit sanfter Stimme, „es liegt sehr viel zwischen heute und ehemals.“

„Nichts, was nicht zu vergeben und zu vergessen wäre. Es handelt sich ja nur um eins: o Erika — können Sie mich wohl noch lieb haben?“

Da sank ihr Kopf tief herab — in den Staub getreten, gedemütigt war ihre Liebe, sie hatte geglaubt, überwunden zu haben, und nun schmolz Stolz, Schmerz und Zorn alles dahin in dem einen unüberwindlichen Gefühl.

„Immer, Hans Bernhard.“

Er sagte nichts mehr und sie auch nicht, schweigend hielten sie sich umfangen in dem Gefühl, daß sie eins seien und daß nichts sie mehr trennen könne. —

Als der alte Inspektor nach Hause kam, fand er Hans Bernhard und Erika auf dem Sofa sitzend, vor ihnen lag ein kleines Bild, auf Elfenbein gemalt, ein trotziges Knabengesichtchen vorstellend. — —

XXII.

Es war Frühling. Ein herrlicher Mai ließ die Saaten aufsprießen, die Wälder ergrünen und die Obstbäume aufblühen. Linde Tage, warme Nächte zogen vorüber, alles lebte auf nach den rauhen Wintertagen.

In Brelitz war es auch Frühling, aber nicht nur äußerlich wie anderswo, wie ein lichter Maitag war es angebrochen in den Herzen. Das Dorf war ganz verändert, die baufälligsten Lehmhütten hatten hübschen sauberen Ziegelhäusern Platz gemacht, ein für damalige Zeit in Bezug auf Tagelöhnerwohnungen seltener Luxus, die noch brauchbaren Häuser waren aus-

gebessert, die kleinen Gärten davor mit grünen Holzzäunen versehen. Es sah reinlich und ordentlich aus, überall merkte man einen Geist der Ordnung, des Wohlwollens, der Fürsorge. Wie nach außen hin, so äußerte sich die Fürsorge auch nach innen.

Auch Hans Bernhard hatte nicht jede Sorge, nicht alles Elend bei seinen Leuten aus der Welt schaffen können, aber etwas hatte er doch erreicht: das Band des Vertrauens zwischen den verschiedenen Ständen war wiederhergestellt. Die tiefe Kluft zwischen ihnen war zwar nicht ausgefüllt, aber überbrückt durch das Bewußtsein: wir haben einer den andern nötig. Der geistige Leiter eines Unternehmens braucht rührige Hände, seine Gedanken auszuführen, ein Haufe Menschen, die eine tüchtige Arbeitskraft haben, braucht einen Geist, welcher der Arbeit Ziel und Einheitlichkeit giebt. Aber wehe diesem Geiste, wenn er die Kraft der andern nur seiner Selbstsucht dienstbar macht und sich nicht als Haushalter in Gottes Reich fühlt; wehe aber auch denen, die den Geist verachten und, statt einem Ganzen zu dienen, nur für sich gewinnen wollen!

In Brelitz sah es festlich aus. Vor acht Tagen waren Erika und Hans Bernhard in dem alten Dome, dessen Glocken zu ihrer Verlobung geläutet, getraut worden, heute wurden sie in der Heimat erwartet. Es hatte den Brelitzern erst nicht recht in den Kopf gewollt, daß die Inspektorstochter nun ihre gnädige Frau sein sollte. Aber sie hielten etwas von ihrem Herrn, es erinnerten sich auch viele Erikas ruhiger Freundlichkeit, ihrer thatkräftigen Hilfe, so gaben sie sich zufrieden.

Gleich nach der Hochzeit war ein alter Bekannter in Brelitz erschienen, Johann Brack, zum ersten Male in seinem Leben der Held des Tages. Mit beflügeltem Schritt ging er die Dorfstraße entlang unter den Ehrenpforten und Guirlanden hinweg, und sein drittes Wort war: „uns' gnedigst Fru!“ Denn diese Wandlung hatte sein altes Leibwort „uns' Mamselling“ durchgemacht, und niemand war stolzer darauf als der alte, treue Brack. Er war selig, durfte er doch mitziehen in die neue Heimat! Lange war dies unsicher gewesen. Der alte Inspektor hatte sogleich nach der Verlobung Erikas erklärt, daß er nicht mit nach Brelitz ziehen werde.

„Nein, Kinder, jeder für sich,“ hatte er gemeint, „ich komme alle Jahr zweimal zu Euch: zu Weihnachten und zur Erntezeit — aber meine Wirtschaft muß ich für mich haben.“

Dabei blieb er, und Erika hatte eingesehen, daß es so am besten sei. Nur war sie in Sorge, wer den alten Herrn an ihrer Stelle pflegen könne; Brack war treu und zuverlässig, aber weibliche Sorglichkeit konnte er doch nicht ersetzen. Da fand sich ein unerwarteter Ausweg. Um die Weihnachtszeit war der Onkel Musikus gestorben, die Tante zog sich auf ein paar Wochen tiefer Trauer wie eine Schnecke in ihr Haus zurück, im Februar kam sie plötzlich blaß und verhärmt, sonst aber gefaßt wieder zum Vorschein und zwar mit einem Vorschlag, der allen Sorgen Erikas ein Ende machte.

„Mir ist's zu einsam,“ sagte sie eines Tages, „und ich habe mich in Onkels Krankheit so ans Pflegen gewöhnt, daß ich jemand haben muß, für den ich sorgen kann. Wenn's Deinem Vater recht wär', so könnten er und Berting zu mir ziehen, daß ich doch was zu thun hab' auf der Welt.“

So war's geschehen. Inspektor Bohm war zu Ostern übergesiedelt in das Haus der Witwe, und die Tante, die nie ein Kind hatte um sich haben wollen, verzog die kleine Bertha wie die zärtlichste Mutter. Erika lachte und warnte manchmal, aber die Tante sagte:

„Ach laß nur, gönne mir die Freude in meinen alten Tagen. Wenn das kleine Ding hereinspringt und mich umfaßt, dann ist mir, als könnte sie mir allen Kummer weglachen mit ihrer hellen Stimme.“

Das war also in Ordnung. Noch ein anderes Ereignis aber trug dazu bei, Erika fröhlich scheiden zu lassen. Seit Ostern war Ernst, der älteste Sohn vom Onkel Pastor, als Hilfsprediger an der Domkirche angestellt. Der war ein häufiger Gast ihres Hauses geworden, und Vater Bohm lebte sichtlich auf in seiner Gesellschaft. Besonders große Freunde aber waren er und die kleine Bertha geworden, so daß Erika ihn zuletzt gebeten hatte, dem lebhaften und begabten Kind einige Stunden zu geben. Die waren zu einem neuen Bande zwischen dem jungen Lehrer und seiner Schülerin geworden, und wenn Pastor Peters oft in der Stille seiner Studierstube angenehmen Plänen nachhing über die Person seines dereinstigen Nachfolgers, die sichtlich seines Ernsts zwar häßliche, aber kluge und gute Züge trug, so gab sich Erika, die auch ihre schwachen Stunden hatte, oftmals gleich angenehmen Träumereien über die Person der zukünftigen Pfarrfrau von Mahlow hin. Und sollte man nicht meinen, daß so kluge Pläne, von so gutdenkenden Leuten gesponnen, auch einen glücklichen Ausgang haben würden?!

Durch die Übersiedelung des alten Inspektors und der kleinen Bertha zu der Tante wurde auch das Schicksal Bracks entschieden.

„Um eins bitte ich aber,“ hatte die Tante zu Erika gesagt, „nimm den alten Brack mit Dir. Für Dich mag es ja anders sein, Du kennst ihn von Jugend auf, aber mir ist ein Mädchen oder eine Frau doch angenehmer.“

So wurde bestimmt, daß Brack seine Herrin nach Brelitz begleiten werde. Er trat dort auf als der Vorläufer des jungen Paares und die rechte Hand des Inspektors bei den Vorbereitungen zum Empfang. An dem Tage aber, als die Herrschaft nun wirklich erwartet wurde, war er unbrauchbar für das praktische Leben und nur zu dem einzigen Dienste verwendbar, zwischen dem Herrenhause und dem Ausgange des Dorfes hin- und herzulaufen, um auszuspähen, ob sie schon kämen.

Und sie kamen. Sie fuhren zwischen den grünenden Saatfeldern hin, über denen die Lerchen singend emporstiegen, unter der zartbelaubten Kuppel der vier Linden hindurch der Ehrenpforte am Eingang des Dorfes entgegen. Erika war es wie träumend zu Sinne. War es denn möglich — war es denn wirklich Wahrheit, daß sie im Wagen saß an Hans

Bernhards Seite, daß sie der Heimat, dem alten, geliebten Brelitz zufuhr? Jetzt, da alle Hindernisse überwunden, jetzt wußte sie erst, wie groß dieselben gewesen waren. Hans Bernhard hatte auch jetzt noch viel aufgeben müssen um ihretwillen. Nicht er war Besitzer von Brelitz, sondern sein Sohn, der kleine Ludwig von Kiekpusch, er durfte das Gut nur bis zu dessen vollendetem fünfundzwanzigstem Jahre bewirtschaften und die Einkünfte beziehen. So war es, da der eingetretene Fall einer zweiten Ehe in dem Testament nicht vorgesehen war, auf einem Kiekpuschschen Familientage beschlossen und zu Recht erkannt worden. Aber sei es, wie es sei — vor ihnen lagen zweiundzwanzig Jahre gemeinsamen Wirkens in Brelitz, und das war eine glückliche Aussicht. Was nachher kam — auch darüber brauchte sie sich keinen Sorgen hinzugeben. Sie dachte daran, wie kurz nach ihrer Verlobung Hans Bernhard sie den künftigen Geschwistern in Kiekpusch zugeführt hatte, wie herzlich, wie achtungsvoll der Kammerherr sie empfangen hatte.

„Erinnern Sie sich noch, liebe Erika," sagte er ein paar Tage nach ihrer Ankunft zu ihr, „daß ich Ihnen einmal gesagt habe, jede Verlobung meines Bruders sei ohne meine Zustimmung ungültig?"

Erika bejahte lächelnd.

„Nun wohl, wissen Sie aber auch, wann Sie sich diese Zustimmung errungen haben? Als Sie hierher zu mir kamen, um mir mitzuteilen, daß Sie Hans Bernhard freigeben wollten. Da erkannte ich Ihren Wert. Ich war und bin Aristokrat aus Überzeugung, ich erkenne wohl die Pflichten der höheren Stände gegen die niederen an, ‚die Pflicht des Stärkeren', wie Sie dieselbe nennen, aber an eine völlige Gleichheit vermag ich nicht zu glauben, auch wünsche ich dieselbe nicht. Dem Edelmann eine adelige Frau — das ist noch heute mein Grundsatz. Durch Ihre edle Handlungsweise aber haben Sie mir damals den Beweis geliefert, daß, obwohl nicht adelig geboren, Sie doch adelig zu denken und zu handeln vermögen, ich sagte mir, Sie seien eine Ausnahmenatur und mit Ihnen könnte auch ich eine Ausnahme machen."

Erika suchte errötend das Lob abzuwehren, aber Hans Bernhard, der zu ihr getreten war, sagte lächelnd:

„Laß es Dir ruhig gefallen, Du mußt noch mehr von ihm annehmen. Er hat es uns überhaupt möglich gemacht, mit Ruhe der Zukunft zu gedenken. Wenn unsere Zeit in Brelitz um ist, so pachten wir ihm Luisenthal ab und wirken und arbeiten dort weiter."

Luisenthal war ein schönes Gut mit stattlichem Schlosse, dessen Pächter es mit jedem Rittergutsbesitzer aufnehmen konnte.

Nach menschlichem Ermessen war ihre Zukunft gesichert — und was Gott ihnen etwa an Leid schicken würde, das wollten sie gemeinsam tragen im Vertrauen auf ihn. —

Nun waren sie in Brelitz eingezogen unter dem Gesang der Schulkinder, dem Hochrufen der Dorfleute. Der Wagen fuhr langsam dem Herrenhause zu, und Erika sah mit Bangen, daß der Raum, der sie davon trennte, immer kleiner wurde. Sie wußte, daß sie einem schweren Augenblick entgegenfuhr, einem Augenblick, der einen Schatten in ihr großes Glück werfen würde. Da drinnen würde sie das Kind treffen, *sein* Kind zwar, aber auch das der fremden Frau, das sie heute zum ersten Male sehen sollte. Erika war nicht frei von eifersüchtigen Regungen, deshalb fürchtete sie sich vor dem Augenblicke, wo sie Hans Bernhard und sein Kind zusammen sehen würde. Aber sie gelobte sich Fassung, Hans Bernhard wenigstens sollte diese Stunde nicht getrübt werden.

Ängstlich hob sie den Blick, als der Wagen vorfuhr und Hans Bernhard sie heraushob. Die Terrasse war leer, einen Augenblick glaubte Erika, des Kammerherrn blondbärtiges Antlitz hinter der Glasthür zu sehen, aber es war wohl nur eine Täuschung gewesen. Als sie aber die Treppe beinahe erstiegen hatte, da öffnete sich plötzlich die Glasthür und heraus trat ein kleiner Knabe von drei Jahren, im weißen Kinderröckchen, einen großen Blumenstrauß in den kleinen Händchen.

Sein Kind! Es fuhr Erika gewaltig stürmend durchs Herz. Als sie aber den Blick hob und in des kleinen Burschen braunangehauchtes Gesichtchen sah, als Hans Bernhards Augen sie aus demselben anblickten und über das kleine Antlitz sich allmählich ein wohlbekanntes, leuchtendes Lächeln breitete, da strömte es wie eine warme Flut durch ihr Herz, in ihre Augen, und, auf der letzten Treppenstufe niederknieend, breitete sie die Arme weit aus und zog das Kind an ihre Brust.

Hans Bernhard stand daneben und sah mit glücklichem Stolze auf die beiden. Und er blickte weiter in die Zukunft hinein und sah sich an Erikas Seite, schaffend, wirkend für die Seinen im engeren und weiteren Sinne. Er wollte „die Pflicht des Stärkeren" treu erfüllen, und er wollte, mit Erika zusammen, diese Denkungsart auch seinem Sohne einpflanzen. Dann konnte er dereinst beruhigt aus Brelitz gehen, um anderswo weiterzuwirken, nach ihm würde sein Sohn und dann dessen Sohn und seine Nachkommen weiter wirken in seinem Geiste, in dem Geiste des gegenseitigen Vertrauens, das Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbinden muß, soll die Arbeit gesegnet sein. Ein ernster Vorsatz, ein edler Gedanke stieg in seiner Brust empor, und solche Gedanken haben fortwirkende Kraft bis in die fernste Zeiten hinein.

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Winter.

In dichten Flocken sinkt der Schnee
Zur Erde leis',
Mir ist, es fiel auch auf mein Herz
Das kalte Weiß.

Verwelkt ist alles Hoffnungsgrün,
Verweht, verdorrt,
Das einst zu hellem Lichte rief
Dein Liebeswort.

Nun weilst Du fern schon manches Jahr;
O Gott, wie schwer
Ist doch das Leben ohne Dich,
Wie öd', wie leer!

Bald kommst Du heim, doch ach, Du kehrst
Nicht mir zurück!
Mein Herz, sei still. Dir blüht nicht mehr
Der Liebe Glück.

Lili Seippel.

Ein Landgut und eine Aerztin in Rußland.

Skizze von **Katharina Zitelmann.** (K. Rinhart.)

I.

Die russische Gesellschaft in Paris scheidet sich in zwei Teile, die miteinander in gar keiner Beziehung stehen. Der eine setzt sich zusammen aus der diplomatischen und aristokratischen Welt, aus den Genüßlingen der Boulevards, die im Glanz und Luxus und in der Halbwelt des modernen Babel schwelgen, aus all den reisenden Russen, die viel Geld haben und oft noch mehr ausgeben als sie haben. Der andere dagegen ißt in Armut und Dürftigkeit, in Arbeit und Entsagung das Brot der Fremde und besteht aus den politischen Flüchtlingen und aus der großen Zahl der Studenten und Studentinnen, die sich hier zusammenfinden. Diese Leute gehören oft zur geistigen Elite der Nation und sind von glühender Liebe für ihr Vaterland erfüllt, das ihnen meist verschlossen ist. Denn die Studenten aus der Schweiz und aus Paris dürfen auf eine friedliche bürgerliche Existenz oder gar auf ein Staatsamt in Rußland nicht hoffen, solange das jetzige Regime dauert.

Die Frau indessen, von der ich hier erzählen will, vertrat einen dritten Typus der russischen Nation, der im Ausland weniger bekannt ist als die andern beiden, und der mir besonders interessant war, da mir in ihm, den ich den gebildeten Mittelstand nennen möchte, der Kern und die Stärke des russischen Wesens zu liegen scheinen.

Maria Alexandrowna hätte sich ihrer Geburt, Lebensstellung und Erziehung nach zu der genießenden Gesellschaftsklasse der Pariser Kolonie rechnen müssen. Sie war eine Dame der großen Welt im besten Sinne des Wortes, von höchst distinguiertem Äußern, von den feinsten Formen, von vollendetem Takt und Geschmack. Allein wenn ihre Erscheinung und ihr Benehmen keinen Zweifel über ihre Zugehörigkeit zu den „oberen Zehntausend“ aufkommen ließen, innerlich stand sie deren Kreisen fern, ja sie verachtete das frivole, oberflächliche Treiben derselben und fühlte sich um so mehr davon abgestoßen, als sie in einer sehr unglücklichen Ehe Erfahrungen gesammelt hatte, die sie jenes Genußleben durchschauen ließen.

Aber auch den umstürzlerischen Parteien stand sie schroff gegenüber, des Schadens wegen, den sie ihrer Meinung nach Rußland zugefügt. Sie erklärte diese Nihilisten, Anarchisten und Sozialisten für eine „Handvoll“ Leute, für „einen Tropfen im Meer des weiten Zarenreichs“ und ihre Bestrebungen für gänzlich aussichtslos und verfrüht, ohne Boden und Rückhalt im Volk, das ihnen feindselig gegenüberstehe.

Diesem Volk aber gehörte ihr ganzes Herz und so war auch sie eine Sozialistin, aber keine, die durch gewaltsame Mittel den Bedrängten helfen will, sondern eine, die ihre Lebensarbeit ihnen weiht, ohne Hoffnung auf Erfolg zwar, aber dennoch unermüdlich ihre selbstgewählte Liebespflicht erfüllend.

Maria Alexandrowna war die Besitzerin eines Landguts im Innern Rußlands, das schon einige Generationen hindurch Eigentum ihrer Familie gewesen und wo sie einen großen Teil ihrer Jugend verlebt hatte. Hier im Verkehr mit der Natur hatte sich in ihr die tiefe Innerlichkeit entwickelt, die ich bei den Russen so häufig fand. Ist sie eine Eigenschaft der slawischen Rasse, oder bildet sie sich bei den Menschen aus, die dem Treiben und Jagen der Großstädte fern aufwachsen und Zeit haben, mit sich selbst zu verkehren? Vielleicht trifft beides zusammen in Bezug auf Maria Alexandrowna, die jedenfalls schon in ihrer Kindheit und ersten Jugend dies intime Verständnis für ihr Volk und seine wahren Bedürfnisse gewann, die hohe Achtung vor ihm und die tiefe Liebe für dasselbe, die sie auszeichneten. Schön, begabt, voll Geist, Witz und Lebendigkeit, wohlhabend und von guter Familie, schien sie zu den besten Zukunftshoffnungen berechtigt. Da hatte sie das Unglück, den heiß geliebten Vater zu verlieren, bevor sie noch erwachsen war. Die Mutter verließ das vereinsamte Gut und siedelte nach Petersburg über; kaum sechzehnjährig ward Maria in die Gesellschaft eingeführt, wo sie Aufsehen erregte. Kurz darauf erhörte sie die Bewerbungen eines Mannes, der, doppelt so alt wie sie, in glänzender Stellung, ein bewunderter Liebling der Frauen, ein geistreicher und gewandter Gesellschafter, sich zu erschießen drohte, wenn sie nicht die Seine würde. Sie glaubte ihm und ward seine Gattin. Schon auf der Hochzeitsreise, die das junge Paar nach Paris führte, betrog der Gemahl die junge Frau, doch es währte Jahre, bis sie an seinen Unwert glauben lernte. Aus allen Himmeln gestürzt, voll grenzenloser Verachtung, trennte sie sich endlich von ihm, ihre beiden Knaben mit sich nehmend. Und nun in ihrem tiefen Leid suchte sie nach neuen Zielen. Sie hatte auf ihrem Gut, wo sie auch während ihrer Ehe stets die Sommermonate verlebt, immer schmerzlich den Mangel an einem Arzt empfunden, hatte von Kind

an die Bauern dahinsterben sehen, da es in weitem Umkreis niemand gab, der ihnen hätte Hilfe leisten können. Da lag das Feld segensreichen Wirkens für sie! Während ihre Söhne die Schule besuchten, studierte sie an der Petersburger Universität Medizin, war jahrelang rastlos fleißig. Dann machte sie das Examen, das sie zur Ausübung ihres Berufes berechtigte, und lebte fortan wieder den größten Teil des Jahres auf ihrem Gute, das sie selbst bewirtschaftet. Freilich ist das eine für deutsche Begriffe seltsame Art der Bewirtschaftung, zu der sich Maria Alexandrowna genötigt sieht. Sie besitzt ein Stück Erde, dessen Flächeninhalt etwa drei mittelgroßen deutschen Rittergütern entsprechen würde; aber was nutzt ihr der Boden, zu dessen Bearbeitung es an Kräften fehlt? Giebt es doch in jener Gegend Rußlands, die zwölf Stunden von der nächsten Stadt entfernt ist, keine andern Bewohner als die bei Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Grund und Boden des Gutes angesiedelten Bauern, die zum Entgelt dafür einen Tag in der Woche für die Gutsherrschaft arbeiten müssen. Auf diese Leistung, die selbstverständlich nicht entfernt zur Bewirtschaftung ihres Ackers ausreicht, ist Maria Alexandrowna einzig angewiesen. Denn andere Arbeitskräfte sind gar nicht, oder doch nur mit so gewaltigen Kosten zu beschaffen, daß es sich nicht lohnen würde, sie kommen zu lassen, und die nicht sehr reiche Gutsherrin lieber den Boden brach liegen läßt. Nur die Wiesen bringen ihr Gewinn, da die Bauern selbst das Heu kaufen oder die Wiesen pachten. Ein bedeutender Teil des Gutes besteht in Wald; doch auch er ist ein toter Besitz, da er nicht durch regelrechte Forstwirtschaft gewinnbringend erhalten wird, und da die Bauern das Recht haben, ihr Vieh auf bestimmten Strecken desselben weiden zu lassen. Da es nun aber an allem Aufsichtspersonal fehlt, und die Entfernungen sehr groß sind, so benutzen die Bauern den Wald wie und wo es ihnen beliebt; ja so wenig Wert besitzt er in ihren Augen und achten sie das Eigentumsrecht der Gutsherrschaft, daß sie den Wald einfach abbrennen, wenn die zu dicht stehenden Bäume das Vieh hindern. Diese Waldbrände sind eine stehende Erscheinung in Rußland, und ungezählte Summen gehen dadurch verloren. Zum Glück ist die Natur noch mächtiger als die Verheerungen in den meilenweiten Forsten. Frisches Grün bricht aus den unversehrten Wurzeln, neue Stämme sprossen auf und allmählich füllt sich die Lücke wieder. Maria Alexandrowna selbst aber ist genötigt, ein Stück Wald abschlagen zu lassen und zu verkaufen, wenn sie bares Geld gebraucht.

Mit welcher schwermütigen Bewunderung, mit welchem Neid schaute die russische Gutsherrin auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich und England das überall bestellte Land! Bei unsern gemeinsamen Ausflügen waren es weniger die ästhetische Schönheit der Landschaft und die Poesie der Natur, die sie begeisterten und beschäftigten, als die grünen Saaten, die goldenen Felder, die blühenden Obstbäume, die üppigen Gemüsebeete. Jeder Baum und Strauch interessierte sie; am meisten aber interessierten sie die Menschen. Stets suchte sie mit den Landleuten in Berührung zu kommen, ihre Art des Lebens kennen zu lernen, mit ihnen zu plaudern, von ihnen zu lernen. Wenn wir dann heimwärts fuhren durch den dämmernden Abend, dann war sie einsilbig und in sich gekehrt, bis eine teilnehmende Frage nach ihrer Heimat, ihrem Lande, ihren persönlichen Verhältnissen der sonst so zurückhaltend und kühl erscheinenden Frau das Herz erschloß. Dann brach es hervor, ihr leidenschaftliches Temperament, dann offenbarte sich ihr wahres innerstes Wesen. Und während sich die sonst fast unsichtbare Falte zwischen ihren Brauen tiefer und tiefer grub, erzählte sie unaufhaltsam stundenlang. Und wie erzählte sie! Sie schilderte uns, wie trostlos es vielfach in Rußland stehe, wie der stärkste und redlichste Wille Schiffbruch litte an der Macht der Verhältnisse, an den ungeheuren Entfernungen, an dem Mangel an Kapital und Arbeitskräften, wie jeder Fortschritt scheitere an der Unwissenheit, der Unbeweglichkeit und dem dumpfen Fatalismus des Landvolks, — und welche herrlichen Eigenschaften doch dies Volk besitze, welche reichen Kräfte in ihm schlummern. Sie führte uns mitten hinein in diese weltfernen Dörfer und ihre Häuser und Hütten, sie zeigte uns deren Bewohner, wie sie lebten und litten. Wir glaubten Maria Alexandrowna selbst zu erblicken, wie sie, Arzt und Apotheker zugleich, zwischen den Leidenden stand, die hergekommen waren, ihre Hilfe zu erbitten, oder wie sie auf ihrem Pony allein auf einsamen Straßen durch das Land ritt, die schwer Kranken zu besuchen, die den Weg zu ihr nicht machen konnten.

„Da giebt es eine Krankheit in Rußland, die sibirische Pest genannt," erzählte sie einmal, „die bald in vereinzelten Fällen, bald epidemisch in unsern Gegenden auftritt, das Vieh ergreift und von ihm, wahrscheinlich durch Fliegen, auf die Menschen übertragen wird, die fast ausnahmslos dem Tode verfallen sind, wenn nicht in den ersten zwei Tagen die mit einem kleinen Bläschen auf der Haut beginnende Krankheit bemerkt und die Stelle sofort operiert wird, geschieht das nicht, so schwillt der unscheinbare Punkt an; die Entzündung ergreift das Glied, den Körper, und unter heftigem Fieber und schrecklichen Qualen tritt der Tod ein. Der wohlhabendste Bauer in einem mehrere Meilen entfernten Dorf, den ich wohl kannte und der in seiner Gemeinde großes Ansehen genoß, ließ mich eines Tages zu sich bitten. Er hatte mir einen Wagen gesandt, und ich erfuhr von dem Bauernburschen, der ihn führte, daß der einzige Sohn des Bauern von der sibirischen Pest ergriffen worden, nachdem in der vergangenen Woche sein sämtliches Vieh gefallen sei. Da unsere Bauern fast nie, weder gegen Feuer noch gegen sonstige Schäden, versichert sind, wußte ich, daß dieses letztere Unglück die Vernichtung des Wohlstandes, ja die Verarmung des reichen Mannes bedeute. Ich langte endlich an meinem Bestimmungsorte an. Der Bauer empfing mich vor der Thür und führte mich ruhig und ernst in die Stube, wo der Kranke lag. Eine Menge von Leuten umstand das Bett laut klagend und jammernd, daß der junge Mann nun sterben müsse, woraus sie dem heftig Fiebernden gar kein Hehl machten. Das erste war, daß ich die teilnehmenden Nachbarn zur Thür hinaus komplimentierte und der schluchzenden Bäuerin, die am Fußende des Bettes saß, befahl, niemand einzulassen. Der Bauer stand starr und anscheinend gleichmütig am Ofen. Ich trat an das Bett und erkannte sofort, daß es sehr schlimm stehe um den armen jungen Menschen. Die Krankheit hatte sich, wie das öfter geschieht, ganz unbemerkt entwickelt und zwar an einer Stelle des Halses, wo eine Operation sehr schwierig war. In letzter Nacht war plötzlich Schüttelfrost und Fieber eingetreten, und da erst war man der Gefahr inne geworden. Ich wollte den armen Eltern nicht alle Hoffnung rauben, vielleicht aber las mir der Bauer doch meine wirkliche Meinung aus den Augen. Ich operierte sofort und wartete selbst ein paar Stunden am Bette die Wirkung der Operation

ab, die leicht hätte den sofortigen Tod herbeiführen können. Endlich mußte ich an den Heimweg denken. Als ich mich von dem Vater verabschieden wollte, merkte ich erst, daß er das Zimmer verlassen hatte. Man suchte ihn vergebens durch das ganze Haus und in der Nachbarschaft. Mir ward bange. Es hatte etwas in den starren Zügen seines Gesichts gelegen, das mich nachträglich ängstigte und mich auf den Gedanken brachte, der Unglückliche könne sich ein Leid angethan haben. Der Sohn, der hier mit dem Tode rang, war sein einziger, sein Stolz und seine Hoffnung, der Erbe seines Namens, die Stütze seines Alters; — nun war die Frucht jahrelangen Fleißes dahin, sein Wohlstand vernichtet — und der Sohn ging auch, um den allein sich's noch zu leben gelohnt hätte! Wie nah lag es, an eine That der Verzweiflung zu glauben!

(Schluß folgt.)

Der Bettler.

Die Arbeit drängt und die Gedanken fließen
Und Kirchenstille brütet durch den Raum,
Der erdentrückten Seele aber schließen
Sich Welten auf im schöpferischen Traum.

Da schrillt die Glocke . . . und mit eins entrissen
Des Schaffensrausches unermessnem Glück,
Kämpft scheu die Seele sich, voll ungewissen
Helldunkels, in die Wirklichkeit zurück.

Ein Greis harrt vor der Thür, — aus tausend Falten
Um Mund und Augen stiert und grinst die Not, —
Noch halb im Traume starr' ich auf den Alten
Und zögernd fordert er ein Stückchen Brot.

„Schließ zu die Thür!" — weiß nicht, wie das Verlangen
Mir wie ein Blitz gespenstisch zwingend kam, —
Ich hob die Hand, — da glühten meine Wangen
Und jäh wie das Verlangen kam die Scham.

Die Scham, daß, weil ich für der Traumwelt Frieden,
Die ich im Busen mir erschuf, gebangt,
Ich mich von dem lebend'gen Leid geschieden,
An dem die Menschheit hilfeheischend krankt.

Ich gab dem Greise, — gab mit heißem Herzen,
Unendlich klein kam ich mir plötzlich vor,
Er aber wuchs mit seinen Erdenschmerzen
Zum Märtyrer, zum Helden mir empor.

Und wie er nahm — mit warmem Augenschimmer —
Ward's licht vor mir, — wie wenn ein Schleier fällt.
Dies stille Dankeslächeln gäb' ich nimmer
Für meiner goldnen Träume ganze Welt!

Anna Behnisch.

Reuter als Turnlehrer.

Von **Karl Theodor Gaedertz.**

Vorbemerkung des Leiters. Das folgende ist dem vortrefflichen Buche „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" (Wismar, Hinstorff) von dem oben genannten Verfasser entnommen, das wir unsern Lesern im letzten Heft warm empfohlen haben. Freunde Reuters, darunter der wackere Peters, hatten dem Dichter geraten, sich in Treptow als Privatlehrer niederzulassen. Im Frühling 1850 zog er den Schulmeisterrock an. Nun überlassen wir Herrn Dr. Gaedertz das Wort:

Seine Ankunft im Städtchen beschreibt anschaulich einer seiner ersten Schüler, Karl Behrends, also: Herr Reuter, ein breitschulteriger Mann, der wirklich sehr studiert aussah, mit goldener Brille auf der Nase, einen starken Stock in der Hand, kam von Thalberg und mietete beim Rendant Flos. Nach dreitägiger Abwesenheit kehrte er, abermals von Thalberg, zurück und ging sofort zum Justizrat Schröder; bald wußte man, daß er dessen Sohn Richard unterrichten werde. Schritt man an dem kleinen zweistöckigen Flosschen Hause vorbei und sah dort oben an den Fenstern Blumentöpfe mit Geschmack aufgestellt und hinter ihnen ein echt germanisches Gesicht mit hellblondem Vollbart, breiter freier Stirn und blauen Augen mildlächelnd hervorgucken, so erkannte man, daß es einem Naturfreunde gehören müsse. Reuter war schnell eingeführt, eine Art Zuneigung und Ehrfurcht wurde ihm entgegengebracht; sprach doch aus seinem hellen Auge eine reine und schöne Seele.

Binnen kurzem hatte er etwa ein Dutzend Honoratiorenkinder zu unterrichten. Als Schullokal benutzte er seine Wohnung; in der einen Stube saßen die Knaben, in der anderen die Mädchen. Er hielt auf Ordnung und Anstand, beobachtete dabei jedoch nicht die gewöhnliche Schulpedanterie; im Gegenteil, selbst immer heiter und froher Laune, munterte er diejenigen, welche trübseliger Natur oder langsamen Geistes waren, auf und schien es jedenfalls lieber zu sehen, wenn einer etwas zu toll sich ausließ, als wenn er zu wenig Leben zeigte.

Wie bei allen Erwachsenen, so besonders auch bei seinen Schülern, die er väterlich mit Vornamen nannte, erwarb er sich sofort Liebe und Vertrauen durch sein menschenfreundliches Wesen; stets eilten die Schüler mit Freuden die Stiegen hinauf zu ihrem Herrn Reuter, und manche reden noch heute mit Begeisterung und Stolz davon, zu seinen Füßen gesessen zu haben.

Er lehrte Französisch, Naturwissenschaften, Rechnen und hauptsächlich Zeichnen. Auch malte er in Mußestunden; noch giebt es Familien, in denen Kinder- und andere Porträts von seiner Hand in Kreide oder Pastell bewahrt werden. Talent ist darin nicht zu verkennen, aber Reuters Beruf war auch auf diesem Felde nicht gefunden.

Einen Zweig der Pädagogik kann er sich rühmen, in Treptow eingeführt zu haben: das Turnen. Zum Unterschiede vom Gastwirt Emanuel Reuter und Pferdehändler „Gust" Reuter wurde er Turn-Reuter genannt. Es war gewiß nicht leicht, in einem Landstädtchen die vielgeschmähte und damals noch verpönte Kunst des Turnens einzubürgern; aber Reuter, schon als Knabe durch Onkel Herse in der neu erfundenen Gymnastik des Vaters Jahn gedrillt, hatte erkannt, daß körperliche mit geistiger Ausbildung gleichen Schritt halten müsse. Daher veröffentlichte er im Treptower Wochenblatt am 27. April 1850 folgenden, mit seinem Namen unterzeichneten Aufsatz:

„Ein kurzes Wort über die Notwendigkeit des Turnunterrichts für die Jugend.

Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß die ausdauernde Strebsamkeit der preußischen Regierung in Sachen der Volkserziehung zu Resultaten geführt hat, die unbedingt zu den Lichtseiten in den vorwaltenden Schatten der heutigen Zeit gerechnet werden müssen. Preußen selbst und Deutschland im allgemeinen mögen in diesem Punkte zwar keine vorurteilsfreie und kompetente Richter abgeben, wie man im eigenen Hause gar manches mit günstigerem Auge anzusehen

pflegt, als der Nachbar; diese Ansicht dürfte aber die Richtigkeit der obigen Behauptung schwerlich in Frage stellen, zumal das Ausland einstimmig der letzteren beipflichtete . . .

Nicht plötzlich, auch nicht in stetig fortschreitender Entwickelung sind diese günstigen Resultate erzielt worden, sondern, wie in allen menschlichen Dingen, manches Schwanken ist eingetreten, manche teilweisen Rückschritte sind gemacht worden, und viele einzelne Elemente, nur durch einen schwach durchscheinenden Plan zusammen gehalten, haben als Mittel zur Erhebung der Volkserziehung dienen müssen. Von diesen letzteren ist unbedingt das Turnen als eines der wichtigsten, am tiefsten und günstigsten eingreifenden zu nennen, und jene Zeit, in der dasselbe als staatsgefährlich geächtet war, fällt unleugbar mit den Rückschritten in der Entwickelung der Volksbildung zusammen. Anstatt selbst gefährlich zu sein, wurde sein Aussetzen gefährlich.

Den geistigen und den leiblichen Kräften ist bei der Bildung des Menschen, so viel als möglich, gleiche Berechtigung einzuräumen, vorzüglich, wenn man jene Klassen der Gesellschaft ins Auge faßt, deren Beruf sie zwingt, durch kräftige und gewandte Anwendung der körperlichen Fähigkeit ihr zukünftiges Lebensglück zu gründen und zu bewahren.

Aber auch denen, die vorzugsweise einer geistigen Beschäftigung überwiesen sind, darf körperliche Ausbildung nicht gleichgültig erscheinen, nach dem alten Spruche:

In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele.

Wo der Leib siech ist, verliert der Geist seine Spannkraft, wo der Leib verweichlicht ist, wird der Geist matt, und wo dem Leibe die Rüstigkeit und Frische fehlt, strebt der Geist vergebens vorwärts und aufwärts, er klebt an körperlichen Kümmernissen und Beschwerden, wie der Schmetterling an der Nadel.

Wenn nun die Gleichberechtigung des Körpers mit dem Geiste zugestanden werden muß, die innige Verbindung und die Abhängigkeit des einen von dem andern nicht abgeleugnet werden kann, so kann man sich füglich wundern, wie so viel zu Gunsten des einen und so wenig für den andern geschehen ist und (wie hier bei uns) noch geschieht. Man überläßt das Bildungsgeschäft des Körpers der Jugend durchaus selbst, und wenn auch sorgsame Eltern darüber wachen, daß die Spiele und körperlichen Beschäftigungen der Knaben ungefährlich seien, so sind sie, gelinde ausgedrückt, doch planlos, wenig Nutzen bringend und ihr wahrer Gewinn allzusehr dem Zufalle unterworfen, wenn sie nicht gar geradezu Unfug anrichten und unsittlich sind. Diese Richtung ist nun freilich sehr zu beklagen, ist jedoch noch nicht das größte Übel, was sich in die unbeaufsichtigten Knaben festsetzen kann; bei weitem gefährlicher für dieselben ist der Mangel an Thätigkeitstrieb, die Faulheit, das Herumlungern und Ofenhocken. Hier ist die Pflanzstätte und das Brutnest aller Laster zu suchen, und gar leicht kann ein Knabe von geringem Temperament und schwächlicher Leibesbeschaffenheit all diesem Jammer verfallen, wenn nicht durch Anleitung und Beispiel die Lust an körperlichen Übungen, Anstrengungen und Entbehrungen in ihm geweckt wird. Die Geselligkeit, die wohlgezügelte Heiterkeit, der angeregte Mut, die Ertragung von Mühen und Entbehrungen sind, abgesehen von dem direkten Nutzen der Übung von Kraft und Gewandtheit, die größten Feinde jener schleichenden Übel, denen eine unbeaufsichtigte und nicht angeregte Jugend verfallen kann. Wer da glaubt, daß bloß halsbrecherische Kunstreiterstückchen und waghalsige Unternehmungen das Wesen des Turners ausmachen, daß körperliche Übungen von Roheit der Sitte unzertrennlich seien, und der Turnplatz ein Tummelplatz der Ungebundenheit und Zügellosigkeit sei, der irrt gewiß ebenso sehr, als derjenige, der die Erwerbung von Kenntnissen in der Schule mit der Abrichtung zu Gaunerstreichen und Schelmenstücken in eine Klasse setzen wollte.

Das Turnen ist ein fröhliches Spiel, ein rüstiges Ringen, die gebundenen Kräfte frei zu machen von den Fesseln einer erdrückenden und entnervenden Civilisation, eine Vorübung zum Ertragen von Gefahren und Entbehrungen, eine reiche Schule und eine reine Freude der Geselligkeit, ein übersprudelnder Born reiner Jugendlust und frischer Jugendkraft und eine schuld- und reuelose Erinnerung für das Alter.

Alles dies gilt für das Baden und Schwimmen in eben dem Maße, da dasselbe ein durchaus zum Turnen gehöriger Teil ist und nur deshalb an einzelnen Orten nicht damit verbunden ist, weil die Gelegenheit fehlt. Für diese körperliche Übung möchte die Notwendigkeit einer Beaufsichtigung noch mehr in die Augen fallend sein, weil hier leider nur zu oft Unbesonnenheit und Waghalsigkeit einen plötzlichen gewaltsamen Tod herbeiführen, aller der vielfachen Fälle nicht einmal zu gedenken, in denen durch unvorsichtige Erkältung die Gesundheit leidet und vielfach für immer verloren geht.

Darum Ihr Eltern, die Ihr Eure Kinder zu einer geistigen Beschäftigung heranbilden laßt, gönnt ihrer Jugend die Freuden, die für dies Alter von einer weisen Natur bestimmt sind, gönnt ihnen das Glück, Knaben und Jünglinge zu sein, bevor Ihr ihnen die Pflichten des Mannes aufbürdet, schafft ihnen einen Schatz von Gesundheit und Kraft, die vorhält bei der gemütvergällenden und lebenskraftversauernden, sitzenden Lebensart, der sie einst verfallen müssen, und Ihr, die Ihr Eure Kinder, die Ihr liebt, zu einem Leben voll körperlicher Anstrengungen bestimmt habt, wählt für sie den leichten, heitern Weg der Jugendspiele, um sie vorzubereiten und abzuhärten, und nicht den rauhen, unfreundlichen der Arbeit. Der erstere Weg führt sicherer zum Ziel, weil er naturgemäßer ist."

Der Wahrheit dieser Auseinandersetzungen verschloß sich die Treptower Bürgerschaft nicht, und sie vertraute auch für das damals von vielen verkannte Erziehungsmittel Herrn Reuter ihre Kinder an.

Die Stadt überwies ihm zur Anlage eines Turnplatzes ein Stück Land hinter dem Klosterberge, wo sich noch jetzt der städtische Turnplatz befindet. Die Kosten der anfangs nur einfachen Geräte mußte er selbst bestreiten. In die Tollense ließ er ein Bassin bauen und gab Schwimmunterricht. Bei den Leibesübungen ging er stramm und militärisch zu Werke, was er auch, obgleich er nie Soldat gewesen, in seiner Haltung und in seinem sonstigen Auftreten zum Ausdruck brachte. Wenn es irgendwelche Furchtsamkeit seiner Schüler zu besiegen galt, scheute er keine Mühe. Ein Wasserscheuer war nicht zum Hineinspringen zu bewegen, trotz Reuters Ruf: „Nun, Karl, spring hinein! Eins! zwei! drei!" Statt den Sprung zu wagen, raffte der Junge seine Kleider zusammen und stürmte nach Hause. Nach einer Stunde erschien Reuter und lachte ihn aus; zugleich zeigte er ein Tuch voll Birnen mit dem lockenden Versprechen, die solle er haben, wenn er mit zur Schwimmschule ginge und hineinspränge. Die Lust nach dem Obst überwand die Furcht. Aber auf dem Sprungbrett gereute ihn der Entschluß. Da hielt ihm Reuter als letztes Mittel die Birnen dicht unter

die Nase und sagte, wenn er jetzt nicht sofort hineinspränge, bekäme er sie in seinem Leben nicht! Das half, und der Knabe wurde die reinste Wasserratte.

Seine Zöglinge erzählen noch mit Enthusiasmus von den turnerischen Spaziergängen und nächtlichen Turnfahrten, die Reuter mit ihnen unternahm.

Die Schilderung von **Karl Behrends** erscheint am meisten charakteristisch:

„Guten Morgen, Jungens! Seid Ihr schon alle beisammen?" so begrüßte uns an einem Julimorgen früh sechs Uhr unser Lehrer Reuter, indem er in seinem schlichten Anzuge, der sich durch nichts von dem eines gewöhnlichen Landmannes unterschied, und mit dem unvermeidlichen Handstock auf die Schar bei der Wassermühle vorm Mühlenthor zuschritt.

Auf den einstimmig erwiderten Gegengruß und den Bescheid, daß einige Langschläfer fehlten, ließ er uns wie üblich in zwei Reihen antreten. Er zählte die Anwesenden ab, sah ihren Proviant nach und wollte dann eine Ordonnanz abschicken, die Säumigen zu holen.

Doch sieh, da kamen sie schon angesprungen! Beim einen hatte Mutter das Butterbrot nicht fertig, beim andern war in der letzten Minute ein Knopf gerissen; ein dritter wollte gar schon um fünf Uhr hier gewesen und wieder nach Hause gegangen sein. Derlei Ausreden ließ Reuter in seiner humorvollen Weise stets hingehen und nahm sie als bare Münze an; ja es freute ihn, wenn die Knaben etwas Erfindungsgabe zeigten.

Nachdem alles in Ordnung, kommandierte er „Rechts um!" und fort ging's, hinaus in die frische Morgenluft, mit dem ungezwungenen freien Sinn und Gemüt, wie sie sich bloß in der Jugend und unter Führung eines jeden Zwang hassenden Mannes entwickeln können. Nach kurzer Zeit forderte er uns auf, ein Lied anzustimmen; aus vierzig Kehlen erklang: „Turner ziehn froh dahin", welches Reuter in tiefem Baß mitsummte. Denn so sehr er ein Freund von Gesang und Musik war, das Talent zur Ausübung dieser Künste besaß er nicht, weswegen er sich darauf beschränkte, sich an dem Vorgetragenen zu erfreuen und in Gedanken mitzubegleiten.

So langten wir im Dorfe Gropzow an, wo die Bauern bei unserm taktmäßigen Einmarsch neugierig aus den Häusern kamen und uns bewunderten.

„Ja, sonne Jungens giwwt dat ok man blot in Treptow!" rief Reuter ihnen zu.

„Sonn' krigt man ok nich all' Dag tau seihn!" erwiderten diese.

„Ji sälen mal seihn, wat sei all' vör Kunststücken maken känen," fuhr Reuter fort und ließ uns die Dorfstraße in Linie aufmarschieren, unter Hurra vorwärtslaufen und die am Ende etwas hochgelegene Burg der Obrigkeit stürmen. Die Knüppel, welche wir unterwegs abgeschnitten hatten, schwingend, ging's gegen das Haus des Schulzen, welcher in der Nachtmütze heraustrat, um nach der Ursache des Skandals zu forschen. Diese seltsame Erscheinung übte einen so unwiderstehlichen Zauber, daß wir unter Lachen den Lärm vermehrten. Als aber Reuter auf ihn zuschritt, den er schon kannte, wurde ihm die Sache klar, und da er sich in seiner staatsherrlichen Existenz nicht bedroht sah, ließ er sich sogar herbei, uns mit Milch zu bewirten.

Dann wanderten wir durch das Holz dem Ziele, der Landskrone, zu. Auf einem Hügel erhebt sich hier eine Ruine, deren Reste von dem Gutsherrn Grafen Schwerin noch erhalten werden. Diese zu besichtigen, war das erste, und Reuter führte uns den kleinen Berg hinan und hinein in die ausgestorbenen, öden und grasüberwucherten Räume, die von altersgrauen bemoosten und zerbröckelten riesigen Quadern begrenzt wurden und als Dach den Himmel über sich hatten. Nach einer Erklärung über die Geschichte dieser Ruine gab Reuter eine allgemein faßliche Schilderung des Mittelalters, der Glanzzeit des Rittertums im edlen Sinne, sowie auch desjenigen, das seine Macht und sein Ansehen nicht immer zum Schutze und zur Ehre des Vaterlandes, sondern zur Auflehnung gegen Kaiser und Reich gebrauchte, ja sich an Hab und Gut der friedlichen Bürger und Kaufleute gewaltsam vergriff und von Mord und Raub lebte.

Dabei rauchte er gemütlich seine kurze Pfeife und wußte so viel Schönes und Wunderbares aus längstvergangenen Zeiten zu erzählen, daß wir ganz Aug' und Ohr waren.

Nachdem dieses eine Stunde lang gewährt hatte und der Himmel sich mit Regenwolken überzogen, lagerten wir uns unter einer am Fuße des Berges stehenden Linde, zur Verzehrung des Mundvorrats.

Unterdessen verdüsterte sich der Horizont, sodaß es Zeit wurde, an Aufbruch zu denken. Es war zwei Uhr. Kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, als auch schon der Regen fiel und wir uns im Laufschritt beeilten, das Dorf Kessin zu erreichen. Wir waren ein wenig naß geworden, auch schmutzig und ermattet, wären deswegen am liebsten sofort unter Dach und Fach getreten. Doch Reuter ließ erst halten und einige militärische Wendungen und Exercitien machen, dann sagte er: „Man darf im Leben nie gleich nachgeben; und wenn Ihr noch so müde seid, müßt Ihr erst recht zeigen, daß Ihr immer noch etwas mitmachen könnt, wenn Ihr wollt. Man muß sich stets selbst zu zwingen wissen."

Damit hatte er wohl recht; doch die Jugend war froh, als er endlich „Rechts um!" kommandierte und gegen eine Scheuer führte, deren Eigentümer gern Aufnahme und dazu Milch und Brot gewährte. Indes Reuter ließ keinen eher zugreifen, bevor er nicht versuchte, zwei Worte zu finden, welche sich reimten. Das verursachte Kopfzerbrechen; und hätte Reuter nicht bei den meisten nachgeholfen, so hätten sie wahrscheinlich nichts zu essen bekommen. Richard Schröder war der einzige, der es zu einem zweizeiligen Verse brachte:

Wenn man Durst und Hunger hat,
Macht auch Milch und Brot uns satt.

Worauf Reuter ungefähr reimte:

Und wenn den Magen Du bedachtest,
So lasse auch Dein Herz nicht leer;
Denn nur, wer beides hat befriedigt,
Kann glücklich sein und braucht nichts mehr.

Dadurch entstand nun eine förmliche Reimwut, bis Reuter bemerkte, daß der Regen nachgelassen, und zum Aufbruch mahnte. — „Möchte eine jede Expedition solch einen Führer haben!" schließt mein Gewährsmann.

Ebenderselbe weiß von einer nächtlichen Fahrt zu berichten, wozu Reuter mehrmals an Sommerabenden seine Schüler eingeladen hat. Auch hier befolgte er ein pädagogisches Prinzip: den Mut auf die Probe zu stellen und die Furcht überwinden zu lernen.

Die Knaben sollten also den Verlauf einer Nacht, statt daheim im Bette, draußen in freier Natur unter dem Dunkel und Knistern der Bäume mitten im Walde zubringen. Ziel

war das eine Stunde von Treptow gelegene Stadtholz. Natürlich war der Förster verständigt worden.

An einem schönen Augustabend acht Uhr schlich, mit gewissem Grausen, einer nach dem andern durch das sich schon über Flur und Feld verbreitende Dämmerlicht zum Schützenhaus auf dem Klosterberge. Man hätte sich fast gefürchtet, wenn man sich nicht geschämt haben würde; nur der Ehrgeiz ließ die leise gestellte Frage „Hast Du Angst?" mit einem noch leiseren, zitternden „Nein, gar nicht!" beantworten. In Wirklichkeit war auch kein Grund dazu vorhanden. Kam nicht jetzt Herr Reuter den Berg herauf, der untersetzte starke Mann mit dem derben Knittel, welcher, obwohl nur zu friedlichen Zwecken bestimmt, im Notfall von seiner Faust geschwungen, eine Legion Diebe und Räuber totschlagen konnte?!

Allerdings, daran zweifelte keiner; aber es giebt doch etwas, wogegen menschliche Kraft ohnmächtig ist — die Geister. Wo diese spuken, hilft kein Stock, kein Gewehr; man sieht und hört sie ja nicht sofort. Und die Gefahr war hier groß, weil in unmittelbarer Nähe der Kirchhof lag.

Doch auch dafür wußte Reuter Rat; auch die Geister konnte er bannen. Nachdem er die Häupter seiner Lieben abgezählt und den Proviant geprüft hatte, nahm er sein Notizbuch und beschrieb einige Zettel mit Bleistift, die er dann herausriß. Seine Zöglinge voller Spannung, welch neues Manöver er vornehmen ließ. Die Aufklärung folgte, indem er fragte: „Fürchtet sich einer vor Gespenstern?" Natürlich antwortete niemand, obwohl es jedem kalt und heiß über den Rücken lief.

„Nun," meinte er, „also lauter tapfere Jungens. Doch müßt Ihr es mir auch beweisen, denn eine Behauptung ohne Beweis gilt nichts in der Welt. Ich habe hier auf ein Dutzend Zettel Namen geschrieben; davon trägt jeder, der Mut hat, einen Zettel zum Kirchhof und legt ihn auf ein bestimmtes Grab. Doch muß jeder allein gehen. Wer will der erste sein?"

Totenstille. Reuter wiederholte die Frage und wandte sich, da diese auch ohne Antwort blieb, direkt an Karl Schauert. Derselbe nahm einen Zettel. Nun bot Reuter Nummer zwei an, die ihren Abnehmer fand; und so trat denn bei jedesmaligem Aufruf langsam und zagend einer vor oder wurde von seinen Kameraden so lange vorgeschoben und in die Rippen gekniffen, bis er außer Reih' und Glied war und nicht mehr zurückkonnte.

Auf diese Weise wurden sämtliche Zettel verteilt und an ihren gruseligen Ort befördert. Die ersten kamen schon wieder und zwar mit ganz anderen Gesichtern, stolz und selbstbewußt.

Jetzt mußten die Zettel abgeholt werden, wobei die übrigen ihren Mut zeigen sollten. Das ging besser; waren doch alle mit heiler Haut zurückgekehrt. Bald befand Reuter sich im Besitze sämtlicher Blätter.

Diese moralische Kraftübung beanspruchte eine Stunde. Die Nacht war eingetreten, am Himmel flammten tausend Sterne. Die Schar machte sich auf den Weg zum Stadtholz und brachte auf Reuters Wunsch dem Monde, der sie voll anlachte, eine Huldigung, indem sie sein Leiblied „Guter Mond, du gehst so stille" sang. Allmählich erschienen die Umrisse des Waldes deutlicher und am Saume eine Gestalt: es war der Förster, der ihnen entgegenkam und, Reuter begrüßend, sagte: so außergewöhnliche Gäste müsse man bestens empfangen, deshalb habe er einen hübschen Platz ausgewählt und allerlei Notwendiges herbeischaffen lassen, damit sie es möglichst angenehm und bequem hätten.

Man marschierte hinein zu einer Lichtung, wo Stroh und Reisig aufgeschichtet lag. Das letztere ward nach Reuters und des Försters Anweisung in drei kleinere Bündel verteilt, welche in einiger Entfernung voneinander angebrannt wurden. Um jedes Wachtfeuer lagerte sich ein Kreis, kramte die Eßwaren aus und die Blechkannen zum Kaffeekochen. Drei bis vier Leute schickte Reuter ab, um zu rekognoscieren und zu melden, was sie gesehen, wobei er darauf hielt, daß sich jeder gut orientierte und seine jedesmalige Stellung zu den ihn umgebenden Objekten genau angeben konnte.

Da sich kein Feind zeigte, so lud der Förster alle ein, sich um ihn herumzusetzen, denn er hätte Interessantes zu erzählen; — richtiges Jägerlatein.

„So," sprach er, „die Geschichte ist zu Ende und meine Pfeife ausgegangen, ein Zeichen, daß ich nach Hause soll."

Auf dringendes Bitten nach mehr Geschichten meinte Reuter: „Ja, den Gefallen wird Herr Stadtförster Euch auch thun. Hier, nehmen Sie von meinem Tabak, stopfen Sie sich tüchtig Ihre Pfeife und legen Sie los! Doch zuvor wollen wir uns noch ein Glas Grog brauen, während die Jungens sich nochmals Wasser zum Kaffee aufgießen."

Als auch die zweite Fabel fertig war, schlich sich der Sandmann ein, was Reuter zu der Anordnung veranlaßte, das Stroh auszubreiten zum Nachtlager. Bald lag die Hälfte unter den Bäumen und schlief. Der andere Teil wollte dem Beispiel folgen, da plötzlich brach der unverwüstliche Humor des alten Weidmanns abermals hervor, und, nachdem er schon gute Nacht gewünscht, schallte seine Stimme beim Abgehen laut und kräftig in dem Liede: „Wer hat dich, du schöner Wald". Angeregt, wurden die Schläfer wieder munter und sangen mit, während des Försters Stimme sacht in der Ferne verhallte und der Nachklang sie in sanften Schlummer wiegte.

Ein gegenseitiges Rütteln, welches morgens fünf Uhr vom rechten zum linken Flügel sich fortpflanzte, öffnete aller Augen, um die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zu begrüßen. Unter dem Scheidegruß der Vögelein zog die Schar, voran ihr Lehrer, zum Walde hinaus, in dem sie eine Nacht zugebracht.

Volkslied.

Sie stahl sich hinaus in stiller Nacht,
Hinaus in die schimmernde Frühlingspracht,
Die Liebe, die Liebe zu suchen.

Und draußen im frühlingsjungen Wald,
Da fand sie die Liebe gar bald, gar bald,
Wohl unter den knospenden Buchen.

Und als sie heimkam im Morgenrot,
Da war ihr Mütterlein blaß und tot —
Und der Vater thät sie verfluchen.

Otto Falckenberg.

Neue Lyrik.

(Schluß.)

Noch umfangreicher aber auch weit wechselvoller und interessanter, als der eben besprochene Band, ist die Sammlung der **Gedichte** Karl Blanks (Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns Litt. Bulletin der Schweiz), deren Herausgabe Franz Wichmann für den im Alter von 33 Jahren verstorbenen Freund besorgt hat. (Blank ist geboren 12. 2. 1862 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, gestorben ebda. 21. 2. 1895.)

„Meine eigentliche Biographie sind meine Gedichte selbst," hat er dem Freunde geschrieben. Diese Biographie, die den Eindruck großer Offenheit macht, spiegelt ein wechselvolles Seelenleben, eine Entwicklung, der wir mit hohem Interesse folgen.

Das Buch zerfällt in fünf Abteilungen. I. Junge Liebe. Gedichte aus den Jahren 1880-1882. S. 1-35. — II. Vermischte Klänge. 1882—1894. S. 39—278. — III. Sizilianen. 1889—1893. S. 281—291. — IV. Epigramme und Sprüche. 1882—1894. S. 295—324. — V. Korrespondenzreime. 1879 bis 1889. S. 327—356.

Man sieht, die zweite Abteilung ist fast doppelt so umfangreich, als die anderen zusammen. Hier hätte der Herausgeber eintreten und, da das Gleichartige doch beisammen steht, es auch in gesonderte Abschnitte trennen sollen, wodurch der Überblick bedeutend erleichtert worden wäre.

I. Junge Liebe. Nun, es sind die Lieder eines Achtzehnjährigen, der sich, seinem Alter entsprechend, pflichtschuldigst verliebt hat, und nun an einer neuen Auflage von Heines Buch der Lieder arbeitet. Schreckliche Liebesqualen, Träume vom Tod der Geliebten, ihre Treulosigkeit — alles ist vorhanden. Da, am Schluß des zweiten Jahres, weht plötzlich ein gesunder Wind in die bekannte trübe Atmosphäre. Die plattdeutschen Gedichte an „Liessing" sind kräftig und keck zufassend, allerdings verraten sie auch schon jene körperliche Sinnlichkeit, die später so sehr hervortritt.

In der zweiten Abteilung, die alles Wichtige der letzten zwölf Lebensjahre des Dichters umfaßt, kommt zuerst noch einmal Heine an die Reihe, dieses Mal der kaustische. Der Jüngling ist natürlich in seiner Liebe betrogen worden und rächt sich nach der Art seines Vorbildes.

Nun hätte der Herausgeber über hundert Seiten unter dem Titel „Dirne und Kellnerin" zusammenfassen und als Motto vorsetzen können:

Mein Leib und mein Leben gewidmet soll sein
Dem männerberückenden Genus,
Als Priester und Prediger will ich mich weihn
Dem Dienst der berauschenden Venus. (S. 143.)

Die Lieder sind keck und launig, wetteifern aber an Gemeinheit mit dem besungenen Gegenstande.

Eine Reihe Großstadtscenen schließen sich an. Die Aufschrift der ersten „Gegensätze" könnte allen dienen. Bitter, herb, voll Ingrimm gegen die bestehende Ordnung.

Und nun auf einmal:

O wie liegt so weit!

Zwischen allerlei Gerümpel
Fiel mir in die Hand ein Buch,
Drin mich Vater lesen lehrte
Lange schon vor Schulbesuch.

Auf dem Titelblatte krähte
Kitriki! der Fibelhahn,
Und mit kolorierten Kupfern
War es reichlich angethan.

In das Märchenheim der Kindheit
Hat es wieder mich gerückt,
Heimlich hab' ich eine Zähre
Unterm Wimpernhaar zerdrückt. (S. 174.)

Als sei mit diesem Liede der Bann gebrochen, wird Blank jetzt der Sänger der reinen Liebe, der Hausfrau, die des Hauses schönster Schmuck (S. 177), der Freuden, welche die Natur uns bietet. Wohl finden sich noch Rückfälle in die alte Tonart (S. 181 Rote Haare), aber der Dichter hat doch das Recht, von einer „Bekehrung" zu sprechen:

In der Weltstadt Lasterhöhlen,
Wo die Leidenschaften toben,
Hat sich oft, an ihm verzweifelnd,
Wider Gott mein Sinn erhoben.

Durch die Frühlingskathedrale
Der Sudeten schritt ich heute
Und vernahm, wie alles Leben
Sich so wundervoll erneute.

Und ich mußte niederknieen
Angesichts der Höh'n und Gründe,
Bittend, daß in Gnaden wieder,
Gott vergebe mir die Sünde. (S. 180.)

Es ist interessant, zu beobachten, wie in den folgenden Liebesliedern der frühere sinnliche Ton nur ganz allmählich vollständig verstummt, und das Feuer keuscher Liebe stark genug wird, des Dichters Herz ganz zu füllen. —

Mit dem Liede „Sei deutsch" (S. 204), dem sich ein Gedicht auf unsern Kaiser (27. Januar 1889) anschließt, beginnt die Reihe der patriotischen Dichtungen. Blank mag zu einer militärischen Übung einberufen worden sein, denn der Periode seiner einjährig-freiwilligen Dienstzeit — die, nach dem Vorwort, 1882/83 lag — wage ich die nun folgenden markigen Weisen, die ein warmfühlender, deutscher Patriot gesungen hat, nicht zuzuteilen. Dem Soldatenleben aber sind diese Lieder entwachsen, deren Kräftigstes das „Feldmarschlied der Garden" (S. 214) ist.

„Naturstimmungen und Bilder aus dem Kleinleben", ließen sich die Gedichte S. 215—246 überschreiben. Sie sprechen beredt von einem fröhlichen Landleben und verraten des Dichters glücklichen Blick für die Beobachtung des Kleinen und — in einigen Kinderliedern — der Kleinen.

Eine Abteilung „An Personen und Bekenntnisse" würde die Seiten 246—278 umfassen. Zunächst Lieder an realistische Dichtergenossen, dann politische Weisen. Hier steht ein Gedicht auf Bebel, Lassalle neben der begeisterten Apostrophe an Bismarck. — Es ist die Zeit eines unklaren politischen Schwankens.

„Ich hatte für die soziale
Gesellschaftsordnung mich erwärmt,
Und für die Internationale
Mit jugendlicher Glut geschwärmt."

Doch hat er die Haltlosigkeit des Treibens erkannt, und jetzt:

„Der Weg, den edle Deutsche schritten,
Ist meiner auch, deutsch will ich sein!
Dabei den flehend stummen Bitten

Der Not beredte Worte leihn.
Der Geist, was Großes je ersann er,
Kunst, Wissen, Handel, Industrie
Gedeiht am besten untern Banner
Der liberalen Monarchie."

(Aus „Politisches Glaubensbekenntnis" S. 266.)

Die andern Abteilungen des Buches: die formvollendeten Sizilianen, die scharfen Epigramme und Sprüche, endlich die — weil rein Gelegenheitsverse — besser weggebliebenen Korrespondenzreime, ändern das Bild nicht, welches diese Hauptabteilung der vermischten Klänge ergeben hat. —

„Seine Gedichte seien seine Biographie," hat der Dichter geschrieben. Es ist ein tragisches Geschick. Ein reich veranlagter Dichter — denn das ist Karl Blank unzweifelhaft gewesen — stirbt in dem Augenblicke im blühendsten Mannesalter, als er seinem Volke ein echter Dichter zu werden verspricht. Er hat sich aus falscher Sentimentalität, gemachtem Weltverächtertum, gemeiner Sinnlichkeit zur Erkenntnis des Wertes reiner Herzensliebe, inniger Freude an der Gotteswelt durchgerungen. Er ist aus dem auf alles Bestehende schimpfenden Sozialdemokraten ein patriotischer, von warmer Liebe zu seinen ärmeren Volksgenossen beseelter Deutscher geworden — der Tod hat ihn das nicht werden lassen, was er mit diesen Eigenschaften, der Lebenserfahrung bei seinem Talente hätte werden können und wohl auch geworden wäre.

Ich kann das anregende Buch, wegen der grobsinnlichen Partieen, leider nicht rückhaltlos empfehlen. Vor allem paßt es in keine Frauenhand; dem ernsten Manne aber wird es Freude machen, zu verfolgen, wie die gute Grundlage in dem Jüngling sich zur äußeren Bethätigung durchgerungen hat.

St.

Gedanken von Wilhelm von Ising.

(Aus dem Nachlaß.)

Es giebt ja wohl in dieser Welt
Der Wege viel zum Ruhme,
Doch sitzt gerade nicht ein Held
In jedem Heldentume.

Was man dahier so Größe nennt,
Wird oft gedeutet, leider;
Der sucht es an dem Firmament,
Und der bei seinem Schneider.

Der Gründling im Parterre.

„Zehn Groschen für den Sitz dahier;
Nun kann ich streicheln oder beißen."
Er kauft das Stück wie ein Papier;
Er darf's besudeln und zerreißen.

*

Realismus und Idealismus sind wie Mann und Weib; nur aus ihrer Vereinigung geht das höchste Werk der Schöpfung hervor.

Das Recht.

Wenn auch das Recht sich beugen muß, Ihr sollt es nicht verhöhnen.
Es ist ein furchtbar' Ding, das Volk an Unrecht zu gewöhnen.

*

Der Zauber einer ersten Liebe ist der Zauber der Morgenröte; er kehrt nicht wieder, nicht für den Tag, nicht für das Leben.

*

Glaube, Liebe und Hoffnung aus dem Herzen reißen, heißt eine Wunde schaffen, in welche die Verzweiflung einzieht.

*

Der wahrhaftige Geist ringt nach der Erkenntnis, die falsche Genialität brüstet sich mit dem Zweifel.

*

Es ist wohl mancher Geist für Einsamkeit geboren;
Verläßt er sie, wird er zum Narren jedes Thoren.

*

Neben hundert Fehlern kann noch Gutes gedeihen, die Undankbarkeit aber haust in einer öden Brust.

*

Nie stellte ein Tyrann sich dar,
Der nicht zugleich ein Sklave war.

*

Der Trank, welcher den Geist einschläfert, weckt die Bestie.

*

Der Wahnsinn ist ein schrecklicher Wirt; er nährt den Körper, und macht sich mit dem Geiste bezahlt.

*

Für die Erdenstrafen darf nur ein Ausgangspunkt gelten — die Notwendigkeit. Wo das Gesetz den Leidenschaften dient, ist es seiner Würde entkleidet.

Inhalt der No. 25.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 26.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

„Es sind die Vereinzelten nur in der Menschheit ungezählter Menge, die so denken, so empfinden,“ sprach der Prinz, „nur jene erhabenen Seelen, die das eigene Wünschen der großen Liebespflicht unterordneten, die unser Heiland uns für unsere leidenden Brüder auferlegte. Und wohl ihnen, denen diese Pflicht niemals mit dem eigenen Begehren in Widerstreit geriet.“

„Könnte das jemals sein, Hoheit? Die Pflicht ist uns auf allen unseren Wegen so klar und strenge vorgezeichnet, die Wünsche hängen von uns selbst ab und Gott giebt uns die Kraft, sie zu bekämpfen, wenn sie thöricht oder schädlich sind.“

„Eurer Jugend ist die Erfahrung erspart geblieben, daß das Verlangen unseres Herzens stärker sein kann, als die Überzeugung unserer Pflicht. Euer Leben floß in ebener, engbegrenzter Bahn dahin, die Träume, die in Eurem reinen Herzen gaukeln, zeigen Euch nichts anderes, als was das Stückchen Heimaterde Euch bisher geboten: den Segen, den Euer mildes Walten Euch allerorten schafft, und dieser ist es, den Ihr als Euer höchstes Glück betrachtet. Ist es Euch niemals in den Sinn gekommen, einen Blick hinaus in jene Welt zu werfen, die Ihr nicht kennt? Habt Ihr Euch noch nie von der engen Scholle hinweggesehnt, das wechselnd bunte Leben draußen sich abrollen zu sehen?“

„Nein, mein Prinz,“ erwiderte sie ruhig. „Ich würde solchen Gedanken nie Raum geben, solange meine Mutter, meine Schwestern meiner bedürfen.“

„Und wären sie nicht, würdet Ihr nicht anders denken?“

„Wie könnte ich mir ein Leben vorstellen, in welchem sie, die Vielgeliebten, fehlten? Sie gehören zu mir; ich darf für sie arbeiten und sorgen und mein Gebet ist, daß nichts uns trennen möge.“

„Auch Euer Herz wird andere Regungen kennen lernen; es wird ein Mann dereinst kommen, Euch zu seinem Weibe zu begehren und teurer mag er Euch werden, als Mutter und Schwestern.“

„Das ist wenig wahrscheinlich, Fürstliche Gnaden. Ich brächte einem Freier nichts, als zwei leere Hände und schwerlich wird ein Mann danach Verlangen haben.“

„Seid Ihr dessen so gewiß?“ fragte er lächelnd. „Ihr seid so schön und hold, um auch ohne Heiratsgut einem Manne begehrenswert zu sein und Eure Hände, die so ungezählte Wohlthaten spenden, sind nicht leer zu nennen; es sind die reichsten, die mein Auge jemals schaute.“

„Hoheit spottet meiner,“ sagte Paula, und es klang wie leise Kränkung durch ihre Stimme.

„Eurer spotten? Welchen Grund hätte ich dazu? Man spottet ihrer nicht, die man so hoch bewundert. Ich sprach es aus, was ich empfand, das ist alles.“

„Ihr kennt mich kaum,“ stammelte sie befangen.

„Ich sah Euch einmal nur, das ist wahr, und hatte seitdem den Wunsch, Euch wiederzusehen. Er ist erfüllt und ich bin dessen froh. Ihr erkennt daraus, daß ich verschieben von Euch geartet bin; die Freude, Euch zu treffen, ist mein Eigentum; sie ist der Abglanz eines anderen Freude nicht.“

Sie lächelte ein wenig. „Glaubt Ihr, gnädiger Herr, daß in mir gar keine Selbstsucht wohne? Ihr würdet arg enttäuscht sein, wenn Ihr tiefer blicktet.“

„O, sicher nicht, denn Ihr ständet dann nicht so unnahbar ferne über uns begehrlichen Irdischen.“

„Wüßtet Ihr, wie ungern ich solche Rede höre.“

„So lasset uns von anderen Dingen plaudern,“ scherzte er, „sprecht zu mir in der musikalischen Sprache des göttlichen Florentiners, dessen Dichtung Ihr nachgeschrieben.“

In ihre Wange stieg ein tiefes Rot. „Wer sagte Euch davon?“

„Mein Hauswirt gab mir heute die Schrift; ich las sie, ehe ich vom Schlosse herabkam.“

„Sie war Eurer Beachtung nicht wert; zur Kurzweil nur schrieb ich jene Gesänge ob."

„Wer lehrte Euch die Sprache Dantes?"

„Meine Mutter, die aus Mailand stammt."

„Ich möchte sie von Euren Lippen hören; mir ist, als müsse sie, von Euch gesprochen, besonders hold klingen."

„Ich würde zu scheu sein, mich vor Eurer Hoheit darin zu versuchen, noch nie sprach ich sie mit jemand, außer meiner Mutter."

Sie hatten schon längst das Dorf verlassen und schritten in dem Schatten der Bäume langsam dahin, die den Saum des Waldes bildeten. Der Page ging in einiger Entfernung hinter ihnen, gelangweilt dem Fluge der Vögel nachschauend, die sich in dem blauen Äther verloren.

Paula warf einen Blick nach der Sonne hinüber. „Ich fürchte, meine Zeit versäumt zu haben," sagte sie, „der Tag beginnt zu sinken; es wird die Stunde sein, zu der man mich daheim erwartet."

„Noch nicht, noch nicht," entgegnete er, „Ihr holt die Zeit noch ein, die Ihr mir schenktet; jetzt erst wird unsere Wanderung erquickend, da wir die Kühle des Waldes erreichten."

„Ich gehe nur zu seltenen Malen in den Wald," sprach Paula ablehnend. „Es ist nicht ratsam, wo soviel Volk umherstreift."

„Fürchtet Ihr Euch unter meinem Schutze?" fragte er.

Sie wußte nicht, weshalb ein „ja" ihr auf den Lippen schwebte. Nein, sie fürchtete sich nicht, sie wäre mit ihm weiter und weiter gegangen, in der festen Zuversicht, daß er sie vor jedem Angriffe, jeder Gefahr beschützen werde. — Warum begann ihr Herz plötzlich so heftig zu klopfen, was wollte die innere Stimme, die sie fast gewaltsam zur Heimkehr drängte?

„Vergebt mir, Hoheit," sagte sie schüchtern, „ich muß nach Hause eilen. Die Stunden, die ich der Erholung widmen darf, sind mir karg gemessen."

Er beobachtete sie prüfend. „Ich will Euch nicht zurückhalten, wenn Ihr ein ferneres Ausbleiben nicht mit Eurer Pflicht vereinen könnt," sprach er. „Die kurze Strecke noch bis dorthin, wo sich der Weg zu Eurem Hause teilt, lasset uns miteinander gehen und sagt mir, daß es nicht das letzte Mal gewesen sein soll."

„O, Hoheit, was kann meine Gegenwart Euch sein, daß Ihr sie nochmals haben möchtet?"

„Sehr viel, edles Fräulein," erwiderte er ernst, „ich lerne von Euch."

„Von mir, der Unwissenden, Unbelehrten, Ihr, den man an Wissen und Können so hoch preist?"

„Nicht das ist es, was ich meine. Ich lerne aus dem Frieden Eurer Seele, wie man sich mit seinem Lose bescheiden kann, ohne Versagtes zu beklagen. Versprecht, daß Ihr meine Lehrmeisterin in diesem Sinne bleiben wollet."

Ihre Augen trafen zum ersten Male seinen Blick. „Ich will versuchen, es zu sein, Hoheit, wenn Ihr Euch an dem Wenigen genügen lasset, das ich Euch zu geben vermag."

„Dank Euch, — Paula!"

Er winkte den Pagen herbei und setzte seinen Weg gegen den Wald hin fort. Paula eilte die Anhöhe hinan, auf der ihrer Mutter Haus lag. Der steile Pfad war ihr noch niemals schwer gefallen; heute schien der Atem ihr zu fehlen, sie mußte mehrmals anhalten, ehe sie die Höhe erreichte.

Die kleinen Schwestern sprangen ihr jauchzend entgegen und hingen sich an ihre Hände.

„Daß Du endlich kommst!" riefen sie. „Wo bliebest Du so lange? Hat Dich der Hansel nicht fortgelassen?"

Paula küßte die zu ihr emporgewendeten Gesichter und gab Auskunft, wie sie die Stunden ihrer Abwesenheit verbracht.

„Die Mutter hatte Besuch," plauderten die Kleinen weiter. „Der Baron vom Schlosse war bei ihr."

„Baron Guilerin? Aber er geht ja kaum vor seine Thür. Wie kam er den Berg hinauf?"

„Er ließ sich tragen," berichtete die ältere der Schwestern, Vincentia, wichtig. „Vier Männer trugen einen Sessel, in dem er saß; der hatte Quasten und war mit rotem Sammet ausgeschlagen. Ich setzte mich hinein, als der Baron drinnen bei der Mutter war."

„Du fürwitzig Kind! Dazu hattest Du sicher keine Erlaubnis," sagte Paula.

„O, er hätte es mir erlaubt, denn er war gar lieb und gut mit mir und der Armgard," versicherte Vincentia. „Die Zuckerwecken hier schenkte er uns, als er ausstieg und das letzte Stück davon haben wir Dir aufgehoben."

Sie reichte strahlenden Antlitzes der geliebten Schwester den Leckerbissen dar. Paula wußte, daß sie ihn nehmen müsse, wollte sie die kleine Geberin nicht kränken. Zärtlich drückte sie die blonden Köpfchen an sich, die sich in ihre Arme schmiegten. Ja, sie empfand es deutlich, was sie kurz zuvor gesprochen: in der Liebe der Ihren, der Opferung für sie lag ihr bestes, ihr reinstes Glück.

Eng umschlungen wanderten sie dem Hüttchen zu, an dessen niederem Fenster eine dunkelhaarige, blasse Frau saß, deren Züge Spuren einstiger großer Schönheit zeigten. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und Paula war unverkennbar, nur die Augen ihrer Tochter blickten anders, als die ihren, deren unruhiges Flackern es verriet, daß in ihrem Inneren Stürme tobten, Wünsche erstanden, Leidenschaften rangen, die die trübe Gegenwart ihr nicht zur Ruhe zu wiegen vermochte.

Paula begrüßte die Mutter mit einem Kusse auf ihre Hand, fragte ehrerbietig nach ihrem Ergehen und begab sich dann in die Küche, die Abendsuppe zu kochen. Die kleinen Mädchen trugen geschäftig Teller und Löffel herbei, um den Tisch herzurichten, bis die liebe Paula fertig sei.

Die Abendmahlzeit konnte nicht reichlich ausfallen. Für jedes ein Teller Roggenmehlsuppe und ein Stück Brot, so war es im Hause der verarmten Edelfrau Brauch. Die Kleinen wußten es nicht anders und ließen sich die frugale Kost trefflich schmecken. Auch Paulas jugendkräftiger Körper mußte sich damit begnügen; schon des Beispieles wegen pflegte sie ihren

Teller zu leeren. Nur Frau Petronilha legte nach wenigen Sekunden den Holzlöffel zur Seite, den sie kaum in die Suppe getaucht hatte, und erklärte, keinen Hunger zu haben.

„Geht vor die Thür spielen,“ sagte sie zu den beiden Mägdlein. „Ich habe mit Paula einiges zu besprechen.“

Die Kinder gingen gehorsam hinaus; Paula räumte den Tisch ab und kehrte dann zu der Edelfrau zurück.

„Ich bin zu Eurem Befehle, meine Mutter.“

Frau Petronilha glättete die Falten ihres verschossenen Kleides, als bereite es ihr eine Überwindung, der Tochter die angekündigte Mitteilung zu machen.

„Der Baron war heute bei mir,“ begann sie endlich.

„Die Kinder erzählten es bereits,“ sagte Paula. „Es war gütig von ihm, sich der Beschwerde des Weges zu unterziehen.“

„Dir ist bekannt, daß er immer hilfreich und gut gegen uns ist,“ fuhr die Mutter fort.

„Wohl weiß ich es und zolle ihm gebührenden Dank dafür.“

„Er fragte heute, ob wir noch Vorräte für den Winter hätten, und als ich gestand, daß es damit schlecht bestellt sei, erbot er sich, uns Küche und Keller zu füllen.“

„O, liebe Mutter,“ fiel Paula etwas lebhafter ein, „weshalb wollt Ihr Euch jetzt schon um den Winter sorgen? Gott wird uns weiter helfen, wie er es bisher gethan; es thut nicht not, die Almosen des Herrn von Guilerin in so ausgiebigem Maße anzunehmen.“

„Er ist der Reiche, wir die Armen. Er spürt es nicht, wenn er etwas von dem hergiebt, was einst unser war.“

„Nicht er, Mutter, wir aber, die wir beständig empfangen.“

„Du nimmst auch von den Dörflern Brot und Feldfrüchte an.“

„Ich leiste ihnen dafür mannigfache Dienste; so ist es eine Gegengabe, die ich nehmen darf. Der Baron begehrte nie noch etwas von uns.“

Die schwarzen Augen der Mailänderin hefteten sich fest auf die Tochter. „Du achtest es nicht, oder willst es nicht gewahren, daß er mehr von Dir begehrt, als alle jene, denen Du Deinen Balsam, Deine Tränke giebst,“ sprach sie langsam, mit Betonung. „Er will Dich zum Weibe haben; darum kam er heute zu mir.“

„Mutter!!“

Paula war, bis in die Lippen erblaßt, von dem Schemel emporgesprungen, den sie eingenommen. Ihre Hände streckten sich abwehrend aus, als stände der greisenhafte Freier vor ihr, der sie die Seine nennen wollte.

„Setze Dich,“ befahl die Edelfrau kurz. „Dein Schrecken ist kindische Mädchenart. Danken solltest Du Gott, daß er Dir ein so glänzend Los eröffnen will, daß wir in Freuden in das Schloß wieder einziehen können, das wir mit zwei Bündeln und einem Karren Hausrat verließen.“

„Aber er selbst, der Baron,“ murmelte Paula, „er ist alt und krank.“

„Glaubst Du, daß in unsere Verlassenheit jemals ein junger, schöner Ritter kommen wird, Dich zu freien?“ entgegnete die Mutter. „Willst Du Dein Herz etwa an einen der fremden Kriegsleute hängen, die morgen wieder weiterziehen und Deiner nimmermehr gedenken?“

Paula schwieg, die Mutter zog die hochgeschwungenen Brauen zusammen.

„Ich hoffe nicht, daß meine und Wilhelm Juconers Tochter vergesse, was sie sich selbst und dem edlen Namen schuldig, den sie trägt,“ sagte sie ernst, „noch, daß sie thöricht genug sei, einem flüchtigen Eindrucke nachzugeben, der sie veranlassen könnte, ihr Glück von sich zu stoßen. Wie, oder ist es so? Steckt Dir ein anderer im Kopfe, der Dir den Baron verhaßt macht?“

War es so, wie die Mutter argwöhnte? Nein, nein, ihr Herz war frei. Nicht dies war das Gefühl, das ihr der ritterliche Fremdling erweckte, der so unerreichbar ferne über ihr stand.

„Ihr irrt Euch, meine Mutter,“ erwiderte sie zögernd, „ich kenne niemand, der mir gegen Baron Guilerin Abneigung erwecken könnte, weil ich ihn vorziehen möchte.“

„Nun denn, warum willst Du sein Weib nicht werden?“

„Sein Weib!“ Es ging abermals wie Schauder durch ihren Körper; sie verhüllte ihr Angesicht bei der qualvollen Vorstellung.

„Sei verständig, Paula,“ ermahnte die Edelfrau. „Es sind nicht immer Wonnen, die uns das Leben bietet; es sind die Pflichten, die es auf uns legt und gegen die wir uns nicht empören dürfen. Du hast sie bisher treu erfüllt — weshalb willst Du Dich sträuben, für die Deinen diese letzte, größeste zu übernehmen, die Dir ein herrlich Dasein, uns Befreiung aus bitterster Not verheißt?“

„Ich möchte lieber, viel lieber für Euch weiter arbeiten, als jenen Mann heiraten,“ flehte Paula, „denn ich gehörte dann mir selbst.“

„Deine Arbeit, soviel Du Dich auch plagtest, schaffte uns nur karges Brot und es weiß es keiner, ob sie dies in Zukunft noch vermöchte, wenn Armut und Elend im Lande steigen. Blicke um Dich in unserer Hütte. Waren wir es gewohnt, in solchem Raume zu hausen und oftmals tagelang kein Stück Fleisch auf dem Tische zu sehen? Mir ist ein derartig Los nicht an der Wiege gesungen worden und Grauen faßt mich an, mein Leben in dieser Dürftigkeit beschließen zu sollen.“

„Ja, ich weiß es, arme Mutter,“ sprach Paula kummervoll, „Ihr leidet schwer darunter, mehr als ich und die Schwestern, die den Überfluß nie kannten.“

„Auch Deine Schwestern werden, zu Jungfrauen herangewachsen, die Bitterkeit der beständigen Entbehrung fühlen lernen. Sie brauchten es nicht, wenn Du die Gattin des Barons würdest. Er will für die Kleinen wie ein Vater sorgen; sie sollen bei den Klosterfrauen erzogen werden und später von ihm

ein Heiratsgut erhalten. So wähle jetzt Dein und der Deinen Schicksal und möge Dich nicht herbe Reue anwandeln, wenn Deine Eigensucht nicht fähig ist, zur Rettung unser aller ein Opfer zu bringen."

Frau von Juconer erinnerte sich in diesem Augenblicke nicht, daß ihre Selbstsucht größer sei, als die ihrer Tochter, die sie um des wieder zu gewinnenden Wohllebens willen dem ungeliebten Manne preisgeben wollte.

Paula schloß die Augen. „Gönnet mir Zeit, Mutter!"

„Der Baron will morgen die Entscheidung haben," entgegnete Frau Petronilha. „Ein langes Überlegen ist von keinem Nutzen. Du wirst nach der verlangten Frist nicht anders denken, als zur Stunde und eher neue Vorwände ersinnen, Dein Jawort hinauszuzögern."

Von dem Vorplatze, auf dem die Kinder spielten, tönte lautes Geschrei. Vincentia und Armgard kamen hereingestürmt, letztere deutete auf ihr Leinenröckchen, das einen klaffenden Riß aufwies.

„Schau her, Paula," rief sie klagend, „wie mir Cenzi mein Kleid zerrissen und ich habe kein anderes."

„Ich konnte nicht dafür," entschuldigte sich Vincentia. „Wir spielten Haschen und ich ergriff sie am Rocke, da ging er auseinander. Sei nicht böse, Paula."

Die Jungfrau hatte die Kleinen tröstend an sich gezogen. „Geht zu Bette, Cenzi und Armgard," sagte sie, „ich bessere heute noch den Schaden aus."

„Wenn Eure Schwester will, tragt Ihr von morgen an sammetne Röcke," schaltete die Mutter ein.

Paulas Brust hob und senkte sich stürmisch; sie führte die Kinder, welche die befremdende Rede der Mutter nicht verstanden, in die anstoßende Kammer und sprach mit ihnen das Nachtgebet.

„Bittet auch für mich," sagte sie, als das „Amen" gesprochen war.

Die vier Ärmchen schlangen sich schon wieder um sie. „Was willst Du haben, Paula, liebe Paula, daß wir für Dich erbitten sollen?" schmeichelten die Kleinen. „Alles soll der liebe Gott Dir geben, daß Du glücklich wirst, o, so glücklich! — Aber, warum weinst Du?"

Paula trocknete hastig mit ihrem Tuche die verräterischen Tropfen hinweg. „Nichts, es ist nichts; ich weine schon nicht mehr. Ich dachte an den seligen Vater und sehnte mich nach einem Worte von ihm."

„Der Vater ist im Himmel," erwiderte Cenzi. „Er kann nicht zu Dir sprechen."

„Nein, er kann es nicht," sagte Paula schmerzlich.

„Aber er hat es gut dort," bemerkte Armgard, „viel besser als wir, meint die Mutter."

„Möchtest Du es anders haben als jetzt, Du und Cenzi?" fragte Paula.

Die Kleine dachte einige Minuten nach. „Gebackene Pflaumen möchte ich haben," antwortete sie, „und Sonntags Butter auf das Brot. Du nicht auch, Cenzi?"

„Wenn Paula uns welche geben kann, wird sie es schon thun," sprach Vincentia verständig, „und später helfen wir ihr arbeiten und dann haben wir alles, was wir brauchen; nicht, Schwesterherz?"

„Und dann schenken wir Paula auch einen neuen Rock," rief Armgard eifrig.

„Zuerst aber wollen wir den Deinen ausbessern," sagte die treue Versorgerin. „Gute Nacht, Ihr Kleinen, schlaft wohl und träumt gar schöne Sachen."

Sie kehrte mit dem Röckchen Armgards auf ihren Platz neben der Mutter zurück und begann emsig zu nähen.

Frau von Juconer folgte eine Zeitlang schweigend den Bewegungen der schlanken Hände. Die Unruhe ihrer Seele jedoch ließ sich endlich nicht länger meistern.

„Hast Du Dich besonnen, Paula?" kam es ungeduldig von ihren Lippen. „Was soll ich dem Baron sagen lassen?"

Paula warf einen Blick nach der Thür, hinter welcher die kleinen Schwestern schlummerten.

Es war so schwer, das „Ja" auszusprechen, das sie dem alternden Freier als Eigentum übergab, so schwer, das „Nein" zu sagen, das die Geliebten dort auf neue ungewisse Jahre hinaus der Entbehrung, vielleicht dem Elend überantwortete. Um jener Kinder willen, deren junges Leben zu hüten, zu erhellen seit des Vaters Tode ihr teuerstes Streben war, mußte — mußte es sein.

Die strahlenden jungen Augen sollten nicht in jene graue Öde sehen, wie sie die hoffnungslose Armut, das tägliche Ringen um des Daseins karge Notdurft zeigt, die rosigen Kinderlippen nicht das frohe Lachen verlernen, das der Lerchenschlag des wolkenlosen Lebensmorgens ist.

„Saget dem Baron," sprach Paula und ihre Stimme hatte einen seltsam herben Klang, „daß ich einwillige, sein Weib zu werden."

„Mein Kind!"

Die Mutter wollte sie in ihrer Freude umarmen, Paula wich der Liebkosung aus. Sie nähte an dem Röckchen Armgards weiter, aber die Stiche wurden ungleicher als sonst, weil auf die Arbeit jetzt wie unaufhaltsam schwere Thränen fielen.

Achtes Kapitel.

Das Schloß des Baron Guilerin hatte ein festliches Gewand angelegt: vom frühen Morgen an war schon geputzt und gescheuert worden. Frische Blumen dufteten in allen Zimmern und waren auf die Treppe, auf die Fußböden gestreut. Der Hausherr ging auf seinen Krücken anordnend hin und her, nichts schien ihm heute recht und würdig zu sein, die künftige Herrin zu empfangen, die ihm der Mutter Hand als Braut anverloben sollte.

Er hatte sie noch nicht gesehen, seit ihm Frau Petronilha freudeglänzenden Angesichtes ihr Jawort überbracht. Heute erst wollte er sie als seine Braut in dem Schlosse ihrer Väter begrüßen, in welchem sie fortan als Gebieterin herrschen sollte. Das verarmte Herrenhaus hatte in seinem Besitze schon längst seinen Charakter gewandelt, dennoch hatte er zu dem

bereits vorhandenem Prunke aus den umliegenden Städten in aller Eile noch herbeischaffen lassen, was man Kostbares an Teppichen, Vorhängen und Geräten auftreiben konnte, sowie er auch Frau von Juconer und ihren Töchtern die Festgewänder gespendet, welche sie zu dem Besuche auf dem Schlosse anlegen sollten.

Dort nahten sie bereits, die Erwarteten, den Lindengang daher; voran die Edelfrau, die ihr Haupt stolz gehoben in dem Bewußtsein trug, daß nun die Dürftigkeit geschwunden sei, die sie mit bitterem Unmut jahrelang erduldet hatte. Paula schritt zwischen den Kindern hinter ihr. Sie sah nicht rechts noch links und antwortete dem Geplauder der Kleinen nicht, wie sonst. Wie bleich sie war! Oder ließ das Dunkel des Baumganges sie nur so erscheinen, das weiße Gewand, das keine Schleife, keine Blume hob?

Baron Guilerin ließ sich von seinem Kammerdiener bis an die oberste Stufe der Treppe führen, um dort die Ankommenden zu begrüßen; bis zur Schwelle seines Hauses hinabzusteigen erlaubte ihm seine Gebrechlichkeit nicht.

Frau von Juconer ergriff ihrer Tochter Hand und geleitete sie die Treppe empor. Die üblichen Worte wurden gewechselt, die der Brauch bei ähnlichen Anlässen vorschrieb. Die Mutter sprach von dem außerordentlichen Glücke, das ihrer Tochter mit dem Antrage zu teil geworden und dessen würdig zu werden, ihr ganzes ferneres Streben bilden solle; der alte Bräutigam dankte der Edelfrau für das Vertrauen, mit welchem sie ihr Kind ihm übergäbe, und fügte das Versprechen hinzu, ihre Wohlfahrt stets über die seine stellen zu wollen.

Die Braut allein blieb stumm, nur als die Mutter ihre weiße, weiche Hand in die kaltfeuchte des zukünftigen Gatten legte, ging, wie bei der ersten Mitteilung seines Antrages, ein Schauder durch ihren Körper.

Der Baron achtete nicht darauf; er wandte sich in das Innere des Schlosses. „Wollet mir folgen, Paula," sagte er, „ich möchte Euch Euer dereinstig Haus zeigen und Euer Urteil vernehmen, ob Euch die Veränderungen gefallen, die ich darin vornehmen ließ. Gebietet, was Ihr anders zu haben wünschet."

Paula ging an seiner Seite durch die glänzenden Räume, die sie nur selten und flüchtig betreten, seit ihr elterlich Haus einen anderen Herrn besaß. Wie fremd die Gemächer sie begrüßten, in welchen sie als Kind gespielt, in welchen sie die sonnigsten Stunden ihres Lebens verträumt hatte.

Das runde Turmgemach war des Vaters Zimmer gewesen; die Wände, die ein golddurchwirkter Purpurstoff jetzt bekleidete, wurden früher durch eine braune Ledertapete gedeckt, die mannigfache Schäden zeigte. Wie oft hatte Paula braunes Papier über die Löcher geklebt, die die ewig hungrigen Mäuse gefressen, und sie hatte stolz sich ihres Werkes gefreut.

Dort in dem tiefen Fensterbogen hatte der Tisch gestanden, an welchem der Vater zu lesen oder zu schreiben pflegte; von diesem Platze aus hatte der gütige Mann auch oft die Klagen der zu ihm Kommenden angehört, die bei ihm fast ohne Ausnahme Abhilfe fanden. Wie viele waren schweren Herzens an diese Stelle getreten, um ihrer Sorge, ihres Kummers erleichtert von dannen zu gehen.

„Und weißt Du es, mein Vater, daß Dein eigen Kind heut an der Stelle steht, wo Deine milden Worte so unzählige Male dem Betrübten das bittere Leid hinweggesprochen, weißt Du, wie schwer das Herz auch mir heut ist? Und heißest Du es recht und gut, was ich zu thun gesonnen, wird mir Dein Segen beistehen, die Pflichten treulich zu erfüllen, die ich um jener willen auf mich nahm, die Du meiner Sorge zurückließest?"

Eine Hand berührte leise ihre Schulter. „Woran denkt Ihr, Paula?" fragte Baron Guilerin.

Ihre großen dunklen Augen begegneten ruhig seinem forschenden Blicke. „Ich dachte an den seligen Vater, in dessen Zimmer wir uns befinden."

„Es soll das Eure werden, wenn Ihr wollt," sagte der Baron gütig.

„Da siehe, wie schön Du es haben wirst," rief Frau von Juconer, die unter lauten Ausbrüchen der Bewunderung in dem Zimmer hin und her ging. „So prächtig waren unsere Zimmer nie, wie jetzt."

Die Kinder, die ebenfalls mit staunenden Blicken die nie gekannten Herrlichkeiten betrachteten, kamen herbeigelaufen. „Werden wir auch hier wohnen, Paula?" fragten sie. „Dürfen wir uns auf die Stühle setzen und in den seidenen Betten schlafen?"

Zum ersten Male glitt der Schatten eines Lächelns über der Jungfrau Antlitz. „Ihr geht mit mir, wenn ich hier einziehe und wenn Baron Guilerin es erlaubt."

„Es steht bei Euch, Paula, wann Ihr einziehen wollt," bemerkte der Schloßherr. „Eurer Mutter wäre es erwünscht, sofort wieder in die alten, liebgewohnten Räume zu kommen. Das Haus ist groß genug dazu, auch wenn Ihr sie schon jetzt begleiten mögt; ich gebe Euch den ganzen Flügel hier, während ich in dem entgegengesetzten bleibe. Es ist nichts, das der Sitte zuwider liefe, wenn Ihr im Schutze Eurer Mutter unter meinem Dache weilet."

Paula schüttelte den Kopf. „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, und meine Mutter möge nach Ermessen handeln, ich aber werde, wenn Ihr damit einverstanden, mit meinen Schwestern und Brigitta in unserem Häuschen bleiben, bis Ihr von dort aus mich als Euer Weib hierherführt."

„Wie es Euch genehm, Paula," sprach der Baron. „Kommt jetzt weiter, damit wir die Besichtigung beendet haben, bis unsere Gäste anlangen. Ich lud Euch einige Geschlechter aus der Umgegend, die Euren Eltern noch befreundet waren; ich meine, es wird Euch freuen, sie an dieser Stätte willkommen heißen zu dürfen."

Sie setzten ihre Wanderung fort. Paula mußte auf ihres Verlobten Wunsch die Zimmer bezeichnen, welche sie in Zukunft bewohnen wollte oder welche für ihre Mutter, ihre Schwestern bestimmt sein sollten. Der Baron machte sie auf die verschiedenen Kunstgegenstände aufmerksam, die er in seinem Besitze hatte, und erklärte ihr, was ihr noch unbekannt war. Sie

mühte sich, seinen Worten Anteilnahme entgegen zu bringen; die natürliche Güte ihres Herzens half ihr, den Zwang dieser ersten Stunde an der Seite des fremden Mannes zu überwinden, indem sie ihr in das Gedächtnis rief, daß er den Ihren glückliche und frohe Tage bereiten werde, die ihnen zu verschaffen all ihre treue Fürsorge unvermögend sei.

Hufschläge und das Heranrasseln schwerfälliger Kutschen ließen auf dem Hofe sich vernehmen; der Schloßherr begab sich mit seinen neuen Anverwandten in die Halle, seine Gäste zu empfangen.

Frau von Juconer stand zu seiner Rechten und nahm befriedigt lächelnd die Glückwünsche der Geladenen entgegen. Es war ein stolzer Augenblick für sie, die Nachbarn, die in ihrer Armuth sich nie mehr um sie gekümmert, unter diesen Verhältnissen wiederzusehen.

Ein hoher blonder Mann, gefolgt von einer Anzahl Offiziere, trat jetzt ein. Sie kannte ihn nicht, doch der Baron begrüßte ihn in fast freundschaftlicher Weise und nannte ihn ihr als seinen werten Gast, den Prinzen von Braganza, der ihm die Ehre erweisen wolle, sein Fest mitzufeiern.

Es bedeutete für Paulas Mutter einen neuen Triumph, daß ein so erlauchter Gast sich unter den Anwesenden befand. Sie hatte bereits viel von ihm gehört, doch mußte sie sich gestehen, daß sie erwartet, ihn zuvorkommender zu finden. Er war so ernst und schweigsam, auch während des nun folgenden Festmahles und wechselte mit ihr, die man ihm zur Nachbarin gegeben hatte, nur die notwendigsten Reden.

Auch die Braut sprach zu der Edelfrau Unzufriedenheit bei der Tafel kein Wort. Nun ja, der Bräutigam hätte ihren Jahren angemessener sein können, aber da es die Verhältnisse einmal so gefügt hatten, mußte sie sich in das Unvermeidliche ergeben, ohne es den Versammelten zu zeigen, wie ungern sie den Ehrenplatz als künftige Herrin des Schlosses einnähme. Der Baron war dafür um so unbefangener und heiterer. Die sichtliche Versunkenheit seiner jugendlichen Braut kümmerte ihn nicht; er war der Meinung ihrer Mutter, daß sie sich endlich in ihre neue Stellung finden würde und im Grunde war sein Antrag eine glänzende Verbesserung ihres bisherigen Loses zu nennen. Als seine Gattin über große Reichtümer zu gebieten, war doch immerhin den Diensten für die Dörfler oder der harten Arbeit im eigenen Hause vorzuziehen.

Von dieser Genugthuung durchdrungen, plauderte und scherzte er mit seinen Gästen, ermahnte die Männer, fleißig dem Becher zuzusprechen und füllte die Taschen der Edeldamen mit den erlesenen Näschereien, die er in großen Mengen von seinem Koche für die Tafel hatte herstellen lassen.

Erst mit dem Sinken des Tages begannen die Geladenen an den Aufbruch zu denken, es wurde nach Pferden und Dienern gerufen; wer in einer der altväterischen Kutschen gekommen war, hatte Mühe, den Fuhrknecht von dem gefüllten Humpen loszumachen, mit dem die auswärtige Dienerschaft auf Befehl des Barons überreichlich bewirtet worden und den so häufig als möglich zu leeren, jeder als seine Pflicht ansah.

Paula hatte sich unbemerkt aus der Gesellschaft zurückgezogen. Der steigende Lärm bei Tische war ihr eine Pein gewesen, die Reden der Männer, die mit jedem neuen Becher freier und freier wurden, widerten sie an, auch das Wesen der Frauen mißfiel ihr, die mit weingeröteten Gesichtern die lockeren Späße und Anspielungen belachten, welche sie selbst kaum verstand und von denen ein dunkles Empfinden ihr dennoch sagte, daß sie an diesem Orte nicht geziemend seien.

Man vermißte sie nicht; ihre Entfernung wirkte vielmehr wie eine Befreiung, da sie den Zwang aufhob, den die Gegenwart der stillen, ernsten Jungfrau den andern auferlegte.

Paula begab sich in das obere Stockwerk und trat auf den Altan hinaus, der an dieser Seite des Schlosses angebracht war, um eine Verbindung mit dem später erbauten Flügel zu bilden. Bis hierher drang das Geräusch des Festes nicht, die schweigenden Wälder grüßten zu ihr empor wie in alter Zeit, ein leises Wehen spielte mit den fernen Wipfeln und trug den Klang der Abendglocken aus dem Dorfe zu ihr.

Sie faltete unwillkürlich die Hände. Der Frieden der Natur schien sich auf ihre Seele zu senken, die Zweifel der letzten Tage und Nächte, das Grauen vor der ungewissen Zukunft in ein unbestimmtes Verlangen nach ewig erlösender Ruhe zu wandeln, — als müsse es Wonne sein, ein Staubkorn in dem Weltmeere des All zu versinken, entrückt dem Erdensehnen wie dem Erdenschmerze, sich an das Herz dessen zu flüchten, der seine Welten ihre Bahnen gehen hieß und der dem Leben, das er schuf, das unvergängliche Gesetz des Leidens auferlegte.

Ein rascher, fester Schritt, der sich von dem anderen Ende des Altanes näherte, riß sie aus ihrer Träumerei; noch ehe sie Zeit hatte, zu entfliehen, stand Duarte vor ihr.

„Ich sah Euch von dem Fenster meines Zimmers aus, edles Fräulein," redete er sie an, „und bin kühn genug, Euch hier aufzusuchen, da mir die Gegenwart der Fremden drunten die Möglichkeit nahm, zu Euch zu sprechen."

„Und was ist es, Hoheit, das Ihr mir sagen wollt?" fragte Paula unsicher.

Er blickte sie fest an. „Die Bitte vielleicht, es nicht ungütig auffassen zu wollen, daß ich Euch keinen Glückwunsch darbrachte," erwiderte er.

„Der schöne Brauch, die Wendungen unseres Schicksals mit guten Wünschen zu begleiten, ist für niemand ein Zwang," entgegnete Paula. „Ihr mochtet Eure Gründe haben, gnädiger Herr, ihn zu unterlassen."

„So war es," sagte Dom Duarte ernst. „Ich sah Euch unvermutet als Braut vor mir. Die Überraschung und das Staunen raubten mir die Worte."

Sie brach einen Zweig der wilden Rosen, die sich an der Mauer emporrankten. „Was ist es, Hoheit, das Euch mein Verlöbnis so staunenswert macht? Ich schätze den Herrn von Guilerin und kenne ihn seit Jahren. Es war hohe Auszeichnung für mich, daß er mein begehrte, wo er unter so vielen Geschlechtern des Landes Auswahl hätte halten können."

Es traf sie abermals einer jener prüfenden Blicke, die in ihrer Seele Tiefe zu lesen schienen. „Ich sah Euch zweimal nur," sprach er, „und Euer Wesen war mir seitdem die Verkörperung von allem, was mir je im Leben lauter, wahrhaft und rein erschien. Heute zum ersten Male wandelt sich mir Euer Bild, um mir ein fremdes zu zeigen, das mir die gewohnten Züge verbergen soll. Wollt Ihr mich über Euer innerstes Fühlen täuschen? Es gelingt Euch nicht; ich sprach nicht zu Euch, während Ihr mir heute stundenlang gegenübersaßet; ich las in Eurem Antlitz das Geständnis eines schweren Leides."

Sie wandte sich halb ab. „Ich habe kein Anrecht, mich zu beklagen," sagte sie kaum hörbar.

„Ihr seid ein heldenmütig Mädchen, Paula," entgegnete er bewegt. „Wie Ihr seit langer Zeit der Euren einzige Stütze waret, so sind sie es auch jetzt, denen Ihr das Höchste und das Beste, Euer eigenes Selbst, zum Opfer bringen wollt. Euch lockt der Reichtum nicht, den jener müde Greis Euch zu Füßen legt, und nicht die Herrschaft, die Ihr auszuüben berufen sein werdet. Ihr wollt Eurer Mutter und den kleinen Schwestern Wohlleben und gute Tage schaffen und ordnet darum Euer Fühlen dem ihren unter. — Das hohe Opfer solcher Liebe, sollte es der gütige Gott nicht lohnen? Die Segenswünsche nicht zur Wahrheit werden lassen, die wir denjenigen auf ihren Weg mitgeben, welche auf der Schwelle eines neuen Lebens stehen? Ich blieb heut stumm vor Euch, Paula, als sich die anderen mit leeren Worten nahten, das Los in überlästiger Weise priesen, das Euch zu teil geworden. Ich möchte es Euch in dieser Stunde aussprechen, das Wenige, was ich zu sagen habe, den ärmsten Wunsch, der dennoch der reichste ist: ich wünsche Euch Glück!"

Paula hatte sich etwas gefaßt. „Ich danke Euch, Hoheit," erwiderte sie, „die wohlgemeinten Worte, die alles in sich schließen, was uns an guten und holden Gaben von den kommenden Tagen beschert werden soll. Doch liegt es auch in unserem eigenen Willen, wie wir das betrachten, was uns zu teil wird. In unserem Herzen allein ruht die Fähigkeit zu dem, was wir als Glück bezeichnen, die Gnadengabe, uns an jedem Lichtstrahl, jeder Blume, jedem Menschenlächeln freuen zu können, der guten Worte nur zu gedenken, die fremde Lippen zu uns sprachen, die bitteren und schmerzenden zu vergessen, die an unser Ohr schlugen, in unseres Nächsten Angesicht nur zu erblicken, was uns wohlgefällt, wie wir in seinem Sinn und Wesen nach allem suchen, das ihn uns lieb und wert machen kann und darüber dessen endlich nicht mehr achten sollten, was ihn uns entfremden müßte."

„Und habt Ihr diese Fähigkeit, Ihr, vor so vielen Hochbegnadete? Fast möchte ich es glauben, denn stark wie Euer Herz ist Euer Wille. Ihr würdet trachten, sie Euch anzueignen, wenn sie Euch noch nicht verliehen wäre."

„Ich würde es, Fürstliche Gnaden, denn ich hielte dies für meine Pflicht, um den Weg, der mir von heute an vorgeschrieben ist, leichter zu gehen."

Die Schatten des Abends begannen sich über Wald und Fluren zu lagern, der Drossel süßer Ruf tönte durch die Stille, Paula hüllte sich wie fröstelnd in das kostbare Schleiertuch, das ihr der Baron mit anderen Gaben geschenkt hatte.

„Man wird mich vermissen, ich muß hinab," sagte sie.

Er wagte nicht, sie zurückzuhalten; seine Blicke umfaßten noch einmal die herrliche Gestalt. War es das bräutliche Gewand, das sie ihm heute so verändert erscheinen ließ? Er glaubte, sie niemals so schön gesehen zu haben. Warum, warum nur hatte er sie sich entreißen lassen, sie nicht mit starkem Arme sich geraubt, ehe jene kalte Hand sich nach ihr ausstreckte?

Doch ach, er war nicht frei, wie jener andere, der sie besitzen sollte. Er war ein fahrender Kriegsmann in des fremden Fürsten Dienste, und ließ ihn dieser ziehen, gehörte seine Pflicht dem fernen Vaterlande, dessen Geschick, wie ihm die letzten Nachrichten meldeten, ungewiß, gleich dem seinen war. Er durfte seinem Herzen nicht folgen, noch über seine Hand verfügen; das Wohl des Staates war entscheidend, wem Dom Joaos Bruder dereinst vermählt werden sollte, auf den die Hoffnungen Portugals gerichtet waren, falls Doña Luisas kränklicher Sohn in zartem Alter stürbe.

„Mir ward gesagt, Ihr würdet fortan in dem Schlosse Wohnung nehmen," sprach er, „ist es so?"

„Ich lehnte es ab, Hoheit," antwortete Paula. „Bis zu meiner Hochzeit werde ich mit den Schwestern in unserem Häuschen bleiben. Es ist besser so."

„Ja, es ist besser so," wiederholte er gedankenvoll. Besser auch für ihn, der sie dann nicht häufiger sehen würde, als bisher.

„Lebt wohl, Hoheit," sagte Paula leise. „Für alle Eure Worte, all Eure Anteilnahme an meinem Lose nehmt meinen Dank!"

„Lasset Eure schöne Hand mich küssen," bat er. „Es ist dies eine Gunst, die Ihr den Fremden drunten gestattetet und in meinem Lande Brauch."

Die weiße Hand, die sich unter dem Schleier verborgen hatte, legte sich wie zagend in die seine, um sich erschreckt unter dem Kusse zurückzuziehen, den seine Lippen auf sie drückten. Im nächsten Augenblicke war die lichte Gestalt von dem Altane entschwunden, zu den Füßen Duartes lag nur der Rosenzweig, den sie gebrochen und dessen Blüten zerflatternd niedersanken, als er ihn emporhob.

* * *

Paula kam die Treppe hinab, als die letzten der Geladenen sich verabschiedeten; Baron Guilerin empfing sie mit einer Miene, die leise Mißbilligung ausdrückte.

„Wo weiltet Ihr, Paula?" redete er sie an. „Eure Mutter suchte Euch bereits."

„Ich war auf dem Altane droben," antwortete die Gefragte. „Die Hitze und der Lärm in der Halle raubten mir den Atem."

„So habt Ihr jetzt wohl den Wunsch, in Euer Haus zurückzukehren?" fuhr der Baron fort. „Ich

werde Anselm und Hannes den Befehl geben, Euch zu geleiten."

„Wenn Ihr es erlaubt, möchte ich heim."

„Ihr sollt thun, was Euch gefällt, doch vorher will ich Euch noch mitteilen, daß ich mit Eurer Mutter den Tag unserer Vermählung beschlossen habe und daß sie damit einverstanden ist, wenn wir ihn in wenigen Wochen feiern. Ich hoffe, daß auch Ihr dagegen nichts einzuwenden habt."

„Ich werde thun, was meine Mutter und Ihr anordnet," sagte die Braut.

„Unser Aufenthalt wird dann hier nicht lange währen. Der Winter naht und mir ist es lästig, das Treiben des Kriegsvolkes Tag und Nacht um mich zu haben. Ich werde Euch nach Graz führen, wo ich ein Haus besitze; Eure Mutter und Schwestern werden uns begleiten. Im Sommer können wir hierher zurückkehren, so Gott will, werden wir dann endlich wieder die Gebieter auf unserem Schlosse sein."

Ein Pfiff auf silberner Pfeife, die er bei sich trug, rief die Diener herbei; Paula hüllte ihre kleinen Schwestern, welche müde von den ungewohnten Genüssen herangeschlichen kamen, in warme Tücher und verließ nach kurzem, förmlichem Abschiede von ihrem Verlobten das Schloß, um den Heimweg anzutreten.

Die Kinder wurden in der frischen Abendluft etwas munterer. Sie plauderten von den Herrlichkeiten, die sie gesehen und daß sie lieber in dem Herrenhause in einem der seidenen Betten übernachtet hätten, als auf ihren Strohlagern zu schlafen.

„Nun wirst Du bald dort wohnen, Paula," riefen sie, nach dem Schlosse zurückdeutend, „und wir auch. Sieh da, wo die Lichter glänzen, sind wir gewesen, da ist die Halle, dort das Zimmer mit den vielen Spiegeln, dort das Turmgemach, das Deines werden soll."

Auch Paula blickte zurück, aber ihr Auge suchte einen anderen Punkt. Das Licht an jener äußersten Ecke kam aus dem Zimmer Dom Duartes, der einsam, wie er es gewohnt, wohl über seinen Büchern saß. Sie wandte sich rasch zum Weitergehen. Nein, nein, sie wollte seiner nicht gedenken, sie wollte selbst die Worte vergessen, die er heute zu ihr gesprochen und die sie dennoch beständig in ihrem Herzen widerhallen hörte.

Bald führte sie ihr Weg hinweg in die Ferne, und kehrte sie in die Heimat zurück, war er wohl lange schon hinausgezogen, anderen Ruhmeszielen entgegen, von denen ihr vielleicht in die Einförmigkeit ihres Lebens an der Seite des kranken Gatten hier und da spärliche Kunde drang. Sie preßte beide Hände zusammen.

Es war ihr, als ob des Winters kalter Hauch sie streife, wenn sie ihrer Zukunft gedachte und als ob der Lenz mit jenes Fremdlings sonniger Gestalt sich auf ewig von ihr wende, der, ihre Bahn nur flüchtig berührend, das Licht daraus mit seinem Scheiden nahm.

Neuntes Kapitel.

„Ich sagte es Euch oftmals schon, Ihr seid grausam, Marcella, und Euer Herz ist kalt. Ich werde baldmöglichst wieder in den Krieg ziehen und Euch zu vergessen suchen, was mir leider nicht gelingen wird."

Balthasar Törek sprach diese Worte, als er Marcella vergebens zu überreden suchte, ihn außerhalb des elterlichen Gartens zu treffen. Die wenigen Minuten, die überdies noch durch die Besorgnis einer möglichen Überraschung getrübt wurden, befriedigten den jungen Ritter schon lange nicht mehr und er mühte sich, dem Mädchen klar zu machen, daß es durchaus keine Gefahr habe, wenn sie ihm ein Stelldichein an irgend einem anderen Orte gewähre, bisher freilich ohne Erfolg.

Eine unbestimmte Furcht vor dem gewagten Schritte, ein Rest des Pflichtgefühles Achaz Schommer gegenüber, hielten Marcella zurück, auch wenn sie nicht ihrer Mutter gelehrige Tochter gewesen wäre, die ihr eingeprägt hatte, von dem Edelmanne erst ein Heiratsgelöbnis zu erlangen, ehe sie ihm die geringste Freiheit gestatte.

„Ich bin nicht grausam," erwiderte sie auf seine Vorwürfe, „doch ist es nicht in unseren Bürgerhäusern Brauch, mit fremden Kavalieren sich bald hier, bald da zu treffen."

„Das sagt Ihr erst seit kurzem," entgegnete er ungeduldig, „was hat Euch denn so klug und so besonnen gemacht?"

„Ach, ich denke, daß all Eure schönen Worte in den Wind gesprochen sind," lachte sie. „Wer weiß, wie vielen Jungfrauen und Frauen in der Stadt Ihr das Gleiche versichert, wie mir."

„Darin thut Ihr mir unrecht," beteuerte er. „Ich liebe nur eine und das seid Ihr."

„Ihr liebt mich also wirklich?" fragte sie langsam. „So sehr, daß Ihr nicht ohne mich sein könntet, wie Ihr so oft mir schwuret?"

„Gewiß und wahrhaftig, Marcella. Zweifelt Ihr denn noch immer daran?"

Sie warf spielend eine Blume empor, um sie geschickt wieder aufzufangen.

„Aber wenn Ihr mich so liebt, warum geht Ihr dann nicht zu meinen Eltern und sagt ihnen, daß Ihr mich zum Weibe begehrt? Dann könnten wir uns sehen, soviel wir wollen."

Auf diese Frage war er allerdings nicht ganz vorbereitet. Er hatte es sich viel leichter gedacht, sie zu gewinnen und niemals die Absicht gehabt, die Tochter des böhmischen Kupferstechers und seiner lächerlichen Frau heiraten zu wollen.

„Ich würde das mit Freuden thun," antwortete er zögernd, „doch Ihr wisset nicht, schönes Kind, daß die Schwierigkeiten eines solchen Schrittes für mich sehr große sind."

„Größer gewiß nicht, als für mich, heimlich den Meinen zu entweichen, um zu Euch zu kommen," versetzte das scharfsinnige Mädchen.

„Ihr wollt eben nicht; die Liebe vermag alles."

„Das meine ich auch, wenn Ihr wolltet.“

Er schüttelte unmutig den Kopf. „Ihr redet, wie ein unerfahren Mädchen es zu thun pflegt. Ich bin nicht Herr meiner Handlungen, solange mir beide Eltern leben, die mich schon längst mit einem reichen Edelfräulein aus der Nachbarschaft vermählt haben möchten. Ich widerstrebe dem Plane erst, seit ich Euch kenne; urteilt selbst, ob ich Euch liebe, wenn ich eine glänzende Zukunft um Euretwillen von mir weise.“

Trotz ihrer Jugend war ihr der angeführte Grund nicht einleuchtend. Ihre Eitelkeit, die von der Mutter sorgfältig gepflegt worden, begnügte sich mit dem heimlichen Verhältnisse nicht, das Balthasar ihr bot. Sie wollte öffentlich als Frau des vornehmen Kavaliers an seiner Seite gehen und mit der Auszeichnung, die ihr geworden, die hoffärtigen Hekkings ärgern, nicht im Verborgenen, wie er es wollte, zu ihm schleichen.

„Und wie stellt Ihr Euch unser zukünftig Leben eigentlich vor?“ fragte sie enttäuscht.

Er versuchte sie näher an sich zu ziehen; sie wich ihm aus. „Beschwert doch Euren Sinn nicht mit solchen Bedenken,“ schmeichelte er. „Der heutige Tag ist unser, wer wollte an den morgenden denken? Lasset der kurzen Stunde uns freuen, die uns zusammenführt und seid glücklich, wie ich es bin, wenn ich Eure holden Züge sehe.“

Die Worte gefielen ihr, aber sie befriedigten sie nur halb. Ihre Neigung für den jungen Ungarn war nicht tief genug, um, anderen liebenden Mädchen gleich, die eigene Beseligung im schrankenlosen Geben zu finden. Ihrer Meinung nach mußte der Ritter es sein, der weder Gefahr, noch Mühsal, noch Opfer scheute, um die begehrte Jungfrau zu erringen, und das Winken ihres Schleiertuches mußte ihm schon als Lohn und Anerkennung gelten.

„Marcella,“ rief eine scharfe Stimme vom Hause her.

„Das ist die Mutter, ich muß fort,“ sagte das Mädchen.

Balthasar Törek hielt sie bei einem ihrer langen goldigen Zöpfe fest. „Ich lasse Euch nicht, bis ich endlich den schon so oft erbetenen Kuß erlangt,“ scherzte er.

„Niemals,“ rief sie trotzig, „wenn Ihr mich nicht Eure Braut nennen wollt.“

Und ihm die Flechte entreißend, lief sie hinweg.

Die Mutter stand unter der Thür, als sie dahergeeilt kam. „Nun, seid Ihr endlich einig?“ forschte sie neugierig.

Marcella verzog den Mund. „Ach, er will ja nicht,“ sagte sie verdrießlich.

„Der gleißende Betrüger,“ schalt die Mutter. „Also nur zum Zeitvertreib bist Du ihm gut, so als Schätzlein hinter der Thür, das der hochadlige Herr nachher nicht mehr kennt, wenn er unter seinesgleichen ist. — Daraus wird nichts, Marcella; den schlage Dir aus dem Kopfe.“

„Vielleicht besinnt er sich noch.“

„Das dauert zu lange. Bis jetzt hat der Achaz nichts gemerkt; kommt der dahinter, giebt es einen furchtbaren Lärm.“

„Es war eigentlich nicht recht an ihm gehandelt,“ bemerkte Marcella, die von Balthasar etwas ernüchtert war, seit sie zu der Überzeugung gekommen, daß er sie nicht heiraten wolle.

„In der Welt geht es nicht anders zu,“ sagte Frau Wanda philosophisch. „Aufwärts wollen wir alle, und wer hinab will, ist ein Dummer. Du kannst übrigens einmal hinüber zu Schommers gehen, daß sie nicht glauben, Du wollest von ihnen nichts wissen. Der Leonhard war vorhin hier und ging zu Hekkings; ich sagte ihm, Du seiest schon drüben. Also geh nur.“

Die fürsorgliche Mutter, welche es mit keiner Partei verderben wollte, kehrte in das Haus zurück; Marcella folgte der erhaltenen Weisung und stattete den Nachbarn einen Besuch ab. Achaz sagte ihr zwar nie so süße Dinge, wie Balthasar von Törek, aber seine hellen braunen Augen sprachen deutlicher als Worte die Freude an ihrer Gegenwart aus, und daß er sie lieb hatte, unsäglich lieb, wußte sie genau. Nur schade, daß er kein Edelmann, sondern ein Handwerker war; sie hätte ihm dann vor dem andern sogleich den Vorzug gegeben. —

Leonhard war inzwischen zu seinem Schwiegervater gegangen, mit dem er über den Zeitpunkt seiner Verheiratung sich besprechen wollte. Die Wochen seines Urlaubes näherten sich ihrem Ende und es war ungewiß, wann er wiederkehren konnte, sich die Gattin zu holen.

Die Brautleute hofften, daß die Eltern sich erbitten ließen, ihre Vermählung noch im Herbste zu gestatten, und Leonhard wollte heute versuchen, den Vater für diesen Plan günstig zu stimmen.

Er traf den Rat in hoher Erregung und wenig geneigt, auf seine leise angedeuteten Wünsche einzugehen.

„Endlich,“ rief Herr Aloys seinem Eidam entgegen, „endlich ist es mir gelungen, den Schlupfwinkel jener Gaunerbande zu entdecken, heute abend gehe ich, sie aufzuheben und dem Gerichte zu überantworten.“

„Welche Gauner, Herr Vater?“ fragte Leonhard, der in seinem jungen Liebesglücke um die amtlichen Sorgen des Rates sich nicht gekümmert hatte.

„Die Falschmünzer, die seit so lange schon ihr Wesen treiben, und deren saubere Machwerke bald in aller Händen sein werden, so wissen sie sie zu verbreiten. Erzählte ich Dir nicht, daß Deine Nachbarsleute, die Schommers, schon in üblen Verdacht dadurch gekommen sind?“

„Ich erinnere mich, habe aber meinen Jugendgesellen nicht danach fragen mögen,“ sprach Leonhard. „Achaz wich mir aus, als einmal die Rede darauf kam.“

„Er wird dazu seinen guten Grund gehabt haben. Wer verbreitet es gern weiter, wenn ihm solches begegnet ist? Jetzt aber wird es sich herausstellen, wer die eigentlichen Betrüger sind. In der Hallengasse, unweit der Donau, haben sie in einem Keller ihre Werkstatt und dort wird nachts gearbeitet. Wollen sehen, welcher Art die Galgenvögel sind, die da im Neste sitzen.“

„Aber Ihr werdet doch nicht allein hingehen,“

sagte Leonhard besorgt. „Solch Gesindel pflegt auf seiner Hut zu sein; leicht könnte eine Gefahr Euch bei Eurem Unternehmen ereilen."

„Ich habe mir eine Anzahl Stadtsoldaten bestellt, die im Notfalle eingreifen können. Zu einem Kampfe wird es die Bande nicht kommen lassen."

„Das kann man nicht wissen, Herr Vater. Lasset mich Euch begleiten. Die Verbrecher werden weniger geneigt sein, Widerstand zu leisten, wenn sie sehen, daß ein wohlbewaffneter Mann neben Euch steht. Zur größeren Sicherheit können einige der Dragoner, die von des Prinzen Truppen hier sind, das Haus umstellen."

„Man merkt Dir den erfahrenen Kriegsmann an," lächelte der Rat. „Sei es denn, wie Du es ordnest; ich ruhe nicht, als bis ich den Fang gemacht habe, der mir schon lange im Sinne liegt."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Andreas und ihrer Mutter unterbrochen, welche die Männer in den Garten abzuholen kamen. Frau von Hekking vernahm mit Befriedigung, daß Leonhard ihren Gatten auf dem heutigen, nicht gefahrlosen Gange begleiten werde; wohlwollend nickte sie ihm zu.

„Das ist recht von Dir, Leonhard," sagte sie, „den Vater nicht allein zu lassen. Jetzt bin ich ruhig, da ich Dich bei ihm weiß, denn Du wirst ihn schon verteidigen. Das aber heischt eine Belohnung, mein wackerer Sohn; was meinst Du wohl, worin sie bestehen soll?"

Die Augen der Brautleute trafen sich.

„O teure Frau Mutter," sprach Leonhard stockend, „die Belohnung, die ich gar nicht verdiene, ist sehr leicht gefunden; sie liegt in Euren gütigen Händen."

„So, so?" entgegnete Frau von Hekking scherzend. „Ich soll das Rätsel raten, das Ihr loses und verliebtes Volk mir aufgebt, wenn ich mir auch schon denken kann, wie es lautet. Nun, was beginnst auch Du zu streicheln und schön zu thun, Andrea? Den Hochzeitstag sollen wir festsetzen, Aloys, das wollen die beiden, und je eher wir ihn nennen, je lieber wird es ihnen sein."

„Ja denn, liebwerte Mutter," erwiderte Leonhard, „da Ihr so wohl in unseren Herzen zu lesen wisset; ich wäre Euch unendlich dankbar, wolltet Ihr den Zeitpunkt angeben, zu welchem ich Andrea als die Meine besitzen werde."

„Hast Du es so eilig, Kind, uns zu verlassen," fragte der Vater, „wie jener dort, Dich uns zu rauben?"

Andrea liebkoste des Vaters Hand. „Ist es nicht die Pflicht des Weibes, dem Manne zu folgen, den sie sich als Herrn erwählte?" sprach sie leise. „Wie innig ich Euch und die Mutter liebe, Ihr wisset es. Doch Leonhards Zukunft hängt von den Befehlen seiner Oberen ab; er weiß es nicht, wohin das Schicksal ihn in kommenden Jahren verschlägt, während er für die nächste Zeit frei wäre."

„Dies ist wahr, Herr Vater," fiel Leonhard ein, „wolltet Ihr Andrea mir jetzt geben, hätten wir den Winter in voraussichtlich vollkommener Ruhe vor uns. So lange der Reichstag versammelt ist, wird es zu erneuten Kämpfen nicht kommen, die im Frühjahr wieder beginnen werden, falls die Fürsten sich nicht zum Frieden einigen."

„Das hat seine Richtigkeit," erwiderte der Rat. „Aber Du mußt zu Deinem Regimente zurück; wohin willst Du Andrea führen?"

„Ich bleibe in des Prinzen Nähe, der zu Leipheim sein Winterquartier nehmen wird und dort wird auch für uns Raum sein. Werden wir im nächsten Jahre gezwungen, weiter zu ziehen, müßte ich mein süßes Weib Eurem Schutze zurückgeben, bis ich sie wieder holen kann."

„Und bist Du damit einverstanden, Andrea," wandte sich Herr von Hekking an die Tochter, „ohne feste Heimat, bald da, bald dort mit Deinem Gatten zu leben?"

Andrea trat an ihres Verlobten Seite. „Meine Heimat ist dort, wo er ist," sagte sie leise, aber entschieden.

Die Eltern schwiegen eine Weile. Die Trennung von dem geliebten Kinde mußte endlich kommen, aber es war schwer, sie auszusprechen.

„Es ist sein Recht, das er verlangt," begann Herr Aloys endlich, „und wir dürfen ihm nicht weigern, was wir einmal gewährten. So möge es denn sein, Bertha, in den ersten Tagen des Herbstmondes wollen wir unsere Kinder vor den Altar geleiten."

Die Verlobten stürzten zu ihm, seine Hände zu küssen; Frau von Hekking kämpfte tapfer ihre aufsteigende Bewegung hinunter, als sie den Dank des jungen Paares entgegennahm.

„Wir wollen fröhlich sein," sagte sie, „um einen Festtag auszuwählen, ziemt sich ein festlich Angesicht. Drum keine Thränen, Andrea; wiewohl Ihr beide uns Alte überrumpelt habt, ich weiß, daß Du unsere gute Tochter bleibst."

„Recht so, mein Weib," rief Herr Aloys. „Den Dingen immer gerade in die Augen sehen und mutig tragen, wie das Geschick sie fügt, so ist es weise. Dies Glas denn unserem künftigen Ehepaare, dem Hauptmann Leonhard von Koscielski und seiner Hauptmännin!"

Der Abend verlief sehr heiter; Zukunftspläne wurden entworfen, die Aussteuer der Braut besprochen, Leonhards Wünsche in betreff der häuslichen Einrichtung befragt. Beide Eltern hatten ihren Eidam lieb gewonnen und waren gewiß, ihm unbesorgten Herzens die Tochter anvertrauen zu können. Die Anverwandten seinerseits hielten sich bescheiden zurück, man hatte von ihnen keine unliebsamen Störungen zu fürchten. Andrea besuchte zu seltenen Malen die Eltern Leonhards und ertrug aus Schonung für ihn alle die befremdenden Eindrücke, die sie bei ihnen empfing. Ihrem bezaubernden Liebreize war das Vorurteil der beiden Alten gewichen; der Kupferstecher zumal blickte mit einer Art ehrfürchtiger Scheu zu der holdseligen Braut seines Sohnes empor.

Leonhard mußte endlich daran erinnern, daß es Zeit zum Aufbruche sei; die Stadtsoldaten und Dragoner, die inzwischen beordert worden, warteten bereits draußen. Der Hauptmann und sein Schwiegervater steckten Pistolen zu sich und man begab sich auf den Weg.

Es war eine dunkle, regenschwere Nacht; nur mühsam drang die kleine Schar durch die unerleuchteten

engen Gassen vorwärts, die gegen die Donau führten. Man hatte, um kein Aufsehen zu erregen, es vermieden, eine Fackel anzuzünden, nur die Blendlaterne eines der Soldaten gab zuweilen die Richtung an, um sogleich wieder unter dem Mantel des Trägers zu verschwinden, wenn die Nachfolgenden den Weg gefunden hatten.

Ein übler Geruch von verwesten Fischen kündete die Nähe des Stromes und zugleich der Hallengasse an, in der die Fische feilgeboten wurden. Der Rat blieb plötzlich stehen.

„Sind wir zur Stelle?" fragte Leonhard leise.

„Es ist das dritte Haus hinter dem Brunnen," antwortete der Rat in gleichem Tone, „ich sah es mir heut in der Frühe an. Von der Hofseite kann man hinein."

Sie schritten vorsichtig näher, die Dragoner umstellten die Ausgänge, Herr von Hekking und Leonhard tasteten sich durch die schmale Hinterthür zu der Treppe, die in den Keller führte, wo die Werkstatt der Falschmünzer sein sollte. Drei der Stadtsoldaten folgten.

Lichtschimmer drang aus einer Ecke in der Tiefe, die Blendlaterne wies ihnen eine hölzerne Thür, hinter der man eigentümlich pochen und hantieren hörte. Mit einem einzigen Stoße hatte Leonhards nerviger Arm sie aufgesprengt, Aloys Hekking und die Häscher standen auf der Schwelle.

„Im Namen des Kaisers, alle sind verhaftet," rief seine Stimme. „Wer sich rührt, wird niedergeschossen."

Ein Laut des Schreckens antwortete dem Befehle; von dem Werktische, an dem sie arbeitend gesessen, sprangen drei Gestalten empor, die Lampe zu löschen, die ihnen bei ihrem Thun geleuchtet hatte, und sich gegen den Hintergrund zu stürzen, wo ein zweiter verborgener Ausgang in das Freie sich befand.

„Haltet, haltet sie, keiner darf entkommen," donnerte der Rat, blindlings seine Pistole auf die Fliehenden abfeuernd.

Aber schon hatten Leonhard und die Häscher sie erreicht und in die Mitte des Raumes gezerrt, den das Feuer des Herdes mit einem ungewissen Dämmer erfüllte.

„Da ist noch jemand," rief einer der Soldaten, auf einen vierten Mann deutend, der zusammengekauert neben dem Herde lag.

„Licht her und die Handschellen hervor," befahl der Rat, einen Feuerbrand vom Herde nehmend, mit welchem er dem zuletzt Entdeckten in das Gesicht leuchtete.

„Vater!!"

Wie der Todesschrei eines getroffenen Tieres gellte der Name durch den Raum; Leonhard Koscielski stand wie zu Stein erstarrt vor dem Gefangenen.

„Leonhard, was bedeutet das?" rief der Rat entsetzt. „Wer ist der Mann dort?"

Ein qualvolles Aufstöhnen nur war seine Antwort; Leonhard verbarg sein Antlitz in den Händen.

Die Häscher hatten ihre Fackeln entzündet, in dem grellen, unbarmherzigen Lichte standen Vater und Sohn sich gegenüber.

„Nun, was zauderst Du?" fragte Nepomuk Koscielski höhnisch. „Hast Deine Sache gut gemacht im Dienste jener dort. So leg' mir doch die Fesseln an die Hände, die nur für Dich gearbeitet haben."

„Was thatet Ihr, Vater?" murmelte der unglückliche Sohn gebrochen.

„Worüber Du nicht zu richten hast," entgegnete der Falschmünzer schroff. „Du solltest Geld haben, so viel Du brauchtest; wie ich es schaffte, war meine Sache."

Rat Hekking hatte sich etwas gefaßt. „Legt ihnen die Handschellen an und führt sie fort," gebot er, „der Keller wird verschlossen, das Haus bis morgen bewacht und strengste Untersuchung eingeleitet."

Die Häscher und die Dragoner nahmen die Gefangenen in ihre Mitte, Hekking trat zu Leonhard, der, als man seinen Vater fortzog, wie betäubt auf einen Schemel gesunken war.

„Komm mit mir; hier ist Deines Bleibens nicht."

Leonhard blickte verstört auf. „Übt Gnade," stieß er hervor.

„Das ist unmöglich; sie sind ihres Verbrechens überführt."

„Er ist mein Vater."

„Beklagenswerter Du!"

„Was wird mit ihm geschehen?"

„Du kennst die Gesetze. Denke lieber an Dich."

„An mich?"

„Man wird die Frage an Dich richten, ob Du Mitwisser gewesen."

„Barmherziger Gott! Ich?"

„Ich selbst werde gezwungen sein, sie an Dich zu stellen. Ist Dir nie ein Verdacht gekommen, daß es im Hause Deiner Eltern nicht mit rechten Dingen zuginge?"

„Ihr könntet das glauben und zugleich voraussetzen, daß ich unter der Maske eines Ehrenmannes mich in Euer Haus schliche?"

„Die Liebe eines Sohnes macht zuweilen blind. Mir ist berichtet worden, daß in dem Hause Deiner Eltern ein Aufwand getrieben werde, der mit ihrem Erwerbe nicht im Einklang stünde. Ist Dir dies nie aufgefallen?"

„Ich war zu seltenen Malen nur in den letzten Jahren in meinem Elternhause und kam ich hin, glaubte ich, was die Meinen sagten, daß des Vaters Verdienst ein guter sei."

Aloys von Hekking schwieg. Die furchtbare Entdeckung der heutigen Nacht mußte in ihren Folgen von schwerwiegendster Bedeutung für die Zukunft dessen sein, den er noch vor einer Stunde seinen Sohn genannt. Sein Mitleid für ihn vermochte den Schauder nicht zu unterdrücken, der ihn bei der Vorstellung anwandelte, der Sohn des Verbrechers sollte der Gatte Andreas werden.

Er griff sich an die Stirn. Gott, Gott, war es denn möglich? Wie würde er es ihr mitteilen, wie würde sie es tragen, das Ungeheure, das Unfaßliche, das selbst ihn, den starken, in den Prüfungen des Lebens gereiften Mann mit seiner Wucht niederzuschmettern drohte?

Er trat an den Tisch, auf welchem das Hand-

werkzeug der Falschmünzer ausgebreitet lag und begann es in fieberischer Hast zu prüfen. Aber seine Hände zitterten, während er die verschiedenen Gegenstände an das Licht der Lampe hielt und seine Augen irrten darüber hinweg, ohne sie zu sehen.

Sie blickten in ein weißverhangenes Kämmerlein seines Hauses, wo unter dem Schutze des Muttergottesbildes sein jungfräuliches Kind schlummerte, in seinen keuschen Träumen wohl das Bild des Mannes vor sich, den diese Stunde auf ewig von ihr scheiden mußte.

Wie aus weiter Ferne hörte er Leonhards Stimme: „Gestattet Ihr, daß ich nach Hause gehe? Mein Amt hier ist zu Ende.“

Der Rat fuhr empor. „Du nach Hause? Es ist unmöglich. Ich muß die Deinen alle in Haft nehmen lassen, auch —“ er brachte das Wort mit Anstrengung heraus — „auch Dich.“

„Mich?“ stieß Leonhard hervor. „Was habe ich verbrochen, um dies zu verdienen, Vater?“

Er mußte es bemerken, daß Herr von Hekking bei dem Namen zusammenzuckte.

„Verzeihet,“ fügte er bitter hinzu, „daß ich in Euch den Vater, nicht den Richter sah.“

Der Rat winkte abwehrend mit der Hand. „Du warst mir teuer wie ein eigener Sohn,“ sprach er schwer atmend, „aber auch ich kann Dich nicht schützen, Du bist Deiner Eltern Sohn von heute an nur noch, nicht mehr der meine; ich darf fortan keiner anderen Stimme mehr Gehör geben, als der des Gesetzes, das ich zu verkünden berufen bin.“

Leonhard löste seinen Degen aus dem Gehenke und legte ihn vor seinen bisherigen Schwiegervater auf den Tisch; dann öffnete er die Thür und rief zwei der Soldaten herein. „Ich bin Euer Gefangener, wie die Männer, die Ihr zuvor fortführtet. Thut mit mir, wie Ihr wollt.“

Die Soldaten zögerten; fragend blickten sie auf den jungen Hauptmann.

Herr von Hekking gab ihnen ein Zeichen. „Bringt ihn in das Stadthaus,“ befahl er, „doch wird er getrennt von den anderen bewacht. Lebe wohl, Leonhard,“ wandte er sich an diesen, „vergieb mir, wenn ich nicht anders handeln kann.“

Er wollte ihm die Hand bieten, der Gefangene wies sie zurück. „Überbringt Andrea meinen Abschiedsgruß,“ sagte er nur, als er den Keller verließ.

Der Rat blieb allein. — War denn das nicht alles ein wüster Traum, den er erlebte? Er mußte erwachen, sogleich erwachen; es waren Trugbilder, die ihn ängstigten, und Leonhard war keines Verbrechers Sohn.

Aber nein, da qualmte das Feuer, über dem der Kessel mit geschmolzenem Metall hing, dort lagen die Formen zu den falschen Goldstücken, dort einige der zuletzt gefertigten, welchen die Arbeiter durch das Aufreiben einer dunklen Masse den Anschein längeren Umlaufes zu geben bemüht waren, damit der allzu gleißende Schein die neue Prägung nicht verriete.

Der Vorrat war jedoch kein großer; im Hause des Böhmen mußte sich noch mehr davon finden; sein Weib war ohne Zweifel Mitwisserin, auch sie mußte verhaftet, das ganze Haus streng durchsucht werden. Es war keine Zeit zu verlieren, sollte durch das Ausbleiben des Kupferstechers, durch irgend einen geringfügigen Zufall die Familie nicht gewarnt werden. Herr von Hekking ließ den Keller sorgfältig verschließen, das Haus von den noch zurückgebliebenen Soldaten umstellen und eilte auf das Stadthaus, das weitere anzuordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Dammin.

Roman

von

F. Klinck-Lütetsburg.

Erstes Kapitel.

Das alte Herrenhaus Dammin gewährte einen etwas fremdartigen, aber überraschend hübschen Anblick. Obgleich zu einer Zeit erbaut, in welcher eine gewaltsame Übertreibung der Formen deren üppig entarteten Sinn kennzeichnete, machte es doch den Totaleindruck eines künstlerisch schönen Baues, welcher in der herrlichen ihn umgebenden Natur zur vollen Geltung gelangte. Im Vordergrund erstreckte sich eine stromdurchrauschte Landschaft mit zahlreichen Einzelgehöften, üppigen Wiesen und Feldern. Ihr sonniger, freudeatmender Charakter bildete einen wunderbaren Kontrast zu dem alten, dunklen Buchenwald, welcher, im Anschluß an den etwas verwilderten Park, sanft hinansteigend, in meilenweiter Ausdehnung das Hauptgebäude wie mit einem Rahmen umgab.

Der Mischstil von Barock und Renaissance zeigte sich bei dem alten Herrenhause in einer selten gesehenen anmutigen und malerischen Wirkung. Die Front mit reich dekoriertem, auf einer Säule ruhendem Erker, geräumigem Balkon und breiter Freitreppe, welche in eine Art von Vorhof führte, zeigte nirgends eine Überladung. Außer den allerdings vielfach verkröpften Gesimsen bildeten Steinfestons in Fries den einzigen Ausputz, aber die ursprüngliche Schönheit desselben ließ sich nur noch bruchstückweise erkennen. Zum Teil war er dem Alter, zum Teil notwendig gewordenen Reparaturen zum Opfer gefallen, die

nicht immer mit Geschick und noch viel weniger mit Kunstverständnis ausgeführt worden waren.

Merkwürdigerweise war keine gegen das Wesen der Kunst gerichtete Brutalität imstande gewesen, den Anblick, welchen Dammin gewährte, zu beeinträchtigen. Epheu und Moos verdeckten freundlich schadhafte Stellen in dem grauen Gemäuer und den verwitterten Fenstersäulen. Gelbe Kletterrosen umrankten Freitreppe und Balkon so dicht, daß selbst im blätterlosen Herbst und öden Winter ihre Ranken die ausgebrochenen Stücke des Geländes vollkommen verdeckten.

Die innere Einrichtung des alten Herrenhauses entsprach seinem Äußeren — auch hier verblichener Glanz. Dieser hatte aber nicht etwa seinen Grund in beengenden Verhältnissen. Der gegenwärtige Besitzer von Dammin hätte sich auch jetzt noch keine Einschränkungen auferlegen brauchen, und als vor mehr als vierzig Jahren seine erste Gemahlin hier ihren Einzug gehalten, die ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht, fehlte es weder an Mitteln noch an einer passenden Gelegenheit, wenigstens teilweise mit einer Epoche zu brechen, die vielleicht nur noch verborgen in alten, französischen Schlössern und der Faubourg St. Germain kultiviert wurde. Es war aber nichts Derartiges geschehen. Jeder einzelne Gegenstand hatte die Bewunderung der jungen Frau erregt; und — es konnte eben nicht die geringste Neuerung vorgenommen werden, ohne den Eindruck des Ganzen in schwerster Weise zu schädigen. Zu den alten Gobelins mit den noch immer farbenprächtigen Bilderkompositionen, den schweren Seidenvorhängen, die längst schadhaft geworden waren, paßten nur die mit silbernen Arabesken eingelegten Boulemöbel, welche von jeher das Entzücken aller Kenner gebildet; und die Frauen von Dammin hatten es sich zur Ehre angerechnet, mit geschickten Fingern die kunstvollen Spitzengewebe vor den Fenstern auszubessern, welche zu allen Zeiten unersetzlich bleiben würden.

Noch weniger konnte die zweite Gemahlin des Herrn von Dammin, eine geborene Gräfin Abelskron, daran denken, einen Umschwung des Bestehenden herbeizuführen. Sie hatte sich unendlich wohl in einer Umgebung gefühlt, die wie keine andere ihrer schönen, stolzen Erscheinung ein Relief gegeben, das förmlich auf ihre exklusive Stellung, die ihr durch einen der ältesten Stammbäume des Landes zuerteilt war, hingewiesen. Noch heute, nach dreißig Jahren, verbrachte sie regelmäßig einige Stunden des Tages in dem Salon, so sicher sie auch sein durfte, von keinem Besuch überrascht zu werden.

Heute wurde allerdings Besuch erwartet und hier — hier sollte er empfangen werden, um ihm die Stellung anzuweisen, die er in diesem vornehmen Hause einnehmen mußte, nur einnehmen konnte. Grand ciel! Johanna Harder! Es wurde ihr schwer, den Namen über ihre Lippen zu bringen. War es nur möglich, daß sie mit einem im Sumpf der Großstadt emporgewucherten Unkraut eine Luft atmen sollte?! Sie hatte ihren Gemahl, diesen Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, niemals fähig gehalten, daß er ein solches Ansinnen an ihre Person werde stellen können. Hier, in diesem Falle, hätte doch wohl ein Hinblick auf die Pflichten gegen das eigene Ich Regungen unterdrücken müssen, denen Frau Barbara von Dammin eine gewisse Berechtigung zwar nicht versagen wollte, deren Beherrschen aber unzweifelhaft dazu gedient haben würde, die vornehme Ruhe dieses Hauses auch in Zukunft zu erhalten.

Johanna Harder! Die Tochter eines — Kunstmalers! Farbenkleckser wäre gewiß richtiger gesagt gewesen. Er hatte es nie zu etwas gebracht, nie war der Name Franz Harder genannt worden. Aber selbst wenn dies auch der Fall gewesen wäre, Frau Barbaras Urteil über seine Person würde dadurch keine Änderung erfahren haben. Sie wußte nicht viel von ihm, noch von der ehrvergessenen Schwester ihres Gemahls, die in einer sturmdurchpeitschten Novembernacht dem schützenden Dach des Elternhauses entflohen war, um einem Manne nachzulaufen, der nichts als eine jammervolle Kunst sein eigen genannt. Nur den Namen Harder zu erwähnen, war allezeit auf Dammin verpönt. Frau Barbara hatte aber trotzdem gelegentlich in Erfahrung gebracht, daß Franz Harder ein Taugenichts gewesen, den sein Vater, ein reicher, hochangesehener Handelsherr in Hamburg, seinem Schicksal überlassen, trotzdem er eine Dame aus vornehmem Hause als seine Gemahlin heimgeführt hatte. Und daß in diesem einen Falle Frau Fama nicht übertrieben, bewiesen zur Genüge die jüngsten Vorgänge, deren Folgen sich nun so störend für Dammin erweisen sollten. Die sterbende Frau Harder hatte mit der flehentlichen Bitte an den Bruder sich gewandt, ihres verlassenen und hilflosen Kindes einstweilen sich anzunehmen, da es niemand in der Welt habe, der sich seiner erbarmen werde.

Herr Luchs von Dammin hatte sogleich telegraphisch seinen ältesten Sohn von Berlin herbeigerufen, ihn nach Hamburg zu dem Begräbnis zu entsenden und das Kind nach hier bringen zu lassen. So peinlich ihm ein solcher Familienzuwachs sich erwies, so war es doch selbstverständlich, daß er das Kind einer geborenen von Dammin nicht seinem Schicksale überlassen würde. Vielleicht wirkte noch ein anderer Umstand bestimmend. Ihm waren die Gründe, die den alten Harder bewogen, seine Hand von dem Sohne abzuziehen, nicht fremd geblieben. Er hatte es demselben schwer verzeihen können, daß er aus seinem Comptoir geflüchtet war, einer elenden, brotlosen Kunst nachzujagen, aufgegeben aber hatte er ihn erst, als er sich, gegen seinen Willen, mit Sophie von Dammin verheiratet. Es war zwischen den Herren Luchs von Dammin und Dagobert Wilhelm Harder zu erbitterten Auseinandersetzungen gekommen. Hier der „bornierte" Bürgerhochmut, welcher nicht begreifen wollte, daß durch die Verbindung einer Dame, deren Vorfahren den Stammbaum sich rein zu erhalten gewußt wie wenige, mit einem Manne, Namens Franz Harder, deren Familie eine durch nichts auszugleichende Demütigung erfahren hatte, und dort der tief verletzte Adelsstolz. Die entstandenen Feindseligkeiten endigten von beiden Seiten

mit einem vollkommenen Aufgeben des schuldigen Paares, das die Härte seiner Angehörigen schmerzlich beklagte, so wenig ihre Existenz auch durch das Zerwürfnis beeinflußt wurde. Sophie von Dammins Vermögen hatte dem jungen Paare auf Jahre hinaus ein sorgenfreies Leben gesichert, und später — der junge Künstler und nicht weniger seine Gattin waren von einer großen Zukunft, einem Erfolg überzeugt gewesen.

Daß dieser vollständig ausgeblieben war, hatte Franz Harder lange Jahre mit großer Geduld ertragen, ohne daß er nur einen Augenblick an dem Genius seiner Kunst irre geworden wäre. Endlich mußte ja der Augenblick der Anerkennung kommen. Er war rastlos thätig gewesen, aber nur einzelne seiner Gemälde hatten ihren Weg in die Welt hinausgefunden und Kritik und Publikum sich ihnen gegenüber ablehnend genug verhalten. Tadel und Spott war ihm zum Lohn geworden und hatten ihn sich scheu vor der Öffentlichkeit zurückziehen lassen. Dennoch war er im Besitz der geliebten Frau und eines reizend emporblühenden, talentvollen Töchterchens nicht unglücklich gewesen. In einem hübschen Heime hatte er alles gefunden, wonach sein Herz getrachtet und so den ungerechten Zorn eines hartherzigen Vaters als einen Wermutstropfen aufgenommen, der ihn vor dem Neid der Götter bewahrte.

Dann aber kamen doch die Stunden, in welchen zuerst die graue Sorge durch die wohnlich eingerichteten Räume seines Hauses zu schleichen begann, nicht nur vorübergehend. Franz Harder erwies sich als ein untüchtiger Kaufmann und schlechter Rechner. Ein großer Teil des Vermögens seiner Fran ging verloren. Er mußte die hübsche Villa, welche in einstündiger Entfernung von Hamburg gelegen war, aufgeben und eine Stadtwohnung beziehen. Nun machte sich auch erst der Mangel eines für die Bedürfnisse der Familie ausreichenden Erwerbs empfindlich fühlbar und verband sich schnell genug mit einer Verbitterung des Gemütes, die schädigend auf den bis dahin unerschütterten Gesundheitszustand Harders wirkte.

Mangel hatte er nicht kennen gelernt, aber stetig bergab war es in den letzten Jahren gegangen, und als er einem Herzleiden erlag, konnte er nicht beruhigt über das Schicksal seiner gleichfalls kränkelnden Gattin und seines sechzehnjährigen Kindes die Augen schließen. Ein Jahr später war Johanna eine Waise.

Frau Sophiens letzter Brief an Herrn Luchs von Dammin hatte nicht etwa dessen Mitleid geweckt. Sie trug ein selbstverschuldetes Schicksal, dessen Fluch nun an der hinterlassenen Tochter sich erfüllen würde. Wenn er trotzdem unverzüglich für die Aufnahme des Mädchens in seinem Familienkreis sich entschied und Anstalten traf, die letzten Wünsche einer Toten zu erfüllen, so fühlte er sich dazu aus den verschiedensten Gründen bewogen. Zunächst wollte er dem „protzigen Kaufmann“, der, wie ihm die Verstorbene geschrieben, ebensowenig um die Waise sich kümmern werde wie er um den Sohn gethan, den Beweis erbringen, daß die adlige Gesinnung einen Haß über das Grab hinaus nicht kenne, dann aber wollte er nicht zugeben, daß ein Kind seiner Schwester den Gefahren ausgesetzt sein würde, die seiner Meinung nach einem jungen Mädchen in der Großstadt und dem Getriebe der Welt nicht fern bleiben konnten. Wenn er den warnenden Vorstellungen der Gattin und des ältesten Sohnes, die ihm dringend geraten hatten, dem Beispiel Dagobert Wilhelm Harders zu folgen und sich um das Mädchen nicht zu kümmern, hätte nachgeben wollen, dann würden auf immer Frieden und Ruhe von ihm gewichen sein. Der Himmel mochte wissen, ob nicht eines Tages, früher oder später — wie das so häufig der Fall war — der Name Johanna Harder in wenig ehrenhafter Weise öffentlich erwähnt wurde und über ihre Vergangenheit, ihre Eltern und so weiter Nachforschungen angestellt werden mußten, wenn er sie ihrem Schicksale überließ. Das wenigstens sollte, solange ihm dazu die Macht gegeben war, nicht geschehen.

Eine Störung des Hauswesens durch die Ankunft des Mädchens konnte auf ein möglichst geringes Maß beschränkt werden. Wohnung würde sie in dem noch jenseits der Wirtschaftsgebäude gelegenen Pavillon finden, in welchem seit Jahren die Wirtschafterin und eine Magd einquartiert waren. In allen anderen Dingen konnte Herr Luchs sich auf seine Gemahlin verlassen, die ohne Zweifel alle Fähigkeiten besaß, einen vielleicht irregeleiteten Charakter, den thörichte und unzuverlässige Eltern in falsche Bahnen gelenkt, auf den rechten Weg zurückzuführen.

Den Anfang dazu wollte Frau Barbara in dieser Stunde machen, in welcher die Ankunft Johanna Harders erwartet wurde. Sie hatte dem Diener Befehl gegeben, das Fräulein sogleich nach ihrem Eintreffen in den Salon zu führen, und saß nun in einem eleganten Hauskleide, mit einer kunstvollen Stickerei beschäftigt, worin sie im Laufe der Jahre es zu wahrer Meisterschaft gebracht, an der geöffneten Balkonthüre, den Augenblick erwartend, in welchem ihr der Diener das junge Mädchen melden würde.

Jetzt wurde die Flügelthür aufgerissen. In der mit schweren seidenen Portieren markierten Öffnung erschien eine schwarzgekleidete Gestalt. Sie stand einen Augenblick zaghaft — unschlüssig, dann folgte sie einer Bewegung Frau Barbaras, die ihr einige Schritte entgegenkam, und trat näher.

Beider Blicke wurzelten ineinander und beide glaubten den gegenseitigen Charakter mit einem einzigen Blick erfaßt zu haben. Auf beiden Seiten war ein gleich starkes Vorurteil, beide hatten das Gefühl einer hochgradigen Abneigung. Dennoch sagte Frau von Dammin, indem sie dem jungen Mädchen gnädig die Hand entgegenstreckte:

„Ich heiße Sie hier im Hause willkommen. Sie werden sich bemühen, durch Gehorsam und bescheidenes Zurücktreten jedes Gefühl fern zu halten, das uns bereuen lassen könnte, einer Regung des Mitleids gefolgt zu sein und Sie hier aufgenommen zu haben. Gedulden Sie sich einige Augenblicke, Frau Bergner wird Sie auf Ihr Zimmer führen.“

Obgleich die Worte der hochmütigen Frau Johanna erschreckt zusammenfahren ließen, nahm sie

doch die ihr dargebotene Hand und drückte einen leisen Kuß darauf, wobei Thränen in ihre Augen traten.

Dann sah sie sich allein. Sie stand regungslos, den Blick auf den großblumigen Plüschteppich gerichtet, auf welchem sie stand. Nicht einen Augenblick machte sie von der ihr gegebenen Gelegenheit, den sie umgebenden Glanz einer Prüfung zu unterwerfen, Gebrauch. Wohl schaute sie sich endlich um, als Minute auf Minute verging und sie noch immer allein blieb, aber achtlos glitt ihr Blick über den reichskulpierten Marmorkamin mit dem großen Spiegel in breitem, geschnitztem Goldrahmen, in welchen wertvolle Porzellanvasen und Büsten sich spiegelten, hinweg. Die kunstvoll gearbeiteten, bronzenen Wandleuchter, der venetianische Lüster erregten ebensowenig ihre Neugierde als die Gobelins, Vorhänge und Möbel, die gewiß imstande waren, kunstgeübte Augen zu fesseln. Nur auf dem Porträt eines bezopften alten Herrn zwischen den beiden Fenstern weilte vorübergehend ihr Blick, und dann entrang ein leiser Seufzer sich ihren Lippen.

Das war ohne Zweifel ein Herr von Dammin, der Vater oder Großvater des Mannes, der sie hierhergebracht. Ein feines Rot stieg in ihr schmales, blasses Gesicht, und ihre Gestalt, welche noch nicht das Eckige eines großen, rasch aufgeschossenen Kindes abgestreift, richtete sich unwillkürlich etwas höher auf.

Die leise, heimliche Furcht, von welcher sie sich beschlichen gefühlt, als Hans von Dammins Augen zum ersten Mal den ihren mit einem Ausdruck, in welchem Neugierde und Mißvergnügen sich vermischt, begegnet waren, hatte beim Anblick des Bildes von neuem Gewalt über sie gewinnen wollen, und sie war entschlossen, sich ihrer zu erwehren. Die Sorge der toten Mutter war gewiß keine unbegründete gewesen. Alles, was Johanna seit dem Tage erlebt, an welchem der Rittmeister von Dammin in ihren Gesichtskreis getreten war, bestärkte sie in der von der Verstorbenen geweckten Vermutung, daß ihrer eine schwere Zeit warte und es einer großen Widerstandsfähigkeit bedürfe, um sich den Mut in ihrer neuen Umgebung zu bewahren.

Die Wirtschafterin kam, Johanna nach dem Pavillon zu geleiten. Er war sieben Minuten vom Hauptgebäude entfernt, zwischen Garten und Park gelegen. Warum man dem kleinen massiv gebauten zweistöckigen Hause den Namen eines Pavillons gegeben, ließ sich schwer bestimmen. Er machte nicht im mindesten den Eindruck eines solchen. Die Grundmauern waren aus Quadersteinen aufgerichtet und weckten nicht die Vermutung, daß der kleine, von wildem Wein und Geißblatt umrankte Holzbau einem raschen Stimmungswechsel, einer Laune seine Existenz verdankte. Er war viel zu umfangreich, um die Annahme zu rechtfertigen, daß er jemals die Bestimmung gehabt, einem flüchtigen Aufenthalt zu dienen.

Frau Barbara hatte sich inzwischen in das Wohnzimmer begeben, wo sie mit dem Gemahl den Fünfuhrthee einzunehmen pflegte. Sie hatte kaum an dem Theetisch Platz genommen, als durch eine zweite Thür Hans von Dammin eintrat. In ihm den Sohn des Hauses zu erkennen, hielt nicht schwer. Er hatte sich oft das getreue Konterfei seines Vaters in jungen Jahren nennen hören und eine gewisse Ähnlichkeit in der äußeren Erscheinung hatte der Altersunterschied auch nicht verwischen können. Sein blasiertes, etwas blasses Gesicht mit einem unangenehm wirkenden Ausdruck wegwerfender Überlegenheit hatte indessen nichts mehr mit den zwar strengen, ja etwas harten, aber ausdrucksvollen, edlen Zügen des alten Herrn gemein.

„Nun, der erste Teil unserer Mission wäre somit erledigt,“ sagte er, die fragenden Blicke der Eltern in einem schnarrend näselnden Ton beantwortend, indem er sich mit allen Zeichen einer großen Erschöpfung in der Nähe der Thür in einem Sessel niederließ. „Angenehm war sie nicht gerade.“

„Wo ist Frau Harder begraben?“

„Auf dem St. Pauli Kirchhof.“

Eine minutenlange Pause trat ein.

„Hast Du die Harders zu Gesicht bekommen?“ fragte Herr Luchs dann etwas unsicher.

„Nein. Die Sippschaft hat sich vollständig zurückgehalten. Das war doch auch nach Tante Sissis Brief nicht anders zu erwarten. Die haben sich um nichts gekümmert.“

„Lebte Frau Harder noch bei Deiner Ankunft?“ forschte der alte Herr weiter.

„Nein, sie war schon zwei Stunden tot.“

„Und — und — die Tochter?“

„Aus Rand und Band, Papa,“ entgegnete der Rittmeister, mit einer abwehrenden Handbewegung diese Worte begleitend. „Die Sorte! Bah! Hast Du vielleicht erwartet, daß sie sich wie eine wohlerzogene junge Dame benehmen würde? Sie hat geschrieen, bis sie ohnmächtig umgefallen ist, und dann mußte ich die Nachbarsleute zusammenholen, damit sie sie wieder zu sich brachten. Wahrhaftig, ich bin froh, daß die ganze Geschichte vorbei ist. Nun könnt Ihr ja zusehen wie Ihr mit ihr fertig werdet. Glatt wird's nicht abgehen, soviel kann ich Euch jetzt schon sagen.“

Die Miene des alten Herrn hatte sich mehr und mehr verfinstert. Er machte den Eindruck als ob er sich in einem Zustande sich steigernder Erregung befinde. Der Ton, in welchem der Sohn sprach, hatte ihn hervorgerufen, doch hielt er an sich.

„Wie fandest Du Frau Harder? In welcher Umgebung?“

„Nun, nicht ganz so schlimm, wie ich eigentlich vorausgesehen hatte nach der jammervollen Epistel. Geld gab's allerdings nicht, wenn man nicht die paar Tausend Mark rechnen will, die noch hypothekarisch angelegt sind und nicht zu kriegen waren. Das Bargeld reichte zum Begräbnis und Deckung der Reisekosten, weil der Kirchhofsplatz nicht mehr bezahlt werden brauchte. Harder hat in früheren Jahren ein Erbbegräbnis für sich und seine Familie gekauft. Ich denke mir, Tante Sissi hat sich gerade zur rechten Zeit aus dem Wege gemacht, das hätte noch was gegeben. Ihr Geld ist schon lange verloren, und verdient hat er nicht viel. Was er früher von einem

künstlerischen Ruf gefabelt, ist dummes Zeug gewesen. Töpfe und Gläser für eine Fabrik hat er in den letzten Jahren gemalt, um nicht mehr von dem Gelde seiner Frau zu leben. Sonst wären sie noch weiter zurückgekommen. So sah's anständig bei ihnen aus, sogar chic. Tante Sissi hat's ja verstanden. Nur — denkt Euch — achtundsechzig große und kleine Bilder waren in dem großen Zimmer aufgestellt. Ich dachte erst daran, den ganzen Kram verauktionieren zu lassen und wenn ich nicht befürchtet hätte, daß eine Versteigerung vielleicht Anlaß zu unnützen Redereien geben würde, so wär's auch noch wohl dazu gekommen, wenn sie auch nichts aufgebracht hätten. So habe ich ihn — weil Fräulein Harder es so wünschte — verpacken und hierher dirigieren lassen."

In diesem Augenblick richtete sich Herr Luchs von Dammin aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf und sein Gesicht hatte sich lebhaft gefärbt.

„Was sollen wir damit?"

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln.

„Ihr werdet schon zusehen müssen, daß Ihr sie irgendwo unterbringt. Nach reiflicher Überlegung glaube ich auch, daß es so am besten ist. Wir können sogar von Glück sagen, daß die Tochter darauf bestanden hat, die Bilder mitzunehmen. Dammin hat Platz genug. Dann sind sie aus der Luft. Denkt Euch einmal, sie sagte, sie wolle eine Kollektiv-Ausstellung veranstalten, das sei immer des Vaters Wille gewesen und nur die Krankheit der Mutter habe die Ausführung verhindert. Ich habe Not und Mühe gehabt, die Herren vom Gericht zu überzeugen, daß es im Interesse der Erbin vielleicht wünschenswert sei, einstweilen von einer Ausstellung Abstand zu nehmen, bis eine gute Gelegenheit sich biete. Inzwischen wird Gras über die Geschichte wachsen. Stellt Euch nur vor, wenn durch eine solche Ausstellung noch einmal der ganze Krempel aufgerührt worden wäre."

„Ich finde die Gelegenheit, Dich derartiger Auslassungen zu befleißigen, wenig geeignet, Hans," sagte hier der alte Herr scharf.

„Meinetwegen kann ja die Geschichte auch vor sich gehen," gab der Sohn, gereizt durch die tadelnden Worte des Vaters, zurück. „Vielleicht ist nicht alles Dutzendware. Ich habe schon schlechteres Zeug in den Ausstellungen gesehen."

„Sprich nicht weiter in diesem Tone," brauste Herr Luchs von Dammin auf. „Ich mag ihn nicht ertragen. Er ist nicht anständig."

Den Mund des Rittmeisters umspielte ein spöttisches Lächeln und er warf einen Blick zu Frau Barbara hinüber, die bis zu diesem Augenblick scheinbar völlig teilnahmlos den Verhandlungen gefolgt war. Ihr Gesicht verriet nichts von den Gedanken, die sie bewegten.

„Und doch jetzt im allgemeinen üblich, Papa, er bürgert sich immer mehr ein," sagte er dann mit erzwungener Ruhe, aber er war geärgert und hatte ein dringendes Bedürfnis, sich zu rächen. Er kannte die Achillesferse des Vaters. So fügte er noch hinzu: „Es kann auch gar nicht ausbleiben. Als Gatte einer bürgerlichen Frau muß man sich Elemente in seiner Umgebung gefallen lassen, die nicht gerade veredelnd wirken. Wir sind im Niedergang, Papa."

In diesem Augenblick hatte Frau Barbara von ihrem Sitz sich erhoben.

„Rege Dich nicht unnützerweise auf, Luchs," wandte sie sich dem Gatten zu, dessen ungewöhnlich lebhaft gerötetes Gesicht und nervös zitternde Hände ihr seine zornige Erregung verrieten. „Ich glaubte, ein anderer Zweck habe uns hier zusammengeführt. Wir wollten über die Stellung beraten, welche die neue Hausgenossin hier einnehmen soll."

„Verwende sie in der Wirtschaft, Barbara, die Bergner mag sie anleiten," stieß Herr von Dammin erregt hervor. „Auf keinen Fall soll ihre Anwesenheit für uns zu einer Störung werden. Sieh zu wie ihre Anlagen sind. Vielleicht, das heißt, wenn ihr die Fähigkeiten nicht mangeln, könnte sie ihr Lehrerinnen-Examen machen. Auf diese Weise würde sie am wenigsten Anlaß zu irgend welchen Nachfragen geben, und — sie hat ja nichts zu hoffen."

Wenn der alte Herr in diesem Augenblick in das geräumige Mittelzimmer des Pavillons hätte sehen können, so würde er die Bemerkung gemacht haben, daß das junge Geschöpf, über welches er sein Urteil gesprochen, ziemlich einer Meinung mit ihm war. Hanna saß noch in ihrer Reisekleidung zusammengekauert auf dem kleinen altmodischen Sofa. Weit vornübergebeugt, die eiskalten Hände fest zwischen den Knieen zusammengelegt, saß sie da und blickte mit schmerzenden Augen auf den verschossenen alten Teppich.

In dem Zimmer begann es bereits zu dunkeln, aber es waren nur die alten Baumriesen des Parkes, welche dem Licht den Eingang wehrten. Ein paar Abendsonnenstrahlen fanden vorübergehend ihren Weg durch das Blättergewirr und huschten zitternd an der Wand entlang bis hinauf zu der altersgrauen Deckenverzierung, um dann wieder zu verschwinden und den großen Raum noch unfreundlicher als vorher erscheinen zu lassen.

Still war's und dunkel, während die weite Thalfläche im Vordergrund des Hauses noch wie in Glanz und rotgoldene Sonnenglut getaucht erschien. Durch das offene Fenster führte ein leiser West einen starken Duft von Levkojen und Reseda, und in den Zweigen der mächtigen Linde, welche die kleine Veranda des Pavillons beschattete, ertönte vielstimmiger Vogelgesang.

Hanna liebte die Natur und an der Seite der geliebten Mutter würde diese neue Welt, die sich ihr hier aufthat, sie mit Entzücken erfüllt haben, allein verursachte ihr die Dunkelheit und Einsamkeit ein Gefühl des Grauens. Dazu kam die Erinnerung an die furchtbaren Eindrücke der letzten Zeit. Den Tod des Vaters hatte Mutterliebe überwinden helfen. Jetzt stand ihr niemand zur Seite, kein mildes Trostwort berührte ihr Ohr. Hart und kalt begegneten ihr die Menschen, denen ihr Herz in dem Augenblick, als man ihr gesagt, daß jemand gekommen sei, nach ihr zu sehen und ihrer Verlassenheit sich zu erbarmen, so warm und liebebedürftig entgegengeschlagen. Selbst für den Ausbruch eines verzweiflungsvollen Schmerzes,

der gewiß natürlich und zu entschuldigen gewesen, hatte Hans von Dammin nur Worte des Tadels und, was mehr schmerzte, Spott gehabt.

Das Abendessen, das ihr die Wirtschafterin gebracht, stand noch unberührt auf dem Tische, als diese gegen acht Uhr wieder bei ihr eintrat. Die alte Bergner versuchte freundlich auf das junge Mädchen einzureden und sie zu bewegen, etwas zu sich zu nehmen. Sie lehnte es aber ab, obwohl sie seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen hatte und die Natur ihr Recht forderte.

„Ich bin müde, ich — ich möchte schlafen.“

Sie hatte die Worte kaum über ihre Lippen bringen können. Die aufsteigenden Thränen drängten sich bei den freundlichen Worten der Wirtschafterin aufs neue hervor und drohten die Sprache zu ersticken.

„Schlaf wird Ihnen auch gut sein, Fräulein. Kommen Sie nur. Morgen sieht alles ganz anders aus, ich denke doch, daß es Ihnen mit der Zeit bei uns gefallen wird. Gewöhnt muß man's ja am Ende erst werden, aber, Du lieber Gott, alle Menschen haben ihre Eigenheiten, und weiter ist's bei der gnädigen Herrschaft nichts.“

Wortlos folgte Hanna Frau Bergner in das angrenzende Schlafzimmer, das gleichfalls geräumig und sehr hübsch eingerichtet war, beinahe so hübsch und freundlich wie daheim. Aber sie hatte keinen Blick für Außendinge, dagegen folgte ihr Ohr den tröstlichen Versicherungen der alten Wirtschafterin, deren Herz von Teilnahme mit der Waise erfüllt war, mit wachsender Beruhigung, und als diese ihr, freundlich zunickend, noch einige Bissen und ein kleines Glas Wein in das Schlafzimmer brachte, nahm sie auch noch etwas zu sich, nur um die Frau, die so sorglich um sie bemüht war, nicht zu kränken.

„Hier ist die Klingel, Fräulein,“ sagte sie noch, auf das Nachttischchen deutend, indem sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „Ich schlafe nebenan und wenn Sie mich gebrauchen sollten, ich habe man einen leisen Schlaf. Träumen Sie was Gutes die Nacht, das geht in Erfüllung. Gute Nacht!“

Kaum eine Viertelstunde später lag Hanna Harder in einem festen, traumlosen Schlaf, aus welchem sie erst erwachte, als die Sonne bereits ihre Strahlen in das Zimmer sandte und Frau Bergner ihren Kopf zur Thüre hereinsteckte, um nach ihr zu sehen.

Zweites Kapitel.

Ja, es sah wirklich alles ganz anders aus als am vorhergehenden Abend, wo Hanna, todmüde und erschöpft von allem Leid, das ihr die letzte Zeit gebracht, geglaubt hatte, zusammenbrechen zu müssen. Die Einsamkeit, welche sie am gestrigen Abend erschreckt, dünkte ihr heute eine Wohlthat. Die endlose Ruhe, die sie umgab, wirkte kräftigend auf das zaghafte Herz, das, von guten Entschlüssen erfüllt, dem Kommenden entgegensah. Sie wollte sich nicht von einem Vorurteil gefangen nehmen und leiten lassen, sondern alles thun, was in ihren Kräften stand, sich dankbar dafür zu erweisen, daß man sich ihrer angenommen.

Zum weiteren Grübeln und Denken blieb ihr auch nicht viel Zeit. Frau Bergner, die ihr den Frühstückstisch bereitet, kam, ihr mitzuteilen, daß der Diener ihr Gepäck gebracht habe. Es würde am besten sein, wenn sie sich entschließen könne, sich sogleich wohnlich einzurichten, da sie doch wohl viel Zeit im Pavillon werde verbringen müssen. Mit dem Herrenhause habe sie, wenigstens vorläufig, nicht viel zu thun. Der gnädige Herr zeige manchmal so seine besonderen Launen und könne fremde Gesichter in seiner Umgebung nicht gut leiden. Mit der Zeit werde sich das aber schon ändern und Herr Luchs sich gewiß noch einmal freuen, daß ein junges, hübsches Fräulein etwas Abwechselung in das schrecklich gleichförmige Leben bringe, welches die Herrschaften nun schon seit der Zeit geführt, als die Herren Söhne Dammin verlassen, um die Schulen in der Stadt zu besuchen.

Frau Bergners entschuldigenden Worte entsprangen der besten Absicht, aber sie machten auf Hanna Harder doch nicht gerade einen beruhigenden Eindruck, sondern gaben ihr nur eine teilweise Erklärung für die Thatsache, daß man ihre arme Mutter neunzehn Jahre als eine Ausgestoßene behandelt, weil sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt war und einem bürgerlichen Manne ihre Hand gereicht hatte. Menschen mit Gesinnungen, wie sie anscheinend auf Dammin lebten, konnten einem Verständnis bei Hanna Harder nicht begegnen. Ihrer neu erregten Unruhe mischte sich viel Staunen und dann etwas wie Mitleid bei. Sie fühlte sich aber auch in ihrem Entschluß bestärkt, nicht einem Gefühl beleidigten Stolzes und einer Neigung zum Trotz nachzugeben, wie sie dem Rittmeister gegenüber zur Schau getragen, wenn Frau Barbara sie auch zu reizen versuchen sollte. Schlimmsten Falls würde ihr Aufenthalt auf Dammin in reichlich drei Jahren sein Ende erreicht haben, und sie inzwischen mit Ernst und Eifer ihrer Kunst obliegen, um dem verstorbenen Vater das Wort zu halten, das sie ihm einst übermütig in einer glückseligen Stunde gegeben.

Durch derartige Betrachtungen aus einem Zustand von Apathie aufgerüttelt, der sie auch physisch herabgedrückt und sie selbst in ihrer äußeren Erscheinung unvorteilhaft verwandelt hatte, fand sie die Kraft, der zerstreuenden Beschäftigung, ihre Sachen auszupacken und zu ordnen, sich hinzugeben. Auch diese hatte des Schmerzlichen genug für sie, war doch jeder einzelne Gegenstand mit einer Erinnerung an eine schöne Vergangenheit verknüpft, aber sie wirkte trotzdem anregend, und als gegen elf Uhr Frau Barbara von Dammin kam, nach dem unwillkommenen und unsympathischen Gast zu sehen, war sie erstaunt, an Stelle des völlig gebrochenen Mädchens, das ihr den Eindruck von Unreife und — sie hatte es sich gern gestanden — Unselbständigkeit gemacht, eine junge Dame vor sich zu sehen, welche vollkommen eine Situation beherrschte, die doch gewiß nicht ohne peinliche Gemütserregungen für sie war. Hannas Gesicht zeigte bereits die Wiederkehr einer

gesunden Farbe, und sein Ausdruck nichts mehr von der Hoffnungslosigkeit, die sich am vorhergehenden Tage darin zu erkennen gegeben.

„Ich sehe, Sie haben sich bereits erholt, Fräulein Harber. Das freut mich. Wir werden um so leichter uns über gewisse Dinge verständigen, die nun doch einmal erörtert werden müssen. Sie haben sich wohl noch nicht ganz klar gemacht, wie Ihr Aufenthalt hier sich notgedrungen gestalten muß. Sind Ihnen gewisse Familienverhältnisse bekannt?"

Während Frau Barbara so sprach, hatte sie sich auf das Sofa niedergelassen und strich nun die Falten ihres dunkelfarbigen Morgenrockes glatt, welcher ihre Gestalt durch einen ungefälligen Schnitt beinahe korpulent erscheinen ließ. Erst als keine Beantwortung ihrer Frage erfolgte, erhob sie den Blick, um ihn mit einer gewissen Ungeduld auf Hanna zu richten, die in einiger Entfernung von ihr an dem Tische stand.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob die Beziehungen des Onkels zu meinen verstorbenen Eltern gemeint sind," entgegnete das junge Mädchen etwas unsicher und zaghaft.

„Selbstverständlich. Welche Familienverhältnisse könnte es sonst zwischen den von Dammins und Harbers geben?" lautete die kurze Entgegnung.

„Ich weiß erst seit einigen Wochen davon, gnädige Frau. Mama hat früher nie von der Zeit gesprochen, die ihrer Verheiratung vorhergegangen ist."

„Das läßt sich denken, mein Kind. Jugendverirrungen ziehen oft sehr schwere Folgen nach sich," sagte Frau Barbara in einem ernsten, warnenden Ton. „Wenn Fräulein Sophie von Dammin in jener Nacht, als sie dem elterlichen Hause entfloh, hätte ahnen können, daß dieser Schritt ihr zum Verhängnis werden würde, er würde schwerlich erfolgt sein."

In Hannas Gesicht machte sich ein Erstaunen bemerkbar, welches Frau von Dammins Äußerung bei ihr hervorgerufen, so fügte diese noch hinzu:

„Frau Harber hat Sie wohl nicht ganz von den Dingen unterrichtet, die, eine natürliche Folge ihres unseligen Leichtsinns, ihr ein Leben voller Kränkungen und Demütigungen bereitet."

Hannas Blut begann schneller ihre Adern zu durchkreisen. Ihre Wangen hatten sich lebhafter gefärbt und in ihren Augen begann es zu leuchten. Alle Vorsätze, mit Geduld und Ergebenheit die Launen der Bewohner von Dammin zu ertragen, gerieten schon bei dem fast behutsam ausgesprochenen Zweifel an der Aufrichtigkeit der geliebten Mutter ins Wanken.

„Mama hat mich jedenfalls von allem unterrichtet, was sie bewogen, sich dem Ansinnen, einem Herrn von Volleben ihre Hand zu geben, zu widersetzen und dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Von Kränkungen und Demütigungen weiß ich nichts. Mama ist bis zu dem Tode meines Vaters sehr glücklich gewesen, wie sie mir noch in ihrer Todesstunde versichert, und der Schmerz um seinen Verlust hat ihre Gesundheit zerstört."

Die Stimme des jungen Mädchens schwankte leicht, wie vor Erregung, und ihre Gestalt hatte sich unwillkürlich etwas höher aufgerichtet. Aber sie hatte doch gleich wieder Gewalt über sich gewonnen und den letzten Rest eines rasch aufgeflammten Zornes bekämpfend, begegnete ihr Blick demjenigen Frau Barbaras nur mit einem Ausdruck ruhiger Festigkeit, welcher diese beinahe verwirrte.

„Nun, nun vergangene, für unsere Familie höchst unangenehme und betrübende Dinge wieder aufzufrischen, liegt keineswegs in meiner Absicht, Fräulein Harber. Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß Sie hier auf Dammin eine Ihrer Auffassung jedenfalls ganz entgegengesetzten Ansicht über die Verbindung Ihrer Eltern begegnen. Daher wird es vorteilhaft für Sie sein, wenn Sie ein Zusammentreffen mit meinem Gemahl fürs erste vermeiden, vielleicht lernt er sich später daran gewöhnen, Sie als Hausgenossin zu betrachten."

Hannas Gesichtsfarbe wechselte jäh. Die Worte, obgleich sie nicht in dem kalten, hochmütigen Ton gesprochen waren, den Frau Barbara bei gewissen Gelegenheiten anzunehmen pflegte, hatten sie peinlich getroffen. Sie sah jetzt ganz blaß und erschrocken aus, während die Sprecherin fortfuhr:

„Ich habe aus diesem Grunde Ihre Zimmer hier einrichten lassen, auf diese Weise sind wir uns nicht im Wege. Nicht wahr, sie gefallen Ihnen? Sie haben ja schon selbst mit der Ausschmückung begonnen."

Hier ließ sie ihre Blicke durch den Raum gleiten und verweilte mit ihnen bei einigen Gipsabgüssen, die zum Teil an der einen Wand dicht nebeneinander aufgehängt waren, zum Teil noch auf der Erde lagen. Staunen prägte sich in ihren Zügen aus und dieses wuchs, als ihre Augen auf eine verhüllte Staffelei fielen, die sie seither nicht beachtet.

„Finden Sie das Arrangement hübsch, Fräulein Harber? Diese toten Tiere in einer Reihe!" sagte sie, auf die Skulpturen deutend.

Hanna lächelte unwillkürlich. „Nein, gnädige Frau, keineswegs, aber ich fürchte, es wird sich nicht ändern lassen. Ich möchte zwar noch versuchen, sie dem Schönheitssinn entsprechender zu arrangieren, doch wird das Licht mir sehr hinderlich sein"

Frau Barbaras Staunen hatte sich in eine ersichtliche Unruhe verwandelt. Sie verstand aber den Sinn der gesprochenen Worte noch nicht.

„Ich brauche die Skulpturen zu meinen Federzeichnungen," fügte Hanna erklärend hinzu, „und die Stelle dort neben der Thür ist die einzige, wo sie sich wenigstens in einem erträglichen Licht befinden. Vielleicht muß ich mich noch entschließen, mein Atelier im Schlafzimmer einzurichten, weil ich hier meine Arbeit auf die wenigen Mittagsstunden würde beschränken müssen. Auch im Winter wird das wenig besser sein. Der alte Lindenbaum wird, selbst entblättert, das Licht nicht ruhig und gleichmäßig wirkend einbringen lassen, wie ich sehr befürchte."

Frau von Dammin folgte wortlos den weiteren Auseinandersetzungen des jungen Mädchens, sie hatte in der That ein Gefühl, als ob sie vor Schrecken und Entsetzen die Sprache verloren habe. Allerlei verworrene Gedanken drängten auf sie ein, von welchen nur ein einziger allmählich zu vollkommener

Klarheit sich entwickelte: Auf Dammin konnte niemals Raum für eine Arbeit sein, die sie ein Leben hindurch als die Beschäftigung verkommener und ehrloser Menschen betrachten gelernt.

„Ich will nicht hoffen, Fräulein Harder, daß Sie daran denken, hier bei uns einer Beschäftigung sich hinzugeben, die ich — verzeihen Sie — als eine in hohem Grade unwürdige bezeichnen muß," rang es sich mit Anstrengung von Frau Barbaras Lippen. Diese Frau, welche vielleicht noch nie in ihrem Leben die Selbstbeherrschung verloren, zeigte in dem nervösen Spiel ihrer Finger und ihren unruhig flackernden Augen eine Aufregung, wie kein Mensch zuvor an ihr sie wahrgenommen.

Ein ungewisser Blick aus Hannas Augen, der in einer grenzenlosen Verwunderung seinen Ursprung hatte, traf Frau Barbara und ließ sie ermutigt fortfahren:

„Sie werden das mit der Zeit in dieser neuen Umgebung schon selbst einsehen lernen. Geben Sie jeden Gedanken auf, Dammin zum Schauplatz einer Thätigkeit zu machen, die nicht den Traditionen einer Familie entspricht, welche es allezeit als ihre erste Pflicht betrachtet, ihren Namen von allem Unwürdigen rein zu erhalten. Ich hoffe, Sie werden es uns eines Tages Dank wissen, daß wir Sie einen Weg geführt, der allein den unseligen Schritt Ihrer verstorbenen Mutter auszugleichen imstande ist. Leider haben die veränderten Zeitverhältnisse auch Töchter aus altadeligen Häusern in die Notwendigkeit versetzt, sich einen sogenannten Beruf zu gründen, und sie gezwungen, als Lehrerinnen einen Erwerb zu suchen. Sie würden ihrem Beispiele folgen können und dadurch für immer der Gefahr überhoben sein, auf der schiefen Ebene weiter wandeln zu müssen, auf welche Sie nun einmal durch die Schuld Ihrer Eltern gebracht worden sind. Jede Unterstützung in dieser Richtung soll Ihnen zu teil werden. Durch ein Verfolgen Ihrer scheinbaren Pläne und Absichten würden Sie einen Konflikt in diesem Hause heraufbeschwören, der zu keinem guten Ausgang führen könnte."

Frau von Dammin hatte in steigendem Affekt gesprochen. Der erste Schrecken war überwunden und von ihr abgeschüttelt worden. Hannas plötzlich sehr verändertes Wesen verwischte schnell den Eindruck, welchen sie auf Frau von Dammin ausgeübt. Die Verwunderung, welche sich anfangs in den Zügen des jungen Mädchens ausgeprägt, war einem Gemisch von Zorn und Schrecken gewichen, erregt durch die Art, wie diese Frau ihrer Eltern Erwähnung gethan und das Verurteilen ihrer Kunst, die sie seither so hoch beglückt. Sie stand wie gelähmt — sprachlos, ihr Gesicht war blaß, ihre Augen hatten sich erweitert und die Lippen eine bläuliche Färbung angenommen.

Doch nun flog ein Zittern durch ihre Gestalt, in ihren Augen flammte es auf.

Frau Barbara aber hatte sich von ihrem Sitz erhoben. „Überlegen Sie sich meine wohlgemeinten Worte in Ruhe, mein liebes Fräulein," sagte sie beinahe sanft und wohlwollend, indem sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „Sie werden finden, daß ich Ihnen einen sehr annehmbaren Vorschlag gemacht, wenn er Ihnen vorläufig auch noch etwas fremd vorkommen mag. Ihr kleines Vermögen soll Ihnen sogar erhalten bleiben, wir werden die Kosten Ihrer ferneren Ausbildung bestreiten, so eröffnet sich Ihnen eine Zukunft, wie nur wenig alleinstehende Mädchen sie vor Augen haben mögen."

Und noch immer kam kein Wort über Hanna Harders Lippen. Sie hatte ihre Hand auf den Tisch gestützt, denn es war ihr einen Augenblick dunkel vor den Augen geworden und ihre Kniee zitterten. Erst als die Thür hinter der stolzen Erscheinung der Frau von Dammin sich geschlossen, schien eine förmliche Erstarrung von ihr zu weichen, und mit einem tiefen Atemzug kam wieder Leben in ihre Gestalt.

Dennoch war's ihr, als ob sie träume. Das, was ihr hier widerfahren, konnte doch nicht Wirklichkeit sein. Sie, das Kind eines Mannes, dem die Kunst das Höchste und Herrlichste gewesen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, auch in ihr den göttlichen Funken zu einer helllodernden Flamme zu entfachen, hatte diese Kunst schmähen hören, als ob sie etwas Unwürdiges, ja Sündhaftes sei, und dazu geschwiegen. War sie vielleicht gesonnen, dem Rat dieser hochmütigen Frau — deren Worte zu prüfen — nachzukommen?

Hanna Harder warf mit einer trotzigen Gebärde den Kopf zurück. Ein natürliches Rot färbte wieder ihre Wangen, und ein fester Entschluß blitzte in ihren Augen.

Ihrer Kunst treulos — Lehrerin werden? Es war nicht das erste Mal, daß diese Frage ihr vorschwebte. Sie hätte mit der ganzen Wärme ihres Charakters einem solchen Beruf folgen können, der ihr, mit Liebe und vollem Pflichtgefühl umfaßt, ein hoher und herrlicher gedünkt, wenn nicht die Kunst gewesen wäre. Mit dieser im Herzen würde sie, als Erzieherin, auf einen Irrweg geraten sein.

Allmählich kehrte ihre vollständig verlorene Fassung zurück, so wenig sie sich auch darüber täuschen konnte, daß harte Kämpfe ihrer warteten. Sie war entschlossen, sie aufzunehmen, ohne sich nur einen Augenblick auf dem sich vorgezeichneten Weg beirren zu lassen. Eine Weile noch durchkreuzte sie schnellen Schrittes das Gemach, während ihre Brust sich unter unruhigen Atemzügen hob und senkte, dann verlangsamten sich ihre Bewegungen, und nach einer weiteren Viertelstunde war sie beschäftigt, mit kräftig geführtem Hammerschlag einen Nagel in die Holzwand zu treiben, der bestimmt war, dem Gipsmodell eines toten Schnepfenpaares einen Platz einzuräumen. Die Thränen aber, welche dabei über ihre Wangen rollten, galten nur der verlorenen Mutter.

Drittes Kapitel.

Frau Barbara war in einer schwer zu beschreibenden Stimmung in das Herrenhaus zurückgekehrt. Das Erlebte hatte sie förmlich verwirrt und sie völlig um ihre gewohnte Ruhe gebracht. Hans sagte ohne

Zweifel nicht zu viel, als er die Meinung aussprach, daß es mit Hanna Harder nicht glatt verlaufen werde. Dennoch war es Frau Barbara gelungen, sich auf dem Rückwege etwas zu beruhigen und zu überlegen, wie es ihr gelingen werde, Herrn Luchs von Dammin auf die unverfänglichste Art mit der Botschaft bekannt zu machen, die ihm überbracht werden mußte.

Nach reiflicher Überlegung war sie zu dem Schluß gekommen, ihren Gemahl einstweilen über die Pläne und Absichten seiner Nichte im unklaren zu lassen. Hannas Schweigen legte die Vermutung nahe, daß sie Frau Barbaras Vorstellungen auf jeden Fall einige Beachtung geschenkt, und wenn man sie jetzt ihren Gedanken überließ, so würde sie vermutlich zu einem vernünftigen Schluß kommen und sich fügen. Dadurch war am zuverlässigsten jede zwecklose und unangenehme Erörterung abgeschnitten.

Es traf sich sehr gut, daß ganz ungewohnter Besuch gekommen war, ohne Zweifel in geschäftlichen Angelegenheiten. Frau Barbara hörte in dem Arbeitszimmer ihres Gemahls fremde Stimmen, als sie an der Thür desselben vorüberschritt. Ihr Fuß zögerte einen Augenblick, aber dann ging sie rasch weiter, als ob sie sich schäme, einer erbärmlichen Regung der Neugierde gefolgt zu sein.

Etwa eine Stunde später betrat Herr Luchs von Dammin das Wohnzimmer, in welchem Frau Barbara mit ihrer Stickerei am Fenster beschäftigt saß, während der Rittmeister in sichtlich übler Laune ihr gegenüberstand und eifrig die gut gepflegten Nägel seiner kurzen dicken Finger zu mustern schien.

Auch die Stimmung des alten Herrn war nicht die beste. Sein Gesicht zeigte eine bedenkliche Röte und die Adern auf seiner Stirn, die man gewöhnlich nicht sehr bemerkte, waren auffallend geschwollen.

„Mein Gott, ich könnte geradezu vor Ärger ersticken,“ stieß er aufgeregt und mit grollender Stimme hervor. „Dieses entsetzliche Volk! Wohin soll das führen? Die Herren Parvenus scheinen der Ansicht, daß ihnen die Welt gehöre.“

Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des Rittmeisters, während Frau Barbara fragte: „Was ist geschehen, Luchs?“

„Die Aussicht wollen sie uns verbauen. Jenseits des Flusses soll eine Maschinenfabrik errichtet, unsere herrliche idyllische Ruhe gestört und damit Dammin entwertet werden.“

„Aber das ist ja unmöglich,“ stammelte Frau Barbara erschrocken. Auch der Rittmeister nahm von einer Fortsetzung seiner Beschäftigung Abstand und trat ein paar Schritte näher.

„Ach was, Unsinn, Papa! Laß Dich nicht ins Bockshorn jagen. Hier eine Maschinenfabrik, das wäre doch der reinste Tollhäuslerstreich.“

„Der aber ganz zuversichtlich zur Ausführung gelangen wird. Denke nur an das so eifrig im Abgeordnetenhause verteidigte Bahnprojekt.“

„Es ist aber doch gescheitert.“

„Vorläufig — ja, aber es wird eben von neuem mit einer besseren Unterstützung eingebracht werden und zwar so lange, bis das Ziel erreicht ist.“

„Du wirst erlauben, daß ich die Wahrscheinlichkeit Deiner Befürchtungen einstweilen noch in Zweifel ziehe. Es ist eben gar nicht möglich, daß ein vernünftiger Mensch daran denken kann, in jenen sumpfigen Wiesen ein massives Gebäude aufzuführen. Das müßte ja horrible Kosten verursachen und dann die alljährlichen Überschwemmungen. Erinnerst Du Dich nur eines einzigen Frühlings oder Herbstes, in welchem der Fluß nicht aus seinen Ufern getreten wäre und die Wiesen bis zur Mühle unter Wasser gesetzt hätte?“

„Das ändert alles an der Zuverlässigkeit der mir gewordenen Mitteilungen nichts. Bereits in der nächsten Woche wird mit den Ausgrabungen begonnen, nicht einmal die vorgerückte Jahreszeit soll ein Hindernis sein, das Werk zu beginnen, und im kommenden Frühling werden riesige Essen in die Luft emporragen und der schwarze Qualm derselben die Atmosphäre erfüllen. Man hatte sogar die Frechheit, von mir das Abtreten der diesseitigen Flußwiesen und Weidenanpflanzungen zu verlangen.“

In den Augen des Rittmeisters leuchtete es plötzlich auf, aber er senkte die Lider herab, wie um den Blick, den er auf den Vater geworfen, zu verbergen.

„Wer — Papa?“ Seine Stimme hatte einen heiseren Klang.

„Die Ingenieure von Rieskohl und Harder!“

„Harder?“ wiederholte der Sohn.

„Ja, Harder. Dieser Name soll mir zum zweiten Male in meinem Leben hinderlich entgegentreten.“

„Wozu wollen sie die Wiesen?“ forschte der Rittmeister, den Einwurf des Vaters unbeachtet lassend. „Was haben sie geboten?“

„Soweit sind die Herren nicht mit mir gekommen. Ich habe ihr Ansinnen rundweg abgeschlagen.“

„Hm, ich weiß nicht, ob das klug von Dir gehandelt war,“ meinte Hans achselzuckend, und während er sich zu einem Ton von Gleichgültigkeit zu zwingen versuchte, gab sich in seinen Mienen die größte Unruhe zu erkennen. „Die Flußwiesen und Weidenanpflanzungen sind für Dammin doch nur von höchst fragwürdigem Wert. Den Herren liegt ohne Zweifel an der Erwerbung und Du könntest, die Umstände benutzend, ein schönes Stück Geld herausgeschlagen haben. Wer weiß, ob Dir das einmal wieder geboten wird. Steht erst die Fabrik im Vordergrund von Dammin, dann haben auch noch die Wiesen ein gut Teil von ihrem Wert eingebüßt. Du solltest Dir die Geschichte zweimal überlegen, ehe Du sie so kurz von der Hand weisest.“

Ein zorniger Blick aus den Augen des alten Herrn traf den Sprecher. „Nicht einen Fuß breit Landes gebe ich von Dammin her,“ brauste er auf. „Es hat im Laufe der Jahre genug verloren. Ich muß mir oft den Kopf zerbrechen, wie alle Verbindlichkeiten sich lösen lassen.“

„Gerade darum, Papa,“ eiferte der Rittmeister, den das, was ihn in diesem Augenblick bewegte, jede Klugheit vergessen ließ. „Da könntest Du doch der leidigen Kopfbrecherei ein vernünftiges Ende bereiten.

Offen gesagt, glaube ich nicht einmal, daß Du die Geschichte, ohne daß etwas Erkleckliches hinzukommt, durchführen kannst. Auf Hellmuth ist nicht zu rechnen, wie Du weißt, der hält fest, was er hat, und ich denke mir, es könnte einmal zu einer Hypotheken-kündigung kommen.“

Während der Rittmeister sprach, hatte sich die Miene des alten Herrn noch mehr verfinstert und sein Gesicht eine braunrote Färbung angenommen. Ein wütender Blick traf den Sohn.

„Und das — das wagst Du mir ins Gedächtnis zurückzurufen, Du, um dessentwillen ich Dammin mit Schulden belastet, für den ich einen schönen Teil der Waldung dahingegeben? Hast Du etwa wieder Schulden gemacht und es gelüstet Dich nach dem Kaufpreis für die Flußwiesen?“

Hans von Dammin fuhr jäh zusammen und ein scheuer Blick streifte den Vater. Die letzten Worte hatten ihn schwer getroffen und es bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschungskunst, um in diesem Augenblick seine Fassung zu behaupten.

„Du bist gereizt, Vater, sonst würdest Du einen vernünftigen Rat nicht so beurteilen und Dich zu einem ganz ungerechtfertigten Zorn hinreißen lassen. Es wird am besten sein, mich zu entfernen, um Dir Gelegenheit zu geben, Dich beruhigen zu können.“

Mit diesen Worten hatte der Rittmeister das Zimmer verlassen und mit festem Druck wurde die Thür geschlossen. Draußen stand er einige Augenblicke unschlüssig. Er atmete kurz und schnell, dann fuhr er sich mit der zitternden Hand über die feuchte Stirn und seine Zähne preßten sich fest in die Unterlippe.

„Verwünscht!“ stieß er endlich, den Korridor entlang schreitend, hervor. „Nun ist alles verloren, noch ehe sich die Gelegenheit geboten, ihn von meiner Lage in Kenntnis zu setzen. Was nun?“

Es lag vorübergehend ein wirklich verzweiflungsvoller Ausdruck in dem Gesicht des Rittmeisters. Nach Berlin zurückzukehren, ohne daß er die Zusicherung mit hinwegnahm, daß der Vater ihm helfen wolle, dünkte ihm eine Unmöglichkeit. Und doch würde es sein müssen. Dabei handelte es sich nicht einmal um eine nennenswerte Summe, wie wohl in früheren Jahren, sondern um die lächerliche Kleinigkeit von einigen Tausend Mark.

Aber diese „lächerliche Kleinigkeit“ zu beschaffen, hatte ihn schon viele vergebliche Mühe gekostet und endlose Sorgen und Unruhe. Wenn er vergangener Zeiten gedachte, wo es ihn nur ein Wort gekostet, um Beträge in beliebiger Höhe zu seiner Verfügung zu haben, da kam es bisweilen ganz eigentümlich über ihn, der Gedanke, den er am vorhergehenden Abend dem Vater gegenüber in Worte gekleidet: Er war auf dem Niedergang.

Als Hans von Dammin vor mehr als zwanzig Jahren seine militärische Laufbahn begonnen, hatte keine Vorbedingung, die ihm eine ungewöhnlich erfolgreiche Zukunft in Aussicht stellte, gefehlt. Er war der Sprosse einer alten, hoch angesehenen Familie, sein mütterliches Vermögen gewährte ihm eine glänzende Existenz und persönliche Liebenswürdigkeit machte ihn zu einem angenehmen Kameraden und überall gern empfangenen Gesellschafter.

Bis vor etwa zehn Jahren hatte Herr Luchs von Dammin mit Stolz auf seine beiden Söhne geblickt, und selbst als dann der älteste eines Tages gekommen war, dem Vater das Geständnis abzulegen, daß nicht nur sein Vermögen den Weg alles Irdischen genommen, sondern auch noch eine ziemlich erhebliche ungedeckte Schuld sofortige Zahlung heische, da hatte derselbe ohne ein Wort des Vorwurfs sich bereit erklärt, dem Sohne zu Hilfe zu kommen, allerdings unter der bestimmten Voraussetzung, daß die gemachten Erfahrungen dazu dienen würden, ihn zu bestimmen, fortan in einer seinen veränderten Verhältnissen entsprechenden Weise zu leben. Befremdete es den alten Herrn auch, daß ein „von Dammin“ Lockungen und Verirrungen zugänglich gewesen und konnte er hierfür keine Entschuldigung finden, so fehlte es doch nicht an einer Erklärung der Möglichkeit, daß Hans inmitten sehr reicher Kameraden das Vermögen vergeudet, welches mehr als ausreichend gewesen sein würde, ihn für ein langes Leben vor allen Unbequemlichkeiten eines Mangels zu schützen, der einen Hans von Dammin stärker bedrücken würde, als jeden anderen Menschen.

Das Barvermögen des alten Herrn, obgleich es, nachdem Dammin in einen gesicherten, unabhängigen Zustand versetzt worden war, nicht mehr ein beträchtliches gewesen, hatte ausgereicht, die Verlegenheiten des Sohnes zu beseitigen. Aber den ersten folgten, ehe zwei Jahre vergingen, andere, die Herrn Luchs gezwungen, das väterliche Erbe abermals zu belasten und ein vollständiges Zerwürfnis des Vaters mit dem jüngeren Sohn Hellmuth herbeigeführt hatten, weil dieser sich, ohne Angabe eines Grundes, mit aller Entschiedenheit geweigert, auch nur einen Teil seines Vermögens zu opfern, um den Bruder zu retten und Dammin frei zu erhalten.

„Das nützt doch nicht, Vater, in einigen Monaten werden wir uns in derselben Lage sehen, ohne einen veränderten Zustand herbeiführen zu können. Was sind für Hans zehntausend Thaler, die er wohl schon einmal in einer einzigen Nacht verspielt haben mag? Er verkehrt in Kreisen, in welchen man auch mühelos mit einer Million fertig wird, wenn's sich gerade so trifft; das ist aber nichts für einen von Dammin. Wir brauchen unser Geld und haben nicht einmal ein Recht zu vergeuden, was ehrenhafte Vorfahren für uns erwarben. Ich will mein Geld behalten, denn ich weiß nicht, ob nicht für uns noch einmal eine Stunde kommt, in welcher wir es besser gebrauchen können als für die Deckung von Schulden, die nur ein zügelloses und unwürdiges Leben geschaffen.“

So hatte Hellmuth gesprochen, und obgleich der alte Herr den Worten des Sohnes zu jeder anderen Zeit vollen Beifall gezollt haben würde, so hatten sie ihn in der peinigenden Lage zu einer beleidigenden Entgegnung hingerissen, welche zur Folge gehabt, daß der Sohn unverweilt das Elternhaus verlassen hatte, um es seitdem nicht wieder zu betreten. Nur durch den Rittmeister hatte Herr Luchs wieder von ihm gehört.

So mußte denn wirklich eine Hypothek aufgenommen werden, während ein Sohn des Hauses dieses Unheil ohne Nachteil für sich hätte fern halten können. Die Erbitterung über diese Thatsache war bei dem alten Herrn so groß, daß er, jeder Selbstbeherrschung bar, zu den heftigsten Auslassungen über einen verwerflichen Geiz sich hinreißen ließ, die wie ein Strohfeuer um sich griffen und zur Folge hatten, daß man fortan Hellmuth von Dammin mit anderen und nicht günstigen Augen zu betrachten anfing.

Mancherlei Mitteilungen aus dem Leben des Bruders, kleine Anekdoten über die Art und Weise, wie er Gefahren für seinen Geldbeutel auszuweichen pflegte, dienten dazu, die vorgefaßte Meinung des alten Herrn, daß der jüngste Sohn nicht den Anforderungen, welche man an einen Kavalier zu stellen berechtigt sei, genügen könne, zu bestätigen.

Im Laufe der Jahre hatte dann Herr Luchs von Dammin wohl mehr als einmal eine Parallele zwischen beiden Brüdern gezogen und gewiß nicht immer zu Gunsten des älteren. Gesprochen wurde nie davon, und seine Erbitterung gegen Hellmuth war nur gewachsen, je mehr der Rittmeister sich von den Bahnen entfernt, die der alte Herr tief in seinem Herzen seufzend als abschüssige bezeichnet. Jede neue Verlegenheit wurde auf Hellmuths Schultern gewälzt, und als Herr Luchs sich endlich gezwungen sah, ein Stück Waldland zu verkaufen, das zwar eigentlich nicht mit zu Dammin gehörte, aber doch eines Tages mit erheblichen Geldopfern von ihm angekauft worden war, um einen Keil zu beseitigen, den Nachbarländereien in den schönen Besitz getrieben, da hatte er den Entschluß gefaßt, mit allen Mitteln zu verhindern, daß Hellmuth jemals ein Anteil oder ein Bestimmungsrecht an einer Besitzung zufalle, deren Wert er so wenig zu schätzen gewußt.

Aber auch noch etwas anderes hatte der Schmerz über den Verlust des schönen Landstriches zur Folge gehabt, die bestimmte Erklärung des alten Herrn, daß jeder weitere Angriff des Rittmeisters auf Dammin sich fruchtlos erweisen werde. Ein Versuch, diesen Vorsatz zu erschüttern, würde vergebliches Beginnen gewesen sein. Hiervon überzeugt, hatte Hans nach einer anderen Quelle sich umsehen müssen, und war etwa ein Jahr später dem Beispiel einiger Kameraden gefolgt, die mit dem Reichtum einer bürgerlichen Gattin den erblichenen Glanz ihrer Adelskrone zu vergolden bemüht gewesen waren.

Der Rittmeister war bei der Wahl seiner Frau in zwiefacher Richtung nicht besonders vom Glück begünstigt worden. Ihre Mitgift blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück. Dem Schwiegervater war zwar der Herr von Dammin als Gatte seiner Tochter hoch willkommen gewesen, aber er hatte nicht das geringste Verständnis für die Gepflogenheiten eines Kavallerielieutenants von der Art, die der Rittmeister repräsentierte. Die Ausstattung der jungen Frau war wohl eine überaus glänzende, sie hatte zu fabelhaften Übertreibungen Anlaß gegeben, damit schien aber auch die Großmut des Herrn Döminghaus erschöpft, und es war bereits vor der Hochzeit zu allerlei unerquicklichen Erörterungen gekommen, die Hans von Dammin mit einer gewissen Besorgnis, in Bezug auf eine besondere Verbesserung seiner Lage, erfüllten.

Zwischen dem bürgerlichen Herrn Döminghaus und dem adligen Schwiegersohn war denn auch alsbald eine Fehde entbrannt, die an Heftigkeit gewiß nicht derjenigen nachstand, welche vor Jahren zwischen den Herren Luchs von Dammin und Dagobert Wilhelm Harder geführt worden war. Ein Unterschied lag nur in ihren Gründen und den Folgen. Während hier ein nicht ganz unberechtigter Stolz auf beiden Seiten eine Rolle gespielt, brachten dort Mißtrauen und Genußsucht ein Zerwürfnis hervor, das nie mehr ganz ausgeglichen werden konnte. Aber auch noch ein anderer Unterschied trat deutlich zu Tage. Franz Harder und Sophie von Dammin lernten in einer beglückenden Vereinigung den Zorn ihrer Angehörigen verschmerzen, während die Ehe des Rittmeisters sich zu einer unerträglichen Qual gestaltet haben würde, wenn nicht beiderseitige Gleichgültigkeit jeden feindseligen Ausbruch von Empfindungen verhindert und vollständig getrennte Interessen sich hier als Vermittlerinnen erwiesen hätten. Hans von Dammin setzte sein Junggesellenleben fort, selbst dann noch, als die Geburt eines Kindes die Gatten einander hätte näher bringen sollen. Der erwartete Stammhalter war ausgeblieben. Ein Mädchen! Und nach Jahresfrist ein zweites. Wochenlang bekamen die Gatten einander nur beim Mittagessen zu Gesicht und bisweilen auch dann nicht einmal. Sogar der gesellige Kreis ihres Verkehrs war nur in einzelnen Fällen der gleiche.

Die junge Frau wurde nicht besonders schmerzlich durch die Vernachlässigung ihres Gatten berührt. Sie hatte alles erreicht, was sie eines Tages vom Leben erhofft: Reichtum, eine glänzende Stellung. Sie war nicht dadurch übersättigt oder gar gelangweilt worden. Es hatte vielmehr den Anschein, als ob ihre Genußfähigkeit noch in der Steigerung begriffen sei. Herr Döminghaus war, zur Zeit der Verheiratung seiner Tochter, noch nicht lange Jahre in dem Besitz seines Reichtums gewesen, und dieselbe erinnerte sich noch sehr wohl der Zeit, in welcher ihr Vater als Obersteiger wöchentlich seinen Lohn nach Hause gebracht. Ein Zufall machte den Obersteiger in wenigen Jahren zum Bergwerksbesitzer und vielfachen Millionär, der Reichtum war lawinenartig angeschwollen und bald vergessen worden, daß Herr Döminghaus ihn im Grunde genommen einer Unredlichkeit verdankte. Von der Direktion einer Aktiengesellschaft mit der Erforschung des Bodens nach einem Braunkohlenlager betraut, hatte er ein solches nicht dort gefunden, wo man es zu finden erwartet, und infolgedessen zerschlugen sich die über den Ankauf einer bedeutenden Länderstrecke angeknüpften Verhandlungen. Kaum ein Jahr später verbreitete sich das Gerücht, daß Herr Heinrich Döminghaus bedeutende Braunkohlenlager entdeckt, und es erwies sich in der Folge, daß dieses Lager gerade da seinen Anfang nahm, wo der Entdecker im Vorjahre seine Nachforschungen eingestellt hatte. Es gab Fachleute, welche die Behauptung aufstellten, Herr Döminghaus

habe als Obersteiger die Verpflichtung gehabt, seine Brotgeber von dem Erfolg seiner Bemühungen, die ihm bezahlt worden waren, in Kenntnis zu setzen, ein anderer zuckte mit den Achseln und lachte. Auf keinen Fall aber fand der auf so unerwartete Weise zu großem Reichtum gelangte Mann Gelegenheit, sich über eine Verurteilung seiner Handlungsweise zu beklagen, so wenig als der Bankier, der zunächst dreißigtausend Mark gegen Zusicherung eines Gewinnanteiles von zwanzig Prozent vertrauensvoll in die Hände eines ihm, als in seinem Fache tüchtig bekannten Mannes gelegt, obgleich er Zweifel in Bezug auf die Zulässigkeit des Verfahrens in streng rechtlichem Sinne nicht ganz hatte unterdrücken können.

Schon drei Jahre später war Herr Döminghaus in der Lage gewesen, die ihm bereits lästig gewordene Auszahlung des Gewinnanteils abzulösen. Dann war er sein eigener Herr. Zum Genießen seines Reichtums gelangten weder er noch seine Gattin. Sie waren fleißige, rastlos thätige Menschen gewesen und geblieben. Herr Döminghaus fand auch ein ausreichendes Feld für fieberhafte Anstrengungen, seinem kaufmännischen Genie volles Genüge zu thun. Nicht so seine Frau. In dem Augenblick, in welchem die endlosen Haushaltssorgen, die bescheidene Einkünfte bei einer großen Kinderzahl herbeigeführt, ihr Ende erreicht hatten und sie einer Wirtschaft vorstehen sollte, die so ganz verschieden von derjenigen war, in welcher sie sich lange Jahre hindurch, trotz vielfachen Mangels, glücklich gefühlt, wurde sie von einer Schwäche ergriffen, die sie nie mehr überwand. Sie hatte noch einige Jahre gekränkelt und war dann gestorben. Ihr Tod brachte keine Lücke. Herr Döminghaus heiratete, nach Ablauf der Trauerzeit, zum zweiten Male, und seine Kinder beklagten nicht lange den Tod einer Frau, die sich so schlecht in die veränderten Verhältnisse schicken gelernt und ihnen immer eine Erinnerung an eine armselige Vergangenheit gewesen war.

Zur eigentlichen Erkenntnis des Wertes ihres Reichtums waren die Kinder des Herrn Döminghaus erst nach ihrer Verheiratung gekommen und machten dann einen mehr oder minder nützlichen Gebrauch davon. Im allgemeinen gaben sie dem Vater, in welchem trotz des Reichtums der alte solide Geist weiser Sparsamkeit lebendig geblieben war, keinen Anlaß zu Befürchtungen, daß der schnelle Schicksalswechsel, der Übergang von Entbehrungen zum Überfluß, sie zu Verschwendern gemacht. Eine Ausnahme hiervon bildete die Gattin des Rittmeisters von Dammin, und Herr Döminghaus war nur zu geneigt, dies als eine Folge des Einflusses ihres Mannes anzusehen.

Diese Annahme aber war vielleicht nur eine teilweise berechtigte. Als die jüngste Tochter hatte Elsa viel mehr Gelegenheit gefunden, sich auf eine glänzende Zukunft vorzubereiten, als ihre Schwestern. Während diese mit einem oberflächlichen Pensionsschliff sich hatten begnügen müssen, genoß sie eine Erziehung wie eine Tochter vornehmer und reicher Eltern. Nichts war dem schönen Mädchen versagt worden. Jedermann hatte sie bewundert, ihr geschmeichelt, der Vater nicht zum wenigsten, und als es ihr gelungen war, Hans von Dammin für ihre kleine, allerliebste Person zu interessieren, hatte Herr Döminghaus sicherlich alles gethan, sie zu überzeugen, daß eine Ausnahmestellung in der Welt vor allen Dingen ihr zukomme.

Die junge Frau war dann auch redlich bemüht gewesen, dieser Überzeugung gemäß zu leben und einen Luxus zu entwickeln, der den Vater einige Zeit hindurch vor Staunen und Verwunderung verstummen gemacht. Er bezahlte den Schmuck, die Toiletten der Tochter, Equipagen und Pferde, nicht weniger die Spielschulden des Schwiegersohnes, obgleich diese ihn aufregten und verdrossen. Endlich sah er sich doch zu einem Einschreiten genötigt — es war absolut nicht mehr gegangen. Daß es nicht in einer vorsichtigen, sondern den Rittmeister kompromittierenden Form geschah, hatte diesen aber in einer Weise aufgebracht, die ihn zu beleidigenden Äußerungen über die Vergangenheit des Schwiegervaters hingerissen, welche zu einem sofortigen, vollständigen Bruch mit demselben geführt.

Die Vorteile, welche Hans von Dammin durch die Verbindung mit einer Bürgerlichen erwartet, erwiesen sich nunmehr als eingebildete. Bedingungsweise machte Herr Döminghaus durch einen notariellen Akt seine Tochter zur Besitzerin eines Vermögens, dessen Zinsen nicht im entferntesten mit der elegant eingerichteten Wohnung in einer der vornehmsten Straßen Berlins im Einklang zu bringen waren. Der Rittmeister hatte es hohnlachend ein Danaergeschenk genannt und als ein solches erwies es sich auch in der Folge. Von Überfluß konnte nicht mehr die Rede sein und sogar der Umstand, daß Herr Döminghaus den Schwiegersohn in dem vollen persönlichen Genuß seiner Gage gelassen, wodurch er eine häßliche Angelegenheit, die ihn über Gebühr in Aufregung gesetzt, anständig erledigt glaubte, konnte Hans von Dammin nicht von seiner Meinung befreien, daß er eine abscheuliche Niete gezogen.

Er kam sich wie ein Gefangener vor. Er hatte das freie Junggesellenleben geopfert, und — wofür? Seine Frau war nicht mehr die viel umworbene Elsa Döminghaus, sondern für ihn nur noch die Tochter eines jeden aristokratischen Gefühls baren Geldprotzen, der den Namen, welchen er seiner Tochter gekauft, mit einem jämmerlichen Preise bezahlt, ja, ihn sogar um denselben betrogen hatte.

Und dennoch war es nicht mehr der Rest eines stark ausgeprägten Ehrgefühls, das Herr Luchs von Dammin bei dem ältesten Sohn besonders ausgebildet gewähnt, welches den Rittmeister gehindert, in der Stunde der Not mit der Bitte um Beistand an Herrn Döminghaus sich zu wenden, sondern die unumstößliche Gewißheit, abermals abgewiesen zu werden, wie es vor Jahresfrist geschehen war.

Auch damals war seine Lage eine verzweiflungsvolle gewesen und er hatte keinen Anstand genommen, sie dem Schwiegervater in den grellsten Farben zu schildern. Seine Ehre, Stellung — alles stand auf dem Spiele.

„Wenn Sie mir nicht helfen wollen, dann denken Sie an Ihre Tochter — an die Kinder. Mir bleibt nur die Kugel.“ So hatte Hans von Dammin gesprochen. Und der Kommerzienrat? Die Antwort?

„Wenn irgend etwas mich bestimmen würde, meinem gegebenen Wort, Sie mit keinem Groschen mehr in Ihrem leichtsinnigen Lebenswandel zu unterstützen, getreu zu bleiben, so wäre es der Hinweis auf die Zukunft meiner Tochter und deren Kinder. Nein, Herr Rittmeister, und hundermal nein. Wenn Ihnen kein Ausweg bleibt und das letzte Mittel eines Feiglings, der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen, das Ihre sein muß, so glauben sie nicht, daß ich den Versuch machen werde, Sie davon zurückzuhalten. Ich wüßte in der That nicht, wie Ihr Tod das Leben Elsas unglückbringend beeinflussen könnte. Ich glaube kaum, daß sie in ihm einen Anlaß zur Klage sehen würde. Bemühen Sie sich nicht mehr, Herr Rittmeister. Auch ein ‚Obersteiger‘ kann Grundsätze haben und diese fordern von mir, daß ich fest bleibe.“

Hans von Dammin hatte den Sinn dieser Worte verstanden und sich gesagt, daß er nichts mehr zu hoffen habe. Das rasche, in einer bösen Stunde gesprochene Wort war nicht vergessen worden, sondern hatte eine Kluft aufgethan, welche nie mehr überbrückt werden konnte.

Damals hatte der Rittmeister noch nicht den einzigen Ausweg betreten müssen, der ihm scheinbar geblieben. Ihm war von einer Seite Hilfe geworden, wo er sie am wenigsten zu finden erwartete. Der Bruder hatte ihm das Geld gegeben, allerdings unter der Bedingung, daß es ihm zurückerstattet werde. Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Betrag zu ersetzen, ohne Beschränkung seiner Gewohnheiten und kostspieligen Bedürfnisse, so würde der Rittmeister, Hellmuth gegenüber, sich als zuverlässig erwiesen haben. So aber? Es war ein ununterbrochener Kampf, die Stellung, welche er seit jeher unter den vornehmen und reicheren Kameraden eingenommen, zu behaupten, ein Kampf, der sein ganzes Sinnen und Denken in Anspruch nahm, ihn von einer Unruhe in die andere jagte, ohne ihn zu bessern.

In den Tagen, die seiner Reise nach Dammin vorhergingen und voll endloser Qual für ihn gewesen waren, hatte er ein wirklich aufrichtiges Verlangen gehabt, dauernd normale Verhältnisse hergestellt zu sehen. Es war aber nicht das erste Mal, daß ihn derartige Wünsche vorübergehend beschäftigten. Leider hielten sie nicht länger stand, als bis zu dem Augenblick, in welchem er sich wieder von einem belastenden Druck befreit sah, und im gegenwärtigen Falle war diese Schwächeanwandlung — wie er sie nannte — noch schneller als gewöhnlich durch die gehabten neuen Eindrücke überwunden worden.

Die Stimmung im väterlichen Hause wirkte aber doch jetzt höchst beunruhigend auf ihn. Die Differenzen, welche seine Verbindung mit der Tochter eines ehemaligen Obersteigers zwischen ihm und dem Vater hervorgerufen, wollten lange Zeit nicht zu einem Ausgleich kommen. Wenn Herr Luchs sich dennoch in das Unabänderliche fügen gelernt und es sogar über sich vermocht hatte, die bürgerliche Schwiegertochter wochenlang als Gast unter dem Dach seines Hauses zu beherbergen und seine Mißstimmung zu unterdrücken, so war dies zwar einerseits eine Folge der persönlichen Liebenswürdigkeit der jungen Frau, die sie entwickeln konnte, wenn ihr daran lag, einen vorteilhaften Eindruck zu machen, andererseits aber das Ergebnis einer Art von Schuldbewußtsein, dessen er nicht Herr werden konnte, um so weniger, als der Sohn durch gelegentliche Äußerungen darauf hinwies, wie sehr er ein Opfer der Verhältnisse geworden, und daß er ohne Zweifel nicht einen so entsetzlichen Ausweg, als welchen eine ungleiche Verbindung sich erweisen mußte, gewählt haben würde, sich aus einer miserablen Lage zu befreien, wenn ihm ein anderer noch geblieben wäre.

Die zwischen dem Kommerzienrat Döminghaus und dem Rittmeister entstandenen Differenzen hatten auch weit eher vermittelnd als störend auf das Verhältnis von Vater und Sohn gewirkt. Herr Luchs von Dammin konnte sie nur als eine natürliche Folge sich schroff gegenüberstehender Gesinnungen betrachten — eine Anschauung, die ihn, im Hinblick auf den Charakter des Sohnes, mit Genugthuung erfüllte und ihn für manche Eigenschaft desselben eine Entschuldigung finden ließ. Er bedauerte bisweilen, daß er nicht mehr Nachsicht geübt und durch sein schroffes Verhalten Hans auf eine Selbsthilfe verwiesen hatte, die von schlimmen Folgen für ihn geworden war. Der Rittmeister war sich der Selbstvorwürfe des Vaters wohl bewußt und hatte darauf seinen Plan entworfen. Die schlechte Stimmung des alten Herrn aber, die ihm Schwierigkeiten zu bereiten schien, reizte ihn zu Äußerungen, die in diesen Tagen besser unausgesprochen geblieben wären. Und dann die letzte Stunde. Er hatte sich verraten. Was konnte er im gegenwärtigen Augenblick noch thun? Und sein Urlaub war abgelaufen.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Tauwind.

Der Tauwind fliegt ins schlummernde Thal,
Von Süden kommt er, ein junger Gesell;
Da tropfen die Äste mit einem Mal,
Da atmet vor Glück der gefangene Quell.
Die schimmernde Erde wird grau und fahl,
Und wandelt sich plötzlich dann zauberschnell —
Vom Winterdämmer erlöst und frei —
Zur sonnenleuchtenden, holden Fei.

Des Tauwinds Atem bringt heiß und tief
Durch ihrer Lippen glühendes Thor:
Da regt sich tief innen, was lange schlief,
Und tausend Flammen lodern hervor.
Ihr starres Herz, das nach Leben rief,
Aus allen Fesseln ringt sich's empor;
Von Eisesbanden erlöst und frei,
Dankt es dem Retter mit jauchzendem Schrei.

In Thränenfluten erlischt das Weh,
Das lechzende, bange Winterleid;
Und grüne Reiser und Blütenschnee
Verwebt sie zum schimmernden Frühlingskleid.
Aus weißen Glocken und Purpurklee
Auf Haar und Nacken ein lichtes Geschmeid:
So grüßt sie mit strahlenden Blicken den Mai — —
O glücklich, glücklich, wer also frei!

Auch meine Seele umschlingt ein Bann
Erbarmungslos wie des Eises Haft;
O komme, Tauwind, und hauche sie an,
Zerschmilz der Fesseln eherne Kraft.
Laß Ströme fließen, wo Sehnsucht spann,
Und Blumen blühen, wo Leid geschafft — —
Komm, löse den Zauber, flieh nicht vorbei,
Mach frei die Seele, o mache sie frei!

Gertrud Triepel.

Ein Landgut und eine Aerztin in Rußland.

Skizze von **Katharina Zitelmann.** (K. Rinhart.)

(Schluß.)

„Meine Unruhe hatte mich auf den Hof hinausgetrieben, wo man bereits zehnmal jeden Winkel durchsucht hatte. Da, ich weiß auch nicht, wie ich dazu kam, öffnete ich die niedrige Thür eines Verschlages am Schafstall, der zur Aufbewahrung von Futter für die Tiere bestimmt war. Und dort im Dunkeln sah ich eine Gestalt am Boden liegen, das Gesicht nach unten, den breiten Rücken, die Schultern sich hebend und senkend in konvulsivischem Schluchzen. Wie der zum Tode wunde Hirsch sich im tiefsten Dickicht verbirgt, so dieser Mann, der so kalt und gleichgültig erschienen war. Hier in dem vergessenen Winkel hatte er seinem Jammer Luft gemacht! Ich wollte, tief erschüttert, die Thür wieder schließen, mich still zurückziehen, allein das einfallende Licht hatte ihn schon aufgeschreckt; er wandte den Kopf und bemerkte mich. Mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung faßte er sich sogleich und richtete sich auf. Ich drückte ihm in tiefem Mitleid die Hand. ‚Gottes Wille geschehe!‘ sagte er da feierlich — und ich fühlte, daß es ihm heiliger Ernst sei um seine Worte. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Ich hätte niederknieen mögen vor diesem Mann, so groß, so verehrungswürdig erschien er mir. Diese Kraft der Ergebung in den Willen des Höchsten, diese Gemütstiefe und Selbstbeherrschung sind Charakterzüge des russischen Volks, die ich oft zu bewundern Gelegenheit hatte.“

„Und der Sohn?“ fragte ich, „mußte er wirklich sterben?“

„Nein,“ entgegnete Maria, „wider alles menschliche Ermessen starb er nicht. Zehn Tage lang rang er mit dem Tode; täglich fuhr oder ritt ich zu ihm mit der Furcht, ihn als Leiche zu finden. Es war ein schwerer Kampf, den er zu kämpfen hatte, aber das Leben siegte. Seine starke gesunde Natur ward Herr über die Blutvergiftung.“

„Gott sei Dank!“ rief ich erleichtert. „Wie unendlich dankbar müssen die Leute Ihnen gewesen sein! Sie waren es doch, die den Kranken rettete.“

„Es hängt wohl mit seiner tiefen und innigen Religiosität zusammen, daß der Russe auch für das Gute, das ihm geschieht, lieber Gott als den Menschen dankt,“ meinte Maria. „Vielleicht wird ihm auch nur der Ausdruck des Dankes schwer. Was fragte ich aber auch nach Dank in einem solchen Fall, wo ich selbst mich über die Genesung des jungen Mannes freute, als ob er mein naher Verwandter gewesen wäre.“

„Und doch,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „einmal habe ich Dank empfangen; es war nur ein kurzes Wort, ein Blick, aber ein Blick, der mir in die innerste Seele drang und mich glücklich machte, ein Blick, der mich für alle Mühen meines Berufs reich entschädigte. Es kam ein Mensch zu mir, ein armer Geselle, mit einer Wunde am Bein, die durch Vernachlässigung in einen schrecklichen Zustand geraten war. Ich erspare Ihnen die Schilderung des grauenhaften Anblicks und — Geruchs; der freundlose Landstreicher war unter diesen Verhältnissen wie ein Hund von den Schwellen der Bauern gejagt worden. Ich ließ ihm in der Scheune ein Lager herrichten und untersuchte die Wunde, die vor allen Dingen gereinigt werden mußte. Ich kniete nieder und wusch sie. Da blickte der Mann mich mit schier erschrockenen Augen an und sagte: ‚Das thust Du?‘

„Als ich ihn nach Wochen genesen entließ und ihm mit freundlichem Wort die Hand reichte, da fand auch er kein Wort des Dankes, aber er sah mich an mit solcher grenzenlosen Hingebung und Verehrung, daß ich mich beschämt entfernte. Und als ich, die Hausthür öffnend, mich noch einmal umschaute, stand er noch regungslos am Scheunenthor und starrte mir nach wie einer himmlischen Erscheinung.“ — —

„Wenn Sie mich einmal auf meinem Gut besuchen, werden Sie bemerken, daß ich mich über einen Mangel an Dankbarkeit nicht zu beklagen habe,“ fuhr Maria Alexandrowna lächelnd fort. „Nur nimmt auch diese bei uns ein wenig andere Formen an, als im übrigen Europa. Das Volk ist noch so unwissend, so in religiösem Wahn aller

Art befangen, daß ihm leicht natürliche Dinge übernatürlich erscheinen. Es hat mir zeitweise schwere Sorgen gemacht, daß ich wie eine Heilige verehrt und meine Kuren für Wunder angesehen wurden. Ich mußte mich mit dem Popen unseres Kirchspiels in Verbindung setzen, um den Leuten diesen Gedanken einigermaßen auszutreiben. Und noch in anderen ganz seltsamen Vorstellungen gefallen sich die Leute. Sie haben unendliche Ehrfurcht vor etwas ‚Geschriebenem' und sind überzeugt, daß eine Erfüllung gewährende Kraft einer schriftlichen Bitte inne wohne. So war einst eine sehr schlimme Epidemie der sibirischen Pest in einem benachbarten Dorfe ausgebrochen, eine so schlimme, daß die Regierung Maßregeln zu ihrer Bekämpfung zu ergreifen sich genötigt sah. Unter anderm ließ man schleunigst zwei Ärzte aus Petersburg kommen, die in einem Bauernhause, dessen Einwohner gestorben waren, ein Lazarett herrichteten. Wäre man nur in der Wahl der Herren glücklicher gewesen! Doch Mißgriffe mögen wohl unvermeidlich sein. Der eine Arzt war ein geschniegeltes Salonpflänzchen, das in eine Bauernstube paßte wie die Faust aufs Auge, der andere ein Ignorant. Von der Krankheit, die sie zu behandeln hatten, wußten sie nur von Hörensagen, sie hatten noch nie einen Fall gesehen. Die hohen Diäten, welche die Regierung zahlte, hatten sie wohl veranlaßt, sich um den Auftrag zu bemühen, und irgend einer einflußreichen Verbindung verdankten sie dann ihre Wahl unter vielen ausgezeichneten Bewerbern. Das erste war, daß sie in toller Furcht vor Ansteckung und im Ekel vor der Krankheit sich Drahtmasken vor die Gesichter banden und Handschuh auf die Hände zogen. Als sie endlich das Lazarett eingerichtet hatten, war es ihnen gelungen, sich dermaßen verhaßt und lächerlich zu machen, daß die Kranken nur mit äußerstem Widerstreben sich an sie wandten und bald gar nicht mehr dazu zu bewegen waren. Nach wie vor riefen sie meine Hilfe an; ich war aber nicht imstande, allein alle die Arbeit zu leisten, zumal die Entfernung zu jenem Dorf zu groß war. Nie habe ich heißer als in jenen Wochen gewünscht, ein eigenes Hospital auf meinem Gute erbauen zu können. Welch ein Segen hätte das sein können! Und noch jetzt schwebt dies Ziel mir als höchster Wunsch vor der Seele. Da standen die Kranken morgens in Scharen vor meiner Thür und erklärten, daß sie bei mir bleiben, daß sie nicht fortgehen würden, lieber wollten sie hier im Freien auf der Erde sterben, als sich den Stadtdoktoren übergeben. Ich räumte meine Scheune aus, sieben fanden Platz; mehr Raum gab es nicht, und weit und breit war nicht ein Gelaß vorhanden, wo ich Kranke hätte unterbringen können!

„Da überraschte mich eines Tages eine meiner Mägde mit der Meldung, daß auf der Straße von jenem Dorfe her ein ganzer Zug von Wagen und Fußgängern nahe. Die Nachricht schien um so unglaublicher, als die Regierung die Wege für Fuhrwerk hatte absperren lassen, um den Krankheitsherd zu isolieren und nicht durch möglicherweise kranke Pferde die Ansteckung weiter tragen zu lassen. Dennoch war es, wie mein Mädchen berichtete. Alle Männer des Dorfs erschienen bei mir, um mir eine vom Popen, dem einzig Schriftkundigen unter ihnen, verfaßte und in feierlicher Sitzung am vergangenen Abend beschlossene Petition zu überreichen, in der ich unter Anrufung Gottes und aller Heiligen aufgefordert wurde, meinen Wohnsitz fortan in ihrem Dorfe zu nehmen. Sie hatten die sperrenden Barrieren zerstört, umgerissen, unbekümmert um die Strafe, die auf Übertretung jenes Gebots der Regierung stand. Triumphierend schlugen sie alle meine Einwände und sogar Vorwürfe nieder, indem sie mir ihre Bittschrift entgegenhielten. Und gleich, sofort, sollte ich mitkommen! Es kostete mich schwere Mühe, ihnen meine ablehnende Antwort klar zu machen; wenn ich ihnen sagte, daß ich auch Pflichten gegen mein eigenes Anwesen, gegen meine Söhne, die gerade in den Ferien bei mir weilten, hätte, entgegneten sie, das schade alles nichts, es stände ja da auf dem Papier, daß ich mitkommen müsse. Wie betrübt und kleinlaut sie endlich abzogen!

„Die Ärzte waren nach diesen Vorgängen, von denen sie natürlich gehört, neugierig geworden und beehrten mich endlich mit ihrem Besuch. Ich stellte mich so freundlich zu ihnen, wie es mir möglich war, und es gelang mir, mit einigen Ratschlägen und Winken ihnen sowohl wie den Leidenden nützlich zu sein, so daß ihre Anwesenheit doch nicht ganz fruchtlos blieb. Nach drei Monaten zogen sie nach Petersburg zurück, glückselig, diesem Bauernvolk entronnen zu sein, für das sie nicht gerade freundliche Gefühle mitnahmen."

So erzählte Maria Alexandrowna. Ich aber, die ich für das Universitätsstudium der Frauen nie besondere Sympathie besessen hatte, mußte anerkennen, daß für Rußland wenigstens das Bedürfnis dazu vorliegen möge, und daß Maria den rechten Weg eingeschlagen habe, um ihr Leben für sich und ihr Land segensreich und nützlich zu gestalten.

Doch fiel es mir auf, daß die Freundin nicht mit mehr Freude auf ihre Thätigkeit schaute. Zwar verstand ich, daß ein Leben, wie sie es geführt, andere Naturen bilden müsse, als die es sind, welche im Sonnenschein glücklicher und geordneter häuslicher Verhältnisse ihres Daseins froh werden. Allein, daß sie fast nur Trauriges zu erzählen hatte — das schien mir doch nicht ganz motiviert. Und war sie nicht selbst wie ihre Geschichten? Kaum jemals hatte ich sie lachen sehen, und seltsam, auch mein Lachen verstummte in ihrer Nähe. Ja, mehr noch, Maria dämpfte meine Begeisterung, sie stimmte meine frische, frohe Genußfähigkeit herab — ihr Wesen legte sich wie ein Druck mir auf die Seele. Sie selbst empfand das zuweilen und sprach es aus: „Sie sind die Gesunde neben mir, der Kranken, und unwillkürlich senken Sie die Stimme, damit der helle Ton mich nicht verletze! O, sprechen und lachen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich höre Ihnen so gern zu —"

„Aber mit einem Ausdruck, als staunten Sie, daß man lachen könne."

„Ja," meinte sie, „trotzdem freue ich mich des. Wir Russen sind alle krank, wir haben das Lachen verlernt — und ich bildete mir ein, die alternde Welt hätte das überall verlernt! Nun sehe ich, daß es in Deutschland noch glückliche Menschen giebt."

„Glücklich?" erwiderte ich, „was wissen Sie von meinem Glück und Unglück?"

Sie lächelte überlegen. „Wer noch so gläubig und vertrauensvoll in die Welt schaut, der ist glücklich."

Ich bat um nähere Erklärung.

„Sie glauben noch an das Gute in der Welt und Sie haben das Talent, es überall zu entdecken! Sie vertrauen den Menschen und sind überzeugt, überall auf Erden welche zu finden, die Ihr Vertrauen rechtfertigen."

„Gott sei Dank ist es so!" rief ich. „Ich möchte nicht leben ohne Glauben und Vertrauen."

„Mit sechzehn Jahren dachte ich wie Sie! Ich bin

gründlich entnüchtert worden. Das Leben hat mir die Augen geöffnet, hat mich verwandelt und zerbrochen."

„Wer leistet, was Sie geleistet, wer in so edler Thätigkeit steht, der ist nicht gebrochen. Sie gerade müßten in dem Bewußtsein Ihrer Nützlichkeit glücklich sein."

Sie lächelte schwermütig. „Wie weit bleibt das Können hinter dem Wollen zurück!"

„Menschenlos."

„Damit trösten Sie sich — ich kann das nicht. Und wie quält mich nun meine Pflichtvergessenheit, daß ich hier weile, nicht daheim, wo ich so nötig bin."

„Sie mußten dringender Familienangelegenheiten wegen ins Ausland gehen, wie Sie mir selbst erzählt — nun machen Sie sich Vorwürfe, daß Sie die Gelegenheit benutzen, sich in der Welt einmal umzusehen, und sie Ihrem Sohn zu zeigen, den Sie in den großen Ferien erwarten? Genießen Sie doch nun die kurze Freiheit und sammeln Sie recht viele Freuden ein, damit Sie reich an schönen Erinnerungen heimkehren in Ihre Einsamkeit."

Sie schwieg, und ich merkte wohl, daß ich sie nicht überzeugt hatte. Das kam von neuem klar zum Ausdruck, als wir eines Tages im Louvre vor einem herrlichen Bilde aus der älteren italienischen Schule standen. Ich suchte ihr, die sich mit Kunstgeschichte nie beschäftigt und wenig Gemälde gesehen hatte, die Bedeutung der frühen Kunst klar zu machen, und ihr Verständnis für die innige Schönheit des Werkes zu wecken. Da sah sie mich an wie aus einer andern Welt stammend, so daß meine frohe Begeisterung verstummte.

„Was soll mir das alles?" rief sie dann. „Was habe ich mit Kunst zu schaffen? Ich verstehe nichts davon und das ist gut!"

Ich sagte ihr, daß ich bei ihrer künstlerischen Anlage, von der ich Beweise zu haben glaubte, bei ihrem Sinn für Poesie, ihrem Talent für Musik nicht begreifen könne, daß sie nicht auch für die bildende Kunst Interesse habe. Da antwortete sie mir mit einem leidenschaftlichen Erguß, aus dem hervorging, daß sie die Kunst von sich stieß, als etwas Verbotenes, Feindseliges, das sie ihrer wahren Aufgabe abtrünnig machen könne. Und als ich ihr entgegnete, daß meiner Ansicht nach alles, was uns innerlich fördere, was unsere Bildung, unser Verständnis erweitere und vertiefe, ein Gewinn für uns sei, versetzte sie, das möge für mich zutreffen, nicht aber für sie. „Wissen Sie, wie mich in meiner Einöde anfangs die Sehnsucht nach Musik fast verzehrt hat? Ich vermied schließlich, das Klavier nur anzuschlagen, um mich zu heilen. Die Kunst zu pflegen habe ich keine Zeit und es macht mich krank, ihrer nur zu gedenken."

„Ihr habt ein unglückliches Naturell, Ihr Russen!" sagte ich kleinlaut.

„Möglich!"

Und doch hatte ich das Gefühl, daß Maria ihre trübe Lebensauffassung weit höher schätze, als den ungebrochenen Mut, den sie uns Deutschen nachrühmte. Gleich vielen anderen Russen, die ich kannte, überließ sie sich nicht unmittelbar ihrer Empfindung, sondern diese ging erst durch das Medium der Reflexion hindurch, und dies viele Reflektieren, verbunden mit einer stark ausgebildeten Anlage zur Kritik, schien mir der Grund der „Krankheit", von der sie sprach. Die hochgebildete, bedeutende Frau sah in jeder Frucht den Wurm; sie war nicht imstande, sich selbstvergessen einem Genusse hinzugeben. Sie stellte an alles die höchsten Anforderungen, und die Wirklichkeit entsprach denselben niemals.

War diese Richtung ein Erbteil ihrer Rasse? Oder waren es ihr Studium, ihre Berufsthätigkeit, welche diese Seiten ihres Wesens so stark entwickelt hatten? Vielleicht mußte sie diesen Tribut der Emancipation von den gewöhnlichen weiblichen Bahnen entrichten. Wie gut sich diese Emancipation aber mit zarter Weiblichkeit verträgt, bewies gerade Maria auf das Schlagendste. Und noch eins bewies sie: daß die Leidenschaft des Fühlens nicht geschädigt wird durch eine starke Ausbildung des Verstandes. Kurz vor unserm Scheiden traf ihr Sohn ein, mit dem sie fast täglich Briefe gewechselt hatte, und ich war Zeuge von der Glückseligkeit der Mutter, die ihr Teuerstes in den Armen hält. Die Macht des Gemüts, die sich mir hier offenbarte, überraschte mich fast. Maria war ganz Mutter, ganz Hingabe, und ein Lächeln verklärte ihr schönes, ernstes Gesicht, das ich früher nie an ihr gesehen und das sie mir erst recht teuer machte.

O traure nicht zu tief . . .

O traure nicht zu tief um Deine Lieben,
Die unbarmherzig Dir der Tod geraubt,
Im Geiste sind sie dennoch Dir geblieben
Und schweben segnend über Deinem Haupt.

Und was in dunklen, schmerzensreichen Tagen
Dein Herz durchkämpfen muß, kannst Du hinaus
Zu ihren stillen, grünen Hügeln tragen
Und weinen dort in heißen Thränen aus.

Ob Dich's auch bitter kränkt, daß nun für immer
Erloschen ihrer lieben Augen Licht,
Daß nun verstummt ihr Mund und daß er nimmer,
Wie einst im Leben, tröstend zu Dir spricht,

Noch bist Du drum nicht ganz verwaist im Herzen,
O glaube nur, es giebt noch tiefern Gram —
Viel schwerer sind die Lieben zu verschmerzen,
Die unbarmherzig uns das Leben nahm.

Das sind die bittersten der Scheidestunden,
Wenn teure Menschen, die uns einst die Hand
Gereicht zum Bund, die wir als treu befunden,
Sich plötzlich wieder von uns abgewandt.

Wenn die, mit denen einst in seligen Tagen
Uns eng verband ein inniges Verstehn,
Für die so warm einst unser Herz geschlagen,
Kalt, ohne Gruß, an uns vorübergehn. —

Den Toten kannst Du noch die Hügel schmücken,
Sie bleiben treu Dir auch nach Tag und Jahr;
Doch zu den Lebenden giebt's keine Brücken,
Die sind verloren Dir für immerdar.

Käthe Dorn.

Art befangen, daß ihm leicht natürliche Dinge übernatürlich erscheinen. Es hat mir zeitweise schwere Sorgen gemacht, daß ich wie eine Heilige verehrt und meine Kuren für Wunder angesehen wurden. Ich mußte mich mit dem Popen unseres Kirchspiels in Verbindung setzen, um den Leuten diesen Gedanken einigermaßen auszutreiben. Und noch in anderen ganz seltsamen Vorstellungen gefallen sich die Leute. Sie haben unendliche Ehrfurcht vor etwas ‚Geschriebenem‘ und sind überzeugt, daß eine Erfüllung gewährende Kraft einer schriftlichen Bitte inne wohne. So war einst eine sehr schlimme Epidemie der sibirischen Pest in einem benachbarten Dorfe ausgebrochen, eine so schlimme, daß die Regierung Maßregeln zu ihrer Bekämpfung zu ergreifen sich genötigt sah. Unter anderm ließ man schleunigst zwei Ärzte aus Petersburg kommen, die in einem Bauernhause, dessen Einwohner gestorben waren, ein Lazarett herrichteten. Wäre man nur in der Wahl der Herren glücklicher gewesen! Doch Mißgriffe mögen wohl unvermeidlich sein. Der eine Arzt war ein geschniegeltes Salonpflänzchen, das in eine Bauernstube paßte wie die Faust aufs Auge, der andere ein Ignorant. Von der Krankheit, die sie zu behandeln hatten, wußten sie nur von Hörensagen, sie hatten noch nie einen Fall gesehen. Die hohen Diäten, welche die Regierung zahlte, hatten sie wohl veranlaßt, sich um den Auftrag zu bemühen, und irgend einer einflußreichen Verbindung verdankten sie dann ihre Wahl unter vielen ausgezeichneten Bewerbern. Das erste war, daß sie in toller Furcht vor Ansteckung und im Ekel vor der Krankheit sich Drahtmasken vor die Gesichter banden und Handschuh auf die Hände zogen. Als sie endlich das Lazarett eingerichtet hatten, war es ihnen gelungen, sich dermaßen verhaßt und lächerlich zu machen, daß die Kranken nur mit äußerstem Widerstreben sich an sie wandten und bald gar nicht mehr dazu zu bewegen waren. Nach wie vor riefen sie meine Hilfe an; ich war aber nicht imstande, allein alle die Arbeit zu leisten, zumal die Entfernung zu jenem Dorf zu groß war. Nie habe ich heißer als in jenen Wochen gewünscht, ein eigenes Hospital auf meinem Gute erbauen zu können. Welch ein Segen hätte das sein können! Und noch jetzt schwebt dies Ziel mir als höchster Wunsch vor der Seele. Da standen die Kranken morgens in Scharen vor meiner Thür und erklärten, daß sie bei mir bleiben, daß sie nicht fortgehen würden, lieber wollten sie hier im Freien auf der Erde sterben, als sich den Stadtdoktoren übergeben. Ich räumte meine Scheune aus, sieben fanden Platz; mehr Raum gab es nicht, und weit und breit war nicht ein Gelaß vorhanden, wo ich Kranke hätte unterbringen können!

„Da überraschte mich eines Tages eine meiner Mägde mit der Meldung, daß auf der Straße von jenem Dorfe her ein ganzer Zug von Wagen und Fußgängern nahe. Die Nachricht schien um so unglaublicher, als die Regierung die Wege für Fuhrwerk hatte absperren lassen, um den Krankheitsherd zu isolieren und nicht durch möglicherweise kranke Pferde die Ansteckung weiter tragen zu lassen. Dennoch war es, wie mein Mädchen berichtete. Alle Männer des Dorfs erschienen bei mir, um mir eine vom Popen, dem einzig Schriftkundigen unter ihnen, verfaßte und in feierlicher Sitzung am vergangenen Abend beschlossene Petition zu überreichen, in der ich unter Anrufung Gottes und aller Heiligen aufgefordert wurde, meinen Wohnsitz fortan in ihrem Dorfe zu nehmen. Sie hatten die sperrenden Barrieren zerstört, umgerissen, unbekümmert um die Strafe, die auf Übertretung jenes Gebots der Regierung stand. Triumphierend schlugen sie alle meine Einwände und sogar Vorwürfe nieder, indem sie mir ihre Bittschrift entgegenhielten. Und gleich, sofort, sollte ich mitkommen! Es kostete mich schwere Mühe, ihnen meine ablehnende Antwort klar zu machen; wenn ich ihnen sagte, daß ich auch Pflichten gegen mein eigenes Anwesen, gegen meine Söhne, die gerade in den Ferien bei mir weilten, hätte, entgegneten sie, das schade alles nichts, es stände ja da auf dem Papier, daß ich mitkommen müsse. Wie betrübt und kleinlaut sie endlich abzogen!

„Die Ärzte waren nach diesen Vorgängen, von denen sie natürlich gehört, neugierig geworden und beehrten mich endlich mit ihrem Besuch. Ich stellte mich so freundlich zu ihnen, wie es mir möglich war, und es gelang mir, mit einigen Ratschlägen und Winken ihnen sowohl wie den Leidenden nützlich zu sein, so daß ihre Anwesenheit doch nicht ganz fruchtlos blieb. Nach drei Monaten zogen sie nach Petersburg zurück, glückselig, diesem Bauernvolk entronnen zu sein, für das sie nicht gerade freundliche Gefühle mitnahmen.“

So erzählte Maria Alexandrowna. Ich aber, die ich für das Universitätsstudium der Frauen nie besondere Sympathie besessen hatte, mußte anerkennen, daß für Rußland wenigstens das Bedürfnis dazu vorliegen möge, und daß Maria den rechten Weg eingeschlagen habe, um ihr Leben für sich und ihr Land segensreich und nützlich zu gestalten.

Doch fiel es mir auf, daß die Freundin nicht mit mehr Freude auf ihre Thätigkeit schaute. Zwar verstand ich, daß ein Leben, wie sie es geführt, andere Naturen bilden müsse, als die es sind, welche im Sonnenschein glücklicher und geordneter häuslicher Verhältnisse ihres Daseins froh werden. Allein, daß sie fast nur Trauriges zu erzählen hatte — das schien mir doch nicht ganz motiviert. Und war sie nicht selbst wie ihre Geschichten? Kaum jemals hatte ich sie lachen sehen, und seltsam, auch mein Lachen verstummte in ihrer Nähe. Ja, mehr noch, Maria dämpfte meine Begeisterung, sie stimmte meine frische, frohe Genußfähigkeit herab — ihr Wesen legte sich wie ein Druck mir auf die Seele. Sie selbst empfand das zuweilen und sprach es aus: „Sie sind die Gesunde neben mir, der Kranken, und unwillkürlich senken Sie die Stimme, damit der helle Ton mich nicht verletze! O, sprechen und lachen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich höre Ihnen so gern zu —“

„Aber mit einem Ausdruck, als staunten Sie, daß man lachen könne.“

„Ja,“ meinte sie, „trotzdem freue ich mich des. Wir Russen sind alle krank, wir haben das Lachen verlernt — und ich bildete mir ein, die alternde Welt hätte das überall verlernt! Nun sehe ich, daß es in Deutschland noch glückliche Menschen giebt.“

„Glücklich?“ erwiderte ich, „was wissen Sie von meinem Glück und Unglück?“

Sie lächelte überlegen. „Wer noch so gläubig und vertrauensvoll in die Welt schaut, der ist glücklich.“

Ich bat um nähere Erklärung.

„Sie glauben noch an das Gute in der Welt und Sie haben das Talent, es überall zu entdecken! Sie vertrauen den Menschen und sind überzeugt, überall auf Erden welche zu finden, die Ihr Vertrauen rechtfertigen.“

„Gott sei Dank ist es so!“ rief ich. „Ich möchte nicht leben ohne Glauben und Vertrauen.“

„Mit sechzehn Jahren dachte ich wie Sie! Ich bin

gründlich entnüchtert worden. Das Leben hat mir die Augen geöffnet, hat mich verwandelt und zerbrochen."

„Wer leistet, was Sie geleistet, wer in so edler Thätigkeit steht, der ist nicht gebrochen. Sie gerade müßten in dem Bewußtsein Ihrer Nützlichkeit glücklich sein."

Sie lächelte schwermütig. „Wie weit bleibt das Können hinter dem Wollen zurück!"

„Menschenlos."

„Damit trösten Sie sich — ich kann das nicht. Und wie quält mich nun meine Pflichtvergessenheit, daß ich hier weile, nicht daheim, wo ich so nötig bin."

„Sie mußten dringender Familienangelegenheiten wegen ins Ausland gehen, wie Sie mir selbst erzählt — nun machen Sie sich Vorwürfe, daß Sie die Gelegenheit benutzen, sich in der Welt einmal umzusehen, und sie Ihrem Sohn zu zeigen, den Sie in den großen Ferien erwarten? Genießen Sie doch nun die kurze Freiheit und sammeln Sie recht viele Freuden ein, damit Sie reich an schönen Erinnerungen heimkehren in Ihre Einsamkeit."

Sie schwieg, und ich merkte wohl, daß ich sie nicht überzeugt hatte. Das kam von neuem klar zum Ausdruck, als wir eines Tages im Louvre vor einem herrlichen Bilde aus der älteren italienischen Schule standen. Ich suchte ihr, die sich mit Kunstgeschichte nie beschäftigt und wenig Gemälde gesehen hatte, die Bedeutung der frühen Kunst klar zu machen, und ihr Verständnis für die innige Schönheit des Werkes zu wecken. Da sah sie mich an wie aus einer andern Welt stammend, so daß meine frohe Begeisterung verstummte.

„Was soll mir das alles?" rief sie dann. „Was habe ich mit Kunst zu schaffen? Ich verstehe nichts davon und das ist gut!"

Ich sagte ihr, daß ich bei ihrer künstlerischen Anlage, von der ich Beweise zu haben glaubte, bei ihrem Sinn für Poesie, ihrem Talent für Musik nicht begreifen könne, daß sie nicht auch für die bildende Kunst Interesse habe. Da antwortete sie mir mit einem leidenschaftlichen Erguß, aus dem hervorging, daß sie die Kunst von sich stieß, als etwas Verbotenes, Feindseliges, das sie ihrer wahren Aufgabe abtrünnig machen könne. Und als ich ihr entgegnete, daß meiner Ansicht nach alles, was uns innerlich fördere, was unsere Bildung, unser Verständnis erweitere und vertiefe, ein Gewinn für uns sei, versetzte sie, das möge für mich zutreffen, nicht aber für sie. „Wissen Sie, wie mich in meiner Einöde anfangs die Sehnsucht nach Musik fast verzehrt hat? Ich vermied schließlich, das Klavier nur anzuschlagen, um mich zu heilen. Die Kunst zu pflegen habe ich keine Zeit und es macht mich krank, ihrer nur zu gedenken."

„Ihr habt ein unglückliches Naturell, Ihr Russen!" sagte ich kleinlaut.

„Möglich!"

Und doch hatte ich das Gefühl, daß Maria ihre trübe Lebensauffassung weit höher schätze, als den ungebrochenen Mut, den sie uns Deutschen nachrühmte. Gleich vielen anderen Russen, die ich kannte, überließ sie sich nicht unmittelbar ihrer Empfindung, sondern diese ging erst durch das Medium der Reflexion hindurch, und dies viele Reflektieren, verbunden mit einer stark ausgebildeten Anlage zur Kritik, schien mir der Grund der „Krankheit", von der sie sprach. Die hochgebildete, bedeutende Frau sah in jeder Frucht den Wurm; sie war nicht imstande, sich selbstvergessen einem Genusse hinzugeben. Sie stellte an alles die höchsten Anforderungen, und die Wirklichkeit entsprach denselben niemals.

War diese Richtung ein Erbteil ihrer Rasse? Oder waren es ihr Studium, ihre Berufsthätigkeit, welche diese Seiten ihres Wesens so stark entwickelt hatten? Vielleicht mußte sie diesen Tribut der Emancipation von den gewöhnlichen weiblichen Bahnen entrichten. Wie gut sich diese Emancipation aber mit zarter Weiblichkeit verträgt, bewies gerade Maria auf das Schlagendste. Und noch eins bewies sie: daß die Leidenschaft des Fühlens nicht geschädigt wird durch eine starke Ausbildung des Verstandes. Kurz vor unserm Scheiden traf ihr Sohn ein, mit dem sie fast täglich Briefe gewechselt hatte, und ich war Zeuge von der Glückseligkeit der Mutter, die ihr Teuerstes in den Armen hält. Die Macht des Gemüts, die sich mir hier offenbarte, überraschte mich fast. Maria war ganz Mutter, ganz Hingabe, und ein Lächeln verklärte ihr schönes, ernstes Gesicht, das ich früher nie an ihr gesehen und das sie mir erst recht teuer machte.

O traure nicht zu tief . . .

O traure nicht zu tief um Deine Lieben,
Die unbarmherzig Dir der Tod geraubt,
Im Geiste sind sie dennoch Dir geblieben
Und schweben segnend über Deinem Haupt.

Und was in dunklen, schmerzensreichen Tagen
Dein Herz durchkämpfen muß, kannst Du hinaus
Zu ihren stillen, grünen Hügeln tragen
Und weinen dort in heißen Thränen aus.

Ob Dich's auch bitter kränkt, daß nun für immer
Erloschen ihrer lieben Augen Licht,
Daß nun verstummt ihr Mund und daß er nimmer,
Wie einst im Leben, tröstend zu Dir spricht,

Noch bist Du drum nicht ganz verwaist im Herzen,
O glaube nur, es giebt noch tiefern Gram —
Viel schwerer sind die Lieben zu verschmerzen,
Die unbarmherzig uns das Leben nahm.

Das sind die bittersten der Scheidestunden,
Wenn teure Menschen, die uns einst die Hand
Gereicht zum Bund, die wir als treu befunden,
Sich plötzlich wieder von uns abgewandt.

Wenn die, mit denen einst in seligen Tagen
Uns eng verband ein inniges Verstehn,
Für die so warm einst unser Herz geschlagen,
Kalt, ohne Gruß, an uns vorübergehn. —

Den Toten kannst Du noch die Hügel schmücken,
Sie bleiben treu Dir auch nach Tag und Jahr;
Doch zu den Lebenden giebt's keine Brücken,
Die sind verloren Dir für immerdar.

Käthe Dorn.

Art befangen, daß ihm leicht natürliche Dinge übernatürlich erscheinen. Es hat mir zeitweise schwere Sorgen gemacht, daß ich wie eine Heilige verehrt und meine Kuren für Wunder angesehen wurden. Ich mußte mich mit dem Popen unseres Kirchspiels in Verbindung setzen, um den Leuten diesen Gedanken einigermaßen auszutreiben. Und noch in anderen ganz seltsamen Vorstellungen gefallen sich die Leute. Sie haben unendliche Ehrfurcht vor etwas ‚Geschriebenem‘ und sind überzeugt, daß eine Erfüllung gewährende Kraft einer schriftlichen Bitte inne wohne. So war einst eine sehr schlimme Epidemie der sibirischen Pest in einem benachbarten Dorfe ausgebrochen, eine so schlimme, daß die Regierung Maßregeln zu ihrer Bekämpfung zu ergreifen sich genötigt sah. Unter anderm ließ man schleunigst zwei Ärzte aus Petersburg kommen, die in einem Bauernhause, dessen Einwohner gestorben waren, ein Lazarett herrichteten. Wäre man nur in der Wahl der Herren glücklicher gewesen! Doch Mißgriffe mögen wohl unvermeidlich sein. Der eine Arzt war ein geschniegeltes Salonpflänzchen, das in eine Bauernstube paßte wie die Faust aufs Auge, der andere ein Ignorant. Von der Krankheit, die sie zu behandeln hatten, wußten sie nur vom Hörensagen, sie hatten noch nie einen Fall gesehen. Die hohen Diäten, welche die Regierung zahlte, hatten sie wohl veranlaßt, sich um den Auftrag zu bemühen, und irgend einer einflußreichen Verbindung verdankten sie dann ihre Wahl unter vielen ausgezeichneten Bewerbern. Das erste war, daß sie in toller Furcht vor Ansteckung und im Ekel vor der Krankheit sich Drahtmasken vor die Gesichter banden und Handschuh auf die Hände zogen. Als sie endlich das Lazarett eingerichtet hatten, war es ihnen gelungen, sich dermaßen verhaßt und lächerlich zu machen, daß die Kranken nur mit äußerstem Widerstreben sich an sie wandten und bald gar nicht mehr dazu zu bewegen waren. Nach wie vor riefen sie meine Hilfe an; ich war aber nicht imstande, allein alle die Arbeit zu leisten, zumal die Entfernung zu jenem Dorf zu groß war. Nie habe ich heißer als in jenen Wochen gewünscht, ein eigenes Hospital auf meinem Gute erbauen zu können. Welch ein Segen hätte das sein können! Und noch jetzt schwebt dies Ziel mir als höchster Wunsch vor der Seele. Da standen die Kranken morgens in Scharen vor meiner Thür und erklärten, daß sie bei mir bleiben, daß sie nicht fortgehen würden, lieber wollten sie hier im Freien auf der Erde sterben, als sich den Stadtdoktoren übergeben. Ich räumte meine Scheune aus, sieben fanden Platz; mehr Raum gab es nicht, und weit und breit war nicht ein Gelaß vorhanden, wo ich Kranke hätte unterbringen können!

„Da überraschte mich eines Tages eine meiner Mägde mit der Meldung, daß auf der Straße von jenem Dorfe her ein ganzer Zug von Wagen und Fußgängern nahe. Die Nachricht schien um so unglaublicher, als die Regierung die Wege für Fuhrwerk hatte absperren lassen, um den Krankheitsherd zu isolieren und nicht durch möglicherweise kranke Pferde die Ansteckung weiter tragen zu lassen. Dennoch war es, wie mein Mädchen berichtete. Alle Männer des Dorfs erschienen bei mir, um mir eine vom Popen, dem einzig Schriftkundigen unter ihnen, verfaßte und in feierlicher Sitzung am vergangenen Abend beschlossene Petition zu überreichen, in der ich unter Anrufung Gottes und aller Heiligen aufgefordert wurde, meinen Wohnsitz fortan in ihrem Dorfe zu nehmen. Sie hatten die sperrenden Barrieren zerstört, umgerissen, unbekümmert um die Strafe, die auf Übertretung jenes Gebots der Regierung stand. Triumphierend schlugen sie alle meine Einwände und sogar Vorwürfe nieder, indem sie mir ihre Bittschrift entgegenhielten. Und gleich, sofort, sollte ich mitkommen! Es kostete mich schwere Mühe, ihnen meine ablehnende Antwort klar zu machen; wenn ich ihnen sagte, daß ich auch Pflichten gegen mein eigenes Anwesen, gegen meine Söhne, die gerade in den Ferien bei mir weilten, hätte, entgegneten sie, das schade alles nichts, es stände ja da auf dem Papier, daß ich mitkommen müsse. Wie betrübt und kleinlaut sie endlich abzogen!

„Die Ärzte waren nach diesen Vorgängen, von denen sie natürlich gehört, neugierig geworden und beehrten mich endlich mit ihrem Besuch. Ich stellte mich so freundlich zu ihnen, wie es mir möglich war, und es gelang mir, mit einigen Ratschlägen und Winken ihnen sowohl wie den Leidenden nützlich zu sein, so daß ihre Anwesenheit doch nicht ganz fruchtlos blieb. Nach drei Monaten zogen sie nach Petersburg zurück, glückselig, diesem Bauernvolk entronnen zu sein, für das sie nicht gerade freundliche Gefühle mitnahmen.“

So erzählte Maria Alexandrowna. Ich aber, die ich für das Universitätsstudium der Frauen nie besondere Sympathie besessen hatte, mußte anerkennen, daß für Rußland wenigstens das Bedürfnis dazu vorliegen möge, und daß Maria den rechten Weg eingeschlagen habe, um ihr Leben für sich und ihr Land segensreich und nützlich zu gestalten.

Doch fiel es mir auf, daß die Freundin nicht mit mehr Freude auf ihre Thätigkeit schaute. Zwar verstand ich, daß ein Leben, wie sie es geführt, andere Naturen bilden müsse, als die es sind, welche im Sonnenschein glücklicher und geordneter häuslicher Verhältnisse ihres Daseins froh werden. Allein, daß sie fast nur Trauriges zu erzählen hatte — das schien mir doch nicht ganz motiviert. Und war sie nicht selbst wie ihre Geschichten? Kaum jemals hatte ich sie lachen sehen, und seltsam, auch mein Lachen verstummte in ihrer Nähe. Ja, mehr noch, Maria dämpfte meine Begeisterung, sie stimmte meine frische, frohe Genußfähigkeit herab — ihr Wesen legte sich wie ein Druck mir auf die Seele. Sie selbst empfand das zuweilen und sprach es aus: „Sie sind die Gesunde neben mir, der Kranken, und unwillkürlich senken Sie die Stimme, damit der helle Ton mich nicht verletze! O, sprechen und lachen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich höre Ihnen so gern zu —“

„Aber mit einem Ausdruck, als staunten Sie, daß man lachen könne.“

„Ja,“ meinte sie, „trotzdem freue ich mich des. Wir Russen sind alle krank, wir haben das Lachen verlernt — und ich bildete mir ein, die alternde Welt hätte das überall verlernt! Nun sehe ich, daß es in Deutschland noch glückliche Menschen giebt.“

„Glücklich?“ erwiderte ich, „was wissen Sie von meinem Glück und Unglück?“

Sie lächelte überlegen. „Wer noch so gläubig und vertrauensvoll in die Welt schaut, der ist glücklich.“

Ich bat um nähere Erklärung.

„Sie glauben noch an das Gute in der Welt und Sie haben das Talent, es überall zu entdecken! Sie vertrauen den Menschen und sind überzeugt, überall auf Erden welche zu finden, die Ihr Vertrauen rechtfertigen.“

„Gott sei Dank ist es so!“ rief ich. „Ich möchte nicht leben ohne Glauben und Vertrauen.“

„Mit sechzehn Jahren dachte ich wie Sie! Ich bin

gründlich entnüchtert worden. Das Leben hat mir die Augen geöffnet, hat mich verwandelt und zerbrochen."

„Wer leistet, was Sie geleistet, wer in so edler Thätigkeit steht, der ist nicht gebrochen. Sie gerade müßten in dem Bewußtsein Ihrer Nützlichkeit glücklich sein."

Sie lächelte schwermütig. „Wie weit bleibt das Können hinter dem Wollen zurück!"

„Menschenlos."

„Damit trösten Sie sich — ich kann das nicht. Und wie quält mich nun meine Pflichtvergessenheit, daß ich hier weile, nicht daheim, wo ich so nötig bin."

„Sie mußten dringender Familienangelegenheiten wegen ins Ausland gehen, wie Sie mir selbst erzählt — nun machen Sie sich Vorwürfe, daß Sie die Gelegenheit benutzen, sich in der Welt einmal umzusehen, und sie Ihrem Sohn zu zeigen, den Sie in den großen Ferien erwarten? Genießen Sie doch nun die kurze Freiheit und sammeln Sie recht viele Freuden ein, damit Sie reich an schönen Erinnerungen heimkehren in Ihre Einsamkeit."

Sie schwieg, und ich merkte wohl, daß ich sie nicht überzeugt hatte. Das kam von neuem klar zum Ausdruck, als wir eines Tages im Louvre vor einem herrlichen Bilde aus der älteren italienischen Schule standen. Ich suchte ihr, die sich mit Kunstgeschichte nie beschäftigt und wenig Gemälde gesehen hatte, die Bedeutung der frühen Kunst klar zu machen, und ihr Verständnis für die innige Schönheit des Werkes zu wecken. Da sah sie mich an wie aus einer andern Welt stammend, so daß meine frohe Begeisterung verstummte.

„Was soll mir das alles?" rief sie dann. „Was habe ich mit Kunst zu schaffen? Ich verstehe nichts davon und das ist gut!"

Ich sagte ihr, daß ich bei ihrer künstlerischen Anlage, von der ich Beweise zu haben glaubte, bei ihrem Sinn für Poesie, ihrem Talent für Musik nicht begreifen könne, daß sie nicht auch für die bildende Kunst Interesse habe. Da antwortete sie mir mit einem leidenschaftlichen Erguß, aus dem hervorging, daß sie die Kunst von sich stieß, als etwas Verbotenes, Feindseliges, das sie ihrer wahren Aufgabe abtrünnig machen könne. Und als ich ihr entgegnete, daß meiner Ansicht nach alles, was uns innerlich fördere, was unsere Bildung, unser Verständnis erweitere und vertiefe, ein Gewinn für uns sei, versetzte sie, das möge für mich zutreffen, nicht aber für sie. „Wissen Sie, wie mich in meiner Einöde anfangs die Sehnsucht nach Musik fast verzehrt hat? Ich vermied schließlich, das Klavier nur anzuschlagen, um mich zu heilen. Die Kunst zu pflegen habe ich keine Zeit und es macht mich krank, ihrer nur zu gedenken."

„Ihr habt ein unglückliches Naturell, Ihr Russen!" sagte ich kleinlaut.

„Möglich!"

Und doch hatte ich das Gefühl, daß Maria ihre trübe Lebensauffassung weit höher schätze, als den ungebrochenen Mut, den sie uns Deutschen nachrühmte. Gleich vielen anderen Russen, die ich kannte, überließ sie sich nicht unmittelbar ihrer Empfindung, sondern diese ging erst durch das Medium der Reflexion hindurch, und dies viele Reflektieren, verbunden mit einer stark ausgebildeten Anlage zur Kritik, schien mir der Grund der „Krankheit", von der sie sprach. Die hochgebildete, bedeutende Frau sah in jeder Frucht den Wurm; sie war nicht imstande, sich selbstvergessen einem Genusse hinzugeben. Sie stellte an alles die höchsten Anforderungen, und die Wirklichkeit entsprach denselben niemals.

War diese Richtung ein Erbteil ihrer Rasse? Oder waren es ihr Studium, ihre Berufsthätigkeit, welche diese Seiten ihres Wesens so stark entwickelt hatten? Vielleicht mußte sie diesen Tribut der Emancipation von den gewöhnlichen weiblichen Bahnen entrichten. Wie gut sich diese Emancipation aber mit zarter Weiblichkeit verträgt, bewies gerade Maria auf das Schlagendste. Und noch eins bewies sie: daß die Leidenschaft des Fühlens nicht geschädigt wird durch eine starke Ausbildung des Verstandes. Kurz vor unserm Scheiden traf ihr Sohn ein, mit dem sie fast täglich Briefe gewechselt hatte, und ich war Zeuge von der Glückseligkeit der Mutter, die ihr Teuerstes in den Armen hält. Die Macht des Gemüts, die sich mir hier offenbarte, überraschte mich fast. Maria war ganz Mutter, ganz Hingabe, und ein Lächeln verklärte ihr schönes, ernstes Gesicht, das ich früher nie an ihr gesehen und das sie mir erst recht teuer machte.

O traure nicht zu tief . . .

O traure nicht zu tief um Deine Lieben,
Die unbarmherzig Dir der Tod geraubt,
Im Geiste sind sie dennoch Dir geblieben
Und schweben segnend über Deinem Haupt.

Und was in dunklen, schmerzensreichen Tagen
Dein Herz durchkämpfen muß, kannst Du hinaus
Zu ihren stillen, grünen Hügeln tragen
Und weinen dort in heißen Thränen aus.

Ob Dich's auch bitter kränkt, daß nun für immer
Erloschen ihrer lieben Augen Licht,
Daß nun verstummt ihr Mund und daß er nimmer,
Wie einst im Leben, tröstend zu Dir spricht,

Noch bist Du drum nicht ganz verwaist im Herzen,
O glaube nur, es giebt noch tiefern Gram —
Viel schwerer sind die Lieben zu verschmerzen,
Die unbarmherzig uns das Leben nahm.

Das sind die bittersten der Scheidestunden,
Wenn teure Menschen, die uns einst die Hand
Gereicht zum Bund, die wir als treu befunden,
Sich plötzlich wieder von uns abgewandt.

Wenn die, mit denen einst in seligen Tagen
Uns eng verband ein inniges Verstehn,
Für die so warm einst unser Herz geschlagen,
Kalt, ohne Gruß, an uns vorübergehn. —

Den Toten kannst Du noch die Hügel schmücken,
Sie bleiben treu Dir auch nach Tag und Jahr;
Doch zu den Lebenden giebt's keine Brücken,
Die sind verloren Dir für immerdar.

Käthe Dorn.

Aus Kapstadt.*)

Den „Alldeutschen Blättern“ wird von einem Mitgliede aus Kapstadt folgendes geschrieben:

„Der mißglückte Jamesonsche Räuberzug war nur das Vorspiel zu dem Drama, das sich in Südafrika abspielt; jeder Tag läßt es gewisser erscheinen, daß wir einem furchtbaren Bürgerkriege entgegengehen, und daß immer noch dieselben Mächte an der endlichen Herbeiführung der Katastrophe arbeiten. Freilich das offizielle England birgt sich, wohl unter dem Druck der europäischen Diplomatie, hinter der Maske der Friedensliebe und anscheinenden Ehrlichkeit, aber seine dunklen Hintermänner sind nur um so frecher bei der Arbeit; namentlich betreibt die englische Presse hier, nach Vorbild der Londoner Times, das Verhetzungshandwerk mit verdoppelter Energie. Alle Thatsachen werden auf das grauenhafteste zum Nachteil der Buren entstellt, Greuelberichte werden erlogen, die Zustände im Lichte vollkommenster Anarchie dargestellt, die Bevölkerung Johannesburgs am Rande des Wahnwitzes geschildert und dergl. mehr; und das alles nur, um sich das Recht zu erlügen, Englands Einmischung anrufen zu dürfen, nur damit dieses endlich mit seiner ganzen ungeheuren Macht im Transvaal einrücken soll im „Interesse der Civilisation“. Und dieser Zeitpunkt wird wahrlich nicht mehr lange ausbleiben; bald wird es dahin kommen, daß das krasse Elend, welches man jetzt der Welt vorlügt, in Wirklichkeit sich einstellt, denn alle Kunstmittel, alle Hebel werden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Die Minengesellschaften drohen ihre Arbeiten einzustellen, um die brotlos werdenden Arbeiter zur Verzweiflung zu treiben; der Geist der Demoralisation wird systematisch bei der Bevölkerung, namentlich durch die Presse, geschürt und ein unbändiger Deutschenhaß gepredigt, um künstliche Unruhen zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten hervorzurufen und dergl. mehr. Thatsächlich machen sich auch schon bedeutende Handelsstockungen und Erwerbsstörungen fühlbar, und das nackte Elend beginnt sich auf offener Straße zu zeigen.

Die schlimmsten Hetzer glaubten die Zeit schon reif, um die englische Einmischung anzurufen; weitere Schritte in dieser Richtung stehen bevor. Fast scheint es, als könne Johannesburg nie mehr zur Ruhe kommen. Die eingesperrten 60—70 Rädelsführer der Revolutionsbewegung sollen über ein Gesamtvermögen von etwa 30 Millionen Lstr. verfügen, welches gegenwärtig so gut wie ganz brachgelegt ist; als sicher aber kann gelten, daß diese Herren, sobald sie aus dem Gefängnis entlassen sind — an ihrer endlichen Freigabe zweifelt kein Mensch hier — alle Hebel in Bewegung setzen werden, um die Burenregierung, sei es auch um den Preis des Ruins von Johannesburg, zu vernichten. Einmal außer Landes, werden sie von außen her, im Verein mit der Chartered-Co., gefährlichere Gegner des Friedens sein, als das bei ihrer bisherigen Maulwurfsarbeit im Innern des Landes möglich war.

Auf beiden Seiten wird gerüstet. Die Chartered-Co. wirbt beständig neue Truppen unter den Johannesburgern an. Die Leute werden bei gutem Lohne geworben, verlassen ohne Aufsehen die Stadt und ziehen nach Betschuanaland, Matabeleland und Maschonaland. Fragt man sie, gegen wen und zu welchem Zwecke sie angeworben werden, so antworten sie lachend: „Was kümmert mich das, vorläufig erhalte ich guten Sold, das weitere geht mich nichts an.“ Auf der anderen Seite rüsten aber auch die Buren gewaltig; die Regierung soll im Besitz von 75000 vorzüglichen Militärgewehren sein, welche systematisch, nebst reichlichen Munitionsvorräten, an die Buren auf ihren Farmen verteilt werden; Freistaat und Transvaal verstärken ihre Artillerie — nebenbei gesagt, ganz vorzügliche, unter deutscher Leitung stehende Militärkörper — gewaltig; bei Pretoria und Johannesburg werden Forts gebaut, die eingeschworenen fremden Truppen, meist Deutsche etwa 1200 Mann stark (die drei Abteilungen Johannesburg, Pretoria und Krügersdorp zusammengerechnet) bleiben im Dienste und dergl. — kurz, der ganze Transvaal verwandelt sich allmählich in ein Kriegslager. Ähnliches bereitet sich auch im Freistaate vor, wenngleich nicht in solchem Umfange. —

Wie in England, so entleert sich auch bei uns hier die ganze Schale des britischen Giftes über uns Deutsche; besonders haben unsere Johannesburger Landsleute schwer darunter zu leiden; in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen wird die Bevölkerung aufgestachelt, uns zu boykotten; die Anrempeleien nehmen kein Ende, und natürlich lügen bei solchen Fällen dann die englischen Blätter zu Gunsten ihrer Landsleute, daß man glauben könnte, unsere wackeren Deutschen wären eine ausgemachte Räuberbande, die an den Galgen gehört, während die hilflosen Engländer sich in ihrer Verzweiflung an den Rockschoß der guten Königin Victoria klammern müßten. Weniger brutal, aber in noch weit empfindlicherem Maße haben wir Deutschen hier in Kapstadt zu leiden; unsere hiesige landsmännische Bevölkerung besteht zum größten Teile aus sogenannten Geldbeutel-Politikern; seit Jahrzehnten fast unter Engländern angesessen, aufs engste mit ihnen in sprachlicher, geschäftlicher, gesellschaftlicher und selbst familiärer Beziehung verwachsen, ist ihnen der ganze Transvaaler Skandal aufs höchste peinlich. Ohne sich direkt zu verleugnen, ducken sie sich bis zum Verschwinden.“

Soweit unser Mitglied, das ein wenig erbauliches Bild der durch die englischen Zettelungen in Südafrika hervorgerufenen Zustände entwirft. Sollte es dort noch zu weiteren blutigen Kämpfen oder gar zu einem Bürgerkriege kommen — und die Möglichkeit, daß dies geschieht, ist keineswegs ausgeschlossen —, so trägt England allein die Verantwortung trotz aller Korrektheit, wie unsere Offiziösen sagen, oder trotz aller Heuchelei — wie wir es nennen, seiner amtlichen Kreise. Wer die wahre Stimmung des wahren England kennen lernen will, der lese die Berichte über das Verhalten des niedrigen wie des vornehmen Pöbels bei der gerichtlichen Vernehmung des Flibustiers Jameson; mit dieser Stimmung, diesem Verhalten allein werden wir zu rechnen haben, und wenn uns in dem Berichte unseres Mitgliedes etwas gefreut hat, so ist es der Hinweis auf die Rüstungen der beiden Burenstaaten gegen einen neuen englischen Handstreich. Diese Rüstungen beweisen, daß auch die Buren sich keinen Illusionen bezüglich der Engländer hingeben, daß sie sich vielmehr darauf vorbereiten, ihnen einen heißen Empfang zu bereiten, und wir beneiden die Friedensbrecher, die diesmal den Buren in die

*) Wir empfehlen unseren Lesern von neuem den Beitritt zum „Alldeutschen Verbande“. Der Beitrag ist mit Bezug der „Blätter“ 4 Mk. Anmeldungen bei Herrn Joh. Fründt, Berlin W., Kurfürstenstr. 44.

Hände fallen werden, nicht um das ihrer dann wartende Geschick. Verdient werden sie es aber jedenfalls haben!

Abschied.

Fremd, fremd die ganze Welt!
Dahin, was man geliebt, gehofft!
Das ganze, süßgeträumte Glück zerschellt,
Wie schon so oft, wie schon so oft!

Grau, grau die weite Flur!
Verhüllt der Berge blaue Pracht
Und schwer das Herz und träg die Uhr
Und kalt der Tag und bang die Nacht.

Was soll noch freu'n? Das Heute ging
Und ward ein Gestern, glückeslicht.
Nun scheint bedeutungslos Dir jedes Ding,
Nun liebst Du nicht, nun lebst Du nicht.

A. v. Auerswald.

Episches.

Angezeigt von **Karl Storck.**

Franz Wolff. **Das Glück.** Ein Sang von der Donau. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.)

Die Jagd nach dem Glück. Ein Problem, das schon manchen Dichter, ja gerade die größten, zu ihren größten Schöpfungen begeistert hat. Auch Goethes Faust gehört hierher. Wolff macht sich die Sache leichter. Er führt uns einen Jüngling vor, der der Klosterschule entflieht, um in der Welt sein Glück zu suchen. Eine Liebelei, toller Sinnesgenuß, das Kriegsleben, unermeßlicher Reichtum können ihn nicht befriedigen, auch in der gelehrten Einsamkeit des Klosterlebens findet er keine Ruhe. Da kehrt er zu ihr zurück, die er einst treulos verlassen, und schließt mit ihr den Bund für den Rest seines Lebens.

„Glück ist nur, nach Höchstem streben,
Und die Weisheit, die wir lernten
In des Lebens rauhem Kampfe,
Einzupflanzen uns'ren Kindern!" (S. 93.)

Das ist ja sehr schön, und ein großes Stück Wahrheit liegt auch darin, daß in dem Beschränkenkönnen seiner Wünsche, und dann zuerst in der Familie das Glück blüht. Aber hart ans Lächerliche und Geschmacklose grenzt es doch, wenn, als der endlich zur Ruhe Gekommene seinem Weibe klagt, daß ihnen ja keine Kinder mehr beschieden sein könnten, plötzlich ein junger Mann aus dem Wald tritt — sein Sohn — die Frucht seiner treulosen Liebe.

Wolff hat sich die Sache zu leicht gemacht. Man könnte seine Art im Gegensatz zur bekannten Redensart: „ein Schießen mit Vogelschrot auf einen Elefanten" nennen. Das schönste an dem Büchlein sind die Lieder; die gelungensten die des verlassenen Mädchens, während die Lieder eines Denkers keinen tiefen Denker verraten.

Ein ganz aktuelles Problem behandelt F. Roland in seiner poetischen Erzählung **Ehrhard Feldmann.** (Straßburg i/E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.)

Das Werkchen ist wohl durch die Reichstagskämpfe um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf entstanden. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Dichter sich der Behandlung der die Gegenwart bewegenden Fragen widmet; mehr noch, wenn er die Aufmerksamkeit auf etwas lenkt, das eine rege Teilnahme verdiente, aber noch nicht gefunden hat, wie das ja leider für unsere Volksschule und deren Lehrer der Fall ist. Die vorliegende poetische Erzählung hat manches Gute und Schöne. Vor allem zeigt sie das Werden des Lehrers in wirksamer Weise. Alles zeugt von großer Sachkenntnis, und manche treffende Bemerkung beleuchtet den Gegenstand. Ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß ein wirkliches Vorkommnis dem Gedichte zu Grunde liegt. Und hier liegt der Hauptfehler des Dichters. Er hat sich zu genau an dieses Vorkommnis gehalten, den Stoff nicht genug in sich selbst verarbeitet. Er steht nicht über dem Einzelfall. Das Ganze macht nicht genug den Eindruck des Einheitlichen, die Tendenz kommt nicht gedrängt, nicht scharf genug zum Ausdruck. Nicht gefallen hat mir der Schluß, daß der Held den Lehrerstand verläßt und wieder Bauer wird. Ein rechter Held hält auf seinem Platze aus, gerade dann, wenn es schwere Kämpfe gilt. Im ganzen habe ich die Empfindung, daß der Stoff sich besser für die Behandlung in Prosa eignen würde. Aber das Buch hat des Schönen genug, um jeden Leser zu erfreuen, der Gedanken genug, jeden zum Nachdenken anzuregen.

In die älteste Zeit unserer vaterländischen Geschichte führt uns W. Rubow in seiner Dichtung **Wittekind der Sachsenherzog.** (2. Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.)

Rubow hat es verstanden, die Gestalt des sächsischen Freiheitskämpfers lebhaft zu gestalten, in ihm ein Mannesideal zu verkörpern, das unserer Sympathie sicher ist, zumal die Teilnahme für den um Vergebliches Kämpfenden hinzutritt. Und doch ist mir das Buch nicht lieb geworden. Es ist vielleicht zu viel gereimte Chronik, besonders aber ist es die dichterisch unwürdige, vom Haß gegen Rom eingegebene, verbissene Stimmung, die den Genuß schädigt. Das Vorwort, das diesen Romhaß rechtfertigen soll, ist unwirksam und klein. An der Handlung selbst gefällt mir der Schluß nicht. Wir verlassen Wittekind an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, ohne daß wir sein Gefühl in dieser Stunde kennen, ohne daß uns ein Ausblick in die Zukunft gewährt wird. So verläuft die Geschichte gewissermaßen im Sande.

Ebenfalls jedermann bekannte Thatsachen und Personen finden sich in Gustav Adolf Müllers: **Die Nachtigall von Sesenheim, Goethes Frühlingstraum.** Ein heiter-ernster Sang vom Rheine. (Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.)

Man darf das Buch wohl zu jener Reihe von Schriften rechnen, die durch Froitzheims pamphletartigen Angriff auf Friederike Brion hervorgerufen wurden. Müller mochte mit Recht denken, daß die „Rettung" der lieb gewordenen Gestalt der Sesenheimer Pfarrerstochter bei der breiteren Leserwelt durch eine Dichtung leichter zu erreichen sei, als durch gelehrte Schriften. — Mir war die ganze Streitfrage immer unangenehm und ziemlich müßig. Goethes eigene Darstellung im 10. und 11. Buche von Wahrheit und Dichtung ist mir noch heute die liebste. Und noch mehr. Mag Goethe auch, behufs einer wirksameren künstlerischen Verwertung, manches dichterisch frei umgestaltet haben, die psychologische Bedeutung, die innere Wahrheit kann nicht getreuer dargestellt werden, als es der Dichter mit Willen und teilweise wohl auch wider Willen gethan hat. Es hat etwas Rühren-

Aus Kapstadt.*)

Den „Alldeutschen Blättern" wird von einem Mitgliede aus Kapstadt folgendes geschrieben:

„Der mißglückte Jamesonsche Räuberzug war nur das Vorspiel zu dem Drama, das sich in Südafrika abspielt; jeder Tag läßt es gewisser erscheinen, daß wir einem furchtbaren Bürgerkriege entgegengehen, und daß immer noch dieselben Mächte an der endlichen Herbeiführung der Katastrophe arbeiten. Freilich das offizielle England birgt sich, wohl unter dem Druck der europäischen Diplomatie, hinter der Maske der Friedensliebe und anscheinenden Ehrlichkeit, aber seine dunklen Hintermänner sind nur um so frecher bei der Arbeit; namentlich betreibt die englische Presse hier, nach Vorbild der Londoner Times, das Verhetzungshandwerk mit verdoppelter Energie. Alle Thatsachen werden auf das grauenhafteste zum Nachteil der Buren entstellt, Greuelberichte werden erlogen, die Zustände im Lichte vollkommenster Anarchie dargestellt, die Bevölkerung Johannesburgs am Rande des Wahnwitzes geschildert und dergl. mehr; und das alles nur, um sich das Recht zu erlügen, Englands Einmischung anrufen zu dürfen, nur damit dieses endlich mit seiner ganzen ungeheuren Macht im Transvaal einrücken soll im „Interesse der Civilisation". Und dieser Zeitpunkt wird wahrlich nicht mehr lange ausbleiben; bald wird es dahin kommen, daß das krasse Elend, welches man jetzt der Welt vorlügt, in Wirklichkeit sich einstellt, denn alle Kunstmittel, alle Hebel werden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Die Minengesellschaften drohen ihre Arbeiten einzustellen, um die brotlos werdenden Arbeiter zur Verzweiflung zu treiben; der Geist der Demoralisation wird systematisch bei der Bevölkerung, namentlich durch die Presse, geschürt und ein unbändiger Deutschenhaß gepredigt, um künstliche Unruhen zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten hervorzurufen und dergl. mehr. Thatsächlich machen sich auch schon bedeutende Handelsstockungen und Erwerbsstörungen fühlbar, und das nackte Elend beginnt sich auf offener Straße zu zeigen.

Die schlimmsten Hetzer glaubten die Zeit schon reif, um die englische Einmischung anzurufen; weitere Schritte in dieser Richtung stehen bevor. Fast scheint es, als könne Johannesburg nie mehr zur Ruhe kommen. Die eingesperrten 60—70 Rädelsführer der Revolutionsbewegung sollen über ein Gesamtvermögen von etwa 30 Millionen Lstr. verfügen, welches gegenwärtig so gut wie ganz brachgelegt ist; als sicher aber kann gelten, daß diese Herren, sobald sie aus dem Gefängnis entlassen sind — an ihrer endlichen Freigabe zweifelt kein Mensch hier — alle Hebel in Bewegung setzen werden, um die Burenregierung, sei es auch um den Preis des Ruins von Johannesburg, zu vernichten. Einmal außer Landes, werden sie von außen her, im Verein mit der Chartered-Co., gefährlichere Gegner des Friedens sein, als das bei ihrer bisherigen Maulwurfsarbeit im Innern des Landes möglich war.

Auf beiden Seiten wird gerüstet. Die Chartered-Co. wirbt beständig neue Truppen unter den Johannesburgern an. Die Leute werden bei gutem Lohne geworben, verlassen ohne Aufsehen die Stadt und ziehen nach Betschuanaland, Matabeleland und Maschonaland. Fragt man sie, gegen wen und zu welchem Zwecke sie angeworben werden, so antworten sie lachend: „Was kümmert mich das, vorläufig erhalte ich guten Sold, das weitere geht mich nichts an." Auf der anderen Seite rüsten aber auch die Buren gewaltig; die Regierung soll im Besitz von 75000 vorzüglichen Militärgewehren sein, welche systematisch, nebst reichlichen Munitionsvorräten, an die Buren auf ihren Farmen verteilt werden; Freistaat und Transvaal verstärken ihre Artillerie — nebenbei gesagt, ganz vorzügliche, unter deutscher Leitung stehende Militärkörper — gewaltig; bei Pretoria und Johannesburg werden Forts gebaut, die eingeschworenen fremden Truppen, meist Deutsche etwa 1200 Mann stark (die drei Abteilungen Johannesburg, Pretoria und Krügersdorp zusammengerechnet) bleiben im Dienste und dergl. — kurz, der ganze Transvaal verwandelt sich allmählich in ein Kriegslager. Ähnliches bereitet sich auch im Freistaate vor, wenngleich nicht in solchem Umfange. —

Wie in England, so entleert sich auch bei uns hier die ganze Schale des britischen Giftes über uns Deutsche; besonders haben unsere Johannesburger Landsleute schwer darunter zu leiden; in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen wird die Bevölkerung aufgestachelt, uns zu boykotten; die Anrempeleien nehmen kein Ende, und natürlich lügen bei solchen Fällen dann die englischen Blätter zu Gunsten ihrer Landsleute, daß man glauben könnte, unsere wackeren Deutschen wären eine ausgemachte Räuberbande, die an den Galgen gehört, während die hilflosen Engländer sich in ihrer Verzweiflung an den Rockschoß der guten Königin Victoria klammern müßten. Weniger brutal, aber in noch weit empfindlicherem Maße haben wir Deutschen hier in Kapstadt zu leiden; unsere hiesige landsmännische Bevölkerung besteht zum größten Teile aus sogenannten Geldbeutel-Politikern; seit Jahrzehnten fast unter Engländern angesessen, aufs engste mit ihnen in sprachlicher, geschäftlicher, gesellschaftlicher und selbst familiärer Beziehung verwachsen, ist ihnen der ganze Transvaaler Skandal aufs höchste peinlich. Ohne sich direkt zu verleugnen, ducken sie sich bis zum Verschwinden."

Soweit unser Mitglied, das ein wenig erbauliches Bild der durch die englischen Zettelungen in Südafrika hervorgerufenen Zustände entwirft. Sollte es dort noch zu weiteren blutigen Kämpfen oder gar zu einem Bürgerkriege kommen — und die Möglichkeit, daß dies geschieht, ist keineswegs ausgeschlossen —, so trägt England allein die Verantwortung trotz aller Korrektheit, wie unsere Offiziösen sagen, oder trotz aller Heuchelei — wie wir es nennen, seiner amtlichen Kreise. Wer die wahre Stimmung des wahren England kennen lernen will, der lese die Berichte über das Verhalten des niedrigen wie des vornehmen Pöbels bei der gerichtlichen Vernehmung des Flibustiers Jameson; mit dieser Stimmung, diesem Verhalten allein werden wir zu rechnen haben, und wenn uns in dem Berichte unseres Mitgliedes etwas gefreut hat, so ist es der Hinweis auf die Rüstungen der beiden Burenstaaten gegen einen neuen englischen Handstreich. Diese Rüstungen beweisen, daß auch die Buren sich keinen Illusionen bezüglich der Engländer hingeben, daß sie sich vielmehr darauf vorbereiten, ihnen einen heißen Empfang zu bereiten, und wir beneiden die Friedensbrecher, die diesmal den Buren in die

*) Wir empfehlen unseren Lesern von neuem den Beitritt zum „Alldeutschen Verbande". Der Beitrag ist mit Bezug der „Blätter" 4 Mk. Anmeldungen bei Herrn Joh. Fründt, Berlin W., Kurfürstenstr. 44.

Hände fallen werden, nicht um das ihrer dann wartende Geschick. Verdient werden sie es aber jedenfalls haben!

Abschied.

Fremd, fremd die ganze Welt!
Dahin, was man geliebt, gehofft!
Das ganze, süßgeträumte Glück zerschellt,
Wie schon so oft, wie schon so oft!

Grau, grau die weite Flur!
Verhüllt der Berge blaue Pracht
Und schwer das Herz und träg die Uhr
Und kalt der Tag und bang die Nacht.

Was soll noch freu'n? Das Heute ging
Und ward ein Gestern, glückeslicht.
Nun scheint bedeutungslos Dir jedes Ding,
Nun liebst Du nicht, nun lebst Du nicht.

A. v. Auerswald.

Episches.

Angezeigt von **Karl Storck.**

Franz Wolff. **Das Glück.** Ein Sang von der Donau. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.)

Die Jagd nach dem Glück. Ein Problem, das schon manchen Dichter, ja gerade die größten, zu ihren größten Schöpfungen begeistert hat. Auch Goethes Faust gehört hierher. Wolff macht sich die Sache leichter. Er führt uns einen Jüngling vor, der der Klosterschule entflieht, um in der Welt sein Glück zu suchen. Eine Liebelei, toller Sinnesgenuß, das Kriegsleben, unermeßlicher Reichtum können ihn nicht befriedigen, auch in der gelehrten Einsamkeit des Klosterlebens findet er keine Ruhe. Da kehrt er zu ihr zurück, die er einst treulos verlassen, und schließt mit ihr den Bund für den Rest seines Lebens.

„Glück ist nur, nach Höchstem streben,
Und die Weisheit, die wir lernten
In des Lebens rauhem Kampfe,
Einzupflanzen uns'ren Kindern!" (S. 93.)

Das ist ja sehr schön, und ein großes Stück Wahrheit liegt auch darin, daß in dem Beschränkenkönnen seiner Wünsche, und dann zuerst in der Familie das Glück blüht. Aber hart ans Lächerliche und Geschmacklose grenzt es doch, wenn, als der endlich zur Ruhe Gekommene seinem Weibe klagt, daß ihnen ja keine Kinder mehr beschieden sein könnten, plötzlich ein junger Mann aus dem Wald tritt — sein Sohn — die Frucht seiner treulosen Liebe.

Wolff hat sich die Sache zu leicht gemacht. Man könnte seine Art im Gegensatz zur bekannten Redensart: „ein Schießen mit Vogelschrot auf einen Elefanten" nennen. Das schönste an dem Büchlein sind die Lieder; die gelungensten die des verlassenen Mädchens, während die Lieder eines Denkers keinen tiefen Denker verraten.

Ein ganz aktuelles Problem behandelt F. Roland in seiner poetischen Erzählung **Ehrhard Feldmann.** (Straßburg i/E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.)

Das Werkchen ist wohl durch die Reichstagskämpfe um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf entstanden. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Dichter sich der Behandlung der die Gegenwart bewegenden Fragen widmet; mehr noch, wenn er die Aufmerksamkeit auf etwas lenkt, das eine rege Teilnahme verdiente, aber noch nicht gefunden hat, wie das ja leider für unsere Volksschule und deren Lehrer der Fall ist. Die vorliegende poetische Erzählung hat manches Gute und Schöne. Vor allem zeigt sie das Werden des Lehrers in wirksamer Weise. Alles zeugt von großer Sachkenntnis, und manche treffende Bemerkung beleuchtet den Gegenstand. Ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß ein wirkliches Vorkommnis dem Gedichte zu Grunde liegt. Und hier liegt der Hauptfehler des Dichters. Er hat sich zu genau an dieses Vorkommnis gehalten, den Stoff nicht genug in sich selbst verarbeitet. Er steht nicht über dem Einzelfall. Das Ganze macht nicht genug den Eindruck des Einheitlichen, die Tendenz kommt nicht gedrängt, nicht scharf genug zum Ausdruck. Nicht gefallen hat mir der Schluß, daß der Held den Lehrerstand verläßt und wieder Bauer wird. Ein rechter Held hält auf seinem Platze aus, gerade dann, wenn es schwere Kämpfe gilt. Im ganzen habe ich die Empfindung, daß der Stoff sich besser für die Behandlung in Prosa eignen würde. Aber das Buch hat des Schönen genug, um jeden Leser zu erfreuen, der Gedanken genug, jeden zum Nachdenken anzuregen.

In die älteste Zeit unserer vaterländischen Geschichte führt uns W. Rudow in seiner Dichtung **Wittekind der Sachsenherzog.** (2. Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.)

Rudow hat es verstanden, die Gestalt des sächsischen Freiheitskämpfers lebhaft zu gestalten, in ihm ein Mannesideal zu verkörpern, das unserer Sympathie sicher ist, zumal die Teilnahme für den um Vergebliches Kämpfenden hinzutritt. Und doch ist mir das Buch nicht lieb geworden. Es ist vielleicht zu viel gereimte Chronik, besonders aber ist es die dichterisch unwürdige, vom Haß gegen Rom eingegebene, verbissene Stimmung, die den Genuß schädigt. Das Vorwort, das diesen Romhaß rechtfertigen soll, ist unwirksam und klein. An der Handlung selbst gefällt mir der Schluß nicht. Wir verlassen Wittekind an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, ohne daß wir sein Gefühl in dieser Stunde kennen, ohne daß uns ein Ausblick in die Zukunft gewährt wird. So verläuft die Geschichte gewissermaßen im Sande.

Ebenfalls jedermann bekannte Thatsachen und Personen finden sich in Gustav Adolf Müllers: **Die Nachtigall von Sesenheim, Goethes Frühlingstraum.** Ein heiter-ernster Sang vom Rheine. (Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.)

Man darf das Buch wohl zu jener Reihe von Schriften rechnen, die durch Froitzheims pamphletartigen Angriff auf Friederike Brion hervorgerufen wurden. Müller mochte mit Recht denken, daß die „Rettung" der lieb gewordenen Gestalt der Sesenheimer Pfarrerstochter bei der breiteren Leserwelt durch eine Dichtung leichter zu erreichen sei, als durch gelehrte Schriften. — Mir war die ganze Streitfrage immer unangenehm und ziemlich müßig. Goethes eigene Darstellung im 10 und 11. Buche von Wahrheit und Dichtung ist mir noch heute die liebste. Und noch mehr. Mag Goethe auch, behufs einer wirksameren künstlerischen Verwertung, manches dichterisch frei umgestaltet haben, die psychologische Bedeutung, die innere Wahrheit kann nicht getreuer dargestellt werden, als es der Dichter mit Willen und teilweise wohl auch wider Willen gethan hat. Es hat etwas Rühren-

Österreich braucht und natürlich auch aus dem Deutschen Reich.

Am Landungsplatz der Dampfschiffe sind die Kundmachungen in magyarischer, französischer und englischer Sprache angebracht, aber in der Sprache des Kaisers nicht! Am Stationsgebäude der Zahnradbahn auf den Schwabenberg sind die Aufschriften magyarisch, französisch und englisch, aber nicht deutsch. Oben angekommen, hört man weder magyarisch noch französisch, am wenigsten englisch sprechen, wohl aber deutsch.

Sagen wir den Herren Magyaren, daß wir gern einmal nach Ungarn kommen wollen, daß wir aber warten, bis wenigstens ein deutsches Theater fertig ist. Früher kommen wir nicht!"

Der kälteste bewohnte Punkt der Erde. Die größte Kälte, die bisher auf der Erde beobachtet worden ist, hat man am ostsibirischen Eismeer gefunden, und in Ostsibirien ist es auch, wo sich der Ort befindet, der bei tiefster Temperatur ein ständiger Wohnsitz von Menschen ist. Nach Professor Wild von Petersburg ist dies Werchojansk, das 67° 34′ nördlicher Breite und 133° 51′ östlicher Länge von Greenwich liegt; über dem Meere liegt es 107 Meter. An diesem Orte hat sich Professor Wild ein ganzes Jahr aufgehalten, um dessen Temperatur zu studieren. Nach seinen Aufzeichnungen beträgt die mittlere Temperatur: im Januar — 53,1, im Februar — 46,3, im März — 47,7, im April — 15,8, im Mai — 0,1, im Juni + 9,6, im Juli + 13,8, im August + 6,4, im September — 1,6, im Oktober — 20,2, im November — 40,1 und im Dezember — 49,9 Grad Celsius. Das giebt ein Jahresmittel von 19,3 Grad unter Null. Als die niedrigste Temperatur überhaupt wurden — 68 Grad beobachtet. Welche Anpassungsfähigkeit muß der Mensch haben, wenn er es in einem Klima aushalten kann, dessen „Wonnemond" stetig an dem Gefrierpunkt steht und dessen Winter fünf Monate lang mehr als 40 bis 50 Grad Kälte aufweist. Das Gleiche ist aber der Fall mit derjenigen Gegend, welche die größte Wärme aufzuweisen hat. Denn die höchste mit Sicherheit bekannte Wärmetemperatur der ganzen Erde ist + 57,5 Grad, die an einem Junitage im Schatten im Innern Arabiens von Wrede gemessen wurde. Die Sandfläche hatte in der Sonne + 80 bis 90 Grad, was in den Wüsten jenes Landes an heißen Tagen eine nicht seltene Erscheinung ist.

Th.

Briefkasten.

Frl. Elis. M. Zu herkömmlich; kaum eine Zeile, die nicht schon ein anderer gemacht hätte. — Frl. Gola L. in H. Rokoko kommt wohl gelegentlich. Besten Gruß. — Herrn cand. B. in O. Zwei Sprüche kommen. — Herrn Dr. P. wird um Angabe seines Wohnorts gebeten, damit ihm der Aufsatz über „Schulzucht" zurückgesendet werden kann. Der Vorrat ist zu groß. — L. in K. „Es ist ein Reif gekommen" wird gelegentlich verwendet. — Frau Rosa L. in B. Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Lebens- und Renten-Versicherung Potsdam", in Potsdam. — Frl. Nora v. L. Sie können mir gelegentlich Neues senden; Sie scheinen nicht unbegabt. — Herrn Privatdocenten W. in H. Das war allerdings ein Mißverständnis des Expedienten — ich hatte ja aus Ihrem Begleitbriefe ersehen, daß es sich um das heutige Griechenland handelte. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Ablehnung bestehen, denn auch davon konnte ich mir nichts versprechen. — Dr. G. 79. Bitte nichts zu senden. — Frl J. S. in N. Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. — Herrn Geh.-R. H. in H. Ich kann Ihnen für diesen Zweck das zweitgenannte Buch empfehlen; das erste ist sehr einseitig und trocken. — Herrn stud. Sch. in M. Formfehler sind in den letzten Gedichten (bis auf reißend und preisend) nicht vorhanden; auch glaube ich, daß Ihre Gefühle echt sind, aber Eigenart fehlt noch immer. Sie werden das noch einmal selber fühlen. — Grauer Spatz. Angenommen. — Mignonne. Leider unbrauchbar, weil voll von Formfehlern. — Herrn Rat W. in Br. Die Übersetzung liest sich gut; das humor. Gedichtchen aber enthält eine Spitze, die in jüngster Zeit in den Witzblättern zu oft verwendet und dadurch stumpf geworden ist. Nichts für ungut. — Frl. C. A. in Sch. Sind Sie Französin? Die Art, wie Sie unser liebes Deutsch mißhandeln, legt den Gedanken an Erbfeindschaft nahe. — stud. H—k in L. Nicht übel, aber noch sehr ungeschickt im Ausdruck. — Frau Gräfin M. in Br. Ich stimme mit Ihren Ansichten durchaus überein und wünschte nur, daß alle Mütter so vernünftig dächten. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung. — Frl. H. E. Ostsee. Sie dürfen gelegentlich neue Versuche senden. — Herrn W. v. H. in B. Die Antwort ist nicht so leicht, wie Sie denken. Obwohl ich seit fast zwanzig Jahren mir auf diesem Gebiete einiges Wissen zu erwerben versuche, habe ich nur die Erkenntnis gewonnen, daß ein ganzes langes Leben nötig wäre, um hier gründliche Kenntnisse zu erwerben. Die Bücher zählen nach Tausenden. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich C. P. Tieles „Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Großen", deutsch von G. Gehrich, anzuschaffen. (Gotha, bei Perthes) und zwar hauptsächlich wegen der bibliographischen Anmerkungen. Schon die zum 1. Bande umfassen 70 Seiten. — Frau verw. Past. H. in Br. Wenn ich die Reden Buddhos empfehle, bekenne ich mich doch nicht zum Buddhismus. Ebensowenig kann das das religiöse Gefühl der Leser verletzen. Ich selbst bin durchaus nichts weniger als Buddhist; deshalb kann ich doch die Sammlung der Reden als wertvolle Zeugnisse uralter Weltanschauung hochschätzen. (Schluß des Briefkastens 18. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als unbrauchbar zu betrachten.)

Inhalt der No. 26.

Unsern geehrten Abnehmern zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (26) der Vierteljahrgang schließt. Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements bei den betr. Buchhandlungen und Postämtern.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, unsern Lesern mitteilen zu können, daß in dem neuen Quartal ein **großer vaterländischer Roman** von **Hans Werder** unter dem Titel

„Schwertklingen"

erscheinen wird.

Leitung und Verlag der deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Hände fallen werden, nicht um das ihrer dann wartende Geschick. Verdient werden sie es aber jedenfalls haben!

Abschied.

Fremd, fremd die ganze Welt!
Dahin, was man geliebt, gehofft!
Das ganze, süßgeträumte Glück zerschellt,
Wie schon so oft, wie schon so oft!

Grau, grau die weite Flur!
Verhüllt der Berge blaue Pracht
Und schwer das Herz und träg die Uhr
Und kalt der Tag und bang die Nacht.

Was soll noch freu'n? Das Heute ging
Und ward ein Gestern, glückeslicht.
Nun scheint bedeutungslos Dir jedes Ding,
Nun liebst Du nicht, nun lebst Du nicht.

A. v. Auerswald.

Episches.

Angezeigt von **Karl Storck.**

Franz Wolff. **Das Glück.** Ein Sang von der Donau. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.)

Die Jagd nach dem Glück. Ein Problem, das schon manchen Dichter, ja gerade die größten, zu ihren größten Schöpfungen begeistert hat. Auch Goethes Faust gehört hierher. Wolff macht sich die Sache leichter. Er führt uns einen Jüngling vor, der der Klosterschule entflieht, um in der Welt sein Glück zu suchen. Eine Liebelei, toller Sinnesgenuß, das Kriegsleben, unermeßlicher Reichtum können ihn nicht befriedigen, auch in der gelehrten Einsamkeit des Klosterlebens findet er keine Ruhe. Da kehrt er zu ihr zurück, die er einst treulos verlassen, und schließt mit ihr den Bund für den Rest seines Lebens.

„Glück ist nur, nach Höchstem streben,
Und die Weisheit, die wir lernten
In des Lebens rauhem Kampfe,
Einzupflanzen uns'ren Kindern!" (S. 93.)

Das ist ja sehr schön, und ein großes Stück Wahrheit liegt auch darin, daß in dem Beschränkenkönnen seiner Wünsche, und dann zuerst in der Familie das Glück blüht. Aber hart ans Lächerliche und Geschmacklose grenzt es doch, wenn, als der endlich zur Ruhe Gekommene seinem Weibe klagt, daß ihnen ja keine Kinder mehr beschieden sein könnten, plötzlich ein junger Mann aus dem Wald tritt — sein Sohn — die Frucht seiner treulosen Liebe.

Wolff hat sich die Sache zu leicht gemacht. Man könnte seine Art im Gegensatz zur bekannten Redensart: „ein Schießen mit Vogelschrot auf einen Elefanten" nennen. Das schönste an dem Büchlein sind die Lieder; die gelungensten die des verlassenen Mädchens, während die Lieder eines Denkers keinen tiefen Denker verraten.

Ein ganz aktuelles Problem behandelt F. Roland in seiner poetischen Erzählung **Ehrhard Feldmann.** (Straßburg i/E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.)

Das Werkchen ist wohl durch die Reichstagskämpfe um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf entstanden. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Dichter sich der Behandlung der die Gegenwart bewegenden Fragen widmet; mehr noch, wenn er die Aufmerksamkeit auf etwas lenkt, das eine rege Teilnahme verdiente, aber noch nicht gefunden hat, wie das ja leider für unsere Volksschule und deren Lehrer der Fall ist. Die vorliegende poetische Erzählung hat manches Gute und Schöne. Vor allem zeigt sie das Werden des Lehrers in wirksamer Weise. Alles zeugt von großer Sachkenntnis, und manche treffende Bemerkung beleuchtet den Gegenstand. Ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß ein wirkliches Vorkommnis dem Gedichte zu Grunde liegt. Und hier liegt der Hauptfehler des Dichters. Er hat sich zu genau an dieses Vorkommnis gehalten, den Stoff nicht genug in sich selbst verarbeitet. Er steht nicht über dem Einzelfall. Das Ganze macht nicht genug den Eindruck des Einheitlichen, die Tendenz kommt nicht gedrängt, nicht scharf genug zum Ausdruck. Nicht gefallen hat mir der Schluß, daß der Held den Lehrerstand verläßt und wieder Bauer wird. Ein rechter Held hält auf seinem Platze aus, gerade dann, wenn es schwere Kämpfe gilt. Im ganzen habe ich die Empfindung, daß der Stoff sich besser für die Behandlung in Prosa eignen würde. Aber das Buch hat des Schönen genug, um jeden Leser zu erfreuen, der Gedanken genug, jeden zum Nachdenken anzuregen.

In die älteste Zeit unserer vaterländischen Geschichte führt uns W. Rudow in seiner Dichtung **Wittekind der Sachsenherzog.** (2. Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.)

Rudow hat es verstanden, die Gestalt des sächsischen Freiheitskämpfers lebhaft zu gestalten, in ihm ein Mannesideal zu verkörpern, das unserer Sympathie sicher ist, zumal die Teilnahme für den um Vergebliches Kämpfenden hinzutritt. Und doch ist mir das Buch nicht lieb geworden. Es ist vielleicht zu viel gereimte Chronik, besonders aber ist es die dichterisch unwürdige, vom Haß gegen Rom eingegebene, verbissene Stimmung, die den Genuß schädigt. Das Vorwort, das diesen Romhaß rechtfertigen soll, ist unwirksam und klein. An der Handlung selbst gefällt mir der Schluß nicht. Wir verlassen Wittekind an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, ohne daß wir sein Gefühl in dieser Stunde kennen, ohne daß uns ein Ausblick in die Zukunft gewährt wird. So verläuft die Geschichte gewissermaßen im Sande.

Ebenfalls jedermann bekannte Thatsachen und Personen finden sich in Gustav Adolf Müllers: **Die Nachtigall von Sesenheim, Goethes Frühlingstraum.** Ein heiter-ernster Sang vom Rheine. (Leipzig, Verlag von Walther Fiedler)

Man darf das Buch wohl zu jener Reihe von Schriften rechnen, die durch Froitzheims pamphletartigen Angriff auf Friederike Brion hervorgerufen wurden. Müller mochte mit Recht denken, daß die „Rettung" der lieb gewordenen Gestalt der Sesenheimer Pfarrerstochter bei der breiteren Leserwelt durch eine Dichtung leichter zu erreichen sei, als durch gelehrte Schriften. — Mir war die ganze Streitfrage immer unangenehm und ziemlich müßig. Goethes eigene Darstellung im 10 und 11. Buche von Wahrheit und Dichtung ist mir noch heute die liebste. Und noch mehr. Mag Goethe auch, behufs einer wirksameren künstlerischen Verwertung, manches dichterisch frei umgestaltet haben, die psychologische Bedeutung, die innere Wahrheit kann nicht getreuer dargestellt werden, als es der Dichter mit Willen und teilweise wohl auch wider Willen gethan hat. Es hat etwas Rühren-

Aus Kapstadt.*)

Den „Alldeutschen Blättern“ wird von einem Mitgliede aus Kapstadt folgendes geschrieben:

„Der mißglückte Jamesonsche Räuberzug war nur das Vorspiel zu dem Drama, das sich in Südafrika abspielt; jeder Tag läßt es gewisser erscheinen, daß wir einem furchtbaren Bürgerkriege entgegengehen, und daß immer noch dieselben Mächte an der endlichen Herbeiführung der Katastrophe arbeiten. Freilich das offizielle England birgt sich, wohl unter dem Druck der europäischen Diplomatie, hinter der Maske der Friedensliebe und anscheinenden Ehrlichkeit, aber seine dunklen Hintermänner sind nur um so frecher bei der Arbeit; namentlich betreibt die englische Presse hier, nach Vorbild der Londoner Times, das Verhetzungshandwerk mit verdoppelter Energie. Alle Thatsachen werden auf das grauenhafteste zum Nachteil der Buren entstellt, Greuelberichte werden erlogen, die Zustände im Lichte vollkommenster Anarchie dargestellt, die Bevölkerung Johannesburgs am Rande des Wahnwitzes geschildert und dergl. mehr; und das alles nur, um sich das Recht zu erlügen, Englands Einmischung anrufen zu dürfen, nur damit dieses endlich mit seiner ganzen ungeheuren Macht im Transvaal einrücken soll im „Interesse der Civilisation“. Und dieser Zeitpunkt wird wahrlich nicht mehr lange ausbleiben; bald wird es dahin kommen, daß das krasse Elend, welches man jetzt der Welt vorlügt, in Wirklichkeit sich einstellt, denn alle Kunstmittel, alle Hebel werden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Die Minengesellschaften drohen ihre Arbeiten einzustellen, um die brotlos werdenden Arbeiter zur Verzweiflung zu treiben; der Geist der Demoralisation wird systematisch bei der Bevölkerung, namentlich durch die Presse, geschürt und ein unbändiger Deutschenhaß gepredigt, um künstliche Unruhen zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten hervorzurufen und dergl. mehr. Thatsächlich machen sich auch schon bedeutende Handelsstockungen und Erwerbsstörungen fühlbar, und das nackte Elend beginnt sich auf offener Straße zu zeigen.

Die schlimmsten Hetzer glaubten die Zeit schon reif, um die englische Einmischung anzurufen; weitere Schritte in dieser Richtung stehen bevor. Fast scheint es, als könne Johannesburg nie mehr zur Ruhe kommen. Die eingesperrten 60—70 Rädelsführer der Revolutionsbewegung sollen über ein Gesamtvermögen von etwa 30 Millionen Lstr. verfügen, welches gegenwärtig so gut wie ganz brachgelegt ist; als sicher aber kann gelten, daß diese Herren, sobald sie aus dem Gefängnis entlassen sind — an ihrer endlichen Freigabe zweifelt kein Mensch hier — alle Hebel in Bewegung setzen werden, um die Burenregierung, sei es auch um den Preis des Ruins von Johannesburg, zu vernichten. Einmal außer Landes, werden sie von außen her, im Verein mit der Chartered-Co., gefährlichere Gegner des Friedens sein, als das bei ihrer bisherigen Maulwurfsarbeit im Innern des Landes möglich war.

Auf beiden Seiten wird gerüstet. Die Chartered-Co. wirbt beständig neue Truppen unter den Johannesburgern an. Die Leute werden bei gutem Lohne geworben, verlassen ohne Aufsehen die Stadt und ziehen nach Betschuanaland, Matabeleland und Maschonaland. Fragt man sie, gegen wen und zu welchem Zwecke sie angeworben werden, so antworten sie lachend: „Was kümmert mich das, vorläufig erhalte ich guten Sold, das weitere geht mich nichts an.“ Auf der anderen Seite rüsten aber auch die Buren gewaltig; die Regierung soll im Besitz von 75000 vorzüglichen Militärgewehren sein, welche systematisch, nebst reichlichen Munitionsvorräten, an die Buren auf ihren Farmen verteilt werden; Freistaat und Transvaal verstärken ihre Artillerie — nebenbei gesagt, ganz vorzügliche, unter deutscher Leitung stehende Militärkörper — gewaltig; bei Pretoria und Johannesburg werden Forts gebaut, die eingeschworenen fremden Truppen, meist Deutsche etwa 1200 Mann stark (die drei Abteilungen Johannesburg, Pretoria und Krügersdorp zusammengerechnet) bleiben im Dienste und dergl. — kurz, der ganze Transvaal verwandelt sich allmählich in ein Kriegslager. Ähnliches bereitet sich auch im Freistaate vor, wenngleich nicht in solchem Umfange. —

Wie in England, so entleert sich auch bei uns hier die ganze Schale des britischen Giftes über uns Deutsche; besonders haben unsere Johannesburger Landsleute schwer darunter zu leiden; in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen wird die Bevölkerung aufgestachelt, uns zu boykotten; die Anrempeleien nehmen kein Ende, und natürlich lügen bei solchen Fällen dann die englischen Blätter zu Gunsten ihrer Landsleute, daß man glauben könnte, unsere wackeren Deutschen wären eine ausgemachte Räuberbande, die an den Galgen gehört, während die hilflosen Engländer sich in ihrer Verzweiflung an den Rockschoß der guten Königin Victoria klammern müßten. Weniger brutal, aber in noch weit empfindlicherem Maße haben wir Deutschen hier in Kapstadt zu leiden; unsere hiesige landsmännische Bevölkerung besteht zum größten Teile aus sogenannten Geldbeutel-Politikern; seit Jahrzehnten fast unter Engländern angesessen, aufs engste mit ihnen in sprachlicher, geschäftlicher, gesellschaftlicher und selbst familiärer Beziehung verwachsen, ist ihnen der ganze Transvaaler Skandal aufs höchste peinlich. Ohne sich direkt zu verleugnen, ducken sie sich bis zum Verschwinden.“

Soweit unser Mitglied, das ein wenig erbauliches Bild der durch die englischen Zettelungen in Südafrika hervorgerufenen Zustände entwirft. Sollte es dort noch zu weiteren blutigen Kämpfen oder gar zu einem Bürgerkriege kommen — und die Möglichkeit, daß dies geschieht, ist keineswegs ausgeschlossen —, so trägt England allein die Verantwortung trotz aller Korrektheit, wie unsere Offiziösen sagen, oder trotz aller Heuchelei — wie wir es nennen, seiner amtlichen Kreise. Wer die wahre Stimmung des wahren England kennen lernen will, der lese die Berichte über das Verhalten des niedrigen wie des vornehmen Pöbels bei der gerichtlichen Vernehmung des Flibustiers Jameson; mit dieser Stimmung, diesem Verhalten allein werden wir zu rechnen haben, und wenn uns in dem Berichte unseres Mitgliedes etwas gefreut hat, so ist es der Hinweis auf die Rüstungen der beiden Burenstaaten gegen einen neuen englischen Handstreich. Diese Rüstungen beweisen, daß auch die Buren sich keinen Illusionen bezüglich der Engländer hingeben, daß sie sich vielmehr darauf vorbereiten, ihnen einen heißen Empfang zu bereiten, und wir beneiden die Friedensbrecher, die diesmal den Buren in die

*) Wir empfehlen unseren Lesern von neuem den Beitritt zum „Alldeutschen Verbande“. Der Beitrag ist mit Bezug der „Blätter“ 4 Mk. Anmeldungen bei Herrn Joh. Fründt, Berlin W., Kurfürstenstr. 44.

Hände fallen werden, nicht um das ihrer dann wartende Geschick. Verdient werden sie es aber jedenfalls haben!

Abschied.

Fremd, fremd die ganze Welt!
Dahin, was man geliebt, gehofft!
Das ganze, süßgeträumte Glück zerschellt,
Wie schon so oft, wie schon so oft!

Grau, grau die weite Flur!
Verhüllt der Berge blaue Pracht
Und schwer das Herz und träg die Uhr
Und kalt der Tag und bang die Nacht.

Was soll noch freu'n? Das Heute ging
Und ward ein Gestern, glückeslicht.
Nun scheint bedeutungslos Dir jedes Ding,
Nun liebst Du nicht, nun lebst Du nicht.

A. v. Auerswald.

Episches.

Angezeigt von **Karl Storck.**

Franz Wolff. **Das Glück.** Ein Sang von der Donau. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.)

Die Jagd nach dem Glück. Ein Problem, das schon manchen Dichter, ja gerade die größten, zu ihren größten Schöpfungen begeistert hat. Auch Goethes Faust gehört hierher. Wolff macht sich die Sache leichter. Er führt uns einen Jüngling vor, der der Klosterschule entflieht, um in der Welt sein Glück zu suchen. Eine Liebelei, toller Sinnesgenuß, das Kriegsleben, unermeßlicher Reichtum können ihn nicht befriedigen, auch in der gelehrten Einsamkeit des Klosterlebens findet er keine Ruhe. Da kehrt er zu ihr zurück, die er einst treulos verlassen, und schließt mit ihr den Bund für den Rest seines Lebens.

„Glück ist nur, nach Höchstem streben,
Und die Weisheit, die wir lernten
In des Lebens rauhem Kampfe,
Einzupflanzen uns'ren Kindern!" (S. 93.)

Das ist ja sehr schön, und ein großes Stück Wahrheit liegt auch darin, daß in dem Beschränkenkönnen seiner Wünsche, und dann zuerst in der Familie das Glück blüht. Aber hart ans Lächerliche und Geschmacklose grenzt es doch, wenn, als der endlich zur Ruhe Gekommene seinem Weibe klagt, daß ihnen ja keine Kinder mehr beschieden sein könnten, plötzlich ein junger Mann aus dem Wald tritt — sein Sohn — die Frucht seiner treulosen Liebe.

Wolff hat sich die Sache zu leicht gemacht. Man könnte seine Art im Gegensatz zur bekannten Redensart: „ein Schießen mit Vogelschrot auf einen Elefanten" nennen. Das schönste an dem Büchlein sind die Lieder; die gelungensten die des verlassenen Mädchens, während die Lieder eines Denkers keinen tiefen Denker verraten.

Ein ganz aktuelles Problem behandelt F. Roland in seiner poetischen Erzählung **Ehrhard Feldmann.** (Straßburg i/E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.)

Das Werkchen ist wohl durch die Reichstagskämpfe um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf entstanden. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Dichter sich der Behandlung der die Gegenwart bewegenden Fragen widmet; mehr noch, wenn er die Aufmerksamkeit auf etwas lenkt, das eine rege Teilnahme verdiente, aber noch nicht gefunden hat, wie das ja leider für unsere Volksschule und deren Lehrer der Fall ist. Die vorliegende poetische Erzählung hat manches Gute und Schöne. Vor allem zeigt sie das Werden des Lehrers in wirksamer Weise. Alles zeugt von großer Sachkenntnis, und manche treffende Bemerkung beleuchtet den Gegenstand. Ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß ein wirkliches Vorkommnis dem Gedichte zu Grunde liegt. Und hier liegt der Hauptfehler des Dichters. Er hat sich zu genau an dieses Vorkommnis gehalten, den Stoff nicht genug in sich selbst verarbeitet. Er steht nicht über dem Einzelfall. Das Ganze macht nicht genug den Eindruck des Einheitlichen, die Tendenz kommt nicht gedrängt, nicht scharf genug zum Ausdruck. Nicht gefallen hat mir der Schluß, daß der Held den Lehrerstand verläßt und wieder Bauer wird. Ein rechter Held hält auf seinem Platze aus, gerade dann, wenn es schwere Kämpfe gilt. Im ganzen habe ich die Empfindung, daß der Stoff sich besser für die Behandlung in Prosa eignen würde. Aber das Buch hat des Schönen genug, um jeden Leser zu erfreuen, der Gedanken genug, jeden zum Nachdenken anzuregen.

In die älteste Zeit unserer vaterländischen Geschichte führt uns W. Rudow in seiner Dichtung **Wittekind der Sachsenherzog.** (2. Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.)

Rudow hat es verstanden, die Gestalt des sächsischen Freiheitskämpfers lebhaft zu gestalten, in ihm ein Mannesideal zu verkörpern, das unserer Sympathie sicher ist, zumal die Teilnahme für den um Vergebliches Kämpfenden hinzutritt. Und doch ist mir das Buch nicht lieb geworden. Es ist vielleicht zu viel gereimte Chronik, besonders aber ist es die dichterisch unwürdige, vom Haß gegen Rom eingegebene, verbissene Stimmung, die den Genuß schädigt. Das Vorwort, das diesen Romhaß rechtfertigen soll, ist unwirksam und klein. An der Handlung selbst gefällt mir der Schluß nicht. Wir verlassen Wittekind an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, ohne daß wir sein Gefühl in dieser Stunde kennen, ohne daß uns ein Ausblick in die Zukunft gewährt wird. So verläuft die Geschichte gewissermaßen im Sande.

Ebenfalls jedermann bekannte Thatsachen und Personen finden sich in Gustav Adolf Müllers: **Die Nachtigall von Sesenheim, Goethes Frühlingstraum.** Ein heiter-ernster Sang vom Rheine. (Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.)

Man darf das Buch wohl zu jener Reihe von Schriften rechnen, die durch Froitzheims pamphletartigen Angriff auf Friederike Brion hervorgerufen wurden. Müller mochte mit Recht denken, daß die „Rettung" der lieb gewordenen Gestalt der Sesenheimer Pfarrerstochter bei der breiteren Leserwelt durch eine Dichtung leichter zu erreichen sei, als durch gelehrte Schriften. — Mir war die ganze Streitfrage immer unangenehm und ziemlich müßig. Goethes eigene Darstellung im 10. und 11. Buche von Wahrheit und Dichtung ist mir noch heute die liebste. Und noch mehr. Mag Goethe auch, behufs einer wirksameren künstlerischen Verwertung, manches dichterisch frei umgestaltet haben, die psychologische Bedeutung, die innere Wahrheit kann nicht getreuer dargestellt werden, als es der Dichter mit Willen und teilweise wohl auch wider Willen gethan hat. Es hat etwas Rühren-

Aus Kapstadt.*)

Den „Alldeutschen Blättern“ wird von einem Mitgliede aus Kapstadt folgendes geschrieben:

„Der mißglückte Jamesonsche Räuberzug war nur das Vorspiel zu dem Drama, das sich in Südafrika abspielt; jeder Tag läßt es gewisser erscheinen, daß wir einem furchtbaren Bürgerkriege entgegengehen, und daß immer noch dieselben Mächte an der endlichen Herbeiführung der Katastrophe arbeiten. Freilich das offizielle England birgt sich, wohl unter dem Druck der europäischen Diplomatie, hinter der Maske der Friedensliebe und anscheinenden Ehrlichkeit, aber seine dunklen Hintermänner sind nur um so frecher bei der Arbeit; namentlich betreibt die englische Presse hier, nach Vorbild der Londoner Times, das Verhetzungshandwerk mit verdoppelter Energie. Alle Thatsachen werden auf das grauenhafteste zum Nachteil der Buren entstellt, Greuelberichte werden erlogen, die Zustände im Lichte vollkommenster Anarchie dargestellt, die Bevölkerung Johannesburgs am Rande des Wahnwitzes geschildert und dergl. mehr; und das alles nur, um sich das Recht zu erlügen, Englands Einmischung anrufen zu dürfen, nur damit dieses endlich mit seiner ganzen ungeheuren Macht im Transvaal einrücken soll im „Interesse der Civilisation“. Und dieser Zeitpunkt wird wahrlich nicht mehr lange ausbleiben; bald wird es dahin kommen, daß das krasse Elend, welches man jetzt der Welt vorlügt, in Wirklichkeit sich einstellt, denn alle Kunstmittel, alle Hebel werden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Die Minengesellschaften drohen ihre Arbeiten einzustellen, um die brotlos werdenden Arbeiter zur Verzweiflung zu treiben; der Geist der Demoralisation wird systematisch bei der Bevölkerung, namentlich durch die Presse, geschürt und ein unbändiger Deutschenhaß gepredigt, um künstliche Unruhen zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten hervorzurufen und dergl. mehr. Thatsächlich machen sich auch schon bedeutende Handelsstockungen und Erwerbsstörungen fühlbar, und das nackte Elend beginnt sich auf offener Straße zu zeigen.

Die schlimmsten Hetzer glaubten die Zeit schon reif, um die englische Einmischung anzurufen; weitere Schritte in dieser Richtung stehen bevor. Fast scheint es, als könne Johannesburg nie mehr zur Ruhe kommen. Die eingesperrten 60—70 Rädelsführer der Revolutionsbewegung sollen über ein Gesamtvermögen von etwa 30 Millionen Lstr. verfügen, welches gegenwärtig so gut wie ganz brachgelegt ist; als sicher aber kann gelten, daß diese Herren, sobald sie aus dem Gefängnis entlassen sind — an ihrer endlichen Freigabe zweifelt kein Mensch hier — alle Hebel in Bewegung setzen werden, um die Burenregierung, sei es auch um den Preis des Ruins von Johannesburg, zu vernichten. Einmal außer Landes, werden sie von außen her, im Verein mit der Chartered-Co., gefährlichere Gegner des Friedens sein, als das bei ihrer bisherigen Maulwurfsarbeit im Innern des Landes möglich war.

Auf beiden Seiten wird gerüstet. Die Chartered-Co. wirbt beständig neue Truppen unter den Johannesburgern an. Die Leute werden bei gutem Lohne geworben, verlassen ohne Aufsehen die Stadt und ziehen nach Betschuanaland, Matabeleland und Maschonaland. Fragt man sie, gegen wen und zu welchem Zwecke sie angeworben werden, so antworten sie lachend: „Was kümmert mich das, vorläufig erhalte ich guten Sold, das weitere geht mich nichts an.“ Auf der anderen Seite rüsten aber auch die Buren gewaltig; die Regierung soll im Besitz von 75000 vorzüglichen Militärgewehren sein, welche systematisch, nebst reichlichen Munitionsvorräten, an die Buren auf ihren Farmen verteilt werden; Freistaat und Transvaal verstärken ihre Artillerie — nebenbei gesagt, ganz vorzügliche, unter deutscher Leitung stehende Militärkörper — gewaltig; bei Pretoria und Johannesburg werden Forts gebaut, die eingeschworenen fremden Truppen, meist Deutsche etwa 1200 Mann stark (die drei Abteilungen Johannesburg, Pretoria und Krügersdorp zusammengerechnet) bleiben im Dienste und dergl. — kurz, der ganze Transvaal verwandelt sich allmählich in ein Kriegslager. Ähnliches bereitet sich auch im Freistaate vor, wenngleich nicht in solchem Umfange. —

Wie in England, so entleert sich auch bei uns hier die ganze Schale des britischen Giftes über uns Deutsche; besonders haben unsere Johannesburger Landsleute schwer darunter zu leiden; in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen wird die Bevölkerung aufgestachelt, uns zu boykotten; die Anrempeleien nehmen kein Ende, und natürlich lügen bei solchen Fällen dann die englischen Blätter zu Gunsten ihrer Landsleute, daß man glauben könnte, unsere wackeren Deutschen wären eine ausgemachte Räuberbande, die an den Galgen gehört, während die hilflosen Engländer sich in ihrer Verzweiflung an den Rockschoß der guten Königin Victoria klammern müßten. Weniger brutal, aber in noch weit empfindlicherem Maße haben wir Deutschen hier in Kapstadt zu leiden; unsere hiesige landsmännische Bevölkerung besteht zum größten Teile aus sogenannten Geldbeutel-Politikern; seit Jahrzehnten fast unter Engländern angesessen, aufs engste mit ihnen in sprachlicher, geschäftlicher, gesellschaftlicher und selbst familiärer Beziehung verwachsen, ist ihnen der ganze Transvaaler Skandal aufs höchste peinlich. Ohne sich direkt zu verleugnen, ducken sie sich bis zum Verschwinden.“

Soweit unser Mitglied, das ein wenig erbauliches Bild der durch die englischen Zettelungen in Südafrika hervorgerufenen Zustände entwirft. Sollte es dort noch zu weiteren blutigen Kämpfen oder gar zu einem Bürgerkriege kommen — und die Möglichkeit, daß dies geschieht, ist keineswegs ausgeschlossen —, so trägt England allein die Verantwortung trotz aller Korrektheit, wie unsere Offiziösen sagen, oder trotz aller Heuchelei — wie wir es nennen, seiner amtlichen Kreise. Wer die wahre Stimmung des wahren England kennen lernen will, der lese die Berichte über das Verhalten des niedrigen wie des vornehmen Pöbels bei der gerichtlichen Vernehmung des Flibustiers Jameson; mit dieser Stimmung, diesem Verhalten allein werden wir zu rechnen haben, und wenn uns in dem Berichte unseres Mitgliedes etwas gefreut hat, so ist es der Hinweis auf die Rüstungen der beiden Burenstaaten gegen einen neuen englischen Handstreich. Diese Rüstungen beweisen, daß auch die Buren sich keinen Illusionen bezüglich der Engländer hingeben, daß sie sich vielmehr darauf vorbereiten, ihnen einen heißen Empfang zu bereiten, und wir beneiden die Friedensbrecher, die diesmal den Buren in die

*) Wir empfehlen unseren Lesern von neuem den Beitritt zum „Alldeutschen Verbande“. Der Beitrag ist mit Bezug der „Blätter“ 4 Mk. Anmeldungen bei Herrn Joh. Fründt, Berlin W., Kurfürstenstr. 44.

Hände fallen werden, nicht um das ihrer dann wartende Geschick. Verdient werden sie es aber jedenfalls haben!

Abschied.

Fremd, fremd die ganze Welt!
Dahin, was man geliebt, gehofft!
Das ganze, süßgeträumte Glück zerschellt,
Wie schon so oft, wie schon so oft!

Grau, grau die weite Flur!
Verhüllt der Berge blaue Pracht
Und schwer das Herz und träg die Uhr
Und kalt der Tag und bang die Nacht.

Was soll noch freu'n? Das Heute ging
Und ward ein Gestern, glückeslicht.
Nun scheint bedeutungslos Dir jedes Ding,
Nun liebst Du nicht, nun lebst Du nicht.

A. v. Auerswald.

Episches.

Angezeigt von **Karl Storck.**

Franz Wolff. **Das Glück.** Ein Sang von der Donau. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.)

Die Jagd nach dem Glück. Ein Problem, das schon manchen Dichter, ja gerade die größten, zu ihren größten Schöpfungen begeistert hat. Auch Goethes Faust gehört hierher. Wolff macht sich die Sache leichter. Er führt uns einen Jüngling vor, der der Klosterschule entflieht, um in der Welt sein Glück zu suchen. Eine Liebelei, toller Sinnesgenuß, das Kriegsleben, unermeßlicher Reichtum können ihn nicht befriedigen, auch in der gelehrten Einsamkeit des Klosterlebens findet er keine Ruhe. Da kehrt er zu ihr zurück, die er einst treulos verlassen, und schließt mit ihr den Bund für den Rest seines Lebens.

„Glück ist nur, nach Höchstem streben,
Und die Weisheit, die wir lernten
In des Lebens rauhem Kampfe,
Einzupflanzen uns'ren Kindern!" (S. 93.)

Das ist ja sehr schön, und ein großes Stück Wahrheit liegt auch darin, daß in dem Beschränkenkönnen seiner Wünsche, und dann zuerst in der Familie das Glück blüht. Aber hart ans Lächerliche und Geschmacklose grenzt es doch, wenn, als der endlich zur Ruhe Gekommene seinem Weibe klagt, daß ihnen ja keine Kinder mehr beschieden sein könnten, plötzlich ein junger Mann aus dem Wald tritt — sein Sohn — die Frucht seiner treulosen Liebe.

Wolff hat sich die Sache zu leicht gemacht. Man könnte seine Art im Gegensatz zur bekannten Redensart: „ein Schießen mit Vogelschrot auf einen Elefanten" nennen. Das schönste an dem Büchlein sind die Lieder; die gelungensten die des verlassenen Mädchens, während die Lieder eines Denkers keinen tiefen Denker verraten.

Ein ganz aktuelles Problem behandelt F. Roland in seiner poetischen Erzählung **Ehrhard Feldmann.** (Straßburg i/E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.)

Das Werkchen ist wohl durch die Reichstagskämpfe um den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf entstanden. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ein Dichter sich der Behandlung der die Gegenwart bewegenden Fragen widmet; mehr noch, wenn er die Aufmerksamkeit auf etwas lenkt, das eine rege Teilnahme verdiente, aber noch nicht gefunden hat, wie das ja leider für unsere Volksschule und deren Lehrer der Fall ist. Die vorliegende poetische Erzählung hat manches Gute und Schöne. Vor allem zeigt sie das Werden des Lehrers in wirksamer Weise. Alles zeugt von großer Sachkenntnis, und manche treffende Bemerkung beleuchtet den Gegenstand. Ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß ein wirkliches Vorkommnis dem Gedichte zu Grunde liegt. Und hier liegt der Hauptfehler des Dichters. Er hat sich zu genau an dieses Vorkommnis gehalten, den Stoff nicht genug in sich selbst verarbeitet. Er steht nicht über dem Einzelfall. Das Ganze macht nicht genug den Eindruck des Einheitlichen, die Tendenz kommt nicht gedrängt, nicht scharf genug zum Ausdruck. Nicht gefallen hat mir der Schluß, daß der Held den Lehrerstand verläßt und wieder Bauer wird. Ein rechter Held hält auf seinem Platze aus, gerade dann, wenn es schwere Kämpfe gilt. Im ganzen habe ich die Empfindung, daß der Stoff sich besser für die Behandlung in Prosa eignen würde. Aber das Buch hat des Schönen genug, um jeden Leser zu erfreuen, der Gedanken genug, jeden zum Nachdenken anzuregen.

In die älteste Zeit unserer vaterländischen Geschichte führt uns W. Rubow in seiner Dichtung **Wittekind der Sachsenherzog.** (2. Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.)

Rubow hat es verstanden, die Gestalt des sächsischen Freiheitskämpfers lebhaft zu gestalten, in ihm ein Mannesideal zu verkörpern, das unserer Sympathie sicher ist, zumal die Teilnahme für den um Vergebliches Kämpfenden hinzutritt. Und doch ist mir das Buch nicht lieb geworden. Es ist vielleicht zu viel gereimte Chronik, besonders aber ist es die dichterisch unwürdige, vom Haß gegen Rom eingegebene, verbissene Stimmung, die den Genuß schädigt. Das Vorwort, das diesen Romhaß rechtfertigen soll, ist unwirksam und klein. An der Handlung selbst gefällt mir der Schluß nicht. Wir verlassen Wittekind an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, ohne daß wir sein Gefühl in dieser Stunde kennen, ohne daß uns ein Ausblick in die Zukunft gewährt wird. So verläuft die Geschichte gewissermaßen im Sande.

Ebenfalls jedermann bekannte Thatsachen und Personen finden sich in Gustav Adolf Müllers: **Die Nachtigall von Sesenheim, Goethes Frühlingstraum.** Ein heiter-ernster Sang vom Rheine. (Leipzig, Verlag von Walther Fiedler)

Man darf das Buch wohl zu jener Reihe von Schriften rechnen, die durch Froitzheims pamphletartigen Angriff auf Friederike Brion hervorgerufen wurden. Müller mochte mit Recht denken, daß die „Rettung" der lieb gewordenen Gestalt der Sesenheimer Pfarrerstochter bei der breiteren Leserwelt durch eine Dichtung leichter zu erreichen sei, als durch gelehrte Schriften. — Mir war die ganze Streitfrage immer unangenehm und ziemlich müßig. Goethes eigene Darstellung im 10 und 11. Buche von Wahrheit und Dichtung ist mir noch heute die liebste. Und noch mehr. Mag Goethe auch, behufs einer wirksameren künstlerischen Verwertung, manches dichterisch frei umgestaltet haben, die psychologische Bedeutung, die innere Wahrheit kann nicht getreuer dargestellt werden, als es der Dichter mit Willen und teilweise wohl auch wider Willen gethan hat. Es hat etwas Rührens

des, zu sehen, wie den mehr als Sechzigjährigen (diese Teile von Wahrheit und Dichtung sind 1812–1813 entstanden) die Jugendliebe übermannt und wieder in ihren Bann schlägt. Es war ja auch die tiefstgehende Herzensliebe, die der Dichter erfahren, und er hat im ganzen Leben das Liebesglück nicht gefunden, das ihm an Friederikens Seite wohl beschieden gewesen wäre. Er hat es für seine Pflicht gehalten, das Verhältnis zu brechen. Ob das edle Mädchen, trotz seiner Einfachheit, dem aufstrebenden Aar die Flügel beschwert hätte — wer kann es verneinen, wer bejahen? Jedenfalls hat Friederike sich groß gezeigt in der Art, wie sie dem ihr Herz brechenden Dichter verzieh. Daß aber auch dieser es schwer trug, zeigen, trotz des etwas kalten, historischen Tones, die Worte in Dichtung und Wahrheit (12. Buch): „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen. Hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich.“ —

Was nun Müllers Dichtung betrifft, so beruht ihr Hauptverdienst darin, daß sie nichts Fremdes hineinbringt, sondern sich treu an des Dichters Aufzeichnungen hält, manches fast wörtlich giebt. Einiges hat der Dichter nicht benutzt, was Goethe ziemlich ausführlich behandelt. So ist es sehr auffällig, daß die Verkleidung, in der Goethe seinen ersten Besuch machte, nicht verwertet ist, und besonders, daß Friederikens Aufenthalt in Straßburg fehlt. Liegt darin nicht eine gewisse Ungerechtigkeit gegen den Dichter, der bei der Gelegenheit am stärksten fühlte, daß Friederike nicht zu ihm tauge? Sehr schön aber finde ich die Art, wie Müller die Scheidung herbeiführt, daß Friederike wider des Geliebten Willen die abmahnenden Briefe seiner Verwandten zu lesen bekommt. Überhaupt sei hervorgehoben, daß er in schöner Sprache, deren leichtflüssige Verse sich sehr gut lesen, die Herzensgeschichte unseres größten Dichters so behandelt hat, daß sie bei den Beteiligten nur neue Freunde gewinnen kann. — Das Buch ist reich ausgestattet, in etwas litteraturgeschichtlicher Weise mit den Bildern der in Frage kommenden Örtlichkeiten geschmückt.

Weit bedeutender als die besprochenen Dichtungen, überhaupt eine sehr hervorragende Erscheinung ist Franz Ludorffs: **Der Heiland.** Ein Epos in neunzehn Gesängen. 2. Auflage. (Dresden, Verlag von Glöß.)

Es ist eine der verlockendsten, aber auch heikelsten Aufgaben, die Person Christi dichterisch zu verwerten. Die Evangelien in ihrer schlichten Größe haben die Gestalt mit einer derartigen Erhabenheit umkleidet, die kaum zu erreichen ist. Dazu alles, was neunzehn Jahrhunderte der Verehrung und Anbetung hinzugefügt haben. Der Dichter hat ferner gegen eine „heilige“ Tradition aufzukommen. Er darf an der Handlung der Evangelien nichts ändern, sehr gefährlich ist es, etwas hinzuzuerfinden. Abgesehen davon werden Strenggläubige in dem Unterfangen, eine Messiade zu schreiben, immer eine Art Profanation sehen. So ist mir denn die Art, wie Lewes Wallace in seinem bekannten Roman Ben Hur die Person Christi verwendet, häufig als die beste erschienen. Der Erlöser selbst geht nur bisweilen gewissermaßen vorüber, aber sein Geist beherrscht die ganze Handlung, bewegt Gegner und Anhänger.

Franz Ludorff hat in seinem Werke einen neuen Weg eingeschlagen. Er läßt einen Augenzeugen jener Tage erzählen. Eine Art Faust, sucht er nach Wahrheit. Nirgends hat er sie gefunden. Nicht der Pantheismus, nicht der Atheismus, nicht die gesamte Philosophie, die er in grandios geschilderten Geschichten gewissermaßen erlebt, können ihm genügen. Endlich findet er, überwältigt durch die Persönlichkeit und die Lehre Christi, im Kreuze Ruhe und Frieden.

Ich kann leider hier bei dem beschränkten Raum nicht nach Gebühr die an neuen Wendungen reiche Dichtung würdigen, die eine sehr eingehende Betrachtung verdient und herausfordert. Deshalb sei mir weniges zur Empfehlung zu sagen vergönnt.

Ludorff löst seine Aufgabe in streng gläubigem Geiste. Er ist ein Dichter von gestaltungskräftiger Phantasie, von seltenem Wissen, von großartiger Sprachgewalt. Sein Werk, das eine heilige Begeisterung durchweht, ist außerordentlich reich an tiefen Gedanken, an lebhaft geschauten Bildern. Ein beständig wechselnder Hintergrund sorgt für Abwechselung, so daß der Leser, trotzdem er die Ereignisse, die treu der Bibel folgen, kennt, voll Spannung die Entwicklung verfolgt.

Ich empfehle das Werk jedem, der an ernster Poesie noch Freude hat, aufs wärmste. Ob er in Christus Gott anbetet oder den edelsten Menschen verehrt — er wird das Buch nicht ohne reiche Anregung, nicht ohne großen Genuß aus der Hand legen. — Die Ausstattung ist würdig, der Preis gering. (2 Mk.)

Wenn mir die Thrän' im Auge steht —

Von F. Gebhardt.

Wenn mir die Thrän' im Auge steht,
Was staunt Ihr so und fragt mich drum?
Nicht ist es um das eigne Leid,
Das eigne Leid, ich trüg' es stumm!

Doch all' die Liebsten auf der Welt
Gebeugt vom Druck des Elends sehn
Und mit gebundnen Händen still,
Ohn' Macht, ohn' Recht — zu helfen, stehn —

Das ist es, was das Herz mir bricht
In wildem Weh und bitterm Groll,
Daß ich aus meines Dunkels Nacht
Umsonst nach Freiheit ringen soll!

Aus dem Leben für das Leben.

Von G. v. L.

Nur wer seine Kraft bindet, erhält ihr die Spannung, durch die sie Wirkungen erzeugt. Die ganz entfesselte verzittert in nichtigen Wellen.

*

Wenn ein „Übermensch“ sich den Glauben an seine Kraft, an sein Herrentum erhalten will, muß er in die Ein-

samkeit flüchten. Im Spiel der Einbildungskraft versetzt er sich dann in die Rolle des Schöpfers; er stellt sich Riesen vor, die er in gedachte Abgründe bannt; allen Bildern in seiner Seele saugt er das Blut aus, bis ihn ein machtloses Heer von Schatten umgiebt, sich beugend vor seinem Hauch. Das Ich allein wächst dann titanisch empor und genießt in dem vorgestellten All die berauschenden Genüsse geträumter Herrschermacht. Und ist ihm die Kunst helltönender Sprache gegeben, so kann er die Gesichte der Einsamkeit in merkwürdige Worte bannen, die von jenseits der Wirklichkeit herzustammen scheinen. Das Lied lockt dann die Schwachen und sie strömen herbei, lauschen dem Sange und merken sich abgerissene Fetzen. Statt aber auch in die Einsamkeit zu gehen, kehren sie in die Welt zurück und geben sich für Titanenenkel aus, die nur einen Herrn anerkennen, sich selbst! Und im Grunde sind sie Hämlinge, unfähig, einen Gedanken zu zeugen, und Springpuppen der Eitelkeit, die sie so lange tanzen läßt, bis die Welt das Spiel satt bekommt und sich einer neuen geistigen Gigerlei zuwendet.

*

Wenn es den Menschen treibt, seinen Leidenschaften nachzugeben, weil er zu schwach ist, sie zu beherrschen, so erfindet er eine Weltanschauung, in der die Schwäche als Heldentum erscheint.

*

Der neueste Sport: Man lebt unter dem Schutze des Staates von den Zinsen eines reichlichen Kapitals gut und bequem und verwendet seine Zeit, um den Staat und das Kapital als den Fluch der Menschheit nachzuweisen. Man gesellt sich zu den Zerstörern, weil es an der Kraft zu bauen fehlt.

*

Frauen und Mädchen überspringen im Denken zumeist die Zwischensätze. Darum sind sie leicht geneigt, die äußersten Folgerungen mit Leidenschaft zu vertreten. Heute giebt es schon in den vornehmsten Kreisen Mädchen, die mit den Dynamit-Gedanken des tollsten Anarchismus spielen, alles, Gott, Religion, Staat, Sittlichkeit, als überlebt bezeichnen, über die Vaterlandsliebe spotten und für die freie Liebe schwärmen. Kaum zu verwundern. Man hat in diesen Kreisen das Weib so von der Welt abgesperrt — nicht von der „monde“ —, sie so mit dem Milchbrei der leersten Konvention überfüttert, daß sie jetzt aus Langerweile zu den überpfeffertsten Gerichten greifen. Die Erscheinung ist nicht neu. Die Frauen des „ancien régime“ haben ebenso gehandelt — bis 1789. Gewiß waren diese Damen sehr geistreich; sie sprachen über alles, lachten über alles, sie waren ungemein witzig. Aber zuletzt hat sie etwas an epigrammatischer Schärfe überboten: die Guillotine.

*

Es gehört viel mehr Geist und Willenskraft dazu, berechtigtes Alte zu erhalten, als das Verrottete niederzureißen.

*

Der verneinende, scheulose Witz ist der Vorläufer der rohen Gewalt.

*

Ein überkluger Mann bereitete ein Stück Landes sorgfältig für die Aussaat vor; er düngte es gleichmäßig und harkte mit Fleiß. Dann legte er Weizen, Roggen, Gurken- und Kürbiskerne, Eicheln u. s. w. in die Furchen. Da der Nährboden allen gemeinsam war, alle gleichviel Sonne und Regen empfingen, so war er überzeugt, daß nun die Verschiedenheit der Anlage nicht zum Durchbruch gelangen könne. Zu seinem maßlosen Erstaunen wuchs jedes nach seiner Art. Da setzte er sich in seine Stube und dachte nun eifrig nach: „Wie muß ich den Erdboden mischen, damit sich aus Roggen, Gurkenkernen, Eicheln die gleiche Einheitspflanze entwickelt?“ — — Noch immer denkt er nach, denn er ist überzeugt, daß das gleiche „Milieu“ auch Gleiches hervorbringen müsse. Ein Narr, sagst Du? Ja, möglicherweise, aber wie nennst Du jene, die die Menschen auch so von außen her gleichmachen wollen?

Vermischtes.

Ausstellungen in Berlin und Ofen-Pest. Unter dieser Überschrift bringt die „Leitmeritzer Zeitung“ vom 26. Februar den nachstehenden Artikel, dessen Eindruck wir durch keine weiteren Zusätze abschwächen möchten.

„In Kaffeehäusern, Bierstuben und anderen öffentlichen Lokalen im goldenen slawischen Prag hängen seit einigen Tagen buntscheckige Plakate mit der Überschrift:

‚Berlinská vystáva Prumyslova‘.

Wir fragen, für welches Publikum diese Plakate bestimmt sind? Glaubt man in Berlin etwa, daß in dem ‚goldenen slawischen Prag‘ eine Person existiert, welche zur Ausstellung kommt und nicht deutsch kann? Glauben die Berliner überhaupt, daß in dem goldenen slawischen Prag ein Schlosser oder Tischler, ein Schneider oder Schuster existiert, welcher nicht deutsch versteht?

Die ‚grande nation des Tscheques‘ veranstaltete im vorigen Jahre eine slawisch-tschechische ethnographische Ausstellung, und es wurde bestimmt, daß keine deutsche Aufschrift angebracht werden dürfe. Auch war kein deutsches Plakat dieser Ausstellung zu sehen, die ja eine Demonstration gegen Österreich und Deutschtum war; denn man hatte ‚vergessen‘, die deutschen Landtagsabgeordneten zur Eröffnung einzuladen. — Und die Berliner lassen in Prag Plakate mit der Aufschrift ‚Berlinská vystáva Prumyslova‘ anschlagen! Das ist doch ein Hohn für uns Deutsche im ‚goldenen slawischen Prag‘. Hatte man in Berlin das nötig? — In einem Witzblatte ist ‚Praha‘, die Göttin des goldenen slawischen Prag, dargestellt, von einer Menge Schweine umgeben, auf denen verschiedene Namen zu lesen sind, als ‚Deutsches Kasino‘, ‚Deutscher Schulverein‘ u. s. w., und darüber steht: ‚Es ist die höchste Zeit, daß Praha sich erhebe und die Peitsche schwingt.‘ — Genügt den Herren in Berlin diese Probe?

Auch die andere ‚große Nation‘ macht von sich reden; sie veranstaltet eine Millenniums-Ausstellung in Ofen-Pest.

Die magyarische Regierung hat im Laufe von 20 Jahren laut offizieller Daten mehr als 2000 deutsche Schulen abgeschafft; es giebt in ganz Ungarn kein deutsches Gymnasium, keine deutsche Realschule mehr, auch die urdeutschen Städte, wie Ödenburg, haben nur magyarische Schulen. In Ofen-Pest sind die deutschen Aufschriftstafeln verschwunden, das schönste aber ist das, daß man den Bau eines deutschen Theaters untersagt hat!!

Ja, jetzt, wo die edle magyarische Nation ihre Ausstellung veranstaltet, da fällt ihr ein, daß sie Besucher aus

des, zu sehen, wie den mehr als Sechzigjährigen (diese Teile von Wahrheit und Dichtung sind 1812–1813 entstanden) die Jugendliebe übermannt und wieder in ihren Bann schlägt. Es war ja auch die tiefstgehende Herzensliebe, die der Dichter erfahren, und er hat im ganzen Leben das Liebesglück nicht gefunden, das ihm an Friederikens Seite wohl beschieden gewesen wäre. Er hat es für seine Pflicht gehalten, das Verhältnis zu brechen. Ob das edle Mädchen, trotz seiner Einfachheit, dem aufstrebenden Aar die Flügel beschwert hätte — wer kann es verneinen, wer bejahen? Jedenfalls hat Friederike sich groß gezeigt in der Art, wie sie dem ihr Herz brechenden Dichter verzieh. Daß aber auch dieser es schwer trug, zeigen, trotz des etwas kalten, historischen Tones, die Worte in Dichtung und Wahrheit (12. Buch): „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen. Hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich." —

Was nun Müllers Dichtung betrifft, so beruht ihr Hauptverdienst darin, daß sie nichts Fremdes hineinbringt, sondern sich treu an des Dichters Aufzeichnungen hält, manches fast wörtlich giebt. Einiges hat der Dichter nicht benutzt, was Goethe ziemlich ausführlich behandelt. So ist es sehr auffällig, daß die Verkleidung, in der Goethe seinen ersten Besuch machte, nicht verwertet ist, und besonders, daß Friederikens Aufenthalt in Straßburg fehlt. Liegt darin nicht eine gewisse Ungerechtigkeit gegen den Dichter, der bei der Gelegenheit am stärksten fühlte, daß Friederike nicht zu ihm tauge? Sehr schön aber finde ich die Art, wie Müller die Scheidung herbeiführt, daß Friederike wider des Geliebten Willen die abmahnenden Briefe seiner Verwandten zu lesen bekommt. Überhaupt sei hervorgehoben, daß er in schöner Sprache, deren leichtflüssige Verse sich sehr gut lesen, die Herzensgeschichte unseres größten Dichters so behandelt hat, daß sie bei den Beteiligten nur neue Freunde gewinnen kann. — Das Buch ist reich ausgestattet, in etwas litteraturgeschichtlicher Weise mit den Bildern der in Frage kommenden Örtlichkeiten geschmückt.

Weit bedeutender als die besprochenen Dichtungen, überhaupt eine sehr hervorragende Erscheinung ist Franz Ludorffs: **Der Heiland.** Ein Epos in neunzehn Gesängen. 2. Auflage. (Dresden, Verlag von Glöß.)

Es ist eine der verlockendsten, aber auch heikelsten Aufgaben, die Person Christi dichterisch zu verwerten. Die Evangelien in ihrer schlichten Größe haben die Gestalt mit einer derartigen Erhabenheit umkleidet, die kaum zu erreichen ist. Dazu alles, was neunzehn Jahrhunderte der Verehrung und Anbetung hinzugefügt haben. Der Dichter hat ferner gegen eine „heilige" Tradition aufzukommen. Er darf an der Handlung der Evangelien nichts ändern, sehr gefährlich ist es, etwas hinzuzuerfinden. Abgesehen davon werden Strenggläubige in dem Unterfangen, eine Messiade zu schreiben, immer eine Art Profanation sehen. So ist mir denn die Art, wie Lewes Wallace in seinem bekannten Roman Ben Hur die Person Christi verwendet, häufig als die beste erschienen. Der Erlöser selbst geht nur bisweilen gewissermaßen vorüber, aber sein Geist beherrscht die ganze Handlung, bewegt Gegner und Anhänger.

Franz Ludorff hat in seinem Werke einen neuen Weg eingeschlagen. Er läßt einen Augenzeugen jener Tage erzählen. Eine Art Faust, sucht er nach Wahrheit. Nirgends hat er sie gefunden. Nicht der Pantheismus, nicht der Atheismus, nicht die gesamte Philosophie, die er in grandios geschilderten Geschichten gewissermaßen erlebt, können ihm genügen. Endlich findet er, überwältigt durch die Persönlichkeit und die Lehre Christi, im Kreuze Ruhe und Frieden.

Ich kann leider hier bei dem beschränkten Raum nicht nach Gebühr die an neuen Wendungen reiche Dichtung würdigen, die eine sehr eingehende Betrachtung verdient und herausfordert. Deshalb sei mir weniges zur Empfehlung zu sagen vergönnt.

Ludorff löst seine Aufgabe in streng gläubigem Geiste. Er ist ein Dichter von gestaltungskräftiger Phantasie, von seltenem Wissen, von großartiger Sprachgewalt. Sein Werk, das eine heilige Begeisterung durchweht, ist außerordentlich reich an tiefen Gedanken, an lebhaft geschauten Bildern. Ein beständig wechselnder Hintergrund sorgt für Abwechselung, so daß der Leser, trotzdem er die Ereignisse, die treu der Bibel folgen, kennt, voll Spannung die Entwicklung verfolgt.

Ich empfehle das Werk jedem, der an ernster Poesie noch Freude hat, aufs wärmste. Ob er in Christus Gott anbetet oder den edelsten Menschen verehrt — er wird das Buch nicht ohne reiche Anregung, nicht ohne großen Genuß aus der Hand legen. — Die Ausstattung ist würdig, der Preis gering. (2 Mk.)

Wenn mir die Thrän' im Auge steht —

Von **F. Gebhardt.**

Wenn mir die Thrän' im Auge steht,
Was staunt Ihr so und fragt mich drum?
Nicht ist es um das eigne Leid,
Das eigne Leid, ich trüg' es stumm!

Doch all' die Liebsten auf der Welt
Gebeugt vom Druck des Elends sehn
Und mit gebundnen Händen still,
Ohn' Macht, ohn' Recht — zu helfen, stehn —

Das ist es, was das Herz mir bricht
In wildem Weh und bitterm Groll,
Daß ich aus meines Dunkels Nacht
Umsonst nach Freiheit ringen soll!

Aus dem Leben für das Leben.

Von **H. v. L.**

Nur wer seine Kraft bindet, erhält ihr die Spannung, durch die sie Wirkungen erzeugt. Die ganz entfesselte verzittert in nichtigen Wellen.

•

Wenn ein „Übermensch" sich den Glauben an seine Kraft, an sein Herrentum erhalten will, muß er in die Ein-

samkeit flüchten. Im Spiel der Einbildungskraft versetzt er sich dann in die Rolle des Schöpfers; er stellt sich Riesen vor, die er in gedachte Abgründe bannt; allen Bildern in seiner Seele saugt er das Blut aus, bis ihn ein machtloses Heer von Schatten umgiebt, sich beugend vor seinem Hauch. Das Ich allein wächst dann titanisch empor und genießt in dem vorgestellten All die berauschenden Genüsse geträumter Herrschermacht. Und ist ihm die Kunst helltönender Sprache gegeben, so kann er die Gesichte der Einsamkeit in merkwürdige Worte bannen, die von jenseits der Wirklichkeit herzustammen scheinen. Das Lied lockt dann die Schwachen und sie strömen herbei, lauschen dem Sange und merken sich abgerissene Fetzen. Statt aber auch in die Einsamkeit zu gehen, kehren sie in die Welt zurück und geben sich für Titanenenkel aus, die nur einen Herrn anerkennen, sich selbst! Und im Grunde sind sie Hämlinge, unfähig, einen Gedanken zu zeugen, und Springpuppen der Eitelkeit, die sie so lange tanzen läßt, bis die Welt das Spiel satt bekommt und sich einer neuen geistigen Gigerlei zuwendet.

*

Wenn es den Menschen treibt, seinen Leidenschaften nachzugeben, weil er zu schwach ist, sie zu beherrschen, so erfindet er eine Weltanschauung, in der die Schwäche als Heldentum erscheint.

*

Der neueste Sport: Man lebt unter dem Schutze des Staates von den Zinsen eines reichlichen Kapitals gut und bequem und verwendet seine Zeit, um den Staat und das Kapital als den Fluch der Menschheit nachzuweisen. Man gesellt sich zu den Zerstörern, weil es an der Kraft zu bauen fehlt.

*

Frauen und Mädchen überspringen im Denken zumeist die Zwischensätze. Darum sind sie leicht geneigt, die äußersten Folgerungen mit Leidenschaft zu vertreten. Heute giebt es schon in den vornehmsten Kreisen Mädchen, die mit den Dynamit-Gedanken des tollsten Anarchismus spielen, alles, Gott, Religion, Staat, Sittlichkeit, als überlebt bezeichnen, über die Vaterlandsliebe spotten und für die freie Liebe schwärmen. Kaum zu verwundern. Man hat in diesen Kreisen das Weib so von der Welt abgesperrt — nicht von der „monde“ —, sie so mit dem Milchbrei der leersten Konvention überfüttert, daß sie jetzt aus Langerweile zu den überpfeffertsten Gerichten greifen. Die Erscheinung ist nicht neu. Die Frauen des „ancien régime“ haben ebenso gehandelt — bis 1789. Gewiß waren diese Damen sehr geistreich; sie sprachen über alles, lachten über alles, sie waren ungemein witzig. Aber zuletzt hat sie etwas an epigrammatischer Schärfe überboten: die Guillotine.

*

Es gehört viel mehr Geist und Willenskraft dazu, berechtigtes Alte zu erhalten, als das Verrottete niederzureißen.

*

Der verneinende, scheulose Witz ist der Vorläufer der rohen Gewalt.

*

Ein überkluger Mann bereitete ein Stück Landes sorgfältig für die Aussaat vor; er düngte es gleichmäßig und harkte mit Fleiß. Dann legte er Weizen, Roggen, Gurken- und Kürbiskerne, Eicheln u. s. w. in die Furchen. Da der Nährboden allen gemeinsam war, alle gleichviel Sonne und Regen empfingen, so war er überzeugt, daß nun die Verschiedenheit der Anlage nicht zum Durchbruch gelangen könne. Zu seinem maßlosen Erstaunen wuchs jedes nach seiner Art. Da setzte er sich in seine Stube und dachte nun eifrig nach: „Wie muß ich den Erdboden mischen, damit sich aus Roggen, Gurkenkernen, Eicheln die gleiche Einheitspflanze entwickelt?“ — — Noch immer denkt er nach, denn er ist überzeugt, daß das gleiche „Milieu“ auch Gleiches hervorbringen müsse. Ein Narr, sagst Du? Ja, möglicherweise, aber wie nennst Du jene, die die Menschen auch so von außen her gleichmachen wollen?

Vermischtes.

Ausstellungen in Berlin und Ofen-Pest. Unter dieser Überschrift bringt die „Leitmeritzer Zeitung“ vom 26. Februar den nachstehenden Artikel, dessen Eindruck wir durch keine weiteren Zusätze abschwächen möchten.

„In Kaffeehäusern, Bierstuben und anderen öffentlichen Lokalen im goldenen slawischen Prag hängen seit einigen Tagen buntscheckige Plakate mit der Überschrift:

‚Berlinská vystáva Prumyslova‘.

Wir fragen, für welches Publikum diese Plakate bestimmt sind? Glaubt man in Berlin etwa, daß in dem ‚goldenen slawischen Prag‘ eine Person existiert, welche zur Ausstellung kommt und nicht deutsch kann? Glauben die Berliner überhaupt, daß in dem goldenen slawischen Prag ein Schlosser oder Tischler, ein Schneider oder Schuster existiert, welcher nicht deutsch versteht?

Die ‚grande nation des Tscheques‘ veranstaltete im vorigen Jahre eine slawisch-tschechische ethnographische Ausstellung, und es wurde bestimmt, daß keine deutsche Aufschrift angebracht werden dürfe. Auch war kein deutsches Plakat dieser Ausstellung zu sehen, die ja eine Demonstration gegen Österreich und Deutschtum war; denn man hatte ‚vergessen‘, die deutschen Landtagsabgeordneten zur Eröffnung einzuladen. — Und die Berliner lassen in Prag Plakate mit der Aufschrift ‚Berlinská vystáva Prumyslova‘ anschlagen! Das ist doch ein Hohn für uns Deutsche im ‚goldenen slawischen Prag‘. Hatte man in Berlin das nötig? — In einem Witzblatte ist ‚Praha‘, die Göttin des goldenen slawischen Prag, dargestellt, von einer Menge Schweine umgeben, auf denen verschiedene Namen zu lesen sind, als ‚Deutsches Kasino‘, ‚Deutscher Schulverein‘ u. s. w., und darüber steht: ‚Es ist die höchste Zeit, daß Praha sich erhebe und die Peitsche schwingt.‘ — Genügt den Herren in Berlin diese Probe?

Auch die andere ‚große Nation‘ macht von sich reden; sie veranstaltet eine Milleniums-Ausstellung in Ofen-Pest.

Die magyarische Regierung hat im Laufe von 20 Jahren laut offizieller Daten mehr als 2000 deutsche Schulen abgeschafft; es giebt in ganz Ungarn kein deutsches Gymnasium, keine deutsche Realschule mehr, auch die urdeutschen Städte, wie Ödenburg, haben nur magyarische Schulen. In Ofen-Pest sind die deutschen Aufschriftstafeln verschwunden, das schönste aber ist das, daß man den Bau eines deutschen Theaters untersagt hat!!

Ja, jetzt, wo die edle magyarische Nation ihre Ausstellung veranstaltet, da fällt ihr ein, daß sie Besucher aus

Österreich braucht und natürlich auch aus dem Deutschen Reich.

Am Landungsplatz der Dampfschiffe sind die Kundmachungen in magyarischer, französischer und englischer Sprache angebracht, aber in der Sprache des Kaisers nicht! Am Stationsgebäude der Zahnradbahn auf den Schwabenberg sind die Aufschriften magyarisch, französisch und englisch, aber nicht deutsch. Oben angekommen, hört man weder magyarisch noch französisch, am wenigsten englisch sprechen, wohl aber deutsch.

Sagen wir den Herren Magyaren, daß wir gern einmal nach Ungarn kommen wollen, daß wir aber warten, bis wenigstens ein deutsches Theater fertig ist. Früher kommen wir nicht!"

Der kälteste bewohnte Punkt der Erde. Die größte Kälte, die bisher auf der Erde beobachtet worden ist, hat man am ostsibirischen Eismeer gefunden, und in Ostsibirien ist es auch, wo sich der Ort befindet, der bei tiefster Temperatur ein ständiger Wohnsitz von Menschen ist. Nach Professor Wild von Petersburg ist dies Werchojansk, das 67° 34′ nördlicher Breite und 133° 51′ östlicher Länge von Greenwich liegt; über dem Meere liegt es 107 Meter. An diesem Orte hat sich Professor Wild ein ganzes Jahr aufgehalten, um dessen Temperatur zu studieren. Nach seinen Aufzeichnungen beträgt die mittlere Temperatur: im Januar — 53,1, im Februar — 46,3, im März — 47,7, im April — 15,8, im Mai — 0,1, im Juni + 9,6, im Juli + 13,8, im August + 6,4, im September — 1,6, im Oktober — 20,2, im November — 40,1 und im Dezember — 49,9 Grad Celsius. Das giebt ein Jahresmittel von 19,3 Grad unter Null. Als die niedrigste Temperatur überhaupt wurden — 68 Grad beobachtet. Welche Anpassungsfähigkeit muß der Mensch haben, wenn er es in einem Klima aushalten kann, dessen „Wonnemond" stetig an dem Gefrierpunkt steht und dessen Winter fünf Monate lang mehr als 40 bis 50 Grad Kälte aufweist. Das Gleiche ist aber der Fall mit derjenigen Gegend, welche die größte Wärme aufzuweisen hat. Denn die höchste mit Sicherheit bekannte Wärmetemperatur der ganzen Erde ist + 57,5 Grad, die an einem Junitage im Schatten im Innern Arabiens von Wrede gemessen wurde. Die Sandfläche hatte in der Sonne + 80 bis 90 Grad, was in den Wüsten jenes Landes an heißen Tagen eine nicht seltene Erscheinung ist.

Th.

Briefkasten.

Frl. Elis. M. Zu herkömmlich; kaum eine Zeile, die nicht schon ein anderer gemacht hätte. — Frl. Gola L. in H. Rokoko kommt wohl gelegentlich. Besten Gruß. — Herrn cand. B. in O. Zwei Sprüche kommen. — Herrn Dr. P. wird um Angabe seines Wohnorts gebeten, damit ihm der Aufsatz über „Schulzucht" zurückgesendet werden kann. Der Vorrat ist zu groß. — L. in K. „Es ist ein Reif gekommen" wird gelegentlich verwendet. — Frau Rosa L. in B. Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Lebens- und Renten-Versicherung Potsdam", in Potsdam. — Frl. Nora v. L. Sie können mir gelegentlich Neues senden; Sie scheinen nicht unbegabt. — Herrn Privatdocenten W. in H. Das war allerdings ein Mißverständnis des Expedienten — ich hatte ja aus Ihrem Begleitbriefe ersehen, daß es sich um das heutige Griechenland handelte. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Ablehnung bestehen, denn auch davon konnte ich mir nichts versprechen. — Dr. G. 79. Bitte nichts zu senden. — Frl J. S. in R. Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. — Herrn Geh.-R H. in H. Ich kann Ihnen für diesen Zweck das zweitgenannte Buch empfehlen; das erste ist sehr einseitig und trocken. — Herrn stud. Sch. in M. Formfehler sind in den letzten Gedichten (bis auf reißend und preisend) nicht vorhanden; auch glaube ich, daß Ihre Gefühle echt sind, aber Eigenart fehlt noch immer. Sie werden das noch einmal selber fühlen. — Grauer Spatz. Angenommen. — Mignonne. Leider unbrauchbar, weil voll von Formfehlern. — Herrn Rat W. in Br. Die Übersetzung liest sich gut; das humor. Gedichtchen aber enthält eine Spitze, die in jüngster Zeit in den Witzblättern zu oft verwendet und dadurch stumpf geworden ist. Nichts für ungut. — Frl. C. A. in Sch. Sind Sie Französin? Die Art, wie Sie unser liebes Deutsch mißhandeln, legt den Gedanken an Erbfeindschaft nahe. — stud. H—k in L. Nicht übel, aber noch sehr ungeschickt im Ausdruck. — Frau Gräfin M. in Br. Ich stimme mit Ihren Ansichten durchaus überein und wünschte nur, daß alle Mütter so vernünftig dächten. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung. — Frl. H. E. Ostsee. Sie dürfen gelegentlich neue Versuche senden. — Herrn W. v. H. in B. Die Antwort ist nicht so leicht, wie Sie denken. Obwohl ich seit fast zwanzig Jahren mir auf diesem Gebiete einiges Wissen zu erwerben versuche, habe ich nur die Erkenntnis gewonnen, daß ein ganzes langes Leben nötig wäre, um hier gründliche Kenntnisse zu erwerben. Die Bücher zählen nach Tausenden. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich C. P. Tieles „Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Großen", deutsch von G. Gehrich, anzuschaffen. (Gotha, bei Perthes) und zwar hauptsächlich wegen der bibliographischen Anmerkungen. Schon die zum 1. Bande umfassen 70 Seiten. — Frau verw. Past. H. in Br. Wenn ich die Reden Buddhos empfehle, bekenne ich mich doch nicht zum Buddhismus. Ebensowenig kann das das religiöse Gefühl der Leser verletzen. Ich selbst bin durchaus nichts weniger als Buddhist; deshalb kann ich doch die Sammlung der Reden als wertvolle Zeugnisse uralter Weltanschauung hochschätzen. (Schluß des Briefkastens 18. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als unbrauchbar zu betrachten.)

Inhalt der No. 26.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Österreich braucht und natürlich auch aus dem Deutschen Reich.

Am Landungsplatz der Dampfschiffe sind die Kundmachungen in magyarischer, französischer und englischer Sprache angebracht, aber in der Sprache des Kaisers nicht! Am Stationsgebäude der Zahnradbahn auf den Schwabenberg sind die Aufschriften magyarisch, französisch und englisch, aber nicht deutsch. Oben angekommen, hört man weder magyarisch noch französisch, am wenigsten englisch sprechen, wohl aber deutsch.

Sagen wir den Herren Magyaren, daß wir gern einmal nach Ungarn kommen wollen, daß wir aber warten, bis wenigstens ein deutsches Theater fertig ist. Früher kommen wir nicht!"

Der kälteste bewohnte Punkt der Erde. Die größte Kälte, die bisher auf der Erde beobachtet worden ist, hat man am ostsibirischen Eismeer gefunden, und in Ostsibirien ist es auch, wo sich der Ort befindet, der bei tiefster Temperatur ein ständiger Wohnsitz von Menschen ist. Nach Professor Wild von Petersburg ist dies Werchojansk, das 67° 34' nördlicher Breite und 133° 51' östlicher Länge von Greenwich liegt; über dem Meere liegt es 107 Meter. An diesem Orte hat sich Professor Wild ein ganzes Jahr aufgehalten, um dessen Temperatur zu studieren. Nach seinen Aufzeichnungen beträgt die mittlere Temperatur: im Januar — 53,1, im Februar — 46,3, im März — 47,7, im April — 15,8, im Mai — 0,1, im Juni + 9,6, im Juli + 13,8, im August + 6,4, im September — 1,6, im Oktober — 20,2, im November — 40,1 und im Dezember — 49,9 Grad Celsius. Das giebt ein Jahresmittel von 19,3 Grad unter Null. Als die niedrigste Temperatur überhaupt wurden — 68 Grad beobachtet. Welche Anpassungsfähigkeit muß der Mensch haben, wenn er es in einem Klima aushalten kann, dessen „Wonnemond" stetig an dem Gefrierpunkt steht und dessen Winter fünf Monate lang mehr als 40 bis 50 Grad Kälte aufweist. Das Gleiche ist aber der Fall mit derjenigen Gegend, welche die größte Wärme aufzuweisen hat. Denn die höchste mit Sicherheit bekannte Wärmetemperatur der ganzen Erde ist + 57,5 Grad, die an einem Junitage im Schatten im Innern Arabiens von Wrede gemessen wurde. Die Sandfläche hatte in der Sonne + 80 bis 90 Grad, was in den Wüsten jenes Landes an heißen Tagen eine nicht seltene Erscheinung ist.

Th.

Briefkasten.

Frl. Elis. M. Zu herkömmlich; kaum eine Zeile, die nicht schon ein anderer gemacht hätte. — Frl. Gola L. in H. Rokoko kommt wohl gelegentlich. Besten Gruß. — Herrn cand. B. in O. Zwei Sprüche kommen. — Herrn Dr. P. wird um Angabe seines Wohnorts gebeten, damit ihm der Aufsatz über „Schulzucht" zurückgesendet werden kann. Der Vorrat ist zu groß. — L. in K. „Es ist ein Reif gekommen" wird gelegentlich verwendet. — Frau Rosa L. in B. Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Lebens- und Renten-Versicherung Potsdam", in Potsdam. — Frl. Nora v. L. Sie können mir gelegentlich Neues senden; Sie scheinen nicht unbegabt. — Herrn Privatdocenten W. in H. Das war allerdings ein Mißverständnis des Expedienten — ich hatte ja aus Ihrem Begleitbriefe ersehen, daß es sich um das heutige Griechenland handelte. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Ablehnung bestehen, denn auch davon konnte ich mir nichts versprechen. — Dr. G. 79. Bitte nichts zu senden. — Frl J. S. in R. Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. — Herrn Geh.-R H. in H. Ich kann Ihnen für diesen Zweck das zweitgenannte Buch empfehlen; das erste ist sehr einseitig und trocken. — Herrn stud. Sch. in M. Formfehler sind in den letzten Gedichten (bis auf reißend und preisend) nicht vorhanden; auch glaube ich, daß Ihre Gefühle echt sind, aber Eigenart fehlt noch immer. Sie werden das noch einmal selber fühlen. — Grauer Spatz. Angenommen. — Mignonne. Leider unbrauchbar, weil voll von Formfehlern. - Herrn Rat W. in Br. Die Übersetzung liest sich gut; das humor. Gedichtchen aber enthält eine Spitze, die in jüngster Zeit in den Witzblättern zu oft verwendet und dadurch stumpf geworden ist. Nichts für ungut. — Frl. C. A. in Sch. Sind Sie Französin? Die Art, wie Sie unser liebes Deutsch mißhandeln, legt den Gedanken an Erbfeindschaft nahe. — stud. H–k in L. Nicht übel, aber noch sehr ungeschickt im Ausdruck. — Frau Gräfin M. in Br. Ich stimme mit Ihren Ansichten durchaus überein und wünschte nur, daß alle Mütter so vernünftig dächten. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung. — Frl. H. E. Ostsee. Sie dürfen gelegentlich neue Versuche senden. — Herrn W. v. H. in B. Die Antwort ist nicht so leicht, wie Sie denken. Obwohl ich seit fast zwanzig Jahren mir auf diesem Gebiete einiges Wissen zu erwerben versuche, habe ich nur die Erkenntnis gewonnen, daß ein ganzes langes Leben nötig wäre, um hier gründliche Kenntnisse zu erwerben. Die Bücher zählen nach Tausenden. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich C. P. Tieles „Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Großen", deutsch von G. Gehrich, anzuschaffen. (Gotha, bei Perthes) und zwar hauptsächlich wegen der bibliographischen Anmerkungen. Schon die zum 1. Bande umfassen 70 Seiten. — Frau verw. Past. H. in Br. Wenn ich die Reden Buddhos empfehle, bekenne ich mich doch nicht zum Buddhismus. Ebensowenig kann das das religiöse Gefühl der Leser verletzen. Ich selbst bin durchaus nichts weniger als Buddhist; deshalb kann ich doch die Sammlung der Reden als wertvolle Zeugnisse uralter Weltanschauung hochschätzen. (Schluß des Briefkastens 18. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als unbrauchbar zu betrachten.)

Inhalt der No. 26.

Unsern geehrten Abnehmern zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (26) der Vierteljahrgang schließt. Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements bei den betr. Buchhandlungen und Postämtern.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, unsern Lesern mitteilen zu können, daß in dem neuen Quartal ein **großer vaterländischer Roman** von **Hans Werder** unter dem Titel

„Schwertklingen"

erscheinen wird.

Leitung und Verlag der deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Österreich braucht und natürlich auch aus dem Deutschen Reich.

Am Landungsplatz der Dampfschiffe sind die Kundmachungen in magyarischer, französischer und englischer Sprache angebracht, aber in der Sprache des Kaisers nicht! Am Stationsgebäude der Zahnradbahn auf den Schwabenberg sind die Aufschriften magyarisch, französisch und englisch, aber nicht deutsch. Oben angekommen, hört man weder magyarisch noch französisch, am wenigsten englisch sprechen, wohl aber deutsch.

Sagen wir den Herren Magyaren, daß wir gern einmal nach Ungarn kommen wollen, daß wir aber warten, bis wenigstens ein deutsches Theater fertig ist. Früher kommen wir nicht!"

Der kälteste bewohnte Punkt der Erde. Die größte Kälte, die bisher auf der Erde beobachtet worden ist, hat man am ostsibirischen Eismeer gefunden, und in Ostsibirien ist es auch, wo sich der Ort befindet, der bei tiefster Temperatur ein ständiger Wohnsitz von Menschen ist. Nach Professor Wild von Petersburg ist dies Werchojansk, das 67° 34′ nördlicher Breite und 133° 51′ östlicher Länge von Greenwich liegt; über dem Meere liegt es 107 Meter. An diesem Orte hat sich Professor Wild ein ganzes Jahr aufgehalten, um dessen Temperatur zu studieren. Nach seinen Aufzeichnungen beträgt die mittlere Temperatur: im Januar — 53,1, im Februar — 46,3, im März — 47,7, im April — 15,8, im Mai — 0,1, im Juni + 9,6, im Juli + 13,8, im August + 6,4, im September — 1,6, im Oktober — 20,2, im November — 40,1 und im Dezember — 49,9 Grad Celsius. Das giebt ein Jahresmittel von 19,3 Grad unter Null. Als die niedrigste Temperatur überhaupt wurden — 68 Grad beobachtet. Welche Anpassungsfähigkeit muß der Mensch haben, wenn er es in einem Klima aushalten kann, dessen „Wonnemond" stetig an dem Gefrierpunkt steht und dessen Winter fünf Monate lang mehr als 40 bis 50 Grad Kälte aufweist. Das Gleiche ist aber der Fall mit derjenigen Gegend, welche die größte Wärme aufzuweisen hat. Denn die höchste mit Sicherheit bekannte Wärmetemperatur der ganzen Erde ist + 57,5 Grad, die an einem Junitage im Schatten im Innern Arabiens von Wrede gemessen wurde. Die Sandfläche hatte in der Sonne + 80 bis 90 Grad, was in den Wüsten jenes Landes an heißen Tagen eine nicht seltene Erscheinung ist.

Th.

Briefkasten.

Frl. Elis. M. Zu herkömmlich; kaum eine Zeile, die nicht schon ein anderer gemacht hätte. — Frl. Gola L. in H. Rokoko kommt wohl gelegentlich. Besten Gruß. — Herrn cand. B. in O. Zwei Sprüche kommen. — Herrn Dr. P. wird um Angabe seines Wohnorts gebeten, damit ihm der Aufsatz über „Schulzucht" zurückgesendet werden kann. Der Vorrat ist zu groß. — L. in K. „Es ist ein Reif gekommen" wird gelegentlich verwendet. — Frau Rosa L. in B. Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Lebens- und Renten-Versicherung Potsdam", in Potsdam. — Frl. Nora v. L. Sie können mir gelegentlich Neues senden; Sie scheinen nicht unbegabt. — Herrn Privatdocenten W. in H. Das war allerdings ein Mißverständnis des Expedienten — ich hatte ja aus Ihrem Begleitbriefe ersehen, daß es sich um das heutige Griechenland handelte. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Ablehnung bestehen, denn auch davon konnte ich mir nichts versprechen. — Dr. G. 79. Bitte nichts zu senden. — Frl J. S. in N. Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. — Herrn Geh.-R H. in H. Ich kann Ihnen für diesen Zweck das zweitgenannte Buch empfehlen; das erste ist sehr einseitig und trocken. — Herrn stud. Sch. in M. Formfehler sind in den letzten Gedichten (bis auf reißend und preisend) nicht vorhanden; auch glaube ich, daß Ihre Gefühle echt sind, aber Eigenart fehlt noch immer. Sie werden das noch einmal selber fühlen. — Grauer Spatz. Angenommen. — Mignonne. Leider unbrauchbar, weil voll von Formfehlern. — Herrn Rat W. in Br. Die Übersetzung liest sich gut; das humor. Gedichtchen aber enthält eine Spitze, die in jüngster Zeit in den Witzblättern zu oft verwendet und dadurch stumpf geworden ist. Nichts für ungut. — Frl. C. A. in Sch. Sind Sie Französin? Die Art, wie Sie unser liebes Deutsch mißhandeln, legt den Gedanken an Erbfeindschaft nahe. — stud. H—k in L. Nicht übel, aber noch sehr ungeschickt im Ausdruck. — Frau Gräfin M. in Br. Ich stimme mit Ihren Ansichten durchaus überein und wünschte nur, daß alle Mütter so vernünftig dächten. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung. — Frl. H. E. Ostsee. Sie dürfen gelegentlich neue Versuche senden. — Herrn W. v. H. in B. Die Antwort ist nicht so leicht, wie Sie denken. Obwohl ich seit fast zwanzig Jahren mir auf diesem Gebiete einiges Wissen zu erwerben versuche, habe ich nur die Erkenntnis gewonnen, daß ein ganzes langes Leben nötig wäre, um hier gründliche Kenntnisse zu erwerben. Die Bücher zählen nach Tausenden. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich C. P. Tieles „Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Großen", deutsch von G. Gehrich, anzuschaffen. (Gotha, bei Perthes) und zwar hauptsächlich wegen der bibliographischen Anmerkungen. Schon die zum 1. Bande umfassen 70 Seiten. — Frau verw. Past. H. in Br. Wenn ich die Reden Buddhos empfehle, bekenne ich mich doch nicht zum Buddhismus. Ebensowenig kann das das religiöse Gefühl der Leser verletzen. Ich selbst bin durchaus nichts weniger als Buddhist; deshalb kann ich doch die Sammlung der Reden als wertvolle Zeugnisse uralter Weltanschauung hochschätzen. (Schluß des Briefkastens 18. März. Alle nicht erwähnten Sendungen sind als unbrauchbar zu betrachten.)

Inhalt der No. 26.

Unsern geehrten Abnehmern zur Nachricht, daß mit dieser Nummer (26) der Vierteljahrgang schließt. Wir bitten um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements bei den betr. Buchhandlungen und Postämtern.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, unsern Lesern mitteilen zu können, daß in dem neuen Quartal ein **großer vaterländischer Roman** von **Hans Werder** unter dem Titel

„Schwertklingen"

erscheinen wird.

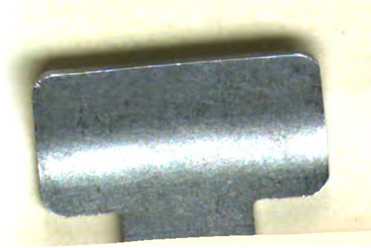
Leitung und Verlag der deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).




Stanford University Libraries
3 6105 014 917 954


DATE DUE





	DATE DUE		

